Phil 1250

SEP 19 1905

Harvard College Library

FROM THE

CONSTANTIUS FUND

Established by Professor E. A. SOPHOCLES of Harvard University for "the purchase of Greek and Latin books, (the ancient classics) or of Arabic books, or of books illustrating or explaining such Greek, Latin, or Arabic books." (Will, dated 1880.)

BLÄTTER

FÜR DAS

GYMNASIAL-SCHULWESEN

HERAUSGEGEBEN VOM

BAYER. GYMNASIALLEHRERVEREIN

REDIGIERT VON

DR. JOHANN MELBER.

VIERZIGSTER BAND.

MÜNCHEN, 1904.
J. LINDAUERSCHE BUCHHANDLUNG.
(SCHÖPPING.)

11-5-13 Philol 250

Inhalts-Verzeichnis.

I. Abteilung.

Abhandlungen.

	Seite
Ammon, Gg., Heimat und Geographieunterricht	221
— — Zum Anfangsunterricht im Griechischen	305
Böhner, F., Ein Beitrag zur Erklärung deutscher Gedichte im Unterrichte	201
Brand, Eugen, Die Entwicklung des Gymnasiallehrerstandes in Bayern (1793 bis 1904)	433
Drei farbentragende Gymnasiasten-Verbindungen in Lübeck (Notiz der Red.)	349
Ducrue, J., Das stereometrische Zeichnen in der 8. u. 9. Gymnasialklasse	60
Fink, Jos., Römische Inschrift in Bayern	63
Fischer, K. T., Die Grundbegriffe einer rein mechanischen Naturerklärung	39
Kalb, A., Phaestos (mit Planskizzen)	1
Kraus, P. Gelas., Nochmals zum Kapitel Projektion	60
Meiser, K., Zu Alkiphron	343
— — Zu Sophokles Antigone v. 517	29
— — Zu Euripides Rhesos v. 84	30
— — Zum Anonymus *περὶ κωμῳδίας*	31
— — Eine merkwürdige Parallelstelle	31
— — Zu Horat. sat. I, 4, 35	696
Menrad, J., Berichtigung zu S. 716 des 39. Bandes	64
Nusser, J., Kritisch-Exegetisches zu Plato	341
Ohlenschlager, Friedr., Horatiana.	
Zu Horat. od. III, 5, 27	689
Zu Horat. sat. I, 1, 4	691
Zu Horat. sat. I, 1, 70	693
Zu Horat. ep. II, 3, 291—294	694
Pistner, J., Nochmals zu Sophokles Oed. Tyr. v. 806 ff.	225
v. Raumer, S., Jeglichen Unterrichts Grundlage	34
— — Das Prinzip der Strenge und der Strafe im erziehenden Unterrichte	604
Rück, K., Randbemerkungen zu dem Aufsatz von H. Morsch, „Die Reifeprüfung an den höheren Schulen Deutschlands und Österreichs“	611
Staehlin, O., Die Ausgabe der griechischen, christlichen Schriftsteller der ersten 3 Jahrhunderte	22
Steinmüller, Gg., Ziele und Wege der vermittelnden Methode im Schulbetrieb der neueren Sprachen	592
Stemplinger, E., Schopenhauer über die humanistischen Studien	177
Stich, H., Das Lehrziel im Geschichtsunterricht und die Gesamtwiederholungen	346
Thomas, R., Ernst Curtius in seinen Briefen	182
Wunderer, C., Kritisch-exegetische Studien zu Polybios II	320
Wecklein, N., Zu Sophokles, Oed. Tyr. v. 806	32

II. und III. Abteilung.

Rezensionen und literarische Notizen.

Seite

Alte Meister. In den Farben des Originals wiedergegeben. 14.—17. Lieferung 413
— — Lief. 18 und 19 664
Alpine Majestäten und ihr Gefolge. 3. Jahrg. 1903. Heft XI u. XII 167
Andreas von Regensburg, sämtliche Werke, herausgegeben von G g. Leidinger, bespr. von Joetze 141
Arendt, Dr. Rud., Grundzüge der Chemie und Mineralogie. 8. Aufl. bearb. von Dr. L. Köhler 296
Asher, David, Die Fehler des Deutschen beim mündlichen Gebrauch der engl. Sprache. 8. Aufl. bespr. von Ackermann 628
Auerbach, Dr. F., Die Grundbegriffe der modernen Naturlehre, bespr. von Zwerger 269
Aurbacher, Ludw., Kleine Erzählungen und Schwänke, herausgeg. von Jos. Sarreiter 295
170 Ausflüge von München auf einen halben bis 3 Tage. 19. Aufl. . . . 654
Baldamus, Prof. Dr. A., Wandkarten zur deutschen Geschichte des 16. 17. 18. und 19. Jahrhunderts. — Wandkarte „Deutschland und Oberitalien zur Zeit Napoleons I." bespr. von Markhauser 282
— — — — Wandkarten zur deutschen Geschichte des 17. und 18. Jahrh. u. Deutschlands zur Zeit Napoleons I. (1806—1815), bespr. von Markhauser 386
Bauer-Link-Ullrich, Materialien zum Uebersetzen aus dem Deutschen ins Französische, bespr. von Ackermann 628
Baumgarten, Dr. O., Neue Bahnen. Der Unterricht in der christlichen Religion im Geist der modernen Theologie 406
Baumgartner, Dr. Bruno, Stilistische Untersuchungen zum deutschen Rolandsliede 160
Beck von Mannagetta, Dr. Günther Ritter, Grundriß der Naturgeschichte des Pflanzenreiches 295
Becker, H., Geometrisches Zeichnen, neubearbeitet von Vonderlinn, bespr. von Pohlig 652
Beckmann, Gustav, Schulchorbuch, bespr. von Wismeyer 153
Beiträge zur alten Geschichte, herausgeg. von Lehmann, Bd. II, bespr. von Reissinger 119
Bergmüller, Ludw., Einige Bemerkungen zur Latinität des Jordanes, bespr. von Manitius 94
Bernheim, Ernst, Lehrbuch der historischen Methode und der Geschichtsphilosophie. 3. und 4. Aufl., bespr. von Simonsfeld 279
Beyer, O. W., Deutsche Schulwelt des neunzehnten Jahrhunderts in Wort und Bild, bespr. von Flemisch 71
Biedermann, Gg., Geographischer Leitfaden. 12. Aufl. 167
— — Arendts Geographie von Bayern. 14. Aufl. 167
Biermann, G., Verona (Berühmte Kunststätten Nr. 23) 661
Biernatzki, Joh., Die farbentragenden Verbindungen am Lübecker Gymnasium 349
Birt, Theod., Griechische Erinnerungen eines Reisenden, bespr. von Reissinger 270
Blaydes, Fred. H. M., Spicilegium tragicum
— — Spicilegium Sophocleum, commentarium perpetuum in septem Sophoclis fabulas continens, bespr. von Wecklein 622
Börner, Dr. O., Bemerkungen zur Methode des neusprachlichen Unterrichtes nebst Lehrplänen für das Französische 377
Boll, Dr. Frz., Sphaera. Neue griechische Texte und Untersuchungen zur Geschichte der Sternbilder, bespr. von Weigl 99
Bork, Prof. Dr. Heinr., Mathematische Hauptsätze. 1. Teil, Ausgabe A und B 660
Brandt, Dr. Karl, Uebungsbuch zum Uebersetzen aus dem Deutschen ins Lateinische für Quarta, bespr. von Weissenberger 97

Seite

Brauckmann, K., Die psychische Entwicklung und pädagogische Behandlung schwerhöriger Kinder, bespr. von Offner 68
v. Braunmühl, Dr. A., Vorlesungen über Geschichte der Trigonometrie 2. Teil, bespr. von Zwerger 115
Brauns, Dr. Reinh., Das Mineralreich. 1. Lieferung, bespr. von Stadler . . 153
— — — Das Mineralreich. Lief. 3—6. 419
— — — Lief. 6—9 660
Breuning, Emil, Die Gestalt des Sokrates in der Literatur des vorigen Jahrhunderts, bespr. von A. Dyroff 70
Bürchner, L., Geogr. Grundbegriffe erläutert an der Heimatkunde von München. bespr. von Ammon 22
C. Julii Caesaris de bello Gallico commentarii VII für den Schulgebrauch herausgegeben von Wilh. Fries, bespr. von Wismeyer 621
Ciceros Verrinen. In Auswahl herausgegeben von C. Bardt. Text 659
Cauer, Friedr., Ciceros politisches Denken, bespr. von Ammon 240
Cauer, Paul, Palaestra Vitae, bespr. von Rück 83
Cesca, Dr. Giov., La scuola secondaria, bespr. von Praun 230
Chabot, Charles, La Pédagogie au lycée (notes de voyages sur les séminaires de gymnase en Allemagne), bespr. von Burger 614
Chwolson, O. D., Lehrbuch der Physik. 1. Bd., übers. von H. Pflaum, bespr. von Zwerger 267
Columellae opera quae exstant rec. Vilelmus Lundström, fasc. VI., bespr. von Stadler 250
Consbruch Dr. M., und Klinckliеck Dr. Fr., Deutsche Lyrik des 19. Jahrhunderts. Auswahl für die oberen Klassen, bespr. von Zettel 239
Cottasche Handbibliothek. Nummer 66—82 467
Curtius — v. Hartel, Griechische Schulgrammatik, 24. Aufl. von Dr. Florian Weigel, bespr. von Dutoit 103
Dahm, Otto, Die Feldzüge des Germanikus in Deutschland, bespr. von Spengel 122
Deutsche Alpenzeitung. 3. Jahrg. 1903/04. 17. und 18. Heft 168
— — 4. Jahrg. Heft 1 417
— — 4. Jahrg. Heft 8—11 667
Dicknether, Frz., Lehrbuch der Arithmetik nebst Übungsaufgaben. II. Teil, bespr. von Sondermaier 379
Diehl, A., Zum Studium der Merkfähigkeit, bespr. von Offner 69
Diercke, C., Schulatlas für die unteren Klassen, bespr. von Koch 289
Dieterich, Karl, Geschichte der byzantinischen und neugriechischen Literatur, bespr. von Bürchner 375
Doeberl, M., Bayern und Frankreich. II. Bd. Archivalische Beiträge, bespr. von Markhauser 285
Drück, Dr. Th., Griechisches Übungsbuch für Sekunda. 2. Aufl., bespr. von Zorn 104
Drumann, Geschichte Roms in seinem Übergang von der republikanischen zur monarchischen Verfassung, 2. Aufl. von P. Groebe, 2. Bd., bespr. von Melber 641
Dziobek, Prof. Dr. O., Lehrbuch der analytischen Geometrie. 1. Teil: Analytische Geometrie der Ebene, bespr. von Braunmühl 114
Ebelings Schulwörterbuch zu Cäsars Kommentarien. 5. Aufl. von Dr. Jul. Lange, bespr. von Wismeyer 369
Eichert, O., Wörterbuch zu den Verwandlungen des Publius Ovidius Naso. 11. Aufl. von Frz. Fügner 659
Eichert-Fügner, Wörterbuch zu den Kommentarien Cäsars. 12. Aufl., bespr. von Stählin 368
Ekensteen, M. v., Friede den Hütten. Preisgekrönter Roman, herausgegeben von der Deutschen literarischen Gesellschaft 658
Elsner, Paul, Bilder aus Neu-Hellas, bespr. v. Reissinger 269
Enzyklopädie der mathematischen Wissenschaften mit Einschluss ihrer Anwendungen, herausgegeben von H. Burkhardt u. W. Fr. Meyer. Bd. II, 2, Heft 1; Bd. III, 2, Heft 1; Bd. III, 3, Heft 1 u. 2/3; Bd. IV, 1, Heft 3, bespr. von Braunmühl 379

Seite

Esser, Dr. P., Das Pflanzenmaterial für den botanischen Unterricht. 1. Teil. 2. Aufl., bespr. v. Stadler 152
Euling, K., Studien über Heinrich Kaufringer 660
Euphorion, Zeitschrift für Literaturgeschichte. 11. Bd., 1. u. 2. Heft . . . 655
Franz Pascha, Kairo (Berühmte Kunststätten, Bd. 21) 163
Fuchs, Alb., Die Temporalsätze mit den Konjunktionen „bis" und „so lange als" (Schanz, Beitr. z. hist. Syntax der griech. Sprache, Heft 14) bespr. von Dutoit 253
Gallina, Gli Occhi del Cuore. Commedia di due Atti, für den Schulgebrauch herausgeg. v. Christ. Beck, bespr. von Praun 111
Gebauer, H., Handbuch der Länder- u. Völkerkunde in volkstümlicher Darstellung. 1. Bd. Europa, bespr. von Koch 149
Gebhardt, J., Der Sextaner, bespr. von Wismeyer 621
Geschichte des Bayerischen Heeres. 1. Bd., 2. Bd. 1. Hälfte, bespr. von Melber 645
Glauning, Didaktik u. Methodik des englischen Unterrichtes. 2. Aufl., bespr. von Wolpert 376
Greif, Martin, Gedichte. 7. Aufl.
— — Neue Lieder und Mären, bespr. v. Deuerling 618
— — Schillers Demetrius, bespr. von Menrad 237
Grein, Heinr., Amis und Amiles. Ein altfranzösisches Heldengedicht. In deutsche Verse übertragen, bespr. von Ackermann 630
Grefslers Lehr- und Lernbücher für den realistischen Unterricht auf neumethodischer Grundlage. I. Physik u. Chemie. III. Geographie, Verkehr u. Handel 42
Grillparzers Werke, herausgegeben von Dr. Rud. Franz. 1. u. 2. Bd. . 158
Günther, Herm., Botanik zum Gebrauche in Schulen u. auf Exkursionen. 6. Aufl. 419
— — Dr. S., Astronomische Geographie, bespr. von Zwerger 114
Gutersohn, Prof., Zur Methodik des neusprachlichen Unterrichtes, bespr. von Wolpert 377
Haas, Prof. Dr. Hippolyt, Neapel, seine Umgebung u. Sizilien. (Land u. Leute. Monographien zur Erdkunde XVII. Bd.) 666
Haas, Dr. phil. Hippolyt, Der Vulkan 419
Hachtmann, Dr. K., Die Akropolis von Athen im Zeitalter des Perikles, bespr. v. Reissinger 271
Haeckel, Ernst, Kunst-Formen der Natur, 8. Lieferung 296
— — — 9. Lieferung 421
— — — 10. Lief. und Supplement 668
Hechtenberg, Dr. phil. Klara, Fremdwörter des siebzehnten Jahrhunderts, bespr. v. Ammon 615
Hefs, Dr. Wilh., Geschichte des K. Lyzeums Bamberg und seiner Institution. I Teil, bespr. von Lurz 75
Heinze, Richard, Virgils epische Technik, bespr. von Rück 244
Helmolt, Hans F., Weltgeschichte. Zweiter Band, bespr. von Melber . . 275
Hergt, Dr. M., Zettel-Nicklas, Deutsches Lesebuch 2. Teil. 11. Aufl., bespr. von Inglsperger 353
Heyse, Paul, Novellen. Wohlfeile Ausgabe. Lief. 1 u. 2 411
— — Romane und Novellen. Wohlfeile Ausgabe. Romane, Lief. 34—42 . . 159
Hiemann, E. M., Wandtafelskizzen für den Unterricht in der Vaterlandskunde, bespr. von Beyschlag 289
Högg, Prof., Das Freihandzeichnen nach Körpermodellen und Naturobjekten. 2. Aufl., bespr. von Pohlig 652
Hoffmann, Dr. A., Mathematische Geographie. 5. Aufl., bearb. von J. Plafsmann, bespr. von Günther 647
Hofmann, Hans, Taschenliederbuch für Deutschlands Jugend, bespr. von Wismeyer 292
Homers Odyssee in der Übersetzung von Joh. Heinr. Voss. Schulausgabe von Dr. Frz. Weineck, bespr. von Thomas 81
Hundert Meister der Gegenwart in farbiger Wiedergabe. 11—14. Heft 165
— — — — 15.—20. Heft 414

Seite

Jellinek, Arthur L., Bibliographie der vergleichenden Literaturgeschichte, I. Bd. bespr. von Stemplinger 236
Julius, Dr. V. A., Der Äther, bespr. v. Zwerger 268
Kalender des Deutschen u. Österreichischen Alpenvereines für das Jahr 1904 406
Kassowitz, M., Alkoholismus im Kindesalter, bespr. von Offner 69
Keller, Paul, Heimat. Roman aus den schlesischen Bergen 159
— — Waldwinter. Roman aus dem schlesischen Gebirge 159
Kemmer, Dr. Ernst, Die polare Ausdrucksweise in der griech. Literatur (Schanz, Beitr. z. hist. Syntax der griech. Sprache, Heft 15), bespr. von Dutoit 253
Kirchner-Löw-Schröter, Lebensgeschichte der Blütenpflanzen Mitteleuropas. 1. Lief., bespr. von Stadler 650
Kirsch, Dr. J. P. und Luksch, Dr. V., Illustrierte Geschichte der katholischen Kirche, Lief. 1 u. 2, bespr. von Kögel 65
Klassiker der Kunst in Gesamtausgaben. 1. Raffael. 2. Rembrandt . . 412
— — — 3. Tizian 665
Klausing, Dr Gustav, Die Schicksale der lateinischen Proparoxytona im Französischen, bespr von Ackermann 629
Knoll, Dr. Ernst, Zettel-Nicklas, Deutsches Lesebuch. 4. Teil. 10. Aufl., bespr. von Jakob 357
Königsberger, L., Hermann von Helmholtz. Biographie. 3 Bände, bespr. von Zwerger 631
Kohlrausch, Robert, Klassische Dramen u. ihre Stätten, bespr. von Bachmann 83
Konseck, Rud., Lateinisches Übungsbuch für die 1. Klasse. 2 Teile, bespr. von Weissenberger 96
Kraepelin, Dr. Karl, Exkursionsflora für Nord- u. Mitteldeutschland. 5. Aufl. 295
Krauss, P., Karte von Japan, Korea, Ostchina u. der Mandschurei . . . 667
Kriegeskotten, Schulfestchöre, Heft I, bespr. von Wismeyer 291
Kronecker, Leop., Vorlesungen über Mathematik. 2. Teil. 1. Vorlesungen über Zahlentheorie, bespr. von Braunmühl 112
Künstler-Mappen, herausgegeben vom Kunstwart 669
Landmann, Karl, Ritter von, Die Vollendung der Revolution. Napoleon I., bespr. von Melber 276
Leidinger, Gg., Andreas von Regensburg, sämtliche Werke, bespr. von Markhauser 643
Leimbach, Karl, L., Die deutschen Dichter der Neuzeit und Gegenwart. IX. Bd. 1. Lief., bespr. von Zettel 78
Libanii opera rec. Rich. Förster vol. I, fasc. 1., bespr. von Fritz 256
Linde, Dr. Rich., Die Lüneburger Heide (Land und Leute. Monographien zur Erdkunde XVIII. Bd.) 667
Lindner, Theodor, Weltgeschichte seit der Völkerwanderung in neun Bänden, Bd. 1—3, bespr. von Melber 396
Löschhorn, H., Museumsgänge. Eine Einführung in Kunstbetrachtung und Kunstgeschichte 410
Loserth, Dr. Joh., Geschichte des späteren Mittelalters, bespr. von Melber 391
Luckenbach, H., Kunst und Geschichte. II. Teil: Abbildungen zur deutschen Geschichte, bespr. von W. Wunderer 117
— Dr. H., Olympia und Delphi, Wandtafeln und Textheft, bespr. von Kalb 635
Lutz, Dr. K. G., Kurze Anleitung zum Sammeln u. Bestimmen der Pflanzen u. zur Einrichtung eines Herbariums 418
Mackenroth, V., Mündliche u. schriftliche Übungen zu Kühns französischen Lehrbüchern, 1. Teil, 2. Aufl. 660
Marshall, Dr. W., Die Tiere der Erde. 1. Bd., bespr. von Stadler 290
— — 2. Bd., Lief. 17—27 421
— — bis Lief. 38 669
Maurer, Dr. Gg., Zettel-Nicklas, Deutsches Lesebuch. 1. Teil. 12. Aufl., bespr. von Lochmüller 352
Meister der Farbe. Europäische Kunst der Gegenwart. 1. u. 2. Heft . . 415

Seite

Meister der Farbe. Europäische Kunst der Gegenwart. 3.—5. Heft . . . 663
Menrad, Dr. Jos., Die lateinische Kausslehre in praktischen Übungsbeispielen. 2. Aufl., bespr. von Silverio 251
Meurer, Prof. Dr. Karl, Sachlich geordnetes französisches Vokabularium mit Phraseologie u. Sprechübungen, bespr. von Herlet 265
Meyer, Prof. Dr. Hans, Das deutsche Volkstum. 2. Aufl. 656
Meyers Historisch-Geographischer Kalender für 1904. VIII. Jahrg. 169
— grofses Konversations-Lexikon. 6: Aufl. Fünfter Band . . 157
— — — — — Sechster Band 405
— — — — — Siebenter Band 653
Michaelis, Dr. Gerh., Welche Förderung kann der lateinische Unterricht an Reformschulen durch das Französische erfahren, bespr. von Beck . 108
Migula, Dr. W., Die Pflanzenwelt der Gewässer 296
Mücks kolorierter Pflanzenatlas in Taschenformat 418
Müller, Arthur, Vierstimmige Gesänge für höhere Lehranstalten, bespr. von Wismeyer 153
Müsebeck, C., Anfangsgründe der Trigonometrie u. Stereometrie 660
Natur u. Kultur. Zeitschrift für Jugend u. Volk, herausgegeben von Dr. Frz. Jos. Völler, bespr. von Stadler 401
Natur u. Schule. Zeitschrift für den gesamten naturkundlichen Unterricht aller Schulen, herausgeg. von B. Landsberg, O. Schmeil, B. Schmid. 2. Bd., bespr. von Stadler 402
Niemann-Sternstein, Pflanzenanatomische Tafeln (Taf. I—VI), bespr. von Stadler 649
Niemann, G., Das Mikroskop u. seine Bedeutung im pflanzenanatomischen Unterrichte, bespr. von Stadler 650
Nissen, Heinr., Italische Landeskunde. 2. Band, 1. u. 2. Hälfte: Die Städte bespr. von Melber 272
Noack, Ferd., Homerische Paläste, bespr. von Kalb 17
— Dr. Karl, Schulgesangbuch nebst Katechismus u. Spruchbuch. 3. Aufl. . . 158
Nohl, H., Schülerkommentar zu Ciceros Philippischen Reden 659
Ohlenschlager, Fr., Römische Überreste in Bayern, 2. Heft, bespr. von Fink 117
Orsi, Das moderne Italien, bespr. von Stich 137
Otto, Berthold, Tirocinium Cäsarianum. 1. Buch, bespr. von Wismeyer . . 622
Pauly-Wissowa, Realencyklopädie der klassischen Altertumswissenschaft. Neunter Halbband, bespr. von Melber 638
— — — Supplement. 1. Heft, bespr. von Melber 641
Philippi, Adolph, Florenz (Berühmte Kunststätten, Bd. 20) 162
Ploetz-Kares, Sprachlehre auf Grund der Schulgrammatik von Dr. Karl Plötz bearbeitet. 8. Aufl. bespr. von Herlet 262
— — Elementarbuch. Neue Ausgabe für Gymnasien, bespr. von Herlet . . 263
Pözl, W., Lehrbuch der analytischen Geometrie der Ebene für den Gebrauch an Mittelschulen u. zum Selbststudium, bespr. von Braun 378
Portig, G., Das Weltgesetz des kleinsten Kraftaufwandes in den Reichen der Natur. 1. Bd., bespr. von Zwerger 635
Der praktische Ratgeber im Obst- u. Gartenbau. 18. Jahrg. 1903 . . 418
Presinsky, Frz., Englische Kugel- u. Ballspiele, bespr. von Haggenmüller . 155
Pridik, Eug., Nummi Romani (Cybulski, Tabulae quibus antiquitates Graecae et Romanae illustrantur, tab. III, b), besprochen von Hey 636
Ptolemaei opera quae exstant omnia. vol. I: Syntaxis Mathematica ed. J. L. Heiberg, pars II, bespr. von Günther 252
Ranisch, Wilh., Eddalieder mit Grammatik, Übersetzung und Erklärung . 660
Die Raubvögel Mitteleuropas 169
Recknagel, Dr. Gg., Ebene Geometrie. 6. Aufl. 660
Rein, W., Enzyklopädisches Handbuch der Pädagogik. 2. Aufl. 1. Bd. 2. Hälfte, bespr. von Ammon 70
Reisert, Dr. Karl, Kleiner Liederschatz. 2. Aufl., bespr. von Wismeyer . . 292
— — Stenographische Lehrmittel. Lehr- u. Übungsbuch der Gabelsbergerschen Stenographie. 1. Teil: Die Verkehrsschrift, bespr. von Ruess 292

Seite

Reisert, Dr. Karl, Stenographische Lehrmittel. Lehr- u. Übungsbuch der Gabelsbergerschen Stenographie. 2. Teil: Die Redeschrift, bespr. von Ruess 403
— — Taschenbuch für die Lehrer an höheren Unterrichtsanstalten auf das Schuljahr 1904/05 654
Rellstab, Dr. L., Das Fernsprechwesen, bespr. von Zwerger 386
Rentsch, F., Talks about English Life, bespr. von Herlet 260
Richter, Gustav, Physikalische Karte von Asien, bespr. von Koch 648
Riegel, Dr. Jul., Pädagogische Betrachtungen eines Neuphilologen, bespr. von Herlet 261
Riehl, Berthold, Augsburg (Berühmte Kunststätten Nr. 22) 164
— W. H., Sechs Novellen. Schulausgabe von Dr. Theod. Matthias, bespr. von Geyer 78
Riemann, Klavierpartitur zu dem „Einstimmigen Chorbuch", bespr. von Wismeyer 292
Rogivue, Henri, Französisch-deutsches und deutsch-französisches Taschenwörterbuch. 2 Teile, bespr. von Steinmüller 107
Rohrbach, Paul, Im Lande Jahwehs u. Jesu, Wanderungen u. Wandlungen vom Hermon bis zur Wüste Juda, bespr. von Zimmerer 288
— — Vom Kaukasus zum Mittelmeer, eine Hochzeits- u. Studienreise durch Armenien, bespr. von Zimmerer 288
Roth, Dr. K., Geschichte des Byzantinischen Reiches, bespr. von Zimmerer . 400
Sänger, A., Neurasthenie und Hysterie bei Kindern, bespr. von Offner . . 68
Salzer, Prof. Dr. Anselm, Illustrierte Geschichte der deutschen Literatur Lief. 1—9 407
Saure, Prof. Dr. Heinr., Le théâtre français classique. Das klassische Drama der Franzosen. Schulausgabe. 1. Teil 2. Aufl., bespr. von Ackermann 631
Schäfer, Prof. Dr. Dietrich, Die deutsche Hansa (Monographien zur Weltgeschichte XIX. Bd.) 161
Scheel, Dr. W, Lesebuch aus Gustav Freytags Werken ausgewählt, bespr. von Hartmann 366
Scheid, Dr. K., Chemisches Experimentierbuch für Knaben 421
Schellings Münchener Vorlesungen: Zur Geschichte der neueren Philosophie u. Darstellung des philosophischen Empirismus. Neu herausgegeben u. mit erl. Anm. versehen von Dr. A. Drews, bespr. von Offner . . . 66
Schillers philosophische Schriften und Gedichte (Auswahl). Zur Einführung in seine Weltanschauung herausgeg. von Eug. Kühnemann, bespr. von Offner 67
Schenk, Dr. A., Études sur la Rime dans ‚Cyrano de Bergerac' de M. Rostand, bespr. von Ackermann 629
Schmaus, Joh., Wegweiser für den deutschen Aufsatzunterricht an den 5 unteren Klassen des hum. Gymn., bespr. von Menrad 84
Schmeil, Otto, Leitfaden der Botanik. bespr. von Stadler 150
Schmidt, Gustav, Manuel de Conversation scolaire, bespr. von Ackermann 630
— H., Das Streichorchester der Mittelschule, Heft III bespr. von Wismeyer 291
Schmidtke, Alfr., Das Klosterland des Athos, bespr. von Preger 287
Schmitt, Dr. Peter, Zettel-Nicklas, Deutsches Lesebuch. 5. Teil. 10. Aufl., bespr. von K. Raab 363
Schmitz, Heinrich, Englische Synonyma für die Schule zusammengestellt, bespr. von Herlet 263
Schneegans, Heinrich, Molière (Geisteshelden, Bd. 42), bespr von Herlet . 262
Schott, Anton, Der Bauernkönig. Roman 658
— — Gottesthal. Preisgekrönter Roman, herausgegeben von der Deutschen literarischen Gesellschaft 657
Schröder, Dr. J., Darstellende Geometrie. 1. Teil: Elemente der darstellenden Geometrie, bespr. von Braunmühl 113
Schubert, Dr. Herm., Mathematische Mußestunden. Kleine Ausgabe. 2. Aufl., bespr. von Günther 266
Schülke, Dr. A., Aufgabensammlung aus der Arithmetik, Geometrie, Trigonometrie, bespr. v. Sondermaier 379

Seite

Schultz, Dr. Alwin, Das häusliche Leben der europäischen Kulturvölker vom Mittelalter bis zur 2. Hälfte des XVIII. Jahrh., bespr. v. Melber . . . 131
Schunck, Dr. Max, Ton und Lied, bespr. von Wismeyer 153
Schwäbl, Joh. Nep., Die altbayerische Mundart, bespr. von Beyschlag . . 86
Seeck, O., Geschichte des Unterganges der antiken Welt. I. Bd. u. Anhang, 2. Aufl., II. Bd. u. Anhang, bespr. von Melber 123
Seemanns Wandbilder. III. Folge. Porträtgalerie. Ausgewählt für Schulen von Dr. W. Vogel. 4. Lieferung: Wandbilder Nr. 231—240 664
Seiler, Dr. Friedr., Der Oberlehrer, bespr. von Flemisch 226
L. Annaei Senecae tragoediae ed. Gust. Richter, bespr. von Steinberger . . 92
Siebert, Friedr., Ein Buch für Eltern. I. u II., bespr. von Offner 350
Steinhausen, Dr. Gg., Geschichte der deutschen Kultur. 1. Lieferung . . . 411
Stier, Gg., Petites causeries françaises, bespr. von Herlet 260
Stöckel, Dr. H. u. Ullrich, Dr. A., Lehrbuch der Geschichte für höhere Mädchenschulen 3 Teile, bespr. von Schunck 143
Stollreither, Eugen, Aufgaben aus der Hauptprüfung der Lehramtskandidatinnen für neuere Sprachen in Oberbayern, bespr. von Wolpert. . . 376
Strunz, Frz., Naturbetrachtung und Naturerkenntnis im Altertum. Eine Entwicklungsgeschichte der antiken Naturwissenschaften 420
Thamm, M., First Steps in English Conversation. For use in schools, bespr. von Herlet 262
Thiergen, O., Methodik des neusprachlichen Unterrichtes, bespr. von Wolpert 377
Thies, L., Himmel u. Erde, ihre ewigen Gesetze u. ihre wahrnehmbaren Erscheinungen, leichtfaßlich dargestellt, bespr. von Ducrue 684
Thomé, Direktor Prof. Dr., Flora von Deutschland, Österreich u. der Schweiz in Wort u. Bild. 2. Aufl. 1. Bd, bespr. von Stadler 151
— — — 5. Bd. Kryptogamen-Flora, Moose, Algen, Flechten u. Pilze, Lief. 1—14 152
— — — Lief. 16—21 418
Trabert, Dr. W., Meteorologie, bespr. von Zwerger 115
Untersuchungen zur älteren griechischen Prosaliteratur mit Beiträgen von Kurt Emminger, Hans Kullmer, Valentin Schneider, Martin Vogt, herausgegeben von E. Drerup, bespr. von Stemplinger . . . 625
Uppenkamp, Dr. Ang., Aufgaben zum Übersetzen ins Lateinische im Anschluß an Tacitus, bespr. von Weissenberger 98
Velhagen u. Klasings Physische Schulwandkarte von Deutschland . . . 389
— — Politische Schulwandkarte von Deutschland, bespr. von Markhauser . . 389
Victor, Wilh, Wie ist die Aussprache des Deutschen zu lehren? 3. Aufl. . 161
Vogel, Dr. u. Schwarzenberg, Dr., Hilfsbücher für den Unterricht in der lateinischen Sprache. II. Teil (Sekunda), bespr. von Weissenberger . . 95
Vogt, Prof. Dr. Friedr. u. Koch, Prof. Dr. Max, Geschichte der deutschen Literatur von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart. 2. Aufl. 655
Volkmann, Ludw., Grenzen der Künste 665
Herm. Wagners Illustrierte deutsche Flora, bearb. von Dr. Aug. Garcke. 3. Aufl. 419
Wahlström, Irene, Poetisches Kaleidoskop 408
Walter, K., Vorbilder für die ornamentale Behandlung von einfachen Naturformen im Zeichenunterricht. 1. Serie, bespr. von Pohlig 652
Warnecke, Dr. Gg., Hauptwerke der bildenden Kunst in geschichtlichem Zusammenhang 166
Weber, Gg., Weltgeschichte in übersichtlicher Darstellung. 21. Aufl., bespr. von Joetze 141
Wegener, Gg., Deutschland im Stillen Ozean. (Land u. Leute. Monographien zur Erdkunde. XV. Bd.) 416
Weishaupt, Prof. Heinr., Das Ganze des Linearzeichnens. 4. Abt., 4. Aufl., bespr. von Pohlig 155
Wershoven, Prof. Dr. F. J., Frankreich. Realienbuch für den franz. Unterricht. 3. Aufl., bespr. von Herlet 261
Wesener, Dr. P., Griechisches Elementarbuch. 3. Teil, bespr. von Zorn . . 627
Wessely, Rud., Vereinfachte griechische Schulgrammatik, bespr. von Ammon 370
Wie erzieht u. bildet das Gymnasium unsere Söhne? bespr. von Offner . . . 68
Wigand, Paul, Der menschliche Körper im Munde des deutschen Volkes . 160

Seite
Wimmer, Dr. Karl, Franz. Lesebuch für mittlere Klassen, bespr. von Herlet 106
Windelband, Prof. Dr. W., Lehrbuch der Geschichte der Philosophie. 3. Aufl. 655
Winter, Dr. H., Kurzer Lehrgang der Vaterländischen Geschichte. 1. u. 2. Bändchen, bespr. von Markhauser 143
Wohlrab, Martin, Ästhetische Erklärung Sophokleischer Dramen. 1. Bd.: Antigone, bespr. von Wecklein 373
Wunderlich, H., Der deutsche Satzbau. 2 Bände, bespr. von Brenner . . 232
Zimmermann, E., Gesanglehre, bespr. von Wismeyer 292
— — Max G., Sizilien. (Berühmte Kunststätten Nr. 24) 661
Zondervan, Henri, Allgemeine Kartenkunde, bespr. von Günther 147

IV. Abteilung.

Miszellen.

Allerhöchste Verordnung die Rangverhältnisse der Staatsbeamten betr. 174
Bayerns Studien-Stipendien an humanistischen wie technischen Mittel- u. Hochschulen 170
Bericht über das Ergebnis der Umfrage betr. den Physikunterricht an den Gymnasien u. Realschulen Bayerns 432
Bericht über die 33. Jahresversammlung des Vereins pfälzischer Gymnasiallehrer 672
Drei farbentragende Gymnasiasten-Verbindungen in Lübeck . 720
Die dritte Hauptversammlung des Bayerischen Neuphilologenverbandes in München am 28., 29 u. 30. März 1904 424
Einladung zum 1. internationalen Kongreſs für Schulhygiene in Nürnberg, 4.—9. April 1904 296
Die Feier des 40jährigen Bestehens des Bayerischen Gymnasiallehrervereins 171
Frequenz der humanistischen Gymnasien, Progymnasien, isolierten Lateinschulen (u. Realgymnasien) Bayerns bei Beginn des Schuljahres 1903/04 172
Frequenz der humanistischen Gymnasien, Progymnasien u. isolierten Lateinschulen des Königreiches Bayern am Schlusse des Schuljahres 1903/04 679
Frequenz der Realgymnasien am Schlusse des Schuljahres 1903/04 . . . 680
Hefs, W., Geschichte des Kgl. Lyzeums Bamberg. (Entgegnung des Verfassers auf eine Besprechung) 302
Ministerialentschliefsung, Die Pflege der Turnspiele an den Mittelschulen betreffend 297
Privat-Gymnasialkurse für Mädchen in München 299
Programme der Kgl. Bayer. humanistischen Gymnasien und Progymnasien 1903/1904 675
Prüfungsaufgaben 1904 697
Prüfungskommissäre 1903/04 677
Dr. K. Reiserts Lehr- und Übungsbuch der Gabelsbergerschen Stenographie I. Teil (Entgegnung auf die Besprechung S. 292 ff. Zugleich über einige dunkle Punkte der Systemurkunde) 427
Schülerlesebibliothek 422
Übersicht über die von den Abiturienten der humanistischen Gymnasien Bayerns 1904 gewählten Berufsarten 678
Verzeichnis der vom K. Staatsministerium für 1905 gestellten Themata aus der klassischen Philologie 717
Vorläufige Mitteilung über den Inhalt des Heftes 7/8 431
Vorläufige Mitteilung über den Inhalt des ersten Heftes 1905 . . . 720
Vorschlag zu dem Ministerialerlafs, betr. die Revision u. Überwachung der Schülerlesebibliotheken 298
Professor Dr. Karl Zettel † 431
Zur Frage der Schülervereine 674
Zusatz zu dem Artikel über die Kirchenväterausgabe (S. 22) von O. Stählin 170

Personalnachrichten.

	Seite
Ackermann, Dr. Rich.	684
Alt, Dr. Heinr.	683
Altinger, Friedr.	688
Amsdorf, Dr. Jos.	429
Angerer, Dr. Ludw.	684
Appel, Dr. Ernst	682
Appel, Dr. Ludw.	430
Arnold, Peter	684
Auer, Karl	682
Bachmeyer, Wilh.	431
Bäfsler, Mich.	304
Ballmann, Heinr.	719
Barnickel, Christoph	176
Barnikel, Karl	†688
Bafsler, Karl	681
Bauer, Dr. Andr.	719
Bauer, Joh.	304
Bauer, Ludw.	174
Bauernfeind, Jos.	719
Baurnschmidt, Dr. Joh.	430
Bayer, Ferd.	680, †688
Beck, Christoph	684
Beck, Friedr.	684
Bender, Dr. Karl	688
Bezzel, Rich.	430
Bicherl, Rud.	685
Bichlmaier, Frz.	685
Birklein, Dr. Frz.	681
Blaha, Andr.	683
Blaser, Jos.	682
Bleisteiner, Gg.	175
Blöchinger, Frz.	175
Blos, Wolfg.	687
Blümel, Rud.	429
Boeck, Dr. Andr.	685
Bomhard, Guido	175
Bonhöffer, Heinr.	174
Bottler, Max	431
Brandl, Jos.	684
Brandl, Mich.	685
Brune, *P.* Godahard	686
Brunner, Aug.	680
Brunner, Gotth.	430, 683
Brunner, Joh.	682
Bürchner, Dr. Ludw.	683
Bullemer, Wilh.	681
Busch, Eugen	175
Christ, Jos.	174
Christoph, Dr. Friedr.	430
Clauſs, Dr. Otto	174
Cornely, Dr. Anton	†688
Dannbeck, Simon	174
Degenhart, Friedr.	430
Deisenrieder, Max	687, 719
Dellinger, Mich.	719
Dick, Adolf	175
Diem, Dr Gg.	681
Dietl, Joh.	683
Dietsch, Christoph	175
Dietsch, Eduard	†176
Döberl, Dr. Mich.	687
Dostler, Dr. Gottfr.	685
Drechsel, Wilh.	175, 685
Drechsler, Mich.	681
Drescher, Dr. Friedr.	174
Ducrue, Jos.	680
Ebner, Dr. Jos.	430
Ehrensberger. Karl	686
Ehrlich, Frz.	680
Eiber, Dr. Eugen	682
Eichhorn, Gust.	175, 682
Eichhorn, Karl	175
Einhauser, Joh. Ev.	430
Emminger, Kurt	686
Endrafs, Magnus	688
Engelhardt, Dr. Konr.	681
Enzensperger, Ernst	685
Esenbeck, Ernst	175
Faber, Dr. Gg.	719
Fauner, Jos. Maria	430, 685
Feeser, Dr. Nik.	687
Fesenmaier, Joh. Ev.	†688
Fest, Dr. Otto	430
Fink, Jos.	681
Fischer, Dr. Friedr.	683
Fischer, Dr. Frz.	174
Fischer, Karl	175, 682
Fischer, Dr. Otto	684
Flasch, Frz.	686
Fleischmann, Frz.	683
Flessa, Ferd.	681
Först, P. Ottmar	†688
Fraunberger, Gg.	686
Frey, Nik.	719
Frobenius, Rud.	685
Fröhlich, Karl	688
Froer, Frz.	682
Fronmüller, Dr. Wilh.	684
Froschmaier, Gg.	688
Fürtner, Jos.	719
Futterknecht, Joh.	685
Gänfsler, Wilh.	686
Geidel, Heinr.	174
Geiger, Dr. Theod.	176
Geifser, Aug.	672
Geistbeck, Dr. Alois	688
Georg, Dr. Alfr.	429
Georgii, Adolf	684
Gerbes, Nik.	682
Girstenbräu, Frz. X.	175
Glogger, *P.* Dr. Plazidus	430
Glück, Gg.	175, 682
Gröbl, Joh.	681
Grofs, Eduard	681
Grofs, Karl	430
Grofsmann, Dr. Aug.	174
Grubmüller, Ludw.	430
Gründl, Wilh.	687
Grünewald, Cyriak	719
Gückel, Dr. Martin	684
Günther, Max	681
Gürsching, Moriz	175
Guthmann, Dr. Wilh.	683
Haber, Dr. Jak.	682
Haberl, Otto	687
Hacker, Friedr	681
Hamp, Dr. Karl	683
Haran, Joh.	684
Harbauer, Jos.	684
Hartleib, Phil.	682
Hatz, Gottlieb	684
Haug, Joh.	682
Hecht, Dr. Wilh.	719
Heel, Dr. Eugen	684
Heid, Martin	684
Herberich, Dr. Gust.	682, 719
Herrmann, Theod.	430
Hertel, Alfr.	687
Hetzenecker, Dr. Jos.	175
Heydenreich, Dr. Wilh.	682
Hilb, Dr. Emil	687
Hillebrand, Hans	684
Himmler, Gebh.	684
Hirschmann, Karl	685
Hirschmann, Moriz	686
Höfler, Hans	686
Höger, Frz. Christ	304
Hoferer, Max	680
Hoffmann, Eugen	685
Hoffmann, Karl	681
Hoffmann, Otto	430
Hohenester, Joh. Bapt.	683
Holl, Dr. Friedr.	430, 687
Holler, Gg. Friedr.	681
Hornung, Adolf	719
Hubel, Dr. Karl	682
Huber, Dr Anton	430
Hudezek, Karl	687
Hummel, Hans	683
Jäcklein, Anton	687
Jaufmann, Karl	†176
Jllsung, Frz. X.	174
Joetze, Dr. Frz.	683
Johannes, Dr. J.	683
Jung, Friedr.	175, 682
Kaeb, Karl	686
Kaiser, Jos.	685
Kalb, Dr. Alf.	683
Karch, Jos.	685
Karch, Mich., Pr.	683
Karg, Gg.	685
Keck, Ludw	681
Keiper, Dr. Phil.	681
Kellermann, Joh. Gg.	†431

	Seite
Kemmer, Dr. Ludw.	175
Keppel, Friedr.	682
Kiefer, Karl	685, 719
Kitzmann, Joh.	685
Kleſs, Friedr.	175
Klein, Dr. Emil	683, 684
Klör, Gust.	685
Klug, Jos.	429
Knabenbauer, Frz. X.	687
Kneuſsl, Aug.	683
Köberle, Ed.	685, 686
Köck, Ludw	174
Köhler, Dr. Friedr.	430
Kopp, Joh.	430
Kopp, Dr. Jos.	682
Kornbacher, Joh.	682
Kost, Phil.	† 176
Krämer, Gg.	175
Kranzfelder, Joh.	† 688
Krauſs, Ludw.	681
Krehbiel, Dr. Alb.	174
Krell, Emil	681
Kreuter, Wilh.	430
Kroher, Mich.	684
Kronseder, Dr. Otto	430
Kürschner, Andr.	719
Lama, Karl Ritter v.	682
Lang, Alfred	687
Lang, Otto	680
Lauerer, Jak.	686
Leininger, Ernst	687
Lembert, Raim.	684
Lengauer, Jos.	681
Lettinger, Anton	687
Ley, Dr. Hans	687
Linder, Wilh.	688
Lindhuber, Frz. X.	685
Link, Dr. Theod.	684
List, Dr. Edm.	688
List, Dr. Friedr.	† 176
Littig, Dr. Friedr.	683
Lobmeier, Gg.	175
Lochmüller, Dr. Jos.	681
Losgar, Dr. Gg.	684
Ludwig, Wilh.	688
Lüst, Herm.	430
Luff, Dr. Gust.	685
Mack, Frz. X.	682
Manger, Dr. Karl	719
Marx, Ed.	431
May, Andr.	175
Mayer, Alfons	687
Mayer, Anton	175
Mederle, Dr. Karl	429
Meier, Joh.	174
Memmel, Herm.	687
Meiser, Dr. Oskar	686, 687
Meixner, Joh.	175
Menrad, Dr. Jos.	683
Meyer, Jos.	686
Meyer, Konr.	430
Meyer, Wilh.	684
Mezger, Hans	175
Miller, Dr. Andr.	175
Miller, Max	175
Moeller, Dr. Gg.	684
Müller, Alois	174
Müller, Dr. Andr.	680
Müller, Eduard Pr.	681
Müller, Dr. Joh.	685
Müller, Otto Paul.	174
Nerz, Fidelis	688
Neudecker, Leofried	687
Neugschwender, Alb.	684
Nicklas, Joh.	175
Niederbauer, Peter, Pr.	686
Niggl, Hubert	174
Nifsl, Theod.	685
Nüchterlein, Max.	175
Nusch, Aug.	687
Obermeier, Ant.	687
Obermeier, Jos.	687
Orschiedt, Wilh.	684
Orterer, Dr. Gg. von	175
Osberger, Gg	681
Pfalzer, Karl	174
Pfirsch, Herm.	684
Pfündl, Wilh.	719
Pischinger, Dr. Arnold	429
Pistner, Jos.	688
Plochmann, Friedr.	175
Pöhlmann, Dr. Hans	683
Pongratz, Dr. Fr. X.	683
Prielmann, Pius	686
Procop, Dr. Wilh.	688
Ranninger, Dr. Frz.	429
Rast, Dr. Rud.	684
Rautner, Dr. Hans	682
Rayſs, Karl	174
Rech, Eugen	681
Regnault, Aug.	682
Retzer, Karl	684
Richter, Jos.	165
Riedel, Gg.	175
Riedy, Dr. Nik. 582,	† 719
Riel, Dr. Joh.	719
Ritter, Adolf	686
Röder, Jos.	429
Röder, Leonh.	682
Roppenecker, Dr. Herm.	681
Roth, Dr. Frdr.	719
Rothlauf, Dr. Bened.	680
Rubner, Heinr.	688
Rudel, Kasp.	682
Ruchte, Dr. Seb.	† 719
Rück, Dr. Karl	429
Sabel, Gotthold	175
Salzgeber, Karl	685
Sametinger, Fritz	174
Schäfer, Dr. Wilh.	719
Schätzl, Jos.	719
Scheck, Jos.	430
Scherer, Dr. Hans	430
Scheufele, Wilh.	686
Schiefsl, Dr. Joh.	685
Schlegel, Karl	688
Schlittenbauer, Dr. Seb.	683
Schlumberger, Kasp.	† 176
Schlund, Mich.	430
Schmachtenherger, Phil.	430
Schmid, Cölest.	429
Schmid, Dr. Karl Friedr.	686
Schmidt, Friedr.	430
Schmidt, Dr. Gg.	430
Schmidt, Dr. Gust.	687
Schmidt, Wilh.	684
Schmöger, Dr. Friedr.	175
Schodorf, Dr. Konr.	686
Schötz, Frz.	687
Scholl, Gust.	684
Schramm, Phil.	682
Schraff, Aug.	683
Schreiner, Rup.	685
Schrepfer. Dr. Rud.	686
Schretzenmayr, Joh.	685
Schülen, Friedr.	683
Schuh, Hans	175
Schuhwerk, Frz.	685
Schuster, Hans	686
Schwalber, Alb.	685
Seidl, Karl	683
Sell, Heinr.	685
Senger, Jos.	680
Sieſsl, Frz.	† 304
Speyerer, Kurt	687
Sponsel, H.	681
Stadelmann, Gg.	683
Stanglmaier, Karl	686
Steck, Frz. Xav.	† 688
Stefl, Frz.	175
Steger, Karl	685
Steindl, Klemens	687
Steinheimer, Ed.	685
Steininger, Frz.	431
Steinmayer, Jos.	430
Steinmetz, Gg. Aug.	681
Stöckl, Dr. Karl	429, 719
Sturm, Wilh.	686
Summa, Wilh.	681
Teng, Luitp. Ritter v.	687
Tettenborn, Karl v.	686
Thannheimer, Jos.	175
Thoma, Rud.	† 688
Thurmayr, Ludw.	685
Thyret, Heinr.	430
Toussaint, Max	431
Trammer, Otto	686

	Seite
Trumpp, Paul	175
Trutzer, Dr. Emil	431
Ungemach, Dr. Heinr.	684
Unkelbach, Friedr.	686
Unterseher, Ludw.	719
Urlichs, Dr. H. L.	683
Vogt, Dr. Martin	684
Vogt, Dr. Wilh.	175
Wahler, Dr. Andr.	683
Waldschmidt, Eug. †	719
Waldvogel, Joh.	680
Walter, Primus	430
Weber, Dr. Phil.	681
Wehr, Hans	174
Wehrl, Heinr.	682
Weigl, Dr. Ludw.	685
Weiherer, Dr. Otto	681
Weikl, Jos.	684
Weinthaler, Frz.	430
Weishaupt, Dr. Matth. †	719
Weifs, Gg.	686
Weifs, Jos.	684
Welzhofer, Karl	175
Weninger, Ludw.	174
Wenzel, Jos. †	688
Wetzstein, Dr. Karl	175
Wicht, Hans	683
Widemann, Dr. Jos.	687
Wiehl, Herm.	685
Willer, Rich.	685
Wimmer, Gg.	685
Wimmer, Dr. Karl	682
Weinsauer, Frz.	683
Wittig, Frz. Jos.	681
Wörl, Jos.	174
Wolffhardt, Karl	685
Wolpert, Gg.	688
Wunderer, Dr. Wilh.	430
Zahner, Joh.	686
Zeitler, Jos.	682
Zettel, Dr. Karl †	431
Zimmer, Joh.	174
Zimmermann, Dr. Hugo	686
Zinsmeister, Joh.	682
Zinsmeister, Xav.	686
Zrenner, Wilh.	175
Zwerenz, Joh.	685

BLÄTTER

FÜR DAS

GYMNASIAL-SCHULWESEN

HERAUSGEGEBEN VOM

BAYER. GYMNASIALLEHRERVEREIN

REDIGIERT VON

DR. JOHANN MELBER.

VIERZIGSTER BAND.

I. & II. HEFT.

JANUAR-FEBRUAR.

MÜNCHEN, 1904.
J. LINDAUER'SCHE BUCHHANDLUNG
(SCHÖPPING.)

Die Blätter für das Gymnasialschulwesen, das Organ des Bayer. Gymnasiallehrervereines, erscheinen in 6 Doppelheften jährlich im Gesamtumfang von 45 Bogen und kosten für Nichtmitglieder 30 Mk.

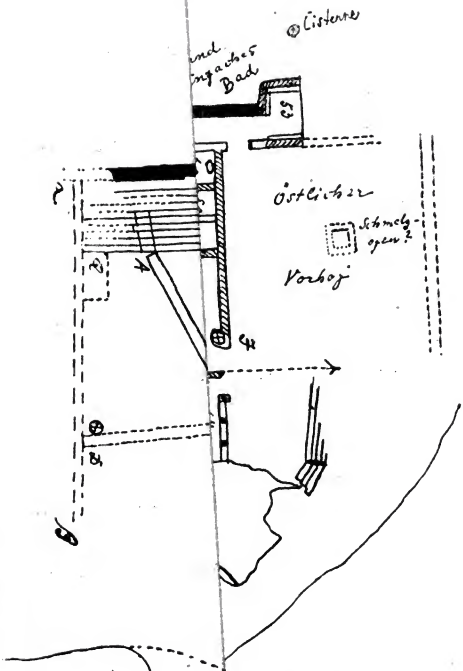
Inhalt des I. & II. Heftes.

Abhandlungen.

A. Kalb, Phaenna . . . 1
O. Stählin, Die Ausgabe der griechischen rhythmischen Schriftsteller des ersten vor Jahrhunderts . . . 22
K. Meiser, Varia.
1. Zu Sophokles Antigone v. 547 . . . 57
2. Zu Euripides Rhesos v. 84 . . . 59
3. Zu den Anonymi περὶ ὕψους . . . 61
4. Eine merkwürdige Parallelstelle . . . 63
S. Wackernagel, Zu Sophokles Oidipus Tyr. v. 806 . . . 65
S. von Dunser, Zu Ciceros Tusculanen-Commentar . . . 94
K. F. Fischer, Die Grundbegriffe über den geschichtlichen Naturerklärung . . . 99
J. Dyserinck, Das stenographische Zeichnen in der 8. und 9. Gymnasialklasse . . . 109
P. Sebastian Krauß, Nekrolog zum Kapitel Prüfeldern . . . 120
J. Frisch, Historische Literatur aus Bayern . . . 125
J. Maurer, Ordnungen zu § 110 der M. Studien . . . 63

Besprechungen.

Kirsch-Lorenz, Illustrierte Geschichte der katholischen Kirche, Heft 1 u. 2, bespr. von Kerer . . . 65
Drews, schulfreie Münchener Vorlesungen. — Kühnemann, schulfreie philosophische Vorträge u. Aufsätze. — Wie gestaltet u. bildet das Gymnasium schon . . . A. Baumgart, Normalstunden u. Hygiene bei Kindern. — H. Gutzmann, Die gesch. Entwicklung d. geistigen Behinderung abnormer Kinder — A. Gizycki, Zum Problem der Moralität. — M. Kassowitz, Allgemeine Prophylaxe im Kindesalter, bespr. von Ohlert . . . 66
K. Kreyenbig, Der Gedanke der Solidarität in der Literatur des letzten Jahrhunderts, bespr. von A. Dyroff . . . 70
W. Rein, Encyklopädisches Handbuch d. Pädagogik. 2. Aufl., I. 2. Hälfte, bespr. von Ammon . . . 70
O. W. Beyer, Deutsche Schulkunst aus 19 Jahrh. in Wort und Bild, bespr. von Hintzmann . . . 72
W. Rein, Geschichte des K. Lyzeums Bamberg, 1. Teil, bespr. von Lurz . . . 74
K. L. Leibbrand, Die deutschen Dichter der Neuzeit u. Gegenwart IX. Bd. 1. Teil, bespr. von Zetzel . . . 76
Th. Matthias, Sechs Novellen von W. H. Riehl, Schulausgabe, bespr. von Gerth . . . 78
Fr. Weinhold, Deutsche Dichtungen von Ad. Friedr. Graf, Schulausgabe, bespr. von Thomas . . . 81
H. Kochendörffer, Klassische Dramen in ihre Stellen, bespr. von W. Hintzmann . . . 83
J. Hohmann, Wegweiser für den deutschen Aufsatzunterricht, bespr. von Maurer . . . 84
Joh. Nep. Sepp, Die altbayerische Mundart, bespr. von Heyerhoff . . . 86
P. Virgilius Cornelius Vigil, Eine neue Ausgabe der altklassischen Gartenpoeten, bespr. von Hintz . . . 88
L. Annaei Senecae Tragoediae, ed. Richter, bespr. von Stolzenberger . . . 92
L. Herrmann, Phases Descriptionis ex Latinitate decadente, bespr. von Mentzel . . . 94
Lateinisches Übungsbuch, bespr. von Wessenberger . . . 95
Fr. Hell, Schiers, Neue griech. Texte z. Unterredungen zur Geschichte der Philosophie, bespr. von Wohl . . . 98
Cicero — v. Duhn, Speech of Archias, 2. Aufl. von F. Weigel, bespr. von Dennig . . . 100
Th. Dyroff, Griech. Elementarbuch für Schüler, 2. Aufl., bespr. von Korn . . . 101
S. Widmann, Exercitia Latinitatis für mittlere Klassen, bespr. von Berlet . . . 105
H. Regling, Prosa deutscher u. lateinischer Texte, Textausgabe, bespr. von Schmidt . . . 107



von Phaestos

...um. antichi
...Accad. dei Lincei
Taf. II
...en nach
...ti XI.

I. Abteilung.

Abhandlungen.

Phaestos.

Seit Beginn der englischen Ausgrabungen in Knossos (1900) über deren erste Kampagne seinerzeit (Januar-Heft 1902) K. Reissinger berichtete, hat Jahr für Jahr hochinteressante Meldungen über neue kretische Funde gebracht. Es ist auch wohl noch nie die archäologische Erforschung eines gröfseren Gebietes so vielseitig und energisch in Angriff genommen worden, als dies in den letzten Zeiten auf der bisher sehr vernachlässigten Minosinsel geschah. Englische, amerikanische und italienische Forscher wetteiferten systematisch alle durch Geschichte und Sage bekannten Stätten aufzuspüren und Grabungsgelegenheiten zu entdecken. So ist es gelungen für eine grofse Zahl von Orten der östlichen Inselhälfte (Abb. 1) das Vorhandensein der sog. „mykenischen" Kultur nachzuweisen, unter und in deren Schichten

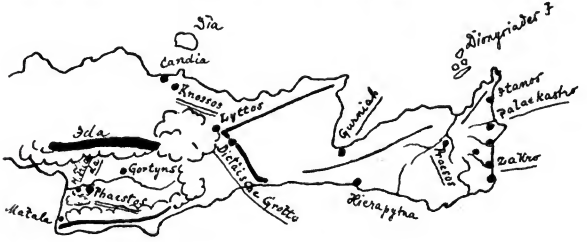


Abb. 1.

Skizze von Ostkreta.
(Cf. Ann. of the Brit. School VIII p. 287.)

sich fast überall die Reste einer bisher nur auf Kreta erkannten eigentümlichen Kultur vorfanden, der nach einem elenden Dorfe am südwestlichen Idahang benannten Kamaresperiode —, charakterisiert durch feine, oft auffallend dünne Töpferware mit dunklem Glanzfirnis und schöner Polychromie unter Verwendung aufgesetzter Mattfarben

und Reliefverzierungen.[1]) Wie weit die Kamareskultur wirklich verbreitet war und wie sie mit der mykenischen zusammenhängt, kann erst die Zukunft lehren; einen Versuch, an den keramischen Funden von Knossos eine ruhige, langsame Fortentwicklung von der neolithischen Zeit durch die Kamaresperiode zur mykenischen nachzuweisen, hat D. Makenzie im Journ. of Hell. Stud. XXIII p. 156 ff. gemacht. Nicht allen Expeditionen war es freilich beschieden, einen herrlichen Palast mit geräumigen Magazinen, Hallen, Höfen und „labyrinthischer" Menge von Kammern, mit reichem Schmuck von Freskogemälden und luxuriösem Hausrat, mit einzelnen ganz modern erscheinenden Anlagen für Hygiene und Bequemlichkeit[2]) zu entdecken wie Evans in Knossos[3]); aber auch die bescheideneren Unternehmungen haben wertvolles Material zur Aufhellung der Geschichte Kretas im 2. Jahrtausend v. Chr. beigebracht.

So hat die Untersuchung verschiedener Gebirgsgrotten, der idäischen durch Taramelli (Amer. Journ. of archeol. 1901 p. 437 ff.), der diktäischen durch Hogarth (A. B. S. A. VI p. 94 ff.) das Fortbestehen von Höhlenkulten von der Kamaresepoche bis zur hellenischen gelehrt; bei Gurniah hat Miſs Boyd eine mykenische Kleinstadt mit engen Straſsen und Häusern in Lehmziegelbau auf Bruchsteinwerk freigelegt (Am. Journ. 1902 p. 71), in Palaikastro Bosanquet einen gröſseren offenen Ort am Meer mit wohlgepflasterten Trottoirstrafsen und eigentümlichen Hausanlagen (— in einer findet sich ein zementiertes Impluviumbassin mit vier Säulen an den Ecken —); ebendort grub man ein unterirdisches „Beinhaus" der Kamareszeit aus: ein grofser viereckiger Bau aus Feldsteinen, den Querwände in fünf parallele Abteilungen zerlegen, umschlofs eine Menge wohl schon vorher skeletisierter,[4]) säuberlich zusammengelegter Grofsknochen nebst einer Anzahl trefflicher Vasen (A. B. S. A. VIII p. 286 ff.). In Palaikastro und Praesos (ib. p. 231 ff.) entdeckten die Engländer auch in Fels gehauene und gemauerte Kammer- und Kuppelgräber mit langem *δρόμος*, meist dem Ende der mykenischen und Anfang der geometrischen Kultur angehörig.[5]) Ein Beispiel zeigt einen merkwürdigen Übergang der viereckigen Kammer zum Rundbau durch Auflagerung polygonaler Mauerschichten über den rechteckigen (A. B. S. A. VIII p. 246). Die ältere mykenische Bestattungsweise repräsentieren wohl die an vielen Orten gefundenen Tonsarkophage für liegende

---

[1]) Siehe Hogarth-Welch: 'Primitive painted pottery in Crete'. J. Hell. Stud. XXI p. 78 ff.; Welch: 'Notes on the pottery of Knossos' A. B. S. A. VI p. 85 ff.; Hogarth: 'Bronze-age vases from Zakro' J. Hell. Stud. XXII p. 333.

[2]) Auf das raffinierte Wasserkloset hat Noack beim Hallischen Philologentag 1903 aufmerksam gemacht; über die Kanalisierung siehe A. B. S. A. VIII p. 13 f. und 81 ff.

[3]) Annual of the British School at Athens VI, VII, VIII (= A. B. S. A.).

[4]) Dörpfeld, mit dessen Exkursion ich 1903 diese Ausgrabung besuchte, machte darauf aufmerksam, dafs es noch heutzutage in Griechenland üblich ist nach einigen Jahren die Knochen aus dem Grabe zu nehmen und besonders beizusetzen.

[5]) Vgl. p. 21.

Hockerleichen oder schon skeletisierte Gebeine; das schönste Exemplar (aus Palaikastro) ist mit Tierfiguren und den bekannten religiösen Symbolen der Doppelaxt und Hörner bemalt.[1]) In Zakro endlich hat Hogarth (A. B. S. A. VII p. 121 ff.) aufser mykenischen Häusern eine Unmenge von Siegelabdrücken in Ton gefunden, deren seltsame Darstellungen für Mythologie und Archäologie gleich wichtig sind ("The Zakro-sealings" J. Hell. Stud. XXII. p. 76 ff.).

Nur in einem Falle kam bisher eine Knossos ebenbürtige Anlage ans Tageslicht: Der Palast von Phaestos, ausgegraben von der italienischen archäologischen Expedition unter F. Halbherrs Leitung. Da ich das Glück hatte diesen an interessanten Details und Einzelfunden zwar Knossos nachstehenden, an Grofsartigkeit der Lage und der Hauptpartien ihn aber übertreffenden Bau im Mai 1903 gelegentlich Dörpfelds Inselreise kennen zu lernen, will ich im folgenden versuchen, eine eingehende Schilderung zu liefern.

Im mittleren Teil der Insel Kreta, südlich von dem bis in den Sommer schneebedeckten Idazuge, erstreckt sich die mäfsig breite, sehr fruchtbare und verhältnismäfsig baumreiche Ebene von Messará von Ost nach West: östlich wird sie begrenzt durch die Bucht von Divaki, südlich durch eine an der Küste entlang laufende Bergkette, westlich durch die diktäischen und lasithischen Gebirge und nördlich durch die Vorhöhen des Ida. Diese Ebene durchfliefst der kleine Flufs Geropotamo, der antike Lethaeus, nach West. An seinem Südufer erhebt sich, nicht allzufern von der Mündung, als Vorposten der Küstenberge ein Hügelzug, der die ganze Ebene einschnürend in die westliche Fläche von Divaki und die östlichen Gefilde von Gortyns (die eigentliche Messará) zerlegt. Während sein Westende sich allmählich gegen die Bucht herabzieht, fällt der östliche Hang[2]) in steilen Klippen grauen und gelben Kalkes ab: hier lag, beherrschend nach Osten, Süden und Norden schauend, die (3fache?) Akropolis von Phaestos. Die Stadt, deren Ansehnlichkeit und Lage nahe einer auffallend steilen Felsküste (bei Matala!) von Homer [γ 296 und B 648] erwähnt sind und die als Provinzort bis in römische Zeit bestand, nachdem sie ihre herrschende Stellung im 3. Jhrdt. v. Chr. durch Gortyns eingebüfst hatte,[3]) war topographisch durch Strabos genaue Angaben (X, 479) bestimmt. Schon 1894 besuchte eine italienische Mission die Akropolis und angesichts zahlreicher Scherbenfunde und verschiedener Mauerreste beschlofs man die Ausgrabung. Sie begann 1900. Da Versuchsgräben an der mittleren (c. 100 m ü. d. M.) und westlichen Akropoliskuppe (c. 180 m) wenig ergaben, so konzentrierte man bald alle Arbeit auf das östliche etwas niedrigere (65 m) Endplateau, eine Fläche von ca. 110 × 100 m. Und hier fand sich unter spärlichen byzantinischen und hellenisch-römischen Ruinen der ausgezeichnet erhaltene Unterteil eines imposanten Palastes der mykenischen Zeit. Das Ganze wurde

[1]) Abb. A. B. S. A. VIII Taf. 18/19; neuestens auch Drerup, ‚Homer' p. 133.
[2]) Hübsche Ansicht von der Ebene aus bei Noack ‚Homerische Paläste' Taf. II.
[3]) Bis in diese Zeit reichen die Münzen der Stadt, cf. Head-Svoronos Ἱστ. τῶν νομισμ. II p. 605.

in drei Kampagnen (1900—1902) freigelegt und sehr geschickt und vorsichtig restauriert. Eine treffliche vorläufige Publikation erfolgte nach den Einzelberichten der 'Rendiconti della R. Accademia dei Lincei' IX und X im 12. Band der 'Monumenti' desselben Institutes durch L. Pernier, Halbherrs unermüdlichen Genossen. Interessante Nachträge brachten Rendic. XI (1902).[1])

Wie ein Blick auf den Plan zeigt, ist der Bau in einem gleichmäfsigen System sich rechtwinklig kreuzender Geraden durchgeführt.[2]) Die Hauptaxen *EF* und *JK* schneiden sich im N.W.-Winkel des grofsen Zentralhofes (40). Parallel *JK* laufen in ziemlich gleichen Abständen als wichtigste Nebenlinien *LM* und *NO*; parallel *EF*: *GH* und *DR*, alle schon durch das Vorwiegen der Quadermauern (im Plane schwarz gegeben!) von den meist aus Feldsteinen mit reichlichem Lehmverband errichteten, die kleineren Einzelräume bildenden Linien zweiter Ordnung (im Plane schraffiert!) sich scharf abhebend. Dieses kunstvolle, durch zwei Flanken- und einen Zentralhof geschickt gegliederte Netz ist derart über ein unebenes Terrain ausgebreitet, dafs das Ganze in 4 Terrassen von Südwest und Süd nach Nord aufsteigt. Die Souterrainuntersuchungen haben gezeigt (Rendic. XI p. 524 ff.), dafs für diese Anlage aufser der natürlichen Bodenbeschaffenheit (— der Fels steht nördlich von Treppe 6 am höchsten an und fällt nach Ost und Süd rasch ab, um im äufsersten Osten wieder etwas zu steigen —) das Vorhandensein umfangreicher vormykenischer Baureste mafsgebend war, die meist eingeschüttet und adplaniert als Substrat des neuen Palastes benützt wurden.[3]) Auffallend ist, dafs alle gröfseren Säle (50; 67—69; 77—79) in der Längenrichtung Ost-West liegen.[4]) Den wichtigsten Teil der Gebäude bildet das Quadrat: [26 + Nebenräume] + [66 bis 69] + [39 + $^1/_2$75]. Zahlreiche Spuren beweisen, dafs der Palast durch Brand zugrunde ging.

Ich beginne, in der Betrachtung der einzelnen Teile den 'Monumenti' folgend, mit dem untersten Terrassenniveau im Südwesten, das die Räume 1—3 umfafst, baugeschichtlich einer der interessantesten Punkte des Ganzen. Wir befinden uns auf einem weiten, mit polygonalen Kalkplatten belegten Hofe, dessen ursprüngliche Form und Gröfse nicht sicher festgestellt ist. Nördlich stöfst an ihn ein mächtiger Treppenbau mit über 20 m langen hohen Stufen aus Kalksteinblöcken, leider im Westen arg zerstört durch Anlage späterer (hellenischer) Bauten. Oben ist er durch eine schöngefügte Quadermauer (4)[5]) abgeschlossen, kann also in solchem Zustand nicht als Aufgang

[1]) Vgl. auch die kurze Übersicht bei Sam Wide (Berl. phil. Woch. 1901 p. 1276 ff.); ferner Drerup, ‚Homer' p. 70 f.

[2]) Ebenso Knossos. Cf. Noack ‚Homer. Paläste' p. 6.

[3]) Grofse (vormykenische?) Substruktionen in kyklopischem Mauerwerk (dieses sonst in Phaestos nicht verwendet!) finden sich zum Halt mächtiger Aufschüttungen besonders an der Südwest- und Südseite (im Plan angedeutet!), wo übrigens durch Erdrutsche oder Erdbeben viel zerstört zu sein scheint.

[4]) Dieser Umstand könnte dafür sprechen, den Hauptzugang zum Palast auf einer dieser beiden Seiten zu suchen.

[5]) Die Quadermauern des Palastes bestehen fast durchweg aus bläulichem Kalkstein; dasselbe Material wurde bei den Bruchsteinmauern benützt.

gedient haben. In die Treppe ist mit etwas vortretenden Stufen ein kleines Treppchen eingelegt, an das sich unten ein Kalksteintrottoir (A B) anschliefst, welches quer über den Hof nach der südwestlichen Palastecke zu läuft. Hier stöfst ein gleichartiges rechtwinkliges Plattenband (3) an, auf dessen N.-S.-Schenkel eine einzelne Säule stand, deren runde Kalksteinbase erhalten ist; östlich von ihr liegt ein altes Gipspflaster (rechteckige Platten), das z. T. von dem den Raum 5 begrenzenden Mauerzuge überbaut war. Wir haben also an dieser Stelle den Rest einer älteren Anlage, zu der vielleicht auch das südlich erhaltene Mauerstückchen B^1 (südliche Grenzmauer des Hofes parallel der Nordtreppe?) zu ziehen ist. Etwa von der Mitte von A B aus läuft ein dritter Trottoirstreifen westlich (*CD*) bis zu einer nachmykenischen Mauer $\alpha\beta$ (nicht genau in der Achsenrichtung des Palastes!), die übrigens nicht weit von einer ursprünglichen mykenischen Mauer errichtet sein kann, wie ein in dem mit der Nordtreppe gebildeten Winkel erhaltener niedriger Rechteck-Bau (*Q*) beweist, der sich wie sein sicher vormykenisches Pendant 2 wohl immer an eine Mauer lehnte. Östlich wird der Hof von einer ganz eigenartigen Mauer (29,6 m lang) begrenzt, die zugleich das um 1,20 m höher liegende Niveau (II) von 5 stützt. Sie besteht aus riesigen (1 × 3 m ca!) Kalkorthostaten, die auf einem niederen Sockel ruhen und ursprünglich ganz mit rotem Stuck überzogen waren. An ihr sind die im kretischen Palastbau sehr beliebten Aus- und Einspringungen in rechtem Winkel, eine einfache Gliederung langer Aufsenflächen, zu beobachten. Eine entsprechende Mauer aus Gipsplatten schliefst sich in Knossos an den Westhof an (A. B. S. A. VI p. 9). So auffallend die Mauer selbst ist, noch auffallender erscheint der an sie angebaute dreifache Raum 2 aus lehmverbundenen Rohsteinen, in seiner nördlichen Abteilung z. T. in den Fels eingearbeitet.[1]) Zugänglich war er durch enge Öffnungen vom Hof und der Treppe aus; er enthielt, aufser gemauerten Bänken längs der Wände, einige Knochenreste, Asche und Kamaresware. Das von der monumentalen Umgebung merkwürdig abstechende Ensemble erweckt zunächst den Anschein eines späten schlechten Zusatzes; aber die durch Öffnungen in der Orthostatenmauer gerade bei Raum 2 veranlafsten Nachforschungen unter dem Niveau von 5 ergaben dort das Vorhandensein ganz gleichartiger Räume (z. B. 2a), die nach dem ausschliefslichen Fund von Kamareskeramik als vormykenisch bestimmt sind und mit 2 durch jene Mauerlücke in Verbindung standen. So erscheinen Raum 2, Hof 1 und der Säulenbau 3 samt den unter 5 verschütteten, in gleicher Ebene liegenden Kammern als Reste einer älteren vormykenischen Anlage, bei der die Orthostatenmauer als Umfassungslinie figurierte. In welchen Beziehungen aber standen sie später zu dem grofsen mykenischen Palaste?

Dörpfeld (s. auch Noack l. c. p. 89 f.) rechnet zu den vormykenischen Resten noch die grofse Nordtreppe und hält sie für den Hauptzugang des alten Kamarespalastes. Bei Anlage des neuen Pa-

[1]) Gute Abb. bei Drerup, ‚Homer' p. 117.

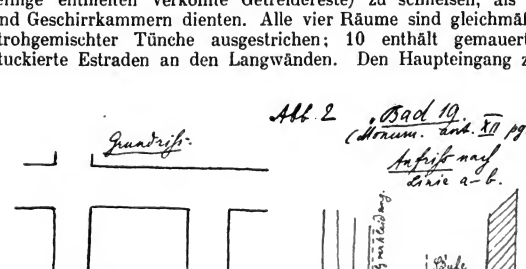
lastes sei dann das ganze Areal 1—3 samt der Treppe zugeschüttet worden bis zum Niveau von 5, um einen mächtigen Vorhof des Saales 67—69 zu bilden. Dazu würde stimmen, dafs in dem Schutt unmittelbar über dem Hofpflaster überwiegend Kamaresreste gefunden wurden. Aber es spricht dagegen, dafs nach Angabe der Italiener hinter Mauer 4 gleich der Fels ansteht (er liegt auch direkt unter der Treppe), was für einen Haupteingang nicht pafst, man müfste denn an einen oben nach Ost laufenden schmalen Winkelweg glauben wollen; ferner wäre bei einer Einschüttung in der erwähnten Höhe der oberste Teil der Treppe noch immer frei geblieben; endlich beweist das Vorhandensein einer kleinen, östlich von 3 aus 5 herabführenden Stiege, dafs bei Schaffung des neuen Palastes das einsäulige „Propylaion" (zwei seitliche Anten sind noch nachzuweisen) und mit ihm der schöne Hof 1 und die imponierende Mauer 5 in den Plan einbezogen wurden.[1]) In 2 aber will Pernier ein aus Ehrfurcht geschontes Heiligtum erkennen, was die Funde, namentlich eine in dem angrenzenden Zimmer 2a entdeckte „Libationstafel" von Ton (nach egyptischem Muster in Kreta üblich) wahrscheinlich machen (den gegenüberliegenden Bau *Q* erklärt er für den Unterbau eines Altars). Auffallend ist, dafs der Mittelraum von 2 einen Wasserablauf hat; der Wasserabflufs war in dem südwestlich geneigtem Hofe weiterhin durch kleine Kanälchen im Trottoir *AB* ermöglicht, ein hinter dem Winkel bei *C* befindlicher Durchlauf leitete einen Teil des Wassers längs *CD* zu einer Cisterne (bei *D*). Die Nordtreppe haben Evans (cf. Berl. phil. W. 1903; 29. Aug.) und Pernier als Sitzstufenanlage für Zuschauer bei Aufführungen im Hofe gedeutet und Evans hat in dieser und einer von ihm in Knossos restaurierten ähnlichen Anlage den Keim des griechischen Theaters gesucht. Leider ist Hof 1 mit seinen Trottoirs für gröfsere Schaustellungen (Tänze, Faustkämpfe, Jongleurs[2]) möglichst ungeeignet. Die Treppe bleibt also einstweilen noch ein Rätsel.

Betreten wir nun den in der Höhe der Orthostatenmauer liegenden Boden des langen Vorplatzes („atrio rettangolare" bei Pernier) 5, der sich in rechtem Winkel um das Südwesteck des Hauptbaues zieht! Wir haben hier die zweite Terrasse erreicht, die im Halbbogen die noch höheren Lagen III (66—69) und IV (74) umfafst; die grofse Masse der Wohn- und Wirtschaftsräume gehört ihr an und wird durch den Zentralhof 40 in 2 ziemlich gleichgrofse, bei *F'* in rechtem Winkel aufeinander treffende Komplexe zerlegt. Der Vorplatz 5 ruht, wie erwähnt, ca. 1,25 m über verschütteten, etwa im Niveau des Hofes 1 gelegenen älteren Bauten; sein Estrich besteht aus gestampftem Kalk und Lehm. Er diente, wahrscheinlich unbedeckt, der Verbindung des vom Hof 40 herführenden Korridors 7 und seiner Nebenanlagen mit der wichtigen Treppe 6, welche, von schönen Quadermauern beiderseits eingeschlossen, in 23 Stufen (4,35 m breit) direkt zum höchsten Niveau steigt; an ihrem oberen Ende war sie wohl durch

[1]) Rendic. vol. XI p. 521.

[2]) Faustkämpfer auf einer Pyxis von Steatit (Knossos A. B. S. A. VII p. 95) abgeb.; Jongleure auf Stieren schon von früherher als mykenische Spezialität bekannt.

Tore zwischen zwei mächtigen Anten absperrbar und ist vielleicht als einer der Hauptzugänge des Palastes zu betrachten. Eine Steinbalustrade über der Orthostatenmauer friedete wahrscheinlich Platz 5 ein. Diesen scheidet eine Stufe nach oben von Korridor 7, dem geräumigen (19,60 × 5,20 m) Zugang zum Südwestflügel, dem Hofe 40 und den Magazinen bei 26.[1]) Das wohlerhaltene Gipsplattenpflaster weist bei der leichten Zerstörbarkeit dieses Materials darauf hin, dafs 7 ganz überdeckt war; der Boden und die z. T. aus Quadern bestehenden Wände waren überdies mit farbigem Stuck überzogen. Beim Ausgang des Korridors in den grofsen Zentralhof sind Spuren eines Mittelpfeilers und zweier verbrannter Holzanten bemerkbar; er war also an dieser Stelle verschliefsbar. Dasselbe war an der Westseite der Fall, wo ein Pfeiler mit Gipsbasis ein gegen 5 offenes Vestibül von 7 abtrennt. In diesem fast quadratischen Vorplätzchen öffnet sich nördlich ein Durchgang durch 31 zu den Magazinen; dafs das nebenanliegende Zimmer 32 als Wachlokal mit diesem Durchgang in Beziehung stand, ist mir wegen der trennenden Pfeilertüre sehr unwahrscheinlich. Gegenüber 31 führt vom Vestibül eine Türe zu den Gemächern 8—9, die mit den sich nach Westen öffnenden Zimmern 10 und 11 ein zusammengehöriges Rechteck bilden und, nach den vielen teilweise noch in situ vorgefundenen einfachen Tongeräten (einige enthielten verkohlte Getreidereste) zu schliefsen, als Speise- und Geschirrkammern dienten. Alle vier Räume sind gleichmäfsig mit strohgemischter Tünche ausgestrichen; 10 enthält gemauerte und stuckierte Estraden an den Langwänden. Den Haupteingang zu dem



[1]) „Atrio" 5 und Korridor 7 waren in nachmykenischer Zeit überbaut (sogar ein byzantinisches Grab!). Sondierungen unter dem Boden an der Stelle, wo sie zusammenstofsen, ergaben reiche Funde von Kamaresscherben, die über einer neolithischen Schicht (geglättete Scherben, ein Steinhammer) lagen. Der Fels steht erst in einer Tiefe von 5,10 m an.

fast nur kleinere Nutzräume in sich schliefsenden, vielfach arg zerstörten Südwestflügel bildet die Türe und der Gang 12. Von den Zimmern sind aufser 22, in dem zwei rechteckige Kalksteinbasen mit Löchern für eingesetzte Holzpfeiler auffallen, nur 19 und 21 beachtenswert. Beide gehören zu einer Gattung von Räumen, die man in fast allen mykenischen Anlagen Kretas (f. Knossos s. A. B. S. A. VII p. 62; für Palaikastro ibid. VIII p. 312; vgl. auch Raum 83!) angetroffen hat und allgemein als Baderäume bezeichnet. Typisch ist der tieferliegende, durch eine wandschirmartig vorspringende Mauer abgetrennte viereckige Innenraum, zu dem vor dem Schirm einige schmale Stufen hinableiten (s. Abb. 2!). Die vorspringende Mauer endet bei 19 in einem Gipspfeiler, der eine kleine Säulenbasis trägt (in 21 dafür einen Holzpfeiler); am Anschlufs an die Hauptmauer scheint sich Holzvertäflung nachweisen zu lassen. Möglicherweise umzog diese auch den Innenraum und bedeckte den Estrich. Ein Wasserabflufs findet sich in diesen Zimmern merkwürdigerweise nicht. Trotzdem möchte ich an der Erklärung als Bad festhalten (etwa mit Wannen) gegenüber den Versuchen, hierin Piscinen oder Wasserpflanzenbassins nach egyptischem Muster[1]) zu entdecken; denn gerade 19 und 21 erscheinen durch ihre Kleinheit und versteckte Lage dazu kaum passend, während im andern Fall die Zimmer 15—18 und 16—20 (in 16 ist auch eine Zisterne!) als Toilettenräume etc. leicht zu erklären wären (vgl. auch pg. 13). Die Westwand von 17 und 18 — auffallenderweise in Quaderwerk — ruht wie der übrige äufsere West- und Südtrakt dieses Flügels, auf kyklopischen, in tiefe Anschüttungen gebetteten Fundamenten. Die abweichende Orientierung aufweisenden nach mykenischen Bauten dieses Teils, deren Fufsboden 1,60 m über dem Palastniveau liegt, sind im Plan weifs gelassen.

Die mit der Badeanlage noch verbundenen hübschen Zimmer 23 und 24, die sich gegen eine Vorhalle am grofsen Hof öffnen (23 mit zwei durch einen Pfeiler auf Gipsbasis geschiedenen Eingängen), scheinen bei ihrer ähnlichen Ausstattung beide dem gleichen Zwecke gedient zu haben. In 24 erstrecken sich auf drei Seiten gemauerte Bänke mit hübschem Gipsplattenbelag (das hier und anderwärts — z. B. in Knossos — sich findende Normalmafs ist 0,35 m Höhe und 0,40 m Vorsprungsbreite); vor ihnen steht ein stuckierter kleiner Rohsteinpfeiler, vermutlich ein Tischfufs. Zimmer 23 ist durch ein interessantes Detail an seinen Bänken zu gewisser Berühmtheit gelangt. Die senkrechten Verkleidungsplatten derselben springen nämlich abwechselnd aus und ein; die vorragenden tragen eine dem dorischen Triglyphenornament frappant gleichende Verzierung: 3 Binden von je 4 vertikalen Rinnen (2 tiefere innen und 2 halbtiefe beiderseits). Die zurücktretenden Platten (= Metopen) zeigen 2 entsprechende Horizontalbinden. Nicht mit Unrecht hat man wohl hierin eine Vorstufe des bekannten Gliedes der dorischen Architektur gesehen; das einfache

[1]) Eine mit Dörpfeld in Kreta anwesende Dame behauptete, dafs solche stagnierende Zimmerteiche zur Kühlung noch heute in Indien üblich seien.

Geräteornament hat der Hochbau übernommen! Eine noch ältere Stufe des Triglyphenschmuckes soll der auf einem Freskorest von Hagia Triada (cf. p. 20) dargestellte Thron einer sitzenden Frau aufweisen; doch scheint mir hier nur eine einfache Zusammenfügung von hölzernen Längs- und Querplatten dargestellt zu sein.

An der Nordseite des Korridors 7 zeichnet sich vor den andern Räumen durch ihren Umfang (9,70 × 8,45) die Halle 25 aus. Pernier hat den mit vorzüglichem Stuckboden über Gipsbelag und mit Gipswandverkleidung in gewisser Höhe versehenen Saal das „Männermegaron" genannt. Dagegen hat Noack (l. c. pag. 75) nicht ohne Grund den Charakter der offenen Durchgangshalle hervorgehoben, der zu einem Megaron nicht stimmt; er scheint dafür das Männermegaron (denn 66—69 kommen kaum in Betracht) im zerstörten Obergeschofs anzusetzen. An der gegen den Hof abgrenzenden auf einem erhöhten Kalksteinstreifen aufgesetzten Pfeilerreihe — die Basen sind erhalten —, in deren Mitte eine elliptische Säulenbasis liegt, waren früher Gipsschranken angebracht, so dafs nur die beiden Durchgänge neben der Säule offen blieben, eine Einrichtung, die an die Schranken egyptischer Tempel erinnert (z. B. des Tempelchens Ramses III. im Ammonsbezirk zu Karnak). Mit der elliptischen Basis in einer Linie liegen innerhalb von 25 zwei runde Gipsbasen; sie setzen eigentlich die südliche Grenzmauer des Magazinkorridors 26 fort und scheiden den Raum in 2 gleiche Teile. Die Lage der Halle vor den Magazinen macht es wahrscheinlich, dafs sie zu diesen in Beziehung stand — man könnte an ein kaufmännisches Komptoir denken; als Materialkammer schlösse sich im Norden 38 an. Die Gipsschwelle dieses Zimmers liegt 0,45 m über seinem Gipsplattenestrich; die Wände zeigen unten Gipsvertäflung. Hier fand sich aufser einem grofsen Pithos ein Tongefäfs vor, in das von oben eine Leitung führte (Regenwasser oder Abwasser des Obergeschosses?). Durch die Westwand von 38 trat man früher mittels einer Tür, deren vermauerte Pfosten mit ihrer Stuckverkleidung noch zu erkennen sind, in den nachher ganz zugeschütteten Raum 70 (cf. pg. 17). Östlich schneidet eine vorspringende Wand einen engen Gang von 38 ab, aus dem wir über 2 Stufen zu einer Tür nach Treppe 39 oder dem Hof gelangen. Die eben genannte Treppe (2 m breit mit rot stuckierten Wangen verbindet Niveau II (25) mit Niveau III (69) und IV (75) in einer Linie. Über 9 Stufen erreicht man einen Absatz, an dem westlich eine Gipsstufe und eine prächtige Kalksteinschwelle mit zwei Angellöchern den hinteren Eingang zum Saal 69 bezeichnen; steigen wir von dem Absatz weitere fünf Stufen hinauf, so befinden wir uns auf der obersten Terrasse des Palastes (75).

Doch zurück zu 25! Sein Charakter als Vorhalle tritt besonders deutlich hervor, wenn wir bedenken, dafs fast die ganze Hälfte seiner Westwand (— in deren Südteil sich übrigens eine Nische befindet —) von der breiten Doppeltüre eingenommen wird, die zu dem anscheinend wichtigsten Teil des Palastes führt, den Magazinen. Das längliche Viereck, das diese bilden, ist mit Ausnahme des Ost-

abschlusses von sehr festen Quadermauern umgeben, die auf einem Sockel ruhen und die bekannten Aussprungungen zeigen. Das Ganze ist der Länge (20,14 m) nach in drei gleichbreite Zonen (je 4,30 m) geschieden; den Mittelgang 26 und die durch senkrechte Querwände gleichmäfsig abgeteilten 6 südlichen und 6 nördlichen Magazinräume. Die entsprechenden Anlagen von Knossos (mit mehr und bedeutend längeren Kammern) sind nur auf einer Seite des Korridors durchweg erhalten; wir haben also in unsern Magazinen ein einzigartiges Beispiel regelrechter Konstruktion. Von den einzelnen Kammern scheinen in der südlichen Abteilung nur 4, in der nördlichen nur 5 ganz der ursprünglichen Bestimmung erhalten geblieben zu sein: denn 70 ist zu 69 gezogen worden (cf. pg. 17) wie 32 zum Korridor 7, und der Durchgang 31 kommt als Magazin nicht voll in Betracht. In den übrigen Räumen wurden sicher Vorräte, vielleicht auch Wertgegenstände aufbewahrt. Der Fund grofser Pithoi [1]) und zahlreicher Scherben ähnlicher Gefäfse (besonders in 33 und 37) sowie die Analogie der knossischen Magazine, in denen noch ganze lange Reihen von Tonfässern stehen, beweist, dafs ein Hauptteil der gespeicherten Schätze in Öl bestand, das von jeher ein wertvoller Exportartikel Kretas war und namentlich in Egypten viel begehrt wurde. Der fast durchweg aus gestampftem Lehm bestehende Estrich enthält keine souterrainen, mit Steinplatten bedeckten Nischen wie Knossos. In den meist einfach lehmgetünchten Kammern ist abgesehen von den Gipsschwellen und den in soliden Kalksteinblöcken beiderseits an die Bruchsteinmauern angesetzten Türpfosten nichts Auffallendes; nur in 33, das sich auch durch eine untere Gipsplattenverkleidung der Wände auszeichnet, läuft mitten über dem Paviment in der Längsrichtung ein Gipsplattenstreifen, der ein zylindrisches Tongefäfs mit zwei Seitenlöchern trägt, vielleicht eine Mefs- oder Abfüllvorrichtung; weiter hinten ist in den Boden ein Topf eingesenkt, wohl um versehentlich ausfliefsendes Öl abzufangen. — In der Flucht der besonders starken Wände zwischen 36/37 und 30/31, einer wichtigen bis in den Südwestflügel zu verfolgenden Baulinie des Palastes, steht inmitten des Korridors 26 ein imposanter 2,35 m hoher Pfeiler, aus 4 grofsen Kalksteinquadern aufgerichtet. Er war früher wahrscheinlich mit Stuck umzogen. Ein ähnlicher Pfeiler in Knossos (A. B. S. A. VI p. 33 f.) wurde von Evans wegen des auf allen Seiten eingehauenen (Steinmetz-)Zeichens der

[1]) Auf dem Rand eines dieser Gefäfse fand sich die eingekratzte Inschrift:

Eingehauene Zeichen tragen auch verschiedene Kalksteinblöcke an den Türen.

Doppelaxt [1]) für einen Kultpfeiler gehalten (cf. 'Myk. tree and pillar cult' J. H. St. XXI p. 111). Jetzt zweifelt man kaum mehr, dafs es sich in jedem Fall nur um Stützpfeiler für aufgehende Teile des zerstörten Obergeschosses handelt. Ein solches ist über den Magazinräumen durch die Obermauern des Raumes 70 (cf. p. 17) und weitere Spuren sicher nachgewiesen. Nachgrabungen in der angeschütteten Erde unter dem Boden des Korridors 26 und einzelner Magazinkammern haben auch hier Kamaresscherben und weiterhin neolithische Funde mit vielen Kohlenresten ergeben, doch keine alten Mauern.

Die imposanten Gröfsenverhältnisse des Baues kommen am eindringlichsten bei den Ausdehnungen des Zentralhofes 40 zum Bewufstsein, eines Rechteckes von ca. 46,50 m Länge und 22,30 m Breite. Das ganze Areal ist mit Ausnahme eines Streifens [2]) längs der Westseite mit schönen viereckigen Kalkplatten belegt gewesen. Wie der Hof südlich abschlofs, ist unbekannt; Pernier setzt hier, neuerdings durch den Fund einer grofsen Antenbasis (in Gips) bestärkt, die Haupteinfahrt in den Palast an, vermittelt durch schiefe Rampen längs der Südseite, von denen allerdings kein Stein erhalten ist; er glaubt, dafs hier das Terrain erst später durch eines der in Kreta häufigen Erdbeben seine jetzige schroff abfallende Beschaffenheit erhalten habe. Will man, wie Noack p. 75, Perniers Hypothese nicht annehmen, so bleibt nach den bisherigen Funden nichts übrig, als Treppe 6 zum Haupteingang des Palastes zu stempeln. Am Südwestende des Hofes findet sich eine Zisterne und der Einlaufschacht (*R*) eines Kloakengrabens, der 14,14 m weit durch den Fels gehauen nach S. läuft.

Die Nordmauer, massive, einst stucküberzogene Quadern auf Sockel mit Einspringungsgliederung, hat in der Mitte den ursprünglich durch zwei Anten etwas verengten Zugang zu einem 2,86 m breiten Korridor (41) gegen Nord, der zum Harem führt. Die neben der Türe erhaltenen Halbsäulenbasen erinnern an die Alabasterhalbsäulen an den Toren mykenischer Kuppelgräber; rechts und links davon öffnet sich in der Wand je eine 1 m breite und ca. 0,65 m tiefe Nische mit Resten von Stuckmalerei, vielleicht für Wächter bestimmt.[3]) Ob die im Nordwesteck sich vorfindende Aufmauerung aus Kalkblöcken mit 2 Stufen von Ost wirklich der Anfang einer zum Obergeschofs führenden Treppe ist, wie Drerup angibt (p. 113), oder zum Aufstellen von Geräten bestimmt war, mag unentschieden bleiben. Die Kalksteinmauer lief von diesem Eck noch ein Stück weit südlich (neben Treppe 39), dann schliefsen sich als Westgrenze des Hofes die auf einem Kalkstreif stehenden Pfeiler von 25 und 7 an. Wahrscheinlich zog sich die Pfeilerreihe derart weiter bis *E*; die Rückwand dieses Portikus, dem

[1]) Findet sich auch in Phaestos ohne jede weitere Bedeutung (cf. pg. 13) an Quadern. Evans Ansicht noch bei Drerup „Homer" p. 70 festgehalten (vgl. jedoch p. 84 ibid.).

[2]) Dieser Streifen ist mit Stuck bedeckt. Vielleicht war er durch einen fortlaufenden Dachvorsprung der Gebäude an der W.-Seite des Hofes geschützt (Pernier).

[3]) Abb. der Nordwand bei Drerup p. 113.

auf der andern Seite des Hofes die Halle 65 entspricht, war durch die Fronten von 23 und 24 (*T*—*S*) gebildet. Vermutlich wurden viele Pfeilerbasen bei der Errichtung der am Hof nachgewiesenen postmykenischen Bauten verschleppt. Bei *E* liegen zwei rechteckige Kalkplatten, eine mit einem Steinmetzzeichen versehen. Das dem Weststreifen parallel laufende östliche Plattenband (bei 65) ist ca. 38 m lang erhalten (*G*—*H*). Ihm sitzen 5 grofse Pfeilerbasen aus Kalkstein auf; 2, 3, 4, 5 gleichweit voneinander abstehend. In der Mitte zwischen 3, 4, 5 sind kleinere Basen eingelegt. Das Ganze stellt also eine Pfeilerhalle vor, welche die Ostseite des Hofes flankierte. Die Tiefe des Portikus ist 1,80 m; im nördlichen Trakt wird sie durch zwei Bassins aus rohem Mauerwerk auf die Hälfte verringert — an das südlichere[1]) lehnt sich eine hübsche Bank aus Gipsplatten, ein prächtiges Ruheplätzchen in der Kühle mit der Aussicht auf das Leben und Treiben im Hofe! Die neben der Bank erkennbare Türe kann nicht zu den zwar noch zum Niveau II zu zählenden, aber etwas höher liegenden Räumen bei 63 geführt haben; auch der Korridor 62 war durch Mauern am nördlichsten Portikus-Pfeiler vom Hof abgesperrt, so dafs das ganze östliche Viertel des Palastes zeitweise keinen direkten Zugang vom Zentralhof her hatte. Sicherlich besafs 63 etc. eigene Aufgänge im Osten und Süden; am Osthang haben sich noch 3 in Fels gehauene Stufen neben einer Wasserrinne gefunden. Der Bau öffnete sich wohl einst nach Osten mit einer Säulenhalle, von der bei 64 noch 3 Basen auf einem Kalksteinband in situ sind. Die Rückwand dieses 2,40 m tiefen Portikus ist vielleicht nachmykenisch, an Stelle einer älteren Mauer parallel zu 65. In ihrer Verlängerung nach Süd ist der hier wieder anstehende Fels eingeschnitten und bildet so die Ostgrenze des gröfseren viereckigen Areals 63, dessen nördlicher Abschnitt, den erhaltenen Gipstürpfosten nach zu schliefsen, in mehrere Gemächer zerteilt war, während der südliche wohl als offner Nebenhof diente, den mehrere Kanäle nach S. entwässerten. Möglicherweise war es ein heiliger Bezirk; denn man fand hier (bei *U*) eine abgestumpfte Gipspyramide, die mit den Ecken nach den Himmelsgegenden orientiert gewesen zu sein scheint, wie die sakralen Bauten der Babylonier; ferner 9 wohlgeordnet übereinander liegende Doppeläxte aus Bronze, und ein Stück Muschel mit eingearbeitetem Basrelief, das eine Prozession von vier tierköpfigen Göttern mit langen Stäben (dem ‚ankh' nachgebildet) darstellt — ein egyptisches Schema (cf. Hogarth in J. H. St. 1902 p. 92). Die höhere Lage von 63 gegenüber 40 ist teilweise künstlich hergestellt. Es haben sich unter der Oberfläche von 63 die Reste mykenischer Bauten im Niveau von 40 gefunden, die mit dem Hofe durch die bei der Bassinbank erhaltene Türe und eine andere vermauerte Pforte weiter südlich in ebener Verbindung standen. Es handelt sich also hier um einen Umbau in mykenischer Zeit, wohl zu unterscheiden von der in eine frühere Periode fallenden Errichtung wichtiger Palastteile über Kamaresbauten (cf. pag. 6).

[1]) Abgeb. bei Drerup ‚Homer' p. 118 mit der Unterschrift „Bad im Palaste von Phaestos" (??).

Wenden wir uns nun vom Zentralhofe zum Nordostflügel, der aller Wahrscheinlichkeit nach die Frauenwohnung bildete! Der stattliche, an beiden Enden verschliefsbare Zugang zu diesen Appartements ist der schon erwähnte 15,75 m lange Korridor 41; er ist mit Kalkplatten belegt und in der Mitte von einer etwa 40 cm breiten Wasserrinne durchzogen, war also möglicherweise unbedeckt; seine Seitenwände bestehen fast nur aus Quadern. Von Westen her mündet in ihn die Treppe 42; eine Nische nebenan, entsprechend den pg. 11 genannten, mag dem Wächter dieses Zugangs gedient haben. Treppe 42 zieht sich neben einem langen engen Raum (43) her, der nach den Funden rohen Geschirrs zu urteilen wohl als Gerätekammer benutzt war; leider sind von der mit farbigen Stuckwänden eingefafsten Treppe nur die unteren Gipsstufen erhalten. Sicher bog sie an der Mauer neben 39 nach Nord um und lief auf den Korridor 75 des Niveaus IV aus. Da auf diesen auch Treppe 39 von Saal 69 herführte, war so eine bequeme Verbindung zwischen wichtigen Gliedern des Baues geschaffen. Das untere Vestibül von 42 stand einst mit dem nördlich anstofsenden Langraum 44 in Zusammenhang, der samt den anstofsenden Kammern 45 und 46 mit schönen Stuckmalereien geschmückt gewesen zu sein scheint (rote, weifse und blaue Farbenfragmente).

Von der Ostseite des Korridors 41 zieht sich der enge Gang 58, der durch eine Nordtür mit dem parallelen Langraum 61 und den Appartements bei 48 korrespondiert, gegen den Platz 57, biegt aber vor ihm nach Süden ab, ohne merkwürdigerweise genau die Richtung des Portikus 65 einzuhalten. Daher ist von den beiden anliegenden Zimmern 59 und 60 das zweite trapezförmig gestaltet. 58 hat zwei Ausgänge gegen 57, das mit 52—56 ebenso wie der Ostflügel neben dem Hof etwas höher liegt als Niveau II; deshalb steigt auch der ursprünglich vom Hof 41 herleitende Korridor 62 (mit Kalkplattenbelag) an. Da in diesem Flügel des Palastes der Felsboden nur 0,30—0,60 m unter der Oberfläche liegt, sind die Anlagen darauf sehr schlecht erhalten. So ist es z. B. schwer zu entscheiden, was an den zwischen zwei parallelen Nord-Südmauern eingerichteten Räumen 54/55 mykenisch, was nachmykenisch ist. In 54 hat sich der Unterteil eines tönernen Wännchens mit rotaufgemalten Wellenlinien erhalten. Kaum als mykenisch anzusehen ist die bei J angelegte Zisterne. Neben dem Eingang des durch die Wände von 49 und 54/55 geschaffenen Korridors 56 steht, an 49 gelehnt, eine Kalksteinbank mit eingehauenen Doppelaxtzeichen. Östlich der Mauern von 54/55 und südlich von dem an Korridor 52 ganz einzeln gelegenen, mit Gipsbänken versehenen Gemach 53 dehnt sich ein östlicher Vorhof aus (ca. 21,50×20 m). der, wie sein westliches Gegenstück 1, ein Pflaster von Polygonalplatten besitzt und östlich durch ein etwas vortretendes Kalksteinband begrenzt wird. Etwa in seiner Mitte sind die Reste eines viereckigen Aufbaues zu erkennen, den Pernier wegen der stellenweise verschlackten Innenwände und Metallspuren für einen Schmelzofen mykenischer Epoche ansieht. Doch wäre es auch denkbar, dafs die betreffenden Erscheinungen von dem

Palastbrande herrühren. Nördlich der Quaderwände des vom Vorhof gegen das Frauenviertel zuführenden Korridors 52 sind zwei rechteckige Gemächer aufgedeckt, an die ein einfaches, vielleicht der Dienerschaft bestimmtes „Badezimmer" mit 3 Treppenstufen stöfst, von dem eine weitere kleine Treppe östlich gegen zwei alte Zisternen zuführt. All diese Räume waren wohl ehedem von 52 aus durch eine zwischen den zwei vortretenden Pfeilern befindliche, später zugemauerte Öffnung zugänglich. Nach Westen gelangen wir aus 52 in den weiten Raum 48 (13,20×7,15), der, vielleicht teilweise unbedeckt, einen kleinen Hinterhof des „Frauensaals" 50 bildete. Die erhaltenen Mauern in Ost und West bestehen, wie auch 49 und der Pfeiler vor ihm, aus festen Quadern, denn sie trugen ein oberes Stockwerk, dessen Zugangstreppe 51 noch erhalten ist. Der westlich anstofsende Raum 47 diente aufserdem auch als Terrassenstütze des Niveaus IV (74).[1]) Über dem hohen Brandschutt (Kohlen, Scherben etc.) in 48 war in hellenischer Zeit ein kleines Heiligtum des Apollo und Äskulap errichtet. In dem prächtigen (11,30×5.10) mit Kalkplatten belegten Zimmer 49 ist an der Südwand die zweite Reihe der Quadern durch die an allen Blöcken eingemeifselten Steinmetzzeichen auffallend. Die Nordwand von 48 ist nur in Spuren erhalten; vermutlich führte durch sie eine Türe geradeaus über den schmalen Gang des Treppenhauses unter 51 in die gegenüberliegende Seitentüre des „Frauenmegarons" 50.

Die Bedeutung dieses Raumes fällt schon durch seine eigentümliche Isolation und seinen den griechischen Megara entsprechenden länglichen (10,40×6.20) Grundrifs auf. Über dem Kalk- und Gipsplattenpflaster erheben sich, auf zwei Plattenquerstreifen im Quadrat gestellt, 4 Säulenbasen — eine mit dem Megaron in Tiryns und Mykenä übereinstimmende Anordnung. Wahrscheinlich ragte das Säulenviereck mit seinem Aufbau über das platte Dach des Saales als Licht- und Luftschacht empor.[2]) Innerhalb des Vierecks fand sich keine Spur von einem Herde. Den beiden Säulenreihen entsprechend sind in die aus Bruchsteinen errichteten Wände Kalksteinpilaster eingefügt. Den Westabschnitt des Gemaches vor den Säulen umziehen an zwei Seiten hübsche Gipsbänke; das ganze in auffallend frischem Zustande gefundene Megaron sieht überhaupt recht wohnlich aus. Die Westwand läfst einen Zugang zu Korridor und Treppe 51 frei, die rechtwinklig nach Ost umbiegend in 3+7 Gipsplattenstufen zum Obergeschofs führte, dessen Kohlen- und Scherbenschutt alle untenliegenden Räume hoch anfüllte; in dieser Masse fanden sich auch einige Reste von Goldschmuck. In der Westmauer des Ganges 51, die das höher liegende Niveau IV stützt, sind übrigens noch die stuckverkleideten Pfosten einer Türe zu erkennen. Es scheinen also in einer früheren Periode des mykenischen Palastes sich hier im Westen statt der aufgeschütteten Terrasse 74 auf Niveau II liegende Räume befunden zu haben. Aus der Nordwand des Frauenmegarons tritt man durch eine Türe auf den Absatz einer

[1]) Die Stützmauer ist 2,80 m hoch erhalten.

[2]) Auch an verschiedenen der in Knossos gefundenen Porzellanhäuschen (A. B. S. A. VIII p. 15) ist ein solcher mittlerer Aufbau zu sehen.

Treppe, die nach West sechsstufig gegen Niveau IV (74) emporführt, von diesem aber, wie es scheint, durch eine Mauer abgeschlossen war. Vielleicht diente die Treppe (wie 51) durch eine hölzerne Fortsetzung von ihrer obern Plattform aus dem Aufgang ins Hyperoon.

Nach Ost treten wir vom Niveau des Megaron (II!) drei Stufen hinab und betreten durch eine stattliche Gipstüre die nördlich anschliefsende in Niveau I gelegene Halle 77—79. Sie ähnelt in Orientierung, Gröfse und Form sehr dem eben besprochenen Megaron 50; nur ist statt des westlichen Säulenpaares im „Viereck" eine Reihe von schmalen Gipspfeilern eingeschoben, die 4 breite Öffnungen zwischen sich frei lassen; in eine Reihe eben solcher Pfeiler (mit dickem Mauerpilaster im Kreuzungspunkt) sind $^2/_3$ der Nordwand aufgelöst. Alles deutet darauf hin, dafs hier mit der Grundform des geschlossenen altgriechischen Megaron die vielleicht aus Egypten stammende offene Pfeilerreihe verquickt ist. Ob wir es mit dem Umbau eines wirklichen Megaron[1]) oder einer von Anfang an beabsichtigten neuen kretischen Megaronform zu tun haben, die noch die Spuren der Kontamination trägt, wage ich nicht zu entscheiden; für letzteres spricht die fast konforme Ausgestaltung von 'the queens megaron' (A. B. S. A. VIII p. 56 Plan!) und 'the forehall of the eight pillars' in Knossos (A. B. S. A. VII p. 110 ff.) So zerfiel das Megaron in die 3 Breiträume 78/77/79,[2]) von denen nur der erste einigermafsen geschlossen war, während die beiden andern als lichte, luftige Hallen einen herrlichen Ausblick auf die schneeige Idakette boten. Als Balkonloggia legte sich ein Portikus von 3 Säulen (85) mit Kalksteinbasen nördlich vor, an den sich östlich noch Zimmer schlossen, von welchen aber fast nichts mehr erhalten ist. Durch die Nordlichtbeleuchtung kam in 79 die ausnehmend feine Dekoration des Innern voll zur Geltung. Der Boden ist mit Alabasterplatten nach verschiedenen, durch rote Stuckstreifen markierten Mustern belegt, die Wände aus Bruchsteinen waren unten mit Gipsplatten verkleidet und trugen feine Stuckmalereien. Reste von Pflanzenbildern und geometrischen Figuren haben sich gefunden. Die Halle war also der Gesellschaftsraum des Frauenhauses gegenüber seiner „Wohnstube" 50; im Obergeschofs lagen wahrscheinlich die θάλαμοι. Im Südwestwinkel von 79 öffnet sich eine breite, ursprünglich holzverkleidete Tür auf einen engen N.-S.-Korridor 80, aus dem eine Tür westlich ins Frauenbad mündet.[3]) Es ist dies ein abgeschlossener, vom übrigen Palast separierter Komplex von mehreren Räumen, die sich um das einst vornehm mit Gipsboden, Stuckmalereien und -Reliefs ausgestattete Zimmer 81 (3,78×4,90 m) gruppieren. Das eigentliche Badegemach 83 liegt südlich und weist den bei 19 besprochenen Typus auf. Bassinwand und Estrich sind aus Gips; öst-

[1]) An Stelle des ursprünglichen Oberlichtes im Viereck trat dann die seitliche Belichtung.

[2]) Auf diese Räume die homerischen Termini αἴθουσα δάματος und πρόδομος anzuwenden geht ebensowenig an wie bei Halle 67/9.

[3]) Auch in Knossos stöfst ein Baderaum an 'the queens megaron'. (A. B. S. A. VIII p. 56).

lich erhebt sich über dem tiefliegenden Raum ein Podium im Niveau von 81, von diesem durch eine Tür zugänglich; es war vielleicht für die bedienenden Mägde bestimmt und vom Bassin durch eine Gipsschranke getrennt. Der Toilette dienten wohl Raum 84 und 82, von dem ein nördlicher Gang zu andern bis auf die Pavimente zerstörten Gemächern führte. Die südlich das Frauenbad begrenzende und es hoch überragende Terrasse 74 (IV!) ist an ihrer Aufsenseite durch einen ungemein harten Verputz vor dem Abrutschen gesichert gewesen.

Um zum Hauptzugange des III. Niveaus, das 1,8 m über dem II. liegend nur einen mehrfach geteilten rechteckigen Raum (27,70 ×13,75 m) des Palastes umschliefst, zu gelangen, müssen wir zurück zum „atrio" 5 an die Treppe 66. Schon ihre Erscheinung bereitet auf einen Bau vor, der in den mykenischen Palastschöpfungen einzig dasteht. Zehn bis 13,75 m lange flache Stufen führen als grandiose Freitreppe langsam empor. Die trefflich gefügten Plattenlagen rötlichen Kalksteins zeigen in der Mitte einen leichten Aufschwung und erinnern so an die bei griechischen Bauten beobachteten Kurvaturen horizontaler Linien. Die unterste Stufe trifft rechtwinklig mit Treppe 6 zusammen. Oben betreten wir einen wahrscheinlich unbedeckten Vorplatz 67, dessen Kalkplattenestrich durch eine leichte Neigung gegen die Treppe dem Wasser raschen Abflufs ermöglichte. Nun folgt der eigenartige Eingang zu den bedeckten Räumen: zwischen zwei riesigen Anten, die die Passage auf 10,15 m beschränken, liegt die 1,40 m im Durchmesser haltende Rundbasis für eine einzige Mittelsäule. Eine derartige Zweiteilung der Front findet sich weder in der griechischen noch der egyptischen Kunst (cf. p. 17), hat aber in den kretischen Anlagen manche Analogien (cf. Propyläon 3, Eingang zu 23 und 75!). Das Pflaster des übermäfsig breiten „Vorgemaches" 68 besteht aus Gipsplatten, die gleich den Wänden mit feinem, rotem Stuck überzogen sind; die Hinterwand öffnet sich mit zwei etwa 2,45 m breiten Türen (Gipsschwellen und -Basen; darauf Pfeiler aus Holz) auf den Hauptraum 69, der bei 13,75 m Breite nur 10 m Tiefe mifst. Den Boden dieses stattlichen Raumes überzieht feiner Stuck auf gestampftem Kalklehm; das an Genauigkeit der Fugung (keine Vertikalfuge direkt über der andern!) klassischen Bauten wenig nachgebende Quaderwerk der Wände war auch stuckiert.[1]) Schon durch seine breite Form unterscheidet sich dieser Saal von den bekannten griechischen Megara; noch auffallender aber ist seine Teilung in ungleiche Hälften durch eine Reihe von 3 Säulen parallel der Türwand, die Basen (abgestumpfte Kegel aus Kalk) in ein Kalkplattenband eingelassen. Das wahrscheinlich aus einer wagrechten Schicht wasserdichten Lehms bestehende Dach war, wie Pernier aus der Stellung der Säulen zu den Türpfosten scharfsinnig erschliefst, von einem über die 3 Säulen hinlaufenden Langbalken getragen, auf dem die kürzeren Querbalken aufruhten. Sehr möglich ist es, dafs das Vorderschiff des Raumes einen

[1]) Reste des Stuckverputzes in den Fugen mögen zu der falschen Behauptung veranlafst haben, bei den kretischen Bauten sei Kalk als Bindemittel verwendet gewesen. Wo ein solches vorkommt, ist es immer eine vorwiegend lehmige Masse.

erhöhten Luft- und Lichtschacht bildete — ähnliche Lichtschachte sind in dem mehrstöckigen Knossospalast öfters nachgewiesen. Die doppelflüglige Tür im Südende der Hinterwand stellte über Treppe 39 die Verbindung einerseits mit Magazinen und Hof, andrerseits mit Niveau IV und von da (Treppe 42) mit dem Harem her. Zu Niveau IV führt auch eine weitere Treppe (71) von der Nordwand des Vorderschiffes aus. Hochinteressant ist das gegenüber (an der Südseite) zwischen zwei Gipsanten zu einem einst 2,4 m über den Magazinen bestehenden Obergeschofszimmer 70 ansteigende Gipstreppchen. Der Unterraum von 70, früher wohl auch eine Magazinkammer (cf. pg. 9) ist später vermauert und ausgeschüttet worden. Von den über ihm aufgehenden Mauern hat sich nur ein kleiner Rest mit zwei Gipsbankstützen erhalten.

Man hat 69 mit seinen Vorräumen allgemein als Thronsaal bezeichnet: dafs er speziell der Repräsentation diente, macht seine ganze Erscheinung deutlich. Die Eigentümlichkeiten seiner Konstruktion hat klargelegt und weitblickend erörtert Noack im ersten Abschnitte seines ideenreichen Buches „Homerische Paläste" (Leipzig, Teubner 1903). Er zeigt, dafs der Raum kein isoliertes Megaron des von Mykenae und Tiryns her bekannten Langhaustypus mit der Haupttüre an der Schmalseite ist, dafs wir in ihm vielmehr eine egyptischen und babylonischen Bauten analoge Breithallenanlage zu erkennen haben, deren Hauptöffnungen an der Langseite liegen.

Das griechische Megaron und das kretische scheinen sich ihm gegenüberzustehen als äufserste Vorposten des länglich geschlossenen Warmhauses der Nordvölker (verwandt dem skandinavischen Typus) einerseits und eines mehr dem heifsen Klima angepafsten, Luftwärme und Schatten zugleich vermittelnden offenen Breithallenhauses andrerseits — zwei auf natürlichen Gegensätzen beruhende, grundverschiedene Formen! Weiterhin bemerkt Noack, dafs das griechische Megaron in der Front fast durchweg eine gerade Anzahl von Säulen oder Pfeilern anwendet, so dafs stets eine Mitteltüre erhalten bleibt, während der kretische Palastbau die Teilung durch eine ungerade Stützenzahl sichtlich bevorzugt. Speziell die Anwendung einer Säule zwischen 2 Wandanten gibt Noack zu interessanten Folgerungen Anlafs: er weist (p. 33) darauf hin, dafs sich diese Einsäulenfront nur noch an lykischen Grabmälern Kleinasiens (Myra) findet, und verbindet damit die neuerdings wieder sehr zu Ehren gekommene Angabe Herodots (I, 173), dafs die von Minos aus Kreta vertriebenen Karer Lykien besiedelt hätten. Ob nicht doch Dörpfeld mit seiner Annahme (cf. Noack p. 90) recht hat, dafs die „Kamareskultur" den Karern zuzuschreiben sei? Dann wäre die eine Säule zwischen zwei Türen in der Front, die der mehrsäuligen Halle doch an architektonischer Wirkung weit nachsteht, als ehrwürdiger Überrest einer verflossenen Kultur zu erklären und man könnte sich die kretische Pfeiler- und Säulenreihe durch eine nach dem Bild egyptischer Hallen weitergeführte Teilung der Wand von dem ursprünglich allein stehenden Mittelpfeiler aus entstanden denken. Eines aber scheint Noack nicht hinreichend

gewürdigt zu haben, dafs nämlich die allgemeine Umrifsform der gröfseren kretischen Säle doch die des (griechisch-mykenischen) Langhauses ist, allerdings, namentlich bei Anordnung der Eingänge, modifiziert durch die Einschaltung in ein System von Magazinen und Kammern, die möglicherweise den Grundstock der Palastanlage bilden. Das typische „Megaron" 50, ein absolut nicht nur zufällig durch zusammentreffende Planlinien enstandener Raum, ist hiefür das gewichtigste Beispiel; ähnliche Langräume sind 77/79, ferner in Knossos 'the queens megaron' und die grofse Halle. Ich glaube, dafs an die „nordischen" Megara, als die Grundform, dann aus Klima- oder Geschmacksrücksichten die egyptische Säulen- und Pfeilerreihe in karischer Anordnung angepafst wurde. Übrigens finden sich doch auch die griechischen Doppelstützen in der Front, z. B. im Kandelaberzimmer von Hagia Triada (Mon. ant. XIII p. 16). Jedenfalls aber ist der durch Stützenreihen im Innern in Breiträume zerlegte Langsaal (selbst 67—69 ist schliefslich ein solcher!) genau zu scheiden von der einem sekundären, oft sogar schmäleren Tiefraum vorliegenden Breithalle z. B. der egyptischen Häuser von Kahun (Hom. Pal. p. 29). — Noack hat auch einen Versuch gemacht, das Obergeschofs über den Magazinen zu ergänzen (p. 13 ff.). Gestützt auf Evans' Rekonstruktion eines grofsen Megarons à la Phaestos mit Nebensälen über den Räumen am knossischen Westhof (A. B. S. A. VIII p. 20 ff.) will er auf den eigentlichen Magazinkammern einen Breitsaal mit der Türwand gegen Ost (Mittelstütze der Front über dem Pfeiler in 26!) aufbauen. Da aber Evans' Hypothese ihrerseits nur durch den Plan des Phaestischen 67—69 glaublich gemacht wird, schwebt alles in der Luft. — Endlich mufs ich noch der merkwürdigen Entdeckungen gedenken, die unter dem Fufsboden von 69 gemacht wurden. Hier stiefs man auf drei nebeneinanderliegende rechteckige Kamaresmagazine (aus Feldsteinen mit Lehm), die durch Wandöffnungen neben einspringenden Quermauern (s. den Plan!) in Verbindung stehen. In ihnen fanden sich, seltsamerweise in verschiedener Höhe (1,95—2,77 m unter dem Estrich von 69) auf Schutt und Kohlenhaufen stehend viele Pithoi, die sich durch ihre Eiform und geringere Gröfse von den gewöhnlichen „mykenischen" Pithoi Kretas unterscheiden. — Leider konnte aus Rücksicht auf den Oberbau die Grabung nicht weit genug fortgesetzt werden, um festzustellen, in wie weit die Anlage und Einteilung von Saal 69 durch ältere Mauerzüge bedingt ist. Ein Teil seiner Süd- und Westmauer scheint übrigens selbständige kyklopische Substruktionen zu besitzen.

Die oberste und letzte Terrasse des Palastes, die den Hauptteil der Nordseite einnimmt (IV), hat Zugänge von allen Richtungen: von Niveau I (1) und II (5) durch Treppe 6, vom Hof (40) und den Magazinen (25) durch 39; von der Frauenwohnung durch 42, endlich vom Thronsaal (Niveau III) durch 71. Letztere Treppe führt über einen kleinen, hübsch rot und weifs stuckierten Vorplatz und 2+4 ebenso stuckierte Stufen zunächst nach West auf den freien Raum 72 (1,2 m ca. über III), dessen Anlagen nicht mehr sicher zu rekonstruieren sind. Möglich

ist es, dafs der an den massiven Mauern von 66 und 67 liegende Streifen (mit gutem Stuckboden) eine gegen Süden offene Loggia bildete mit Blick auf den Westhof, wie Pernier vorschlägt; vielleicht aber war es auch ein geschlossener Korridor mit Fenstern oder Oberlicht, der mit dem entgegengesetzt laufenden Gang 73 durch eine Türe kommunizierte. Ob 73 nach Nord einen Ausgang hatte, ist nicht sicher; zu erkennen ist nur, dafs er nach einer südlichen Abwinklung durch eine Tür gegen Ost auf den Platz 74 auslief. Auch auf diesem fast quadratischen Areal ist durch spätere Einbauten vieles unkenntlich geworden. Es war wohl ein kleiner Hof mit Säulenhallen an der Ost- und Westseite; die dazu gehörigen Basen sind leider nur z. T. in situ gefunden worden (eine in spätere Mauern eingebaut). Für die Annahme eines Hofes spricht auch der Umstand, dafs die Mitte des Platzes ein viereckiges Kalkpflaster bedeckt, das Gipsplattenstreifen umgaben (unter den Hallen!). Nach Norden zu, bis an den Abfall der z. T. künstlich aufgeschütteten (cf. pg. 14) Terrasse gegen das Frauenbad (s. pg. 15), schlossen sich an den Hof Zimmer, von denen Estrich- und Türreste erhalten blieben. In der Mitte der Südseite mündet von den beiden Treppen 42 und 39 her der Korridor 75, am Ende durch eine die Axe EF fortsetzende Säule zweigeteilt. —

Was die Baugeschichte des Palastes anlangt, so ergibt sich aus dem Vorstehenden, dafs wenigstens der westliche Teil auf den Resten eines im ganzen wohl weniger umfangreichen Kamaresbaues ruht, von dem monumentale Teile (1,3, vielleicht auch 4) in den Neubau einverleibt wurden. Auch die ziemlich genaue Orientierung des alten Palastes behielt man bei. Die beiden Haupträume der mykenischen Anlage, Thronsaal und Magazine, scheinen gerade über den vorzüglichsten Teilen des Kamaresbaues errichtet zu sein. Bedenken wir die doppelte Schwierigkeit des Terrains und der Ruinen älterer Häuser, so können wir die Geschicklichkeit des Architekten, der hieraus ohne den Aufbau mehrerer Stockwerke (wie in Knossos) einen hochragend erscheinenden einheitlichen Palast zu schaffen wufste, nicht genug bewundern. In Wirklichkeit war Phaestos ein weitgedehnter Flachbau (cf. Noack p. 77) ohne eigentliche Kellerräume und durchgehendes Obergeschofs. In manchem, z. B. der Trennung von Männer- und Frauenwohnung, trägt er orientalischen Charakter. Sicherlich hauste in diesen Räumen kein Geschlecht von Kriegern. Türme und Mauern fehlen hier ebenso wie in Knossos; die Insel mufs zu jenen Zeiten innerlich geeinigt und nach aufsen durch eine mächtige Flotte gesichert gewesen sein. Die „Fürsten" von Phaestos waren mehr kaufmännische Patrizier und verschmähten wohl kaum auf eigene Rechnung Export und Import zu treiben. Auf den ersten Blick fallen uns immer ihre Magazine in die Augen! Aber sie waren auch Menschen, die es verstanden sich das Leben bequem und genufsreich zu gestalten, wie der Komfort ihrer Wohnungen zeigt, Menschen, die selbst für die Schönheit der Natur einen empfänglichen Sinn besafsen. Zwischen ihren weiträumigen Palästen und den von klotzigen Wehrmauern beengten Burgen in Tiryns und Mykenä mochte ein ähnlicher Unter-

schied obwalten, wie zwischen italienischen Renaissancehallen und den trotz Einbau von Renaissancesälen und -Türen doch im ganzen mittelalterlichen Schlössern Deutschlands im Cinquecento.

An Einzelfunden war Phaestos im Gegensatz zu Knossos sehr arm; aufser Vasen und Scherben in Ton und Stein, einem Schrifttäfelchen und dem oben erwähnten Reliefstück hat sich nichts Hervorragendes gefunden. Offenbar ist der Palast nach dem Brande gründlich geplündert worden. Reichlich haben für diesen Mangel entschädigt die Funde des im Jahre 1902/3 von den Italienern ausgegrabenen „Sommerpalastes" von Hagia Triada, am westlichen Ende derselben Kette liegend, deren Ostende das Plateau von Phaestos bildet (cf. F. Halbherr in Mon. ant. XIII, dazu ergänzend Caro in Berl. phil. Woch. 1903, 10. Okt.). Hier sind die sanft ansteigenden Rampen und Treppen erhalten, die zu dem in einem rechten Winkel angelegten, treffliche Quadermauern aufweisenden Gebäudekomplex führen.[1]) Magazine, Korridore, ein „Megaron", ein Säulensaal und eine gegen Meer und Ida sich öffnende Halle sind schon freigelegt worden und in dem sie erfüllenden Schutte des verbrannten Obergeschosses sind eine Anzahl hochbedeutender Dinge zutage gekommen. In erster Linie steht eine Gruppe feiner Steinvasen in Steatit, Alabaster, Serpentin und Marmor, unter ihnen ein erstklassiges Stück, der Oberteil einer tiefschwarzen Steatitvase mit einem umlaufenden Streifen in zierlichstem Relief,[2]) darstellend einen Zug von 27 Personen. Unbärtige, mit dem Schurz bekleidete Männer, die sonderbare Instrumente — zugleich Hellebarde und dreizinkige Gabel — auf der Schulter tragen, marschieren je zwei und zwei in Schritt und Tritt hinter einem barhäuptigen, langhaarigen und bärtigen ἄναξ her, welcher über der Achsel einen langen Krückstock führt. In der Mitte geleiten die Krieger (?) drei lautsingende Frauen afrikanischer Rasse, vor denen ein Mann desselben Typus ein Sistrum schwingt; weiter hinten im Zuge scheint ein schreiender Mann am Boden geschleift zu werden. Mag das Ganze nun einen Beutezug, ein Erntefest, eine Prozession bedeuten, jedenfalls ist das Gefäfs in seiner feinen und kühnen Ausführung (vierfacher Reliefplan!) und seiner lebendigen Naturdarstellung den Vafjobechern zum mindesten ebenbürtig. Aufserdem haben sich herrliche Stuckreste gefunden; die von den Italienern sehr geschickt restaurierten Bilder scheinen spezifische Mittelmeervegetation und -Fauna darzustellen und sich dadurch von den egyptischen gleichartigen Stuckbildern in Tell el Amarna[3]) trotz der ganz übereinstimmenden Technik zu unterscheiden. Besonders prächtig ist eine Katze (nach Herrn Prof. Stadlers freundlicher Mitteilung augenfällig eine Genettkatze, Viverra Genetta, noch heute am Mittelmeer verbreitet), die hinter einem

[1]) Cf. Drerup Abb. p. 125.
[2]) Cf. Drerup Abb. p. 120.
[3]) Im Palaste des „Ketzerkönigs" Amenophis IV (c. 1392—1374). Ein Elfenbeinsiegel mit dem Namen seiner Mutter Teje fand sich in einem Grabe bei Phaestos, was für die Datierung der kretisch-mykenischen Anlagen sehr wertvoll ist.

Pappelstock mit breitblättrigen Schöfslingen auf einen Fasan (?) zuschleicht. Ein einziger Bildrest zeigt eine menschliche Figur: die bekannte sitzende Göttin in braun, blau, rot, weifs gemustertem Stufenkleid. Noack hat beim Hallischen Philologenkongrefs die Behauptung aufgestellt, die Göttin trage deutlich Hosen, kein Kleid. Dieser Behauptung gegenüber mag auf eine Reihe von Goldringen hingewiesen werden,[1]) auf der bei der Vorderansicht das Gewand deutlich als Kleid mit Zwickelausbiegung im Besatz zwischen den Füfsen erscheint. Die natürliche Einsenkung des Kleides am Schofse hat Noacks Irrtum veranlafst. Wie in Knossos so fand sich auch in Hagia Triada eine Menge Schrifttäfelchen; über ihre von Evans scharfsinnig erkannten Zahlbezeichnungen der Hunderter, Zehner, Einer durch Kreise, wagrechte und senkrechte Striche vgl. auch Drerup ‚Homer' p. 72! Schliefslich hat sich noch eine Menge von elliptischen oder pyramidalen, ursprünglich an Bastbändern befestigten Tonsiegeln (oder Plomben?) mit interessanten Siegelabdrücken und Signaturbuchstaben vorgefunden (cf. die Funde von Zakro pg. 3).

Die mykenische Nekropole von Phaestos lag, wie es scheint, auf den untersten Vorhöhen des Ida jenseits des Geropotamo. Dafs zwischen die Stätten der Lebenden und der Toten trennend Tal und Flufs eingeschaltet sind, wird hier ebensowenig auf Zufall beruhen wie bei den etruskischen Gräberbezirken (Cervetri, Corneto). Schon 1887 sind Grabfunde gemacht worden; die anfangs wenig erfolgreichen italienischen Nachforschungen haben neuerdings bedeutende Ergebnisse gehabt (s. Gerola in Atti e Rendic. XI p. 318 ff., sowie Caro l. c.). Eine Gruppe von 12 θόλος-Gräbern, runde oder eckige in den weichen Kalkstein gehöhlte Kammern mit langem Dromos gegen Süd und Ost und meist eingestürzter Kuppel, enthielt zahlreiche Skelette, die am Boden gebettet waren; ein Leiche scheint im Grabraum selbst verbrannt worden zu sein — ein einzigartiger Fall. Als Beigaben dienten Vasen, besonders Bügelkannen, gestanzte Goldplättchen, Halsketten aus Gold und Halbedelsteinen, Gemmen. Eine andere spätere Klasse wies in fast ganz zerstörten Grabkammern[2]) Tonsarkophage der üblichen kretischen Form auf (cf. p. 2/3), doch ohne bedeutende Ornamente. Gerola nimmt an, dafs diese nach den Funden schon dem Übergang in die geometrische Periode angehörenden Begräbnisse die Särge älterer mykenischer Gräber wiederbenutzten. Vielfach sind die Spuren von Feuerbestattung, namentlich der Kinderleichen. Über einen herrlichen, mit mykenischen Kultszenen bemalten Marmorsarkophag hat Caro l. c. berichtet.

Dafs sich infolge dieser und der übrigen grofsartigen Entdeckungen die Ansicht immer mehr geltend macht, auf Kreta habe sich die spezifisch „mykenische" Kultur unter dem günstigen Einflusse der sich vielseitig kreuzenden Anregungen aus drei Kontinenten entwickelt und von Kreta sei sie dann weiter über die Inseln und Griechenland

[1]) Journ. Hell. Stud. XXI p. 177; p. 183 (!); 182; 185; 189 (!); wirklich Hosen trägt die Figur p. 175, von dem „Stufenkleid" deutlich zu unterscheiden.

[2]) S. die Abb. Drerup p. 131.

ausgebreitet worden, ist leicht begreiflich. Doch bevor diese für die Geschichte des Altertums hochwichtige Frage gelöst werden kann, wird, wie Noacks und Drerups Arbeiten zeigen, die Einzelforschung noch über manches Rätselhafte Aufklärung bringen müssen.

München. Dr. Kalb.

Die Ausgabe der griechischen christlichen Schriftsteller der ersten drei Jahrhunderte.

Da zum ersten Male ein Band der Berliner Kirchenväterausgabe zur Besprechung in unseren Blättern vorliegt, so dürften vielleicht einige Mitteilungen über das ganze Unternehmen willkommen sein.

Wilamowitz sagt einmal (Homer. Unters. Vorw. p. V): „Wir haben ja nicht die freie Wahl unserer Arbeiten, sondern müssen den Forderungen der Wissenschaft gehorchen, die ohne Rücksicht auf Neigung und Bequemlichkeit der Sterblichen gestellt werden." So ist es auch nicht durch Zufall oder infolge des Entschlusses eines Mannes geschehen, dafs gerade jetzt die Ausgabe der griechischen Kirchenväter in Angriff genommen wurde. Es ist dies vielmehr die Folge einer Entwicklung, die die Theologie in den letzten Jahrzehnten genommen hat. Weite Kreise haben sich daran gewöhnt in ihr eine historische Wissenschaft zu sehen, deren Gegenstand die Geschichte des Reiches Gottes auf Erden ist. Ist es aber die Aufgabe der Theologie, diese Geschichte zu erforschen, so mufs sie auch die Urkunden dafür in möglichst authentischer Form vorlegen. So ist auch die Kirchenväterausgabe unter diesem Gesichtspunkt unternommen worden. Sie will der Geschichte des Christentums in den drei ersten Jahrhunderten dienen. Deswegen werden die Reste der häretischen Literatur mit der gleichen Sorgfalt gesammelt und ediert wie die Werke der anerkannten Kirchenlehrer. Auf diesen charakteristischen Unterschied dieses Unternehmens gegenüber früheren Sammlungen hat besonders gut Krüger in einem Artikel in der Beilage der Allg. Zeitung (1897 Nr. 150) hingewiesen.

Das gröfste Verdienst an dem Entstehen des Plans und an seiner Durchführung hat Professor A. Harnack. Bereits in seiner ersten Arbeit (1882) in den „Texten und Untersuchungen" (die Überlieferung der griechischen Apologeten des zweiten Jahrhunderts in der alten Kirche und im Mittelalter) hat er auf die Aufgaben hingewiesen, die auf dem Gebiet der altchristlichen Literaturgeschichte zu lösen seien. Im Anfang des Jahres 1891 beschlofs dann die Kgl. Preufsische Akademie der Wissenschaften eine Ausgabe der älteren griechischen Kirchenväter in Angriff zu nehmen. Um ein sicheres Urteil über den Umfang und die Mittel der Arbeit zu gewinnen, arbeitete Harnack mit einem Hilfsarbeiter, Lic. E. Preuschen, eine Übersicht über die Überlieferung und den Bestand der altchristlichen Literatur aus. Das Werk erschien schon 1893. Es ist dies der erste Teil von Harnacks „Geschichte der altchristlichen Literatur bis Eusebius", ein Band von LXI u.

1021 S., der jedem Forscher auf diesem Gebiet unentbehrlich ist. Etwa gleichzeitig begann eine eifrige Beschäftigung mit den Kirchenvätern, woran sich Theologen und Philologen, Protestanten und Katholiken gleichmäfsig beteiligten. Den stärksten Eindruck davon, wie fleifsig in den letzten Jahren auf diesem Gebiete gearbeitet wurde, bekommt man aus dem vortrefflichen Werke von A. Erhard, Die altchristliche Literatur und ihre Erforschung von 1894—1900 (1. Supplementband der Strafsburger Theolog. Studien). Allein in dem bisher erschienenen Teil über die vornicänische Literatur sind etwa 3000 Werke besprochen. Gleich dem Werke von A. Harnack ist auch dies Buch jedem, der auf diesem Gebiet arbeiten will, unentbehrlich. Auch für vorliegenden Aufsatz hat es mannigfache Belehrung gespendet.

Finanziell wurde das Unternehmen der Kirchenväterausgabe sichergestellt durch die zugunsten der Akademie errichtete „Hermann und Elise geb. Heckmann-Wentzelstiftung". Den Verlag übernahm die J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung in Leipzig, die durch vorzügliche Ausstattung die Bände der Kirchenväterausgabe auch äufserlich zu den vornehmsten Erscheinungen der wissenschaftlichen Literatur macht. Wie weit der Rahmen der Sammlung gesteckt ist, zeigen folgende Worte der Ankündigung der Ausgabe: „Nicht nur die Werke der „Väter" im kirchlichen Sinne der Wortes, sondern alle in griechischer Sprache geschriebenen Urkunden des ältesten Christentums (einschliefslich der gnostischen, der zuverläfsigen Märtyrerakten usw.) sollen in kritischen, nach einem einheitlichen Plane gearbeiteten Ausgaben vorgelegt werden. Wo die Originale nicht mehr vorhanden sind, sollen die alten Übersetzungen eintreten." Was die Anlage der Ausgaben betrifft, so ist es eine wichtige Neuerung (z. B. gegen das Wiener Corpus der lateinischen Kirchenväter), dafs die Einleitungen und der Apparat in deutscher Sprache abgefafst werden, „da unsere Sprache von den Gelehrten aller Zungen verstanden wird". Mag man das im Ausland zunächst nicht überall mit Freude begrüfst haben (so sagt z. B. Lejay in der Revue d'histoire et de littérature religieuses 5 (1900) S. 72: il est très regrettable et d'une pratique antiscientifique que la langue de ce recueil soit l'allemand, vgl. auch Civiltà Cattolica XVIII 6 S. 581), so werden sich gewifs die Gelehrten des Auslands auch bald daran gewöhnen, so gut wie wir mindestens ebenso gern ein wissenschaftliches Buch in französischer und englischer als in lateinischer Sprache lesen. Besondere Sorgfalt wird auf die Register verwandt, die auch über die Sprache der Autoren zuverlässige Auskunft geben sollen. Die ganze Ausgabe soll ungefähr 50 Bände zu 30—40 Bogen umfassen und in etwa 20 Jahren vollendet sein.

Bisher erschienen folgende Bände:

1. Hippolyt. Kommentar zum Buche Daniel und die Fragmente des Kommentars zum Hohenliede, herausg. von G. N. Bonwetsch. — Kleine exegetische und homiletische Schriften, herausg. von H. Achelis. — Mit diesem Bande wurde die Ausgabe besonders glänzend eröffnet. Denn er enthält nicht nur eine Reihe von Stücken, die bisher noch nicht bekannt waren (Bonwetsch hat eine altslavische Übersetzung des

Danielkommentars entdeckt), sondern stellte den Herausgebern auch besonders schwierige Aufgaben. Denn die Überlieferung Hippolyts ist sehr schlecht und zersplittert. Nur wenige seiner Schriften sind vollständig erhalten; desto zahlreicher sind die Fragmente aus den verlorenen. Und diese finden sich bei den entferntesten und unbekanntesten christlichen Autoren und zwar nicht nur in griechischer und lateinischer sondern auch in syrischer, koptischer, armenischer, äthiopischer und altslavischer[1]) Sprache. So hatten — nach einem hübschen Vergleich Erhards — die Herausgeber eine ähnliche Arbeit, wie sie Prudentius von der christlichen Gemeinde verrichten läfst, welche die Überreste des von Pferden geschleiften Märtyrers Hippolyt[2]) sammelt. In dem Danielkommentar beansprucht besonderes Interesse die genaue Datierung der Geburt (25. Dez. 5500 = 4 vor Chr.) und des Todes des Herrn (25. März 29 nach Chr.) Eine reiche Literatur ist allein über diese Angaben entstanden.

2. Origenes, Band I/II. Schrift vom Martyrium. — Die acht Bücher gegen Celsus. — Die Schrift vom Gebet. Mit Einleitung und dreifachem Register bearbeitet von P. Koetschau. Über diese Ausgabe ist eine heftige literarische Fehde entstanden. P. Wendland hat in den Göttingischen Gelehrten Anzeigen 1899 die Ausgabe besprochen und dem Herausgeber aufser manchem anderen vor allem vorgeworfen, dafs er die indirekte Überlieferung der Bücher gegen Celsus in der von Basilius und Gregor von Nazianz gefertigten Philokalia zu wenig berücksichtigt habe. Koetschau hat sich in einer besonderen Schrift verteidigt („Krit. Bemerkungen zu meiner Ausgabe von Origenes' exhortatio, contra Celsum, de oratione"), Wendland hat aber auch dem gegenüber seine Vorwürfe aufrecht erhalten (Gött. Gel. Anz. S. 613—622). Die übrigen Rezensenten Koetschaus, Krüger, Preuschen, Jülicher, Barnard, Bardenhewer nehmen zu der Streitfrage ganz verschiedene Stellungen ein, teils für, teils gegen Koetschau, teils vermittelnd. Da die Frage nur durch eine Prüfung aller in Betracht kommenden Stellen entschieden werden kann, so ist es sehr dankenswert, dafs Kollege Dr. A. Winter in Burghausen in dem Programm für 1902/1903 eine besondere Untersuchung „Über den Wert der direkten und indirekten Überlieferung von Origenes' Büchern contra Celsum" begonnen hat. Das Resultat der bisherigen Untersuchung ist, dafs die indirekte Überlieferung, wie sie in der Philokalia vorliegt, von Koetschau tatsächlich zu wenig berücksichtigt worden ist. Doch bleibt noch zu bedenken, dafs die Handschriften der Philokalia, wie mir Koetschau vor kurzem

[1]) Dazu kommt neuerdings noch die georgische Sprache. In einer Handschrift, die der „Gesellschaft zur Verbreitung der Bildung unter den Grusinern" in Tiflis gehört, haben sich in der allerneuesten Zeit sechs Schriften Hippolyts gefunden, die bisher zum Teil nicht einmal ihrem Titel nach, zum Teil nur durch kurze Fragmente bekannt waren. Bisher ist eine dieser Schriften in Petersburg ediert worden mit russischer Übersetzung und nach dieser Übersetzung von Bonwetsch ins Deutsche übertragen worden (neuestes Heft der Texte und Untersuchungen).

[2]) Die Schilderung ist übrigens nur eine Nachahmung der Erzählung von der Schleifung des Theseussohnes Hippolytus in Senecas Phaedra; vgl. C. Weyman, Comment. Woelfflin. S. 287.

mitteilte, für die Ausgabe Robinsons nicht durchweg zuverlässig kollationiert sind.

Ich habe übrigens den Eindruck, dafs die Bedeutung dieser Frage etwas überschätzt wird. Es ist doch im Verhältnis zu dem Umfang des Textes eine geringe Anzahl von Stellen, an denen die direkte Überlieferung durch die indirekte gebessert werden kann; die ganze Philokalia enthält etwa den 7. Teil der Schrift gegen Celsus. Jedenfalls wäre es unbillig über dieser Frage zu vergessen, was Koetschau tatsächlich für Origenes geleistet hat. Durch zuverlässige Kollation der Handschriften, durch sorgfältigen Nachweis der Zitate, durch umfangreiche, fast nie versagende Register bedeutet seine Ausgabe gewifs einen grofsen Fortschritt gegenüber ihren Vorgängern.

3. Origenes. Jeremiahomilien. — Klageliederkommentar. — Erklärung der Samuel- und Königsbücher. Herausgegeben von E. Klostermann. Mit Einleitung und dreifachem Register. Das Wichtigste in diesem Bande sind die Jeremiahomilien, da von den beiden anderen Schriften (aufser einer Homilie über I Sam. 28, 3—25) nur Fragmente erhalten sind. Die Ausgabe der Jeremiahomilien zeichnet sich vor den früheren Ausgaben vor allem dadurch aus, dafs die bisher nur sehr mangelhaft benützte Escorialhandschrift Ω—III—19 zugrunde gelegt ist.

4. Das Buch Henoch. Herausg. von Joh. Flemming und L. Radermacher. Mit Einleitung und vierfachem Register. Das Buch Henoch gehörte eigentlich nicht in die Kirchenvätersammlung, da es eine vorchristliche und semitische Schrift ist; es wurde wegen seines Einflusses auf die altchristliche Literatur in die Sammlung aufgenommen. Der Band enthält das Fragment (etwa ein Fünftel des Ganzen) der griechischen Übersetzung, das im Winter 1886/7 von der Mission archéologique française zu Akhmin entdeckt wurde, und die deutsche Übersetzung des äthiopischen Textes, der selbst wieder eine Übersetzung aus dem Griechischen ist.

5. Adamantius. Der Dialog *περὶ τῆς εἰς θεὸν ὀρθῆς πίστεως*. Herausg. von W. H. van de Sande Bakhuyzen. Mit Einleitung und dreifachem Register. Der Verfasser dieser Schrift, welche die Irrlehren des Marcion und Valentinus bekämpft, ist unbekannt. Schon frühe wurde sie dem Origenes zugeschrieben und Rufin (um 400) übersetzte den Dialog als echte Schrift des Origenes. Da die Übersetzung Rufins ein wichtiger Textzeuge ist, so ist sie neben dem griechischen Text abgedruckt.

6. Eusebius. Über Konstantins Leben. — Konstantins Rede an die Heilige Versammlung. — Tricennatsrede an Konstantin. Herausg. von J. A. Heikel. Mit Einleitung und dreifachem Register. Hievon ist die zweite Schrift eine spätere Fälschung, dagegen sind die beiden anderen Schriften, die Lobrede auf den Kaiser und die im kaiserlichen Palaste zu Konstantinopel zur Feier des dreifsigjährigen Regierungsjubiläums des Kaisers gehaltene Rede interessante historische Dokumente. Auch sprachlich verdienen sie die Beachtung der Philologen wegen ihrer rhythmischen Sprache und der Vermeidung des Hiatus.

7. Die Oracula Sibyllina. Bearbeitet von Joh. Geffken. Mit Einleitung und doppeltem Register. Auch die Orac. Sibyll. gehören nur zum Teil der altchristlichen Literatur an; da sie aber von den Kirchenvätern so viel verwendet wurden, verdienten sie doch eine Aufnahme in die Sammlung. Die Ausgabe Geffkens verwendet das Material, das Ludwig Mendelssohn für die von ihm und Buresch geplante Ausgabe gesammelt hatte. Aufserdem hatte sich Geffken der Mithilfe von Wilamowitz zu erfreuen, der für die Emendation Vorzügliches leistete. Was die handschriftliche Grundlage betrifft, so ist sie im wesentlichen die gleiche wie bei Rzach, indem auch drei Klassen Ω, Φ u. Ψ unterschieden werden. Mehr Sorgfalt als bei Rzach ist der indirekten Überlieferung zugewendet worden. Zu bedauern ist, dafs ein Wortindex fehlt; der Herausgeber glaubte darauf verzichten zu müssen, weil für diesen korrupten Text ein Index der Worte unmöglich sei. Bis zu einem gewissen Grade hätte sich es aber wohl erreichen lassen.

8. Eusebius. Die Kirchengeschichte mit der lateinischen Übersetzung des Rufinus. Herausgegeben von Ed. Schwartz und Th. Mommsen. Erste Hälfte. 507 S. M. 16.—

Da die ausführlichen Prolegomena erst dem zweiten Band beigegeben werden, so kann über die handschriftliche Überlieferung erst nach dem Erscheinen der zweiten Hälfte referiert werden. Dem vorliegenden Band sind nur kurze Vorbemerkungen und ein Verzeichnis der verwendeten Hss beigegeben (hier steht bei F = München 6375 falsch Freisingen statt Freising). In diesen Vorbemerkungen, ebenso wie in einem Aufsatz in Preuschens Zeitschrift f. d. neutest. Wiss. 4 (1903) S. 48, weist Schwartz darauf hin, dafs der Text der Kirchengeschichte durch die alten Hss und durch die Übersetzungen (ins Lateinische durch Rufin und ins Syrische) so vortrefflich überliefert ist, dafs in den Worten des Eusebius selbst fast nirgends Emendationen nötig sind. Man kann sogar mit Gewifsheit annehmen, dafs da, wo in den von Eusebius zitierten Texten eine Stelle sich als verdorben herausstellt, die Verderbnis schon von Eusebius vorgefunden worden ist. Schwartz hat in solchen Fällen im Text natürlich den überlieferten Wortlaut gegeben, im Apparat aber auf die Verderbnis und auf den Weg zur Heilung hingewiesen. Der Text bei Schwartz ist im grofsen und ganzen von dem bisher gedruckten Text nicht wesentlich verschieden. Harnack hat in der Sitzung der Berl. Akad. vom 12. Febr. 1903 über die Ausgabe referiert. Er erwähnt dabei, dafs er für das 4. und 5. Buch der Kirchengeschichte die neue Ausgabe mit der von Heinichen verglichen und im 4. Buch 113, im 5. Buch 83 Abweichungen gefunden habe. Dabei sind aber alle Kleinigkeiten mitgerechnet, sachlich sind nur sehr wenige Abweichungen von Bedeutung. Die meisten sind dadurch veranlafst, dafs Schwartz, der bereits 1888 in seiner Tatianausgabe Praef. p. V die Resultate seiner Untersuchungen über die Hss der Kirchengeschichte kurz mitteilt, den Paris. gr. 1430 (A) und seine Verwandten geringer schätzte als Paris. gr. 1431 (B).

Für die lateinische Übersetzung des Rufinus hat Mommsen von den unzähligen Hss, in denen sie erhalten ist, vier (2 Pariser, eine römische und eine Münchner) zugrunde gelegt. Rufin ist für die Kritik des griechischen Textes nicht sehr wichtig, da er sehr frei übersetzt hat, aber historisch ist er von grofser Bedeutung. Durch ihn ist das Abendland mit Eusebs Kirchengeschichte bekannt geworden und die grofse Menge der Abschriften ist ein deutlicher Beweis davon, welches Interesse man dem Werke schenkte. Aus diesem Grunde war eine kritische Ausgabe Rufins erwünscht; die Nebeneinanderstellung beider Texte macht das Vergleichen sehr bequem. Freilich ist die Ausgabe dadurch auch sehr verteuert worden.

Die Sorgfalt, mit der die Ausgabe gedruckt ist, verdient höchstes Lob. Der einzige wirkliche Fehler, den ich gefunden habe, steht im Apparat zu 452, 17, wo $\ddot{o}^2$ zu lesen ist; kleine Druckversehen sind 18, 8 (das Fragezeichen gehört nach *ἐστιν*); 84, 8; 148, 13; 148, 21 (*ἐξ*); 154, 11 (*Περί*); 382, 17 (lies 15—384, 1); 400, 14 (das Komma ist zu tilgen). Verhältnismäfsig oft sind Akzente oder Spiritus u. dgl. abgesprungen (ebenso auch in Koetschaus Origenes-Ausgabe) z. B. 104, 13; 146, 17; 190, 4; 202, 1; 286, 3; 406, 11; 454, 1; 462, 7; 494, 17.

Die Zitate sind sorgfältig nachgewiesen. Falsch ist nur 450, 3—5 der Verweis auf I Ezra 9,38—41; statt dessen war auf IV Ezra 14, 18—22; 37—47 zu verweisen vgl. auch Wendland, Arist. ad Phil. ep. p. 124. 9 Anm.

Zur Textkonstitution habe ich nur wenig zu bemerken.

Unberechtigt scheint mir die Tilgung von *Μάρκον* 140, 20, ebenso wie die von *Μαρκίων* 456, 1. Die korrumpierte Stelle 418, 8. 9 scheint mir einfacher durch Einsetzung von *καὶ* nach *κρεμαμένῃ* als durch Tilgung von *διὰ τοῦ βλέπεσθαι* geheilt zu werden. 330, 8 ist *καθ' ὃν* vielleicht in *ἕκαστον θεὸν* zu ändern.

So viel über diesen Band. Drei neue Bände befinden sich bereits im Druck: Der 2. Band der Kirchengeschichte des Eusebius, der 4. Band Origenes (die Reste des Johanneskommentars von Erwin Preuschen bearbeitet), die koptisch-gnostischen Schriften bearbeitet von Carl Schmidt.

Schliefslich möchte ich nicht versäumen die Anschaffung der Kirchenväterausgabe für die Lehrerbibliotheken unserer Gymnasien aufs dringendste zu empfehlen. Solange die Serie im Erscheinen begriffen ist, beträgt die jährliche Ausgabe nur 40 bis 50 Mark.[1]) Ist sie einmal vollendet, so wird es keiner Gymnasialbibliothek mehr möglich sein das ganze Werk anzuschaffen. Und doch gehört das Werk zu denen, die je länger je mehr jedem Philologen unentbehrlich sein werden. Nicht mehr als Fundstellen für Reste der antiken Literatur, sondern als wertvolle Zeugen einer wichtigen Epoche werden die Kirchenväter immer gröfsere Beachtung finden. „Wer eine Antwort auf die Frage sucht", heifst es mit Recht in der Ankündigung der Ausgabe, „wie die Fundamente

[1]) Bisher hat die Anschaffung jährlich nur 19 Mark beansprucht. Alles bisher Erschienene kostet ungebunden 113 M. 50; gebunden 16 M. mehr.

unserer Kultur in der Verbindung von Christentum und Antike gelegt worden sind, wer die Entstehung der katholischen Reichskirche ermitteln will, wer die Ursprünge der Verfassungsformen, die das mittelalterliche Europa beherrscht haben, studiert, sieht sich auf die patristische Literatur gewiesen, und diese Literatur ist auch der Mutterschofs der Literaturen aller romanischen und germanischen Völker gewesen." Dem einzelnen wird, sofern er nicht gerade auf diesem Gebiet selbst wissenschaftlich arbeitet, die Anschaffung nicht möglich sein. Aber gewifs werden viele dankbar sein, wenn sie in der ihnen am leichtesten zugänglichen Bibliothek die Ausgaben finden, die nach den verschiedensten Seiten hin Anregung und Belehrung spenden können. Die Bibliotheken selbst aber werden mit der Berliner Ausgabe griechischer Kirchenväter ein Werk gewinnen, das nicht, wie so manche anderen, rasch seinen Wert verlieren, sondern wohl für eine Reihe von Jahrzehnten innerhalb seiner Sphäre den vordersten Rang behaupten wird.

Nachtrag: Aufser den oben erwähnten Bänden befindet sich im Druck noch Eusebius, Geographie Palästinas, bearbeitet von Erich Klostermann, und Eusebius, Theophanie, bearbeitet von Hugo Gressmann. Erschienen ist inzwischen Origenes' Johanneskommentar herausgegeben von Lic. Dr. Erwin Preuschen. Es ist dies ein besonders umfangreicher Band von CVIII Seiten Einleitung und 668 Seiten Text und Register (M. 24.50). Der Kommentar des Origenes zum Johannesevangelium scheint nie über das 13. Kapitel hinaus gereicht zu haben. Aber auch von den 32 Büchern, die die ersten 13 Kapitel behandelten, sind uns nur neun (1. 2. 6. 10. 13. 19. 20. 28. 32) erhalten. Es sind acht Hss bekannt, in denen diese Bücher stehen, aber alle gehen auf einen einzigen, noch vorhandenen Archetypus, Mon. graec. 191 (12. oder 13. Jahrh.), zurück. Auf ihm beruht also die ganze Überlieferung. Desto wertvoller sind die zahlreichen Katenenfragmente (Preuschen hat 140 Stücke gesammelt), die sich aber nur zum Teil mit dem zusammenhängenden Texte decken, oft auch da nicht, wo die gleichen Stellen des Johannesevangeliums behandelt werden. Preuschen stellt daher die Vermutung auf, dafs der Katenenschreiber für einen Teil seiner Katene nur Homilien oder ein anderes Werk des Origenes benützte. Die Überlieferung der Katenen ist ziemlich kompliziert. Preuschen unterscheidet drei Typen und hat es verstanden trotz der grofsen Zahl der benützten Hss den Apparat übersichtlich zu gestalten. Besonders rühmende Erwähnung verdienen die Register. Der Herausgeber hat offenbar keine Mühe gescheut, um mit ihnen ein recht brauchbares Hilfsmittel des Studiums zu schaffen. Aufser den auch sonst üblichen Stellen-, Namen-, Wort- und Sachregistern finden wir S. 595—598 auch ein „Verzeichnis der biblischen Autorennamen samt den Zitationsformeln" und S. 663—667 ein „Initienregister der Katenenfragmente". Namentlich letzteres werden alle, die mit Katenenhss zu arbeiten haben, dankbar begrüfsen.

München. Otto Stählin.

Varia.

1. Zu Sophokles (Antigone V. 517.)

In dem Verhöre, das Kreon mit Antigone anstellt, hält er ihr vor, dafs sie in bezug auf die Bestattung einen Unterschied machen müsse zwischen dem Frevler Polynikes, der seine Vaterstadt bekämpfte, und Eteokles, der im Kampfe für die Heimat fiel. Die Verse 514—517 lauten:

Kreon: Was soll die Gunst, die ihm erwiesen Frevel ist?
Antigone: Nicht wird der Tote drunten dies bestätigen.
Kreon: Ja doch, wenn du dem Frevler gleiche Gunst bezeigst.
Antigone: Kein Sklave, nein mein Bruder ist es, der da starb.

So oft ich diese Stelle gelesen, habe ich Anstofs genommen an dem seltsamen Gegensatze „Sklave — Bruder". Was soll in diesem Zusammenhange der Sklave? Ist jeder Sklave ein Frevler (*δυσσεβής*)? und durfte man Sklaven unbestattet liegen lassen? Das ungeschriebene Gesetz „Du sollst die Toten bestatten" (*τοὺς νεκροὺς θάπτειν*) gilt doch auch für Sklaven. Man vergleiche die schöne Stelle in der 76. Rede des Dion Chrysostomos *περὶ ἔθους*, die in keiner Ausgabe der Antigone fehlen sollte: „Die geschriebenen Gesetze haben im Kriege keine Geltung, aber die Sittengesetze werden bei allen beachtet, auch wenn sie in tötliche Feindschaft geraten. So steht nirgends geschrieben, dafs man die Bestattung der Toten nicht verbieten dürfe, — aber es ist ein Sittengesetz, welches bewirkt, dafs die Hingeschiedenen dieses menschlichen Liebesdienstes teilhaftig werden." (*τῶν μὲν ἐγγράφων οὐδὲν ἐν τοῖς πολέμοις ἰσχύει, τὰ δὲ ἔθη φυλάττεται παρὰ πᾶσι, κἂν εἰς ἐσχάτην ἔχθραν προέλθωσι. τὸ γοῦν μὴ κωλύειν τοὺς νεκροὺς θάπτειν οὐδαμῇ γέγραπται· — ἀλλ' ἔθος ἐστὶ τὸ ποιοῦν τῆς φιλανθρωπίας ταύτης τοὺς κατοιχομένους τυγχάνειν.*) Ich kann also nicht glauben, dafs Vers 517

οὐ γάρ τι δοῦλος, ἀλλ' ἀδελφὸς ὤλετο

fehlerlos ist. Macht nicht auch *τι* den Eindruck eines metrischen Flickwortes?

Das Richtige findet sich meines Erachtens in der Erklärung des Scholiasten, der *δοῦλος* mit keiner Silbe erwähnt, sondern schreibt: „Kein solcher ist der Gefallene, dafs ich dem Eteokles zuliebe ihn unbestattet lassen dürfte; denn Eteokles steht nicht so hoch über ihm; ich darf also nicht fragen, ob ihm mein Tun mifsfällt, sondern nur, ob ich des gleichen Blutes bin." (*οὐ τοιοῦτός ἐστιν ὁ ἀπολόμενος, ὥστε εἰς χάριν τοῦ Ἐτεοκλέους ἐᾶσαι αὐτὸν ἄταφον· οὐ γὰρ τοσοῦτον αὐτοῦ ὑπερβέβηκεν· οὐ δεῖ οὖν σκοπεῖν, εἴ τι ἐκείνῳ ἀποθύμιον ποιῶ, ἀλλ' εἰ κοινῆς τῆς φύσεως ἔλαχον.*)

Der Vers mufs also lauten:

οὐ γὰρ τοιοῦτος (*δυσσεβής*), *ἀλλ' ἀδελφὸς ὤλετο.*

Auf die Worte des Kreon:

Ja doch, wenn du dem Frevler gleiche Gunst bezeigst,

erwidert Antigone:

Kein solcher, nein mein Bruder ist es, der da starb.

Sie will sagen: Nenne ihn nicht mehr *δυσσεβής*, seine *δυσσέβεια* hat er mit dem Tode gebüfst; für mich ist er jetzt nur noch mein Bruder.

Wenn der Scholiast sagt: „Eteokles steht nicht so hoch über ihm", so denkt er dabei nicht an das Verhältnis von *δεσπότης* und *δοῦλος*, sondern er meint: auch Eteokles ist ja ein Mensch, der fehlen kann.

2. Zu Euripides (Rhesos V. 84; Basilius Magnus de legendis libris gentilium c. 7).

Basilios der Grofse führt in seiner Rede *πρὸς τοὺς νέους ὅπως ἂν ἐξ Ἑλληνικῶν ὠφελοῖντο λόγων* c. 7 den Perikles und Euklides aus Megara als Beispiele von Heiden an, die den Zorn zu beherrschen wufsten, und erzählt entsprechende Anekdoten aus deren Leben. „Wie viel ist es wert, ruft er aus, sich solche Beispiele in das Gedächtnis zu rufen, wenn der Zorn einen übermannen will!" Dann fährt er fort: *τῇ τραγῳδίᾳ γὰρ οὐ πιστευτέον ἁπλῶς λεγούσῃ ἐπ' ἐχθροὺς θυμὸς ὁπλίζει χέρα· ἀλλὰ μάλιστα μὲν μηδὲ διανίσασθαι πρὸς θυμὸν τὸ παράπαν.* Die Stelle bezieht sich auf Euripides' Rhesos Vers 84, der aber nach unserer Überlieferung des Euripides lautet:

ἁπλοῦς ἐπ' ἐχθροῖς μῦθος ὁπλίζειν χέρα.

Eine bemerkenswerte Variante ist zu diesem Verse in Weckleins kritischer Ausgabe dieses Stückes des Euripides (1902) nicht angegeben. Dagegen las Basilios den Vers so:

ἁπλῶς ἐπ' ἐχθρούς θυμὸς ὁπλίζει χέρα.

Der Chor fordert den Hektor auf, da Gefahr bestehe, dafs die bedrängten Griechen bei Nacht die Flucht ergreifen, auch weiterhin gegen sie zu handeln. Darauf antwortet Hektor nach unserer Überlieferung:

Bei Feinden heifst es einfach: waffne deine Hand!

nach dem Texte des Basilios aber:

Gen Feinde waffnet einfach Zornesmut die Hand.

Es ist ersichtlich, dafs für den löwenherzigen Hektor (V. 57 hat er sich als Löwen bezeichnet) der Ausdruck *θυμός* sehr geeignet wäre. Vielleicht hat also Basilios die richtige Lesart bewahrt, während *ἁπλοῦς — μῦθος* in Anlehnung an den bekannten Vers aus den Phönissen des Euripides (469 *ἁπλοῦς ὁ μῦθος τῆς ἀληθείας ἔφυ*) aus *ἁπλῶς — θυμός* entstanden sein könnte.

Im Texte des Basilios gehört natürlich *ἁπλῶς* weder zu *πιστευτέον* noch zu *λεγούσῃ*, sondern es ist das erste Wort des Euripideischen Verses; also zu drucken: *τῇ τραγῳδίᾳ γὰρ οὐ πιστευτέον „ἁπλῶς" λεγούσῃ „ἐπ' ἐχθροὺς θυμὸς ὁπλίζει χέρα"*. Wie *φησίν* und *ἔφη*, so konnte auch das Partizipium des Verbi dicendi in die direkt angeführte Rede eingesetzt werden. Vergleiche Philostratos *βίοι σοφιστῶν* p. 85, 30 (Kayser) aus einer Rede des Philagros, der von dem neidlosen Sonnengotte sagt: *ἐμοὶ μὲν γὰρ δοκεῖ καὶ ποιητικῶς ἑκάστῳ διανέμειν, σοὶ μὲν ἄρχτον δίδωμι, λέγοντα, σοὶ δὲ μεσημβρίαν* usw. oder Philostratos *Ἡρωικός* p. 155, 16 (Kayser): *ὁ Πάτροκλος αὐτοὺς διεπτόησεν „ἀρκεῖ μοι" εἰπών „ὑπὲρ ἀστραγάλων αἷμα ἓν"*.

3. Zu dem Anonymus *περὶ κωμῳδίας.*

(Vahlen, Aristotelis de arte poetica liber, 3. Aufl. S. 78 – 80. Bernays, Zwei Abhandlungen über die Aristotelische Theorie des Drama S. 133 ff.)

Nachdem als *κωμῳδίας ὕλη* (§ 7 bei Bernays) *μῦθος ἦθος διάνοια λέξις μέλος ὄψις* aufgezählt und die Teile kurz erklärt sind, folgt noch der Satz:

ὁ μῦθος καὶ ἡ λέξις καὶ τὸ μέλος ἐν πάσαις κωμῳδίαις θεωροῦνται, διάνοιαι δὲ καὶ ἦθος καὶ ὄψις ἐν ὀλίγαις.

Dieser Satz ist sinnlos, denn es kann schlechterdings keine Komödie ohne *διάνοιαι ἦθος* und *ὄψις* geben und es hat nie eine solche gegeben. Bernays verweist S. 167 Anmerkung 2 auf Aristoteles' Poetik c. 6 p. 1450 a 23 – b 20, ohne sich näher darüber zu äufsern.

Kaibel (Die Prolegomena *περὶ κωμῳδίας* S. 59 f.) sagt: „Vergeblich sucht man nach einer einleuchtenden Erklärung für die Behauptung dieses Kapitels, dafs *μῦθος, λέξις* und *μέλος* in allen Komödien, dagegen *διάνοια, ἦθος* und *ὄψις* nur *ἐν ὀλίγαις* zu finden seien (*θεωροῦνται*)."

Ich nehme Anstofs an dieser Übersetzung; denn *θεωροῦνται* kann nicht bedeuten: sie sind zu finden. *θεωρεῖν* ist Sache des Philosophen, des Kritikers und Kunstrichters. Ich vermute also, dafs der Satz ursprünglich lautete:

ὁ μῦθος καὶ ἡ λέξις καὶ τὸ μέλος ἐν πάσαις κωμῳδίας τέχναις θεωροῦνται, διάνοιαι δὲ καὶ ἦθος καὶ ὄψις ἐν ὀλίγαις.

Zu deutsch: „Stoff, Sprache und Lied werden in allen Lehrbüchern der Komödie behandelt, Gedanken, Charaktere und Ausstattung in wenigen."

Die meisten Lehrbücher der Komödie haben sich, wie es scheint, auf Stoff, Sprache und Lied beschränkt, weil *διάνοια* und *ἦθος* in der Rhetorik behandelt wurden und die Ausstattung (*ὄψις*) Sache des *σκευοποιός* ist (vgl. Aristoteles Poetik c. 6 Schlufs).

Es mufs viele Lehrbücher (*τέχναι*) der Tragödie und Komödie gegeben haben; vgl. das Scholion zu Sophokles Oedip. Col. v. 1429: *καὶ ἐν ταῖς τέχναις ἔσει τοῦτο, ὅτι οὐ πάντα δεῖ ἀληθεύεσθαι, ἐὰν μὴ χρήσιμα ᾖ, ἀλλὰ δεῖ καί τι ψεύδεσθαι* (wohl nach Aristoteles Poetik c. 24: *δεδίδαχεν δὲ μάλιστα Ὅμηρος καὶ τοὺς ἄλλους ψευδῆ λέγειν ὡς δεῖ*).

4. Eine merkwürdige Parallelstelle.

In dem keilschriftlichen babylonischen Sintflutberichte erzählt Atrachasis-Utnapischtim (= dem biblischen Noah) unter anderem folgendes (s. Ninive und Babylon von Professor Dr. C. Bezold = Monographien zur Weltgeschichte von Ed. Heyck 18. S. 112):

„Da liefs ich, als der 7. Tag herankam, eine Taube hinaus und los. Die Taube flog fort und kam zurück; weil kein fester Grund da ist, kehrt sie um. Da liefs ich eine Schwalbe hinaus und los. Die Schwalbe flog fort und kam zurück; weil kein fester Grund da ist, kehrt sie um. Da liefs ich einen Raben hinaus und los. Der Rabe

flog fort und sah das Wasser schwinden; er frifst, watet im Schlamm, krächzt, kehrt aber nicht um. Da liefs ich (alles) hinaus nach den vier Winden, brachte ein Opfer dar und machte eine Spende auf dem höchsten Gipfel des Berges. Sieben und sieben Adagurgefäfse stellte ich hin, schüttete unter ihnen Kalmus, Zedernholz und Myrte hin. Die Götter rochen den Duft, die Götter rochen den angenehmen Duft. die Götter sammelten sich wie Fliegen bei dem Opferer."

Wie hier die Götter geschildert sind, so werden sie auch in der Schrift Lukians *περὶ θυσιῶν* dargestellt, wo es c. 9 heifst:

„Die Götter — richten ihren Blick auf die Erde und spähen überall auslugend umher, ob sie irgendwo Feuer aufflammen oder Dampf aufsteigen sehen „aufwirbelnd im Rauche". Und wenn einer opfert, dann laben sich alle mit gierig geöffnetem Munde den Qualm einatmend und das Blut trinkend, das um die Altäre fliefst, wie die Fliegen." (*οἱ δὲ θεοὶ — ἀποσκοποῦσι τὴν γῆν καὶ πάντη περιβλέπουσιν ἐπικύπτοντες, εἴ ποθεν ὄψονται πῦρ ἀναπτόμενον ἢ ἀναφερομένην κνῖσαν „ἑλισσομένην περὶ καπνῷ". κἂν μὲν θύῃ τις, εὐωχοῦνται πάντες ἐπικεχηνότες τῷ καπνῷ καὶ τὸ αἷμα πίνοντες τοῖς βωμοῖς περιχεόμενον ὥσπερ αἱ μυῖαι.*)

Sollte diese merkwürdige Übereinstimmung nicht ein Beweis dafür sein, dafs diese interessante kleine Schrift *περὶ θυσιῶν* wirklich ein Werk Lukians ist, der in Samosata am Euphrat geboren von den religiösen Mythen der Babylonier Kenntnis haben mufste?

München. Karl Meiser.

Zu Soph. Öd. Tyr. 806.

Der Erzählung, wie Ödipus mit seinem Vater am Dreiwege bei Daulis zusammentrifft, widmet C. Robert „Zur Oidipussage" Apophoreton Berlin 1903 S. 99 ff. eine beachtenswerte Darlegung, welche zu dem Ergebnisse führt, dafs *τὸν τροχηλάτην* 806 in *τῆς τροχηλάτου* zu ändern sei. Der Gebrauch von *ἡ τροχήλατος* ist unbedenklich nach Äsch. Fragm. 173 *<πρόσω> δ' ἐπῆμεν τῆς ὁδοῦ τροχήλατον σχιστῆς κελεύθου τρίοδον.* Man sagt *ἡ ἁμαξιτός, ἡ λεωφόρος.* Das letztere freilich ist. wie es scheint, erst bei Platon ohne *ὁδός* nachweisbar, da Eur. Rhes. 881 *κελεύθου λεωφόρου* hergestellt ist, vgl. Theokr. 25, 155 *λαοφόρου . . κελεύθου.* Aber stilistisch ist die Änderung sehr anfechtbar. In dem überlieferten Text

ἐνταῦθά μοι κῆρύξ τε κἀπὶ πωλικῆς
ἀνὴρ ἀπήνης ἐμβεβὼς οἷόν σὺ φῄς
ξυννηντίαζον· κἀξ ὁδοῦ μ' ὅ Ϝ' ἡγεμὼν
αὐτός Ϝ' ὁ πρέσβυς πρὸς βίαν ἠλαυνέτην.
κἀγὼ τὸν ἐκτρέποντα τὸν τροχηλάτην
παίω δι' ὀργῆς

ist *τὸν τροχηλάτην* zu *τὸν ἐκτρέποντα* hinzugefügt, weil vorher nicht blofs von dem *ἡγεμών*, sondern auch von dem greisen König das Wegweisen vom Wege ausgesagt ist; die Beifügung dient also der

Deutlichkeit und erscheint fast als notwendig. Dagegen ist der Zusatz *τῆς τροχηλάτου*, nachdem *ἐξ ὁδοῦ ἠλαυνέτην* vorhergeht, überflüssig und depleziert. Wir dürfen nicht eine stilistisch tadellose Wendung mit einer nicht einwandfreien vertauschen und müssen demnach das überlieferte *τὸν τροχηλάτην*, dem doch auch Eur. Phön. 39 *καί νιν κελεύει Λαΐου τροχηλάτης* eine gewisse Stütze bietet, festhalten und können nun davon ausgehend untersuchen, was an der Beweisführung Roberts sich nicht als haltbar erweist. Nach der gewöhnlichen Auffassung, bei welcher man sich auf Homer *Ω* 178 *κῆρύξ τίς τοι ἕπτοιτο γεραίτερος, ὅς κ' ἰθύνῃ ἡμιόνους καὶ ἅμαξαν ἑὐτροχον* beruft, ist der *ἡγεμών* und *τροχηλάτης* mit dem *κῆρυξ* identisch und sitzt dieser an der Deichsel des Wagens. Robert bemerkt dagegen, dafs der Wagenlenker auf den Wagen, der *κῆρυξ* oder *ἡγεμών* vor den Wagen gehöre. Der herkömmlichen Erklärung widerstreitet vor allem der Umstand, dafs nach 809 der König die *διπλᾶ κέντρα* führt; es kann also kein Wagenlenker vor ihm sitzen, der ihn hindert die Zugtiere mit dem Stachel anzutreiben. Von diesem Gesichtspunkt aus könnte uns die Ausschaltung des Wagenlenkers willkommen sein. Da uns aber der *τροχηλάτης* bleibt, würde es unnatürlich sich ausnehmen, wenn der Herold dem Wagen vorausginge und doch als *τροχηλάτης* bezeichnet würde. Wir müssen also unter dem *ἡγεμών* und *τροχηλάτης* einen eigenen Diener verstehen, welcher die Maultiere führt (*ἡγεμών*) und neben ihnen einhergeht. Ganz richtig erklärt der Schol. *τὸν τροχηλάτην: τὸν ἔμπροσθεν τῶν τροχῶν πορευόμενον.* So kommt es dem *τροχηλάτης* wie in der angeführten Stelle des Euripides zunächst zu den Fremden beiseite zu weisen, weil der Wagen einen Fürsten trägt,[1]) und er erhält dafür von Ödipus den ersten Schlag. Hiernach kann nicht der Herold dem Gespann vorausgehen; wir können aber auch nicht zugeben, dafs aus den Worten *κῆρύξ τε κἀπὶ πωλικῆς ἀνὴρ ἀπήνης ἐμβεβώς* unzweideutig hervorgehe, dafs der Herold nicht auf dem Wagen sitze. Der Herold wird hier vor allem genannt aus dem gleichen Grunde, aus welchem er 753 ausdrücklich erwähnt wird. Der *κῆρυξ* war an den Insignien, dem Gewande, der Form des Bartes, dem *κηρυκεῖον* kenntlich und fiel sofort in die Augen. Daraus ergab sich also ein Anhaltspunkt für die Identität der Reisegesellschaft. Auch ich halte nicht dafür, dafs *ἐπὶ πωλικῆς ἀπήνης ἐμβεβώς* nach dem *σχῆμα ἀπὸ κοινοῦ* zu *κῆρυξ* gehöre, aber man kann daraus auch nicht schliefsen, dafs der Herold nicht auf dem Wagen sitzt. Man kann nur sagen, wenn der Herold dem Ödipus sofort in die Augen fällt, so liegt es nahe ihn auf dem Wagen sitzend zu denken. Und das scheint auch bei einer so weiten Fahrt das Natürliche und der Bedeutung und Würde des Herolds Entsprechende zu sein. Dafs der Hochzeitsherold, der *προηγητής*, vor dem Wagen einherschreitet, ist begreiflich. Nehmen wir zum König, Herold und Wagenlenker noch die zwei *δορυφόροι* (*ἄνδρες λοχῖται* 751), welche gewöhnlich einen Fürsten zu begleiten pflegten, so erhalten wir die Fünfzahl, welche Jokaste 752 angibt.

[1]) Einen Befehl seines Herrn braucht er nicht abzuwarten. Er ruft dem Ödipus wie der Wagenlenker bei Euripides zu: *ὦ ξένε, τυράννοις ἐκποδὼν μεθίστασο.*

Bei der Behandlung der Euripideischen Version hat Robert auf Eur. Phoen. 1043 *Πυθίαις ἀποστολαῖσιν* keine Rücksicht genommen. Vgl. m. Abh. „Die kyklische Thebais, die Ödipodee usw." Sitzungsb. d. b. Akad. d. W. 1901 S. 673.

München. Wecklein.

Jeglichen Unterrichts Grundlage.[1])

„Es war eine alte, ehrwürdige Sitte, an der Stelle, wo das Gefühl der Gottesnähe und der feierliche Eindruck der Tempelfronte das Gemüt anregte, gediegene Kernsprüche anzubringen, die sich dem Gedächtnis einprägten und auf den tiefen Zusammenhang zwischen Gottesdienst und echter Weisheit hinwiesen." Dieser Brauch, wie er in dem *‚γνῶθι σεαυτόν'* am Tempel zu Delphi zum Ausdruck kam, ist auch uns Deutschen von je nicht fremd gewesen, ja wir dehnten ihn noch weiter aus, und noch mancher gute Spruch über der Türe schlichter Bürgerhäuser gibt Zeugnis hievon. Vor allem aber, meine ich, ziemt es, unsere Schulen zu schmücken mit guten Sprüchen, denn in ihnen stehen wir, wie im Gotteshaus, auf heiligem Boden. Da wir aber in der Erkenntnis hinausgewachsen sind über das Griechentum, da uns, wie Oskar Jäger in seinem schönen Vortrage über nationale Erziehung so entschieden betont, Humanität und Christentum in eins zusammen fällt, so möchte ich über den Türen unserer Schulen einen Spruch sehen, der so recht das Überragende der christlichen Anschauung zeigt. „Wenn ich mit Menschen- und mit Engelzungen redete und hätte der Liebe nicht, so wäre ich ein tönendes Erz oder eine klingende Schelle", diese Worte sollten über dem Eingang stehen, weithin sichtbar, den Eltern zum Zeugnis dessen, in welchem Geiste an ihren Söhnen gearbeitet wird, den Lehrern aber als stete, jeden Morgen sich erneuernde Mahnung. Von diesem Gedanken sollte die Einführung der Kandidaten ins Lehramt ausgehen, auf ihn sollte man immer wieder bei den theoretischen Erörterungen zurückgreifen und bei den praktischen Übungen sollte man ihn stets im Auge behalten. Die wichtigsten Fragen der Pädagogik: Wie soll der Lehrer beschaffen

[1]) Es mag gestattet sein, den folgenden Zeilen ein paar Begleitworte mit auf den Weg zu geben. Der kurze Aufsatz über die Aufnahmsprüfung in die I. Klasse (im vorigen Jahrg. S. 609 dieser Blätter) hat, soweit ich das ersehen konnte, vielfach Beifall gefunden, und ich möchte hier besonders denen danken, welche ungebeten mir ihre Zustimmung aussprachen; man bedarf wohl der Ermutigung, wenn man gegen den Strom schwimmt. Andere äufserten gegen dies und das Bedenken; auch ihnen bin ich dankbar, denn jede Kritik, vorausgesetzt dafs sie sachlich ist und der überzeugenden Begründung nicht entbehrt, wirkt klärend und fördernd. A limine abweisen aber möchte ich einen Vorwurf, der, wie ich höre, auch erhoben wurde: der Aufsatz bringe nichts Neues. Dieser Einwand verrät einerseits eine erstaunliche Naivität und Unkenntnis der pädagogischen Literatur; andrerseits zeigt er, dafs der Kritikus Zweck und Ziel meiner Darlegungen überhaupt nicht verstanden hat oder nicht verstehen will. Ihn und andere Bewunderer des Neuen möchte ich gebeten haben, und das ist der Hauptzweck dieser Begleitworte, sich durch Lesen der folgenden Zeilen die kostbare Zeit nicht rauben zu lassen.

sein, wie das Verhältnis zwischen ihm und den Schülern, Erziehung und Unterricht in ihrem gegenseitigen Verhältnis, Disziplin, Schule und Haus, sie alle finden nur unter diesem Gesichtspunkte die befriedigende Lösung.

Wie soll der Lehrer beschaffen sein? Es ist ja selbstverständlich, dafs er über eine bedeutende Summe von Wissen verfügen mufs, es ist ebenso selbstverständlich, dafs er strebsam sein mufs, nie aufhören darf an seiner intellektuellen und sittlichen Weiterbildung zu arbeiten; es darf ihm an Energie und der Fähigkeit, sich rasch in jegliche Situation zu finden und das Zweckdienliche zu tun, nicht fehlen; er mufs die Gabe besitzen, den Lehrstoff in klarer, anschaulicher und angemessener Weise den Schülern zu vermitteln und diese durch seinen Unterricht zu fesseln; es braucht eigentlich nicht erwähnt zu werden, dafs es wünschenswert ist, dafs er frei sei von schweren, körperlichen Gebrechen, insonderheit solchen, welche die Spottlust der in dieser Beziehung ziemlich pietätslosen Jugend herausfordern. Fragen wir uns aber, ob wir in einem Manne, der alle diese Eigenschaften besitzt, nun auch schon das Ideal eines Lehrers sehen können, — vielfach wird das ja angenommen — so müssen wir sagen: „Nein, und abermals nein!" und die Erfahrung gibt uns recht, da sie zeigt, wie es oft genug Lehrern, denen keine jener Eigenschaften fehlt, an Erfolg gebricht. Woher kommt das? „Wenn ich mit Menschen- und Engelzungen redete und hätte der Liebe nicht, so wäre ich ein tönendes Erz oder eine klingende Schelle."

Für das Fehlen dieser Grundbedingung aller Wirksamkeit in der Schule hat der Schüler, der kleine wie der grofse, eine überaus feine Empfindung, während andererseits nichts so schnell und sicher das richtige Verhältnis zwischen Schülern und Lehrer herstellt, als das Vorhandensein dieser Basis. Hat erst der Schüler erkannt, dafs der Lehrer mit der Liebe des Vaters in allem und jeglichem stets nur sein Bestes sucht, nie an sich denkt, so erwächst in ihm ganz von selber das Gefühl der Pietät und Ehrfurcht und daraus hinwiederum der freie Gehorsam. Auch kleine Schwächen, insonderheit aber körperliche Gebrechen des Lehrers, werden ihn dann nicht mehr zum Mutwillen reizen. Ich kenne einen Lehrer, der zeitlebens — so weit ich wenigstens zurückdenken kann — leidend war; ich habe nie ein heftiges, polterndes Wort aus seinem Munde gehört; er sprach nie anders als mit gedämpfter Stimme, aber kein Lehrer genofs solch unbedingte Autorität und bei tiefer empfindenden Schülern solche Liebe wie gerade er; jeder fühlte, dafs dieser Mann an ihm arbeite in der aus der wahren Gottesliebe erwachsenen Menschenliebe.

Ein berühmter Pädagoge sagt einmal: „Zuerst mufs der Schüler fürchten, die Liebe kommt dann von selber." Ich möchte dem nicht so ohne weiteres zustimmen, nicht dieser Reihenfolge, aber auch keiner anderen. Beides mufs Hand in Hand gehen. Der Schüler mufs, auch wenn der Lehrer ihn hart anfafst, denn ohne das geht es nicht ab, fühlen, dafs die Strafe aus der Liebe entspringt.

Freilich, nichts liegt mir ferner, als ein Fürsprecher zu sein der heutzutage leider so weit verbreiteten Erziehungsmethode, welche Weichlichkeit, Nachgiebigkeit gegenüber Schwächen und Fehlern der Knaben für Betätigung wahrer Liebe hält. Vielmehr stimme ich in dieser Hinsicht vollkommen Theobald Ziegler bei: „Mehr Eisen ins Blut!" Gerade aber, weil nur Strenge in Zucht und Lehre zum Ziele führt, mufs der Lehrer sich stets bewufst bleiben, dafs der erwärmende Strahl der Liebe nicht fehlen darf; ohne ihn wird der Unterricht freudlos, die Strafe und Ermahnung fruchtlos, ohne diesen Licht- und Wärmespender wird auch der Lehrer des rechten Weges verfehlen, seine Kraft wird vor der Zeit erlahmen.

„Die Liebe ist langmütig und freundlich, die Liebe eifert nicht, die Liebe treibt nicht Mutwillen, sie blähet sich nicht.

Sie stellt sich nicht ungebärdig, sie suchet nicht das Ihre, sie läfst sich nicht erbittern, sie trachtet nicht nach Schaden."

Was sind diese Worte so schlicht und einfach, und wie sind sie so tief und zugleich so unermefslich hoch, also dafs uns Zagen ankommt, wenn wir unser Tun und Leben, unser Fühlen und unser Wollen an ihnen messen! Wie gerne hätte ich sie manchmal nach einer Probestunde dem jungen Kollegen entgegen gehalten als einziges aber fruchtbringendstes Urteil über seine Leistung! Nur auf dem durch die Liebe erwärmten Boden und nur in ihrem Lichte kann das Werk der Erziehung gedeihen. Darauf sollte immer wieder und eindringlichst von berufener Seite hingewiesen werden. Wenn ich an manche pädagogische Schriften denke, auch solche, deren Titel ein Name von gutem Klange ziert, so kann ich mich des Gefühles nicht ganz erwehren, dafs es unserer modernen Pädagogik trotz aller grofsen Worte und ins einzelnste ausgeklügelter Systeme an grofsen Gesichtspunkten fehlt; jedenfalls treten dieselben gar zu sehr in den Hintergrund gegenüber der Unsumme des methodischen Kleinkrams. Ich meine, ein Lehrer, der sich unbefangen selbst gibt, und dessen Unterricht daher getragen und belebt ist von innerer Wärme, wird allemal mehr wirken, als ein anderer, der sich am Gängelbande der „momentan allein richtigen" Methode bewegt.

Nicht das Seine suchen, langmütig, freundlich sein, nicht Mutwillen treiben, sich nicht blähen, sich nicht erbittern lassen, nicht nach Schaden trachten: liegt nicht in diesen kurzen Worten das A und O der ganzen Erziehungslehre eingeschlossen? Wer das Seine sucht, weltliche Ehre, klingenden Gewinn, wer es nicht über sich vermag, im Dienste der Jugend auch auf eine weitergehende, wissenschaftliche, schriftstellerische Tätigkeit zu verzichten, — an sich ein so schönes, erstrebenswertes Ziel — der bleibe von der Schule fern; er findet nicht was er sucht, und schadet statt zu nützen. — „Sich nicht blähen." Wer mit seinem überlegenen Wissen prunken will, der suche sich einen anderen Wirkungskreis als die Arbeit an den Seelen und dem Geiste der Schüler! Es ist ja freilich so leicht, so gar leicht, Knaben mit Kenntnissen zu imponieren; nichts wirkt aber auf jeden denkenden Menschen abstofsender, durch keinen andern Fehler macht

sich ein Lehrer so lächerlich als durch solche kleinliche Eitelkeit und mit der Zeit werden es doch auch die Schüler, wenigstens die älteren, inne, und mit der Autorität des Lehrers ist es vorbei; fast hätte ich gesagt: Gott sei Dank! Denn besser ist es, die Schüler verachten die Eitelkeit, als dafs sie sich durch dieselbe imponieren und zur Nachahmung reizen lassen.

„Langmütig, freundlich, geduldig sein, sich nicht erbittern lassen", das sind freilich Forderungen, deren Erfüllung, es sei unumwunden zugestanden, dem Lehrer oft herzlich schwer fallen mag. Sie setzen viel voraus. Viel? Doch eigentlich nicht! Langmut, Freundlichkeit, Geduld auch dem scheinbar Unverbesserlichen, Halsstarrigen gegenüber, sie alle haben nichts als die wahre Liebe zur Voraussetzung. Die Liebe sieht nicht nur auf das, was augenblicklich ist, sie blickt zurück auf das, was war, sie schaut vorwärts auf das, was werden will und werden soll; so erkennt sie den Fortschritt, wertet Vergehungen richtig und behält das Ziel im Auge; sie urteilt nicht nach einmaligen oder wiederholten Verfehlungen des Schülers, vielmehr steht ihr immer die ganze Persönlichkeit desselben mit all ihren Vorzügen und Schattenseiten vor Augen, sie zählt nicht, sie wägt und vergifst nie, dafs sie es mit werdenden Menschen zu tun hat. Gar manche kleinliche Bemerkung in Zeugnissen bliebe unterwegs, wenn wir uns bei Abfassung derselben stets von solcher aus dem Geiste wahrer Liebe erwachsener und auf das Ganze und Wesentliche gerichteter Betrachtungsweise leiten liefsen. „Die Liebe stellt sich nicht ungebärdig", das heifst für uns, sie fährt nicht im blinden Zorne zu, sie sucht die Verirrungen aus dem Charakter des Schülers, sowie aus anderen, aufser ihm liegenden, bestimmenden Einflüssen zu erklären, sie bemüht sich, die Quellen, aus denen sie entspringen, zu finden, sie abzugraben, zu verbauen. So kommt sie dazu — und das ist in unserem Berufe so überaus wichtig — vorzubauen. Wer das recht versteht, erspart nicht nur sich selber unendlich viel Ärger und Bitternis, sondern er fördert auch den Schüler mehr als durch alle Strafen und die konsequenteste Strenge.

Wie oft genügt ein Wink mit den Augen, ein freundliches Wort, auch ein Scherz am rechten Platze und zu rechter Zeit, um Schlimmem vorzubeugen! Du hast einen jähzornigen, aufbrausenden Trotzkopf vor dir; ein scharfes Wort, eine wohlverdiente Strafe, die du ihm diktiert, empfindet er in seinem jugendlichen Unverstande als Unrecht, als Kränkung: behalte ihn fest im Auge; du siehst, was kommen will; ein ernstes, freundliches Wort, bei den Kleinen ein Streichen über den harten Kopf erspart dem Knaben eine Rektoratsstrafe und du hast sein Herz gebessert und gewonnen. Wer es nicht über sich vermag einem Knaben, den er eben erst hart anlassen mufste, wenn es der höhere Zweck verlangt, freundliche Worte zu sagen und zwar von Herzen freundliche Worte zu sagen, dem fehlt eine der notwendigsten Vorbedingungen zum Lehrer und Erzieher: die aus wahrer, tiefgründender Liebe erwachsene Selbstbeherrschung.

Ja, ohne Zweifel, aus der rechten Liebe erwachsen die wesentlichsten Eigenschaften, die dem Erzieher vonnöten sind, ohne sie entbehrt der Lehrer, mag er alle andern, landläufigen Voraussetzungen erfüllen, wie wir sie in den ersten Kapiteln pädagogischer Werke aufgezählt finden, des Höchsten und Besten, das allein seiner Arbeit Tiefe und Nachhaltigkeit der Wirkung verspricht; sie allein aber ist auch imstande das rechte Verhältnis zwischen Schule und Elternhaus, zwischen Eltern und Lehrern herzustellen.

Wer diese Liebe sich geben könnte! Muſs sie nicht angeboren sein? In gewisser Hinsicht sicherlich. Es gilt auch hier, daſs der gute Lehrer geboren wird. Gerade deshalb betrachte ich es als eine Pflicht der Rektoren, diejenigen Abiturienten, welche sich dem Lehrfach zuwenden wollen, zur Selbstprüfung nach dieser Richtung aufzufordern. Wem nicht das Herz aufgeht beim Anblick der jungen Schar, die herbeiströmt um sich von ihm belehren und erziehen zu lassen, wen nicht einerseits stolze Freude erfüllt bei dem Gedanken: allen diesen jungen Seelen darfst du Führer sein, andererseits aber auch eine gewisse Bangigkeit bei dem Gedanken: allen diesen sollst du Führer sein, der wähle sich einen anderen Beruf, als den des Jugendlehrers! Wo aber diese tragende, glaubende und hoffende Liebe auch nur im Keime vorhanden ist, da läſst sie sich pflegen und fördern; und das dürfte wohl, meine ich, nicht die letzte Aufgabe unserer pädagogischen Seminarien sein, mit den jungen Kollegen die wichtigsten Fragen des Unterrichts und der Erziehung unter diesem und ähnlichen groſsen Gesichtspunkten zu besprechen.

Freilich, das ist keine Frage, auch wo diese Liebe vorhanden ist, kann sie unter den mancherlei Bitternissen und schlimmen Erfahrungen und Enttäuschungen, welche Leben und Beruf keinem ersparen, erkalten. Daſs dies so häufig geschieht, ist eine Hauptursache und Wurzel vieler Schäden, an denen unser Schulwesen krankt. Wie kann dem abgeholfen werden? Arbeiten wir in dem Gedanken: „Alles, was ihr getan habt dieser Geringsten einem, das habt ihr mir getan“. Die alles ertragende, alles glaubende, alles hoffende Liebe, sie kann nur in dem Quell sich stets verjüngen, aus dem sie hervorgegangen ist, sie muſs stets zurückkehren zu ihrem Ursprung, der vorbildlichen Liebe Gottes und Christi. Nur in ununterbrochenem, ernstem Ringen um die Nachfolge Christi erhalten wir die Kraft auszuharren in der Liebe. Eben dieser Kampf, in dem uns auch Demütigungen nicht erspart bleiben, führt aber auch zur rechten Demut, zur Erkenntnis der eigenen Unvollkommenheit, die uns Geduld üben läſst mit den Schwächen unserer Schüler; sie lehrt uns alle Morgen um Erfolg unserer Arbeit bitten und Gott die Ernte anheimstellen.

Erlangen. S. von Raumer.

Die Grundbegriffe einer rein mechanischen Naturerklärung.[1])

1. Anders betrachtet der Künstler und Dichter, anders der Naturforscher die ihn umgebende Welt. Dem Künstler und Dichter ist die Natur die unversiegbare Quelle fesselnder Gemüts- und Stimmungseindrücke; in formenreicher Gestaltung und bunter Farbenpracht bietet sie dem Künstler, was sein Herz begehrt. Sein höchstes Ziel ist, in seinen Werken die Empfindungen und Stimmungen treu und wahr widerzuspiegeln, die die Aufsenwelt in seiner Seele wachriefen. Verschiedene Gegenstände, Erscheinungen oder Gedanken möglichst eindrucksvoll gruppiert zu sehen oder selbst zu gruppieren, ist ihm die höchste Freude. Der Künstler freut sich der Natur, weil sie vielgestaltig ist und Phantasie und Herz erhebt. Er studiert das Antlitz der Natur.

Der Naturforscher sucht einen ruhenden Pol in der Erscheinungen Flucht; er lenkt sein Interesse nicht in erster Linie auf die Buntheit der Erscheinungen, sondern sucht im Gegenteil diese möglichst einfach miteinander in Zusammenhang zu bringen, sucht zu ergründen, wie die Erscheinungen aufeinander folgen oder auseinander hervorgehen und was hinter dem ewigen Wechsel als bleibend erkannt werden kann. Er will gewissermafsen den Charakter der Natur ergründen.

Erhebt das über einem dunklen Waldvordergrunde heraufziehende Abendrot das künstlerisch empfindende Gemüt durch die Wirkung der Farbe und durch die Stimmung, welche der zur Neige gehende Tag uns gibt, so denkt der Naturforscher unwillkürlich daran, dafs das Abendrot durch die in der Luft schwebenden Wolken, das heifst feine Wassertröpfchen hervorgerufen wird, und dafs nur bei untergehender Sonne die Lichtstrahlen einen genügend langen Weg durch die Wolken zurücklegen können, um aus dem weifsen Licht der Sonne gerade die roten Strahlen besonders kräftig zur Geltung kommen zu lassen.

Nur dem offenbart sich Welt und Leben in vollem Inhalt, der sowohl mit dem Auge des Künstlers wie mit dem des Forschers sehen kann, wer die grofse Lebenskunst erlernt hat und bewahren kann, mit Herz und Verstand die Welt zu betrachten und in sich zu spüren, dafs auch ohne Gold die Natur ein Königreich ist, wie es im Faust heifst. Er ist der Philosoph, wie ihn die Alten sich gedacht. Freilich nur vereinzelte gottbegnadete Menschen sind von Beruf Künstler und Forscher zugleich gewesen; die Forderung des praktischen Lebens, dafs jedermann einen speziellen Beruf auszufüllen hat, zwingen uns in unserer Arbeitszeit mehr die eine oder andere Art der Naturbetrachtung zu üben und läfst uns nur die Mufsestunden dazu übrig uns vor Einseitigkeit zu schützen.

[1]) Nach einem Experimentalvortrage und einer Bearbeitung desselben für „Himmel und Erde“ (Oktober 1903). Der Aufsatz beabsichtigt, die Methode der naturwissenschaftlichen Begriffsbildung zu schildern und eine bestimmte Definition und die heutigen Grenzen einer rein mechanischen Naturerklärung anzugeben, wie sie der Physiker zurzeit annehmen mufs.

Dem Physiker ist die verstandesmäßige Erfassung der leblosen Natur Beruf; betrachten wir einmal als Physiker einen bestimmten Fall, den Fall der Bewegung von Körpern, den aufzuklären die Aufgabe der Mechanik ist, und suchen wir einmal auf diesem Gebiete eine Vorstellung davon zu gewinnen, wie der Naturwissenschaftler die Natur betrachtet und welches die Grundbegriffe der Mechanik sind. Es wird sich dann von selbst ergeben, was wir Naturwissenschaftler mit dem Worte Erklärung und speziell einer mechanischen Erklärung der Naturvorgänge heutzutage meinen und ein Urteil darüber entwickelt werden können, ob oder wie weit wir nicht blofs die unbelebte sondern auch die belebte Natur rein mechanisch zu erklären imstande sind.

2. Seit die Menschen denken können, haben sie versucht, sich die Vorgänge, die sie um sich sehen, nach ihren menschlichen Begriffen zurecht zu legen.

Wir wissen, dafs eine Kerze in der Luft brennt und dafs dies daher kommt, dafs der Sauerstoff sich mit dem Stearin d. h. mit den Kohlenwasserstoffen, aus welchen das Stearin besteht, verbindet und dabei eine starke Wärme entwickelt wird, die sich in der Flamme äufsert. Das Produkt der Verbindung ist Wasserdampf und ein Gas, das man Kohlensäure nennt. Die Kohlensäure ist das Gas, das wir neben Stickstoff und Wasserdampf ausatmen, wenn wir in unserem Körper den eingeatmeten Sauerstoff zur Verbrennung der Nahrung verbraucht haben. Wir wissen ferner, dass die Kerze in Kohlensäure nicht zu brennen imstande ist. Versuch: Eine Stearinkerze wird in ein ca. 1 Liter fassendes Becherglas gestellt, welches einmal gewöhnliche Luft enthält und einmal vor dem Einbringen der Kerze mit Kohlensäure gefüllt wird. Die Kohlensäure wird entweder direkt durch ein nicht zu enges, bis auf den Boden reichendes Glasrohr in das Becherglas hineingeatmet, oder mittels Marmor und Salzsäure im Kippschen Apparat erzeugt und durch das Glasrohr eingelassen. Die alten Griechen hätten sich diesen Vorgang so erklärt: dafs Liebe und Hafs die einzelnen Stoffe veranlafst, sich entweder zu vereinigen oder abzustofsen. Sauerstoff und Stearinpartikelchen würden in dieser Auffassung einander zugetan sein, Kohlensäure dagegen würde gegen die Stearinpartikelchen Abneigung haben. Was die griechischen Philosophen mit dieser Erklärung tatsächlich getan haben, ist nur, dafs sie die ihnen zunächst ganz fremde Erscheinung des Brennens einer Kerze d. h. die Verbindung von Sauerstoff mit Stearin, bzw. die Nichtvereinigung von Kohlensäure und Stearin, auf Erscheinungen zurückführten, welche sie aus dem Leben kannten, wo Liebe und Hafs die Menschen zu gegenseitiger Unterstützung oder Vernichtung treibt.

Nach dem modernen Standpunkt macht man sich zunächst keine bestimmte Vorstellung über das Brennen der Kerze; man sieht erst zu, was geschieht; da zeigt die Erfahrung, dafs Fett mit Sauerstoff verbrennt, dafs dagegen Fett mit Kohlensäure nicht verbrennt; wir können ferner durch den Versuch sehen, dafs bei der Verbrennung ein Gas entsteht, nämlich Kohlensäure (d. i. Verbindung [Verbrennungs-

produkt] von Kohle und dem wesentlichen Bestandteile aller Säuren, dem Sauerstoff). Wir beobachten soweit einfach, was in der Natur geschieht. Aber dann können wir einen Schlufs ziehen: nämlich: wenn die Kerze beim Verbrennen Kohlensäure entwickelt, so mufs eine Kerze im abgeschlossenen Raume verlöschen, da sie beim Brennen je länger je mehr Sauerstoff aus der Luft verzehrt und Kohlensäure entwickelt. (Versuch.) Dieser Schlufs läfst sich sofort prüfen, indem wir über einen brennenden Kerzenstumpen das oben erwähnte Becherglas stülpen, so dafs der Rand des Becherglases unten gut den Kerzenraum abschliefst; es verlöscht nach 20—40 Minuten die Kerze; am oberen Teile des Becherglases hat sich innen ein feiner Tau niedergeschlagen, der bei Beleuchtung durch eine matte Glühlampe auf 5—10 m sichtbar wird. Dieser Tau ist das neben der Kohlensäure entstehende Verbrennungsprodukt, der „Wasserdampf", der am kalten Glasgefäfs zu Wasser kondensiert. Warum der Sauerstoff und das Stearin sich verbinden, darüber machen wir keinen weiteren Erklärungsversuch, weil wir vorläufig nichts anderes tatsächlich beobachten können, worauf wir die Hinneigung des Sauerstoffs zum Stearin zurückführen könnten.

Das einfache Beispiel soll eine wesentliche Forderung illustrieren, welche wir an uns stellen müssen, wenn wir Naturvorgänge erklären wollen, nämlich nicht eine Erklärung zu geben, welche lediglich unserem Gehirne entsprungen ist, sondern zunächst objektiv die einzelnen Momente festzustellen, welche beim tatsächlichen Vorgang auftreten und erst dann aus beobachteten Momenten auf schon bekannte oder neue zu schliefsen. Die Welt und zwar auch die unscheinbare leblose Materie, die nicht gut oder böse genannt werden kann, müssen wir erst kennen lernen, wenn wir sie verstehen wollen.

3. Das Gesetz vom Beharrungsvermögen oder der Trägheit der Materie. Als zweites Beispiel wollen wir eine Frage nehmen, die wohl seit Jahrtausenden gestellt worden ist: warum bewegen sich die Planeten, insonderheit unsere Erde, auf ungefähr kreisförmigen oder genauer ungefähr elliptischen Bahnen um die Sonne?

Die Alten hatten die Antwort sehr einfach zusammenphilosophiert: es käme, sagten die Griechen, daher, dafs die Kreisbewegung die einfachste Bewegung wäre; ein Körper beschreibe, wenn man ihn sich selbst überlasse, eine kreisförmige Bahn, weil — und das ist sehr wichtig — nur bei der Kreisbewegung ein Körper im Laufe der Zeit immer wieder in seine alte Lage zurückkehre. Es hat diese Ansicht etwas Bestechendes und wird vom Laien oft geäufsert, sie ist aber falsch und ist übereilt. Wir können nicht aus uns heraus entwickeln, wie ein Körper sich bewegt, wenn er sich selbst überlassen wird, wir müssen erst die Natur darüber befragen; d. h. wir müssen ein Experiment anstellen:

Versuch: (Fig. 1). Ich lasse eine Kugel im Kreise rotieren, indem ich sie mit der vertikal stehenden Achse einer Schwungmaschine

mittelst zweier Scheiben und der zwischengeklemmten Drahtpinzette AB fest verbinde. Dreht man die Achse langsam um, so wird die

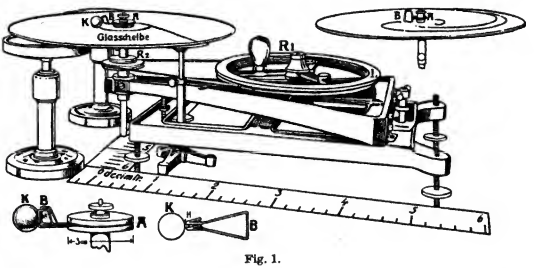


Fig. 1.

Kugel mitgeführt; dreht man dagegen rascher, so verläfst sie die Federklemme (BH) und fliegt frei weiter.

„Um den Weg aufzuzeichnen,[1]) den die Kugel dabei beschreibt, bringt man eine berufste, 4 cm weit in der Mitte durchbohrte Glasscheibe von ca. 40 cm Durchmesser mittelst Dosenlibelle horizontal und in geeignetem Abstande von der Feder von 3 Stativchen getragen so an, dafs die Kugel auf der berufsten Fläche ruht. Der zu jeder Schwungmaschine mitgelieferte Scheibenhalter (wie er auch zur Befestigung der Sirenenscheiben dient) ist gut geeignet und erleichtert die Aufstellung der Glasplatte sehr, da er auf die Rotationsachse aufgeschoben werden kann, nachdem erstere bereits horizontiert ist. Dreht man dann langsam an der Schwungmaschine und damit die Feder und Kugel, so zeichnet diese einen Kreis im Rufse ein; dreht man rascher — es ist dabei gar nicht nötig, zu sehr rascher Bewegung überzugehen —, so löst sich die Kugel aus der Federklemme und bewegt sich mit ziemlich konstanter Geschwindigkeit in gerader Linie weiter und zwar ist diese Gerade Tangente an den Kreis in dem Punkte, in welchem die Kugel frei wurde. Die ganze Bahn zeichnet sich sehr deutlich im Rufse ein und ist, wenn die Glasplatte gegen helles Licht gehalten wird, leicht einem Auditorium von 400 Personen sichtbar. Fig. 2. A stellt die Photographie einer beim Versuch erhaltenen Kurve vor. Das Experiment ist ein sehr wichtiges; denn die Frage, wie sich die Kugel bewegt, wenn sie aus der Feder geschlüpft ist, kann nicht logisch beantwortet werden.

Die Kugel würde sich, nachdem sie frei geworden, immer mit gleicher Geschwindigkeit in gerader Linie weiterbewegen, wenn die Glasplatte grofs genug wäre und wenn gar keine Reibung vorhanden wäre. Je besser man die Reibung vermeidet, umso genauer gilt das

[1]) Aus K. T. Fischer, Neuere Versuche zur Mechanik der festen und flüssigen Körper mit einem Anhange über das absolute Mafssystem. (65 S. Teubner 1902), dem auch die anderen, dort genauer beschriebenen Versuche entnommen sind.

Gesetz, das uns hier als Erfahrungstatsache entgegentritt und den Namen Beharrungsgesetz führt (gefunden von Galilei 1638): Kein

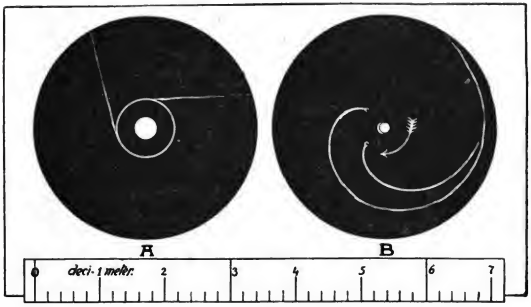


Fig. 2.

Körper kann von selbst aus der Ruhe in Bewegung übergehen; auch nicht von selbst seine Richtung und Geschwindigkeit ändern. Wo ein Körper seinen Zustand, Richtung oder Geschwindigkeit ändert, ist eine Einwirkung seitens eines zweiten Körpers oder mehrerer Körper erkennbar, welche wir „Kraft" nennen, in Erinnerung an die Muskelkraft, deren sich lebende Wesen bedienen, um Bewegungen zu verursachen oder zu verändern. Bei unserem Versuche ist die Einwirkung die Federklemme BH gewesen; sie hörte mit dem Momente, wo der Kugelansatz H aus der Feder entschlüpfte, auf.

Wir sind nicht ganz vorsichtig gewesen, wenn wir schlechtweg sagten, der Körper beschreibe eine gerade Linie. Wir müfsten genauer hinzufügen: relativ zur Umgebung, welche selbst ruht. Also etwa relativ zu uns. Wenn wir z. B. den Körper auf eine mitsamt der Feder rotierende Platte aufsetzen und dasselbe Experiment ausführen (Fig. 1 rechts oben), so sehen wir, dafs zwar relativ gegen uns auch noch dasselbe geschieht wie vorher, d. h. die Kugel nach dem Freiwerden eine gerade Linie beschreibt. Aber relativ gegen die rotierende Platte beschreibt die Kugel eine spiralige Kurve. Der Versuch ergibt die Kurve Fig. 2 B. Nach E. Mach würden wir oben sagen, der sich selbst überlassene Körper beschreibt eine gerade Linie relativ gegen den Fixsternhimmel.

Das Gesetz vom Beharrungsvermögen ist das Grundgesetz aller Materie; alles, was wir fühlen, greifen und auf der Wage wägen können, alle Materialien, Holz, Stein, Wasser, Luft gehorchen ihm und gehorchen ihm überall: hier auf der Erde oder auf dem Monde oder der Sonne sehen wir dieses Gesetz erfüllt, ja in dem grofsen Laboratorium unseres Weltschöpfers, dem Himmelsraume, finden wir das

Gesetz viel vollkommener bestätigt als in dem beschränkten Gebiete unserer physikalischen Laboratorien. Aus dem genannten Erfahrungssatz verstehen wir sofort folgenden Versuch: (Fig. 3)

Es wird ein Glas zum Teil mit Wasser gefüllt und an einer Schnur befestigt. Bewegt man das Glas im Kreise herum, so fliefst das Wasser nicht aus, denn das Wasser will immer in gerader Linie also vom Kreise fortfliegen, es wird also gegen das Glas drücken, statt aus dem Glase auszulaufen. Es wird dadurch aber auch meine Hand von dem Glase gewissermafsen fortzuziehen gesucht und dadurch die Schnur gespannt. Es mufs, wie man sagt, eine nach dem Zentrum der Kreisbewegung gerichtete Kraft da sein, die zentripetale Kraft, und diese Kraft wird umso stärker sein müssen, je rascher die Drehung erfolgt und je gröfser der Radius des Kreises ist; die mathematische Verfolgung der Bewegung zeigt, dafs die Kugel eine Beschleunigung nach dem Kreismittelpunkte zu erhalten mufs, die proportional mit dem Quadrat der Geschwindigkeit und umgekehrt proportional dem Kreisradius ist, wenn anders sie nicht vom Kreis weg- und in gerader Linie fortfliegen soll.

4. Verstehen wir jetzt vielleicht, warum die Planeten sich ungefähr auf kreisförmigen Bahnen um die Sonne bewegen? Wenn jeder Planet durch eine Kraft von der Sonne angezogen wird, wenn gewissermafsen etwas zwischen Sonne und Planeten wirkt, wie unsere Schnur, so dafs die Hand die Sonne, das Glasgefäfs mit Wasser den Planeten und die Spannung in der Schnur die Kraft veranschaulichen, die wir freilich nicht direkt sinnlich wahrnehmen können, die aber vorhanden ist, dann wäre uns die Bewegung so verständlich wie die des Glases Wasser. Wäre keine Kraft vorhanden, welche Planeten und Sonne gewissermafsen an einander bindet, so würden die Planeten nach dem Trägheitsgesetze in geraden Bahnen, der eine dahin, der andere dorthin sich bewegen und würden ohne Zusammenstofs nie wieder in ihre alte Lage zurückkehren. Der Engländer Newton (1642 bis 1726) hat zuerst die Vermutung ausgesprochen, dafs in der Tat eine solche Kraft zwischen Sonne und Erde vorhanden ist; ja, dafs sie überhaupt immer zwischen zwei materiellen Körpern auftritt; es hat dann Cavendish (1798) durch den Versuch gezeigt, dafs in der Tat zwei Körper sich stets anziehen, ohne dafs man besonderes an ihnen wahrnimmt. Zwei 10-Kilostücke, deren Mittelpunkte 10 cm von einander entfernt sind, suchen sich mit einer Kraft zu nähern, welche dem Gewicht von ca. $^{7}/_{1000}$ mmg entspricht. Das ist eine recht kleine Gröfse: kein Wunder, dafs wir sie ohne besonderes Studium gar nicht bemerken, weil die Reibung auf dem Tische unvergleichlich viel gröfser ist; ein 1000-Kilostück würde das 10-Kilostück bereits mit 7 mg Gewicht anziehen und ein 1000-Kilostück ein anderes 1000-Kilostück mit 7000 mmg Gewicht, das wäre schon 7 g — falls die Entfernung der Mittelpunkte in allen Fällen 10 cm bliebe.

Sonne und Planeten sind trotz der grofsen Entfernungen von einander durch Kräfte an einander gehalten, welche ausreichen, um die Planeten vom Abgehen von der elliptischen Bahn abzuhalten, weil

die Planeten und namentlich die Sonne so ungeheure Gröfse haben. Die Kraft, von welcher wir hier reden, heifst in der Physik die allgemeine Gravitationskraft. Gravitationskraft heifst auf deutsch Schwerkraft, d. i. die Kraft, welche die Körper auf der Erde schwer oder leicht erscheinen läfst. Wir werden sogleich sehen, dafs in der Tat die Schwerkraft ein spezieller Fall der allgemeinen Körperanziehung oder Gravitationskraft sein mufs, wenn unsere Vermutung, dafs eine solche existiert, sich als richtig erweisen soll. Die Erde mufs doch ein Kilostück ebenso gewifs anziehen wie ein Kilostück ein anderes, da die Erde aus demselben Material besteht wie die anderen Körper. Nun,

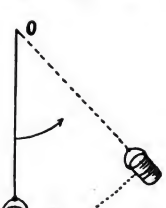


Fig. 3.

die tägliche Erfahrung zeigt uns, dafs Körper zur Erde fallen. Der Teller, der unserer Hand entgleitet und auf dem Boden wegen der Geschwindigkeit, die er beim Fallen erfährt, zerbricht, zeigt dies so gut wie der Regen, der zur Erde niederfällt. Auch das genauere Studium zeigt dasselbe. Wir wollen uns einmal genau ansehen, wie ein Körper frei fällt. Fig. 4 stellt eine berufste Glasplatte *DD* dar, welche mit einem dünnen Faden *R* aufgehängt ist. Wenn ich den Faden abbrenne, so fällt die Platte. Um zu sehen, wie sie fällt, lassen wir eine Stimmgabel, die angeschlagen wurde, damit ihre Zinken in vibrierende Bewegung geraten, auf der Platte Aufzeichnungen machen. An der einen Zinke ist ein dünnes, vorn gespitztes Stahlblechstreifchen oder noch besser ein Papierstreifchen befestigt, welches auf der berufsten Platte gerade aufliegt und in den Rufs eine Kurve einritzt; die andere Zinke ist eventuell mit einem gleich schweren Ballaststückchen zu versehen.

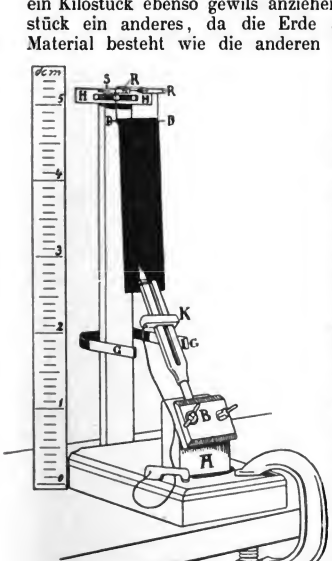


Fig. 4.

„Brennt [1]) man den Zwirnfaden ab, nachdem die Gabel in ausgiebige Schwingungen versetzt ist, so zeichnet sich auf der Platte die

[1]) Aus den „Neueren Versuchen zur Mechanik" des Verf. S. 3 ff.

Fig. 5.

Kurve auf, aus welcher das Wesentliche der gleichförmig beschleunigten Bewegung entnommen werden kann. Um die Gabel anzuregen, klemmt man mit einem passend geformten Holzstück *K* die Zinken zusammen und schlägt mit dem Finger diese Holzklemme plötzlich und kräftig, senkrecht zur Zinkenebene, los, wobei die am anderen Ende der Schnur befindliche und in der Hand gehaltene Holzklemme verhindert, dafs das Klemmstück wegfliegt; um Erschütterungen zu vermeiden, ist das ganze Gestell mit Schraubzwinge auf dem Tische zu befestigen; um die gefallene Platte zu schützen, liegt auf dem Fundamentbrett ein Stück Filz und ist am Vertikalträger das Gabelstück *GG* angebracht, welches ein seitliches Abspringen der Platte verhindert. Um sofort weitere Kurven sich aufzeichnen zu lassen, verschiebt man den Blechstreifen *HH* um je 1 cm."

Fig. 5 zeigt das Resultat einiger Aufzeichnungen. Da die Zeit zwischen zwei gröfsten Ausschlägen nach derselben Seite zu für die Stimmgabel konstant ist, so läfst sich aus der Kurve sofort entnehmen, wie sich die Bewegung der fallenden Platte mit der Zeit ändert. Man fixiert zu diesem Zwecke die Rufsschicht, indem man mittelst eines — nicht zu engen — Zerstäubers, wie sie an Inhalationsapparaten verwendet werden, eine Lösung von braunem Schellack in absolutem Alkohol auf die Platte stiebt und eine Minute wartet, damit der Über-

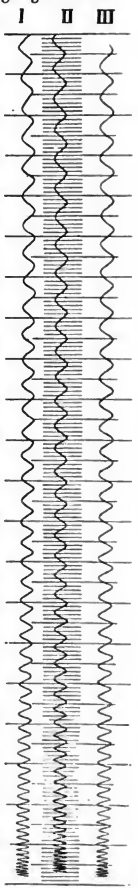


Fig. 6.

zug trocknet. Dann legt man eine — in der Fig. 6 eingezeichnete — mm-Teilung auf die Schichtseite und nimmt die Ausmessung vor. Es hat keine Schwierigkeit, die Kurven mit aufgelegten Glasskalen zu projizieren; wenn die Rufsschicht nicht zu dick ist, kommt die mm-Teilung auf dem Schirme gut zum Vorschein und es ergibt sich ein Bild wie Fig. 6, das die Photographie der Platte mit aufgelegter mm-Teilung vorstellt; es zeigt die Figur eine Platte, auf welcher 3 Versuche verzeichnet sind, damit man sieht, wie regelmäfsig das Experiment verläuft.

Von der Sicherheit, mit welcher der Versuch gelingt, gibt die folgende Tabelle ein Bild, in welcher die aus den drei verschiedenen Kurven der Fig. 6 entnommenen Fallräume eingetragen sind.

Tabelle.

Anzahl der Vollschwingungen	Von der Platte durchfallene Strecke		
	Kurve I	Kurve II	Kurve III
5	2.4 mm	2.3 mm	2.2 mm
10	10 „	9.5 „	9.7 „
15	20.5 „	20.0 „	20.2 „
20	35.0 „	34.0 „	34.5 „
25	53.2 „	52.0 „	52.5 „
30	75.0 „	73.7 „	74.5 „
35	101.0 „	99.5 „	100.6 „
40	130.6 „	129 „	130.0 „
45	164 „	161.5 „	163 „
50	200 (?)	197.5 (?)	198.5 (?)

Aus diesen durch Beobachtung gewonnenen Zahlen läfst sich sofort berechnen, dafs bei der vorgeführten Fallbewegung die durchschnittliche Geschwindigkeit fortwährend zunimmt und zwar so, dafs die Zunahme der durchschnittlichen Geschwindigkeit pro Zeiteinheit konstant bleibt. In der folgenden aus Kurve I abgeleiteten Tabelle kommt dies zum Ausdruck; wählt man als Zeiteinheit die Dauer einer Vollschwingung, so ist es nicht nötig, diese Schwingungsdauer selbst zu kennen; will man sie ermitteln — sie ist $\frac{1}{256}$ Sekunde —, so kann man sie nach einer bekannten Methode bestimmen, etwa indem man mit der Hand die angeregte Gabel über ein berufstes Blech führt und ein Sekundenpendel, das leicht aus einem dünnen Draht und einer Bleikugel hergestellt werden kann, den Primärstrom eines Induktoriums schliefsen und öffnen läfst; die entsprechenden Sekundärspulentladungen, die durch Stimmgabel und Blech geleitet werden, liefern im Rufs deutlich erkennbare Marken.

Tabelle.

Volle Schwingungsdauer der Stimmgabel $\tau = \frac{1}{256}$ sec; Längen in mm.

Fallzeit	Fallraum	Weg $s_1 s_2 s_3 \ldots$ in dem 1. 2. 3. ... Intervall 3τ	Durchschnittl. Weg pro τ sec $v'_n = \frac{s^n}{3}$ etc. (Geschw. pro τ)	Durchschnittl. Geschwindigkeit v_n in mm pro sec berechnet	Zuwachs der Geschwindigkeit pro 3τ sec
0	0			0	0
$1 \times 3\tau$	2.0				
		3.3	1.1$_0$	1.10×256	
$2 \times 3\tau$	5.3				0.40×256
		4.5	1.5$_0$	1.50×256	
$3 \times 3\tau$	9.8				0.50×256
		6.0	2.0$_0$	2.00×256	
$4 \times 3\tau$	15.8				0.40×256
		7.2	2.4$_0$	2.40×256	
$5 \times 3\tau$	23.0				0.50×256
		8.7	2.9$_0$	2.90×256	
$6 \times 3\tau$	31.7				0.40×256
		9.9	3.3$_0$	3.30×256	
$7 \times 3\tau$	41.6				0.50×256
		11.4	3.8$_0$	3.80×256	
$8 \times 3\tau$	53.0				0.47×256
		12.8	4.2$_7$	4.27×256	
$9 \times 3\tau$	65.8				0.46×256
		14.2	4.7$_3$	4.73×256	
$10 \times 3\tau$	80.0				0.40×256
		15.4	5.1$_3$	5.13×256	
$11 \times 3\tau$	95.4				0.50×256
		16.9	5.6$_3$	5.63×256	
$12 \times 3\tau$	112.3				0.47×256
		18.3	6.1$_0$	6.10×256	
$13 \times 3\tau$	130.6				0.43×256
		19.6	6.5$_3$	6.53×256	
$14 \times 3\tau$	150.2				0.40×256
		20.8	6.9$_3$	6.93×256	
$15 \times 3\tau$	171.0				0.40×256
		22.0	7.3$_3$	7.33×256	
$16 \times 3\tau$	193.0				

Mittelwert $0.44_2 \times 256 \frac{\text{mm}}{\text{sec}}$ pro 3τ Sekunden.

Also beträgt der Zuwachs der durchschnittlichen Geschwindigkeit v_n, welcher sich nach je 3τ Sekunden ergibt $0.44_2 \times 256 \frac{\text{mm}}{\text{sec}}$

und bleibt konstant, wie die Tabelle zeigt; pro 1 Sekunde ergäbe sich ein Geschwindigkeitszuwachs:

$$g = \frac{0.44_2 \times 256}{3\,\pi} = \frac{0.44_2 \times 256^2}{3} = 0.147 \times 256^2 = 96.5 \times 100 \frac{\text{mm}}{\text{sec}^2}$$

$$= 965 \frac{\text{cm}}{\text{sec}^2}.$$

Es würde diese Zahl etwas gröfser ausfallen, wenn die Versuche oft wiederholt und dabei die Reibung der Schreibspitze auf dem Rufse und der Luftwiderstand, welchen die fallende Platte erfährt, völlig vermieden oder in Rechnung gezogen würden. Der beste, zum Teil nach andern Methoden — aus Pendelbeobachtungen — bisher ermittelte Wert ist:

$g = 980.6 \frac{\text{cm}}{\text{sec}^2}$ für einen unter 45° geogr. Breite liegenden Ort.

Man nennt diese Gröfse die „Beschleunigung des freien Falles auf der Erde" oder kurzweg „Fallbeschleunigung". Die Benennung ist berechtigt; denn erfahrungsgemäfs bleibt die Fallbeschleunigung für alle Körper gleich grofs, einerlei aus welchem Stoffe der frei fallende Körper besteht oder welche Form und Gröfse oder welchen Aggregatzustand und welche Temperatur etc. derselbe hat, solange man den Fall frei d. h. ohne störende Nebenumstände wie Reibungen und Luftwiderstand vor sich gehen lassen kann und andere als rein senkrechte Bewegungen der Teilchen des Körpers nicht auftreten.

Mittelst des Apparates der Figur 4 läfst sich diese Tatsache demonstrieren, indem man statt der Glasplatte eine Messingplatte fallen läfst oder auf die Glasplatte Messing- oder Bleigewichte aufklebt; Fig. 5 zeigt Kurven, die erhalten wurden, indem die Glasplatte ohne weitere Beschwerung oder mit 50 gr oder 100 gr Messing belastet fallen gelassen wurde.

Es bestätigt sich somit die Vermutung, dafs alle Körper und auch wir zur Erde wie durch eine Anziehungskraft hingezogen werden; die äufserlich wahrnehmbare Wirkung ist die Beschleunigung der Bewegung; da sie konstant bleibt, nennen wir die Bewegung gleichförmig beschleunigt und denken uns die Kraft während der Bewegung mit konstanter Gröfse wirksam. Wie wir ein genaues Mafs für dieselben einführen können, werden wir sogleich erfahren.

Nicht unerwähnt darf an dieser Stelle bleiben, dafs es nach Untersuchungen von Landolt[1]) und Heydweiller[2]) in Deutschland und Joly[3]) in Irland scheint, als ändere sich die Fallbeschleunigung

[1]) H. Landolt, Ztschr. für physik. Chemie 12 p. 1. 1893; Naturw. Rundschau 17. S. 218. 1902.

[2]) A. Heydweiller, Drude's Annalen der Physik 5. p. 394—420. 1900; Physikal. Ztschr. 3. S. 425—426. S. 527. 1902.

[3]) J. Joly, Nature 67. S. 262. 1903.

doch, wenn auch nur in sehr geringem Mafse, mit der chemischen Konstitution; allein es kann zur Zeit über diese hochwichtige Frage noch kein definitives Urteil gefällt werden.

5. Aktio und Reaktio. Wir haben eben von den zur Erde fallenden Körpern gesprochen. Was geschieht aber mit der Erde? Sollte diese nicht auch irgendwie in Frage zu ziehen sein, nachdem wir annehmen, dafs die Anziehung zwischen Erde und Platte spielt? Freilich dürfen wir die Erde nicht aufser Betracht lassen. Aber wir haben hier eine grofse Ungleichheit, was die Masse anbelangt. Die Platte ist nur ein kleines Ding gegenüber der Riesin Erde. Wir

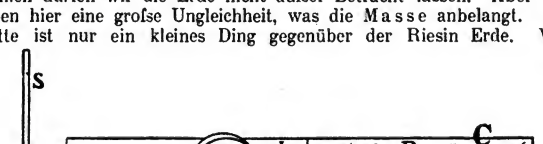


Fig. 7.

wollen (Fig. 7) eine schwere Zinkwalze A durch eine Spiralfeder verbinden mit einer leichten Rolle B; die Spiralfeder soll jetzt die gegenseitige Anziehung hervorbringen.

Spannen wir die Feder, indem wir A und B an die Stellen 0 u. 6 der Skala bringen, lassen wir beide im selben Momente frei dem Zuge der Feder folgen, so sehen wir, dafs die Zinkwalze nur wenig vom Platze geht, während die kleine Rolle einen grofsen Weg zurücklegt. Also: der massigere, gröfsere Körper wird durch dieselbe Einwirkung langsamer in Bewegung gesetzt als der kleinere, leichtere. Etwas bewegt wird er aber doch und so ist es immer. Wenn zwei Körper miteinander in Wechselwirkung treten, so müssen beide eine Veränderung erfahren.

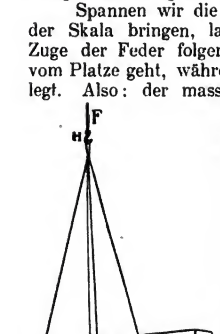


Fig. 8.

Ein zweites Beispiel biete ein kleiner Elektromotor. Es bewegt sich in ihm ein drehbarer Teil, der sogenannte Anker A, gegen einen feststehenden Teil, den Magneten M. Diese beiden Teile wirken wechselseitig aufeinander, wenn man dem Elektromotor einen elektrischen Strom zuführt. Wir hängen den Motor an ungedrillter Seide F auf, (Fig. 8) so dafs beide Teile freies Spiel haben und nicht der eine, der Magnet, durch den Tisch daran gehindert wird sich zu bewegen. Beschickt man den Motor jetzt mit Strom, so rotiert der Anker im einen Sinne, der Magnet im entgegengesetzten Sinne, d. h. die Wirkung der magnetischen Kraft äufsert sich an den beiden Systemen, durch deren Vermittelung

sie zustande kommt und zwar so, dafs sie an beiden entgegengesetzt gerichtete Bewegungen hervorruft.

Die Eisenbahn, ein Hauptmittel, um uns in Bewegung zu versetzen, mufs uns dasselbe lehren können! Es kann der Eisenbahnwagen nur dadurch vorwärts kommen, dafs seine Räder gegen die Schienen drücken und dafs zwischen Rädern und Schienen Reibung besteht. Es wird also zwischen Schienen und Wagenrädern ein Druck bestehen, dieser drückt die Schienen nach rückwärts, den Wagen nach vorwärts und deswegen geraten sowohl die Schienen als der Wagen in Bewegung, wenn man die Schienen nicht fest mit der Erde verbunden hat.

Machen wir (Fig. 9) das Geleise einer elektrischen Modelleisenbahn *W* (bezogen vom Spielzeugfabrikanten Konrad Klein, Nürnberg, Mohrentor, zu 18 Mk. incl. Batterie), die auf einem Holzringe *SS* mittelst zweier Metallschienen $S^1 S^2$ läuft, leicht um einen Mittelpunkt drehbar, so setzen sich Bahnkörper und Eisenbahn in entgegengesetztem Sinne in Bewegung, wenn Strom zugeführt wird. Damit der Effekt sehr augenfällig wird, mufs der Holzring ziemlich leicht und der Wagen verhältnismäfsig schwer gemacht werden; das Bleistück *B* dient zum Beschweren des Wagens. Der Geleisering ist auf ein Velozipedpedal *V* (Wandererfabrikat) montiert, indem quer über den Holzring auf der Unterseite ein schmales Holzbrett

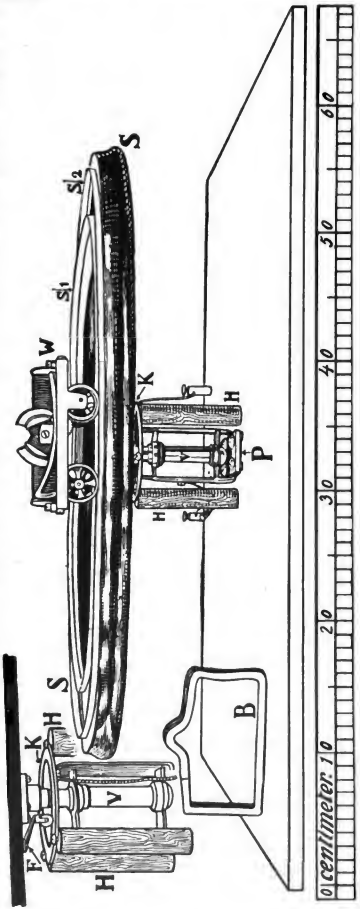


Fig. 9.

geschraubt und auf diesem in der Mitte eine Messingmutter befestigt ist, in welche der Pedalkonus eingeschraubt werden kann. Das Pedal selbst ist mit Hilfe der Platte *P* und von 4 Schrauben auf das Grund- (= Reifs-) Brett aufgeklemmt. Die Stromzuführung erfolgt zur einen Schiene durch das Pedal, zur andern durch einen isolierten Messingring *K* (Fig. 9, links) und eine durch Feder *F* angedrückte Rolle.

Die drei letzten Versuche sollen ein zweites, ganz allgemeines durch die Erfahrung gegebenes Prinzip vor Augen führen: das Prinzip von Aktion und Reaktion oder von Wirkung und Gegenwirkung. Wir können es so aussprechen: wenn zwei Körper aufeinander eine Wirkung ausüben, so äufsert sich diese an jedem von ihnen und zwar ist die Wirkung auf den einen Körper entgegengesetzt gerichtet wie die auf den andern. Die Gröfse der Wirkung auf den einen Körper setzen wir gleich der Gegenwirkung auf den andern.

Wenn wir die Wechselwirkung durch eine Art Spiralfeder uns anschaulich machen, die zwei Körper (Fig. 7) verbindet, so ist klar, dafs die Spiralfeder beide Körper gleich stark ziehen wird, nur nach entgegengesetzten Richtungen. Im Falle des Elektromotors (Fig. 8) mufs in dem Medium, das die magnetische Wirkung vermittelt, eine Art Spannungszustand wie in der Spiralfeder gedacht werden.

6. Der Massenbegriff. Warum bewegen sich die beiden Walzen, wenn die eine grofs und die andere kleiner ist, verschieden? Das ist die Frage, die sich sofort beim obigen Versuch aufdrängen mufs und die in der Tat eine gewichtige in der Mechanik ist; wir können sie aber nicht so einfach beantworten. Wären die beiden Körper aus gleichem Material, so würde es uns ja nicht wundern, wenn der gröfsere Körper sich langsamer bewegt als der kleinere; denn im Leben sehen wir täglich, dafs gröfsere Körper träger sind als kleinere; aber das Merkwürdige ist, dafs Körper aus verschiedenem Stoff, von verschiedener Form, Gröfse und Temperatur durch eine bestimmte Bewegungsursache in die gleiche Bewegung versetzt werden.

Nehmen wir (Fig. 7) eine Walze aus Holz, eine aus Blei und eine aus Messing; die Formen seien recht verschieden und ebenso das Material, nur mögen sie gleiches Gewicht haben. Wir spannen die Feder und lassen die Walzen frei: so sehen wir, die Körper treffen sich genau in der Mitte. Bei genauerem Zusehen finden wir, dafs die Körper die gleiche Bewegung machen, namentlich, wenn wir die Drehung der Walzen ganz verhindern könnten. Was ist nun das, was die Körper veranlafst, sich so gleich zu verhalten in bezug auf das „In-bewegunggesetztwerden". Die Farbe ist es nicht. Der Stoff ist es auch nicht. Wir finden überhaupt äufserlich nichts, was sie gleich haben; wir müssen uns daher damit begnügen zu konstatieren, dafs eine Eigenschaft allen diesen Körpern gemein ist und wollen, solange wir einen inneren Grund nicht finden können, wenigstens einen Namen einführen: wir wollen sagen, die Körper haben gleiche Masse oder haben dieselbe Trägheit. Die grofse Zinkwalze und die kleine Bleiwalze, werden wir dann folgerichtig sagen, haben verschiedene Masse

oder verschiedene Trägheit, nachdem wir sahen, dafs sie durch dieselbe Bewegungsursache in verschiedene Bewegung gesetzt werden. Wir wollen aber noch genauere Angaben machen um zahlenmäfsige Unterscheidungen treffen zu können: wir wollen jedem Körper eine bestimmte Zahl zuweisen, durch die wir angeben, wie träge er ist, d. h. wie leicht er in Bewegung gesetzt werden kann. Und diese Zahl wollen wir Massenzahl nennen oder kurzweg Masse. Am richtigsten geschähe dies so, wie die Entwicklung der Mechanik gezeigt hat, dafs man einen Körper, dessen Massenzahl wir bestimmen wollen, einer und derselben äufseren Einwirkung unterwirft und diese Einwirkung konstant sein läfst, also etwa eine konstant gespannt erhaltene Feder nimmt: es wird dann wie bei der freifallenden Platte der Körper in Bewegung kommen, und seine Geschwindigkeit wird im selben Mafse wachsen wie die Zeit, die er sich bewegt hat. Er wird eine gleichförmig beschleunigte Bewegung ausführen. Wir nehmen irgend einen Körper, z. B. einen ccm Wasser im Zustand seiner gröfsten Dichte, das wir etwa erst zu Eis gefrieren lassen, damit wir mit ihm leichter Versuche anstellen können; mit diesem wollen wir alle Körper vergleichen und wollen sagen: die Masse dieses Formalkörpers wollen wir die Masse 1 nennen, etwa 1 g[1]); es erfahre durch eine bestimmte Einwirkung, etwa eine bestimmte, immer gleich stark erhaltene Spiralfeder einen immer gleich starken Antrieb, oder wie wir gleich sagen wollen, eine gleich starke Kraft und wir sehen zu, welchen Geschwindigkeitszuwachs es in der Sekunde erfährt, vielleicht 10 m in der Sekunde; dann nehmen wir einen anderen Körper, dessen Massenzahl wir bestimmen wollen, lassen auf diesen dieselbe Feder d. h. dieselbe Kraft wirken und sehen zu, welche Beschleunigung er jetzt erfährt. Ist seine Beschleunigung nur etwa $^1/_2$mal so grofs wie die des Stückes Eis war, so sagen wir, seine Masse sei 2 g, das heifst nichts weiter als zweimal so grofs als die des Eisstückes. Ist die Beschleunigung nur ein Drittel, so sagt man, seine Masse sei 3 g. Allgemein führt man als Definition ein: die Massenzahl eines Körpers soll gegeben sein durch das Verhältnis der Beschleunigungen, welche ein und dieselbe konstante Kraft an dem Körper (b) und an 1 gr-Stück (bo) hervorbringt. $m/1 = b_0/b$

Um die Gröfse der Kraft zahlenmäfsig festzusetzen, wird man dann am einfachsten den Wert angeben, den wir erhalten, wenn wir die Beschleunigung b mit der Massenzahl m multiplizieren.

$$m \cdot b = 1 \cdot b_0$$

würden wir als Kraft definieren, die in dem betreffenden Falle gewirkt hat. Diese Definition ist, wie die Erfahrung lehrte, zweckmäfsig; sie führt auch zu keinem Widerspruch mit unserer direkten Vorstellung von „Kraft"; denn wenn wir an demselben Körper verschiedene Kräfte wirken lassen (eine, zwei oder mehr Spiralfedern),

[1]) Um Verwechselungen auszuschliefsen, sagt man besser g = Masse, da man oft 1 g = Stück nimmt, um die von der Erde auf dasselbe ausgeübte Kraft, sein „Gewicht", als Mafs für Kräfte zu verwenden; in diesem Falle würde g = Gewicht der richtige Name für das Vergleichsstück ccm Wasser sein.

so zeigt sich in der Tat eine Beschleunigung, die im gleichen Maſse wächst wie die Kraft. Wo wir gleiche konstante Kräfte wirken haben, ist immer das Produkt mb gleich.

7. Man wird fragen, wozu denn diese Klügelei, wozu diese Namen und Einführungen? Der Grund ist der: Hat man diese Begriffe eingeführt, die eigentlich nichts weiter sind als recht klare und bestimmte Bezeichnungen dessen, was wir beobachten können, so gelingt es uns in der Tat, alle rein mechanischen Bewegungen, auch die komplizierteren, uns zurechtzulegen und — das ist die Hauptsache — zu berechnen. Die Berechnung der Bewegung der Himmelskörper und zahlloser Mechanismen, welche Menschenkunst erdacht hat, läſst sich mit den angeführten Erfahrungssätzen dem Beharrungsgesetz, dem Gesetz von Wirkung und Gegenwirkung und dem Begriffe der Masse und Kraft, wie wir sie eingeführt haben, und dem sogleich eingehender zu besprechenden Satze von der Unabhängigkeit der Bewegungen (Parallelogramm der Kräfte) bewerkstelligen. Manches Spielzeug erklärt sich durch sie in einfacher Weise, z. B. die Pariser Spielzeuge, durch welche das Gehen eines Menschen nachgeahmt wird und welche zumeist darauf beruhen, daſs Füſse, mit Blei beschwert, und der Oberkörper durch eine Feder und Uhrwerk periodisch gegeneinander verdreht werden. Auf einem glatten Tisch gleiten dann nach dem Trägheitsgesetze die Füſse immer ein Stück Weges vorwärts, wenn die durch das Uhrwerk veranlaſste Drehung des Oberkörpers eben vor der Umkehr steht.

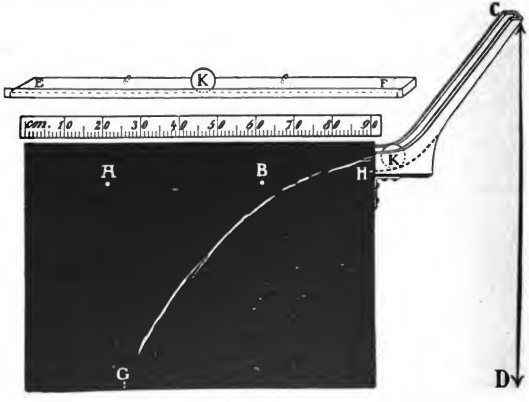


Fig. 10.

8. Der Satz von der Unabhängigkeit der Bewegungen ist der Erfahrungssatz, welcher uns sagt, wie sich ein Körper

bewegt, der gleichzeitig verschiedene Bewegungen ausführen soll. Nehmen wir ein berufstes Reisbrett (Fig. 10) und lassen eine Kugel fallen, die erst ein Stück weit in einer Rinne *CK* geführt wird in *H* aber frei sich weiter bewegen kann: wegen der Schwerkraft wird die Kugel da, wo sie die Bahn verläfst, in *H*, nach abwärts fallen, wegen der Bewegung auf der Rinne wird sie im Punkte *H* eine horizontale Geschwindigkeit haben und nach dem Trägheitsgesetze mit dieser horizontal sich weiterbewegen. Die Erfahrung zeigt, dafs die Kugel beide Aufgaben zu erfüllen sucht; sie fällt um das Stück *DG* und kommt vorwärts um das Stück *HG*. Natürlich mufs sie dann nach *E* kommen; mathematisch gesprochen heifst das: sie ist im vierten Eckpunkt des Parallelogramms, welches aus den Wegen, die die Kugel unter Einflufs der einzelnen Wirkungen zu machen hätte, konstruiert werden kann. Die aus zwei Beschleunigungen resultierende Bewegung kann in gleicher Weise durch die Parallelogrammkonstruktion als Diagonale zu dem aus den Einzelbeschleunigungen konstruierbaren Parallelogramm gefunden werden, da die Beschleunigungen durch die Wege bestimmt sind. Natürlich werden die resultierenden Kräfte, da sie aus den Beschleunigungen definiert sind, gleichfalls durch die Parallelogrammkonstruktion gefunden.

9. Haben wir mechanische Vorgänge, blofs unter Benützung der Begriffe von Masse und Kraft und der Erfahrungssätze des Beharrungsvermögens, der Gleichheit von Wirkung und Gegenwirkung und des Parallelogramms der Wege uns verständlich gemacht und zahlenmäfsig richtig bestimmt, so sagen wir Physiker, der Vorgang sei mechanisch erklärt; erklären heifst für den Naturforscher nichts weiter als Zurückführen komplizierterer Vorgänge auf einfachere Vorgänge und Begriffe. Ob die angeführten Begriffe die einfachsten sind, wissen wir nicht. Zu verschiedenen Zeiten wird dies verschieden sein. Man hat schon vermutet, dafs deswegen Körper aus verschiedenen Stoffen gleiche Trägheit, d. h. gleiche Masse besitzen können, weil alle Stoffe, auch die scheinbar verschiedenartigsten, aus einem und demselben Urstoff zusammengesetzt seien; es würden damit auch die Atome der verschiedenen Körper aus einem und demselben Urstoff aufgebaut zu denken sein; es würden die Urstoffteilchen oder „Corpuskeln", wie sie der englische Physiker J. J. Thomson nennt, nur verschieden gruppiert zu sein brauchen, um nach aufsen hin chemisch verschiedenartig zu wirken. Aber diese Anschauung ist noch nicht genügend sicher gestellt und bisher noch nicht genügend zahlenmäfsig prüfbar gewesen. Solange dies aber nicht geschehen kann, ist diese Anschauung von nicht allzu grofsem Werte. Sie ist nicht mehr als eine Ansicht oder „Arbeitshypothese", aber noch keine gestützte Erklärung.

Die Naturvorgänge überhaupt mechanisch erklären, würde heifsen, alles, was wir sehen, durch mechanische Vorgänge verständlich und vorstellbar machen. Den Druck, den ein Gas, das etwa in einen Ballon eingeschlossen ist, ausübt, kann man sich z. B. rein

mechanisch erklären, indem man annimmt, dafs das Gas aus einzelnen kleinsten Teilchen sog. Molekülen besteht und diese mit grofser Geschwindigkeit bis zu 1000 und mehr m in der Sekunde in dem Raume herumfliegen, in den sie eingesperrt sind. Der Druck, den sie auf die Gefäfswand ausüben, würde einfach dem Druck entsprechen, den auch eine bewegte Flintenkugel auf eine Wand ausübt, auf die sie stöfst.

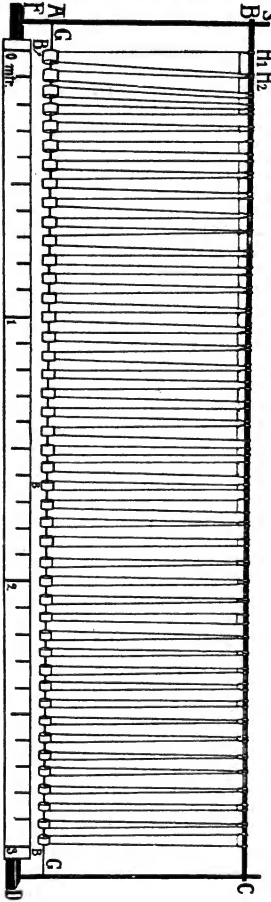


Fig. 11.

Die Übertragung des Lichtes von der Sonne zu uns und zu unserem Auge hat man sich so zurecht gelegt, als wäre zwischen der Sonne und dem Auge ein sehr feiner leicht beweglicher Stoff, der sogenannte Weltäther vorhanden; auf der Sonne denkt man sich Teilchen in lebhafter schwingender Bewegung, wie sie auch ein Pendel ausführt, und diese schwingende Bewegung denkt man sich durch den Äther hindurch ähnlich wie die Wellen auf einer Wasseroberfläche oder die Wellen in dem Modell der Fig. 11, das Bleikugeln *B* darstellt, welche auf einer Gummischnur *GG* aufgereiht und durch die Fäden *HB* horizontal gehalten werden, zu unserem Auge übertragen. Das Charakteristische einer solchen Wellenbewegung ist, dafs bei Bewegung eines Teilchens aus der Gleichgewichtslage (etwa ⊥ zur Papierebene) die Nachbarteilchen zu gleichen Bewegungen veranlafst werden, alle Teilchen aber schliefslich in ihre alte Gleichgewichtslage zurückkehren, so dafs kein Massentransport, sondern nur Transport einer Bewegungsform stattfindet, also nur Bewegung vermittelt wird. Diese mechanische Erklärung der Fortpflanzung des Lichtes ist bis in die neueste Zeit hinein mafsgebend gewesen und sehr genau mathematisch in ihren Einzelheiten verfolgt worden. In ähnlicher Weise denkt man sich, werden die Störungen, welche das elektrische Funkenspiel in demselben Medium Weltäther hervor-

ruft, an entferntere Punkte weitergetragen. Die drahtlose Telegraphie macht Gebrauch von der Fortpflanzung dieser Störungen und vielleicht wird man durch die Versuche mit drahtloser Telegraphie auch über die Art der Ausbreitung solcher elektrischer Störungen, die von unserem Landsmanne, dem so früh verstorbenen Heinrich Hertz zum ersten Mal im Jahre 1883 untersucht wurden, erfahren.

Über das, was in einer Flamme vor sich geht, hat schon der römische Dichter Lukrez eine Ansicht ausgesprochen und gedacht, es seien in der Flamme kleine Teilchen in lebhafter Bewegung und die Flamme sei umso heifser, je lebhafter die Bewegung dieser kleinsten Teilchen sei. Es hat sich damit Lukrez bereits über die Flamme etwas ähnliches gedacht wie wir oben unter einem Gase, indem wir auch rasch bewegte Moleküle annahmen, die den Druck des Gases hervorbringen sollten. Einen tatsächlichen Wert erhielt diese Ansicht erst in neuerer Zeit dadurch, dafs man quantitative Schlüsse über die Gröfse der Teilchen und ihre Geschwindigkeit ziehen und prüfen konnte. Auch einen festen und flüssigen Körper kann man sich aus kleinsten Teilchen, sog. Molekülen bestehend, denken, die nicht in voller Ruhe sind, sondern um bestimmte Lagen hin- und herpendeln und herumrotieren. Führt man einem Körper Wärme zu, so würde das nichts anderes bedeuten, als dafs man diese Bewegung lebhafter mache. Das, was wir als Wärme empfinden, wäre hiernach nichts weiter als eine lebhafte Bewegung der kleinsten, auch mit dem stärksten Mikroskope nicht mehr wahrnehmbaren Teilchen, der sog. Moleküle des Körpers.

Recht verständlich werden uns dadurch folgende Vorgänge: Erhitzt man einen festen Körper stärker und immer stärker, so wissen wir, dafs er schmilzt. Jeder Körper, selbst Stein kann geschmolzen werden, wenn man Temperatur und Druck passend wählt; so wird z. B. Kalziumkarbid, das wir in die Azetylenlaternen einfüllen, durch Zusammenschmelzen von Kohle und Kalk hergestellt; das Schmelzen tritt dann ein, wenn die kleinsten Teilchen des Körpers viel lebhafter und freier geworden sind als solange der Körper fest ist. Bei noch weiterem Erhitzen tritt Verdampfung ein, die wir beim siedenden Wasser ja so häufig beobachten können. In unserem mechanischen Bilde über die Konstitution der Materie ist dies so zu erklären: dafs in einer stark erhitzten Flüssigkeit die kleinsten Teilchen zum Teil so enorme Geschwindigkeit annehmen können, dafs einzelne von ihnen aus der Flüssigkeit herausschiefsen und in den darüber befindlichen Raum als Dampf fortfliegen. Dafs der Schall durch mechanische Veränderungen der Luft oder des zwischen Schallquelle und unserem Ohre befindliche Zwischenmedium fortgepflanzt wird, ist eine heutzutage allgemein bekannte Tatsache. Es geschieht diese Fortpflanzung einfach in der Weise, dafs bei der Bewegung der Stimmgabelzinken oder der Luft in einer tönenden Pfeife in der Umgebung kleine Druckschwankungen der Luft hervorgerufen werden, die sich einfach in dieser Luft weiter fortverbreiten und schliefslich das Trommelfell unseres Ohres in Schwingung versetzen, die in unserem Bewufstsein die sogenannte Schallempfindung auslösen.

10. Aber wir kennen auch physikalische Erscheinungen, die wir noch nicht, ohne in Widersprüche zu geraten, auf rein mechanische Vorgänge zurückführen können, d. h. unter dem Bilde mechanischer Vorgänge blofs unter Benützung der in 9 genannten Begriffe und Sätze uns deuten können. Als Beispiel will ich eine Wirkung des elektrischen Stromes anführen. Zwar eine Eigenschaft des elektrischen Stromes, nämlich aus einer Salzlösung ein Metall abzuscheiden, wie das in der Galvanoplastik geschieht, wäre noch mechanisch verständlich. Wir stellen einen solchen Metallüberzug etwa her, indem wir in Kupfervitriol 2 Platten eintauchen, eine Kupferplatte und eine Platinplatte. Wenn der elektrische Strom durch die Kupferplatte in die Vitriollösung eingeleitet und durch das Platinblech herausgeleitet wird, so schlägt sich an der Platinplatte Kupfer nieder; gleichzeitig wird von der Kupferplatte Kupfer aufgelöst und es sieht so aus, als ob die Elektrizität durch die Flüssigkeit transportiert würde, indem sie mit den Kupferteilchen wandert, welche an dem Platinblech ausgeschieden werden. In der Tat ist dieses Bild durchaus zulässig, wie die eingehende Verfolgung des Gedankens zeigt, und wir hätten damit eine mechanische Erklärung der Elektrolyse. Allein eine andere wichtige Wirkung des elektrischen Stromes können wir uns nicht mehr mechanisch einfach zurechtlegen, nämlich die, eine Magnetnadel abzulenken, welche sich in der Nähe des den elektrischen Strom führenden Drahtes befindet.

Diese Erscheinung und noch gar manche andere, etwa die Lichterscheinungen, welche Entladung der Elektrizität durch Gase hervorbringt, kann man sich noch nicht auf einfache Weise ganz einwandfrei mechanisch erklären. Könnte man auch diese und die anderen Erscheinungen, die ich nicht alle anführen will, auf rein mechanische Wirkungen zurückführen, so wären die Vorgänge, welche der Physiker studiert, und welche sich an der leblosen Materie abspielen, mechanisch erklärt. Die Erklärungen könnten im Laufe der Zeit noch verbessert werden, wenn die mechanischen Grundbegriffe und Grundgesetze, welche wir genannt haben, auf noch einfachere zurückgeführt werden könnten, d. h. wenn wir sie selbst wieder aus anderen, einfacheren Erscheinungen als der des Beharrungsvermögens, der Wirkung und Gegenwirkung usw. ableiten könnten. Es scheint dies aber wenig wahrscheinlich. Ja, es zweifeln heute wohl mehrere Physiker selbst daran, dafs es überhaupt einmal möglich sein wird alle Erscheinungen der unbelebten Natur auf mechanische Weise zu erklären.

11. Wie viel weniger wahrscheinlich aber mufs es dann sein, dafs wir die Vorgänge des Lebens, die Gesetze der Entwicklung der Pflanzen und Tiere, die Betätigungen der Seele und unsere Empfindungen je mechanisch werden erklären können. Glaube und Liebe, Hafs, Freude und Trauer, Mitleid und Furcht, Entstehung und Verlöschen des Lebens können wir uns nicht durch einfache mechanische Vorgänge deuten. Fast möchte ich sagen, glücklicherweise. Denn so ist der Mensch, der Leib und Seele hat, eben doch noch mehr als ein Mechanismus und mehr als eine Maschine. Zwar viele

Lebensbetätigungen, wie z. B. das Gehen, erfolgen mit derselben Regelmäfsigkeit, wie die Bewegungen einer Maschine und gehorchen denselben mechanischen Gesetzen, wie die Maschine aus Stahl und Eisen, und mit derselben Ausnahmslosigkeit. Aber die Äufserungen und Empfindungen des Göttlichen im Menschen, der Psyche, bleiben frei von den Gesetzen, die das Staubgeborne verfolgen mufs, dem keine freie Seele innewohnt. Sollen wir das bedauern? Würden uns die herrlichen Werke unseres Schiller und Goethe, die launischen, fröhlichen und traurigen Weisen eines Heine mehr ergreifen, wenn wir einen Mechanismus uns denken könnten, der sie entstehen liefs? Würden uns die Äufserungen und Empfindungen unserer Seele, die Anlage und Schicksale zur Auslösung bringen, eine höhere Weihe tragen, wenn wir sie mechanisch analysieren könnten? Könnten die Klage der Elsa, die Arie Sarastros, die aus der gemütvollen Seele Webers dringenden Akkorde im Freischütz mächtiger auf unsere Sinne wirken und die Gottesgabe Musik, welche die schönste und innerlichste, überall auf der Welt unmittelbar verständliche Seelensprache ist, uns tiefer rühren und mehr erfreuen, wenn wir nicht blofs wüfsten, dafs die mechanische Bewegung der Stimmbänder rein mechanisch durch die Luft zu unserem Ohre fortgepflanzt würden, sondern wenn wir auch einen Mechanismus uns denken könnten, nach dem diese mechanischen Eindrücke die Regungen unseres Herzens und Gemütes auslösen? Ich denke nein!

12. Und darum wollen wir nicht trauern, wenn die Versuche, die psychischen Vorgänge mechanisch zu erklären, bisher alle gescheitert sind; umso frischer und rastloser aber wollen wir daran arbeiten die physikalischen Naturvorgänge dadurch genauer kennen zu lernen, dafs wir uns soweit wie möglich mechanische Erklärungen und Vorstellungen zu bilden versuchen. Im Kampfe mit der Materie ist die mechanische Denkweise ein starker Helfershelfer, wenn sie auch auf geistigem Gebiete hilflos ist wie ein Kind. Die grofsen Fortschritte der Technik ruhen auf dem Fundament der Mechanik und wichtige Ideen und Forschungen sind aus dem Bedürfnis des Menschen hervorgegangen, sich die Vorgänge in der Natur so weit wie möglich mechanisch zu erklären.

Unverzagt wollen wir daran glauben, dafs auch in Zukunft durch unausgesetzte Versuche, unbekannte Erscheinungen durch die uns vertrautesten Vorgänge nämlich die der Mechanik zu erklären, der Menschheit noch mancher schöne Erfolg erkämpft werden kann, wenn auch unseres Altmeisters Goethe Wort ewig wahr bleiben wird: dafs „alles Vergängliche nur ein Gleichnis“ ist.

München. Dr. K. T. Fischer.

Das stereometrische Zeichnen in der 8. und 9. Gymnasialklasse.

In einem auf der 21. Generalversammlung des bayerischen Gymnasiallehrervereins in Regensburg am 13. April 1901 gehaltenen Vortrage, welcher in dem Doppelhefte V/VI 1901 dieser Zeitschrift zum Abdruck gelangt ist, habe ich Methoden besprochen, durch welche unsere Gymnasialschüler ohne Kenntnisse der Perspektive einige Sicherheit in der Herstellung korrekter stereometrischer Zeichnungen nach dem Prinzipe der Parallelprojektion gewinnen können. Bei Besprechung des genannten Themas hatte ich auch die schulmäfsige Zeichnung der Ellipse, welche in der Stereometrie als Grundfläche des Kegels und Zylinders, ferner als Kugelschnitt, sowie in der mathematischen Geographie als Schnitt der Himmelskugel häufig Darstellung findet, behandelt. Jeder Lehrer macht die Erfahrung, dafs trotz wiederholter Belehrung die Schüler immer wieder versuchen die Ellipse als Linse mit Ecken an den Endpunkten der grofsen Achse zu konstruieren. Allerdings verleitet sie hiezu die nachlässige und planlose Art, in welcher noch in manchen Lehrbüchern die diesbezüglichen Abbildungen hergestellt sind. — Aus Bequemlichkeitsrücksichten halte ich die Schüler an, sich Ellipsenschablonen mit den Achsen 4 cm/1 cm und 3 cm/0,75 cm aus Kartonpapier herzustellen, die allerdings geringe Dauerhaftigkeit besitzen und für die Anwendung der Reifsfeder unbrauchbar sind.

Die mechanische Werkstätte von Gebrüder Stärzl in München (Schraudolphstrasse 23) stellt solche Ellipsenschablonen in exakter Ausführung aus Messing — das Stück zu dem Preise von 20 Pfennigen — her, wodurch dieselben gröfsere Haltbarkeit aufweisen und zum Ausziehen mit der Reifsfeder benützt werden können. Auch andere Dimensionen können bei Bestellung vereinbart werden Diese Schablonen dürften als eine sehr zweckmäfsige Ergänzung jedes Reifszeuges zu empfehlen sein.

Für den Gebrauch an der Schultafel verwende ich eine eiserne Schablone, deren Achsen 40 cm und 10 cm sind; der Preis einer Ellipse von diesen Dimensionen stellt sich auf 5 M.

München. Ducrue.

Nochmals zum Kapitel Projektion.

Unter Bezugnahme auf den instruktiven Aufsatz über den Projektionsapparat und seine Verwendung zu pädagogischen Zwecken von Herrn H. Morin in den letzten Heften dieser Zeitschrift möchte ich, im übrigen mit den dort gegebenen Ausführungen ganz einverstanden, noch einiges aus eigner Erfahrung anfügen. Die grofse Bedeutung des Projektionsapparates für den geographischen, naturwissenschaftlichen und kunstgeschichtlichen Unterricht wird immer mehr erkannt und gewürdigt. Ein Umstand jedoch steht der allgemeinen Einführung

dieses wichtigen Lehrmittels mehr oder weniger hindernd im Wege: der Kostenpunkt. Will jemand einen Apparat mit guter optischer Ausstattung und entsprechender Beleuchtungsquelle nebst einer Anzahl wirkungsvoller Bilder von einer Firma beziehen, so darf er eine beträchtliche Ausgabe nicht scheuen, indem alle diese Artikel noch immer verhältnismäfsig hoch kommen. Diesem Übelstand kann begegnet werden durch Selbsthilfe und gegenseitige Hilfe. Erstere kommt zunächst in Betracht für die Beschaffung des Apparates. Da die für wissenschaftliche Zwecke dienenden Apparate sehr vorteilhaft mit einer sogenannten optischen Brücke zur Aufnahme des Mikroskops, eines Prismas oder einer Cüvette versehen werden, so empfiehlt es sich sehr die Herstellung selbst in die Hand zu nehmen, indem derartige Apparate nur zu hohen Preisen erhältlich sind. Die nötigen technischen Kenntnisse lassen sich den einschlägigen Kapiteln eines Werkes über Projektion entnehmen. Es sei hier verwiesen auf: Liesegang, Projektionskunst (Ed. Liesegangs Verlag, Leipzig, 6 Mk.) oder Hans Schmidt, Anleitung zur Projektion (Verl. v. Gust. Schmidt, Berlin, geh. 2,50 Mk.). Sodann ist ein Kondensor, am besten von 15 cm Durchmesser, der etwa 35 Mk. kostet, und ein Objektiv zu ungefähr demselben Preise erforderlich. Eine gute Bezugsquelle ist unter anderen die Firma Unger und Hofmann in Dresden. Ist man sich nun über das zu wählende System eines Apparates bzw. über die den jeweiligen Bedürfnissen entsprechende Einrichtung desselben klar geworden, so ist jeder einigermafsen geschickte Tischler imstande nach genauer Angabe die Herstellung zu übernehmen. Den fertigen Apparat schützt man sodann auf billige und wirksame Weise gegen die von der Beleuchtungsquelle ausgehende Hitze, indem man das Innere des Kastens mit starker Pappe verkleidet, die durch Bestreichen mit dem in jeder Droguerie käuflichen Wasserglase feuerfest gemacht worden ist.

Auf diese Weise stellen sich die Kosten eines Apparates bedeutend tiefer. Wir haben uns so vor einiger Zeit für unser Studienseminar einen Apparat beschafft, der uns auf höchstens 70 Mk. zu stehen kam (im Katalog ist derselbe ohne Beleuchtungsquelle mit 200 Mk. verzeichnet). Allerdings wurden die nötigen Schreinerarbeiten von unserem eignen Personal ausgeführt; indessen dürften dieselben mit 30 Mk. bezahlt sein.

Von nicht geringerer Wichtigkeit ist die Frage nach einer guten und billigen Beleuchtung. Was nun die verschiedenen hier in Betracht kommenden Beleuchtungsarten anlangt, so steht das elektrische Bogenlicht hinsichtlich seiner Güte und praktischen Verwendbarkeit ohne Zweifel obenan. Und da eine gute Beleuchtung für alle Arten der Projektion, namentlich aber für die mikroskopische und episkopische mindestens ebenso wichtig ist wie eine gute optische Ausstattung, so sollte man überall, wo sich eine elektrische Zentrale befindet — und eine solche besitzen bereits sehr viele Gymnasialstädte —, von den grofsen Vorteilen dieses Lichtes Gebrauch machen. Wo die regelrechte Zuleitung im Gymnasium noch nicht vorhanden ist, verstehen sich die Besitzer der Elektrizitätswerke wohl meistens recht gerne dazu

mit Umgehung des teueren Zählers eine provisorische Zuleitung gegen eine jährliche Pauschalsumme einzurichten, zumal in einem solchen Falle der Stromverbrauch sich schon im voraus sehr leicht berechnen läfst. Bei den Bogenlampen selbst unterscheidet man automatisch regulierende und Handregulierlampen. Letztere werden, trotzdem sie einigermafsen unbequemer sind, doch im allgemeinen bevorzugt, da bei ihnen einerseits das sonst während der Projektion so überaus lästige und die Augen schädigende Zucken in Wegfall kommt und weil sie andrerseits eine Regulierung auf verschiedene Stromstärken (und mithin auch Lichtstärken) gestatten und schliefslich auch nicht leicht versagen können.

Der Preis einer solchen Lampe stellt sich nun allerdings einschliefslich des Widerstandes auf wenigstens 100 Mk. Doch wir kamen auch über diese Schwierigkeit glücklich hinweg, indem wir uns selbst eine vereinfachte Bogenlampe konstruierten, die nun seit nahezu einem Jahre zu unserer vollen Zufriedenheit ihren Dienst tut. Da diese Lampe unterdessen patentamtlich geschützt wurde, so kann ich wohl auf die Konstruktion derselben hier nicht näher eingehen; das dürfte übrigens auch nunmehr überflüssig sein, da dieselbe zum Preise von 25 Mk. (mit Widerstand) dahier zu haben ist. Interessenten wollen sich wenden an die Adresse: Nikolaus Köhler, Klosterseminar in Münnerstadt, Unterfr. Was die Lichtstärke anlangt, so wurde gefunden, dafs eine solche von 5—8 Amp. = 500—800 Hefner-Kerzen für gewöhnlich vollständig ausreicht.

Einige kurze Bemerkungen über unsere Erfahrungen mit andern Lichtarten mögen hier ebenfalls Platz finden. Eine vierdochtige Petroleumlampe, die wir vordem verwendeten, erwies sich bald als unzureichend. Der Verlauf einer Vorstellung mit Acetylen, die im hiesigen Seminar gegeben wurde, gestaltete sich im übrigen tadellos, nur wurden die Geruchsorgane stark in Mitleidenschaft gezogen, so dafs wir am Schlusse gern den Saal verliefsen. Eine noch ziemlich neue Art von Glühlicht, das die Vorzüge hat gefahrlos und reinlich zu sein und dabei wenig Bedienung erfordert, verdient wohl hier auch Erwähnung; es ist dieses das sog. Mita-Licht. Auf Grund eigner Erprobung können wir dasselbe bestens empfehlen, namentlich dort, wo elektrischer Strom oder Gas fehlt. Der Preis der gebrauchsfertigen Lampe beträgt 40 Mk.; eine ausführliche Beschreibung ist wohl in den meisten Verkaufsstellen photographischer Artikel erhältlich.

Schliefslich möchte ich noch eines Vorschlages Erwähnung tun, wie sich durch gegenseitige Hilfe manche Auslagen ersparen liefsen. Es handelt sich dabei vor allem um die Beschaffung der Bilder. Wer die Projektion in ausgedehnterem Mafse betreiben will, kann auf die Dauer der Photographie nicht wohl entbehren. Bei genauerer Umschau in Heimat und Fremde namentlich während der Ferien lassen sich fast überall lohnende Aufnahmen machen. Es liegt in der Natur der Sache, dafs jeder angehende Jünger der photographischen Kunst jene Punkte im Bilde festhält, auf die er nach seinen besonderen Verhältnissen hingewiesen wird. Wie leicht läfst sich nun durch gegen-

seitigen Austausch der aufgenommenen Bilder bzw. der Negative zum Zwecke der Anfertigung von Diapositiven bei verhältnismäfsig geringen Auslagen wertvolles Material gewinnen! So haben wir es hier hauptsächlich dem Entgegenkommen einiger Herrn Kollegen zu verdanken, dafs wir uns in kurzer Zeit eine beträchliche Sammlung gediegener und billiger Bilder herstellen konnten. Für einen jeden aber, der einmal in erfolgreicher Weise Projektions-Schaustellungen unternommen oder geleitet hat, wird das Interesse, das die Schüler ihnen entgegenbringen, ein Sporn sein den Schatz lebensfrischer Bilder stetig zu bereichern.

Münnerstadt. P. G. Kraus.

Römische Inschrift aus Bayern.

Von Herrn General Popp erhielt ich den Papierabdruck eines im Oktober 1903 gefundenen Inschriftstückes. Es hatte sich im Schutte des Grabens nächst der porta principalis dextra des bekannten Eininger Kastells befunden, ist fast herzförmig und mifst bei einer Dicke von 2 cm in der Höhe 34, in der Breite 24 cm. Die 15 je 5,6 cm hohen Buchstaben verteilen sich auf vier Zeilen, wozu noch geringe Spuren einer fünften kommen.

Die zweite Zeile ist deutlich als IMP(erator) II. C(os) zu lesen. Die darüber stehende Zeile zeigt zunächst einen Buchstabenrest, einem I gleichend, dann TMA. Der Stelle entsprechend kann daselbst nur die Bezeichnung des Oberpriesteramtes gemeint sein, weshalb sie mit (pon)T(ifex) MA(ximus) zu ergänzen ist. Die dritte Zeile ist mit P(ater) P(atriae) SA(rmaticus) leicht zu deuten; die vierte hat am Anfang vor ICO noch einen Buchstabenrest, der dem oberen Haken eines C gleicht.

so dafs die Ergänzung in DACICO nicht bezweifelt werden kann. [Die anderen sonst vorkommenden Beinamen wie Germanicus (Adiabenicus, Britannicus), Arabicus, Parthicus, Medicus haben vor der Endung icus einen Buchstaben, von dem der genannte Teil nicht stammen kann.] Da dieser Beiname im Dativ steht, so sind natürlich auch sowohl der vorausgehende Kaisername wie die dazu gehörigen Titel in den gleichen Kasus zu setzen.

Für die Datierung des kleinen Inschriftenrestes sind die gefundenen Beinamen Sarmaticus und Dacicus wichtig. Den ersteren Titel führten Marc Aurel, Commodus, Maximinus, Diocletianus, Constantius I. Chlorus, Constantinus I., während die Kaiser Traianus, Antoninus Pius, Maximinus, Decius, Gallienus und Aurelianus sich Dacicus zubenannten. Wie man aus der Zusammenstellung sieht, trägt nur Maximinus allein beide Benennungen.

Betrachten wir ferner die Buchstabenreste über der ersten Zeile, so lassen sie sich leicht in MA ergänzen. An dieser Stelle kann aber nichts anderes als der Name des Kaisers gestanden haben, so dafs auch dieser Rest auf Maximinus hinweist und sich damit die Kette des Beweises schliefst. Gerade von diesem Kaiser wurden viele Münzen in Eining gefunden.

Die übrigen Ergänzungen ergeben sich aus anderen bekannten Inschriften: Am Anfange stand IMP(eratori) CAESARI · C · IVL(io) [beziehungsweise IMP · CAES · C · IVLIO] VER(o), worauf Maximino, pontifici maximo Augusto imperatori II. consuli folgte. Nach der Angabe des Konsulates kommt fast immer die der tribunicia potestas mit der dazu gehörigen Zahl. Von letzterer ist noch ein kleiner Teil des darüber stehenden Strichs vorhanden. Der Kaiser Maximinus wurde 235 zum ersten Male, am 1. Januar 236 zum zweiten Male Volkstribun. Fiele die Inschrift ins Jahr 235, so könnte zu TR(ibuniciae) POT(estatis) keine Zahl gesetzt werden, also fällt die Inschrift nach dem 1. Januar 236. Zum dritten Male wurde Maximin als Imperator noch im Jahre 236 ausgerufen. Daraus ergibt sich, dafs als Zahl nach TR. POT. nur ein II stehen darf; ferner, dafs die Inschrift selbst nach dem 1. Januar und vor das Ende des Jahres 236 gesetzt werden mufs. Würde man aber den Buchstabenrest der fünften Zeile nicht einem C, sondern einem S zuweisen, so wäre Persico zu lesen. Nun führt der Kaiser Diocletianus ebensowohl den Beinamen Sarmaticus wie Persicus, und man könnte versucht sein, ihn bei der Erklärung der Inschrift heranzuziehen. Jedoch spricht nicht nur der Schriftcharakter sondern auch der Umstand dagegen, dafs Diocletian bereits mehr als viermal zum Imperator ausgerufen war, als er die Beinamen Persicus und Sarmaticus erhielt.

Die Ergänzung der Inschrift ist nunmehr freilich auf den Kaisernamen und seine Titulatur beschränkt; möglicher Weise geben weitere Stücke, die bei den folgenden Grabungen gefunden werden, vollkommenen Aufschlufs.

München. Fink.

Berichtigung zu S. 716 des 39. Bandes.

Pomidori = Paradiesäpfel, Tomaten. Dr. J. Menrad.

II. Abteilung.

Rezensionen.

Illustrierte Geschichte der Katholischen Kirche von Professor Dr. J. P. Kirsch in Freiburg-Schweiz und Professor Dr. V. Luksch in Leitmeritz. Herausgegeben von der Österreichischen Leo-Gesellschaft in Wien. Allgemeine Verlags-Gesellschaft m. b. H. München.

Als ein vielverheifsendes, in jeder Hinsicht zeitgemäfses Prachtwerk darf diese „Illustrierte Geschichte der Katholischen Kirche" begrüfst werden.

Es ist ein erhabener Gedanke, die Geschichte der Kirche Christi in Wort und Bild der lebenden Menschheit vorzuführen. Der Bilderschmuck wird in „Schwarz-Weifs Kunst" ausgeführt. Zwei Lieferungen liegen vor; 20—24 Fortsetzungen werden folgen à 1 Mark in 2—3 wöchentlichen Erscheinungsfristen mit je 2—3 Textbogen und 2 Beilagen. Das ganze Werk wird ungefähr 50 Tafelbilder und über 800 Abbildungen im Texte bringen.

Das Unternehmen verspricht ein Werk zu werden ganz nach dem Herzenswunsch vieler gebildeten Katholiken und überhaupt aller Volksbildner. Die Kirchengeschichte ist die lebendige Apologie des Christentumes und der Kirche. „Die Kirche Christi hat", wie in der Einleitung betont wird, „ein doppeltes Element: ein göttliches und ein menschliches. Wäre sie nur ein rein göttliches Institut, so stände sie aufserhalb der Geschichte. Nun aber hat sie vermöge ihrer menschlichen Seite auch ihren Entwicklungsgang, weist ihre Veränderungen auf und hat damit ihre eigene Geschichte. Ihr liegt vor allem ob, die Erforschung und Darstellung des Lebens der Kirche in allen Äufserungen und Geschehnissen während der ganzen Zeit ihres Bestehens der ganzen Menschheit zu vermitteln, soweit die Botschaft des Heiles vom Glauben an Gott gedrungen ist.

Während wir nun eine Reihe gröfserer und kleinerer kirchengeschichtlicher Lehr- und Handbücher besitzen, die zum Teil nur für die Theologen bestimmt sind, fehlt es tatsächlich an einer volkstümlichen und doch in edelster Sprache geschriebenen Kirchengeschichte. Insbesondere aber fehlt es an einem „illustrierten Werke" auf diesem Gebiete.

Welche Fülle von geschichtlichen Geschehnissen bietet nun die Kirchengeschichte zur bildlichen Darstellung! Darauf aber beschränken sich indes die Herausgeber und der Verlag nicht. Die verschiedenen

Gebiete forderten gleichsam zur Illustrierung heraus; hier kommen insbesondere in Betracht: Münzen, Medaillen, Siegel, Urkunden, Bullen, Breven, Porträts usw.; vor allem aber weisen wir hin auf die herrlichen Denkmäler und Bauwerke der verschiedensten Länder und Staaten!"

Um auf den Inhalt der beiden vorliegenden Hefte näher einzugehen, so behandelt die 1. Lieferung im I. Kapitel „Die Fülle der Zeit", im II. „Die Stiftung der Kirche" mit Anschluſs der apostolischen Reisen, im III. „Das kirchliche Leben im apostolischen Zeitalter", zunächst die „Gottesdienstlichen Versammlungen". In glatter, knapper, aber ganz klarer Weise sind hier die Anfänge des Christentums objektiv, aber warmherzig geschildert und keine Seite entbehrt der eben so gut ausgeführten wie ausgesuchten Abbildungen, die den Text unmittelbar begleiten. Beigegeben sind dann noch 3 groſse Vollbilder mit Darstellungen aus dem 4. und 5. Jahrhundert, die unser ganzes Interesse in Anspruch nehmen.

Die 2. Lieferung beschäftigt sich mit einer späteren Periode. Damit bezweckt die Verlagshandlung, wie sie erklärt, ein wechselvolleres und vielgestaltigeres Bild über Inhalt und Ausstattung des Ganzen zu bieten.

Sonach bietet diese Lieferung „Die Folgen des Investiturstreites und den Kampf um die Befreiung der Kirche von den Einflüssen der weltlichen Gewalt". Auch hier finden wir inhaltlich dieselben Vorzüge, dieselbe knappe und doch so lichtvolle Darstellung.

Den 52 an den Text sich anschlieſsenden, historisch wertvollen Illustrationen sind dann noch 3 prächtige Vollbilder beigefügt: „Wie Papst Johannes die Kerzen weiht", „Bronzetür am Dom zu Gnesen" und der „Dom zu Köln".

Es ist ein Genuſs sich an der Hand dieser meisterhaften Ausführungen in jene Zeiten zu versenken, die uns so wahrheitsgetreu und lebensfrisch vorgeführt werden, wie es eben nur bewährte und wohlerfahrene Fachmänner imstande sind, die Stoff und Sprache in gleicher Weise beherrschen.

Dieses vortreffliche Buch möge in recht vielen Familien Eingang finden! Nicht jede Bibliothek kann „Wilpert" (350 M.) schmücken, aber an jeder Bildungsanstalt sollte zum Anschauungsunterricht dieses schöne Werk Benützung finden!

München. Dr. Koegel.

Schellings Münchener Vorlesungen: Zur Geschichte der neueren Philosophie und Darstellung des philosophischen Empirismus. Neu herausgegeben und mit erläuternden Anmerkungen versehen von Dr. Arthur Drews, a. o. Prof. d. Philosophie an der Technischen Hochschule in Karlsruhe. Lpz. Dürr. 1902. XVI u. 354 S. Preis 4.60 M.

Die philosophische Bibliothek, diese reichhaltige Sammlung von deutschen Ausgaben der Klassiker der Philosophie, eine Gründung des

unermüdlichen Kirchmann, hat in den letzten Jahren ein ziemlich stilles Dasein geführt. Nun ist sie unlängst in den Besitz der alten Leipziger Firma Dürr übergegangen und seitdem sind schon mehrere neue Bände erschienen.

Bd. 104 bringt zwei angesehene Schriften Schellings im Neudruck. Was dieser Ausgabe besonderen Wert verleiht, sind die von Prof. Drews beigegebenen Anmerkungen, welche den oft sehr schwierigen Inhalt dem heutigen Denken nahebringen. Wie zu der Zeit, da Sch. seine Antrittsvorlesung in München hielt, nähert sich, so glaubt der Herausgeber, auch heute die geistige Entwickelung wieder dem Punkte, wo das Problem der positiven Philosophie von neuem in ihren Gesichtskreis treten und eine endgültige Entscheidung hervorrufen mufs, auf welche vorzubereiten und hinzuarbeiten die Aufgabe dieser Neuveröffentlichung sein soll.

Zugleich mit diesem Neudruck ist im gleichen Verlag die dritte Auflage von Kants Kritik der Urteilskraft (Nr. 39 der Philosoph. Bibliothek) erschienen und zwar mit sorgfältig revidiertem Text, einem Personen- und einem sehr ausführlichen Sachregister und einer Einleitung von K. Vorländer, in deren erstem Teil „Historisches" die Geschichte des Buches skizziert und seine Wirkungen auf Schiller und Goethe sowie Kants Beziehungen zur Literatur seiner Zeit und zu seinen Vorgängern auf dem Gebiete der Ästhetik kurz berichtet werden, während der zweite Teil „Systematisches" einen Überblick über das Buch und die darin vertretenen Grundprinzipien bringt. Die Kirchmannschen Anmerkungen, welche mehr eine Kritik der Kantschen Gedanken waren als Erklärungen, hat Vorländer ganz fallen gelassen. Als Ersatz dafür dient jener zweite Teil der Einleitung. Wenn diese neue Auflage — richtiger neue Ausgabe — der Kantschen Kritik der Urteilskraft auch an Billigkeit noch von der Kehrbachschen übertroffen wird, — sie kostet übrigens gebunden nur 4.50 M. — so zeichnet sie sich vor dieser aus durch das handliche Format und den vorzüglichen Druck sowie die schon erwähnten wertvollen Register. Diese Vorzüge machen sie zur empfehlenswertesten aller Kant-Ausgaben.

Endlich sei auch noch mit ein paar Worten einer ebenfalls in der „Philosophischen Bibliothek" als Band 103 erschienenen Veröffentlichung gedacht:

Schillers philosophische Schriften und Gedichte (Auswahl). Zur Einführung in seine Weltanschauung. Mit ausführlicher Einleitung herausgegeben von Eugen Kühnemann. (328 S. Preis 2 M.)

Von den drei Büchern begrüfsen wir dieses am freudigsten. Es ist bestimmt zunächst für die Lehrer, die in Oberprima in Schillers philosophische Ideengänge einzuführen haben, möchte aber auch für die Schule selbst ein sicherer Wegweiser sein und zwar nicht blofs in die Philosophie Schillers sondern in die Philosophie überhaupt. Kühnemann, jetzt Rektor der neugegründeten Akademie in Posen, der sich

das Verhältnis Schillers zu Kant zu einem Lieblingsgebiet seiner wissenschaftlichen Untersuchungen gemacht hat, war wie kaum einer berufen diese Ausgabe zu veranstalten und die ausgezeichnete, inhaltlich wie formell meisterhafte Einleitung zeigt, welch guten Blick der Verlag in der Wahl dieses Herausgebers bewiesen hat. So möge dieser Band 103 ein gutes Omen sein für die folgenden!

Wie erzieht und bildet das Gymnasium unsere Söhne? Berlin, Reuther & Reichard, 1902. 94 S. Preis 1.50 M.

Das Buch besteht aus einer gröfseren Anzahl anziehender, die Ergebnisse der physiologischen Psychologie und der wissenschaftlichen Pädagogik verwertenden, leicht verständlichen Abhandlungen, wie über Gedächtnis und Aufmerksamkeit, Charakterbildung, Gesetz und Persönlichkeit im Unterricht, Erziehung zur Weltanschauung, Alumnats- und Pensionatserziehung, bestimmte Unterrichtsfächer und ähnliche Themen. Die Aufsätze stammen zumeist von Fauth, Direktor des Gymnasiums zu Höxter, einige von seinen dortigen Kollegen Rafsfeld, Schurig und Menzel. Lehrer wie Erzieher werden aus den anspruchslosen Aufsätzen mancherlei Anregung schöpfen, trotzdem diese nicht allen Anforderungen der psychologischen Wissenschaft zu genügen scheinen.

A. Saenger, Neurasthenie und Hysterie bei Kindern. Berlin 1902, Karger. 32 S. Preis 80 Pf.

Vorliegende Arbeit hat vorwiegend medizinisches Interesse. Sie behandelt die kindliche Neurasthenie und die selbst von manchen Ärzten vielfach verkannte kindliche Hysterie, gibt Aufschlüsse über ihre Diagnose, Therapie und Ätiologie und schliefst mit dem Versuch einer Verwertung des Materiales für die Theorie im Sinne der Auffassung Binswangers, der die Neurasthenie nicht sowohl der grauen Hirnrinde, wie die meisten Neurologen, als vielmehr den funktionellen Bezirken zuweist und als Unterwertigkeit der peripherischen Neuronen betrachtet.

K. Brauckmann, Die psychische Entwicklung und pädagogische Behandlung schwerhöriger Kinder. Sammlung von Abhandlungen aus dem Gebiete der pädagogischen Psychologie und Physiologie, herausgeg. von H. Schiller und Th. Ziehen. IV. Bd. 5. Heft. 96 S. Einzelpreis 2 M.

Verf. bezeichnet als die wissenschaftliche Grundlage seiner Untersuchung die physiologische Psychologie besonders in der Form, wie sie von Th. Ziehen vertreten wird. Das Beobachtungsmaterial lieferte ihm eine langjährige Lehr- und Erziehungstätigkeit bei schwerhörigen Kindern. Er bespricht die Empfindungen des schwerhörigen Kindes, die durch den Ausfall der akustischen E. eine schwere Einbufse auch auf anderen Sinnesgebieten erfahren, das darauf sich aufbauende Vorstellungsleben und den der erzieherischen Behandlung so viel Schwierigkeit bereitenden Charakter desselben, entwickelt als-

dann seine Grundsätze über die intellektuelle, sittliche und künstlerische Erziehung der Schwerhörigen und schliefst endlich seine lesenswerte Arbeit mit einer Verwertung seiner Beobachtungsergebnisse für die physiologisch-psychologische wie für die allgemein-pädagogische Theorie.

A. Diehl, Zum Studium der Merkfähigkeit. Experimentalpsychologische Untersuchung. Mit einem Vorwort von Prof. Dr. A. Forel. Berlin 1902, Karger. 39 S. Preis 1 M.

Diehl bietet hier eine sehr sorgfältige Untersuchung über die Zuverlässigkeit des Gedächtnisses. Aus einer ziemlich grofsen Zahl von Versuchen, die er planmäfsig an fünf weiblichen Personen verschiedenen Alters angestellt hat, weist er nach, dafs und bis zu welchem Grade die Erinnerung von Zahlen, Farben, Winkelstellungen, einfachsten geometrischen Figuren innerhalb eines Zeitraumes von einem bis zu vier Tagen unterliegen, Änderungen, von denen das Individuum oft nicht die geringste Ahnung hat, so dafs es seine Aussagen mit der gröfsten Sicherheit und mit der Überzeugung völliger Richtigkeit abgibt. Welche Folgen das unter Umständen vor Gericht haben kann, ist klar. Es empfiehlt sich deshalb für den Richter gröfste Vorsicht nicht nur in der Verwertung der Zeugenaussagen sondern auch in der Beurteilung der subjektiven Wahrhaftigkeit des Zeugen. Von früheren Arbeiten ist nur eine einzige erwähnt, die von Jacopo Finzi in Kräpelins Psychologischen Arbeiten. Die interessanten und die Unverlässigkeit unseres Gedächtnisses noch auffallender zeigenden Versuche Cattells sind dem Verf., scheint es, unbekannt geblieben.

M. Kassowitz, Alkoholismus im Kindesalter. Berlin 1902, Karger. 32 S. Preis 80 Pf.

Vorliegende Schrift fällt zunächst in das medizinische Gebiet. Dennoch hat sie guten Anspruch auf Beachtung seitens der Erzieher. Bespricht sie doch in einer auch für Laien verständlichen Weise die tiefgreifende Schädigung, welche nicht etwa reichlicher Alkoholgenufs, sondern nur geringe Quanta, wie sie Laien und selbst Ärzten unschädlich erscheinen, ja nicht selten in Krankheiten verordnet werden, dem kindlichen Organismus bringen. Das physiologische Experiment hat nachgewiesen, dafs der Alkohol keineswegs jene ihm oft zugeschriebene nährende, eiweifserhaltende Kraft besitzt, dafs er vielmehr unter allen Umständen protoplasma-zerstörend wirkt, damit also das Wachstum hemmt, die Widerstandskraft gegen Infektionen schwächt, die geistige wie körperliche Leistungsfähigkeit nach kurzer scheinbarer Anregung herabsetzt und zwar beim Kinde noch stärker wie beim Erwachsenen. Wir möchten diese Schrift, welche das Vorgehen gegen den Unfug der Schülerkneipereien, wie es schon früher einmal in diesen Blättern durch den Neurologen F. C. Müller geschehen ist, wieder einmal vom Standpunkt der medizinischen Wissenschaft rechtfertigt, allen Lehrern angelegentlich empfehlen.

Ingolstadt. M. Offner.

Emil Breuning, Die Gestalt des Sokrates in der Literatur des vorigen Jahrhunderts. Bremen 1899, Gustav Winter (59 S.).

Sokrates ist den Gebildeten von heute nicht mehr das, was er denen des 18. Jahrhunderts war. Dieser Gedanke drängt sich uns deutlich auf, wenn wir uns durch das oben näher bezeichnete, nicht uninteressante, wenn auch zuweilen ungeschickt stilisierte (S. 9. 14. 18. 21. 25. 27. 30. 36. 45. 23 f.) und sehr flüchtig redigierte (2. 3. 9. 14. 25. 29. 30. 31. 33. 41. 44) Schriftchen, einen „Sonderdruck aus der Festschrift der 45. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner", belehren lassen, welch lebendiges Interesse Goethe, Hölderlin, Klopstock, J. A. Eberhard, Lessing, Moses Mendelssohn, Hamann, Mauvillon, Meiners u. a. an dem Besten der Menschen in der heidnischen Welt genommen haben. Jeder suchte in seiner Weise in das rätselhafte Wesen des griechischen Philosophen, der schon damals mit Christus verglichen wurde, einzudringen. Man mühte sich an dem sittlichen Charakter des Helden und vor allem an dem „Dämonium" ab ohne doch darüber ins Reine zu kommen, und probierte auch schon die psychologische Methode. Dem Rationalisten Mendelssohn sind natürlich die „Entzückungen" und der dämonische Genius des vortrefflichen Weisen recht unbequem, während der tiefere „Magus des Nordens" bei aller Verehrung meint, Sokrates scheine von seiner Unwissenheit so viel geredet zu haben wie ein Hypochondrist von seiner eingebildeten Krankheit.

Dafs die Theologen jener Zeit den Vergleich mit Christus entschieden ablehnten, ist selbstverständlich und leicht begreiflich, dafs die Polemik an dem Heiden alle historisch irgendwie fafsbaren Mängel mit Lust aufzeigte. So wird denn Sokrates mitten in die Arena der theologisch-philosophischen Kämpfe der Aufklärungszeit herabgezogen, er wird vernichtet und „gerettet". Das Bild, das man sich von ihm machte, konnte unter solchen Umständen nicht anders als barok ausfallen, ein Prädikat, das besonders auf den Wielandschen Sokrates pafst. Nicht nur die Romantik, an die Breuning (S. 57) ausschliefslich denkt, nein auch der wissenschaftliche Sinn des 19. Jahrhunderts und nicht in letzter Linie die Philosophie Kants haben es dahin gebracht, dafs man mit gröfserer Ruhe und ohne jede Voreingenommenheit an den „Heiligen" des Altertums herantrat und dafs wir seine Gestalt dem Streite der Tagesmeinungen möglichst weit entrücken um das Grofse und Erhabene seines Charakters desto inniger zu verehren. Indes soll die Tatsache nicht vergessen werden, dafs in Wien nun wieder, wenn man so sagen darf, eine Schule von Neusokratikern auferstanden ist.

Bonn. Adolf Dyroff.

W. Rein, Encyklopädisches Handbuch der Pädagogik. Zweite Auflage. I. Bd. 2. Hälfte: Beobachtungsgabe — Degeneration, psychische. Langensalza, Hermann Beyer & Söhne, 1903, Lex. 8°, S. 513—1000 (zugleich mit dem Vorwort zur 2. Auflage und der Inhaltsübersicht des ersten Bandes).

Über die Änderungen und Bereicherungen der 2. Auflage, die den doppelten Umfang der ersten zu erreichen verspricht oder droht, ist das wichtigste in diesen Blättern Bd. 39, S. 646—648 berichtet; dort sind auch einige Wünsche und Bedenken geäufsert, die hier nicht wiederholt zu werden brauchen. Auch der zweite Halbband enthält zunächst Ergänzungen auf dem Gebiete des aufserdeutschen Schulwesens, so das bulgarische Schulwesen von W. Nikoltschoff S. 801—831, das dänische von Cl. Wilkens S. 931—979, dann Artikel die jüngeren Schulgattungen betreffend (Baugewerkschule, Bürgerschule), biographische Nachträge, wie H. G. Brzowska S. 774—777, Artikel allgemeinen Inhalts, wie „Beredsamkeit" von W. Münch, „Bescheidenheit" von Andreae, besonders sei hervorgehoben „Christentum" von Fr. Naumann S. 871—884 und „Christentum und Entwicklungsgedanke" von Max Reischle S. 885—896. Da das Werk in der zweiten Auflage noch mehr als in der ersten als ungemein reichhaltiges und dabei verlässiges Nachschlagebuch erscheint, so ist nur zu wünschen, dafs die anderen Halbbände in ebenso raschem Tempo nachfolgen.

München. G. Ammon.

Otto Wilhelm Beyer, Deutsche Schulwelt des neunzehnten Jahrhunderts in Wort und Bild. Mit 467 Bildnissen. Leipzig und Wien, 1903. Verlag von A. Pichlers Witwe & Sohn, Buchhandlung für pädagogische Literatur. 392 S. gr. 8°.

Das Buch enthält in alphabetischer Ordnung „kurze Lebensbeschreibungen bedeutender Schulmänner des abgelaufenen Jahrhunderts mit Bildnis und Angabe ihrer hauptsächlichsten Schriften", und zwar aus allen Ländern deutscher Zunge. Dabei soll das ganze Unterrichts- und Erziehungswesen in seinen verschiedenen Sparten und nach allen Seiten hin zum Zuge kommen: Praxis, Theorie, Schulgeschichte und Schulverwaltung, Kindergarten, Volks- und Mittelschule, Knaben- und Mädchenerziehung, Jugendschriftstellerei sollen in ihren hervorragendsten Repräsentanten vertreten sein. In einem Register wird der Versuch gemacht die einzelnen Persönlichkeiten nach diesen Sparten gruppenweise zusammenzustellen.

Den Hauptwert des Unternehmens scheinen Herausgeber und Verleger in den Bildnissen zu erblicken. Wir widersprechen dem nicht. Es hat entschieden nicht nur seinen Reiz, Männer, die einem bisher grofsenteils nur aus ihren Werken oder aus der Schulgeschichte bekannt und lieb und wert geworden, auch im Bilde zu schauen, sondern es ist auch das Studium ihrer Gesichtszüge nicht ohne Einflufs auf das Verständnis ihrer pädagogischen Ideen und die richtige Erfassung ihrer ganzen Schulpersönlichkeit.

Der jedem Bildnis beigegebene Text, „Lebensbeschreibung", wie er von dem Verleger etwas volltönend genannt wird, gibt in knapper, vielleicht allzu knapper Form die wichtigsten Daten aus dem Leben der Schulmänner, ohne indes auf die pädagogische Eigenart des einzelnen,

sein Wollen und Wirken, seine Erfolge gerade immer in der Weise einzugehen, wie es u. E. in einer wenn auch noch so gedrängten Lebensskizze wünschenswert gewesen wäre. Doch sind diese Angaben immerhin ein brauchbares Nachschlagemittel, sei es für die Redaktionsstube oder wo sonst man einmal in die Lage kommt, rasch die wichtigsten Daten aus dem Leben dieses oder jenes Schulmannes zusammenstellen zu müssen. Nicht ganz verständlich ist es uns aber, warum von den Schriften nur die „hauptsächlichsten" angeführt werden. Hier wäre Vollständigkeit schon im Interesse desjenigen, der auf dem Schulgebiete nach irgendwelcher Seite hin wissenschaftlich zu arbeiten hat, gar nicht unerwünscht gewesen.

Dafs die Unternehmer es sich angelegen sein liefsen von den noch lebenden Persönlichkeiten womöglich eine eigenhändige Lebensskizze zu erhalten, hat gewifs sein Gutes. Wenig ansprechend gefunden haben wir Expektorationen wie die des Würzburger Volksschullehrers Zillig, der in seiner Selbstbiographie von sich sagt, dafs er einen mannhaften Strauls mit den Würzburger Vertretern des Ultramontanismus ausgefochten habe. Nicht als ob wir uns gegen die parteipolitische Stellung Zilligs an sich wendeten, sondern weil die Art und Weise, wie er diesen Gedanken in Worte kleidet, sich nicht mit der Objektivität vereinbaren läfst, die für ein Buch wie das vorliegende erforderlich scheint; ist in demselben ja doch auch solchen Schulmännern ein Hausrecht eingeräumt, die man zu den „Ultramontanen" zählt. Ähnliche unnötige Taktlosigkeiten finden sich auch in den Lebensskizzen Schuberts und Oskar Jägers. In dem Zusammenhange, in dem die Worte stehen, erwecken sie den Anschein, als sei es eine hervorragende pädagogische Tat den Ultramontanismus zu bekämpfen oder umgekehrt, als bedeute der letztere eine grofse Gefahr für das deutsche Schulwesen. Sicher ist das ja auch die Meinung der genannten Herrn; allein das ist eben eine subjektive, von der Parteipolitik diktierte und beeinflufste Auffassung. Zur Beruhigung möchten wir die Herren auf die Ausführungen verweisen, die ein bekannter Schulmann — sein Name steht in der „Deutschen Schulwelt" und er zählt nicht zu den „Ultramontanen" — über das Verhältnis der einzelnen politischen Parteien zur Schule gemacht hat (Wilhelm Rein, Pädagogik in systematischer Darstellung, Langensalza 1902 S. 523 ff.), und damit diesen Punkt verlassen.

Dafs eine Sammlung wie die vorliegende niemals lückenlos bleiben wird, geben wird dem Herausgeber gerne zu — dazu ist der Begriff „bedeutender Schulmann" nur allzu dehnbar — und wir verstehen es, wenn er sich in einem Vorwort dahin reserviert, dafs er sagt, man werde billigerweise von einer derartigen Sammlung nur verlangen können, dafs sie jedes der für sie in Betracht kommenden Gebiete annähernd nach seiner Bedeutung berücksichtigt und vor allem keines ganz unberücksichtigt läfst; wenn wir aber näher zusehen, wie die einzelnen Schulmänner auf die verschiedenen Territorien sich verteilen, so will es uns scheinen, als ob Bayern — bei den übrigen Staaten ist uns die Kontrolle nicht in gleichem Mafse möglich — bei dieser

Auswahl etwas arg kurz weggekommen sei. Unter den 470 Persönlichkeiten, welche in dem Buche Aufnahme fanden, sind auch 21 aus unserm engern Vaterlande, darunter 7 verstorbene und 14 noch lebende (Andreä, v. Arnold, Auer, Bauer, v. Christ, Geistbeck, Graser, S. Günther, Helm, Kerschensteiner, Schubert, Specht, Helene Sumper, Zillig). Das wäre numerisch genommen für das bayerische Schulwesen gerade kein sehr günstiges Resultat; namentlich aber veranlafst uns der Umstand, dafs nur ein einziger Gymnasialschulmann (Oberstudienrat Dr. v. Arnold) von den lebenden und von den toten nicht viele einen Platz unter den „bedeutenden Schulmännern des 19. Jahrhunderts" angewiesen erhielten, ein paar kurze Bemerkungen zu der Sache zu machen; denn gar so schlimm steht es mit dem bayerischen Gymnasialschulwesen nun doch nicht und ist es auch im vergangenen Jahrhundert nicht gestanden. Cajetan v. Weiller z. B. war gewifs ein hervorragender, auch literarisch tätiger Pädagog, der seiner Zeit weit vorauseilend schon am Anfang des Jahrhunderts für eine Verbindung des Neuhumanismus mit den Ideen Pestalozzis auch im praktischen Schulbetrieb eintrat (vgl. Flemisch, Die pädagogischen Strömungen des 19. Jahrhunderts in den pädagogischen Programmen des Kgl. Wilhelmsgymnasiums in München, veröffentlicht von der Bayerngruppe der Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte im 2. Bayernhefte der „Texte und Forschungen"). Hutter, Bauer, Westermayer, Autenrieth sind Namen, die der „Deutschen Schulwelt" nur Ehre machen würden so gut wie Mezger, dessen Andenken seine dankbare Vaterstadt Wasserträdingen durch eine Gedächtnistafel verewigt hat, und der treffliche Gymnasialrektor und Oberstudienrat E. Behringer, eine anima candida, wie man sie selten findet, hervorragend als Gymnasialpädagog, fast mehr noch gefeiert als Organisator von einer Reihe von Spessartschulen, dem heute noch Hunderte armer Kinder als ihrem unvergefslichen geistigen Vater und Helfer Tränen des Dankes nachweinen. So viel von den Toten. Was sollen wir von den noch lebenden bayerischen Gymnasialschulmännern sagen? Nun, wir wollen hier aus naheliegenden Gründen zurückhaltend sein; aber wenn wir die 470 Persönlichkeiten, die in der „Deutschen Schulwelt" Aufnahme gefunden haben, näher durchgehen, so will es uns bedünken, als ob Schulmänner wie v. Markhauser, Iwan v. Müller, v. Orterer, Wecklein u. a. nicht gerade unwürdig gewesen wären, ebenfalls unter die „bedeutenden Schulmänner des 19. Jahrhunderts" aufgenommen zu werden. Bayern hat mit seinem Schulwesen nie eben an letzter Stelle rangiert. Heute noch bietet es einen starken Rückhalt für das humanistische Schulprinzip und — mag man über das letztere denken wie man will und mag sein Schicksal unter dem Druck der Verhältnisse sich so oder so gestalten — einer Reihe von Männern, die die Fahne des Humanismus hochgehalten und seine Vorkämpfer gewesen sind und sind, wird man die Anerkennung nicht versagen können, dafs sie auf dem Gebiete der Erziehung und des Unterrichtes Bedeutendes geleistet haben und leisten.

Wir wollen diesen Faden nicht weiter spinnen. Was wir gesagt haben, geschah nicht etwa um einen gekränkten Partikularimus hervorzukehren, sondern weil uns damit ein nicht unwichtiger Anhaltspunkt für die Beurteilung des ganzen Unternehmens gegeben zu sein schien. Nicht jeder Schulmann, auch ein hervorragender nicht, wird in die Lage kommen pädagogische Werke und Broschüren auf den Büchermarkt zu bringen und auf der andern Seite ist nicht ein jeder, der das tut, schon ein bedeutender Schulmann. Wer darum in die Schulverhältnisse eines Landes nicht näher eingeweiht ist, wird ohne eingehende Studien kaum in der Lage sein sagen zu können, ob dieser oder jener und wer sonst noch zu den bedeutenden Schulmännern gehört. Und diese eingehenden Studien scheinen hier nicht immer in dem Umfange gemacht worden zu sein, wie es ein Unternehmen wie das vorliegende erfordert. Bezüglich Bayerns halten wir das für gewifs und wenn dieses Urteil auch noch für andere Länder deutscher Zunge zutreffen sollte, so kämen wir schwerlich um die Tatsache herum, dafs unbeschadet der Reserve des Herausgebers in dem Buche noch ziemliche Lücken vorhanden sind, ohne deren Ausfüllung die „Deutsche Schulwelt" kaum imstande sein dürfte, ihre Aufgabe voll und ganz zu erfüllen.

Sollen wir über die äufsere Form des Buches noch ein Wort sagen, so müssen wir unumwunden zugestehen, dafs die technische Ausführung der Bilder wohl gelungen ist; Druck und Papier sind ebenfalls gut. Die zweigespaltene Buchseite à la Konversationslexikon läfst die einzelnen Artikel nicht nur übersichtlicher erscheinen, sondern ermöglicht auch ein geschmackvolleres Arrangement der Bildnisse.

München. M. Flemisch.

Geschichte des K. Lyzeums Bamberg und seiner Institution unter besonderer Berücksichtigung der allgemeinen Verhältnisse der bayerischen Lyzeen. Von Dr. Wilhelm Hefs, K. o. Lyzealprofessor. I. Teil. Bamberg 1903. S. XXIV u. 434. Preis ungebd. 3 M.

Der Verfasser der vorstehenden geschichtlichen Abhandlung ist seinem Lehrberufe nach Mathematiker; sein Interesse für einige bemerkenswerte Inventarstücke des physikalischen Kabinettes am Lyzeum in Bamberg bildete nach seiner eigenen Mitteilung den Anlafs zu der Untersuchung. Wie es wohl nicht anders sein konnte, führte die ursprüngliche Aufgabe immer mehr und mehr in die Gesamtgeschichte des Bamberger Lyzeums; für diese Lokalgeschichte, welche so aus der zuerst eng begrenzten Nachforschung erwuchs, suchte der Verfasser das Interesse weiterer Kreise zu erwecken durch Berücksichtigung der allgemeinen Verhältnisse der bayerischen Lyzeen.

Für den lokalgeschichtlichen Teil konnte sich der Verfasser auf zwei Vorarbeiten stützen, insbesondere auf die „Geschichte der gelehrten Schulen im Hochstift Bamberg" von H. Weber; doch nimmt die Vorgeschichte des jetzigen Bamberger Lyzeums, für welche er sich

an genanntes Werk anlehnt, nur geringen Raum ein, sie bildet mehr eine Einleitung zum eigentlichen Thema, der Geschichte des Bamberger Lyzeums, bzw. der bayerischen Lyzeen von der Säkularisation bis zur neuesten Zeit. Die eigenartige Stellung des Lyzeums zwischen Gymnasium und Hochschule führt dabei stetig auch auf die Verhältnisse der Mittelschulen; die mannigfachen Wandlungen und Umgestaltungen des Gymnasiums von 1804, 1808 u. s. f. sind eingehend berücksichtigt. Mit einem Bienenfleifse hat der Verfasser die zahlreichen einschlägigen Ordnungen und Verordnungen gesammelt und durch den nicht wenig verwickelten Zickzackkurs sich hindurchgearbeitet. Einer lichtvollen, wirklich übersichtlichen Darstellung bereitete die Eigenart des Stoffes ungewöhnlich grofse Schwierigkeiten. Zudem ist die Abhandlung nicht auf den äufseren Gang der Ereignisse beschränkt, sondern zieht die gesamte kirchenpolitische Lage Bayerns im 19. Jahrhundert in ihren Kreis; die vielseitigen und rechtlich nicht immer einfachen Beziehungen der Lyzeen zu den Klerikalseminarien, deren Einrichtung und Entwicklungsgeschichte gleichfalls behandelt sind, und die hieraus entstandenen Konflikte, bzw. Verhandlungen der verschiedenen bischöflichen Ordinariate mit der Regierung boten dazu reichlich Gelegenheit.

In diesem Hauptteile seiner Arbeit bringt der Verfasser im wesentlichen das Ergebnis eigener Forschung. Welch mühevollen Fleifs seine Aufgabe erforderte, läfst schon das Verzeichnis der benützten handschriftlichen Quellen erkennen; die ganze Art der Behandlung des Stoffes bietet eine Bürgschaft für erschöpfende und gewissenhafte Durcharbeitung der ungedruckten Quellen.

Aufgefallen wegen unzutreffender Einzelheiten sind mir beispielsweise die kurzen Hinweise auf die ältere Geschichte der altbayerischen Lyzeen (S. 21 f. u. S. 140). Vor der Aufhebung des Jesuitenordens befanden sich die kurfürstlichen Lyzeen ausnahmslos in den Händen der Jesuiten. Aufser den kurfürstlichen gab es noch mehrere bischöfliche Lyzeen und vollständige Klosterschulen, welche wie die kurfürstlichen einen philosophischen und einen theologischen Kurs umfafsten. Gegen die übergrofse Zahl solcher Anstalten war schon damals eine starke Strömung vorhanden. In unserem Buche heifst es nun a. a. O. bezüglich der kurfürstlichen Lyzeen, im Jahre 1800 seien 5 aufgehoben worden, und nach der gegebenen Darstellung möchte es scheinen, als ob die aufgehobenen Lyzeen gleich München und Amberg Akademien mit philosophischer und theologischer Sektion gewesen seien. Indessen waren die Lyzeen in Burghausen, Landshut, Straubing und Neuburg a. D., deren Aufhebung bereits 24. September 1799, nicht 1800, verfügt wurde, schon i. J. 1781 endgültig (abgesehen von den Änderungen der Jahre 1774 und 1777) mit Wegnahme der theologischen Studien auf den philosophischen Kurs beschränkt worden; gleichzeitig hatten die zwei Städte Landsberg und Mindelheim ihr Gymnasium und Lyzeum verloren. Die Stadt Landsberg hatte zwar nach langen, opferwilligen Bemühungen am 18. Oktober 1792 wieder eine I. Grammatikklasse eröffnen können, ein Lyzeum aber erlangte

sie nicht mehr; nur die Errichtung eines Lehrstuhles der Logik hatte der Magistrat i. J. 1798 — also für die Dauer nur eines Jahres — durchgesetzt. (Über Landsberg vgl. die ausgezeichnete Abhandlung von Dr. B. Krallinger, Geschichte des Landsberger Schulwesens in den letzten dreihundert Jahren. Progr. 1883. Landsberg.)

Die kurpfalzbayerischen Lyzeen sollen „in den Jahren 1773, 1777. 1782, 1783 und 1799 wiederholt reformiert" worden sein! Die erste Reform trat im Jahre 1774 ein, eine Reform von 1799 konnte sich höchstens auf München und Amberg beziehen. Was wurde 1783 reformiert? Das wichtige Jahr 1781 sollte genannt sein!

Vorgenannte Punkte mögen indes als untergeordnete Einzelheiten betrachtet werden; dem Verfasser fallen sie nur zum geringern Teile zur Last, sie bilden vielmehr einen neuen Beweis, dafs nur die für die M. G. P. geplante umfassende Edition aller Schulordnungen und Verordnungen die Grundlage für eine durchaus zuverlässige Schulgeschichte bilden kann. Was endlich die Sprache und Ausdrucksweise unseres Buches betrifft, so mögen wohl manche Leser die Form der Darstellung, den Bau der Konstruktionen, die Eigenart einzelner Wortformen und die Zahl der Fremdwörter nicht auffällig finden, nach meinem persönlichen Empfinden ist der Verfasser besonders im Gebrauche von Fremdwörtern entschieden zu weit gegangen. Der historische Stil kann durch schlichte Einfachheit und Klarheit an Eindruck nur gewinnen. Die nicht selten störenden Druckfehler des Buches sind wohl auf Umstände zurückzuführen, welche der Verfasser nicht ändern konnte, vor allem auf die Knappheit der Zeit, in welcher der Druck der Festschrift fertig gestellt werden mufste. Das Werk bildet keine leichte Lektüre, trotzdem wird es dauernden Wert besitzen infolge der grofsen Fülle seines anregenden Inhaltes; vor allem jeden Freund der Schulgeschichte verpflichtet es zu Dank. Möge der II. Teil bald folgen!

München. Dr. Lurz.

Die deutschen Dichter der Neuzeit und Gegenwart. IX. Bd. 1. Lieferung. Herausgegeben von Karl L. Leimbach. Leipzig, Frankfurt a. M., Kesselringsche Hofbuchhandlung (E. v. Meyer).

Vorstehendes Heft enthält die Biographien, Charakteristiken sowie Dichtungsproben von weiteren sechzehn Poeten, worunter Namen von vornehmem Klange sich befinden; doch auch neuere weniger bekannte Dichterpersönlichkeiten gelangen zu wohlwollender, aber auch gerechter Beurteilung.

Der alphabetischen Reihenfolge entsprechend kommt zuerst Fritz Reuter daran, der so ziemlich allerorts gelesene und ungemein beliebte plattdeutsche Dichter. Unter liebevollem und sorgfältigem Eingehen auf die Eigenart des Mannes wird die hochinteressante Persönlichkeit charakterisiert und gewertet. Ein glücklicher Gedanke unseres Herausgebers war es ohne Zweifel, mit dem Bericht über den äufseren Lebensgang unseres Dichters die Zeichnung seiner Werke

selbst zu verflechten und sich so eine Abweichung von der bisher eingehaltenen Art der Behandlung zu gestatten, indem er dafür den Grund angibt, dafs die in strenger poetischer Form verfafsten Werke Reuters weniger hoch zu stellen sind als diejenigen, welche der lebendige Anteil an dem Leben und Schicksal des gefeierten Mannes uns interessant und anziehend macht.

Treffend urteilt unser Literaturhistoriker sowohl über den Gesamtcharakter der Poesie Reuters als über die einzelnen Werke. „Des Dichters Begabung lag nicht auf dem dramatischen Gebiete, auch nicht auf dem des hochdeutschen Romans oder Epos, sondern in der plattdeutschen Erzählung." Und nun werden Reuters „Laüschen und Rimels", „De Reis' nach Belligen", „Kein Hüsung", „Hanne Nüte" in prägnanter, gleichwohl aber nicht lückenhafter Kürze behandelt, wobei Leimbach mit Recht behauptet, dafs erst in den Prosawerken „Olle Kamellen" und zwar in der „Franzosen-, Festungs- und Stromtid" die eigentliche Kraft des niederdeutschen Dichters sich kundgibt. Wenn Leimbach die „Stromtid" als das Meisterwerk des Erzählers bezeichnet, hat er entschieden das Richtige getroffen, d. i. die Geschichte des Inspektors Bräsig und seines Freundes Hawermann. „Hier lebt alles vor uns, und die Ereignisse sind mannigfaltig, manche kleine von zwerchfellerschütternder Komik, andere, schwere von einer solchen Kraft, dafs kein Auge trocken bleibt." Dafs Fritz Reuter seinem Volke zu tiefst in die Seele geschaut hat, betont der Verfasser mit einem seltenen Nachdruck. Ganz einzig schön schliefst Leimbach sein Charakterbild mit den Worten: „So lebt er vor unserem Auge, nicht etwa nur als Humorist, sondern als ein edler Mann, dessen Humor weitaus in den meisten Fällen vom Siege über das Leid des Lebens, vom Vergeben und Überwinden zeugt."

Von den Proben, die, dem Grundsatze des Buches entsprechend, nur aus lyrischen und lyrisch-epischen Dichtungen entnommen werden konnten, sind namentlich seine Anekdoten und Reime vertreten, während das humorvolle „Der Abschied vom Pastor" aus „Hanne Nüte" und das rührende „Grofsmutting, hei is dod!" aus den „Liedern zu Schutz und Trutz" gewählt sind.

Aufser Wilhelm Reuter, Julius Riffert, Max Ring, Paul Ritter, Heinrich Wilhelm Roscholl, Hermann Roscholl, Hermann Friedrich Römpler, Robert Röfsler, den Leimbach nach Holtei zu den ersten und bedeutendsten schlesischen Dialektschriftstellern zählt, Friedrich Rogge, die alle ein treffendes und gewissenhaftes Urteil erfahren, ist es namentlich auch Beatus Rhenanus, eine anziehende Dichternatur, welcher in einem „Idyll" des Tiberius, in dem geistreichen Trauerspiel „Agis" und in dem humorvollen Reimspiel „Meister Martin und seine Gesellen" dem Leser empfohlen werden. Die begabte, zumeist religiös-mystischer Richtung zugewendete Emilie Ringseis wird mit edler Objektivität behandelt, ihre biblischen und anderen Dramen werden inhaltlich dargelegt und wertvolle Proben aus ihren lyrischen Dichtungen beigefügt.

Bei Anna Ritter, die durch die „Wahrheit der Empfindung

nicht minder wie die Schönheit der Vollendung der Form" überrascht, erkennt Leimbach namentlich ihre Selbstkritik an. Unter den Proben sind vorzugsweise „Und hab' so grofse Sehnsucht doch" und „Die Insel der Vergessenheit" zu beachten. Emil Rittershaus, dem Leimbach als frommem und politischem Dichter gerecht wird, ohne ihn zu überschätzen, wird nach Verdienst gewürdigt. Wie fein unser Verfasser unterscheidet zwischen anempfundener und echter Poesie, mögen die Worte bezeugen, die er über des Dichters „Buch der Leidenschaft" schreibt. „Dieses Buch ist eine Art Zugeständnis an den Zeitgeist oder an die Kritik, welche seine Lieder wohl allzu bieder und brav genannt haben mochte, und der er beweisen wollte, dafs er auch stärkere Farben auf seiner Palette habe. So begegnen uns hier etwas verkleidete Lieder eigener Schmerzen, die uns leidenschaftlicher scheinen, oder Lieder nachempfundener, nicht im eigenen Herzen erlebter Leidenschaft. — Julius Rodenberg, dessen aufsergewöhnliche Fruchtbarkeit auf allen Gebieten der Poesie ihn gleichwohl immer interessant und spannend erscheinen läfst, ob er nun eine Reisebeschreibung bietet oder Romane, ob er als Epiker oder Lyriker oder Dramatiker auftritt, wird in diesem unserem Hefte liebevoll gezeichnet. — Mit besonderer Wärme behandelt Leimbach den Wupperthaler Poeten Friedrich Roeber. „Der Dichter ist ein Suchender, aber die Naturforscher haben ihm den Geisterglauben und die Ewigkeitshoffnung genommen und nur den Glauben an einen unnahbaren ewigen Gott gelassen etc. etc. Dabei bleibt aber der Dichter doch ein Idealist" und lehnt den modernen Realismus mit Entschiedenheit ab. Der Inhalt seiner vielen Dramen wird sorglich dargelegt. — Schliefslich sei noch die hochtalentierte Marie Freiin von Reitzenstein erwähnt, die zunächst ihre poetische Kraft und Kunst den deutsch-hannoverschen Bestrebungen dienstbar machte. Anziehende Proben sind beigegeben.

Und so mag denn auch angesichts dieses Heftes wiederholt dem unermüdlichen Fleifs und der gründlichen Literaturkenntnis des Verfassers uneingeschränktes Lob zugesprochen sein.

München. Dr. Karl Zettel.

Sechs Novellen von W. H. Riehl. Schulausgabe mit einer Einleitung und Anmerkungen von Dr. Theodor Matthias. Stuttgart und Berlin 1902. J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger. Gebunden 1.20 M. (Aus der Sammlung Schulausgaben deutscher Klassiker.)

Der Gedanke, dafs der Kreis unserer deutschen Schullektüre zu enge gezogen und daher durch Aufnahme neuerer Autoren zu erweitern sei, ist in den letzten Jahren namentlich in Lyons Zeitschrift für den deutschen Unterricht des öfteren ausgesprochen worden; so schlug man unter anderem vor, G. Freytags Ahnen, patriotische Dramen von Martin Greif, Erzählungen von W. Raabe in der Schule zu lesen und zu erklären oder doch zu deutschen Aufsätzen zu verwenden. So stellt denn auch Dr. Th. Matthias der Einleitung zu der vorliegenden

Schulausgabe den Satz voran: „Die Einbeziehung Riehlscher Novellen in den Kreis des Schullesestoffs bedarf keiner Rechtfertigung." Ich glaube, dafs wohl die Mehrzahl der Leser unserer Blätter diese Meinung nicht teilt. Niemand wird bestreiten, dafs die Novellen unseres berühmten Kulturhistorikers eine edle und gediegene Lektüre sind, die unserer Jugend nicht nur unbedenklich in die Hand gegeben werden kann, sondern auch wärmstens empfohlen zu werden verdient, da sie aus derselben nicht nur Unterhaltung, sondern auch geistige Förderung gewinnen kann. Aber soll denn alles was schön, gut und nützlich ist, nun auch gleich zum Unterrichtsgegenstand gemacht werden? Je mehr die Grenzen des Schullesestoffes erweitert werden, um so weniger Zeit bleibt für die Behandlung der bisherigen Schulautoren, in welcher bisher Lessing, Schiller, Goethe sowie Shakespeare, den wir auch mit zu den Unsern rechnen dürfen, die herrschende Stellung einnahmen. Die Folge einer solchen Erweiterung wäre, da eine Vermehrung der deutschen Unterrichtsstunden auf Kosten des Lateinischen und Griechischen weder möglich noch wünschenswert ist, entweder eine Einschränkung der bisher gelesenen und erklärten Werke oder eine Verflachung der Behandlung, endlich Zerstreuung und Zersplitterung des Interesses. Auf einem begrenzten Gebiet soll der Schüler heimisch werden, hier soll er seine geistigen Kräfte üben und stählen, hier soll er sich konzentrieren lernen, das gilt vom deutschen Unterricht wie von dem in den alten Sprachen und vom Unterricht des humanistischen Gymnasiums überhaupt: non multa, sed multum. Dafs wir zu diesem Zweck unsere Schüler mit den führenden Geistern unserer Literatur, die wie Riesen alle Vorhergehenden und Nachfolgenden überragen, vertraut machen müssen, nicht mit Schriftstellern, deren literarische Bedeutung doch erst in zweiter oder dritter Linie steht, versteht sich doch wohl von selbst. Der Gefahr, dafs der Fehler, an dem unser modernes humanistisches Gymnasium krankt, dafs nämlich über lauter Konzessionen an den Geschmack und die Meinung des Tages, über lauter Paktieren mit dem Utilitätsstandpunkt der grofsen Menge, seine Hauptstärke, der einheitliche, auf dem Altertum beruhende Grundcharakter, verloren geht, nun auch noch auf dem Gebiet der einzelnen Unterrichtsgegenstände wiederholt wird, mufs entgegengetreten werden. So verderblich es daher für den ohnehin dürftigen Betrieb unserer antiken Schriftstellerlektüre wäre, wenn nun auch die Kirchenschriftsteller in ihren Kreis hineingezogen würden, wie man neuerdings allen Ernstes vorgeschlagen hat, so wenig zuträglich wäre es, wenn jenem Drängen nach Erweiterung und Modernisierung des deutschen Schullesestoffs Gehör geschenkt würde.

Dafs die Werke der genannten modernen Autoren zumeist dem Verständnis viel geringere Schwierigkeiten darbieten und daher der Erklärung des Lehrers viel weniger bedürfen als die meisten Werke unserer Klassiker, möchte ich nur nebenbei anführen.

Auch dafs in England, den Vereinigten Staaten und Kanada längst ausgewählte Sammlungen Riehlscher Novellen im deutschen Unterricht im Gebrauch sind, kann für uns ebensowenig mafsgebend

sein, als dafs z. B. in Frankreich vielfach die E. T. A. Hoffmannschen Erzählungen im deutschen Unterricht verwendet werden. Das Ziel des Unterrichts ist eben ein ganz verschiedenes. Dafs zur Einführung von Ausländern in das Verständnis und den Gebrauch der deutschen Sprache der Gegenwart Schriften moderner Autoren bevorzugt werden, die in korrekter und leicht verständlicher Sprache geschrieben sind und zudem kleinere geschlossene Einheiten bieten, ist leicht begreiflich.

Riehl selbst hat bekanntlich im Jahre 1862 eine Sammlung von acht Novellen unter dem Titel „Kulturgeschichtliche Novellen" herausgegeben, die in köstlich abgerundeten Bildern in die Kultur- und Gedankenwelt vornehmlich des 17. und 18. Jahrhunderts einführen. Matthias hat an jenen Riehlschen Plan, eine Kulturgeschichte in Novellen zu geben, angeknüpft, ihn aber auf der einen Seite erweitert, auf der anderen sich eine wesentliche Beschränkung in der Auswahl auferlegt. Die sechs Novellen seiner Sammlung sollen den Zeitraum von Karl dem Grofsen bis zum spanischen Erbfolgekrieg in einzelnen Bildern uns vorführen, zugleich aber soll auch jede einzelne zu der allgemeinen nationalen Empfindung jedes jungen Deutschen sprechen können. Durch diese Rücksicht sah er sich genötigt, die eine oder andere Novelle aufzunehmen, die sicher nicht zu den besten Leistungen Riehls gezählt werden kann, weil die Zeit ihm weniger passend lag. So kann gleich die erste Novelle, König Karl und Morolf, trotz der äufseren Anlehnung an den Ton des Mönches von St. Gallen, aus dem Freytag in seinen Bildern aus der deutschen Vergangenheit einige hübsche Anekdoten mitteilt, wegen des gekünstelten ethischen Problems den Leser nicht recht erwärmen. Dagegen erhalten wir von der Kunst, mit der Riehl das kraftvolle, ehrenfeste protestantische Bürgertum des 17. Jahrhunderts darzustellen weifs, keine Anschauung; denn in übertriebener Aengstlichkeit ist alles vermieden, worin der konfessionelle Standpunkt Riehls hervortreten könnte, und so müssen wir uns für die Zeit nach dem dreifsigjährigen Kriege mit der doch etwas steifen Novelle „Reiner Wein" begnügen, an deren Stelle ich lieber „Die Werke der Barmherzigkeit" oder „Gräfin Ursula" sehen würde. Die beigegebenen Anmerkungen, meist historischer oder geographischer Art, sind dankenswert und vermeiden den in Schulausgaben nicht seltenen Fehler, durch Erklärung allgemein bekannter und selbstverständlicher Dinge zu ermüden.

Trotz meiner prinzipiellen Meinungsverschiedenheit über den Gebrauch der Novellen im Unterricht spreche ich doch gerne dem verehrten Herausgeber und der Verlagshandlung den verdienten Dank aus, dafs sie, wie schon früher „Land und Leute", „Die bürgerliche Gesellschaft", und „Die Familie", jetzt auch eine Anzahl der bildenden und lesenswerten, aber wegen ihres hohen Preises dem minder bemittelten Schüler schwer zugänglichen Riehlschen Novellen in dem auch äufserlich gut ausgestatteten Büchlein erreichbar gemacht haben und schliefse mit dem Wunsche, dafs ihm eine weite Verbreitung unter den Schülern und allgemeine Aufnahme in die Schülerbibliotheken der mittleren und oberen Klassen beschieden sei.

Augsburg. P. Geyer.

Homers Odyssee in der Übersetzung von Johann Heinrich Vofs. Schulausgabe mit Einleitung und Erläuterungen von Dr. Franz Weineck. Stuttgart und Berlin 1902. J. G. Cottasche Buchhandlung Nachf. 251 S. kl. 8°.

Verkürzte Ausgaben der Odyssee nach Vofsens Übersetzung gibt es bereits von Weifsenborn (Leipzig, Teubner) und von Vockeradt (Paderborn, Schöningh); diesen schliefst sich jetzt ein Bändchen der bekannten Cottaschen Schulausgaben an, dessen Titel freilich einen deutlichen Hinweis darauf enthalten sollte, dafs die Ausgabe nicht vollständig ist. Sie gibt nicht einmal die Hälfte der Verse des Originals.

Zugrunde gelegt ist die namentlich durch M. Bernays wieder zu Ehren gebrachte erste Ausgabe der Vofsischen Übersetzung (1781), die von dem immer ängstlicher feilenden Verfasser in den späteren Bearbeitungen nicht zu ihrem Vorteil verändert worden ist.

Bei verkürzenden Ausgaben eines derartigen Werkes mufs vor allem seine dichterische Eigenart geschont werden. Wenn gröfsere, minder wichtige Partien weggelassen oder nur in ihrem Hauptinhalt kurz wiedergegeben werden und dafür im übrigen der Dichter unverkürzt zum Worte kommt, so ist dies leichter zu ertragen, als wenn durch häufige kleine Abstriche der Umfang der Dichtung reduziert wird. Gar zu leicht scheint entbehrlich, was doch zur Abrundung des Ganzen dient und ihm oft recht charakteristische Züge einfügt, und manchmal wird auch der Zusammenhang störend unterbrochen.

Der Herausgeber hat, wenn doch einmal gekürzt sein sollte, recht daran getan, Episoden wie die Geschichte von Ares und Aphrodite im 8. Gesang oder das Auftreten des Theoklymenos ganz wegzulassen und vom 2., 3., 4., 11. und 24. Gesang fast nur kurze Inhaltsangaben aufzunehmen. Er sucht aber auch im kleinen durch häufige Abstriche Ersparnisse zu machen, besonders im 1. Gesang, der auch hier als zusammenhängendes Gedicht auftritt, aber von seinen 444 Versen über die Hälfte eingebüfst hat. Damit ist aus diesem Gesang mit der anheimelnden Schönheit epischer Breite eine ganze Reihe feiner Züge verschwunden und auch der Zusammenhang manchmal gestört.

So beginnt V. 158 Telemachos zu Athene zu sprechen:

Lieber Gastfreund, wirst du mir auch die Rede verargen?

Er entschuldigt sich in seinem Zartsinn, wenn er dem Gaste gegenüber gleich von dem redet, wovon zu reden er doch nicht lassen kann: von dem Treiben der ungebetenen Gäste, von dem Schicksal seines Vaters. Diesen Eingangsvers gibt Weineck, läfst aber dann weg, was Telemachos von seinem Herzensanliegen sagt (V. 160—168) und fährt unmittelbar fort:

Jetzo verkündige mir und sage die lautere Wahrheit:
Wer, wes Volks bist du?

So scheint es, als ob sich Telemachos wegen dieser Frage entschuldigt; das neu einsetzende „Jetzo" aber pafst dann gar nicht.

Es lohnt nicht auf alles einzugehen; nur noch einiges sei erwähnt.

Von der ganzen Partie 328—420 sind nur 3 Verse übrig geblieben: V. 351 und 352, eine allgemeine Bemerkung des Telemachos, die hier als Bemerkung des Dichters aufgetischt wird, und V. 365, der ohne seine Begründung hereingesetzt ist, um V. 421 ff. daran zu flicken. Der wunderschöne Schlufs des Gesanges ist wieder recht verstümmelt: die Verse 432 und 433 sind weggeblieben, vielleicht auch aus Prüderie, und V. 431 hat dadurch einen schlechten Abschlufs bekommen; dann fehlen die Verse 436—440: Eurykleia verläfst bei Weineck das Schlafgemach, von dessen Betreten noch gar nichts gesagt ist.

In den späteren Gesängen sind mir solche störende Auslassungen in geringerem Mafse aufgefallen,[1]) so dafs die Ausgabe in Schulen, die kein Griechisch lehren, immerhin gebraucht werden kann. Mit Sorgfalt sind Einleitung und Anmerkungen gearbeitet; wenn sie elementar gehalten sind, so ist das durch den Zweck der Ausgabe erklärt. Nur einiges ist hier zu beanstanden.

In der Einleitung heifst es S. 19 von Homer: „Dafs er blind gewesen, wie alte Bildwerke ihn darstellen, ist eine spätere Dichtung, wohl nach dem Vorbilde des bei den Phäaken erwähnten blinden Sängers." Besser denkt man bekanntlich an den Sänger des Hymnus auf den delischen Apoll, der sich zum Schlusse seines Gedichtes (V. 172) selbst vorstellt als

τυφλὸς ἀνήρ, οἰκεῖ δὲ Χίῳ ἔνι παιπαλοέσσῃ.

Da man im Altertum diese Hymnen als Werke Homers ansah, kam man darauf, sich den Dichter als blind vorzustellen. — Zu S. 13 sei bemerkt, dafs die richtigere Schreibung Klytämestra (ohne n) sich allmählich auch in Schulbüchern einbürgert.

In den Erläuterungen steht S. 210: „Hekatombe, eigentlich ein Opfer von 100 gleichartigen Opfertieren." Eigentlich ist H. doch bekanntlich ein Opfer von 100 Rindern (*ἑκατόν* und *βοῦς*). — Die Angabe S. 212 „Juno Ludovisi, nach Praxiteles" wird den Beifall der Archäologen nicht finden; wenn es auf der nächsten Seite heifst „Von alten Bildsäulen [der Athene] sind erhalten die lemnische Athene von Phidias . . .", so wird dadurch bei Unkundigen die falsche Vorstellung von einem Original des Meisters erweckt. — Der dem Poseidon heilige Baum, die *πίτυς*, wird S. 213 als Fichte bezeichnet, ein alter Irrtum, der durch „Poseidons Fichtenhain" bei Schiller besonders fest sitzt. Unsere Fichte (Rottanne) kommt in Griechenland überhaupt nicht vor (Neumann-Partsch, Physikal. Geographie von Griechenland, S. 368). Die *πίτυς* ist eine Kiefernart, wahrscheinlich die Strandkiefer. Dafs dieser für die griechischen Küsten so charakteristische Baum dem Meeresgotte heilig wurde, lag sehr nahe; das gute Schiffbauholz, das die *πίτυς* liefert, wird schwerlich der Grund gewesen sein. Noch etwas zu Poseidon: wenn ihm das Rofs heilig

[1]) Unglücklich gekürzt ist auch der Anfang des 5. Gesanges: wer ihn nur in dieser Ausgabe liest, hat gar nicht den Eindruck, dafs Odysseus nach dem Willen der Götter nach Hause gelangen soll; denn „er kehre von dannen" (V. 31) besagt nur, dafs Odysseus die Insel der Kalypso verlassen soll, und V. 34—42 sind weggelassen.

war, ja wenn er als Schöpfer desselben galt, so ist das längst und auch hier von Weineck darauf zurückgeführt, dafs die heranstürmenden Wogen mit ihren Schaumkämmen Rossen mit flatternden Mähnen gleichen. Wie sehr dies Bild sich der Phantasie aufdrängt, sieht man auch daraus, dafs der Italiener diese grofsen Wogen „cavalloni" nennt. Solche sprachliche Parallelen zu mythologischen Vorstellungen sind immer lehrreich; dafs Apollon der Pfeilschütz ist (S. 221), wird uns noch verständlicher, wenn wir daran denken, dafs unser Wort „Strahl" ursprünglich „Pfeil" bedeutete. — Apollon wird S. 220 als der „Versengende" erklärt, also von *ἀπόλλυμι* abgeleitet — eine Etymologie, die wohl die älteste, aber nicht die glaublichste ist. Mit dem Namen „Niemand", den sich Odysseus beim Kyklopen gibt, wird S. 230 unser Geschlechtsname „Niemann" verglichen. Das ist irrig; „Niemann" ist nur die niederdeutsche Form für „Neumann", bedeutet also den neu Zugezogenen (so Niemeyer = Neumayer, Nienburg = Neuenburg, Niebuhr = Neubauer). — Über die Sirenen (S. 232) ist jetzt auf Weickers Forschungen (Leipzig 1902) zu verweisen.

In dem von Weineck gegebenen Text sind Sätze allgemeinen, besonders moralischen Inhalts gesperrt gedruckt. Wozu das? Die Schüler sind ohnehin Sentenzenjäger und sehen nicht selten in Sprüchen, die beim deutschen Aufsatz als testimonia verwendet werden können, die Blüten einer Dichtung. Man sollte dieser Neigung nicht noch entgegenkommen.

Auf dem Titelblatte steht der Vers „Und die Sonne Homers, siehe, sie lächelt auch uns". Offenbar sollen diese Worte den Sinn haben: „Auch uns erfreuen noch die Gedichte Homers." Bekanntlich aber bedeuten sie im Zusammenhang der Dichtung, welche sie beschliefsen: „Uns leuchtet noch die nämliche Sonne, die schon dem Homer geleuchtet hat; die Natur ist sich gleich geblieben." Zum Motto dieses Werkchens ist der Vers jedenfalls nicht geeignet.

Regensburg. R. Thomas.

Klassische Dramen und ihre Stätten. Von Robert Kohlrausch. Illustriert von Peter Schnorr. Stuttgart 1903. Verlag von Robert Lutz.

Dieses Buch bildet einen ästhetischen Kommentar zu folgenden Dramen: Der Kaufmann von Venedig, der Widerspenstigen Zähmung, Hamlet, Romeo und Julia, Emilia Galotti, Götz von Berlichingen, Tasso, Faust (I), Fiesko, Wilhelm Tell, Kätchen von Heilbronn, der Prinz von Homburg.

Der Titel des Buches ist zu enge für den Inhalt. Der Verfasser ist allerdings gewallfahrtet zu den Stätten, an welche Tradition oder des Dichters Wille den Schauplatz der Dramen verlegte, und hat die genii locorum belauscht. Aber mit der Betrachtung des Charakters jener Örtlichkeiten sind innig verbunden Rückblicke auf die historische Grundlage der Stoffe, Vergleiche der benutzten Quellen mit dem, was der Dichter daraus gemacht hat, Mitteilungen über die Entstehungs-

geschichte der Dramen. Und dieser zweite Teil des Inhaltes übertrifft an Umfang den andern im Titel angedeuteten.

So wenig nun zwar männiglich mit den Quellen und dem Werden der klassischen Stücke genau vertraut zu sein pflegt, so ist es doch vornehmlich die Vergleichung der Schauplätze, die als eine noch weniger gebräuchliche Methode ästhetischer Beleuchtung unsere Aufmerksamkeit fesselt.

Der Verf. entwickelt selbst in der Einleitung zum ersten Stück die zwei Möglichkeiten, dafs der Schauplatz mit dem Drama im Charakter wundersam übereinstimme oder dafs ein scharfer und ebendadurch illustrierender Kontrast stattfinde.

Für diese letztere Möglichkeit ist ein interessantes Beispiel die Zähmung der Widerspenstigen, dieses ausgelassene Lustspiel, das in das fromme, antiquarisch-gelehrte Padua versetzt wird.

Die übrigen Dramen fallen alle unter die erste Kategorie, wenn schon nicht alle Stätten soviel zu sagen wissen, um bedeutsamere Beziehungen zu ermöglichen. Wie sehr aber die Gestalten eines Dramas noch die Luft ihres Geburtsortes atmen können, sogar wenn der Dichter diesen nie gesehen, welch satte Farben einzelne Szenen bekommen, wenn ein träumendes Auge sie sich zwischen die Mauern ihrer Heimat zurückzaubert, zeigt das erste Kapitel über den Kaufmann von Venedig, das geradezu glänzend zu nennen ist. Ebenso fruchtbar und ebenso packend durchgeführt ist die Betrachtung von Romeo und Julia und ihrer trotzigen Vaterstadt.

Doch soll diese Heraushebung einzelner Abschnitte und Partien keine Herabsetzung der übrigen bedeuten. Allenthalben stöfst man in dem Buche auf feinsinnige Darlegungen und Bemerkungen. Es ist in einer edlen, des edlen Gegenstandes würdigen Sprache geschrieben. Die Ausstattung des Buches durch Illustrationen und im Druck vollendet den harmonischen Eindruck und wohltuend berührt die Abwesenheit moderner Aufdringlichkeitskünste.

Wenn der Verf. seine Beobachtungen auch oft genug für die praktischen Zwecke der Bühnendekoration (im Sinne der Meininger) zu verwerten suchte, so hat er doch ein viel höheres Ziel nicht nur vor Augen gehabt, sondern auch sicher erreicht: in den Seelen der Jungen und Alten das kostbare Feuer der Begeisterung für unsere Grofsen zu erhalten und zu nähren.

Nürnberg. Dr. Wilh. Bachmann.

Schmaus, Dr. Johann, Wegweiser für den deutschen Aufsatzunterricht an den fünf untern Klassen des humanistischen Gymnasiums. Bamberg 1902 (C. C. Buchner). Preis 1.20 M.

Der Verfasser, der sich um die Regelung und Hebung des deutschen Unterrichtes, speziell auf dem Gebiete der Aufsatzlehre, unbestrittene Verdienste erworben hat, liefert mit diesem Wegweiser, der sich, wie auf dem Titel vermerkt ist, zunächst an die Buchnersche Sammlung der deutschen Lesebücher anschliefst, einen neuen schätzenswerten

Beitrag auf dem von ihm mit Sicherheit beherrschten Gebiet; es genüge bei dieser Gelegenheit zu erinnern an des Verfassers „Aufsatzstoffe und Aufsatzproben" für alle Klassen des Gymnasiums, Bamberg 1898, bespr. in diesen Blättern im 36. Bd. (1900) S. 289 ff.

Bekanntlich hat die Buchnersche Lesebuchsammlung nicht wie die Lindauersche anhangsweise „Beispiele und Pläne für Ausarbeitungen"; es ist ja auch über die Berechtigung solcher Anhänge, nebenbei bemerkt, gestritten und Klage geführt worden, da dieselben den Lehrern den besten Stoff vorwegnähmen, während doch die Neuauflagen durch zahlreiche ‚Pläne und Skizzen' neuen Stoff in Fülle zuführen. Dafs aber das Lesebuch den Mittelpunkt des deutschen Unterrichts bilden und zu deutschen Aufsätzen Anregung bieten soll, darüber dürfte Einigkeit herrschen: „Es mufs in den untern Klassen ebenso die Fundgrube für deutsche Themen bilden wie in den obern die Lektüre der antiken und vaterländischen Schriftsteller" sagt auch Schmaus in der Vorrede. So wird denn sein „Wegweiser" schon aus diesem Grunde von allen, die mit der Buchnerschen Lesebuchsammlung zu tun haben, mit Freuden begrüfst werden.

Ein Aufsatzbuch hat in der Regel theoretische, für den Lehrer bestimmte Partien und praktische, die dem Schulbetrieb angehören. Schmaus hat einen glücklichen Griff getan, indem er sich auch mit seinem theoretischen Teil direkt an den Schüler wendet und ihm in frischer, anregender und leichtverständlicher Weise zeigt, was er mit eignen Kräften auf jeder Stufe zu leisten vermag und wie er dies fertig bringen kann. Freilich hätte sich dabei wohl empfohlen, statt der Apostrophe an einen Schüler durchgängig den Plural zu gebrauchen. Ein zweiter beachtenswerter Vorzug des Buches liegt darin, dafs die Themen grundsätzlich nicht zu hoch gestellt sind, wozu wir leider, besonders in einer Grofsstadt, uns nur zu leicht verführen lassen. Mit besonderem Geschick ist drittens das Prinzip der Entwicklung, des allmählichen Aufsteigens vom Leichteren zum Schwierigeren, vom Einfachen zum Zusammengesetzten gewahrt; so liegt z. B. die Steigerung von der 4. zur 5. Klasse darin, dafs in jener die Beschreibung von Einzelgegenständen, in dieser Gruppenbilder verlangt werden; auch soll ein Ding nicht blofs beschrieben, sondern es sollen auch die Wirkungen, die es auf Geist und Gemüt äufsert, dargestellt werden (S. 83 f.). So wird unvermerkt das Objektive zum Subjektiven, die Schilderung zum Stimmungsbild; der jugendliche Geist mufs aus sich herausgehen und urteilen lernen. Endlich liegt noch ein didaktischer Vorzug darin, dafs der Verf. durch irgend einen geschickten Kunstgriff den Schüler in eine persönliche Beziehung zu seinem Arbeitsstoff zu bringen weifs, so dafs er nur über das zu schreiben braucht, was er äufserlich und innerlich erlebt hat.

Was die Aufsatzarten betrifft, so begegnen uns bei Schmaus neben alten Bekannten, wie Veränderung des Standpunktes, Kampfgespräche usw. auch einige neue, nämlich 1. Übertragung von Fabeln auf das menschliche Leben, 2. Verschmelzung zweier Fabeln, 3. Vergleichung von Erzählungen, wobei der Unterschied schliefslich in einer

gröfseren Periode zusammengefafst wird, diese Satzgebilde also in natürlicher Weise für den Aufsatz fruchtbar gemacht werden (S. 79).

Im einzelnen bemerke ich folgendes. Bei entlehnten Aufsätzen wäre eine genauere Quellenangabe wünschenswert. Von den Aufgaben pafst wegen der formellen Einkleidung wohl nicht die S. 12: Eine Frau erzählt ihrer Nachbarin von der Herzensgüte Ludwig I. S. 28: In Briefen an Verwandte empfiehlt es sich die Schüler an respektvolle Formen (der Herr Onkel und nicht: der Onkel) zu gewöhnen. S. 31: Ob es möglich ist, eine antike Sage nach einem Muster mit verwandtem Inhalt nachzubilden, z. B. die Niobesage nach der Vorlage der von Tantalos, möchte ich bezweifeln: von den griechischen Sagen hat jede zu sehr ihr individuelles Gepräge. S. 33: Das Thema ‚Ein Jüngling trifft nach mehreren Jahren seinen Lehrer wieder und dankt ihm für seine Strenge' kann man, um offen zu sein, Schülern nicht zumuten. S. 38: Die Teilschilderung von Chamissos Gedicht ‚Die Sonne bringt es an den Tag' unter dem sonderbaren Titel ‚Auf freiem Felde', d. i. die Ermordung des Juden, möchte ich schon aus ästhetischen Gründen nicht verwendet sehen. S. 54: Die Beschreibung ‚Entwicklung des Schmetterlings' hat den mir wenig zusagenden Schlufs: „Ich tötete ihn mit Schwefeläther und brachte ihn auf mein Spannbrett. Nach zwei Wochen steckte ich ihn in meine Schmetterlingssammlung." Die Jugend ist ohnehin gewöhnt jeden Schmetterling und Käfer, den sie sieht, einfangen zu wollen; sie gewöhne sich vielmehr daran auch armen Tierchen ihre Lebensfreude zu gönnen! Sie beobachte das lebende Tier und begnüge sich zur Erinnerung mit einem guten Käfer- oder Schmetterlingsbuch! Dies nur meine Meinung, die ich natürlich niemand aufdrängen will. S. 76: Vor den Beinamen Heinrich I. ‚der Finkler' und ‚der Städtegründer' vermisse ich bezeichnende Beiwörter; dort ‚nichtssagend', hier ‚ehrenvoll'. Endlich sei noch die Bemerkung gestattet, dafs die vorkommenden Beschreibungen und Schilderungen oft zu sehr das spezifisch bambergische Kolorit aufweisen; mag darin ein Vorteil für die Benützung an dortigen Gymnasien liegen, so empfehlen sich im allgemeinen doch mehr typische Stilproben.

Zum Schlusse sei das gediegene, praktische Büchlein den Lehrern des Deutschen in den 5 unteren Klassen nochmals als ‚Wegweiser', was es in der Tat ist, aufs beste empfohlen.

München. Dr. J. Menrad.

Johann Nep. Schwäbl, Die altbayerische Mundart. Grammatik und Sprachproben. Herausgegeben auf Veranlassung und mit Unterstützung des Vereines für bayerische Volkskunde und Mundartforschung. München 1903. Verlag der J. Lindauerschen Buchhandlung (Schöpping). X und 113 S. Preis brosch. 3.20 M. (für Vereinsmitglieder 2.40 M.).

Der Verfasser, Prof. an der Kgl. Realschule in Regensburg, gibt in dem vorliegenden Werkchen, der reifen Frucht langjähriger Vor-

studien, nach einigen allgemeinen Vorbemerkungen bezüglich der einigermafsen verwickelten Schreibweise der mundartlichen Laute eine auf historischer Grundlage aufgebaute Darstellung des Lautstandes (S. 2—50) und des Formenschatzes (S. 50—91) der altbayerischen Mundart. Zur Beleuchtung der gewonnenen Einzelergebnisse dient eine Reihe von Sprachproben (S. 92—113) aus dem Gebiete der echten Volksdichtung und Volksprosa. Zur Unterlage der Abhandlung ist die Rottaler Untermundart gewählt. Von dieser Basis aus werden abweichende Spracherscheinungen der anderen Gegenden des behandelten Sprachgebietes herangezogen, ein durchaus berechtigtes Verfahren, da es ja keine einheitliche altbayerische Gesamtmundart gibt. Von besonderem Wert ist die beständige Rücksichtnahme auf das „Hochdeutsch" des Altbayern, dessen eigenartiger Tonfall und dessen Tonfolge ihn auch hier nirgends die heimische Mundart verleugnen lassen. Die für die einzelnen sprachlichen Erscheinungen der Mundart angezogenen Beispiele sind meistens nicht durch abgerissene Einzelwörter, sondern durch Wortformen im lebendigen Zusammenhang des Satzganzen gebildet. Dabei heimelt uns das warme Gefühl für seines Stammes Eigenart, das der Verfasser mitten aus der sachlich gehaltenen Darstellung heraus in den Anmerkungen zum Durchbruch kommen läfst, freundlich an. Die beigegebenen Sprachproben, dem lebendigen Volksmund abgelauscht, haben nicht nur Wert für die Erkenntnis der behandelten Mundart, sondern auch für die Volkskunde im weiteren Sinne des Wortes. Die S. 96 mitgeteilte hübsche Erzählung von den Rebhehndln zum Beispiel ist eine dialektische Variante zu dem in der Grimmschen Sammlung (KM I. 77) mitgeteilten Märchen von dem klugen Gretel, das hier in seiner mundartlichen Sondergestalt auch inhaltlich für den Altbayern charakteristisch ist, wenn als der zu den gebratenen Rebhehndln geladene und dann angeblich bedrohte Gast — der Herr Pfarrer auftritt. Der Schwank von De drei Webestechte (S. 100) enthält in einem seiner gelungenen Einzelzüge jene uralte Wendung, die schon Hans Sachs in seinem fahrenden Schüler im Paradies und darnach die KM II. 104 aufgegriffen haben. Gerade wegen des Wertes dieser volkskundlichen Zeugnisse wäre es von Belang gewesen, wenn der Verfasser ihren Ursprungsort genauer bezeichnet hätte. Hoffentlich findet er in einer zweiten Auflage Gelegenheit das Versäumte nachzuholen. Die schönste Anerkennung für die treffliche Arbeit ist die Tatsache, dafs ihr der Verein für bayerische Volkskunde und Mundartforschung den Weg in die Öffentlichkeit gezeigt hat, ihre beste Empfehlung das Begleitwort, das ihr der Vorstand des Vereins Professor O. Brenner, der gründliche Kenner von Bayerns Mundarten, auf diesen Weg mitgegeben hat.

Augsburg. Friedrich Beyschlag.

Paul Cauer, Palaestra Vitae. Eine neue Aufgabe des altklassischen Unterrichtes. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung, 1902.

Die neue Zeit stellt an den klassischen Unterricht neue Forderungen. Um zu beweisen, dafs auch in der von wirtschaftlichen und politischen Kämpfen erfüllten Gegenwart das Studium der Antike noch erzieherische Kraft habe, stützt sich der Verfasser auf die Erkenntnis, dafs im Altertume die Ansätze zu all den verschiedenen Interessen und Aufgaben der modernen Kultur liegen. Damit nun der jugendliche Geist tüchtig gemacht wird, die ihn umgebende moderne Welt zu begreifen, müssen beim philologischen Unterrichte jene Keime oder Ansätze aufgesucht und entwickelt werden. Das läfst sich erreichen, wenn in ihm die Realien zur richtigen Geltung kommen, wenn neben der sprachlichen Ausbildung auch die geographischen, wirtschaftlichen, politischen und künstlerischen Elemente verfolgt werden. Es unterscheidet sich aber Cauer von Wilamowitz, der in seinem griechischen Lesebuche neue Stoffe in die Schullektüre einführen wollte, dadurch, dafs er in den klassischen Werken selbst die Anknüpfungspunkte für die Vermittlung realer Kenntnisse und für Betrachtungen über den Zusammenhang der modernen Kultur mit der antiken Welt finden will.

Was zunächst die Realien anlangt, so scheint der vorgeschlagene Weg sich nicht zu empfehlen. Viele der in den ersten Kapiteln vorgelegten Proben erregen doch zu schwere Bedenken, als dafs man vertrauen kann, es werde durch dieses Verfahren die „neue" Aufgabe des gymnasialen Unterrichts erfolgreich gelöst werden.

Zunächst ist die Anknüpfung mehrmals rein äufserlich; das Gebotene steht mit dem Stoffe, der eben behandelt wird, nicht immer in unmittelbarem Zusammenhange; manches erscheint gewaltsam herangezogen. Im ersten Abschnitte z. B. soll die Aufmerksamkeit auf einiges, was das Altertum der Mathematik und den Naturwissenschaften vorgearbeitet hat, gelenkt werden. Von dieser Absicht geleitet glaubt der Verfasser, dafs bei der Lektüre von Ciceros Tuskulanen, von Horazens Satiren und Episteln sich öfter Anlafs biete, über Epikur zu sprechen und der Geringschätzung entgegenzutreten, in die er unverdientermafsen geraten sei. Dabei könne der Lehrer von dem Werke des Lukrez (hier wird eingeschaltet, dafs diese Schrift inmitten der Nöte des siebenjährigen Krieges Friedrichs des Grofsen Lieblingslektüre war) etwas erzählen und darauf hinweisen, wie der Darwinsche Gedanke der Entwickelung in der Naturlehre des Epikur schon deutlich ausgebildet sei. Es folgt sodann die Belehrung, dafs auch Epikur ihn bereits von Demokrit übernommen habe. Hierauf wird auf die Physikstunde zurückgegriffen. In ihr können die Primaner gehört haben, dafs Demokrit der Schöpfer der Methode ist, die Bewegungen und Veränderungen der Körper dadurch zu erklären, dafs man sie aus allerkleinsten, nicht mehr zerlegbaren Teilen zusammengesetzt denkt. Jetzt ist der Begriff „Atom" erreicht. Und von diesem aus wird auf die Chemie übergegangen, durch deren Entdeckungen die Atomentheorie aufs glänzendste bestätigt worden sei. — Seite 13 ist

gar nicht versucht, einen Anknüpfungspunkt in einem Schriftsteller zu finden. Der Verf. schafft sich einen Anlafs durch Erfindung einer Situation.

Ferner ist gewifs der pädagogische Rat Lessings recht verständig, man solle die Schüler beständig aus einer Scienz in die andere hinübersehen lassen; aber deshalb braucht man über die neue Wissenschaft nicht gleich ein ganzes Kollegium zu lesen. Dazu führt im 3. Abschnitte des 1. Kapitels die Verbindung des philologischen Unterrichts mit dem in den Realien. Cauer geht von der Entdeckung des Grabmals des Archimedes aus (Cic. Tuscul. V, 23, 64 f.); er kommt dann auf das Rechnen im Altertum, ferner darauf, wie die allgemeine Aufgabe, eine Summe mit sich selbst zu multiplizieren, damals angegriffen wurde, weiterhin auf das konstruktive Verfahren zum Ausziehen von Quadratwurzeln, auf die Einführung der Buchstabenrechnung im Mittelalter, auf die Entdeckung Descartes', auf die Begründung der Analysis des Unendlichen durch Leibniz und Newton und endlich auf Gebilde im n-dimensionalen Raume. Er mufs selbst zugeben, dafs solche Betrachtungen in den mathematischen Unterricht gehören; vgl. Seite 19: „Mit Primanern habe ich gern einmal in einer mathematischen Vertretungsstunde diese Fragen erörtert etc." Aber solche Stoffe können den Schülern nicht durch eine gelegentliche Behandlung nahe gebracht werden; sie erfordern wiederholte Besprechung, Einübung, zu viel Zeit, als dafs sie als *πάρεργα* betrachtet werden dürfen. Ref. fürchtet, dafs Cauers Erörterungen nicht in die gute Erde gefallen sind und Frucht gegeben haben.

Sodann wird das Verständnis für Poesie nicht erschlossen oder gefördert, wenn die Schüler angehalten werden ihr geographisches Können an ihr zu entwickeln. Man hat es als eine Versündigung an Homer bezeichnet, wenn man seine Schilderungen erklären wolle, als ob man eine Generalstabskarte vor sich hätte. An dieses Wort wird man erinnert, wenn man folgende Stelle (Seite 34) liest: „Auch bei Dichter-Lektüre findet der junge Geograph seine Rechnung. Wo die Freier in der Odyssee dem Königsohn auflauern; warum dieser, als er aus Pylos zurückkehrt, von Athene angewiesen wird, am ersten Vorsprung der Insel anzulegen; welchen Weg Eumäos und der Bettler nach der Stadt nehmen müssen, wie viel Zeit er etwa erfordert: das alles läfst sich, wenn der Lehrer nur wenig hilft, zu klarer Vorstellung bringen." Ja, Cauer läfst die Schüler sogar berechnen, wieviel Knoten „in der Stunde" die alten griechischen Helden bei einer Seefahrt gemacht haben mufsten.[1]) Es geht doch nicht an, Homer also zu lesen. Steht denn übrigens fest, dafs Homer eine bis in das einzelnste genaue Vorstellung von Ithaka hatte? Cauer freilich glaubte,

[1]) Seite 34 f.: „Nicht minder gut weifs der blinde Sänger auf dem Ägäischen Meere Bescheid. Wenn er den zürnenden Achill drohen läfst, er werde nach Hause fahren und könne am dritten Tage in Phthia sein, so ist das nicht aus der Luft gegriffen; die Schüler mögen selbst nachmessen und berechnen, wieviel Knoten in der Stunde bei solcher Fahrt gemacht werden mufsten." Übrigens ist der Ausdruck „Knoten in der Stunde" verkehrt.

dies bezüglich des heutigen Thiaki annehmen zu dürfen — wenigstens bis zum Sommer 1902. Denn inzwischen hat Prof. Dörpfeld behauptet, nicht Thiaki, sondern Leukas sei das Ithaka des Odysseus gewesen. „Bei einem Besuche in Düsseldorf im Sommer 1902 hatte Dörpfeld die Liebenswürdigkeit, seine Ansicht unter Zuhilfenahme von Karten und Bildern vor einem kleinen Kreise von Fachgenossen ausführlich zu begründen." (Seite 142 f.). Diese Vorlesung genügte, um Cauer für die Leukashypothese zu gewinnen. Und jetzt soll der Lehrer, was er früher an Thiaki „zu klarer Vorstellung gebracht hat", auf Leukas nachweisen; vgl. Seite 142: „Die erste Hilfe freilich mufs dem Lehrer selbst Dörpfeld geleistet haben, mit der Erkenntnis, dafs nicht Thiaki, sondern Leukas das „Ithaka des Odysseus gewesen ist." Alles, was Ref. über diese Ansicht Dörpfelds gehört und gelesen hat, ist geeignet, Zweifel zu erwecken.[1]) Jedenfalls wäre es schlecht angebracht, sie bei dem jetzigen Stande der Frage im Gymnasium zu lehren. — Seite 37 werden Stellen aus Herodot, Cäsar und Tacitus zur Belehrung über Ebbe und Flut verwertet. Der Verf. ist der Meinung, die Schüler würden auf diese Weise über das wichtigste Stück der Meeresnatur eine Kenntnis erhalten, die ihnen Freude mache und zu dauern verspreche, weil sie nicht fertig übernommen, sondern mit eigenem Verstande erarbeitet sei. Aber diese Auffassung verkennt den Entwickelungsstand der Schüler; wenn diese Herodot und Tacitus lesen, so sind sie mit der Erscheinung der Gezeiten so vertraut, dafs von einem Erarbeiten nicht mehr die Rede sein kann.

Endlich müssen wir allerdings oftmals bei der Lektüre die Schüler anhalten, sich die Welt in der Weise der Alten vorzustellen, wir müssen auf deren Planetensystem, auf die Bestimmung der Zeiten nach Sternbildern eingehen. Vertrautheit mit astronomischen Verhältnissen ist eben ein Stück der antiken Weltanschauung. Aber Cauer dehnt auch die Belehrung in der Himmelskunde zu weit aus, er handelt von dem Unterschied in der Schilderung der Gestirne zwischen Homer und Horaz; die wichtigsten Sternbilder sollen ferner den Schülern bekannt werden mit ihrer Bedeutung „fast darf es heifsen ihrer Geschichte"; die Knaben sollen lernen, aus der Natur etwas von ihren unvergänglichen Ordnungen und Gesetzen herauszulesen. Auch das kann nicht durch gelegentliche Behandlung erreicht werden. Und übrigens: man soll Cäsar nicht als Beispielsammlung zur lateinischen Grammatik lesen, aber auch nicht die Werke der Dichter als astronomische Lehrbücher.

Der von Cauer empfohlene Weg scheint also nicht wohl gangbar. Er kann dazu führen, dafs dem philologischen Unterrichte ohne entsprechende Frucht viel Zeit entzogen, dafs die Lektüre verkehrt betrieben und Stoffe herangezogen werden, die von der behandelten Stelle weit abliegen. Die sachlichen Erklärungen, die zum Verständnis der Schriftsteller gegeben werden, sollen knapp, allgemein verständlich sein und mit dem Gelesenen in engem Zusammenhange stehen.

[1]) Vgl. Neue philol. Rundschau, 1903, 271 (Nr. 12).

Zutreffend heifst es in den bayerischen Anweisungen für den altsprachlichen Unterricht vom 10. April 1903: „Bei der gemeinsamen Lektionsarbeit soll weder die sachliche noch die sprachliche Erklärung breitspurig angelegt sein und nicht alles mögliche Beiwerk von überallher zusammenholen und in den Text hineintragen." Sollen aber die Schüler wirklich bis zu einem gewissen Grade in das eingeführt werden, was die Alten in realen Fächern „vorgearbeitet" haben, so mögen sie sich dessen aus besonderer Lektüre bewufst werden. Für diese empfiehlt sich aber nicht ein Fachschriftsteller, sondern ein Autor, der reales Wissen in einer mehr allgemein gehaltenen Fassung vermittelt. Ein solcher ist Plinius. In seiner mathematisch-physikalischen Beschreibung des Universums, seiner Geographie und Anthropologie, auch in seiner Kunstgeschichte finden sich passende Abschnitte. Die Forderung, in die alte Lektüre reale Stoffe einzuführen, ist nicht neu; ihr suchten die Chrestomathien von J. M. Gesner und später die von L. Urlichs zu entsprechen. Aber es scheint nicht, dafs sie weite Verbreitung gefunden haben; in der bayerischen Schulordnung wenigstens ist Plinius nicht unter jene Schriftsteller aufgenommen, aus welchen eine Auswahl für die Lektüre zu treffen ist. K. Welzhofer beklagt dies in seinem rühmlich bekannten Beitrage zur Handschriftenkunde der Naturalis Historia des Plinius (München 1878) in sehr beachtenswerten Worten. [1])

Soviel über die drei ersten Kapitel. In den folgenden „Wirtschaftsleben", „Staat und Politik", „Geschichte" wird an Beispielen gezeigt, wie Zustände und Einrichtungen der Alten durch moderne Analogien deutlich gemacht werden können, wie ferner die Vertiefung in das klassische Altertum nicht vom Verständnis der Gegenwart ablenkt, sondern dazu hinführt (S. 66). Diese Teile des Buches sind wertvoll; sie können dienlich sein, die in den oben genannten bayerischen Anweisungen für den altsprachlichen Unterricht Seite 7 Abs. 2 gestellte Forderung (Heranziehung der Verhältnisse der Gegenwart) zu erfüllen. Es würde hier zu weit führen, über die vorgelegten Proben zu berichten. Jene Anweisungen [2]) bestimmen ferner, die Eigenart der behandelten Schriftsteller dem Verständnisse des Schülers nahe zu bringen und aus ihm ethische Keime für die Charakterbil-

[1]) Seite 71 Anm.: Mit Bedauern mufs man sehen, dafs im Lehrplan der bayer. Gymnasien dem Plinius kein Plätzchen angewiesen ist. . . . Es ist in der Nat. Hist. sowohl des Interessanten als auch des Belehrenden und allgemein Bildenden weit mehr enthalten als in manchem Werke eines gefeierten Klassikers. . . . Man findet darin Bruchstücke einer Kunde von Staats- und Privataltertümern der klassischen Vorzeit, stammend aus der Feder eines Klassikers, eines für sein Vaterland begeisterten Römers. Man findet darin Betrachtungen über das Leben des Menschen und über des Menschen Wohnstätte und über das ganze Weltall . . . ein grofsartiges, das gesamte Gebiet des Könnens und Wissens der antiken Welt in herrlichen Bildern umfassendes Gemälde, aufgerollt vom gelehrtesten Manne seiner Zeit, der auch beim rauhen Kriegshandwerk und bei der Verwaltung von Finanzgeschäften die Lust besafs und die Mufse fand, dem stillen, edlen Dienst der Musen zu obliegen.

[2]) Ich knüpfe hier an sie an, um den praktischen Wert dieser Kapitel der Cauerschen Schrift zu zeigen.

dung zu entwickeln. Dazu können das 7. und 9. Kapitel nützlich sein: in dem einen sind Cornel, Cäsar, Xenophon, Herodot, Livius, Sallust, Tacitus und Thukydides charakterisiert, in dem andern ist die Frage behandelt, ob aus den Alten Gewinn für ethische Bildung zu ziehen ist. — Ein umfangreicher Abschnitt ist der Kunst gewidmet. Betrachtungen jedoch, wie sie Seite 100—116 angestellt sind, werden die schlummernde Kraft des Sehens nicht wecken können, worauf es doch bei einer Erziehung zur Kunst und durch Kunst am meisten ankommt, sondern können zu dem bedauerlichen Nachbeten der vorgetragenen Ansichten seitens der Schüler führen.

Nicht Anfängern im Lehramte, sondern solchen Schulmännern, die bereits durch Unterricht in mittleren und oberen Klassen sich gröfsere Erfahrung gesammelt haben, ist das Buch zu empfehlen. Diese werden nun freilich nicht wenig Bekanntes in ihm finden. Der Verf. sagt selbst im Vorworte, dafs er die Ergebnisse fremder wissenschaftlicher Arbeit nach Kräften verwertet habe. Das ist nun in Büchern über praktische Pädagogik einmal so; Matthias sagt am Ende seiner Pädagogik (1. Aufl. S. 221): „Manches ist in ihr enthalten, was ich andern verdanke, die hier oder dort im Schulamt mich eingeführt, geleitet oder begleitet haben. . . . Vieles auch verdanke ich der reichen pädagogischen Literatur, die Anregung gegeben, man weifs oft selber nicht mehr recht, wann und wo und wie.“ Indessen sind bei Cauer die benützten Werke z. B. jene von Pöhlmann, Neumann, Partsch, Nissen, Eduard Meyer, Philippson sorgfältig angeführt. Werden aber diese Werke durch Bücher wie die Palaestra Vitae den philologischen Lehrern näher gebracht oder ferner gerückt? Es ist das letztere zu befürchten. Und daraus ergeben sich Bedenken gegen diese vermittelnde Literatur. Die philologischen Lehrer sollen selbst solche Werke für Unterrichtszwecke ausbeuten. Das ist nicht so bequem; aber auch hier kann gelten, dafs der Gewinn an Kraft (S. 115) und der Erfolg beim Unterrichte um so gröfser sein werden, je gröfserer Kraft es bedurfte, sich die für den Unterricht erforderlichen Kenntnisse zu erarbeiten.

München. Karl Rück.

L. Annaei Senecae tragoediae. Peiperi subsidiis instructus denuo edendas curavit Gustavus Richter. Lipsiae, in aedibus B. G. Teubneri 1902. S. XLIV u. 500.

Um die textkritische Bearbeitung der uns im E und in A d. h. im cod. Etrus. und in der rec. volg. überlieferten Tragödien Senekas (samt der praetexta Octavia) haben sich aufser Friedr. Leo [1]) bekanntlich Rud. Peiper in Gemeinschaft mit Gust. Richter unbestreitbare Verdienste erworben. Nachdem dieselben vor 35 Jahren (1867) die Ergebnisse ihrer eingehenden und wohl auch mühseligen Forschungen in einer Gesamtausgabe der neun, bzw. zehn Tragödien veröffentlicht

[1]) L. Annaei Senecae tragoediae, recensuit et emendavit Frid. Leo. Berolini apud Weidmannos 1879. Vol. primo De Senecae tragoediis observationes criticae, vol. altero Sen. trag. et Octavia continentur.

und auch inzwischen in kleineren, diesbezüglichen Abhandlungen die weiteren Resultate ihrer Untersuchungen niedergelegt hatten[1]), ist nun die oben angeführte Ausgabe in zweiter Auflage erschienen, „Rudolfi Peiperi manibus sacrum", da dieser verdienstvolle Gelehrte mittlerweile „vitae et literis ereptus est" (l. c. p. V). Um aber über Bedeutung und Zweck der vorliegenden neuen Ausgabe völlig aufgeklärt und orientiert zu werden, lassen wir G. Richter am besten selbst das Wort ergreifen:[2]) „Das Ergebnis unserer mühevollen Untersuchungen ist ein bescheidenes und kann nur einen textgeschichtlichen Wert beanspruchen. Aber selbst die textgeschichtlichen Probleme sind keineswegs zur vollen Lösung gelangt. Dazu würde es noch weiterer, ausgedehnter handschriftlicher Forschungen bedürfen. Für den Zweck der neuen Ausgabe sind sie entbehrlich, denn für die Kritik des Textes und seine Emendation ist von dieser Seite nichts mehr zu hoffen. Die neue Bearbeitung der Tragödien hat die Aufgabe, unter Fernhaltung früherer Übereilungen und unter Verwertung des reichen Ertrages der inzwischen geleisteten Forschungsarbeit einen gereinigten und nach wissenschaftlichen Grundsätzen gestalteten Text zu bieten. Zugleich sollen dem Leser die zur Beurteilung der Textgestaltung erforderlichen Angaben über die Lesarten der Handschriften und die Emendationsversuche der Forscher in knapper und übersichtlicher Form an die Hand gegeben werden."

Diese Worte können mit Recht gewissermafsen als Programm der ganzen Ausgabe dienen und überheben uns, weil das, was sie in Aussicht stellen, auch eingehalten wird, einer weiteren Analyse derselben. Dem Fachgelehrten sei nur bemerkt, dafs die praefatio G. Richters gegenüber jener der ersten Ausgabe dem Refer. übersichtlicher und sachgemäfser erscheint und dafs dieselbe in drei Abschnitte zerfällt: Cap. I. De novae editionis ratione et consilio (p. V — p. XXII). Cap. II. De tragoediis veterum testimonia studiorumque Annaeanae tragoediae per medium aevum propagatorum indicia (p. XXII — p. XXXI). Cap. III. Conspectus lectionis Peiperianae (p. XXXI — p. XLI) d. i. ein spezielles Verzeichnis derjenigen Varianten bzw. Emendationen, bei welchen zwischen G. Richter und seinem verewigten Mitarbeiter und Freunde R. Peiper eine völlig gleiche Anschauung nicht erzielt werden konnte.[3]) Es folgt dann noch ein „Conspectus librorum in adnotatione critica solis scriptorum nominibus vel brevioribus notis allatorum", worauf die einzelnen Tragödien nach der im E gegebenen Reihenfolge[4]) mit sorgfältiger Berücksichtigung der bis auf die neueste Zeit erzielten

[1]) Rud. Peiper: 1. Observatorum in Senecae tragoedias libellus. Vratislaviae 1863. 2. Praefationis in Senecae tragoedias supplementum. Vratisl. 1870. 3. Se Senecae tragoediarum lectione vulgata. Vratisl. 1893.
Gust. Richter: 1. De corruptis quibusdam Senecae tragoediarum locis. Jenae 1894. (Vom Ref. in diesen Blättern besprochen Bd. XXXIV, S. 469—471.) 2. Kritische Untersuchungen zu Senekas Tragödien, Jena 1899.

[2]) Krit. Unters. usw. S. 28 ff.

[3]) Vgl. praef. p. VI u. VII.

[4]) Vgl. Geschichte der röm. Literatur von Martin Schanz, München, C. H. Becksche Verlagsbuchh., 1901, II[2] S. 40 und G. Richter, l. c. p. XLIV.

kritischen Verbesserungen des Textes, nebst einem fortlaufenden, unter diesen gesetzten Verzeichnis der zahlreichen, handschriftlichen Varianten vorgeführt werden. Fügen wir noch hinzu, dafs am Ende (nach „Incerti Octavia") ein übersichtlicher Index nominum et rerum (S. 431 bis S. 491), sowie ein Index orthographicus (de orthographia codicis E) (S. 492—500) gegeben wird und dafs auch die äufsere Form des Buches nach jeder Hinsicht — auch in Bezug auf eventuelle Druckversehen — eine tadellose genannt werden mufs, so glauben wir unserer Referenten- und wohl auch Rezensentenpflicht vollauf genügt zu haben.

Günzburg. Alfons Steinberger.

Ludw. Bergmüller, Einige Bemerkungen zur Latinität des Jordanes. Progr. des St. Anna Gymnasiums zu Augsburg 1903. 52 S. 8.

Nachdem Mommsen in seiner Ausgabe des Jordanis diejenigen Stellen eruiert hatte, welche in der Getica und in der Romana nicht auf bekannte Quellen zurückgehen, hatte zuerst Wölfflin Arch. f. lat. Lex. XI, 361—368 sich mit der Sprache des Jordanis beschäftigt. Diese Bemerkungen sucht vorliegende Arbeit nach verschiedenen Seiten hin zu vervollständigen. Mit Recht hebt Verf. den Einflufs hervor, den das Bibellatein auf die Schreibweise des Jordanis gehabt hat, und wir erhalten in diesem ersten Abschnitt gesicherte und nicht unwesentliche Nachträge zu Rönschs Itala und Vulgata; hier konnten übrigens die p. 14 sub. h und i aufgeführten Gräcismen und Hebraismen in die p. 10 aufgeführten termini technici der Kirchensprache eingereiht werden. Verf. macht dann sehr richtig auf den weitgehenden Gebrauch von rhetorischen Darstellungsmitteln aufmerksam, den Jordanis allerdings mit seiner ganzen Zeit teilt. Die von ihm hier gebotenen Zusammenstellungen sind mit Sorgfalt und Umsicht gegeben.

Bei der Aufzählung der dichterischen Wendungen scheint manches weniger auf die Kenntnis von Dichtern als auf die Anlehnung an das Bibellatein zurückzugehen, welches letztere doch sehr viel poetische Ausdrücke besitzt; und dasselbe scheint der Fall bei nicht wenigen von den bemerkenswerten Einzelheiten zu sein. Den Schlufs bilden kritische Nachträge zu Mommsens Text. Hier hat sich Verf. mehrmals mit Recht an die von Holder aufgenommenen Lesarten angeschlossen, während er sonst einige brauchbare Emendationen gibt, so Get. 11 triquaetrae, 22 sub una plaga, 49 potitae statt patratae, 258 cuius arcula.

Verf. ist im Anfange (p. 5 ff.) den schwierigen Controversen nicht aus dem Wege gegangen, ob Get. 265 ante conversionem meam den Eintritt ins Kloster oder den Übertritt zum Christentum bedeuten, ob der Adressat der Romana der Papst Vigilius sei und ob Jordanis Bischof gewesen sei. Er hält die Conversion für den Übertritt und bejaht die zwei letzten Fragen. Die Gründe, die er hier beibringt, sind aber doch nicht so stichhaltig, dafs Ref. überzeugt wird; ohne Auffindung neuen Materials dürfte eine sichere Entscheidung nicht getroffen werden

können. — Mögen dieser mit Umsicht und Sachkenntnis geschriebenen Arbeit bald weitere folgen!

Radebeul b. Dresden. M. Manitius.

Hilfsbücher für den Unterricht in der lateinischen Sprache von Prof. Dr. Vogel und Oberlehrer Dr. Schwarzenberg. II. Teil, Lateinisches Lehr- und Übungsbuch, Sekunda. Leipzig, Teubner, 1900. 208 S.

Das vorliegende Übungsbuch, das in seinen beiden Teilen Lese- und Übungsstoffe für Obertertia (5. Kl.) und teilweise auch noch für Sekunda (6. Kl.) enthält, will den Bedürfnissen der neuen Reformschulen (Gymnasien) mit lateinlosem Unterbau Rechnung tragen; allerdings kann es auch in anderen Schulen mit Lateinbetrieb benützt werden.

Dasselbe behandelt in 182 Übungsstücken, von denen 33 sog. freiere Aufgaben, d. h. Anlehnungen an Ciceros Reden pro lege Manilia und pro Archia poeta sind, die gesamte Lehre von der Syntax der Nebensätze. Die gebotenen Materialien lassen durch ihren Aufbau und ihre Auswahl durchweg erkennen, dafs sie aus der Praxis in der Schule hervorgegangen, also nicht „Handarbeit" ad hoc sind; besonders die Wiederholungsaufgaben, welche den Schlufs der einzelnen behandelten Abschnitte bilden, können in der Tat als Musterkompositionen bezeichnet werden, so z. B. die Kapp. 67—68 (or. obliqua), 94–98 (Konsekutivsätze), 136–142 ff. (Conditionals.). Jeder Satz ist derart ausgewählt, dafs er den Schüler fortwährend zwingt die betreffende Regel der Grammatik im Gedächtnisse zu haben, wieder andere zu repetieren, kurz jeder Satz ist auch in seinen kleinsten Teilen auf die Grammatik „zugeschnitten". Ja es möchte einem bisweilen erscheinen, als ob die Verfasser in dieser Hinsicht des Guten zu viel getan und in dem Bestreben möglichst instruktiv die einzelnen Sätze zu gestalten, die certi fines überschritten haben.

Nur die freieren Aufgaben, welche, wie schon erwähnt, sich an zwei in stilistischer Hinsicht sehr ergiebige Reden Ciceros anschliefsen, machen hierin eine Ausnahme; denn dieselben bieten nichts als wörtliche Paraphrasen des lateinischen Textes und enthalten deshalb für den Schüler keine Schwierigkeiten, verfehlen also den Zweck des lateinischen Grammatikunterrichtes; so z. B. ist das Kap. 173, de auctoritate Pompei mit wenigen Auslassungen eine wortgetreue Wiedergabe der §§ 43—45 der Ciceronianischen Rede, ebenso Kap. 174 usw. Allerdings will der Verfasser den Forderungen der preufsischen Lehrpläne von 1892, welche für die Auswahl der lat. Stilübungen einen „engen" Anschlufs an die Lektüre vorschreiben, gerecht werden, aber er hat die Tendenz, welche dieselbe mit ihrer Anordnung verfolgt, in den Hauptpunkten völlig verkannt.

Nicht minder tadelnswert erscheint sodann der sprachliche Ausdruck in den vorliegenden Übungsstücken. Bei dem Bestreben des

Verfassers möglichst viele grammatische Regeln einzuflechten, ist die Diktion nicht selten schief oder hart geraten. Ausdrücke wie „sich auf den Krieg legen" Kap. 164, 167, „er litt an Schulden" Kap. 32, oder bandwurmartige Satzgefüge, in denen Konjunktionalsätze mit „dafs, weil" gleich dreimal wiederkehren z. B. Kap. 89, oder die Anreihung von drei und mehreren Nebensätzen in einem Satze und viele derartige sprachliche Härten und Verstöfse treten fast in jedem Stücke störend zutage. Auch mangelt es in vielen Beispielen an Klarheit, wie z. B. Kap. 47: Der Vater zürnte dem Sohne nicht, dafs er törichterweise mit einem Teil der Schätze von Hause sich entfernt hatte, da er (?) wohl wufste, dafs er, bevor er (?) nach Hause zurückgekehrt sei, sein Unrecht bereuen werde. Lächerlich klingen Beteuerungen wie: Kap. 19, Ich will nicht von römischen Eltern geboren sein, wenn . . .; Kap. 20, In das tiefste Elend will ich sinken, wenn! Von den zahlreichen Ausstellungen, welche Ref. in dieser Beziehung machen könnte, nur diese wenige; sie lassen klar erkennen, dafs die Verfasser fast durchweg an der Glättung und Feinheit des sprachlichen Ausdrucks es fehlen liefsen, ein Fehler, welcher den didaktischen Wert des sonst so trefflichen Buches in etwas schmälert; möge daher bei einer Neuauflage desselben recht fleifsig die bessernde Hand angelegt werden!

Denjenigen Lehrern, die nach Vorlagen für lateinische Schulaufgaben suchen, kann das besprochene Übungsbuch bei seiner Reichhaltigkeit recht passende Stoffe bieten.

Lateinisches Übungsbuch für die erste Klasse der Gymnasien und verwandten Lehranstalten von Rudolf Konseck, prov. Lehrer am k. k. Staatsgymnasium in Linz. Zwei Teile. Linz, Ebenhöchsche Buchhandlung, 1900. 72 u. 186 S. Preis 1.85 M.

Das vorliegende Übungsbuch eignet sich, wie dessen ganze Anlage deutlich beweist, für jene Schulen (Reformschulen), in denen das Lateinische im raschen Zuge gewissermafsen kursorisch betrieben wird.

Auf dem Wege der induktiven Methode und zugleich vom lateinischen Satze ausgehend führt der Verfasser des Buches den Anfänger sofort unmittelbar in die Sprache ein und nötigt ihn durch intuitive Behandlung des gegebenen sprachlichen Materials die einzelnen Regeln aufzufinden und dann in gut gewählten deutschen Sätzen sofort anzuwenden. Dieses Verfahren wird nun im ersten Teile des Buches in der Weise durchgeführt, dafs in 68 Übungsstücken die fünf Deklinationen nebst ihren Ausnahmen zur Bearbeitung kommen; indes will es dem Ref. scheinen, als ob in den Ausnahmen der dritten Deklination Nr. 51—53 doch zu rasch verfahren wurde; denn wer als Lehrer des Lateinischen in der ersten Klasse einmal tätig war, wird es wohl bestätigen, dafs diese Kapitel dem Anfänger besondere Schwierigkeiten bereiten. Gröfseren Spielraum — und hier traf der Verfasser ohne Zweifel das Richtige — nehmen die Übungen über die Pronomina Kap. 92—120 ein, dagegen erfuhr die Lehre vom Verbum — die vier Konjugationen — wiederum in manchen Partien

eine zu dürftige und nicht ausreichende Behandlung, z. B. der Perfektstamm der zweiten Konjugation Kap. 155 und 156, der Präsensstamm der dem Schüler erfahrungsgemäfs so schwer fallenden dritten Konjugation, Kap. 162—168. Recht vorzüglich sind die Wiederholungsstücke, welche nach der Behandlung der einzelnen Teile des Lehrstoffes eingefügt sind; am Schlusse des Ganzen finden wir eine hübsche Zusammenstellung von Sprüchen, die für die Schüler in dieser Altersstufe recht passend erscheinen.

Weniger gefällt dem Ref. der zweite Teil des Buches, welcher die Wortkunde enthält, ein monstroses, breit angelegtes Buch, das mit seinen vielen Wiederholungen z. B. bei den Adjektiven auf us, a, um, oder bei den unregelmäfsigen Verben der 3. Konjugation geradezu ermüdend wirkt; auch Angaben der Quantität wie dēspērō dē vītā 151, cōnfīrmō 172 etc. sind doch sicherlich überflüssig. Zu tadeln ist auch die wenig systematische Durchführung der Lehre vom Verbum; schon im ersten Kapitel erscheinen Formen wie illustrat, delectas; sogar das Passiv wie paratur, ornantur, die doch dem Schüler völlig fremd sind. Warum übt man nicht gleich in den ersten Kapiteln die leichteren Formen des Praesens oder des Imperfekts oder scheidet besser diese Übungssätze gänzlich aus?

Für bayerische Schulen mit Lateinbetrieb kommt das vorliegende Buch nicht in Betracht, da es in seinem methodischen Aufbau unseren Lehrplänen nicht entspricht.

Übungsbuch zum Übersetzen aus dem Deutschen ins Lateinische für Quarta, auf Grund der preufsischen Lehrpläne von 1891, bearbeitet von Dr. Karl Brandt, Professor an der Landesschule Pforta. Leipzig, Verlag von G. Freytag, 1903. VIII u. 120 S. Preis 1.60 M.

Der Verfasser will, wie er in seinem Vorworte einleitend bemerkt, durch sein Übungsbuch „die geistlose Paraphrase, welche infolge der Bestimmungen der preufsischen Lehrpläne von 1891 in Verwässerung und Entstellung des klassischen Originals bis dahin Erstaunliches leistete" — hierin geben wir dem Verfasser auf Grund von zahlreichen Besprechungen derartiger Machwerke vollkommen Recht — gründlich beseitigen und wieder in die Tiefen der römischen Literatur (in einem Übungsbuche für Quarta!) herabsteigen, um dem Schüler auch aus anderen Schriftstellern Anregendes darzubieten; dabei möchte er nicht blofs Schulmeister sein, sondern auch Erzieher, Lehrer und — Gelehrter (sic!).

Nimmt man nun auf Grund dieser hochtönenden Ankündigung eine eingehendere Prüfung des gebotenen Übersetzungsmaterials vor, so kann man wohl behaupten, dafs sich in der ganzen Anlage nicht die Art und Weise eines Erziehers oder Gelehrten, sondern nur eines Lehrers oder — eines vielleicht recht banalen Schulmeisters zu erkennen gibt. Parturiunt montes! Denn eine Erscheinung gibt sich auf zahlreichen Blättern des wunderlichen Buches klar und deutlich kund: Der

grammatikalisch-minutiose Drill des Schülers in der Syntax der Kasus, gesteigert bis zur Pedanterie und Lächerlichkeit. Dabei verkennt Ref. gewifs nicht, dafs das Übungsbuch aus einer langjährigen Erfahrung in der Schulpraxis herausgewachsen ist, wofür zahlreiche Beweise angeführt werden könnten, z. B. die Stücke XXII, XXV, XLIII—XLVIII, überhaupt die zusammenhängenden Übungsbeispiele, welche nach Abschlufs der einzelnen Kasusregeln zur Durchnahme des Gesamtstoffes eingefügt sind. Dagegen enthalten die Einzelsätze, deren Inhalt sich gleichfalls an das klassische Original anlehnt, fast durchweg jenes bekannte „Übungsbuchdeutsch", eine Klippe, an der ja soviele, besonders norddeutsche Übungsbücher seit neuerer Zeit infolge der genugsam bekannten Lehrpläne von 1891 scheitern. Bis zum Überdrufs erscheinen die bekannten Phrasen aus der Grammatik, eingekleidet in einen merkwürdigen sprachlichen Ausdruck, dazu noch meist ohne jeden Inhalt, oder, weil sie mitten aus dem textlichen Zusammenhange der Klassiker genommen sind, in eigentümlicher Fassung des Gedankens wie: Schon dachte Miltiades, er werde auf die Mauer der Parier steigen, als man sah, dafs etc. Kap. XVIII; Die Alten lehren (!), dafs Phocion von Demosthenes emporgehoben, zu der Stellung sich emporgeschwungen habe (?), die er einnahm Kap. XVIII; Wir (?) sind von Thrasybul geschont worden, der seine Leute beauftragte usw. Kap. XXXVIII, Ich (?) ermahne dich, Pausanias, der Ephoren eingedenk zu sein, welche aufs sorgfältigste die Sitten der Lazedämonier bewachen LX. etc. Mögen diese wenigen Beispiele genügen, obwohl noch eine stattliche Auslese gemacht werden könnte!

Auch das beigefügte Vokabular ist nicht einwandfrei. Wenn doch das Übungsbuch die Lehre von der Syntax der Kasus behandelt, warum wird dann eine Reihe von Phrasen nochmals angeführt, die der Schüler aus der Grammatik gelernt hat, wie bellum parare, nubere, praeesse, praeficere etc.? Oder was sollen für einen Schüler der Quarta (!) Angaben wie: facilis leicht zu tun, vocare nennen, latere verborgen sein, bestia Tier, occidere töten usw.? Derartige Fingerzeige bilden doch nichts anderes als nutzlosen Ballast oder sind eine systematische Unterstützung eines denkfaulen Schülers. Von Druckfehlern oder ähnlichen Verstöfsen ist das Buch völlig frei.

Für Vorlagen zu Schul- oder Hausaufgaben bietet es in den zusammenhängenden Übungsstücken — vorausgesetzt, dafs dieselben inhaltlich wie stilistisch noch etwas geglättet werden — dem Lehrer eine willkommene Fundstätte.

Aufgaben zum Übersetzen ins Lateinische im Anschlufs an Tacitus von Dr. Aug. Uppenkamp, Gymnasialdirektor a. D. Erster und zweiter Teil. Münster i. W. Achendorffscher Verlag, 1902. 44 u. 40 S.

Die vorliegenden Bücher dienen gewissermafsen als Fortsetzung des im Verlage von F. Schöningh in Paderborn erschienenen „Übungsstoffes zum Übersetzen ins Lateinische im Anschlusse an die Lektüre".

Der erste Teil enthält den deutschen Text, im zweiten folgt sodann die lateinische Übersetzung, die zunächst nur für den Gebrauch des Lehrers bestimmt ist, aber auch in den Händen des Schülers behufs genauer Vorbereitung für den Stilunterricht sich recht nützlich erweisen kann. Obwohl der Inhalt der gebotenen Aufgaben gemäfs den Bestimmungen der preufsischen Lehrpläne von 1891 sich an Tacitus anlehnt, so finden wir doch nirgends, wie in so vielen derartigen Übungsbüchern, nur eine Paraphrase des betreffenden Klassikers; dieser Fehler konnte schon aus dem Grunde leicht vermieden werden, weil der Verfasser eine sehr grofse Auswahl der taciteischen Schriften, hauptsächlich der Annalen und Historien, vornahm. Da zudem eine logisch und inhaltlich gleich vortreffliche Verbindung der einzelnen exzerpierten Stellen durchgeführt ist, so erfüllt dieses Übungsbuch wie kaum ein anderes in diesem „Genre" einen doppelten Zweck — und das ist ohne Zweifel auch die Intention der so oft mifsverstandenen Bestimmung der preufsischen Lehrpläne — einerseits eine sehr instruktive Anleitung zum lateinischen Stilunterrichte, andrerseits eine gründlichere Kenntnis des in den Übungen behandelten Autors.

Was nun den stilistischen Wert der gebotenen Übungsstücke betrifft — es sind deren 13 — so beweist eine eingehende Prüfung derselben, dafs dieselben mit klarem Verständnis sowohl für den lateinischen Sprachunterricht als auch für die Didaxis der Klassikerlektüre komponiert sind; wir stofsen hier nirgends auf eine sklavische Wiedergabe des Autors oder auf jenen bekannten grammatischen Drill, fortwährend findet der Schüler bei der Übertragung in die Fremdsprache Anregung und Belehrung, z. B. in den trefflichen Stücken Kap. I Geschichtschreibung, Kap. II Religiöse Ansichten des Tacitus, Kap. V das Majestätsgesetz, Kap. XIII Sitten der alten Germanen, Abschnitte, die schon durch ihren Inhalt das gröfste Interesse der Schüler erregen müssen.

Den Lehrern des lateinischen Stils in Prima, die nach Vorlagen für derartige „zusammenfassende" Anlehnungen an die Tacituslektüre suchen, kann das vorliegende Büchlein wärmstens empfohlen werden.

Günzburg a. D. Dr. Weissenberger.

Sphaera. Neue griechische Texte und Untersuchungen zur Geschichte der Sternbilder von Franz Boll. Leipzig, Teubner, 1903.

Franz Boll, nunmehr Professor der klassischen Philologie an der Universität Würzburg, veröffentlicht eine Reihe von bisher unbeachteten griechischen Texten, welche Aufzählungen von Sternbildern enthalten; auf Grund derselben gibt er höchst wertvolle, umfassende Untersuchungen über die Herkunft und Geschichte der antiken Sternbildernamen.

Im ersten Teil des Buches sucht Boll aus verschiedenen überlieferten Resten und Exzerpten den Astrologen Teukros (Zeit des Augustus) näher zu bestimmen. Der erste griechische Teukrostext im

Exzerpt des Rhetorios wird sodann wiedergegeben. Eine weitere Quelle, in der sich aus Teukros auf Umwegen einiges erhalten hat, ist Johannes Kamateros,[1]) ein Byzantiner des 12. Jahrhunderts. Drei weitere Teukrosüberlieferungen werden dann besprochen und nebeneinander gestellt. Auf diesem T. fufst auch der von Rhetorios benützte astrol. Dichter Antiochos, dessen Exzerpte mitgeteilt werden. Endlich werden noch über den Astrologen Valens neue Texte beigebracht.

Im zweiten Teil des Buches legt der Verfasser die Bedeutung des Wortes *παρανατέλλειν* fest. Unter *παρανατέλλοντες* (bzw. *-α*) sind hauptsächlich Sternbilder und Einzelsterne aufserhalb des Tierkreises zu verstehen, die mit dem betreffenden Zeichen der Ekliptiklinie, d. h. mit ihren 12 Abteilungen zu je 30 Grad oder 36 Dekanen zu 10 Grad, gleichzeitig aufgehen, und zwar nördlich oder südlich. Dazu können die Sternbilder des Tierkreises selbst angeführt werden, so also z. B. die Pleiaden als *παρανατέλλοντες* zum Stier. In zweiter Linie lassen sich mit diesem Verbum auch die Längenangaben machen, die das konstante Verhältnis zwischen Stern und Ekliptik bezeichnen.

Nach dieser Voruntersuchung geht der Verfasser näher ein auf die rein griechischen Sternbilder, erst auf die nördlichen, wie grofser Bär, Perseus usw., dann auf die des griechischen Tierkreises: Widder, Stier usw., dann auf die südlichen wie Orion, Rabe usw. und bespricht ihre Namen, ihre Teile und Attribute auf Grund der griechischen Überlieferung.

Von besonderem Interesse ist der grofse Abschnitt über die ägyptischen Sternbilder, die sich bei Teukros, Antiochos und Valens finden, also die eigentliche „Sphaera barbarica", im Zusammenhalt mit den bekannten ägyptischen Tierkreisen von Dendera. Die Ähnlichkeit des griechisch-ägyptischen Schützen mit babylonischen Darstellungen führt Boll auf eine Entlehnung aus dem Babylonischen zurück; der Schütze im griechisch-ägyptischen Tierkreis ist nicht etwa griechischer, sondern unmittelbar babylonischer Herkunft; aus den Ausführungen geht klar hervor, dafs der durch einen Skorpionschwanz bezeichnete Kentaur im babylonischen und ägyptischen Tierkreis den Schützen bedeutet. Ebenso wird der Steinbock noch bei uns als ein „Ziegenfisch" dargestellt, ferner der nördliche Fisch als „Schwalbenfisch" auf babylonischen Grenzsteinen.

Aus diesen vier Bildern ist auf den babylonischen Ursprung auch der anderen Tierkreiszeichen zu schliefsen. Im Gegensatz zu Hommel und anderen erweist Boll ferner aus der bunten Reihe der auf babylonischen Steinen dargestellten Sternbilder, dafs damit nicht der Tierkreis gemeint sein kann, sondern nur einzelne Sternbilder, und dafs über die Identität vieler babylonischer und griechischer Sternbilder erst wenig Sicheres aufgestellt werden kann.

---

[1]) Weiteres über dessen Quellen und Sprache siehe Dr. Weigl, Programm Münnerstadt 1902.

Von den ägyptischen Sternbildern unserer griechischen Texte erscheint die „Isis" bald als Sirius, bald als Eileithyia und Jungfrau, was wohl ägyptischen Ursprungs ist. Auch der „Dekan mit den Lampen" führt auf ägyptischen Boden, ebenso die *Κυνοκέφαλοι*, Hundsköpfe mit Lampen, der eine mit dem Zusatz *ὁ τὸν βίον διοικῶν*, gleich der ägyptischen Formel „Herr des Lebens", dann ein *δαίμων ἀκέφαλος*, ein Sternbild des Messers, ein Wagenlenker, ein Knabe mit Becher, ein Leichnam, ein stierköpfiger Pflüger. Aus diesen von Boll ausführlich besprochenen Sternbildern geht deutlich hervor, dafs Teukros, Antiochos und Valens zu dem Grundstock der griechischen Sphäre eine Reihe von Sternbildern der ägyptischen und babylonischen Sphäre beschreiben und so erklären sich wechselseitig diese Texte und die zwei Tafeln von Dendera, die Boll als rein astrologische Himmelsbilder nachweist; diese ägyptischen Tafeln verraten gleichzeitig altbabylonischen und griechischen Einflufs, sie sind das Produkt einer Kulturmischung. Teukros oder sein Gewährsmann hat wohl Bilder vor Augen gehabt, die den Tierkreisen von Dendera sehr nahe standen. Eine Reihe von weiteren Sternbildern unserer Texte finden weder in der gemeingriechischen, noch in der ägyptischen Sphäre ohne weiteres eine Aufklärung. Einen Bestandteil der Sternbilderlisten bei Teukros bildet die Dodekaoros (*ἡ δωδεκάωρος*), bestehend aus den 12 Tieren: Kater, Hund, Schlange, Käfer, Esel, Löwe, Bock, Stier, Sperber, Affe, Ibis, Krokodil. Zum ersten Dekan (= je 10 Grad) jedes Tierkreiszeichens gehört immer der Kopf, zum zweiten der mittlere Teil, zum dritten der Schwanz eines dieser 12 Tiere. Dieser Kreis der 12 Tiere findet sich auch auf dem sogen. Planisphaerium des Bianchini, dem Reste einer Marmortafel, die 1705 auf dem Aventin gefunden wurde, sowie auf einer jetzt wieder verschwundenen ägyptischen Tafel. Die 12 Tiere sind aufzufassen als Symbole einer Reihe von Stunden (*δωδεκάωρος*); da sie aber 2×12 unserer Stunden zum Aufgehen brauchte, so mufs sie eine Reihe von 12 Doppelstunden sein; mit der Zwölfteilung des Himmels (erst des Äquators, dann der Ekliptik) ergibt sich zugleich die Zwölfteilung des Tages. Daher sind bei Teukros den 12 Stunden oder Tieren der Dodekaoros ganz schematisch die 12 Zeichen der Ekliptik gleichgesetzt. Und so erscheinen diese 12 Tiere zuletzt vollends nur als Sternbilder, so bei Manilius. Ursprünglich sind sie wohl auch für Sternbilder in der Nähe des Äquators zu halten, die den Beginn oder die Ausdehnung der 12 Teile dieses Kreises bezeichneten. Als Ursprungsland dieses Kreises ergibt sich aus der Zwölfteiligkeit Babylonien, wiewohl die Namen der Tiere auf ägyptischen Ursprung hindeuten; vielleicht hat eine Umnennung in Ägypten stattgefunden.

In den ostasiatischen Tierzyklen, bei den Chinesen, Japanern, Türken usw., findet ebenfalls die Benennung von 12 aufeinanderfolgenden Jahren nach Tieren statt, ebenfalls zu astrologischen Zwecken, ähnlich die Benennung von 12 Doppelstunden des Tages und von 12 Monaten. Dieser ostasiatische Duodezimalzyklus scheint aus Babylonien zu stammen.

Der dritte Teil des Buches soll einen Überblick über die Literaturgeschichte der Sphaera barbarica geben, ausgehend von Nigidius Figulus, der vielleicht den Hipparch benützt hat und in den wenigen, von Boll genau geprüften Fragmenten mit unseren griechischen Texten übereinstimmt. Der von Nigidius erwähnte Pflüger beweist uns, dafs er auch den ägyptischen Sternhimmel beschrieben hat; Boll versucht eine Rekonstruktion seines astronomischen und astrologischen Werkes. Dieses setzt das Vorhandensein einer griechischen Überlieferung über die ausländischen Sternbilder voraus, wie auch der Titel Sphaera barbarica aus dem Griechischen übernommen ist; er bezeichnet die Himmelsbeschreibung vorzugsweise der Ägypter und Chaldäer. Wer die Vermittler der babylonischen Sphaera gewesen sind, ist ganz im Unklaren, vielleicht Berossos, vielleicht Epigenes oder Artemidor, die bei den „Chaldäern" studiert haben, in hellenistischer Zeit. Die ägyptische astronomische Literatur ist sicher bei der grofsartigen Übersetzertätigkeit unter Ptolemaios Philadelphos in die griechische Literatur eingedrungen, vielleicht durch Eudoxos oder Manetho. Die Astrologie kam sicher erst in späterer Zeit aus Babylonien nach Ägypten, wo wir ihre deutlichen Spuren an den Tempelwänden von Dendera und anderswo finden. Das Werk des Nechepso und Petosiris, ein Erzeugnis der Ptolemäerzeit, sollte sie als ursprünglich ägyptisch hinstellen.

Mit diesen beiden Sphären, der babylonischen und ägyptischen, trat dann in vorchristlicher Zeit in engste Mischung die Sphaera graecanica, eine Mischung, wie sie unsere Texte zeigen. Diese Vermengung hat sich auch vollzogen bei Manilius, dessen 8. Buch unserem 2. Teukrostext sehr nahe steht. In die Zeit zwischen Manilius und Firmicus, der ersteren stellenweise in Prosa umsetzt, fallen unsere griechischen Texte, die aus Teukros und Antiochos stammen. Rhetorios ist jünger als sie und leitet zur byzantinischen Epoche über, in der sich bei Johannes Kamateros noch Kenntnis der barbarischen Sphäre findet. Von den Griechen ging die Sphaera auch auf die arabischen Astronomen über; von ihnen ist der bedeutendste Abū Ma'šar im 9. Jahrhundert. Er bietet nur eine wörtliche Wiederholung des ersten Teukrostextes und wurde im 12. Jahrhundert von Ibn Esra aus Toledo ins Hebräische übersetzt. Davon stammt eine lateinische Übertragung des Petrus de Abano, 1507 gedruckt; eine Münchener Handschrift des letzteren wird von Boll beschrieben. Ein anderer Araber, Ibn Waḫšijja, hat um 940 das Buch des Thenkelōsha (= Teukros) geschrieben, in dem sich noch Anklänge an Teukros finden. Eine spätere Spur zeigt eine Prachthandschrift über ein altspanisches Lapidario des Königs Alfons X. von Kastilien. Nach einzelnen Graden sind die *παραναπέλλοντα* verteilt bei Petrus von Abano ca. 1500, ähnlich bei Michael Scotus ca. 1200, dem Hofastrologen Friedrichs II. Bis zum Ausgang des 17. Jahrhunderts blieb die Astrologie eine wichtige Wissenschaft; Humanisten wie Joh. Stoeffler, Agrippa von Nettesheim, Scaliger, Salmasius, Joh. Bayer und Phil. von Zesen schöpfen noch aus Abū Ma'šar und andern, ebenso der Jesuit Athanasius Kircher;

Newton setzte den Anfang der Sphäre des Eudoxos einfach ins Jahr 936 v. Chr.; Bailly hält Inder und Perser für die Erfinder; Dupuis hat in kritikloser Weise alle Fälschungen als wahr genommen und den Anfang der ägyptischen Sphäre 13—15000 Jahre vor unsere Zeitrechnung setzen wollen.

Anhangsweise gibt Boll noch Exzerpte aus Handschriften über *παρανατέλλοντα*, Untersuchungen über die bei Teukros mit den Zodiakalzeichen verbundenen magischen Buchstaben und Zwölfgötter, endlich das einschlägige Kapitel aus Abū Ma'šar in arabischem Text mit deutscher Übersetzung von Karl Dyroff.

Diese umfassende und mit trefflichen Tafeln ausgestattete Arbeit bezeichnet der Verfasser als keineswegs abschliefsend, da manche neue Frage aufgetaucht ist, manche noch auftauchen wird infolge neuer Funde: „Die Frage über den Ursprung des Tierkreises ist wie die über den Ursprung des Alphabets oder der Mafse und Gewichte Gemeingut der antiken Zivilisation."

Münnerstadt. Dr. Weigl.

Curtius- v. Hartel, Griechische Schulgrammatik. 24. Auflage, bearbeitet von Dr. Florian Weigel. IV und 299 Seiten. Wien, Tempsky. Gebunden 3 K. 10 H.

Es wäre kein Grund vorhanden die altbewährte griechische Grammatik von Curtius von neuem anzuzeigen und zu empfehlen, wenn nicht die neue 24. Auflage eine Reihe von Veränderungen enthielte, die der Herausgeber, der jetzt an die Stelle Wilhelms von Hartel getreten ist, für notwendig und zweckdienlich erachtete.

Weigel hat dem Referenten die Aufgabe sehr erleichtert, indem er in einer kleinen Broschüre von 10 Seiten die wichtigsten Änderungen zusammenstellte, die die neue Auflage gegenüber der 23. aufweist. In der Lautlehre sind mehr wie bisher die Ergebnisse der vergleichenden Sprachwissenschaft verwertet, so im Kapitel von der Stammabstufung (§ 9, 2) und der damit zusammenhängenden Besprechung der Metathesis. Nicht ganz zu billigen ist die Einfügung des § 12 „Vokalentwicklung aus den Liquidä". Ich halte das Hineinziehen der Sonantentheorie in ein Schulbuch doch für etwas bedenklich, zumal die auf diese Weise gewonnene Erklärung des Acc. Sing. auf *-α* aus der Form auf *-ν* noch recht hypothetisch ist; und ob wirklich die Erkenntnis, dafs eine Form wie *πατράσι* ganz regelmäfsig gebildet ist, bei einem Schüler der 4. Klasse das Interesse für die griechische Sprache zu wecken beiträgt, ist doch recht fraglich.[1]) S. 5 wäre die Bemerkung über den palatalen Spiranten j besser weggefallen, nachdem bei der Einteilung der Laute die Palatale nicht erwähnt sind und somit dem Schüler diese Bezeichnung ganz

[1]) Übrigens ist dem Herausgeber bei der Besprechung dieser Form in den Erläuterungen S. II ein kleiner Irrtum unterlaufen. Die dem *πατράσι* entsprechende Sanskritform heifst nämlich nicht pitr̥šu, sondern pitr̥šu; das r vor dem cerebralen Zischlaut ist aber nicht ein blofses r, wie Weigel meint, sondern der r-Vokal, der im Indischen meist (wenn auch wohl irriger Weise) ri gesprochen wird.

unklar bleiben mufs. Im ganzen aber ist die Behandlung der Lautlehre, bekanntlich das schwierigste Kapitel in einer Schulgrammatik, eine treffliche, für andere Grammatiken geradezu vorbildliche Leistung.

In der Formenlehre hat die Anordnung der Verba nach Klassen eine kleine Abänderung erfahren; einige seltene und nur bei Dichtern vorkommende Wörter wurden ausgeschieden, die wenig bezeichnende Benennung „Mischklasse" für die Verba der 8. Klasse durch „Defectiva" ersetzt. Überall herrscht das Bestreben den Begriff „unregelmäfsig" möglichst einzuschränken und die Formen als regelmäfsige Bildungen zu erklären. S. 95—102 ist ein Verbalverzeichnis neu beigegeben. das die oft von den Schülern gebrauchten Verzeichnisse der Verbalformen überflüssig machen will; es enthält die Vokalstämme und die Verba der ersten vier Klassen.

Auch die Änderungen in der Syntax sind wohlberechtigt, besonders bei der Lehre vom Tempus, wo der Ausdruck „Zeitart" durch das passendere „Aktionsart" ersetzt wurde, in der Anordnung der Bedingungssätze u. a. Den wichtigeren Regeln wurden Memorialverse resp. -versteile beigegeben; einige dieser Verse sind allerdings für Schüler der 6. und 7. Klasse nicht ganz leicht verständlich.

In dem Anhang über den homerischen Dialekt wurden nur unwesentliche Änderungen vorgenommen.

Die Register sind sehr ausführlich und genau; Druck, Papier und Einband wie seither vorzüglich.

München. Dr. Dutoit.

Dr. Th. Drück, Griechisches Übungsbuch für Sekunda. Zweite Auflage. Stuttgart. Verlag von Adolf Bonz & Comp. 1902. VI u. 132 S.

— —, Grammatischer Anhang: Abrifs der Tempus- und Moduslehre. Zweite Auflage. Ebenda. 27 S. Preis M. 0.40.

Das Drücksche Übungsbuch, zur Einübung der Tempus- und Moduslehre bestimmt, die im württembergischen Lehrplan den beiden Sekunden (VI. und VII. Klasse) zugewiesen ist, bietet zunächst in XV Abschnitten und 101 Nummern je Einzelsätze und zusammenhängende Stücke und sodann in Nr. 102—170 in historischer Anordnung Stücke zur Wiederholung des gesamten Übungsstoffes; den Schlufs bildet ein drei Seiten füllendes griechisches Verzeichnis der vorkommenden Eigennamen. In den elf ersten Abschnitten des ersten Teiles ist die Auswahl des Übungsstoffes so getroffen, dafs in jedem Abschnitt Verba einer bestimmten Klasse in ausgiebiger Weise vorkommen, eine recht praktische Einrichtung, weil dadurch eine Wiederholung der Formenlehre ohne besonderen Zeitaufwand ermöglicht wird. Die Einzelsätze sind fast ausschliefslich, die zusammenhängenden Stücke, selbstverständlich mit entsprechender Umarbeitung, zum grofsen Teile den in Württemberg für Sekunda vorgeschriebenen Autoren (Xenophon, Lysias, Herodot) entnommen; es finden sich aber auch etliche Stücke,

in denen moderne Stoffe behandelt sind, und die beiden letzten Nummern bringen sogar die Erzählung Raouls aus Schillers Jungfrau von Orleans: Wir hatten sechzehn Fähnlein aufgebracht usw. Die zu diesen modernen Stücken gegebenen Übersetzungshilfen beweisen, dafs der Verfasser die Ausdrucksmittel des griechischen Idioms in seltenem Grade beherrscht. Das Buch ist in gutem, geschmackvollem Deutsch geschrieben; doch dürfte sich bei einer Neuauflage da und dort eine Änderung empfehlen. Ich habe mir bei der Durchsicht folgendes angemerkt: Nr. 7^8 Der Verfolgte wandte sich plötzlich gegen den Verfolger um und hatte ihn niedergehauen. Der 8. Satz in Nr. 27 ist so, wie er dasteht, recht schwerfällig; doch ist vielleicht etwas ausgefallen. In Nr. 48 findet sich die Wendung „Die Insel ins Meer hinabschleifen", Nr. 82^4 „Die Barbaren werden statt e i n e s Klearchos zehntausend sehen, die niemanden zulassen werden feige zu sein", Nr. 135 E. „sich zum Redner des Staates zu bilden". Die Ausstattung des Buches läfst nichts zu wünschen übrig, der Druck ist korrekt; nur fehlt ein paarmal am Anfang oder am Schlufs einer Zeile ein Buchstabe, wie z. B. S. 89 Z. 13 v. u. und S. 85 Z. 3 v. u.; ferner steht Nr. 21^5 thue für tue, und endlich mufs es S. 13 Z. 2 v. u. R. 52 heifsen statt 53. — An den bayerischen Gymnasien wird das Drücksche Übungsbuch trotz seiner Trefflichkeit schwerlich zur Einführung kommen, da es lediglich den Lehrstoff der VII. Klasse behandelt und für diese e i n e Klasse ein eigenes Buch in Gebrauch zu nehmen aus mancherlei Gründen nicht wohl angeht; dem Lehrer des Griechischen in der VII. Klasse wird es aber gute Dienste tun können.

Der grammatische Anhang gibt in 115 kurzen Regeln, was der Schüler von der Tempus- und Moduslehre zu wissen braucht, und macht den Gebrauch einer Grammatik entbehrlich. Wo freilich, wie an den meisten bayerischen Gymnasien, eine solche in den Händen der Schüler ist, halte ich für wünschenswert, dafs sie dem Unterricht auch wirklich zu grunde gelegt werde und nicht, wie es das Drücksche Buch nötig macht, ein besonderes Regelbüchlein, selbst wenn dieses an sich ganz gut ist, was sich in der Tat von dem grammatischen Anhang behaupten läfst. Ich habe in demselben nur ein paar Punkte vermifst, nämlich in R. 74, 4 eine Angabe, wann der Grieche beim Irrealis das Imperfektum und wann den Aorist braucht, und bei den Temporalsätzen die Bemerkung, dafs das lat. cum inversum auch durch *οὐ φθάνω* c. partic. — *καὶ* gegeben werden kann. Auch scheint mir das Beispiel *πᾶσιν αἰσχύνη ἦν μὴ συσπουδάζειν* zu der R. 114, dafs nach den Ausdrücken „es ist nicht möglich" . . . . der Infinitiv gewöhnlich durch *μὴ οὐ* statt durch blofses *μή* verneint wird, nicht recht zu passen.

Regensburg. Friedrich Zorn.

Dr. Karl Wimmer: Französisches Lesebuch für mittlere Klassen. Nürnberg 1902, Karl Kochs Verlagsbuchhandlung. (VIII u. 185 S.)

Die in den letzten 10 Jahren erschienenen französischen Lesebücher sind fast Legion. Es findet sich darunter natürlich manches Minderwertige, doch auch viel Brauchbares. Wir freuen uns, sagen zu können, dafs Dr. Wimmers Buch zu letzterem gehört. Dasselbe dürfte sich nach Ansicht des Ref. für mittlere Klassen, denen es ja bestimmt ist, also etwa für IV und V der Realschule oder allenfalls VII des humanistischen Gymnasiums wohl eignen, denn in ihm sind „in einfacher, nicht zu schwieriger Darstellung die charakteristischen Züge aus der Geschichte und dem Kulturleben des franz. Volkes in chronologischer Ordnung zusammengestellt."

Mit der Auswahl der 130 Stücke, welche auch eine ziemliche Anzahl von zum Auswendiglernen geeigneten Gedichten umfassen, kann man im ganzen einverstanden sein. Nur Nr. 55 würde Ref. wegen der vulgären Ausdrucksweise als für diese Stufe nicht geeignet gerne durch ein anderes Gedicht ersetzt sehen.

Als ein Mifsstand mufs gerügt werden, dafs die Herkunft der Stücke meist nicht angegeben ist. Nur 41 mal finden wir eine diesbezügliche Angabe und zwar ist 38 mal der Name des Verfassers genannt, 2 mal steht „Plusieurs" und einmal „Extrait original". Es wäre aber wünschenswert, dafs bei jedem Stücke der Name des Autors gegeben wäre; abgesehen von anderen Gründen kann der Lehrer dies verlangen, damit er nach Kenntnisnahme von dem Wortlaute des Originales den Schüler über den Sinn und Zusammenhang einiger Stellen aufzuklären in der Lage sei. Nicht gar selten ist nämlich infolge der notwendig gewordenen Kürzungen der Sinn schwer oder nicht verständlich. So z. B. S. 63, Z. 32: „Le prix moyen du pain fut de 7 sous la livre; il restait au paysan pour sa consommation 59 fr. par an". Etwas ausgefallen ist z. B. S. 104, zwischen Z. 32 u. 33. Am schlimmsten weggekommen ist unter den dem Ref. aufgefallenen Stücken Nr. 116: „Le Creusot". Man lese: (S. 143, Z. 22—29) „C'est le Creusot. Un bruit sourd fait trembler la terre, un bruit fait de mille bruits que coupe d'instant en instant un choc ébranlant la ville entière. . . . . Entrez dans ce „Royaume du Fer où règne sa Majesté le Feu"; voici le visiteur qui assiste à la fabrication de l'acier Bessemer. Là-dedans, l'acier bout, l'acier Bessemer dont on fait les rails. C'est le gros pilon du Creusot qui travaille". Diese Stelle ist an sich schlechterdings unverständlich. Erst wenn man bei Guy de Maupassant nachliest, sieht man, dafs der seltsame Satz „voici . . . . . Bessemer" dem Original gar nicht angehört, dafs das „Là-dedans" sich auf die „cornues" bezieht, in denen der Bessemerstahl bereitet wird, und dafs dann nach einer längeren Auseinandersetzung über die Technik dieses Verfahrens auf den grofsen Dampfhammer („le gros pilon") übergegangen wird.

Jedem Lesestücke, mit Ausnahme von Nr. 126, das vergessen

wurde, ist eine „Präparation", die zuweilen aufser den Wörtern auch noch eine kleine Sacherklärung enthält, beigegeben. Inwiefern diese Anordnung die Verwendung der Stücke zur kursorischen Lektüre erleichtern soll, ist nicht recht erfindlich, zumal die Wörter keineswegs immer (vergl. Nr. 119) in der gleichen Reihenfolge angeführt werden, in der sie im Text vorkommen.

Zuweilen sind Ausdrücke, die nicht vorausgesetzt werden können, nicht angegeben; z. B. Nr. 27: élève = Zucht, Nr. 30: lieutenant = Unterfeldherr, Nr. 32: tranche = Schnitte, Nr. 43: avoir raison de, Nr. 50: maison militaire. Oft sind die Angaben unrichtig oder ungenau, resp. sie passen nicht zu dem Texte. So z. B. Nr. 18: vilain = Wüstling (st. Bauer), Nr. 32: grand lever und grand couvert (cf. Taine, l'Ancien Régime p. 135 ff.), ebenda menu = Tischkarte, Nr. 33: échec = Stofs, Schaden (im Text: „l'échec de la Fronde"), Nr. 43: se cramponner = haften, comptable = Rechnungsgehilfe, Nr. 55: Madame (sollte genauer und unter dem Text angegeben sein), Nr. 82: pigeon porteur = Brieftaube (im Text: „un p. porteur de graves dépêches"), il fait si bien (vergl. Text), Nr. 100: denrée = Efsware, Nr. 112: verdurier = Krauthändler, Nr. 117: faire excès = Ausschreitung (sic!), Nr. 119: compattissant = Mitleid einflöfsend, filer = hintereinanderherziehen, Nr. 121: morfondu = zugrunde gerichtet (st. starr, erstarrt), piquette = Nachwein (cf. Text!), u. a.

Eine Reihe von Druckfehlern ist stehen geblieben. Ich nenne Seite 7 Zeile 35 u. 36, S. 22 Z. 14, S. 42 Z. 29, S. 71 Z. 27, S. 75 Z. 27, S. 76, Z. 4 u. 8, S. 77 Z. 34, S. 94 Z. 13, S. 103 Z. 7, S. 107 Z. 4, S. 124 Z. 18, S. 128 Z. 29, S. 168 Nr. 27 (proscrire), S. 175 Nr. 62 (speien), S 185 Nr. 125 (Kaste).

Bamberg. Herlet.

Rogivue, Henri, Prof. Dr., Französisch-deutsches und deutsch-französisches Taschenwörterbuch. In zwei Teilen. Nach der neuen Rechtschreibung. Leipzig, Otto Holzes Nachfolger. 1903. 1. Teil 452 S. 2. Teil 484 S. Preis beider Teile geb. 3.75 M.

Dieses neue Taschenwörterbuch will durch ein neues, praktisches Abkürzungsverfahren in einem bescheidenen Rahmen eine Fülle von Stoff zusammendrängen und auf diese Weise die grofsen kostspieligen Wörterbücher entbehrlich machen. Und in der Tat ist dieses Ziel dem Herausgeber unter Zugrundelegung des Dictionnaire de l'Académie française und anderer gröfserer Wörterbücher bis zu einem gewissen Grade auch gelungen. Ich habe eine Reihe von Stichproben gemacht und sie mit dem grofsen Wörterbuch von Sachs-Villatte verglichen. Die verschiedenen Bedeutungen der verglichenen Wörter fand ich übersichtlich und geordnet angegeben und auch die hauptsächlichsten phraseologischen Ausdrücke sind korrekt und in guter Ordnung aufgeführt. Man vgl. z. B. den Artikel unter peine. Es ist dort alles Wichtige sowohl für den Zeitungs- und Romanleser, wie für den

Gymnasialschüler zu finden. Ich war erfreut, dort auch den häufig vorkommenden Ausdruck homme de peine, Last-, Packträger zu finden, der sogar bei Sachs fehlt, dort steht nur garçon de peine, Laufbursche.

Das Wörterbuch enthält ferner eine beträchtliche Auswahl neuer Wörter, die erst in jüngster Zeit entstanden sind. So verglich ich u. a. den Artikel Börsen- mit Sachs und fand folgende neue Zusammensetzungen, die bei Sachs fehlen: Börsenjobber (tripoteur, boursicoteur), Börsenkurs, Börsennotierungen, Börsenschlufs (clotûre de la b.), andrerseits sind natürlich bei Sachs mehrere Ausdrücke ausführlicher behandelt.

Als Anhang findet sich für jeden der beiden Teile eine Liste der Männer- und Frauennamen, deren Orthographie in den beiden Sprachen verschieden ist, sodann eine Tabelle der unregelmäfsigen Zeitwörter beider Sprachen.

Die äufsere Ausstattung und der Druck des Buches ist tadellos und der Preis wohlentsprechend. So kann das Wörterbuch den Gymnasial- und Realschülern, sowie allen denen, die sich nicht berufsmäfsig mit der französischen Sprache beschäftigen, zur Anschaffung empfohlen werden.

Würzburg. Dr. Steinmüller.

Welche Förderung kann der lateinische Unterricht an Reformschulen durch das Französische erfahren? Ein Beitrag zur Methodik des Lateinischen an Reformschulen. Von Dr. Gerhard Michaelis, Oberlehrer am Reformrealgymnasium zu Barmen. Marburg, Elwertsche Verlagsbuchhandlung, 1902.

Die Förderung des Lateinischen durch das Französische vollzieht sich nach M. in materieller und formeller Hinsicht. Ersteres weist er am Wortschatz, an der Laut- und Wortbildungslehre und Grammatik (Syntax) nach. Das neu zu erlernende lateinische Wort läfst er durch „das Vehikel des entsprechenden französischen Wortes“ erschliefsen. Dabei rechnet er mit drei Möglichkeiten: 1. Entweder stimmt die lateinische Vokabel mit der französischen in Bedeutung und Grundform überein: z. B. vin — vinum, bon — bonum, finir — finire, oder 2. Bei Übereinstimmung in der Grundbedeutung ist äufserlich nur geringe Verwandtschaft der Form vorhanden, z. B. oreille — auris, écrire — scribere, assez — satis, oder 3. Die Übereinstimmung besteht nur in der Grundform, nicht in der Bedeutung, z. B. duc — ducem, fermer — firmare. Ob diese Hinweise für die Erschliefsung des lateinischen Wortes viel nützen, ist sehr zu bezweifeln; sind sie doch nur von geringem Nutzen für das Französische, wenn das Lateinische schon gelernt ist. Ebenso ist es bedenklich, den Schüler mit Gesetzen wie: franz. ch = lat. c vor betontem a (übrigens auch vor unbetontem a) (chevál – cabállum!), oder franz. oi = lat. ē, roi — rēgem (aber reine — rēgina!) vertraut zu machen. Diese Hinweise auf die historische Grammatik können in der Schule niemals mit Erfolg betrieben werden; sie sind in ein späteres Alter zu verlegen, wo der Schüler die beiden

Sprachen vollständig beherrscht und ein reiferes Urteil besitzt. Sehr richtig bemerkt Verfasser, dafs durch Hinweise wie comte — comes (besser comitem!), castel — castellum, sich eine Menge historischer und kultureller Bemerkungen anknüpfen läfst. — Den Abschnitt, in dem M. darzutun sucht, wie eine Beeinflussung auf dem Gebiete der Laut- und Wortbildungslehre vor sich geht, hat er ziemlich kurz gefafst. Er hätte ihn ohne Bedenken ganz weglassen können, da auch hier die Schwierigkeiten, die sich dem Schüler ergeben, viel zu grofs sind, als dafs irgend ein lohnender Gewinn daraus hervorgehen dürfte. Dabei vergifst er ganz, dafs er das Lateinische aus dem Französischen erklären will; immer wieder legt er das Lateinische zu grunde, während er für seine Zwecke dieses an zweite Stelle setzen sollte. Hier zeigt sich eben so recht das Unnatürliche der Sache selbst. Wenn der Schüler wirklich mit einigem Nutzen Sprachvergleichung treiben soll, dann mufs er zuerst die einfache Grundsprache, in diesem Falle das Lateinische, lernen und dann erst die entwickeltere Tochtersprache. Der umgekehrte Prozefs mufs vom Schüler als unnatürlich und schwieriger empfunden werden. Verfasser führt in diesem Kapitel 6 Punkte an: 1. Der Wortakzent stimmt überein, z. B. faire — fácere, 2. franz. i und u = lat. ī und ū, z. B. finir — finire, lune — luna; 3. franz. eu, œu = lat. ŏ, z. B. l'heure — horam, neuf — novem; 4. flexiv. s in unbetonten Silben wird beibehalten, z. B. tu aimes — amas. 5. lat. s fällt vor t und wird durch Circonfl. angedeutet, z. B. l'août — augustum. 6. lat. s vor Konson. schwindet mit Silbenbildung, z. B. l'étude — studium. Wie schon gesagt, können derlei Vergleiche für den Schüler überhaupt nicht in Betracht kommen. Was nützen übrigens diese wenigen und noch dazu unbedeutenden Erscheinungen neben den zahlreichen anderen und wichtigeren des Vokalismus und Konsonantismus? — Im 3. Abschnitte, der von ihm Grammatik betitelt ist (gemeint ist Syntax!), wünscht Verfasser „wenigstens in den Hauptsachen ausführlich und wo möglich erschöpfend" zu sein, da er hier das Verweisen auf die gleichartigen Erscheinungen des Französischen für das Lateinische für sehr nutzbringend hält. Aber von der beabsichtigten Vollständigkeit kann keine Rede sein. Was Verf. bringt, sind nur die allergewöhnlichsten verwandten Erscheinungen. Vollständigkeit ist aber in diesem Abschnitte durchaus geboten, da hier der hohe Wert der Konzentration am schönsten zur Geltung kommt. Wenn von einer Förderung des lateinischen Unterrichtes durch das Französische überhaupt gesprochen werden kann, so kann sich das in der Hauptsache nur auf die verwandten syntaktischen Erscheinungen beziehen. Diese weist Verf. im ganzen an 9+5=14 Punkten nach. Hiezu möchte ich als Ergänzung anführen: 1. Wiedergabe eines deutschen Adverbs durch ein verb. fin., was im Lateinischen und Französischen gemeinsam vorkommt, z. B. se hâter de — maturare = schleunigst. 2. Das deutsche Adverb wird als attrib. Adjekt. zum Subst. gezogen, z. B. en plein cœur — in medium cor. 3. Das Subst. hat die Funktion eines Adjekt., z. B. la position

ennemie — exercitus victor. 4. Die Übersetzung des Deutschen „man" geschieht in beiden Sprachen häufig durch das Passiv. 5. Der Indikativ steht für den deutschen Konjunktiv, z. B. j'ai failli tomber — paene dixi. 6. Der Dativ gleich dem lat. Ablativ. compar. nach den Komparativen antérieur usw. 7. Einfügung eines Part. Perf., z. B. ils s'arrêtent déconcertés par cet accueil, sie stutzen über diesen Empfang — occidit eum odio motus, er tötete ihn aus Hafs. 8. Umschreibung des verstärkten Imperativs durch ein verb. fin., z. B. n'allez pas croire — cave ne, fac ut .... 9. „machen" mit einem Prädikatsadj. oder Prädikatssubst. wird im Franz. durch rendre — im Lat. durch reddere (efficere) übersetzt, z. B. la vertu rend heureux — virtus beatos reddit (efficit). — Auf den Nachweis, wie das Lateinische durch das Französische in materieller Hinsicht gefördert wird, hat Verf. 8 Seiten verwendet; in den übrigen 44 behandelt er die formelle Seite, d. h. er will dartun, wie dem Lateinischen durch Nachahmung der dem französischen Unterrichte zu grunde liegenden Methode genützt werden kann. Eigentlich ist dieser, meines Erachtens sehr wichtige Abschnitt in der Frage nicht enthalten; denn mit dem Französischen meint man doch für gewöhnlich ausschliefslich die Sprache, nicht aber auch den Betrieb in derselben. Ferner ist das Verdienst, das Verf. der französischen Unterrichtsmethode zuerkennt, wieder von dem Französischen zu trennen. Die Methode haftet zunächst nicht an der Sprache, sie mufs in allen Sprachen einer Gattung eine einheitliche sein. Verf. hätte darum besser daran getan, wenn er den Titel seiner Abhandlung etwa so gefafst hätte: Wie kann das Lateinische durch das Französische und durch Nachahmung der neusprachlichen Unterrichtsmethode gefördert werden? Analog dem Unterrichtsbetriebe im Französischen soll also der im Lateinischen nach M. folgendes anstreben: Gewöhnung der Schüler, den Lernstoff mit dem Ohre, nicht zugleich mit dem Auge aufzunehmen, die Übung im Sprechen, Deklamieren. Reproduzieren, die Beweglichkeit und Fertigkeit in der Anwendung und Verwertung des Gelernten, die Nötigung aus sich herauszugehen und selbsttätig und produktiv zu sein (was besonders Harnack auf der letzten Berliner Schulkonferenz betont hat). Im einzelnen empfiehlt er: Die Bücher stets geschlossen zu lassen bei den Repetitionen, Sätze mit bedeutendem Inhalt müssen im Chor gesprochen und auf der Stelle memoriert werden, mit dem Sprechen bald beginnen, die Tafel möglichst viel benützen, besonders bei der Repetition grammatischer Pensen, indem selbst gebildete Sätze an die Tafel geschrieben werden, bei der Lektüre den Zusammenhang durch kurze lateinische Fragen herstellen lassen, die Vorübersetzung soll, wenn die Sätze übersichtlich, und das Kapitel nicht allzu schwer ist, ebenfalls bei geschlossenen Büchern geschehen, indem der Lehrer den Text in angemessener Ausdehnung vorsagt, man überzeuge sich in lateinischer Sprache, ob die Schüler den Sachverhalt verstanden haben, nur in Ausnahmefällen lasse man ins Deutsche übersetzen; man errege die Phantasie und Selbsttätigkeit der Schüler dadurch, dafs man die Schüler gelegentlich

kleine Reden und Stimmungsbilder entwerfen lasse, man führe den Dialog zwischen den Schülern ein, indem sie sich über den Inhalt eines gelesenen Kapitels ausfragen. Bei den schriftlichen Arbeiten sehe man ja auch auf die Konzentration, als Übersetzungsübungen nehme man nur in sich geschlossene, zusammenhängende Stücke, Briefe, Reden, Zwiegespräche, Verträge, Gebete (damit man möglichst viele Personen und Zeiten verwenden könne). Man sehe besonders auf reines, idiomatisches Deutsch, breche endlich mit dem Latein-Deutsch. Als selbständige Arbeiten gebe man kleine Aufsätze, wobei man wieder besonders die Lektüre als Stoff berücksichtige.

Aber er gibt nicht nur gute Lehren sondern auch Winke und Anleitungen, indem er eine Menge aus der Praxis herausgewachsener Stoffe für die Übersetzungen und Aufsätze zur Verfügung stellt. Trotz aller Versicherungen kann man sich freilich des Eindrucks nicht erwehren, dafs diese Arbeiten von den Schülern doch nicht so leicht und glatt gemacht werden, besonders nicht in der kurzen Zeit wie Verf. angibt. Vielleicht liegt hier doch eine kleine, durch Begeisterung für die Sache hervorgerufene Selbsttäuschung vor. Auch kann man wohl in dem einen oder andern Punkte, was die Rückübersetzung ins Deutsche anlangt, die Verf. nur nebenbei betont, eine abweichende Ansicht vertreten. Im allgemeinen aber bringt Verf. in diesem letzteren Teile seiner Schrift eine Fülle von neuen Gedanken, die auch für die Lehrer des Lateinischen an den alten Schulen sehr beherzigenswert sein dürften. Und besonders von diesem Standpunkte aus sei das Büchlein warm empfohlen.

Nürnberg. Chph. Beck.

Gli Occhi del Cuore. Commedia di due Atti di Giacinto Gallina. Mit Einleitung und Anmerkungen zum Schulgebrauche, herausg. von Christoph Beck. Nürnberg, Karl Koch, 1903.

Während für die französische und englische Lektüre in unseren Schulen durch eine aufserordentlich grofse Anzahl vorzüglicher Texte gesorgt ist, gibt es nur wenige deutsche Ausgaben italienischer Schriftsteller, die sich für den Schulgebrauch eignen; die treffliche Buchnersche Sammlung enthält leider keine Dramen.

Es war deshalb ein guter Gedanke des Herrn Koll. Chr. Beck, ein modernes italienisches Lustspiel für die Benützung an höheren Schulen herauszugeben. Der edle venetianische Dramatiker Giacinto Gallina, der leider in der Vollkraft des Schaffens starb (1852—1897), gilt für einen der begabtesten Nachahmer seines Landsmannes Goldoni; steht er dem grofsen Meister an Gestaltungskraft und in der Kunst der Führung des Dialogs nach, so übertrifft er ihn in der Vertiefung seiner Probleme. Insbesondere hat das vorliegende Stück Gli occhi del cuore, neben dem Drama La Famegia in rovina die gelungenste Schöpfung Gallinas, sittlichen und künstlerischen Wert; völlig frei von anstöfsigen Stellen kann es ohne jede Kürzung behandelt werden. Ist auch der Inhalt tief ernst, so kommt doch der edle Humor des

Herzens, das "smiling in grief", zu seinem Rechte und auch an der lustigen Person fehlt es nicht. Ursprünglich gleich so vielen Stücken Goldonis in venezianischem Dialekt verfafst (I oci del cor), wurde es vom Dichter in die Umgangssprache der gebildeten Kreise übertragen.

Der Herausgeber hat dem Texte in dankenswerter Weise eine ausführliche Einleitung über das Leben des Dichters und das Stück selbst vorausgeschickt; die in knapper Form gegebenen Anmerkungen bekunden seine Vertrautheit mit der lingua parlata der Gegenwart.

Die Ausstattung des Büchleins ist gut; mögen bald andere Bändchen folgen, wobei wir besonders auf Alberto Nota und den in Deutschland zu wenig bekannten Giuseppe Giacosa, den die Italiener als einen ihrer gröfsten Sprachkünstler betrachten, hinweisen möchten.

München. J. Praun.

Vorlesungen über Mathematik von Leopold Kronecker. Herausgegeben unter Mitwirkung einer von der Kgl. Preufsischen Akademie der Wissenschaften eingesetzten Kommission. In zwei Teilen. Zweiter Teil. Vorlesungen über allgemeine Arithmetik. Bearbeitet und herausgegeben von Dr. Kurt Hensel, Professor der Mathematik an der Universität Berlin. Erster Abschnitt. Vorlesungen über Zahlentheorie. Erster Band. B. G. Teubner in Leipzig, 1901.

Trotzdem die Lehre von den Zahlen naturgemäfs das älteste Gebiet mathematischer Forschung ist, so hat es doch Jahrtausende gedauert, bis sie soweit gefördert war, dafs man von einer eigentlichen Zahlentheorie sprechen konnte. Schon Euklid hatte die Geometrie in ein festes System gebracht, dessen Aufbau noch heute unübertroffen dasteht, dagegen entbehren Diophants Untersuchungen über die Zahlen, so anregend sie auch auf die Nachwelt wirkten, jeder systematischen Methode, und ebenso sind Fermats geniale Sätze vereinzelt und zum Teile noch unbewiesen, zumal uns der letztere nur wenig Einblick in die Werkstatt seines Schaffens gestattete. Auch bei Euler und Legendre tritt noch kein eigentliches System zutage; erst Gaufs hat in seinen unsterblichen „Disquisitiones arithmeticae" von 1801 die Zahlenlehre zu einer eigentlichen Wissenschaft erhoben, indem er sie zunächst als die Lehre von den ganzen Zahlen definierte und Brüche und Irrationalzahlen ausschliefsen wollte. Aber schon ihm erwies sich diese Definition als viel zu eng, denn er mufste sie bereits bei der Lösung des Kreisteilungsproblems durchbrechen, und seine weiteren Arbeiten und besonders jene von Lejeune-Dirichlet zeigten, dafs die Benützung der Hilfsmittel der Analysis (Dirichlet führte zuerst den Begriff des Grenzwertes in die Zahlenlehre ein) und der Algebra in erster Linie notwendig war, um neue Resultate zutage zu fördern. Diese Verbindung der genannten Disziplinen mit der Zahlentheorie auszugestalten und fruchtbar zu verwerten, hatte sich nun Kronecker in seinen wissenschaftlichen Arbeiten wie in seinen Vorträgen zur Lebensaufgabe gesetzt. Er gab

dem von ihm in gewissem Sinne neu geschaffenen Wissensgebiet, als dessen Aufgabe er die Untersuchung der rationalen Zahlen und der rationalen Funktionen von einem und von mehreren Variabeln bezeichnete, den Namen „allgemeine Arithmetik" und hielt darüber von 1863—1891 Vorlesungen an der Berliner Hochschule. Die Herausgabe derselben unternahm nach seinem Tode sein Schüler und Nachfolger K. Hensel und führte sie in vortrefflicher Weise ganz im Sinne des Autors durch.

Der erste uns vorliegende Band zerfällt in eine ausgezeichnete historische Einleitung und in vier Teile, welche die Teilbarkeit und Kongruenz, die Rationalitätsbereiche und die Modulsysteme, die Anwendung der Analysis auf Probleme der Zahlentheorie und die allgemeine Theorie der Potenzreste enthalten und mit dem Beweise des berühmten Satzes schliefsen, dafs in einer beliebig gegebenen arithmetischen Reihe unendlich viele Primzahlen enthalten sind. In der Vervollständigung des zuerst von Dirichlet gegebenen Beweises dieses Satzes gelang es Kronecker das Ideal eines Existenzbeweises zu erreichen, welches nach seiner Ansicht darin besteht, dafs derselbe erst dann als völlig streng anzusehen sei, wenn er zugleich eine Methode angebe, durch welche die als existierend bewiesene Gröfse auch wirklich aufgefunden werden könne. Auf eine Analysierung des Inhaltes der Vorlesungen im einzelnen können wir uns hier nicht einlassen, bemerken aber noch zum Schlusse, dafs das Buch nicht nur vom wissenschaftlichen Standpunkte hervorragend ist, sondern dafs es so leichtverständlich, so klar und übersichtlich geschrieben ist, dafs wir auch als Lehrbuch zum Studium der Zahlentheorie kein besseres zu empfehlen wissen.

Darstellende Geometrie. I. Teil: Elemente der darstellenden Geometrie von Dr. J. Schröder, Oberlehrer an der Oberrealschule vor dem Holstentor in Hamburg. Mit 326 Figuren. Sammlung von Schubert XII. Leipzig, G. J. Göschensche Verlagshandlung, 1901.

Die vorliegenden Elemente der darstellenden Geometrie eignen sich ganz gut für das Anfangsstudium dieser Wissenschaft und dürften namentlich unsern Realgymnasiasten angelegentlich zu empfehlen sein. Das Buch umfafst VII Abschnitte und beginnt im I. mit der schiefen Parallelprojektion, durch deren Vorausstellung das für das Folgende so notwendige Verständnis stereometrischer Figuren wesentlich gefördert wird. Im II. Abschnitt wird die gerade Parallelprojektion des Punktes, der Geraden und der Ebene, im III. die Darstellung von Vielflachen in gerader und teilweise auch in schiefer Projektion behandelt. Der IV. Abschnitt behandelt im speziellen die fünf regelmäfsigen Vielflache, oder wie wir gewöhnlich sagen, die fünf platonischen Körper, der V. gibt ihre Schnitte mit Ebenen und der VI. die gegenseitigen Durchdringungen von Prismen und Pyramiden. Endlich reiht sich

noch ein mit dem Vorhergehenden in etwas losem Zusammenhang stehender VII. Abschnitt über die Darstellung der Kegelschnitte an, deren für die darstellende Geometrie wichtigste Eigenschaften mit Hilfe der Projektionen abgeleitet werden. Die zahlreichen gut gezeichneten Figuren, sowie die den einzelnen Abschnitten beigegebenen Aufgaben erhöhen den Wert des Buches.

Lehrbuch der analytischen Geometrie. Erster Teil: Analytische Geometrie der Ebene. Von Prof. Dr. O. Dziobek. Mit 85 Figuren im Text. Berlin, 1900. Hans Th. Hoffmann. VIII u. 350 S.

Ob gerade ein Bedürfnis nach einem neuen Lehrbuche über analytische Geometrie für technische Hochschulen vorlag, nachdem wir die Bücher von Rudio, von Schur und eine Reihe älterer, ebenfalls recht brauchbarer dieser Gattung haben, möge dahingestellt sein: übrigens ist das Buch klar geschrieben, und der Stoff ist praktisch und übersichtlich gruppiert, so dafs es wohl empfohlen werden kann, wenn es auch, nach unserer Ansicht, für seine Bestimmung etwas viel projektivische Geometrie enthält. Auch glauben wir, dafs in einer Vorlesung, die nur für Techniker bestimmt ist, die trimetrischen Koordinaten, die der Autor zur Behandlung der projektiven Lehren benützt, völlig entbehrt werden können. Im übrigen ist das Buch so eingerichtet, dafs derjenige, welcher unserer Ansicht beipflichtet, sich mit Weglassung der betreffenden Paragraphen im 4. Abschnitte helfen kann, ohne dadurch das Lehrgebäude zum Einsturz zu bringen.

München. Dr. v. Braunmühl.

Günther, Dr. S., Astronomische Geographie. Mit 52 Abbildungen. Leipzig, Göschen, 1902. 170 Seiten. Preis 80 Pf.

Durch das vorliegende Büchlein ist die Sammlung Göschen um ein wertvolles Bändchen bereichert worden. Bekanntlich versteht es ja Günther aufs beste, wissenschaftliche Forschungen auch weiteren Kreisen in populärer Form verständlich zu machen. Der Inhalt entspricht so ziemlich dem Lehrstoffe, der in der Oberklasse unserer Gymnasien behandelt wird; nur ist hier selbstverständlich manches ausführlicher dargelegt als in einem Schulbuche; so äufsert sich der Verfasser eingehender über Messungsmethoden, über Theorie und Praxis der Beobachtungsinstrumente, sowie über die geschichtliche Entwicklung der astronomischen Geographie. In der Darstellung vermeidet er alles Doktrinäre und schreibt fliefsend und leicht fafslich. Von mathematischen Entwicklungen ist nicht mehr aufgenommen, als die Schüler unserer Oberklasse zu leisten haben. Einige freilich im Vergleiche zur sonstigen Gediegenheit des Inhaltes verschwindend kleine Fehler bedürfen bei der nächsten Auflage der Verbesserung: in Fig. 9 kommt der Buchstabe K doppelt vor; Seite 44 Zeile 2 mufs es wohl

heifsen: „eine feste Mauer in der Meridianebene"; der Ausdruck „systematisches System" Seite 102 ist zu ändern; der Weg, welchen ein Körper in der ersten Sekunde zurücklegen müfste, wenn bei einer Zentralbewegung die Tangentialkraft plötzlich zu wirken aufhörte, (Seite 147) betrüge $2\,r\,\pi^2 : t^2$, nicht $4\,r\,\pi^2 : t^2$; ein Irrtum ist es auch, wenn der Verfasser die Behauptung ausspricht, es gäbe keine Mondphasen, falls die Mondbahn in der Erdbahnebene läge (Seite 132). Im übrigen kann das Büchlein den Schülern unserer Oberklasse als ein Kommentar zum Lehrbuche bestens empfohlen werden.

Trabert, Dr. W., Meteorologie. Mit 49 Abbildungen und 7 Tafeln. Zweite, verbesserte Auflage. Leipzig, Göschen, 1901. 148 Seiten. Preis 80 Pf.

Auch dieses Bändchen der Sammlung Göschen gehört zu den besten populärwissenschaftlichen Abhandlungen. Meteorologie definiert der Verfasser als Physik der Atmosphäre; in der Einleitung werden die physikalischen und chemischen Eigenschaften der Luft erläutert; dann behandelt der Verfasser in leicht verständlicher Weise das Wesen der Strahlung von Sonne und Himmel und die Methoden zu ihrer Messung, spricht dann von der Temperatur, der Wärme, dem Luftdrucke, den Bewegungserscheinungen in der Atmosphäre, der Feuchtigkeit, der Bewölkung, von den Niederschlägen, von der Luftelektrizität und den optischen Erscheinungen, erklärt weiter die Elemente der Wetterprognose und äufsert sich schliefslich über die Bedeutung der Atmosphäre für unsere Erde. Dabei beschränkt sich der Verfasser keineswegs auf eine blofse Mitteilung von Tatsachen und Hypothesen, sondern er begründet seine Behauptungen auch, spricht offen aus, wie weit der Wissenschaft die Beantwortung meteorologischer Fragen bis jetzt gelungen ist und legt dar, welche Probleme noch der Lösung harren und worin die Schwierigkeiten dieser Lösung liegen. Mathematischer Deduktionen bedient er sich nur in seltenen Fällen, umsomehr aber graphischer Darstellungen; Zahlenbeispiele, kleine Tabellen von Beobachtungsresultaten und fast durchweg gute Abbildungen tragen wesentlich zur Erleichterung des Verständnisses bei; nur sollten die Tafeln an richtiger Stelle eingebunden sein oder es wäre wenigstens im Texte deutlich auf die Seite hinzuweisen, bei der sie zu finden sind. Das Büchlein, das sprachlich formgewandt geschrieben ist, kann allen, die sich für diesen Zweig menschlichen Wissens interessieren, mit gutem Gewissen empfohlen werden und sollte auch in den Schülerbibliotheken unserer Gymnasien eine Heimstätte finden.

---

v. Braunmühl, A. Dr., Vorlesungen über Geschichte der Trigonometrie. 2. Teil. Mit 39 Figuren. Leipzig, Teubner. 1903. 264 Seiten.

Mit diesem zweiten Bande hat der Verfasser sein Versprechen,

uns eine Geschichte der Trigonometrie bis zur Gegenwart zu liefern, eingelöst. Im ersten Bande, der im im Jahrgange 1900 unserer Zeitschrift, Seite 582, besprochen wurde, hatte er den Gang der Entwicklung bis zur Erfindung der Logarithmen dargestellt. Daran knüpft er hier an und zeigt, welch riesige Umgestaltung die alte Trigonometrie eben durch jene erfuhr. Dann behandelt er die Entwicklung der Trigonometrie im 18. Jahrhundert, in welchem namentlich die analytische Methode zur Behandlung goniometrischer Funktionen weiter ausgebaut wurde, die Einführung des Imaginären neue Wege eröffnete und die Reihen zur Berechnung von Funktionen herbeigezogen wurden. In einem eigenen Kapitel bespricht Braunmühl die Schöpfungen des genialen Euler, dem wir ja im ganzen genommen die moderne elegante Form der Behandlungsweise dieses Zweiges der Mathematik verdanken. Im nächsten Kapitel werden die Arbeiten der Zeitgenossen und Nachfolger Eulers dargelegt und im letzten die Entwicklung der Trigonometrie im 19. Jahrhundert auseinandergesetzt, dem nur mehr die Aufgabe geblieben war, das Gebäude, dessen Fundament in den früheren Jahrhunderten gelegt war, zu stützen und auszubauen.

Vollständig begreiflich ist es, wenn der Verfasser sich dahin äufsert, er habe gerade bei der neuesten Zeit mit der Fülle des Stoffes zu kämpfen gehabt; denn nicht nur die unmittelbar interessierten Wissenschaften, wie Astronomie und Geodäsie trugen zur weiteren Ausbildung der Trigonometrie bei, auch die Analysis und die Funktionentheorie lieferten manch wichtigen Baustein. All diese Disziplinen mit in den Kreis der Betrachtung zu ziehen, war selbstverständlich unmöglich und der Verfasser beschränkte sich mit Recht darauf, dieselben nur soweit aufzunehmen, als sie wieder befruchtend und erweiternd auf die Trigonometrie einwirkten. Von Anwendungen wurden nur die Polygonometrie und Polyedrometrie behandelt.

Dafs auch dieser zweite Band mit derselben Gründlichkeit und Gediegenheit bearbeitet ist wie der erste, bedarf bei dem bekannten wissenschaftlichen Ernste des Verfassers keiner Bestätigung; bei seinem augenscheinlich unermüdlichen Fleifse im Studium der Quellen ist es auch selbstverständlich, dafs wieder manche Entdeckung einem anderen Forscher zugeschrieben wird als dem, der bisher für ihren Vater gehalten wurde. Das ganze Werk wegen seines Inhaltes zu empfehlen, ist also überflüssig; wohl aber sollte es noch aus einem anderen Grunde in der Bibliothek keines Mathematikers fehlen: gerade in einer Wissenschaft, die wie die Trigonometrie als etwas Fertiges dasteht, kann ein Fortschritt nur in einer Vereinfachung der Beweismethoden und allenfalls noch in der Behandlung bemerkenswerter Spezialfälle bestehen; da kann nun jedem von uns widerfahren, was nach Braunmühls Forschungen schon mehr als einem Mathematiker begegnete, dafs er sich abmüht, etwas zu finden, was ihm vielleicht neu erscheint, während es in der Tat schon bekannt war; vor solchem Schicksale gibt es keinen besseren Schutz als eingehendes Studium des Braunmühlschen Werkes.

Würzburg. Dr. Zwerger.

Ohlenschlager Friedrich, Römische Überreste in Bayern nach Berichten, Abbildungen und eigener Anschauung geschildert und mit Unterstützung des Kaiserlich deutschen archäologischen Instituts herausgegeben. 2. Heft mit 3 Karten und einem Plane. München 1903, Lindauer (Schöpping).

Es war nach der ersten (Seite 332 u. ff. dieser Bl. Jahrg. 1903 besprochenen) Lieferung als selbstverständlich vorauszusetzen, dafs das zweite Heft, worin die zwischen N. W. VI, 1 u. XI, 17 gelegenen Überreste geschildert werden, sich würdig dem ersten angliedern würde. Auch hier räumte der Verfasser mit manchem alten Vorurteil auf. So ist es beispielsweise sehr zu begrüfsen, dafs der Ansicht Raisers, der Krumbach für Castra Viaca bezw. Viana hielt, mit triftigen Gründen entgegengetreten wurde, obwohl sie sich bis in die neueste Zeit gehalten hat. Rezensent hätte gewünscht, dafs der Verfasser auch bei den Einspach-Sulzemoser Schanzen sich weniger Reserve auferlegt hätte. Freilich mufs dort wohl erst der Spaten einsetzen, um die Fragen zu klären. Mit vollem Rechte wurde zu anderen Hypothesen keine Stellung genommen, z. B. der vom Gunzenlê (S. 136) oder der Schanze auf dem Schlofsberg (S. 157) oder der Befestigung bei Westerholzhausen (S. 188), da sie noch nicht genügend spruchreif sind.

Mit besonderem Interesse darf man dem dritten Heft entgegensehen, welches das wichtige Augsburg bringen wird.

München. Fink.

H. Luckenbach, Kunst und Geschichte. II. Teil: Abbildungen zur deutschen Geschichte. Oldenbourg, München u. Berlin 1903. 96 S. 4°. Preis 1.50 Mk.

Der erste Teil dieses Werkes, die Abbildungen zur alten Geschichte, sind längst bekannt und nun schon in vierter Auflage verbreitet; durch solchen Erfolg ermutigt, läfst der Verfasser hier einen zweiten Teil zur deutschen Geschichte folgen. Ist jener lediglich für das humanistische Gymnasium bestimmt, so soll dieser auch an Realschulen, Töchterschulen und Lehrerseminaren benützt werden können. Daraus ergibt sich im Gegensatz zum ersten Teil der bunte Charakter dieses Heftes, das allen etwas bieten will. Vielleicht können manche Dinge anderswo gründlicher getrieben werden, für das Gymnasium erscheinen viele als Allotria. Soll sich dieses Heft wie das andre bei uns einbürgern, so müfste manches ausscheiden, was doch nicht eingehender behandelt werden kann, denn auf ein halbes Wissen verzichtet man gerne, und andres wieder müfste vollständiger zur Anschauung gebracht werden, bis jene Einheitlichkeit und Geschlossenheit erreicht ist, die man an den Abbildungen zur alten Geschichte rühmen konnte. Wenn der Verfasser es selbst für nötig hielt, ausführliche Erläuterungen einem grofsen Teile seiner Abbildungen beizufügen, so konnte ihm das ein Fingerzeig sein, dafs hier eine neue Belastung mit

Wissensstoff geboten wird, während doch die Anschauung vielmehr der Entlastung dienen soll.

Dies gilt gleich für die ersten Tafeln zur Erläuterung der Steinzeit, Bronze- und Eisenzeit. Wo Museen vorhanden sind, wird eine sachkundige Führung auch für Prähistorisches unseren Gymnasiasten nutzbringend sein, im übrigen wird der Geschichtsunterricht diese Gebiete künftiger Belehrung durch eigene Anschauung überlassen, von ein paar Figuren, Namen und Rubriken kann ich mir keinen Nutzen erwarten. Anders steht es mit der römisch-germanischen Zeit. Diese ist dem Schüler wohl bekannt, hier sollte die Anschauung recht reichlich einsetzen, die eine Tafel genügt nicht; hier so wenig wie am Ende des ersten Teiles, wo dieselbe Zeit erläutert wird, sind z. B. die Reliefs der Marc Aurelsäule verwertet worden. Auch die Zeit der Völkerwanderung und die merowingisch-fränkische Zeit bis Karl den Grofsen könnte reichlicher bedacht sein; ich empfehle unter anderem für eine zweite Auflage die Berücksichtigung der Buchmalerei (Initialen aus dem Codex aureus in St. Gallen und Miniaturen aus dem Wiener Evangeliarium Karls des Grofsen); auch der Thassilokelch von Kremsmünster würde sich vorzüglich eignen. Wir verzichten dafür gerne auf die Felsenzeichnung am Ramsundsberg und auf anderes, was uns völlig ferne liegt und womit wir nichts anzufangen wissen.

Nach den einleitenden der Vor- und Frühgeschichte gewidmeten Seiten (1—13) folgen nun in systematischer Anordnung die einzelnen Künste. Das Schwergewicht ist, wie in den Abbildungen zur alten Geschichte mit Recht, auf die Architektur gelegt, über die Hälfte des Heftes, S. 14—65, bezieht sich auf dieses Gebiet: S. 14—17 das Dorf; S. 18—23 die Stadt; S. 23—43 die Kirche; S. 44—45 das Kloster; S. 46—65 Burg, Schlofs und Fürstensitz. Ich habe diese z. T. ganz neu zusammengestellten Abschnitte mit ihren ausführlichen Erläuterungen mit dem gröfsten Interesse durchgesehen und, ohne das eigene Interesse zum Mafsstab zu nehmen für die Brauchbarkeit in der Schule, halte ich doch auch zu diesem Zwecke manches für ganz vorzüglich, so besonders den letzten Abschnitt. Die Marienburg und das Heidelberger Schlofs sind so reich und vielseitig illustriert, dafs der Schüler hier wirklich eine die Autopsie einigermafsen ersetzende Anschauung gewinnen kann. In dem Abschnitt über kirchliche Kunst dagegen scheint mir die Anordnung, deren lehrhafte Absicht ich nicht verkenne, doch die Klarheit des Gesamteindrucks zu beeinträchtigen. Auch finde ich hier, bei einer solchen Auswahl zur Verfügung stehender Monumente, die Konstruierung von sogen. Normalbeispielen für die einzelnen Stilgattungen überflüssig und nicht besonders geschmackvoll; man hätte Raum gewonnen für weitere Vermehrung instruktiver Veduten. Der Kölner Dom darf in einem Atlas für deutsche Kunst und Geschichte unter keinen Umständen fehlen, natürlich nicht in der allbekannten Ansicht, die konnte füglich wegbleiben; auch sonst habe ich in diesem Abschnitt manches in der Auswahl nicht erklären können. Auf die Abbildungen zur Erläuterung der Dorfanlage und des Bauernhauses, die ja bei der Heimatkunde recht wohl zu verwerten sind, hätte ich

in diesem kunsthistorischen Atlas gerne verzichtet, wenn auf dem dadurch freiwerdenden Raum das Kloster, das nur durch ein Beispiel vertreten ist, noch besser und allseitiger wäre geschildert worden. Konzentration ist das Prinzip des Verfassers in seinen Abbildungen zur alten Geschichte, es müfste auch hier sich mehr geltend machen.

So sind die weiteren Abschnitte über vervielfältigende Künste S. 67—69, über Münzkunde S. 90—92, über Wappenkunde S. 93—95 gewifs sehr interessant und sie mögen bei der Neigung unserer Jugend zum Sammeln anregend wirken, aber sie enthalten vielfach Ferneliegendes und haben Wichtigeres verdrängt; der Titel heifst „Kunst und Geschichte", da erscheint es mir doch nicht genügend, dafs von sämtlichen deutschen Künstlern nur Dürer und Holbein, diese allerdings schön und ausreichend, vertreten sind. Wo bleiben denn, wenn auch das 19. Jahrhundert nicht berücksichtigt werden sollte, Adam Krafft und Peter Vischer, Lukas Cranach und Riemenschneider, Andr. Schlüter vor allem?

Kein Zweifel, dafs Luckenbachs Versuch gegenüber dem bisher Vorhandenen einen bedeutenden Fortschritt bezeichnet, den modernen Forderungen, die auf gröfsere Betonung des Kulturgeschichtlichen in der Behandlung der Geschichte abzielen, ist weitgehend Rechnung getragen, Knötels Bilderatlas zur deutschen Geschichte ist weit übertroffen, wenn ich auch die fast gänzliche Ausscheidung des historischen Porträts nicht billige. Aber erst spätere Auflagen werden so viel ausscheiden, so viel dazufügen, dafs das Heft rückhaltslos unsren Schülern vom Gymnasium empfohlen werden kann. Nach den Erfahrungen, die wir am ersten Teile gemacht haben, von dem jede Auflage eine bedeutende Besserung brachte, ist auch für diesen Teil die künftige Nacharbeit des Verfassers noch zu erwarten.

Landau (Pfalz). Wilhelm Wunderer.

Beiträge zur alten Geschichte, herausgegeben von C. F. Lehmann. Band II (3 Hefte). Leipzig, Dieterichscher Verlag. 1902. 20 M.

Es soll im folgenden in Kürze der Inhalt der einzelnen Aufsätze dieses 2. Bandes der Lehmannschen Zeitschrift skizziert werden. 1. Heft. C. Jullian, De la nécessité d'un Corpus topographique du monde ancien. Es wird die Zweckmäfsigkeit und Notwendigkeit eines Corpus topographicum der alten Welt erörtert und der internationalen Vereinigung der Akademien nahe gelegt, die Ausarbeitung eines solchen Werkes, in dem auch die mittelalterlichen Quellen bis ins 13. Jahrhundert verwertet werden sollen, in die Hand zu nehmen. — J. B. Bury, The Epicene Oracle concerning Argos and Miletus, ist der Meinung, dafs das den Argivern und Milesiern in Delphi gegebene Orakel (Herod. VI 77) durch die Anwesenheit des Aristagoras, der 499/8 in Athen, Sparta, Eretria und Argos Hilfe erbat, veranlafst worden sei; er setzt deshalb den Krieg des Kleomenes und die Vernichtung der Argiver zwischen 498 und 494. — Beloch, Das Reich

der Antigoniden in Griechenland, behandelt das Entstehen desselben. seine Ausdehnung und Art unter Demetrios und seine Zerstörung unter Antigonos Gonatas, eine kurze, aber bewegte Zeit. — S. Shebelew. Zur Geschichte von Lemnos, untersucht, auf welche Weise L. aus dem Besitz der Athener in die Gewalt des Lysimachos kam (offenbar nicht offiziell, sondern es war ihm nur zur Verwendung für seine Zwecke überlassen), und wie mit Hilfe des Seleukos die Insel wieder von ihm befreit wurde. Die Geschichte der ganzen Periode ist sehr dunkel und fast bei jedem Resultat mufs der Verf. ein „vielleicht" hinzusetzen. — Hirschfeld, Der Grundbesitz der römischen Kaiser in den ersten 3 Jahrhunderten. I und II. Es wird ein äufserst interessanter Einblick in die Vermögensverhältnisse der Kaiser gegeben, wie ihr Privatvermögen durch testamentarische Zuwendungen, freiwillige oder erzwungene, sich mehrte; wie der Grundbesitz des Kaiserhauses nicht durch Erbschaften allein, sondern nicht selten auch durch Mord und Konfiskation erworben wurde. Eine Zusammenstellung der kaiserlichen Gärten und Paläste in Rom selbst und der luxuriösen Villen draufsen im Land gibt eine deutliche Vorstellung von dem Reichtum und teilweise auch von dem Geschmack der einzelnen Kaiser und Kaiserinnen. Die kaiserlichen Domänen in Italien und in den Provinzen werden im 2. Teil gesondert besprochen, obwohl gewifs auch vielfach mit den Villenanlagen gröfserer Grundbesitz verbunden war. — Von Cagnat, Les limites de l'Afrique Proconsulaire et de la Byzacène, wird eine genauere Bestimmung der Grenzen der beiden Provinzen versucht auf Grund der Konzilsakten und Inschriften. — Rostowzew, Römische Besatzungen in der Krim und das Kastell Charax, vermehrt das bisher recht spärliche Material, das wir für die Geschichte der Krim seit ihrer Unterwerfung unter Claudius haben, auf Grund von Ausgrabungen bei Jalta. Hier setzt er das von Ptolemaios genannte Kastell Charax an. — G. de Sanctis, Mastarna, behandelt die etruskische Grabmalerei von Vulci; er glaubt nicht, dafs der etruskische Mastarna nach der Hypothese des Kaisers Claudius richtig mit Servius Tullius identifiziert wird, sondern hält dafür, dafs die dargestellten Kämpfe dem entsprechen, was von Porsenna und L. Tarquinius überliefert ist. — Strzygowski, Orient oder Rom, behandelt zwei Porphyrgruppen von S. Marco in Venedig und sucht nachzuweisen, dafs sie aus Ägypten stammen. Das bietet ihm neues Material für die Frage des Wiederauflebens des Altägyptischen in spätrömischer und christlicher Zeit. Er ist überzeugt, dafs nicht das Orientalische ausstarb und die griechisch-römische Welt Siegerin blieb, sondern gerade umgekehrt: Der alte Orient siegte über Hellas und Rom, was sich schon in der eigentlich römischen Zeit deutlich ankündige. — Lehmann weist in dem Aufsatz ‚Menander und Josephus über Salmanassar IV.' nach, dafs entgegen der bisherigen allgemeinen Annahme die Angaben der beiden Quellen auf Salmanassar (es handelt sich um zwei Expeditionen des Königs gegen Phönikien und die Belagerung von Tyrus) vorzüglich passen; dazu fügt er den negativen Beweis, dafs andere Herrscher nicht in Betracht kommen können. — Kornemann, Zum Monu-

mentum Ancyranum. K. untersucht das Dokument auf seine Entstehung und analysiert die Komposition desselben; er macht es mit guter Begründung wahrscheinlich, dafs die Kap. 1—13 und 34 den ältesten Bestandteil bilden, der enthält, wie der Prinzipat entstanden war, wie der Imperator Augustus und princeps civium geworden und wie die neue Regierungsform Freiheit und Friede dem Lande gebracht hat. Verfafst etwa 12 v. Chr. Der 2. Abschnitt, der von den impensae handelt (c. 14—24), wurde noch zu Lebzeiten seiner beiden Enkel Gaius und Lucius Caesar niedergeschrieben, also vor dem Jahre 2 n. Chr., und erfuhr darnach noch einzelne Ergänzungen. Der 3. Teil (c. 25—33) über die Kriegstaten und die Erfolge in der äufseren Politik fällt in die Zeit nach Adoption des Tiberius, der dann seinerseits nach des Augustus Tod eine Schlufsredaktion des ganzen Werkes vornahm; Augustus selbst scheint nach der unglücklichen Varusschlacht das Dokument nicht mehr in die Hand genommen zu haben. Die kunstvolle Komposition der ältesten Teile wird von K. besonders schön behandelt.[1])

Heft 2. A. Schulten, Italische Namen und Stämme. Durch eine sehr mühsame Zusammenstellung nach den Bänden 5, 9, 10, 11 und 14 des CIL. weist Sch. nach, dafs die Eigennamen auf -iedius, -edius und -idius ihre Heimat vor allem bei den Bewohnern der Abruzzen, den Umbrern und Sabellern, und dann, aber erst in zweiter Linie, bei den stammverwandten Oskern haben; nur vereinzelt finden sie sich aufserhalb dieser Zone. Die fast ausschliefsliche Beschränkung auf ihre ursprüngliche Heimat ist wieder ein Zeichen dafür, wie die Verhältnisse in den Gebirgsgegenden stabil geblieben sind; an sich sind die Bergvölker sefshaft, aber auch die Regierung schränkte bei den mittelitalischen Untertanen die Auswanderung ein, welcher an sich schon der starke Gegensatz der einzelnen Stämme im Wege stand. — Toutain, Observations sur quelques formes religieuses de loyalisme, particulières à la Gaule et à la Germanie romaine. Der Verf. zeigt auf Grund zahlreicher Weihinschriften, dafs im römischen Gallien und Germanien neben dem provinzialen Kaiserkult auch von Privaten und Körperschaften dem numen Augusti gehuldigt wurde und zwar im Verein mit einer nationalen oder lokalen Gottheit. In den germanischen Provinzen sind es besonders Weihinschriften von Soldaten, in denen unter Anrufung des Jupiter O. M. und eines Lokalgottes die Ergebenheit gegen das Reich und seinen Herrscher bezeugt wird. — Beloch, Die delphische Amphiktionie im 3. Jahrhunderte, behandelt vor allem die Zahl der ätolischen Stimmen, die zwischen 2 und 14 schwankt und mit der Ausdehnung des ätolischen Bundes zusammenhängt. — Hülsen, Neue Inschriften vom Forum Romanum, bespricht die sämtlichen bis zum Frühjahr 1902 bei den umfangreichen Ausgrabungen gefundenen Inschriften, an deren Spitze der hocharchaische Cippus vom sog. Romulusgrab besonderes Interesse erweckt. Auch H. ist leider nicht imstande über Inhalt und Alter des Steins ein sicheres

[1]) Vgl. dazu Wilcken im Hermes 38 (1903) S. 618 ff.

Resultat vorzulegen; einigermafsen sicher erscheint ihm nur, dafs in der Inschrift von Befugnissen und Verrichtungen des rex auf dem comitium die Rede war; ob es aber eine lex sacra oder eine Weihung an Götter war oder ob sie geschichtliche Fakta erzählte, ist nicht zu entscheiden. — Hirschfeld, Der Grundbesitz der römischen Kaiser in den ersten 3 Jahrhunderten, II. Teil s. o. bei Heft 1. — Herzog, *Κρητικὸς πόλεμος*, behandelt eine Anzahl Inschriften aus Kos, Rhodos, Kalymna u. a., die auf den Krieg Bezug haben, zu welchem König Philipp V. von Makedonien 204 die Rhodier und ihre Bundesgenossen gegen die Kreter gereizt hat. Besondere Beachtung wird einer erst jüngst gefundenen grofsen Inschrift aus Kos geschenkt, in welcher die kriegerischen Verdienste eines Feldherrn Theukles um die Insel ausführlich gewürdigt werden. —

Heft 3. Montzka, Die Quellen zu den assyrisch-babylonischen Nachrichten in Eusebios' Chronik. Als solche kommen in Betracht für die babylonische Geschichte: Alexander Polyhistor, Abydenos und Flavius Josephus; für die assyrische: Abydenos, Kastor, Diodor und Kephalion. Ferner werden die assyrischen Königslisten des Eusebios in letzter Linie auf Ktesias zurückgeführt und die Abweichungen des Kanon von der Chronik in bezug auf chaldäische und assyrische Nachrichten behandelt. — Jacoby untersucht von neuem die attische Königsliste, die uns vorliegt in der parischen Marmorchronik und bei Kastor-Eusebius; er bemüht sich die in den beiden Listen benützte Atthis wiederherzustellen und kommt dabei zu dem Resultat, dafs sie für die Chronologie keinen Wert haben. — A. Schulten, Italische Namen und Stämme II. Aus der Gesamtgruppe der Namen hebt Sch. in dieser Fortsetzung seiner Arbeit im 2. Heft diejenigen auf -iedius und -edius als die selteneren gesondert hervor und stellt die auf -idius ihnen entgegen. Es ergibt sich, dafs die Namen auf -(i)edius und die auf -idius am häufigsten in der Gegend am Fucinersee sind; weiter nach Norden zu dagegen herrschen die auf (i)-edius, im Süden die auf -idius vor. — Lehmann, Menander und Josephus über Salmanassar IV, 2. Teil. L. führt seine Untersuchung im 1. Heft fort, indem er auf den einschlägigen Bericht des Alten Testamentes eingeht und zeigt, dafs die dortige Erzählung genau zu dem stimmt, was er im 1. Teil über die Kriege Salmanassars gegen Tyrus gefunden hat. — Am Ende eines jeden Heftes finden sich noch Mitteilungen und Nachrichten verschiedener Art; ein eingehendes Namen- und Sachregister von Regling schliefst den Band ab.

München. K. Reissinger.

Die Feldzüge des Germanikus in Deutschland von Otto Dahm, Oberstleutnant a. D. Westdeutsche Zeitschrift für Geschichte und Kunst. Ergänzungsheft XI. Mit 2 Anlagen und 4 Textfiguren. Trier 1902, J. Lintz. 142 S.

Oberstleutnant Dahm hat schon 1888 nach eingehender Besichtigung der Örtlichkeiten, die mit der Varusschlacht in Beziehung

gebracht werden können, in seiner Abhandlung „Die Hermannsschlacht" die Ergebnisse seiner Untersuchungen bekannt gemacht, die er dahin zusammenfafst, für die Varusschlacht passe am besten das von der oberen Hunte bis in die Gegend von Bramsche sich hinziehende Defilee, und zweitens die Römerfestung Aliso liege nicht an der oberen Lippe, sondern sei bei Haltern (im letzten Drittel des Flufslaufes) oder noch weiter unten zu suchen. Mit Aliso beschäftigt sich auch der erste Teil der neuen Schrift. Es wurden nämlich unterdessen bei Haltern Befestigungen, ein Lippehafen am alten Flufsbette und zwei ineinander gebaute Kastelle gefunden, das gröfsere eine provisorische Anlage, das kleinere sorgfältig ausgebaut mit einem Wall, der durch zahlreiche Holztürme verstärkt und von zwei Gräben umzogen war. Auch konnten zwei von einander getrennte Brandschichten erkannt werden, die auf zweimalige gänzliche Niederbrennung dieser Anlage schliefsen liefsen. Mit grofser Wahrscheinlichkeit wird die erstere mit der Eroberung des Kastells nach der Varusschlacht, die zweite mit der Räumung im Jahre 16 oder 17 n. Chr. in Verbindung gebracht. Die Fundstücke in diesen Kastellen, Ton- und Glasgefäfse, Münzen, Waffen, Schmucksachen, Werkzeuge u. dergl. sind so zahlreich, dafs jeder, der sich ernstlich mit römisch-germanischen Forschungen beschäftigt, im Museum von Haltern eingehende Studien dazu machen kann. Man wird dem Verfasser, der selbst bei der Auffindung beteiligt war, wohl beistimmen müssen, dafs dadurch die Lage von Aliso endgültig bestimmt ist.

Der weitere Inhalt der Schrift sucht für die einzelnen Feldzüge des Germanikus die Örtlichkeit und den Verlauf der Kriegsoperationen festzustellen und bietet, wie sich bei den militärischen Kenntnissen des Forschers, bei seinem Interesse an der Sache und der persönlichen Einsichtnahme der in Frage kommenden Gegenden erwarten läfst, sehr beachtenswerte Studien. Besonders hervorheben möchte ich den Abschnitt über bie Schiffbarkeit der Flüsse zur Römerzeit und die stete Rücksichtnahme auf die Verproviantierung der Armee, die bei solchen Kriegszügen von wesentlicher Bedeutung sein mufste. Wenn trotzdem manches über den Wert von Hypothesen nicht hinausgeht, so liegt der Grund in der teils dürftigen teils nicht immer ganz zuverlässigen Schilderung des Tacitus.

München. A. Spengel.

Otto Seeck, Geschichte des Untergangs der antiken Welt. I. Bd., zweite vermehrte und verbesserte Auflage, Berlin 1897,[1]) VIII u. 428 S., Preis 5 M.; Anhang zum 1. Bande, zweite vermehrte und verbesserte Auflage, S. 429—605, Berlin 1898, 3 M.; II. Bd., 456 S., Berlin 1901, Preis 6 M.; Anhang zum 2. Bande, S. 457—619, Berlin 1902, 3 M. Verlag von Siemenroth & Troschel in Berlin.

[1]) Der erste Band des Werkes ist uns erst mit dem 1901 erschienenen zweiten zur Besprechung zugesandt worden. (Die Red.)

Über Zweck und Umfang seines Werkes gibt uns der Verf. in der Vorrede klaren Aufschlufs. Es soll die Zeit von Diokletian bis auf den Untergang des Weströmischen Reiches in zusammenhängender Geschichtserzählung umfassen. Damit will aber der Verf. nicht blofs dem Gelehrten bei seinen Forschungen dienen sondern auch den Gebildeten überhaupt an einem charakteristischen Beispiel in die Gesetze des historischen Werdens und Vergehens einführen. Die Form der Darstellung setzt daher bei dem Leser kein gröfseres Wissen voraus als jede Mittelschule gewährt; infolgedessen sind die Quellenbelege und Einzeluntersuchungen über bestimmte Streitfragen abgetrennt und in ein eigenes Heft verwiesen und zwar ist jeder Band ohne den dazu erschienenen Anhang käuflich.

Nun fafst aber Seeck die Geschichte des Untergangs der antiken Welt nicht blofs als eine Darstellung der äufseren Ereignisse auf, sondern diese erscheinen ihm mit Recht als das Schlufsergebnis einer ausgedehnten Entwicklung, die ihn nötigt, in jenen Büchern, welche die Gründe für den Zusammensturz der antiken Welt erörtern, in viel frühere Zeiten, oft bis in die Anfänge der römischen Geschichte, meist aber bis auf den Beginn der Kaisergeschichte zurückzugreifen. Gegen den Vorwurf, dafs manches zu breit auseinandergesetzt werde, rechtfertigt sich der Verf. im voraus mit dem Hinweis auf den von ihm vorausgesetzten Bildungsgrad seiner Leser. Was dem Gelehrten längst bekannt ist, mag er überschlagen.

Bis jetzt sind zwei Bände erschienen, von welchen der erste samt Anhang bereits in zweiter um 23 Seiten vermehrter und im einzelnen vielfach verbesserter Auflage vorliegt. Zusammenhängende Geschichtserzählung bietet nur das I. Buch: Die Anfänge Konstantins des Grofsen S. 1—191, welches in fünf Kapiteln (Diokletian und seine Mitregenten, die Erhebung Konstantins, Maxentius und die beiden Maximiane, die Schlacht an der Milvischen Brücke, die Herstellung der Reichseinheit) die Zeit von 285 bis 324 in klarer und übersichtlicher Weise schildert. Besonders möge hier darauf hingewiesen werden, wie S. durch eine möglichst eingehende Würdigung Diokletians und seiner Reformen uns die ganze Folgezeit verständlicher zu machen sucht; denn „in den 20 Jahren seiner Regierung ist das Römische Reich gründlicher umgestaltet worden als in den vorausgehenden 3 Jahrhunderten". Zunächst wird hier nur seine bekannte Thronfolgeordnung kritisiert, die Degradation, welche der bisherige Mittelpunkt des Reiches erfuhr (Diokletian hat Rom nur einmal (303) während seiner ganzen Regierung besucht) hervorgehoben und das Verhältnis, in welchem Diokletian zu seinen Mitregenten stand, genauer beleuchtet. Weiterhin interessiert besonders die Charakteristik Konstantins, seine anfängliche Zurückhaltung, der Entscheidungskampf gegen Maxentius und der gegen Licinius. Man kann alles das in der Schule nur kurz behandeln, aber wer damit zu tun hat, sollte wenigstens nicht versäumen Seecks äufserst anschauliche Schilderung der Schlacht an der Milvischen Brücke heranzuziehen; „denn in ein paar Stunden hatte sich ein Ereignis vollzogen, das der Weltgeschichte auf Jahrtausende ihre Bahnen vorzeichnen

sollte". Das II. Buch: Verfall der antiken Welt füllt mit seinen 6 Kapiteln den gröfseren Teil des I. Bandes. Das 1. Kapitel: Die Germanen, enthält gleich sehr vieles, was der Kenner überschlagen kann, aber bemerken mufs man, mit welcher Tendenz hier die kulturgeschichtliche Schilderung verknüpft ist. „Nicht die Germanen haben das Römerreich zu Falle gebracht, sondern innere Krankheit verzehrte es und warf den Kolofs einem Feinde, der ihm niemals ebenbürtig gewesen und tausendmal von ihm geschlagen war, im entscheidenden Augenblick wehrlos vor die Füfse". Da die Wehrkraft des grofsen römischen Nachbarreiches der entscheidende Faktor auch für das Schicksal unserer Vorfahren war, so wird folgerichtig zunächst über das römische Heer gehandelt. Seine Entwicklung von den ältesten Zeiten Roms an wird verfolgt, wie der Kriegsdienst vor allem zum Ruin des kleinen Besitzes in Italien beitrug wird gezeigt, woraus dann erhellt, weshalb es gerade dem Bauernsohn Marius gelang das Übel an der Wurzel zu fassen. Freilich, wie die Elemente des Heeres früher die Blüte des Volkes repräsentierten, so jetzt dessen Hefe! Wenn nun aber auch seit der Reform des Marius Rom mit Berufssoldaten kämpfte, so konnten diese doch nur dann allen Anforderungen entsprechen, wenn ihre Anführer lange Zeiträume hindurch dieselben blieben. Nur die Monarchie konnte die Konsequenzen der marianischen Reform ziehen (Marius, Sulla, Pompejus, Cäsar sind Vorläufer derselben!). Also in der Kaiserzeit ein stehendes Heer! Hatte das römische Heer bisher schon durch seine treffliche Organisation grofse Übermachten nicht zu scheuen gehabt, so beruhte seine Überlegenheit doch zum grofsen Teil auf der höheren Zivilisation des Menschenmaterials (Bürger des Reiches, vor allem Italiker!). Doch schon unter Tiberius wird dieses knapp, unter Trajan kann Italien kaum mehr die Garde stellen, aber die Legionen setzen sich immer noch aus Bürgern der Provinzen zusammen; erst unter Antoninus Pius wird auch dieser Grundsatz aufgegeben: die Rekruten können Bürger, Verbündete oder Untertanen sein. Aber nichts ist dem Römischen Reiche verderblicher geworden als diese allmähliche Barbarisierung seiner Heere, die langsam aber unaufhaltsam seine Überlegenheit den wilden Nachbarn gegenüber untergrub. Und doch, hatte im ersten Jahrhundert die Stärke Roms in den bürgerlichen Legionen gelegen, so galt im fünften nur noch der Barbar für einen brauchbaren Soldaten; denn die römische Volkskraft war längst dahin. Dies zu zeigen unternimmt S. im 3. Kapitel: Die Ausrottung der Besten; man kann sagen, dies ist der Kernpunkt seines Werkes. Mit Recht werden zunächst einige althergebrachte Ansichten zurückgewiesen, einmal, dafs nach dem für Individuen wie für Völker gleichmäfsig geltenden natürlichen Gesetze (Kindheit, Jugend, Mannesalter, Greisentum) Rom habe verfallen müssen, ferner, dafs die Ausschweifungen und Laster weniger Hunderte einen Völkerkomplex von ungezählten Millionen zugrunde gerichtet haben sollten.[1]) Vielmehr war es der alte Tyrannen-

[1]) Hier scheinen uns die Zahlengegensätze denn doch einseitig übertrieben zu sein.

grundsatz die Besten wegzumähen, wie er zum ersten Male beim Untergang der Gracchen, dann durch Marius und Cinna einerseits, Sulla andrerseits und endlich durch die Proskriptionen der Triumvirn zur Anwendung kam. Die Erbärmlichkeit des römischen Senates der Kaiserzeit beweist das. So werden der Reihe nach Bürgerkriege und Monarchenwillkür, Beamtenkorruption und Söldnerwesen, Askese (vor allem in der geschlechtlichen Enthaltsamkeit) und Glaubenseifer (Christenverfolgungen) als die Ursachen des Untergangs der Besten erwiesen. Übrig blieb nur die Feigheit und Erbärmlichkeit. Auch die Sklaven und Klienten (4. Kap.) beschleunigten diese traurige Entwicklung; denn nirgends strömten mehr Sklaven zusammen, nirgends wurden auch die Freilassungen durch den beispiellosen Reichtum der leitenden Familien mehr befördert als im Zentrum der antiken Welt und gerade die allerschlechtesten Elemente waren es fast ausnahmslos, welche aus der Sklaverei in die Bürgerschaft übertraten und so eine Blutmischung herbeiführten; denn nur die faulen, lasterhaften Luxussklaven starben meist als freie Bürger, die feigen und fügsamen. Ein wichtiges Kapitel (5) behandelt sodann die Entvölkerung des Reiches: der wachsende Überschufs der Todesfälle über die Geburten liefs das Geschlecht der Altfreien unter den Nachkommen entlassener Sklaven gänzlich verschwinden, schuf Raum für die friedliche Ansiedelung der Barbaren wie für ihr kriegerisches Eindringen, entzog dem römischen Heere seinen jungen Nachwuchs und zwang dazu es aus den kinderreichen Germanen zu rekrutieren. Während diese längst in ihren Grenzen keinen Raum mehr fanden, war den Völkern der alten Kultur ihr Land viel zu weit geworden, längst war der Ackerbau verfallen und weite Triften, von spärlichen Hirten belebt, traten an die Stelle der Kornfelder und Weinberge. Die unvermeidliche Ausgleichung dieser Gegensätze führte endlich die Völkerwanderung herbei. Wie diese sich vorbereitete und durch Mark Aurels gewaltige Leistungen im 2. Jahrhundert noch einmal aufgehalten wurde, zeigt das letzte Kapitel: Die Barbaren im Reiche. Diese mufsten dem genannten Kaiser die beiden Aufgaben lösen helfen, der Armee frischen Nachwuchs und dem Lande neue Bebauer zu schaffen. Er griff zuerst zu der folgenschweren Neuerung, Rekruten auch aus unabhängigen Völkerschaften anzuwerben. Das ist der Anfang vom Ende (Ricimer, Odoaker!). Indem andrerseits die von Mark Aurel und seinen Nachfolgern in den Grenzprovinzen als inquilini angesiedelten Barbaren sich selbst romanisierten, germanisierten sie das Reich, führten ihm neue Kräfte zu und verursachten ein nochmaliges Aufblühen desselben.

Wie die Barbaren in das Heer, zunächst in das Offizierkorps eindringen, zeigt das 1. Kapitel (Der Kaiser und seine Offiziere) des III. Buches (Die Verwaltung des Reiches), womit der 2. Band des inhaltsreichen Werkes beginnt. Zunächst wird betont, wie seit Beginn der Kaiserzeit die Kraft des römischen Heeres nicht auf den eigentlichen Offizieren, den Tribunen der Legionen und den Präfekten der Alen beruhte, sondern auf den Centurionen, den Unteroffizieren.

Ja gegen die Mitte des 3. Jahrhunderts verschwinden die Jünglinge der beiden höchsten Stände, des Senatoren- und Ritterstandes, auch noch aus den genannten Offiziersstellen und erscheinen nur noch eine Zeit lang in den hohen Kommandostellen der Legaten. Allein hier verstanden sie nichts vom Kriegsdienste und so sterben allmählich die Legionslegaten aus, die Lagerpräfekten übernehmen ihre Obliegenheiten und diese sind viri militares, d. h. ausgediente Centurionen, die vom Kaiser in den Ritterstand erhoben worden waren. Früher hatten sich wenigstens noch die Decurionen, d. h. der Adel der Munizipialstädte, um Centurionenstellen beworben, jetzt verschmähten sie das, da sie ja ohne Mühe zum Militärtribunat gelangen konnten; also der Geburtsadel verzichtete auf die Offizierstellen und an seine Stelle traten die militärischen Emporkömmlinge, die damals wohl schon gröfstenteils angesiedelte Barbaren oder deren Nachkommen waren. Noch schlimmer aber wurde es, als schliefslich auch für den Centurionat keine geeigneten Bewerber mehr auftraten und dieser, da die Barbaren dazu nicht tauglich waren, tatsächlich einschlief ohne aufgehoben zu sein. Klar und scharf schildert der Verf. den unersetzlichen Verlust, welchen dadurch das römische Heer erlitt: 1. jene sorgfältige Ausbildung, durch welche früher alle Legionen den Barbaren überlegen waren, hörte auf; das Exerzieren kam in Verfall und verschwand im 5. Jahrhundert ganz; 2. damit schwanden auch andere Momente der Überlegenheit, zunächst die Sicherung durch das feste Lager nach ermüdendem Tagemarsch; durch die Weigerung der Barbaren, Schanzzeug und Brotsack zu schleppen, trat die Vermehrung des Trosses ein, dazu zogen Weib und Kind und Habe auf langen Reihen von Ochsenwagen nach bei Änderung des Truppenstandplatzes; endlich verzichteten die Fufstruppen auf den schweren Waffenschutz durch Helm, Beinschienen und Panzer in der Schlacht, weil er ihnen beim Marschieren unbequem war. Resultat: Das römische Heer unterscheidet sich kaum mehr von den Barbarenhaufen, die es bekämpfen soll und was ihm an Tüchtigkeit abgeht, mufs durch Vermehrung der Zahl ersetzt werden! Denn mit den Centurionen verschwand auch die Centurie, d. h. die taktische Gliederung: jedes Korps wird zur plumpen, ungeteilten Masse, wie es die germanischen Heerhaufen waren. Eingehend wird dann noch von der wichtigen Militärreform des Diokletian gehandelt, der die Grenzwehr auf die bescheidene Zahl herabsetzte, die zur Erfüllung ihrer regelmäfsigen Aufgaben erforderlich war und aus dem freiwerdenden Überschufs grofse Reserveheere formierte, um sie nach Bedürfnis bald hier bald dort verwenden zu können (die Soldaten der neuen Marschheere heifsen comitatenses, d. h. Hoftruppen).

Das 2. Kapitel behandelt den Hof und die Provinzen. Diokletian fuhr mit der Verkleinerung der Provinzen fort und führte diese Mafsregel, auch wo kein Bedürfnis war, im ganzen Reiche systematisch durch, ja auch nach ihm wurden noch viele neue Provinzen von den alten abgezweigt, natürlich nicht um eines administrativen Bedürfnisses

willen, sondern zur Befriedigung der Habsucht der jeweiligen Machthaber, der einflufsreichen Höflinge, durch Ämterschacher. Als Zwischenstufe zwischen der Zentralregierung und den Blutsaugern der Provinzen, den Statthaltern, schuf Diokletian vier Präfekturen (aus dem praefectus praetorio hervorgegangen) und da ihr Gebiet immer noch zu grofs war, 13 Diözesen (im 4. Jahrhundert 15) mit je einem vicarius praefectorum praetorio an der Spitze, d. h. dem Stellvertreter des Präfekten. Ursprünglich waren es soviele Präfekten wie Kaiser; erst später wurde das Amt von der Person des Herrschers gelöst und zu einem bestimmten Länderkomplex in Beziehung gebracht (unter Konstantins Söhnen!). Den Kaiser umgab ein consilium, welches seit Diokletian consistorium hiefs (jeder nahm nach seinem Rang vor dem Kaiser Aufstellung!); seine Mitglieder, comites, ohne regelmäfsiges Amt, hatten bei der damaligen Umbildung des Staates umsomehr unbestimmte Geschäfte; daraus erwuchs dann der Titel: 1. comes et quaestor sacri palatii (zur Ausarbeitung der Gesetze und Verfügungen), 2. comes rerum privatarum (Verwaltung der Domänen), 3. comes sacrarum largitionum (Aufsicht über den Staatsschatz, dessen wichtigste Ausgabe die Geldgeschenke an die Soldaten sind), 4. und 5. zwei comites als Befehlshaber der Garden, der protectores domestici. Allmählich aber wurde der Titel comes an Beamte aller Art verliehen, wie etwa heute der Geheimratstitel etc. Unter Konstantin wurden comites als kaiserliche Sendboten zu aufserordentlichen Revisionen in den Provinzen gesandt. Weitere Teilungen und Trennungen der Ämter folgten; insbesondere war seit Konstantins Zeiten der Offizier vom Beamten durch eine tiefe Kluft geschieden, noch schärfer wie heute; denn die zivilen Stellungen bekleidete der zahme Römer, die militärischen der starke Barbar. Auch die Provinzialstatthalter erhielten bald ein officium, d. h. einen Stab sachkundiger Subalternbeamter; die Folge war einerseits, dafs es auf die Person des Statthalters überhaupt nicht mehr ankam und dafs seit dem 4. Jahrhundert oft halbe Kinder grofse Statthalterschaften erhielten und andrerseits, dafs das Gesindel dieser Offizien in unerhörter Weise Trinkgelder nahm, die trotz aller kaiserlichen Verbote so üblich wurden, dafs sie sich später in ordnungsgemäfse Sporteln verwandelten. Arme Provinzen!

Im 3. Kapitel: Das Reich und die Einzelstaaten behandelt der Verf. zunächst ausführlich die städtische Entwicklung Italiens, weil sie für die provinziale vorbildlich wurde. In den Provinzen standen die verbündeten und ihnen fast gleichberechtigt die freien Staaten, welche beide sich um Rom in irgend einer Weise verdient gemacht hatten, den untertänigen gegenüber, die mit Waffengewalt erobert worden waren oder sich auf Gnade und Ungnade hatten ergeben müssen. Diese, eigentlich in Sklavenstellung, zahlten Kopfsteuer und Pacht in Geld oder Naturalien (= Grundsteuer) dafür, dafs ihnen ihr Grundbesitz blieb, obgleich er formell ager publicus geworden war; auch die Selbstverwaltung blieb ihnen. Der wesentlichste Unterschied lag darin, dafs in den freien Staaten die Rechtsprechung von den Magistraten der Einzelstaaten besorgt wurde, in den untertänigen von

den römischen Prokonsuln. In der Kaiserzeit erstrebte man in jeder Beziehung eine Angleichung der Provinzen an Italien, aber auch als Caracalla alle freien Einwohner des Reiches zu römischen Bürgern gemacht hatte, blieben doch noch wesentliche Reste der alten Rechtsungleichheit bestehen, die sich aber jetzt nur noch auf das Steuerwesen beschränkten.

In besonders interessanter Weise zeigt der Verf. im 4. Kapitel: Die Verwaltung der Städte den Verfall des Reiches. Wie im republikanischen Rom war auch in den abhängigen Städten ursprünglich die Macht unter drei Faktoren verteilt: die Magistratur, den Rat und die Volksversammlung. Die Bevölkerung der Stadt zerfällt in den regierenden Teil, die Stadtbürger, und den regierten, entweder incolae, zugewanderte Fremde oder Attribuierte, wilde Völkerschaften, welche Rom einer zivilisierten Stadt als Untertanen zugewiesen hat. An den Lasten der Kommune haben natürlich alle drei Gruppen gleichen Anteil. Der munizipale Rat heifst ordo, seine Mitglieder decuriones, die dem Konsulat nachgebildete Magistratur, welche die Gerichtsbarkeit und Verwaltungshoheit hat, duoviri iuri dicundo; in jedem 5. Jahre haben diese Zensorengewalt und heifsen duoviri quinquennales. Zwei Ädilen und zwei Quästoren sind die niederen Magistrate. Alle gewesenen Beamten bilden den ordo, aus dessen Mitte eine Kommission, die decemprimi, die ständigen und lebenslänglichen Träger der Gewalt des ordo, genommen werden. Ursprünglich wetteiferten die städtischen Beamten in der Freigebigkeit für das öffentliche Interesse, aber gerade darin lag ein Grund des Verfalles; denn diese zufälligen und unberechenbaren Einnahmen liefsen kein klares Budget aufstellen und versagten gerade in schlimmen Tagen; denn bald kam die Zeit, wo die munizipalen Ämter, zu denen man sich früher gedrängt hatte, zu einer kostspieligen Last wurden, die weder Macht noch Ehre brachte. Denn je mehr man von oben in die Städteverwaltung eingriff, desto überflüssiger und langweiliger wurde das Wirken im ordo oder als munizipaler Beamter. Deren Freiheiten wurden seit Trajan durch die curatores civitatum noch mehr beschränkt, denen seit 364 die defensores senatus (von Konstantinopel!) und die defensores plebis konkurrierend zur Seite traten. Aber bald sanken auch diese und hatten ebensowenig wirkliche Macht mehr wie die duoviri; denn ihre Macht ging auf den Bischof über. Aber auch eine kostpielige Last war das Dekurionat geworden: immer mehr Geldopfer mufsten die in ihrer Wirksamkeit beschränkten munizipalen Beamten bringen, wenn sie sich eine ehrenvolle Erinnerung sichern wollten. Die Kandidaten wurden spärlich, fehlten welche, dann mufste der leitende Duovir geeignete Persönlichkeiten vorschlagen, kurz man konnte nachgerade zur Bekleidung der Stadtämter gezwungen werden und mufste durch die infolge regelmäfsiger Übung gesetzlich gewordenen Spenden sich und seine Familie ruinieren. Dafs einer ein zweites Mal das Amt übernahm, kam seit dem 3. Jahrhundert überhaupt nicht mehr vor. Immer drückender wurde auch die Haftpflicht des duovir, resp. des ordo, bei

der nominatio geeigneter Männer und als gar Diokletian mit neuen Steuern drückte, mufsten die Dekurionen sie eintreiben und, was sich nicht eintreiben liefs, aus ihrer Tasche ersetzen. Dieser Steuerpolitik Diokletians, ebenso die Zerrüttung des Münzwesens, welche jene erst verständlich macht, widmet Seeck zwei glänzend geschriebene Kapitel: 5. Geld und Tribute und 6. Die neuen Steuern. Es ist nicht möglich hier alle Einzelheiten wiederzugeben, das Hauptresultat ist eben die rapide Verschlechterung des Geldes, indem bei dem allgemeinen Gefühl der Unsicherheit damals auch alles Silber (beim Gold war es längst der Fall) vom Geldmarkt verschwand und schlechte Kupfermünzen (Weifskupfer) in enormer Menge ausgegeben wurden. Infolgedessen trat eine schnelle Steigerung aller Preise ein und dieser suchte Diokletian durch sein berüchtigtes Preisedikt, den Maximaltarif von 301 zu begegnen, welches zeigt, dafs der Kaiser von den Bedingungen des Handels, die er regeln will, auch nicht den dunkelsten Begriff hat; es mufste auch nach kurzer Zeit wieder aufgehoben werden. Die Veränderungen und Verschlechterungen des Münzwesens von Gallienus bis auf Konstantin den Grofsen bewirkten, indem sie den Wert des Geldes ganz unsicher machten, jene eigentümliche Ausbildung der Naturalsteuern, welche die Volkswirtschaft des 4. und 5. Jahrhunderts bestimmte. „Der unerträgliche Druck, den sie ausübten, hat vielleicht am meisten dazu beigetragen, die Energie der Untertanen zu lähmen, die Einwohnerzahl des Reiches noch mehr herabzusetzen und es seinem Untergang entgegenzutreiben." Diese Steuern konnten nur mit der furchtbarsten Grausamkeit beigetrieben werden. Wie die Pächter von ihren Feldern flohen, so die Dekurionen, welche für den Eingang der Steuern hafteten, aus ihren Städten. Die fressende Beamtenschaft wuchs von Jahr zu Jahr, aber der Steuerzahler wurden immer weniger. Da Bürger und Bauern sich ihrer Tätigkeit entzogen, so griff man wieder zu dem plumpen Mittel der Zwangsgesetze, zur erblichen Bindung an den Stand (7. Kapitel: Die Erblichkeit der Stände). Maxentius fesselte zunächst die Schiffer und die Bäcker erblich an ihre Innung in Rücksicht auf die Bedürfnisse der Hauptstadt; unter Konstantin kam das Dekurionat an die Reihe. Als er die Alleinherrschaft erlangt hatte, verfügte er am 7. Oktober 325 den Erbzwang für die Dekurionen; 331 verfielen dem Erbzwang zwei andere Stände, die Soldaten und die Offizialen. Beim neuen Zensus von 332 wurde sodann jenes unheilvolle Gesetz erlassen, welches Ackersklaven untrennbar an das Grundstück, dem sie in den Zensuslisten beigeschrieben waren, und Kolonen oder Pächter unentrinnbar an ihren Gutsherrn fesselte, also erzwungene Erbpacht; damit wurden römische Bürger zu Hunderttausenden in halbe Sklaverei verdammt. Im Laufe der Zeit wurde dann jedes Gewerbe, dessen Erhaltung man als wertvoll für den Staat erkannte, in dieselben Fesseln der Erblichkeit eingezwängt. Und die Folge? Während einerseits Mutige und Erfindungsreiche alle Mittel aufboten um sich doch dem Dekurionenstande zu entziehen, liefen andrerseits die Kolonen davon und gingen lieber unter die Bettler oder sie vermochten bei ihrer

kläglichen Dürftigkeit keinen genügenden Nachwuchs grofs zu ziehen — die Ausdehnung der wüsten Äcker nahm mit jedem Jahre zu!

Indem ich es mir versage, hier auch noch den Inhalt des IV. Buches: Religion und Sittlichkeit zu analysieren, weil der Verf. selbst noch nicht zum Abschlufs gelangt ist, möchte ich nur noch kurz auf die Bedeutung des Werkes im allgemeinen hinweisen. Wir reden ja viel von dem Verfall des römischen Reiches infolge von Sittenlosigkeit, Üppigkeit und Wohlleben etc., unsere Schüler benützen diese Tatsache als exemplum in ihren Aufsätzen, aber wir müssen uns gestehen, dafs dabei meist allgemeine Redensarten gebraucht werden und dafs zu wenig positive Gründe beigebracht werden. Hier haben wir nun in Seecks Buch was wir brauchen: eine auf gründlichster Forschung und teilweise scharfsinniger Kombinationen beruhende, durch lehrreiche Parallelen und Hinweise auf andere Zeiten und Völker beleuchtete Darstellung des Unterganges der römischen Welt, welche eine Fülle von Anregungen gewährt und unsere kulturgeschichtlichen Kenntnisse in hervorragender Weise bereichert. Mögen sich doch recht viele durch das Studium des inhaltreichen und bei aller Verständlichkeit fliefsend und teilweise glänzend geschriebenen Hauptwerkes und der beiden Anhänge davon überzeugen.

Schultz, Dr. Alwin, Prof. a. d. deutschen Universität zu Prag, Das häusliche Leben der europäischen Kulturvölker vom Mittelalter bis zur 2. Hälfte des XVIII. Jahrhunderts. VIII und 432 Seiten. München 1903, R. Oldenbourg. Preis br. 9 M. (Handbuch der Mittelalterlichen und Neueren Geschichte, herausgegeben von G. von Below, Prof. an der Univ. Tübingen und F. Meinecke, Prof. an der Univ. Strafsburg).

Nicht dem Plane nach sondern infolge äufserer Gründe ist das vorliegende Werk als erster Band eines umfänglichen gröfseren Unternehmens erschienen, welches die vollste Beachtung aller Geschichtskenner und Geschichtsfreunde, namentlich aber aller Geschichtslehrer verdient. Von dem Erfahrungssatze ausgehend, dafs die zunehmende Spezialisierung der Arbeit, durch welche das Zeitalter der enzyklopädischen Darstellungen in der Wissenschaft abgelöst worden ist, doch wiederum das Bedürfnis enzyklopädischer Zusammenfassung wachgerufen hat, haben sich eine Reihe von Fachgenossen zusammengetan um ein Handbuch der mittelalterlichen und neueren Geschichte zu schaffen, weil hier einerseits das Bedürfnis der Zusammenfassung von Einzelforschungen und der Orientierung besonders dringend ist und andererseits die vorhandenen besseren populären Darstellungen diesem Bedürfnis nicht genügen. Diese Lücke soll ausgefüllt werden; das Ziel ist streng wissenschaftliche, aber doch zusammenfassende und übersichtliche Darstellung. Eine Gewähr für das Gelingen ihres Unternehmens erblicken die Herausgeber darin, dafs eine solche enzyklo-

pädische Darstellung sich bereits in einer anderen Disziplin bewährt hat und dafs sie sich ihr in der allgemeinen Form anschliefsen, nämlich Iwan von Müllers Handbuch der klassischen Altertumswissenschaft. Doch seien die Herausgeber hier gleich auf einen Mifsstand dieses letzteren Sammelwerkes aufmerksam gemacht, den sie bei ihrem Unternehmen besser vermeiden mögen. Wer sich für das Handbuch der klassischen Altertumswissenschaft ursprünglich abonnierte, kam bald in eine sehr mifsliche Lage teils dadurch, dafs sich der Plan des Unternehmens fortwährend erweiterte und einen bei der Subskription nicht vorgesehenen Umfang annahm, teils dadurch, dafs manche Mitarbeiter die erste Bearbeitung ihres Gebietes mehr als einen Versuch ansahen, der vielfach unfertig war und dem dann bald eine zweite „vermehrte und verbesserte" Auflage folgte. Und wie vermehrt! Z. B. Krumbachers byzantinische Literaturgeschichte umfafste in der 1. Auflage 31 Bogen, in der 2. Auflage 75¾ Bogen! Unter solchen Umständen war der Besitz der 1. Auflage für den Subskribenten ganz wertlos. Den vielen berechtigten Klagen in dieser Hinsicht sei hier einmal Ausdruck gegeben mit dem Wunsche, es möge bei dem neuen Unternehmen mit gröfserer Umsicht und Voraussicht verfahren werden. Übrigens werden bei diesem die philologischen und literarischen Fragen zurücktreten, so dafs sein Rahmen ein engerer ist. Das orientierende Inhaltsverzeichnis stellt 4 Abteilungen auf. I. Allgemeines: 8 Teile sind geplant. II. Politische Geschichte: 9 Teile,[1]) darunter „Brandenburg-preufsische Geschichte", noch nicht besetzt. Warum eine solche in das Programm aufgenommen und damit doch wieder eine Art Spezialisierung der Arbeit geschaffen wurde, sieht man nicht recht ein. Weshalb dann nicht auch eine bayerische Geschichte, für die viele dankbar wären? III. Verfassung, Recht, Wirtschaft: 15 Teile (deutsche, französische, englische Verfassungsgeschichte, Heeresgeschichte, Handelsgeschichte, Münzkunde und Geldgeschichte etc.). IV. Hilfswissenschaften und Altertümer: 9 Teile (Diplomatik, Paläographie, Chronologie, Heraldik und Sphragistik, Histor. Geographie, Kulturgeschichte etc.). — Auch in der äufseren Einrichtung hat sich das neue Unternehmen das J. v. Müllersche Handbuch zum Vorbild genommen, aufser wenn der besondere Gegenstand Abweichungen nötig macht. Demnach sind die einzelnen Bände in kurze Paragraphen eingeteilt (mit eigenen Überschriften), innerhalb deren je nach der Wichtigkeit grofser und kleiner Druck zur Anwendung kommt. In letzterem werden auch einerseits die Überblicke über die betreffende Literatur vor oder nach den Paragraphen, andererseits spezielle Belege und Ergänzungen in Anmerkungen unter dem Texte gegeben.

Wenden wir uns nun nach diesen orientierenden Bemerkungen über das ganze Unternehmen dem zufällig als ersten Teil erschienenen,

[1]) Hievon erschien noch 1903: Dr. Joh. Loserth, Geschichte des späteren Mittelalters (1197—1492). 727 S., worauf später zurückgekommen werden soll.

oben angeführten Werke zu. Sein Verf. Prof. Alwin Schultz in Prag gilt als ein hervorragender Kenner der Kunstgeschichte nicht nur sondern auch der Geschichte der Privataltertümer, der Kultur- und Sittengeschichte überhaupt. Man verdankt ihm auf diesem Gebiete abgesehen von verschiedenen Monographien auch mehrere umfangreiche und ausführliche Werke.[1]) War dieser Gelehrte also auch zur Übernahme dieses Abschnittes besonders geeignet und vorbereitet, so hat er sich doch die Sache nicht leicht gemacht und verhehlt auch in der Vorrede seine Bedenken nicht. Obwohl er nur einen kleinen Abschnitt der Sittengeschichte, das häusliche Leben, darstellen will, läfst doch selbst dieser sich nicht den Ansprüchen der Wissenschaft entsprechend behandeln, weil die Vorarbeiten fehlen; denn vom 14. und 15. Jahrhundert ab ist die Masse der meist noch ungedruckten Urkunden viel zu grofs. Er bietet daher nur eine hauptsächlich die deutschen Verhältnisse berücksichtigende Skizze, deren Mängel er selbst nicht in Abrede stellt; auch Zeit und Raum zur Ausarbeitung waren ihm beschränkt; die in Zeitschriften enthaltenen Aufsätze sind überhaupt nicht benützt. Eine Absicht seines Werkes hebt der Verfasser jedoch nachdrücklich hervor: er will dem Leser Gelegenheit geben sich durch eigene Anschauung eine Vorstellung von den Dingen zu machen; daher benutzt er nicht blofs das „Kulturgeschichtliche Bilderbuch" von Dr. Gg. Hirth (München) zu Nachweisen von Bildern, die er aus eigener Kenntnis noch vermehrt, sondern er konnte auch das Buch dank dem Entgegenkommen des Verlegers mit nicht weniger als 192 Abbildungen[2]) ausstatten, welche abgesehen von etlichen etwas zu schwarz geratenen Reproduktionen von Kupferstichen sehr gut ausgeführt sind, wie überhaupt die vorzügliche Ausstattung des Werkes durch die Verlagshandlung alle Anerkennung verdient. Dafs gleichwohl in dieser Beziehung noch manches zu wünschen übrig ist, mag hier gleich bemerkt werden, ehe wir uns den einzelnen Abschnitten zuwenden. Es wird, wie gesagt, neben den reproduzierten Bildern fast ausschliefslich auf Hirths Kulturgeschichtliches Bilderbuch verwiesen; allein der Verfasser hätte doch bedenken sollen, dafs wir jetzt eine ganze Reihe populärer Sammlungen von Abbildungen aus dem Gebiete der Kunstgeschichte haben, die sicherlich mehr verbreitet sind als jene Sammlung und, wie man im einzelnen sofort nachweisen könnte, vorzügliches Material bieten: 1. Das Kupferstichkabinet, Nachbildungen nach Werken der graphischen Kunst vom Ende des XV. bis zum Anfang des 19. Jahrhunderts. Erschienen sind 5 Jahrgänge mit im ganzen 480 Faksimiletafeln (Berlin 1896—1901). 2. Das Museum, eine Anleitung zum Genusse der Werke bildender Kunst (Malerei und

[1]) Hievon seien z. B. genannt: Das höfische Leben zur Zeit der Minnesänger, 2 Bände, Leipzig 1879 — Deutsches Leben im XIV. u. XV. Jahrhundert, 2 Bände, Leipzig und Prag 1892 — Alltagsleben einer deutschen Frau im 18. Jahrhundert, Leipzig 1890 — Einführung in das Studium der neueren Kunstgeschichte, Prag 1886 — Allgemeine Geschichte der bildenden Künste, 3. Band, Berlin 1895.

[2]) Auffallender Weise ist dies auf dem Titel gar nicht angegeben; auch sind die Abbildungen nicht numeriert, was bei Verweisungen unangenehm empfunden wird.

Plastik)!), Berlin, W. Spemann; bis jetzt 8 Jahrgänge mit je 160 Bildertafeln, also im ganzen 1280 Tafeln. (Die Sammlung wird fortgesetzt.) 3. u. 4. Die beiden im vorm. Bruckmannschen Verlag in München erschienenen Sammlungen: Klassischer Bilderschatz (12 Jahrgänge mit je 144 Bildertafeln, also im ganzen 1728 Bildertafeln) und Klassischer Skulpturenschatz (4 Jahrgänge mit je 144 Tafeln, also im ganzen 576 Tafeln). Welche Fülle von Material für den Kulturhistoriker! Von farbigen Wiedergaben, Künstlermonographien sei dabei gar nicht die Rede.

In der äufseren Einrichtung folgt dieser Band nicht dem J. v. Müllerschen Handbuch; vielmehr hat sich der Verf. seinen Stoff in 6 Kapitel von ungleicher Länge gegliedert: I. Die Wohnung, II. Die Familie, III. Die Kleidung, IV. Essen und Trinken, V. Beschäftigung und Unterhaltung, VI. Tod und Begräbnis. Die Gliederung innerhalb der einzelnen Kapitel erfolgt entweder nach Ständen (Fürsten, Bürger, Bauern) oder nach Jahrhunderten, wie bei der Darstellung der Trachten, oder endlich nach Lebensabschnitten wie bei der Familie (Hochzeit, Entbindung und Taufe, Erziehung der Kinder). Ist also die Einteilung übersichtlich und bequem, so kann man durchaus nicht das Gleiche von den so wichtigen Literaturangaben sagen. Diese finden sich in kleinem Druck, der sonst nicht verwendet wird, ausschliefslich unter dem Texte und zwar werden bei Beginn eines neuen Kapitels einige zusammenfassende Werke über den Gegenstand zitiert, dann folgen gelegentlich Einzelschriften. Allein es herrscht keine Ordnung und keine Konsequenz. So z. B. wird S. 7 Anm. 3 (zum franz. Stil der Zivilbaukunst des 12. und 13. Jahrhunderts) zitiert: Viollet-le-Duc, Dictionnaire de l'Architecture française etc. Später heifst es dann blofs Dict. de l'Arch. etc. oder Violet-le-Duc, a. a. O.; will man den genaueren Titel, so weifs man nicht, wo man nachsehen soll; ähnlich ist es bezüglich folgenden Werkes: Ph. Hainhofer, Reisetagebücher 1617, welches im Text S. 25 zum erstenmale genannt wird; dann wieder S. 30 Anm. 1 am Schlusse, weiterhin blofs Ph. Hainhofer a. a. O., daneben S. 34 Anm. 1 Phil. Hainhofers Reisen etc. (1621), herausgegeben von Chr. Häutle. Auf welches der beiden Werke beziehen sich nun die zahlreichen Verweisungen im folgenden? Und wo soll man rasch den vollständigen Titel finden? Und so ist es noch in vielen anderen Fällen.

Nun zu den einzelnen Abschnitten: Bei I, 1 Das Schlofs der Fürsten (bis zum 16. Jahrhundert) ist es verwunderlich, dafs Schultz gerade die Schriften einer ersten Autorität auf dem Gebiete der Burgenkunde nicht zitiert; ich meine Otto Pipers gröfseres Werk „Burgenkunde" mit angehängtem Burgenlexikon, dann den kleinen aber sehr empfehlenswerten „Abrifs der Burgenkunde" (Nr. 119 der Sammlung Göschen). Ferner hat der Verf. übersehen für seine Zwecke zu verwerten das gehaltvolle Sammelwerk „Die Baukunst", welches seit mehreren Jahren unter der Redaktion von R. Borrmann und R. Graul erscheint (bis jetzt 2 Serien mit je 12 Lieferungen), dessen einzelne Hefte von ausgezeichneten Fachkennern bearbeitet sind. So kämen

für I, 1 in Betracht: „Schlofs- und Burgbauten der Hohenstaufen in Apulien", mit vorzüglichen Abbildungen; für I, 4: „Die Schlösser zu Würzburg und Bruchsal" und „Die Schlösser zu Schleifsheim und Nymphenburg", wieder wegen ihrer vortrefflichen Abbildungen (auch der Pagodenburg, Badenburg und Amalienburg im Nymphenburger Park).

Auch zum 2. Kapitel: Die Städte lassen sich aus dieser Sammlung einzelne Hefte mit grofsem Nutzen verwenden, so „Das deutsche Wohnhaus der Renaissance", „Mauern und Tore des alten Nürnberg", „Das Rathaus zu Bremen". Besonders aber hätte der Verf. nicht versäumen sollen für diesen Abschnitt über die Städte die jetzt bis auf 22 Bände gediehene Sammlung „Berühmte Kunststätten" heranzuziehen (Leipzig, E. A. Seemann), die ihm sehr viel Material nach allen Richtungen (Befestigungen, Strafsen, Brunnen, Denkmäler, öffentliche Bauten etc.) geboten hätte, namentlich wieder durch treffliche Abbildungen. Was die alten Städtebefestigungen anlangt, gibt der Verf. S. 66 an, dafs die berühmten von Carcassonne in Südfrankreich noch dem 12., die von Aigues-Mortes dem 13. Jahrhundert angehören könnten, er versäumt aber auf die vollständig erhaltenen gewaltigen Mauern und Türme der alten Hansastadt Wisby auf Gotland hinzuweisen, die sicher dem 12. und 13. Jahrhundert angehören (cf. jetzt die trefflichen Abbildungen bei Dietrich Schäfer, die deutsche Hanse, Monogr. zur Weltgeschichte Bd. XIX). Auch Beispiele ganz alter Wohnhäuser bietet Wisby. — S. 120 kommt der Verf. im Anschlusse an die Bürgerhäuser auf die sogenannten Beischläge zu sprechen, d. h. Plattformen mit Freitreppen vor den vornehmen Häusern und meint nur in einigen wenigen Handelsstädten, z. B. Danzig, seien solche erhalten. Genauer läfst sich sagen, dafs der Beischlag das ureigenste Baumotiv Danzigs ist, welches sich gleichartig nur noch an alten Häusern der Stadt Elbing wiederfindet (cf. Berühmte Kunststätten, Bd. 19, Danzig, S. 82).

Eine besonders ausführliche Einleitung schickt der Verf. seinem III. Kapitel: Die Familie, voraus, in welcher er die schwierige Frage erörtert, was von der Moral einer Zeit hinsichtlich der geschlechtlichen Bedürfnisse zu halten ist. Hier spricht er zunächst einen vollkommen richtigen Gedanken aus, dafs die bei Chronisten und Memoirenschreibern erzählten Skandalgeschichten nichts beweisen dafür, dafs gewisse Jahrhunderte besonders sittenlos gewesen seien. Denn diese Geschichten waren eben deshalb aufgezeichnet worden, weil sie eine Seltenheit waren, wären es ganz gewöhnliche Abenteuer gewesen, so wären sie kaum eigens überliefert worden. Das ist gewifs richtig, dann darf aber der Verf. nicht nach solchen Geschichten verallgemeinern, wie z. B. S. 156, wo über die Sittenlosigkeit der Geistlichen und der Nonnenklöster auf Grund der in der Zimmernschen Chronik erzählten Geschichten gehandelt wird; denn der Graf von Zimmern ist Katholik, eine Animosität gegen die Nonnen ist bei ihm nicht anzunehmen, also sind seine Erzählungen nicht von der Hand zu weisen. Dagegen möchte ich doch bemerken, dafs die Geschichten

der Chronik — ich habe erst jüngst den gröfsten Teil des Werkes wieder durchgelesen — zum Teil überhaupt nur einen anekdotenhaften Eindruck machen. Der Graf erzählt ja durchaus nicht immer Selbsterlebtes, sondern flicht in Episoden ein, was er anderweitig gehört hat und da auch Schultz zugibt, dafs er unzweifelhaft ein Freund saftiger Anekdoten war, so erzählt er auch Schwänke, welche Gemeingut waren und bei den Franzosen und Italienern sich gerade so gut finden. Demnach darf seine Glaubwürdigkeit nicht überschätzt werden. — S. 340, wo von der strengen Zucht, der die Hofdamen unterworfen waren, die Rede ist, steht der Satz: „Katharina von Medici liebte es sogar ihre Hofdamen persönlich zu strafen." Schultz zitiert seine Quelle nicht, aber da sonst Brantôme, La vie des dames galantes öfters von ihm angeführt wird, so kennt er die Stelle sicher. Aus ihr geht aber unzweifelhaft hervor, dafs es sich bei Katharina von Medici in diesem Falle um perverse Neigungen handelte. Also war davon in diesem Zusammenhange gar nicht zu sprechen, weil sonst leicht eine Verallgemeinerung sich ergibt. Übrigens vermifst man bei diesem und den folgenden Abschnitten eine Berücksichtigung des Werkes von Max Bauer, Das Geschlechtsleben in der deutschen Vergangenheit (Leipzig, 1902), in welchem in streng sachlicher Weise und durchaus nach den Quellen eine ganze Reihe von Fragen der Sittengeschichte behandelt werden, welche Schultz in den Abschnitten II—V seines Buches erörtert.

Schultz weist gerne hin auf die einzelnen Bände der unter der Leitung von Steinhausen erscheinenden Monographien zur Kulturgeschichte und beschränkt sogar in solchen Fällen seine Darstellung, wo man dort Ausführliches findet. Umsomehr wundert es mich, dafs er sich ein anderes Werk von Steinhausen gänzlich hat entgehen lassen, nämlich die mit Unterstützung der Preufs. Akademie d. W. herausgegebenen „Deutschen Privatbriefe des Mittelalters", bisher der 1. Band: Fürsten und Magnaten, Edle und Ritter (Berlin 1899, 403 S. Text), deren Lektüre jedem Freunde der Kulturgeschichte nicht dringend genug zu empfehlen ist. Welche Fülle von Material würden sie für 1300—1500 inbezug auf das Familien- und Privatleben der Fürsten und Herren geboten haben! Leicht liefse sich das im einzelnen nachweisen, doch ich mufs mich hier mit einem blofsen Hinweis begnügen. — Auch die Benützung eines anderen reichhaltigen Werkes möchte ich dem Verf. für eine 2. Auflage empfehlen: Plofs, Das Weib in der Natur- und Völkerkunde, 6. Aufl. 1902, von Dr. M. Bartels (zwei starke Bände), welches in seinen historischen Abschnitten sehr viel Material bietet zu den bei Schultz behandelten Kapiteln: Hochzeit, Schwangerschaft, Entbindung, Badewesen (wo Bartels direkt gegen Schultzsche Ansichten polemisiert). Aberglaube der Mädchen (z. B. in der St. Andreasnacht, cf. Schultz S. 387/88). — Unrichtig wird S. 221 die Trajanssäule zu denjenigen römischen Denkmälern gerechnet, deren Reliefs germanische Völkerschaften darstellen. — Seite 251 unten steht: Ganz besonders interessant sind die Mitteilungen, die wir in Moscheroschs Geschichte Philanders von

Sittewald finden; es mufs doch Gesichte heifsen! — Es genügt nicht, wenn es S. 46 gelegentlich der Erwähnung der Gärten und der Blumenzucht heifst: „Die Tulpen sollen von Busbeck um die Mitte des 16. Jahrhunderts in Deutschland eingeführt worden sein.“ Der kaiserliche Gesandte von Busbeck bei Soliman dem Prächtigen hat wirklich nicht blofs die Tulpen sondern auch den Flieder und die Rofskastanie in Deutschland eingeführt, derselbe hat auch den berühmten jetzt in Wien befindlichen Dioskurides-Codex von einem Juden gekauft und mitgebracht.

Dafs der Verf., wie er selbst sagt, mit der Zeit gedrängt war, sieht man teilweise auch am Stil des Werkes. Manches kann man als Druckfehler ansehen, so z. B. S. 70 Mitte: man lud den Schmutz auf der Place Maubert ab, so diesen Marktplatz völlig verpestet wurde, für: so dafs dieser M. etc., oder S. 73 oben Z. 3: Verordnungen über die Bereinigung von Strafsen, oder S. 103 Mitte: so umgebaut und erneuert, noch dafs kaum ein . . . Stück an den ursprünglichen Bau erinnert (statt dafs kaum noch). Aber andere Stellen verraten doch grofse Flüchtigkeit, so S. 146 bei Beginn des Abschnittes I, 3. Beispielsweise betrachte man den Satz S. 147 (Mitte): „Frankreich hat eine viel gröfsere Anzahl von Denkmälern der bäuerlichen Kunst aufzuweisen, da man sich sehr häufig des Steinbaues bediente, in Deutschland jedoch die Bauernhäuser aus Holz herstellte, sei es im Blockverbande, wie an der Mehrheit der schweizerischen Bauten, teils in Fachwerk, das mit Ziegelsteinen oder Klebwerk ausgefüllt wurde.“

Der Verf. sagt am Schlusse seiner Vorrede: „Wenn durch viele neue Untersuchungen die Skizze, die ich hier biete, ergänzt, verbessert oder ganz ersetzt wird, dann darf ich hoffen mit meiner Arbeit doch etwas erreicht zu haben.“ Und so wünschen denn auch wir dem inhaltreichen Buche bald eine zweite Auflage, damit es nach allen Seiten hin erweitert, verbessert, vertieft werden kann.

München. Dr. J. Melber.

Orsi, Das moderne Italien. Geschichte der letzten 150 Jahre bis zum Ende des 19. Jahrhunderts. Übersetzt von F. Goetz. Leipzig, B. G. Teubner, 1902.

Das vorliegende Buch, ein handlicher Band von 380 Seiten, war schon vor dem Erscheinen der italienischen Originalausgabe ins Englische übersetzt worden und ist nun bei Teubner deutsch erschienen. Wenn es sich im Vorwort als eine wissenschaftliche Darstellung der neuesten Geschichte Italiens einführt, so beruht dieser Anspruch wohl auf der selbständigen Durcharbeitung einer ziemlich grofsen Anzahl von gedruckten Werken, die sich in den bibliographischen Notizen S. 349—363 aufgezählt finden: von Bottas Italienischer Geschichte, erschienen 1822, bis auf Franz Xaver Kraus' Cavour vom Jahr 1902.[1])

[1]) Die Tagebücher Bernhardis sind, soviel ich sehe, nicht von Orsi benützt.

Neue Quellen aus Archiven waren dem Verfasser offenbar nicht zugänglich. Wir würden das Buch nach deutschen Begriffen eher eine auf wissenschaftlicher Grundlage beruhende populäre Darstellung der Einigung Italiens nennen, die sich nach Umfang und Anlage am besten mit dem bekannten Werk Kämmels über die Einigung Deutschlands[1]) vergleichen liefse.

Wie sehr beide Nationen, die deutsche und die italienische, schicksalsverwandt sind, kommt dem Leser dieses Buches in jedem der 21 Kapitel zum Bewufstsein. Mögen Karl Albert und Viktor Emanuel zusammen noch keinen Wilhelm I. geben, mag Cavour zu Bismarck sich verhalten wie eine Pinie zur Eiche, mögen endlich Garibaldi und Moltke zwei wahre Antipoden sein, es bleibt doch bestehen, dafs hier wie dort das jahrhundertalte Verlangen eines Volkes nach Einheit durch eine wunderbare Vereinigung von Fürstentüchtigkeit mit staatsmännischer Einsicht und militärischem Heldentum eine überraschende Erfüllung gefunden hat. Und hier wie dort hat neben einer Anzahl kleinerer Fürsten das alte Haus Habsburg die Kosten zahlen müssen.

Wenn die Verlagsbuchhandlung Wert darauf legte, dafs dies Buch in einer Zeitschrift angezeigt werde, deren Leserschaft zum gröfsten Teil aus Gymnasiallehrern besteht, so ging sie offenbar von dem Gedanken aus, dafs eine ausführlichere Geschichte der italienischen Einigung auch auf deutschen Gymnasien einen Platz verdient. Und so habe ich denn das Buch — und zwar mit Vergnügen — daraufhin durchgelesen, ob es etwa den Schülern der Oberklasse in die Hand gegeben werden könne. Denn dafs der Lehrer der Geschichte an der Oberklasse das Buch mit Nutzen lesen wird, scheint einer weiteren Probe gar nicht zu bedürfen, nachdem dasselbe in Fachzeitschriften wie in der Historischen Zeitschrift von Sybel-Meinecke günstig beurteilt worden ist. Die Vorzüge des Buches bestehen in einer grofszügigen Darstellung, einem wohltuenden Optimismus und einer echt italienischen Suada, die einem deutschen Geschichtsprofessor vielleicht übler anstehen würde. Dafs die Darstellung in grofsen Zügen gegeben ist, hat allerdings manchmal Dunkelheit im Gefolge; so wird S. 171 der Tod des päpstlichen Ministers Rossi nicht vollständig klar, auch ist öfters eine Reihe von Namen ohne weitere Erläuterung aufgezählt (S. 123, ähnlich S. 338). Dafür aber ist gesorgt, dafs die Hauptpersonen anschaulich heraustreten, so der schicksalsvolle Karl Albert in seinem Wechsel vom revolutionären Prinzen zum Schaukelkönig und endlich zur tragischen Figur. Von Cavours sieghaften Reden sind zahlreiche Proben gegeben, Garibaldi wird durch Auszüge aus seinen Memoiren, auch durch den in all seiner Überschwänglichkeit schönen Nachruf Carduccis dem Leser näher gebracht. So ist die Erzählung belebt genug, zahlreiche Dichterstellen sind eingestreut, selbst eine Theateranekdote findet gelegentlich einen schicklichen Platz (S. 84 f.).

Um die geschickte Gruppierung des Inhalts zu veranschaulichen,

[1]) Werdegang des deutschen Volkes, Leipzig, Grunow 1896.

geben wir im folgenden noch die Überschriften der 21 Kapitel und schliefsen einige Bemerkungen daran: 1. Italien nach dem Frieden von Aachen (v. 1748).[1]) Es ist das Italien, das uns durch Winckelmanns Briefe und Goethes italienische Reise bekannt ist, aufgelöst in ein Dutzend Staaten und Stätchen, die ein behagliches Sonderleben führen, doch schon durchzuckt von vereinzelten Regungen des erwachenden nationalen Gedankens: Alfieri steht am Ende der Epoche. 2. Italien während der französischen Revolution. 3. Die napoleonische Herrschaft. Nach Balbo war von all den Zeiten der Botmäfsigkeit keine für Italien so nutzbringend wie die napoleonische. Jedenfalls haben die italienischen Bevölkerungen damals sich wieder ein politisches Interesse angeeignet. Auch der Ursprung der italienischen Tricolore fällt in diese Zeit. 4. Die Restauration. Alte Regierungen und neue Völker. 5. Erste Unruhen. Hier knüpft sich alles an den Namen Carboneria. 6. Zehn Jahre der Reaktion. 7. Giuseppe Mazzini und das junge Italien. Der Brief des „grofsen Verschwörers" an Karl Albert wird im Wortlaut mitgeteilt „Wählen Sie einen Weg, der mit dem Gedanken der Nation zusammentrifft!" Wie in Deutschland zwei Jahrzehnte später die Sänger-, Schützen- und Turnfeste den nationalen Gedanken weiter pflegten, so stellten sich in Italien damals die Gelehrtenkongresse in den Dienst der nationalen Sache. 8. Die Macht der öffentlichen Meinung. Mazzinis Wort „Das Märtyrertum ist nie unfruchtbar" bestätigte sich an dem Opfertod mancher Patrioten; mehr noch wirkten die Schriften geschickter Publizisten, namentlich auch der neuwelfischen Partei. 9. Von den Reformen bis zur Revolution. Das Leuchten besserer Tage kam von Rom: Die Wahl des neuen Papstes Pius IX. rief viele Hoffnungen wach. „Aber in Wirklichkeit ging diese scheinbar von Rom ausgehende Bewegung aus dem Innern der Nation hervor; es war Italiens Stimme, die sich mächtig erhob, wie das Rauschen eines Stromes, der über seine Ufer tritt." 10. Der Krieg des Jahres 1848. 11. Der Krieg des Jahres 1849. Das Unglück von Novara brachte trübe Tage für ganz Italien herauf, aber indem Viktor Emanuel an der Verfassung festhielt, hatte er Italiens Zukunft gerettet. 12. Die Anfänge der Regierung Viktor Emanuels II. Eine „neue Ära", wenn auch der neue König anfangs als österreichfreundlich verdächtig war. Bald kam der rechte Steuermann, der es wagte das Staatsschiff wieder ins freie Wasser zu lenken: Cavour; er operierte nicht nur mit feurigen Reden und diplomatischen Kniffen, sondern auch mit Handelsverträgen und Eisenbahnen. 13. Der Stern Piemont. In der Krim, auf dem Pariser Kongrefs wurde Sardinien wieder angesehen, es wurde der „Polarstern" der italienischen Patrioten; selbst ein Republikaner, wie Manin, schrieb damals: „Schaffen Sie Italien und wir stehen zu Ihnen!" 14. Der Krieg von 1859. 15. Die Expedition der Tausend. 16. Die römische Frage. Cavours Rede vom 25. März 1861, worin

[1]) Dafs im Dezember 1746 die Österreicher unter schweren Verlusten aus Genua geworfen wurden, ist bekannt. Wenn aber bei Orsi neben den Österreichern die — Russen genannt werden, so ist das eine seltsame Verwechslung mit der zweiten Koalition. Oder soll statt Russen Sardinier gelesen werden?

er betonte, dafs Rom die Hauptstadt des geeinigten Italiens werden müsse, ist im Wortlaut mitgeteilt. Wenige Monate nach jener Rede starb der grofse Minister inmitten der Arbeit, hierin glücklicher als Bismarck, der es sich umsonst gewünscht hat, einmal „in den Sielen" sterben zu dürfen. Mit dem Tode Cavours schliefsen die glänzendsten Tage der italienischen Auferstehung. 17. Der Krieg des Jahres 1866. Kein Ruhmesblatt in der italienischen Geschichte! Da läuft denn auch manch ein Euphemismus mitunter, wie der Ausdruck, dafs sich die österreichische Flotte bei Lissa in guter Ordnung zurückgezogen habe, ohne von Persano belästigt zu werden, der seinerseits nach Ancona steuerte. 18. Rom als Hauptstadt. Die Abschaffung der elfhundertjährigen weltlichen Macht der Papstes nennt O. eine der gröfsten Tatsachen der neueren Geschichte; der Gedanke der italienischen Einheit war nun verwirklicht, doch verzeichnet O. bei dieser Gelegenheit gewissenhaft alle Bestandteile der Italia irredenta. 19. Nach dem Jahre 1870; und 20. Italien im Jahre 1900. Hier ist auch der Ursprung des Dreibundes behandelt, ohne Sympathie, wie denn die grofse Mehrzahl der Italiener in dieser Abmachung stets nur ein notwendiges Übel erblickt hat und erblickt. Die unglückliche Kolonialpolitik kommt freilich mehr auf das Konto der englischen Freundschaft. Die Niederlage von Adua hat nicht nur den Sturz Crispis, sondern auch eine bleibende Verstimmung, eine Depression des nationalen Selbstgefühls im Gefolge gehabt. Orsi räumt, nachdem er in einem 21. Kapitel noch einen summarischen Überblick über Wissenschaft und Künste gegeben hat, unverhohlen ein, dafs sich die „liebenswürdige lateinische Nation" in einer Krisis befinde. „Aber nicht am Ende ihrer Lebenskraft! Italien wird nach Überwindung dieser Krisis mit Ehren den Platz behaupten, der ihm unter den Nationen Europas zukommt."

Wer möchte es nicht mit dem Verfasser hoffen?

Das Buch Orsis ist, um auf die Eingangs gestellte Frage zurückzukommen, für die Gymnasialbibliotheken durchaus geeignet; ob man es auch den Schülern in die Hand geben wird, das hängt m. E. davon ab, wieweit diese in der selbständigen Auffassung der neueren Geschichte gekommen sind. Ein Schüler der Oberklasse sollte das Buch mit Nutzen lesen können.

Der Druck ist korrekt, wenn es auch nicht an Schwankungen in der Rechtschreibung fehlt. Die Übersetzung ist gut; dazwischen finden sich weniger geläufige Wendungen wie S. 37 Versprechungen für Freiheit, S. 247 günstig gesonnen; übrigens sind einige italienische Verse und Floskeln doch beibehalten.

Zweibrücken. H. Stich.

Georg Weber, Weltgeschichte in übersichtlicher Darstellung. 21. Aufl., vollständig neu bearbeitet von Otto Langer, Leipzig 1903, Engelmann, 691 S. 4 M.

Auch in seinem neuen Gewande bewährt sich der „kleine Weber" als ein tüchtiges Nachschlagebuch, das in aller Kürze das Wissenswerte

nach dem neuesten Stande unserer Kenntnisse darbietet. Langer hat das ganze Buch einer völligen Neubearbeitung unterzogen und vor allem die Darstellung der neuesten Zeit stark erweitert. Dieselbe reicht jetzt ungefähr bis zum Jahre 1890. Ein starkes Register erhöht die Brauchbarkeit des Buches. Bei der Durchsicht fielen mir folgende Stellen als verbesserungsfähig auf. S. 136: In den Thüringern sind nur Reste der Hermunduren aufgegangen, ihre grofse Masse besteht aus den Warnen. S 297: Der Abschlufs der heiligen Ligue fällt schon in das Jahr 1576. S. 441: Schiemanns Publikationen haben erwiesen, dafs Alexander Mitwisser der Verschworenen war. S. 551: Der Sieger von Sinope war Admiral nicht General. S. 459 u. 60: Soults Verdienste hätten viel schärfer hervorgehoben werden sollen. S. 625: Statt Roquette und Ebers dürften getrost Liliencron und Falcke genannt werden. Ebenso vermifst man Adolf Hildebrand und Fr. Aug. v. Kaulbach. Auch die Namen Häckels und Pasteurs sucht man vergeblich in dem Buche.

Andreas von Regensburg, sämtliche Werke herausgegeben von Georg Leidinger. Quellen und Erörterungen zur bayerischen und deutschen Geschichte. Neue Folge Bd. 1. München 1903, Rieger. CXX, 752 S. 16 M.

Ein altes Unternehmen ist zu neuem Leben erweckt worden. Die Münchener historische Kommission beschlofs in ihrer 40. Plenarversammlung den alten „Quellen und Erörterungen zur bayerischen und deutschen Geschichte" eine neue Folge zuzugesellen, in der für die bayerische Geschichte bedeutsame Chroniken und Urkundensammlungen herausgegeben werden sollen. Das schöne Werk ist jetzt durch die Ausgabe der Schriften des Andreas von Regensburg eröffnet worden. Dieser von Aventin so überaus hochgeschätzte Altmeister bayerischer Geschichtsforschung bietet in seinen Chroniken ein äufserst reichhaltiges Material, das auch dem Lehrer der Geschichte für den Unterricht grofsen Nutzen gewähren kann. Die Ausgabe, die nicht geringe Mühen kostete — galt es doch fast hundert Handschriften durchzuarbeiten und in ihrem Werte zu bestimmen — hat Georg Leidinger besorgt, der sich ja schon so manches Verdienst um die Historiographie des 15. Jahrhunderts erworben hat. Sehr scharfsinnig ist in seiner musterhaften Ausgabe das Verhältnis der verschiedenen Übersetzungen des Chronicon de principibus terrae Bavarorum auseinandergesetzt worden. Auch für die schwierige Frage der Klostergründungschroniken ist Leidingers Arbeit fruchtbar gewesen, indem er überzeugend nachweist, dafs es ein besonderes Werk Fundationes monasteriorum Bavariae des Andreas nicht gegeben hat. — Es ist erfreulich zu hören, dafs sich die Werke Arnpecks, Wildenbergs und Füetrers demnächst diesem ersten Bande anreihen sollen.

München. Dr. Joetze.

Dr. H. Stöckel und Dr. A. Ullrich, Lehrbuch der Geschichte für höhere Mädchenschulen. 3 Bände; I. Altertum, II. Mittelalter, III. Neuzeit. München-Leipzig 1901/2, Franzscher Verlag.

In vielen Fällen wird der Geschichtsunterricht an den höheren Mädchenschulen durch Lehrer humanistischer Gymnasien erteilt. Auch als Kommissäre hatten und haben Philologen ab und zu Gelegenheit sich mit dem Unterrichtsbetrieb der höheren Mädchenschule zu beschäftigen. Das mag eine kurze Besprechung des Lehrbuches an dieser Stelle rechtfertigen.

Es war ein sehr glücklicher Gedanke das trefflich gearbeitete Lehrbuch der Geschichte für Mittelschulen von Dr. H. Stöckel, das wohl jedem Geschichtslehrer in Bayern bekannt ist, nach dem besonderen Bedürfnisse des Geschichtsunterrichtes an den bayerischen höheren Mädchenschulen umzugestalten. Über dies besondere Bedürfnis sagt das Vorwort: „Wenn auch Zweck und Aufgaben des Geschichtsunterrichts in bezug auf Geistes- und Herzensbildung für die männliche und weibliche Jugend durchaus dieselben sind, so ist doch andererseits allseitig anerkannt, dafs die Stoffauswahl, die Methode, der Weg zu jenem herrlichen Ziele sich nach der psychischen Beschaffenheit und Veranlagung des weiblichen Geschlechtes zu richten hat. Diese verlangt nun vor allem eine Einschränkung der rein politischen Geschichte, der äufseren wie der inneren, dafür aber eine schärfere Betonung der Kulturgeschichte, also der Literatur und Kunst, des Handels und der Gewerbe, der Sitten und Anschauungen, der Gebräuche und Trachten, namentlich aber auch des Familienlebens, der Arbeit und der sozialen Stellung der Frau in den verschiedenen Zeitabschnitten und zwar besonders der deutschen Geschichte."

Dieser — meiner Meinung nach ganz richtigen — Anschauung entspricht die Ausführung. Es ist natürlich, dafs die im Vorwort ausgesprochene Notwendigkeit teilweise eine engere Gruppierung und Auswahl vorzunehmen die Verfasser zu der traditionellen Stoffauswahl unserer Geschichtslehrbücher in einen gewissen Gegensatz gebracht hat. So kann man insbesondere der Ansicht sein, dafs für Mädchen eher eine noch eingehendere Behandlung der antiken Kulturwelt notwendig ist, weil die Gesamtheit des Bildungsstoffes der höheren Mädchenschule ziemlich abseits liegt von diesem — auch nach der Ansicht der Verfasser für das Verständnis der neuzeitlichen Kulturverhältnisse sehr wichtigen — Gebiet. Aber gerade hier wird ja eine Ergänzung aus lebendiger Anschauung heraus sich für den altphilologischen Lehrer fast ohne jede Absicht ergeben. Die Selbständigkeit der Verfasser gegenüber der Stoff-Tradition mag auch sonst wohl manchem Anlafs geben Grenzfragen der Stoffauswahl zu erörtern. Doch darauf kommt es wenig an; umsoweniger, als die äufsere Form und der innere Aufbau des Lehrbuches dem Geschichtslehrer selbständige Gruppierung, weitere Sichtung oder Ergänzung leicht machen. Darin aber sehe ich einen grofsen Vorzug des Buches. Ist ja doch in der Praxis nichts

peinlicher als sich mit gebundenen Händen einem unnachgiebigen Lehrprogramm, einer starren Stoffanordnung des Lehrbuches ausgeliefert zu sehen. — Das Buch hat auch noch andere Vorzüge, selbst gegenüber seinem Kanon, dem Stöckelschen Lehrbuch. Ich kenne kein Geschichtslehrbuch, das so konsequent auf Anschaulichkeit — und auf Anschauung dränge, als dieses: Der Typensatz, die gesamte abrundende Darstellungsart, die sehr zahlreichen Verweisungen auf leichtzugängliche Gedichte, Dramen, kurz auf Werke der schönen Literatur, die Hindeutungen auf Einzeldarstellungen (Schülerinnenbibliothek!) und graphische Anschauungsmittel dienen diesem Zwecke, besonders aber die dem Leitgedanken gemäfs sehr zahlreichen, äufserst geschickt und umsichtig gearbeiteten, bis in die unmittelbarste Gegenwart durchgeführten kulturgeschichtlichen Überblicke. Auf die stete Beziehung des Neuen zu Bekanntem, auf das Hin und Her der „Verbindungsfäden" ist sorgfältig und systematisch geachtet. Der Ton der Darstellung hat gegenüber dem Stöckelschen Buche an Wärme und Plastik, die Form an Rundung noch gewonnen. — Dem 2. und 3. Bändchen ist ein Abrifs der bayerischen Geschichte angefügt. Das Buch ist von konfessioneller, politischer und sozialer Gehässigkeit völlig frei, überhaupt durchweg besonnen geschrieben. Der Druck ist sorgfältig, die Ausstattung ansprechend.

Alles in allem: Die Verfasser haben der Sache, die sie fördern wollten, in der Tat einen grofsen Dienst geleistet.

München. M. Schunck.

Dr. H. Winter, Schuldirektor in München, Kurzer Lehrgang der Vaterländischen Geschichte unter Mitberücksichtigung der Allgemeinen Kulturgeschichte für Mittelschulen. Mit 12 Karten und 25 Abbildungen. Erstes Bändchen: Mittelalter und Neue Zeit bis zum Westfälischen Frieden. Zweites Bändchen: Neuere Zeit vom Westfälischen Frieden bis zur Gegenwart. I. Teil: VIII u. 159, II. Teil: V u. 164 Seiten. München 1902 u. 03. Druck u. Verlag von R. Oldenbourg. Preis je M. 1,75.

Winters 1899 erschienenem „Kurzen Lehrgang der Alten Geschichte" sind nunmehr auch der erste und der zweite Teil der Vaterländischen Geschichte in gleicher Kürzung gefolgt. Da der erste zur Geschichte des Mittelalters auch die der Neuen Zeit bis zum Westfälischen Frieden enthält, so stimmt die Stoffverteilung nicht überein mit der in den Schulordnungen für die humanistischen und für die Realgymnasien, sowie für die Progymnasien und für die Realschulen gebotenen, die in der 4. Klasse lediglich die Behandlung der Geschichte des Mittelalters bis zu seinem Abschlusse verlangen. Der Verfasser entschlofs sich zu dieser Abweichung, weil es ihm aus guten Gründen darum zu tun war der Behandlung der neueren Zeit den gebührenden Raum zu sichern. So konnte bei tunlicher Einschränkung der mittelalterlichen Geschichte der Zeit nach 1648 ein gleichgrofser Umfang zur

Verfügung gestellt werden, wie der bis zu dem genannten Jahre. Möglicherweise waltete indes auch eine Rücksichtnahme auf andere Schulgattungen ob, die ohne an jene Stoffverteilung gebunden zu sein den „Kurzen Lehrgang" als ihren Zwecken angemessen erachten mögen. Zugleich ist gerne zuzugeben, dafs an dieser blofs äufserlichen Gestaltung, ob so oder anders hergestellt, nicht eben viel gelegen ist. Dagegen möchte die Frage kaum kurzweg abzuweisen sein, ob nicht, da der Band den Umfang zahlreicher Schulbücher nicht überschritten hätte, die Vereinigung der beiden Teile zu einem vorzuziehen gewesen wäre. Damit wäre nach dieser Richtung den einen wie den anderen Anforderungen Rechnung getragen worden; zudem wäre statt zweier Einbände nur einer erforderlich, ein Punkt, der in Anbetracht der weit verbreiteten und sicher berechtigten Klagen, dafs unsere Schulbücher mit seltenen Ausnahmen, allzu teuer zu stehen kommen, immerhin der Beachtung wert sein möchte. Übrigens sei unter Bezugnahme sowohl auf Winters „Lehrbuch" als auf dessen „Kurzen Lehrgang" gleich hier hervorgehoben, dafs in billiger Berücksichtigung ihrer vorzüglichen äufseren Ausstattung in Papier und Druck, der eingefügten geschichtlichen Karten und kulturgeschichtlichen Abbildungen nebst Stammtafeln, der für sie angesetzte Preis nicht als ein zu hoher erachtet werden darf. Bemerkt mag nach dieser Seite noch werden, dafs die Verlagshandlung in Bedarfsfällen bereit ist dem zweiten Bändchen den Abschnitt über die Reformationsgeschichte unentgeltlich beizugeben, an und für sich löblich, allein erfahrungsgemäfs wenig zweckmäfsig, weil sich derlei Zugaben seitens mancher Schüler der wünschenswerten Rücksichtnahme auf Reinhaltung und Aufbewahrung nicht immer zu erfreuen pflegen.

Die Vorzüge, die an Winters „Lehrbuch" wiederholt gerühmt wurden, sind auch den zwei zuletzt erschienenen Teilen seines „Kurzen Lehrganges" eigen: ein allenthalben zutage tretendes tüchtiges geschichtliches Wissen des Verfassers und eine geschickte Verwertung desselben für die Zwecke der Schule. Im Zusammenhange hiemit steht eine mit voller Sachkenntnis getroffene Auswahl nicht nur des politischen sondern auch des kulturhistorischen Stoffes und eine überall leicht übersichtliche Gruppierung desselben; eine anerkennenswerte Verlässigkeit in dem Gebotenen; auf konfessionellen Gebieten eine lobenswerte Rücksichtnahme auf die verschiedenen Bekenntnisse der Schüler; eine sorgfältig gefeilte und ansprechend gestaltete Diktion und eine ungewöhnlich weitgehende Sauberkeit von Druckversehen. Ein weiterer dem „Kurzen Lehrgang" in seinen zwei letzten Bändchen mit dem „Lehrbuch" gemeinsamer Vorzug ist die innere Verflechtung der bayerischen Geschichte mit der deutschen, wodurch der Gebrauch eines eigenen Leitfadens für die erstere erspart bleibt. Sehr zweckdienlich bieten S. 156 f. des I. und S. 161 f. des II. Teiles eine behufs Herausschälung der speziell Bayern betreffenden Partien aus dem Gesamtgebiete förderliche Zusammenstellung. Wird diese bei der Repetition zugrunde gelegt, so läfst sich ungeachtet der im Buche durch

das eingehaltene Verfahren unvermeidlich gewordenen Zersplitterung schliefslich unschwer ein Gesamtbild der Geschichte unseres engeren Vaterlandes gewinnen. Dafs weniger bekannten Ortsnamen in der Regel eine nähere Bestimmung ihrer Lage beigegeben ist und dafs die Angabe der Aussprache von Fremdnamen eine systematische Ordnung gefunden hat, wie sie in geschichtlichen Lehrbüchern äufserst selten geboten wird, sind gleichfalls Vorzüge, die als nicht zu unterschätzend Erwähnung verdienen.

Soll noch kurz auf Einzelheiten eingegangen werden, so mag folgendes herausgehoben sein.

Anlangend unsere Gymnasien und Progymnasien sind der I. und der II. Teil des „Kurzen Lehrganges" auf die 4. und die 5. Klasse berechnet. In dieser Beziehung wird die Annahme schwerlich fehlgehn, dafs der Umfang vielfach als zu grofs, das einbezogene Material als zu weit gehend erscheinen wird. Diese Beanstandung, an sich unzweifelhaft begründet, erfährt dadurch eine beträchtliche Abminderung, dafs weniger Belangreiches geschickt in reichlich eingesetzten Kleindruck verwiesen ist, wo es grofsenteils mehr als Lese- denn als Memorierstoff Verwendung zu finden bestimmt wurde. Zur Erläuterung und weiteren Belehrung, mitunter auch zur Vertiefung wird es hier gute Dienste tun. Bisweilen hätte noch einiges Weitere dem Kleindruck zugeteilt werden können, wie z. B. I, 41 die Sage von Heinrichs I. Finkenfang.

So erwünscht die aus dem „Lehrbuch" in den „Kurzen Lehrgang" herübergenommenen Kärtchen sind, so hätten sie immerhin teilweise schon im ersteren, noch mehr aber im letzteren, dem durch das Buch dem Schüler sich ergebenden Bedarfe sorgsamer angepafst werden können. Mehrfach enthalten sie viel zu viel, anderseits mangelt es aber auch nicht an historisch wichtigen Örtlichkeiten, hinsichtlich deren die Schüler überhaupt völlig im Stiche gelassen werden. Auch hätte es für die Geschichte Bayerns nicht bei der Einfügung eines einzigen Kärtchens (II zwischen S. 108 u. 109) sein Bewenden haben sollen.

Hinsichtlich der weniger bekannten Örtlichkeiten beigegebenen näheren Bestimmungen wird in einer Neuauflage da und dort ein Nachtrag zu erfolgen haben. Auch ist mit einzelnen von derlei bereits gegebenen näheren Bestimmungen zahlreichen Schülern wenig gedient, so z. B. wenn II, 61 „Weidenwang bei Berching" geboten wird.

In einzelnen, allerdings im ganzen verschwindend wenigen Fällen, wird auch bezüglich der Aussprache von Fremdnamen teils im Texte teils in der im I. Teil auf S. 158 f., im II. auf S. 162—64 gebotenen Zusammenstellung nachzubessern Anlafs bestehen.

Der sprachliche Ausdruck ist fast durchweg korrekt. Auf S. 126 im II. Teil beruht „seinen Höhepunkt erreichte die Gärung" offensichtlich auf einem Druckversehen; vielleicht auch S. 112 des I. Teiles die Form Reinke statt Reineke. Neubildungen, wie z. B. machtreich, I, 66, werden in Schulbüchern richtiger vermieden, selbst wenn ihre Berechtigung an sich nicht anzuzweifeln ist. Auch den bei Schülern ungebührlich beliebten Übertreibungen, wie z. B. am Konstanzer Konzil

nahmen zahllose weltliche Herren Anteil (I, 92), sollten Schulbücher grundsätzlich verschlossen bleiben. II, 89 findet sich die Pluralbildung Generäle; während sonst bei diesem Fremdwort der Umlaut vermieden ist. Wie sich II, 134 richtig Maximilianstrafse und S. 118 Ludwigstrafse findet, so möchte man an letzterer Stelle auch Konstantinbogen erwarten statt Konstantinsbogen. II, 148 wird „die Truppen zogen nach München ein" kaum gebilligt werden können. Schon um Mifsverständnissen vorzubeugen, sollte es II, 134 „hervorragend begabte Studierende" heifsen statt „begabte Studierende". Auch wäre I, 150 „Studierende" statt „Schüler" vorzuziehen gewesen. I, 50 war Trêve de Dieu zu schreiben statt Trève. Da I, 127 cuius regio, eius religio Aufnahme fand, so wäre auch S. 111 das nicht minder bekannte bella gerant alii etc. zuzulassen gewesen.

Schliefslich noch etliche Bemerkungen zu einzelnen sachlichen Angaben.

Im I. Teil wäre auf S. 9 die Übersetzung von agri decumates mit Zehntlande, weil zu unsicher, lieber vermieden worden. Für Chlodwigs Sieg über die Alamanen sucht Vogel in Sybels Hist. Zeitschrift (Bd. 56, S. 385) das Jahr 506 nachzuweisen (S. 22). Die Heirat Konrads des Roten und Liutgards, der Tochter Ottos I., fand wohl 947 statt; somit kann ersterer nicht schon 944 des letzteren Eidam genannt werden (S. 44). Auf S. 53 wird gesagt, Gregor VII. sei mit dem Gefühle der Niederlage gestorben. Es war beizufügen: „indes trotzdem ungebeugt und unerschüttert im Vertrauen auf die Gerechtigkeit der von ihm vertretenen Sache." Auf S. 58 wird nicht ersichtlich, dafs Konrad Barbarossas Stiefbruder war. Für die Regierungszeit Barbarossas von 1156—67 durfte auf S. 61 f. Rainald von Dassel nicht ungenannt bleiben. Ob die Verehelichung Ottos des Erlauchten mit Agnes 1220, 1222 oder 1225 stattfand, ist nach Winkelmann nicht sicher zu stellen (S. 68). Nicht selbst nahm Friedrich III. den stolzen Titel eines Erzherzogs an, sondern er verlieh ihn am 6. Januar 1453 aus kaiserlicher Machtvollkommenheit und mit Bewilligung der Stände den Herzögen Österreichs aus seiner Linie nebst deren Nachkommen (S. 94 u. 112). Nicht allein im Volke war vor Erfindung der Buchdruckerkunst Lesen und Schreiben wenig verbreitet sondern auch Kaiser und Fürsten ermangelten dieser Kenntnisse nicht selten (S. 103). Da Friedrich V. in Böhmen vom November 1619 bis November 1620 regierte, so dauerte die Freude seines Königtums nicht nur einen einzigen Winter, daher auch die Ableitung des Witzwortes „Winterkönig" von seiner winterlichen Regierung irrtümlich ist (S. 142). Vgl. übrigens hiezu S. 179 des XXXII. Bandes dieser Blätter.

Im II. Teil wird auf S. 3 das Hervortreten Ludwigs XIV. mit Erbansprüchen auf die spanische Monarchie schief mit der rückschreitenden Bewegung dieses Landes begründet. Die Rheinische Allianz löste sich schon 1667 auf (S. 4). Die Hauptschuld an den Verwüstungen der Pfalz im Jahre 1689 fällt Ludwig XIV. zur Last; Louvois hatte als Soldat die Befehle seines Herrn auszuführen (S. 14).

Elisabeth Charlotte starb 1721, nicht 1722 (S. 15). Mit dem Rentamt München auf S. 20 werden die Schüler nichts Rechtes anzufangen wissen, weil ihnen die damalige Einteilung von Bayern nicht mitgeteilt wurde; erst auf S. 81 ist von Landesdirektionen, auf S. 90 von Kreisen die Rede. Die Bemerkung auf S. 27, unter den Nachfolgern und Nachfolgerinnen Peters des Grofsen habe Elisabeth besonders hervorgeragt, ist geeignet zu bedenklichen Mifsverständnissen zu führen. Cuvilliès bietet S. 29 u. 47 richtig statt des herkömmlichen Cuvillier. Auf S. 33 waren die Gemahlin Friedrich Wilhelms IV. Elisabeth und die Königin Marie von Bayern mit aufzunehmen. Karl Albert war schon im April 1743 nach München zurückgekehrt, aber im Juni wieder vertrieben worden (S. 39). Auf S. 48 war die Witwe des Herzogs Klemens, die energische Vertreterin der damaligen Bewegung, nicht stillschweigend zu übergehen; ebenso nicht die Stiftung der Mannheimer Akademie auf S. 49. Auf S. 57 sollte es heifsen „unserer klassischen Dichtung der neueren Zeit". Die Konstituante wurde von ihrem letzten Präsidenten Thouret am 30. September 1791 als geschlossen erklärt (S. 66). Die Abschaffung des Königtums erfolgte allerdings am 21. September 1792, die Proklamierung der Republik jedoch erst am nächsten Tage (S. 68). Bayern war 1796 nicht allein bereit Frieden zu schliefsen sondern schlofs auch am 7. September tatsächlich den schimpflichen Pfaffenhofener Waffenstillstand ab (S. 76). Die Eigenschaft einer Reichsstadt verlor Lindau schon 1803; an Bayern wurde es 1805 von Österreich abgetreten, an das es 1804 vom Fürsten von Bretzenheim übergegangen war (S. 81 u. 83). Auf S. 114 war für die Thronfolge in Hannover und in Luxemburg des salischen Gesetzes Erwähnung zu tun. Nach S. 118 war das Schlofs Hohenschwangau eine Kunstschöpfung Ludwigs I., nach S. 134 liefs es sich der Kronprinz Max selbst erbauen. Österreich trat 1866 Venedig nicht an Italien ab, sondern an Napoleon III. (S. 138). Italien trat dem seit 1879 zwischen Deutschland und Österreich-Ungarn bestehenden Bündnisse erst 1883 bei (S. 151).

Derlei Versehen, meist geringfügiger Natur, mitunter auch lediglich durch das Streben nach Kürze veranlafst, mögen sich in den beiden Bändchen noch mehrere finden. Die vorgeführten sollen dem Verfasser nur zeigen, dafs bei einer Wiederauflage, die sicher nicht lange auf sich warten lassen wird, mit erneuter Sorgfalt zu Werke zu gehen ist. Den Gesamtwert des Kurzen Lehrganges, der die volle Beachtung der einschlägigen Lehrerkreise verdient, beeinträchtigen sie auch in seiner dermaligen Gestaltung nur unerheblich.

München. Markhauser.

Henri Zondervan: Allgemeine Kartenkunde. Ein Abrifs ihrer Geschichte und ihrer Methoden. Mit 32 Figuren im Text und auf 5 Tafeln. Leipzig 1901. Druck und Verlag von B. G. Teubner. X und 210 S. gr. 8°.

In der didaktischen Sitzung des Breslauer Geographentages hat

Professor Bludau mit Recht betont, dafs die Anfangsgründe der darstellenden Erdkunde in weit höherem Grade Gemeingut der Schule werden müfsten. Aber die grofse Mehrzahl unserer geographischen Lehrer entbehrt selbst jenes geringen Mafses mathematischer Vorbildung, dessen es nun einmal unbedingt bedarf, um die Elemente der Projektionslehre und Terrainzeichnung verstehen zu können, und ein Lehrbuch, welches bis zu dem überhaupt zulässigen Minimum von Vorkenntnissen in dieser Beziehung herabsteigt, ist deshalb geradezu ein Bedürfnis. Dem Buche des holländischen Gymnasialprofessors Zondervan kann nachgesagt werden, dafs es sich mit Erfolg bemüht, den Wünschen der von uns gekennzeichneten Leserklasse zu entsprechen ohne deswegen doch unwissenschaftlich zu werden. Auch das kann nur gebilligt werden, dafs der Verf., der übrigens ein recht lesbares Deutsch schreibt, und dem man nur selten den Ausländer anmerkt, überall von der geschichtlichen Entwicklung ausgeht, weil erfahrungsgemäfs der Weg, auf welchem sich der Fortschritt der Wissenschaft vollzogen hat, auch derjenige ist, der das Verständnis am leichtesten erschliefst. Das Werkchen erschien zuerst in niederländischer Sprache, und die deutsche Bearbeitung hat der Autor selbst vorgenommen.

Von einer sich über das pädagogische Moment verbreitenden Einleitung abgesehen, zerfällt das Lehrbuch in sieben Kapitel. Das erste zeigt, wie aus unscheinbaren Anfängen heraus die Kartographie zu dem Standpunkte hoher Vollendung gelangte, auf dem wir sie gegenwärtig erblicken, und das zweite macht mit den Vermessungsoperationen bekannt, welche die Grundlage einer jeden Karte bilden müssen. Die Lehre von der Übertragung der Kugelfläche auf die Ebene erfüllt den dritten Abschnitt; man wird dem Verf. zugeben müssen, dafs er wesentlich diejenigen Abbildungsarten berücksichtigt hat, die in der Praxis gebräuchlich sind und einem vorgerückteren Schüler geläufig sein sollten. Auch die Methoden, deren man sich bedient, um die Unebenheiten der Erdoberfläche zu veranschaulichen, werden übersichtlich auseinandergesetzt. Neu und dankenswert ist im siebenten Kapitel die Schilderung der Kartenreproduktion, denn von dieser so wichtigen Seite der Tätigkeit des Kartographen erfährt man zumeist so gut wie nichts, und es gibt nur wenige Hilfsmittel der Belehrung nach dieser Richtung; R. Lehmanns treffliche „Vorlesungen" haben der Sache allerdings schon früher die verdiente Beachtung geschenkt. Vom Messen auf der Karte, worüber sogar unter Gebildeten oft die naivsten Vorstellungen umlaufen, und von den an eine solche zu stellenden kritischen Anforderungen handelt das sechste Kapitel, und das siebente ist speziell der Besprechung der in der Schule zu gebrauchenden Karten gewidmet.

Ein reichhaltiges Programm, wie man sieht, und es wird zugestanden werden müssen, dafs die Ausführung allen billigen Ansprüchen genügt. Zumal die rasch fortschreitende historisch-bibliographische Forschung hat der Verf. nach Kräften für seine Zwecke auszunützen getrachtet. Es kommen ja einzelne fehlerhafte Angaben vor, die sich zum Teile leicht hätten vermeiden lassen, wie z. B. die, dafs die deutsche Ausgabe von Fiorinis „Erd und Himmelsgloben" von Hammer herrühre

(S. 31), während ein Blick auf das Titelblatt das Richtige ergeben mufste. In sachlicher Hinsicht wäre der anscheinend unausrottbare Nicolaus Donis (S. 29) zu beanstanden, denn einen solchen hat es nie gegeben; der Mönch (?) Nicolaus Germanus wird mitunter als D . . .s Nicolaus, Herr Nicolaus angeführt, und daraus ist die falsche Lesart entstanden. Auch Tycho de Brahe (S. 36) sollte endlich aus der Literatur verschwinden, weil das Prädikat „von" dem dänischen Adel völlig unbekannt war, und weil er sich selber niemals so schrieb. Doch dies und anderes sind Kleinigkeiten, die dem in gewohnter Weise mustergültig ausgestatteten Buche weiter keinen Eintrag tun und bei einer Neuauflage sich leicht verbessern lassen. Und eine solche wird gewifs in nicht allzu ferner Zukunft notwendig werden.

München. S. Günther.

Gebauer H., Handbuch der Länder- und Völkerkunde in volkstümlicher Darstellung mit besonderer Berücksichtigung der volkswirtschaftlichen Verhältnisse. 1. Band: Europa. Leipzig, G. Lang 1901. Preis 15 M., geb. 17 M.

Ein stattlicher Band von 986 Seiten mit einem sehr reichhaltigen Materiale, der dem Lehrer der Geographie an unsern Schulen willkommen ist, da er in demselben ein sehr brauchbares Nachschlagebuch für das gesamte Gebiet der physischen Verhältnisse unserer Erde erkennen darf. Dafs für die Behandlung der mathematischen Geographie der Verfasser auf erklärende Illustrationen verzichtet hat, mag dem Verständnisse des gröfseren Leser-Publikums Eintrag tun, dem Lehrer stehen solche in andern Werken zur Genüge zur Verfügung, so dafs er diesen Mangel nicht so erheblich einzuschätzen geneigt ist. Dagegen wäre ein genaueres Register statt des sehr summarischen Inhaltsverzeichnisses sehr erwünscht, um rasch das Gesuchte finden zu können und nicht einen ganzen Abschnitt um eines einzelnen Punktes willen durchsuchen zu müssen. Ebenso wäre ein Verzeichnis der benützten Quellen von Wert, um eventuell ebenda weiter zu lesen, als der gegebene Auszug reicht. Durchaus anzuerkennen ist die grofse Anschaulichkeit, deren sich der Verfasser in der Schilderung des allgemeinen Teiles befleifsigt hat, der die Erde als Weltkörper, die Natur der Erde und die Erde als Wohnplatz der Menschen behandelt. Ganz streng hat sich der Verfasser übrigens auch nicht an seinen Arbeitsplan gehalten, da er schon im allgemeinen Teile den volkswirtschaftlichen Verhältnissen mehrfach breiten Raum gönnt und vergessen zu haben scheint, dafs er von der Erde als Wohnplatz der Menschen sprechen wollte, während er nur von den letztern ausführlich handelt. — Auf die Schilderung Europas entfallen nahezu 800 Seiten, von denen begreiflicherweise etwa die Hälfte dem Deutschen Reiche gewidmet sind. Die landschaftlichen Schilderungen sind recht hübsch und ansprechend. Überall wird der wirtschaftlichen Interessen gedacht, bei den Flüssen werden stets genaue Angaben über ihre Schiff-

barkeit gemacht, der Zusammenhang der natürlichen Wasserstrafsen und der künstlichen Verbindungen durch Kanäle in den Vordergrund gerückt. Nachdem so ein sehr ins Detail eingehendes Bild der kulturellen Entwickelung Deutschlands gegeben ist, geht der Verfasser dazu über, die Staaten und Städte des Deutschen Reiches nach gleichen Grundsätzen zu behandeln. Von dem ungeheuern Materiale, das hier zu verarbeiten war, geben die netto 100 Seiten, die ihm gewidmet sind, einen Begriff. Inwieweit der Verfasser hier seine Quellen sorgfältig ausgenutzt hat, das zu beurteilen bin ich aufserstande. Zudem ist das auch gar nicht Zweck dieser Besprechung, die nur davon Zeugnis geben soll, ob das Buch für den Lehrer von Nutzen sei. Und dieses Lob darf ihm im ganzen ohne Frage gespendet werden. — Auch die übrigen Länder Europas haben eine gleich sorgfältige Bearbeitung gefunden, wenn auch auf gedrängterem Raume, wie sich das ja von selbst versteht. Hoffentlich bringt der Verfasser den zweiten Band in einer nicht allzufernen Zukunft auf den Büchermarkt.

Frankenthal. Koch.

Leitfaden der Botanik. Ein Hilfsbuch für den Unterricht in der Pflanzenkunde an höheren Lehranstalten. Unter besonderer Berücksichtigung biologischer Verhältnisse bearbeitet von Dr. Otto Schmeil. Mit 20 farbigen Tafeln und zahlreichen Textillustrationen von Kunstmaler W. Heubach-München. Stuttgart, Verlag von Erwin Nägele, 1903. Preis geb. 3 M.

Da vorliegendes Buch zunächst eine gekürzte Ausgabe des „Lehrbuches der Botanik" des gleichen Verfassers und zugleich ein Seitenstück zu dessen „Leitfaden der Zoologie" darstellt, so genügt es für die allgemeine Gestalt usw. auf meine Besprechungen dieser Werke in unseren Blättern zu verweisen (Bd. XXXIX 495; XXXVIII 188, 642; XXXVII 453 ff.), wo alles Nötige bereits gesagt ist. Übrigens haben ja Schmeils vorzügliche Bücher so sehr die einstimmige Anerkennung der weitesten Kreise gefunden, dafs sie wohl keinem Lehrer der Naturkunde mehr unbekannt sind. Für unsere bayerischen Verhältnisse dürfte übrigens auch noch der Leitfaden nicht dem Schüler in die Hand zu geben sein, sondern wie in der Zoologie erst der wohl in kurzer Zeit erscheinende Grundrifs. Bemerken möchte ich auch noch, dafs die Verkürzung nicht etwa eine „Verwässerung" bedeutet, sondern hauptsächlich erreicht wurde durch Vereinfachung der gesamten Darstellungsweise und Beschränkung des Stoffes mit besonderer Betonung des Heimatlichen. Hinzugefügt sind als Anhang eigens für die Schüler noch zwei Bogen Bestimmungstabellen, in welchen die Gattungen nach dem Linnéschen, die Arten aber nach dem natürlichen Systeme erschlossen werden. So möge denn dieses Werk des verdienten Mannes auch bei uns recht viel Beifall und möglichst allgemeine Verbreitung finden!

Direktor Prof. Dr. Thomés Flora von Deutschland, Österreich und der Schweiz in Wort und Bild. Mit 616 Pflanzentafeln in Farbendruck und ca. 100 Bogen Text. Beschrieben sind etwas über 5400 Arten, Abarten und Bastarde; abgebildet 769 Pflanzen auf 616 Tafeln mit 5050 Einzelbildern. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage, gänzlich neu bearbeitet. Vollständig in 56 Lieferungen à 2 Bogen Text und 11 Tafeln à 1.25 M. oder nach Erscheinen in 4 Bänden. 1903. Friedrich von Zezschwitz, Botanischer Verlag „Flora von Deutschland", Gera, Reufs j. L.

Die erste Lieferung dieser Neuauflage wurde hier bereits angezeigt (XXXVIII 657); nunmehr liegt der erste Band vollständig vor (15 Lief. Preis: brosch. M. 18.75, geb. M. 21), es erscheint daher angezeigt denselben eingehender zu besprechen.

Dafs Thomés Flora ein vortreffliches Unterrichtsmittel ist, bedarf weiter keines Beweises mehr, dafür sprechen genügend die Verbreitung der ersten Auflage (über 5000 Exemplare), siebzehn Regierungsempfehlungen, die Verleihung der goldenen Medaille auf der Gartenbau-Ausstellung zu Köln (1888) u. a. m. Auch dafs sie in Migulas Kryptogamenflora (vgl. XXXIX 510) eine enganschliefsende Fortsetzung über das ganze Pflanzenreich erhalten hat, kann ihr nur zu weiterer Empfehlung dienen.

Die neue Auflage ist nach des Verfassers eigenen Worten weniger eine umgearbeitete als eine ausgebaute und, wo es not tat, verbesserte — letzteres besonders in den Pflanzentafeln, von welchen viele neu gezeichnet und koloriert wurden.

„Neu ist vor allem die Hervorhebung der so oft auftretenden und bislang fast überall unbeachtet gelassenen Verschiedenheit der Blütengestaltung ein und derselben Pflanze infolge ihrer Bestäubungsverhältnisse." Auf Einzelheiten, die sich da und dort berichtigen und ergänzen liefsen, kann hier nicht eingegangen werden, dagegen dürfte es am Platze sein zu erörtern, für wen in diesem Leserkreise Thomé am geeignetsten erscheint. Das sind nämlich meines Erachtens die angehenden Lehrer, mögen sie nun als Autodidakten sich an die Botanik heranwagen oder als Lehramtskandidaten der Chemie und Naturwissenschaften von der Hochschule zwar mit guten Allgemeinkenntnissen ausgestattet, jedoch der Floristik weniger kundig sein. Solche nun werden an der Hand dieses Buches sich rasch in die Flora ihres Wirkungsortes einarbeiten und sich durch die schönen Abbildungen manchen Irrweg ersparen. Und eben diese Abbildungen lassen sich wieder vortrefflich da und dort nicht nur im botanischen sondern auch im geographischen Unterrichte verwerten, weshalb unser Werk sich ganz besonders für die Lehrerbibliotheken zur Anschaffung eignet. Wer dann weiterstreben, schwierigere Familien durcharbeiten, auf Unterarten und Formen eingehen will, der wird mit Nutzen von Thomé zu gröfseren Werken wie z. B. zu Ascherson-Graebners Synopsis der

mitteleuropäischen Flora und der dortselbst verzeichneten Spezialliteratur übergehen.

Für die Schüler selber dürfte mit wenigen Ausnahmen Inhalt und Preis des Werkes zu hoch sein.

Dir. Prof. Dr. Thomés Flora von Deutschland, Österreich und der Schweiz. Für alle Freunde der Pflanzenwelt. 5. Band: Kryptogamen-Flora, Moose, Algen, Flechten und Pilze. Herausgegeben von Professor Dr. Walter Migula. Ca. 15000 Arten und ebensoviele Varietäten, vollständig in drei Bänden (V, VI, und VII) oder ca. 40—45 Lieferungen à 1 M. mit ca. 90 Bogen Text und ca. 320 kolorierten und schwarzlithographierten Tafeln. Friedrich von Zezschwitz, Botanischer Verlag „Flora von Deutschland" Gera, Reufs j. L.

Von dieser hier schon mehrmals angezeigten Flora liegen jetzt die Lieferungen 1—14 vor. Dieselben behandeln von den Laubmoosen die Ordnungen der Sphagnaceae, Andreaeaceae und Archidiaceae vollständig; die Bryinae sind bis zur Gattung Bryum subgen. Stereodon Brid. vorgeschritten, so dafs ein baldiger Abschlufs dieser Klasse und der Übergang zu den Hepaticae in Aussicht steht. Die dem Texte vorauseilenden Tafeln, welche besonders auch mikroskopische Einzelheiten bieten, stellen denn auch schon Jungermanniaceen und Algen dar. Die Güte von Text und Abbildungen bleibt sich in allen Lieferungen gleich, also seien insbesondere die Lehrerbibliotheken nochmals an die Beschaffung dieses notwendigen Hilfsbuches erinnert.

Das Pflanzenmaterial für den botanischen Unterricht. Seine Anzucht und die an demselben anzustellenden Beobachtungen in biologischer, anatomischer und physiologischer Hinsicht. Von Dr. P. Esser, Vorsteher des botanischen Gartens der Stadt Köln. I. Teil: Die Anzucht, Vermehrung und Kultur der Pflanzen. Zweite Auflage. Verlag und Druck von J. P. Bachem, Köln. 1903. Preis gebunden 3.20 M.

Berichterstatter hat schon wiederholt gelegentlich der naturkundlichen Ferienkurse auf die 1. Auflage dieses vortrefflichen Buches hingewiesen, das insbesondere dem Lehrer der Landstadt eine ganze Bibliothek zu ersetzen vermag. Nunmehr liegt es wesentlich erweitert in zweiter Auflage vor; es bietet sich also eine gute Gelegenheit zur Anschaffung, wozu es bestens empfohlen werden kann. Der erste Teil, welcher die Anzucht und Kultur der Pflanzen behandelt, ist speziell für die Vorsteher von Pflanzengärten für Unterrichtszwecke und für diejenigen Lehrer bearbeitet, denen die Besorgung von Schulgärten überwiesen ist. Für die bayerischen Gymnasien dürfte er also —

leider — nur ausnahmsweise in Betracht kommen; dagegen wird der zweite, die Beobachtungen enthaltende Teil um so wichtiger werden; es soll daher über denselben nach Erscheinen hier eingehender berichtet werden.

Das Mineralreich, von Dr. Reinh. Brauns, ordentl. Prof. der Mineralogie in Giefsen. 30 Lieferungen à M. 1.50. Grofs 4°, 500 Seiten Text mit vielen Textbildern, 73 feinste Chromotafeln, 14 Lichtdrucktafeln und 4 Kunstdrucktafeln. Im Verlage von Fritz Lehmann in Stuttgart. 1903.

Gemalte Mineralien erfreuen sich aus bekannten Gründen im allgemeinen keiner grofsen Beliebtheit. Das vorliegende Werk scheint aber berufen zu sein dieses Vorurteil zu zerstören; denn wenn es überhaupt möglich ist, Mineralien wirklich naturgetreu wiederzugeben, so ist das hier geschehen. Auch sind z. B. die Darstellungen der Topase und Turmaline (Taf. 46 u. 48) sowie der Flufsspate (Taf. 71) nicht nur sachlich richtig, sondern auch künstlerisch schön und werden somit das Ihrige beitragen zur Hebung des Schönheitsgefühles im Schüler. Tafel 5 (Gold und Platin) wird aber auch der Lehrer der Erdkunde gerne beim Unterrichte heranziehen und die hervorragend schöne Darstellung der Gemma Augustea in Wien mufs jeden Archäologen begeistern.

Somit dürfte das Werk für jede Lehrerbibliothek bestens zu empfehlen sein. Der Text selbst ist für jedermann leicht verständlich gehalten und soll in 5 Abteilungen behandeln: 1. Allgemeines über Mineralien (Kristallformen und Kombinationen, Wachstumsformen, Pseudomorphosen etc.). 2. Die Erze und ihre Abkömmlinge nebst Schwefel und Meteoriten. 3. Die Edel- und Halbedelsteine. 4. Die gesteinsbildenden Mineralien. 5. Die Salze und Bernstein. Über die weiteren Lieferungen wird nach Erscheinen berichtet werden.

München. H. Stadler.

Neue Schuliedersammlungen: 1. Ton und Lied von Dr. Max Schunck. — 2. Vierstimmige Gesänge für höhere Lehranstalten von Arthur Müller. — 3. Schulchorbuch von Gustav Beckmann.

Das an erster Stelle genannte, vom Verlag (C. Koch, Nürnberg 1902) hübsch ausgestattete Büchlein (103 S.) trägt als Namen seines Herausgebers den eines Kollegen, nämlich des k. Gymn.-Lehrers Dr. Max Schunck, der als Lehrer der Musik am k. Realgymnasium zu Nürnberg wirkt. „Ton und Lied“ bietet für den Gesangunterricht an Mittelschulen eine Einführung in die Musiklehre mit tunlichster Anwendung der induktiven Methoden, äufserlich reiht sich dann an, ist aber mit dem ersten Teil fortwährend ineinander zu verarbeiten die Gesanglehre. Diese theoretischen Abschnitte verraten — es genüge für unsere Blätter die Konstatierung — den kundigen Praktiker und seien der Kenntnisnahme auch der zunftmäfsigen Musiker, soweit es deren Eigenart — paene dixi Eigensinn — zuläfst, empfohlen. Die

graue Theorie in blühende Praxis umzusetzen soll die den Schlufs bildende Liedersammlung entsprechende Gelegenheit geben. Die 88 zwei- und dreistimmigen Lieder für Sopran und Alt bieten eine gute Auswahl verschiedenen Inhalts und besondere Rücksicht ist dabei auf die Leistungsfähigkeit der jugendlichen Stimmen genommen. Warum hat wohl das einstimmige Chorlied nicht auch sein Plätzchen gefunden?

Die Sammlung „Vierstimmige Gesänge“ für höhere Lehranstalten, bearbeitet von Arthur Müller, Gesanglehrer am städt. Reform-Gymnasium zu Charlottenburg (Verlag von Chr. Friedr. Vieweg, Berlin), will vor allem der mifslichen Tatsache Rechnung tragen, dafs die gemischten Schülerchöre meistens nicht über wirkliche Bässe in genügender Zahl verfügen. Dem Mifsstande soll nun die Einrichtung abhelfen, dafs die Lieder der Sammlung so bearbeitet sind, dafs sie entweder durch zwei Soprane, Alt und Bariton, oder durch Sopran, Alt, Tenor und Bariton ausgeführt werden können. Etwas „ganz Neues“, wie das Vorwort sagt, ist dies aber nicht; schon lange hat unser einheimischer Renner in seinen „Oberquartetten“ die erste Einrichtung eingeführt; bei der zweiten Ausführungsart kommt man einigermafsen mit den jugendlichen Tenören in Konflikt, die ja bekanntlich noch weniger leistungsfähig sind als die Bässe. Die 80 Gesänge selbst sind in Gruppen geordnet, deren letzte auch 15 lateinische, englische und französische Lieder bietet, und enthalten als Grundstock aus dem deutschen Volkslied und dem volkstümlichen Kunstlied eine gute Auswahl, für die Feste, Schulausflüge und besondere Gelegenheiten des Schullebens mafsgebend waren.

Einen stattlichen hübschen Band von 416 Seiten bildet das „Schulchorbuch“ für höhere Lehranstalten — 281 gemischte Chöre — von Gustav Beckmann (G. D. Baedeker, Essen, 1903, geb. 2 M. 80 Pf.), das nach dem Vorwort dem fühlbaren Mangel an ausgeprägten Tenorstimmen in erster Linie seine Entstehung verdankt. Es wird nämlich die Tenorstimme nach Höhe und Tiefe mit schonender Beschränkung geführt, eine Rücksichtnahme, die freilich den Tonsatz beeinflussen mufste und zwar manchmal auch auf Kosten seiner ursprünglichen Schönheit. Die Auswahl der Lieder, bei der vor allem auf leichte Ausführbarkeit gesehen wurde, bietet für alle Formen Beispiele, so für Choral, Motette, Hymnus, geistl. Lied, Marsch, vor allem für Volks- und volkstümliches Lied, darunter auch fremde Volksweisen mit deutschem oder verdeutschtem Text, sowie französische und englische Originale. Alle Formen sind in entsprechenden Anmerkungen erklärt, während der historische Sinn der Schüler durch Angaben über Entstehungszeit der Gedichte und Kompositionen, sowie in einem Anhang durch kurze biographische Notizen über Dichter und Komponisten gefördert wird. Von den nach ihrem textlichen Inhalte geordneten Gruppen der Gesänge bilden eine eigene die historischen Lieder (darunter auch die altniederländischen), die nach der löblichen Absicht des Herausgebers mit dem Geschichtsunterrichtsstoff in Zusammenhang gebracht werden sollen, um so auch auf gesanglichem Gebiete der Konzentration des Unterrichts zu dienen. Die aufgenom-

menen Kompositionen selbst enthalten neben längst erprobtem Mustergut älterer Meister auch begrüfsenswerten gediegenen Zuwachs aus jüngerer und jüngster Zeit und ermöglichen entsprechende Auswahl nach Bedürfnissen und Umständen. (NB! Unter den geistl. Gesängen hätte Mozarts „Ave verum" Aufnahme verdient, die es in ähnlichen Sammlungen meistens gefunden.) Das „Schulchorbuch" kann demnach als wohl geeignetes Hilfsmittel empfohlen werden, dem jugendlichen Sänger „Tür und Fenster zu öffnen zum herrlichen Gebäude der Tonkunst"; indes dürfte der Preis des Buches, der freilich dem reichen Inhalte und der gediegenen Ausstattung entspricht, einer Massenverbreitung in Schülerhänden leider einigermafsen hinderlich sein.

München. Wismeyer.

Das Ganze des Linearzeichnens von Prof. Heinrich Weishaupt, 4. Abteilung: Axonometrie und Perspektive, mit 37 Tafeln. 4. Auflage, neu bearbeitet von Dr. Max Richter, Oberlehrer an der ersten Realschule in Leipzig. Verlag von Hermann Zieger, Leipzig 1903. Preis 10 M.

Das obige Werk liegt nunmehr mit Erscheinen der 4. Abteilung vollendet vor und damit ein Hilfsmittel für den Unterricht im technischen Zeichnen, das in seiner Reichhaltigkeit und Brauchbarkeit nicht leicht übertroffen werden dürfte. Wie jede der vorhergehenden Abteilungen, so hat auch die 4. Abteilung eine gründliche Umarbeitung und teilweise Neugestaltung erfahren. Dies gilt namentlich von der senkrechten Axonometrie, die mit Heranziehung des Weisbachschen Fundamentalsatzes eine ebenso strenge als einfache Begründung erfährt. Sehr dankenswert ist die eingehende Behandlung der schiefen Axonometrie, jener Darstellungsmethode, die sich durch Einfachheit und Zweckmäfsigkeit vor allen anderen axonometrischen Methoden vorteilhaft auszeichnet. Dabei stehen die Bilder, die man bei geeignet gewähltem Achsenverhältnis bekommt, keinesfalls hinter denen der trimetrischen Projektion zurück. Auch der die Perspektive behandelnde Teil hat zahlreiche Verbesserungen und Ergänzungen erfahren. Die Erklärungen der Konstruktionen sind vollständig umgearbeitet worden. Von den 37 Tafeln der 4. Abteilung sind 7 ganz neu hinzugekommen und 11 neu gestochen worden. Möge das gediegene Werk die Beachtung finden, die es verdient.

Regensburg. Pohlig.

Presinsky Franz, Englische Kugel- und Ballspiele. Ein Leitfaden für die deutschen Spieler. Mit 105 Abbildungen. Leipzig 1903, J. J. Weber.

Des Verfassers Absicht geht dahin, den englischen, d. h. sportlichen Ballspielen neue Anhänger zu gewinnen. Er versäumt deshalb weder im Vorwort noch auch später darauf hinzuweisen, welch hervorragenden Einfluls die englischen Spiele auf die Gesundheit der Jugend

ausüben und wie wenig dagegen das deutsche Turnen leiste. Es verlohnt sich eigentlich nicht, gegen solche Anschauungen anzukämpfen, aber ganz kurz sei das betont, dafs nach vielfachen Erfahrungen gerade der sportliche Betrieb der Spiele der Gesundheit mehr schadet als nützt. Abgesehen von den gröfseren Unfällen bei Fufsballwettspielen z. B. sei nur darauf hingewiesen, dafs gerade bei Fufsballspielern Herz- und Lungenerkrankungen sehr häufig sind. — Der Verf. scheint auch nicht zu wissen, dafs in England der Betrieb der Leibesübungen hauptsächlich ein Privilegium der besseren Klassen ist, während das deutsche Turnen Gemeingut des ganzen Volkes sein könnte und zum grofsen Teil auch ist. Welches System daher für Volksgesundung und Volkserziehung wichtiger ist, dürfte unschwer zu erkennen sein.

Seite 3 leistet sich der Verfasser die Behauptung; Nebenbei soll berührt werden, dafs diese Turnstunden — er meint die Turnstunden in der Schule — auf die körperliche Ausbildung des Schülers fast ohne Einflufs bleiben, weil die Hauptvorbedingung für alles körperliche Training, systematische tägliche Steigerung der Übungen dabei ganz unberücksichtigt bleibt.

Nun möchte ich denn doch fragen, worin die tägliche systematische Steigerung z. B. bei einem Kriketspieler beruht. Hier wie bei jedem andern sportlichen Spiele ist jedem Spieler seine bestimmte Aufgabe zugewiesen. Der Aufsenspieler z. B. bleibt Aufsenspieler. Das gleiche gilt vom Fufsball usf. Liegt darin ein systematischer Aufbau? Ganz anders beim deutschen Turnen. Schon unsere Programme weisen eine fortwährend sich steigernde Anforderung nach, vom leichteren zum schwereren und schwersten ist der vorgeschriebene Weg. Dafs dieser auch begangen wird und zu guten Resultaten führt, beweisen die turnerischen Leistungen der Schüler höherer Klassen. Dafs dieser Weg sich aber auch auf die körperliche Entwicklung, Brustumfang, Herz etc. etc. sehr wirkungsvoll äufsert, dafür sprechen die zahlreichen Statistiken von Turnlehrern und Ärzten. Wenn aber in zwei Turnstunden nicht alles erreicht werden kann, so darf man nicht diese zwei Turnstunden auch noch unter den Tisch werfen, sondern man mufs vernünftigerweise eine Vermehrung derselben erstreben. Welche Schule ist ferner in der glücklichen Lage, solche Spielplätze zu haben, dafs sie namentlich auch ohne Störung des anderen Unterrichtes englische Spiele treiben könnte? Dafs auch unsere deutschen Spiele den ganzen Körper durchzuarbeiten vermögen, Mut und Ausdauer, Gewandtheit und Kraft erfordern, weifs der Verfasser auch nicht. Alles Heil liegt im englischen Spiel. Schliefslich noch die Frage: Kann man solche Beschäftigungen, zu deren Ausführung das betreffende Individuum sich von Fufs bis zum Kopf mit Binden, Bandagen und Visier versehen mufs, überhaupt noch „Spiel" heifsen und können solche „Spiele" jemals Eigentum der Schule und des Volkes werden? Doch genug! Der Geist des Buches widert uns an. Gut ist die Wiedergabe der Regeln, zu loben sind die Bilder und die ganze Ausstattung.

München. Dr. Haggenmüller.

III. Abteilung.

Literarische Notizen.

Meyers grofses Konversations-Lexikon. Ein Nachschlagewerk des allgemeinen Wissens. 6. gänzlich neubearbeitete und vermehrte Auflage. Mit mehr als 11 000 Abbildungen im Texte und auf über 1400 Bildertafeln, Karten und Plänen sowie 130 Textbeilagen. Fünfter Band: Differenzgeschäft bis Erde. Leipzig und Wien 1903, Bibliographisches Institut. 912 S., Preis in Halbfranzband geb. 10 M. — Etwa einen Monat später als nach dem Erscheinen der 4 ersten Bände zu erwarten war, ist der 5. Band ausgegeben worden, ohne dafs jedoch dieser Umstand für die weitere regelmäfsige Fortsetzung des Werkes irgendwelche Bedeutung hat. Im übrigen erfüllt auch dieser Band die Erwartungen, welche man nach seinen Vorgängern an ihn stellen darf, in vorzüglicher Weise. Einerseits nämlich sind alle Ergänzungen und Erweiterungen, welche die fortschreitende Zeit notwendig gemacht hat, umsichtig vorgenommen worden, so dafs man sich jetzt ebensogut über die drahtlose Telegraphie und die Bedeutung des Diplomingenieurs oder Doktoringenieurs wie über das Schicksal der Königin Draga von Serbien rasch unterrichten kann. Andrerseits aber sind alle schon früher vorhandenen Artikel genau durchgesehen und durch Ergänzung der einschlägigen Literatur etc. bis auf die neueste Zeit herab erweitert worden. Zahlreiche Stichproben, welche wir bei biographischen, historischen, geographischen Artikeln vorgenommen haben, bestätigen dieses Urteil.

Es mag daher im folgenden nur auf einzelne besonders reichhaltige Abschnitte und auf die glänzende Ausstattung, die auch dieser Band durch die Verlagshandlung erfahren hat, hingewiesen werden. Besonders reich ist der Band an ausführlichen und guten Stadtplänen: Dortmund, Dresden (hiezu auch zwei Tafeln Dresdener Bauten und eine Umgebungskarte), Düsseldorf, Edinburg, Elberfeld und Barmen, dazu kommen einige Karten (Elsafs-Lothringen, England mit Wales, wobei auch eine geologische Karte, Karte der Verbreitung der Erd- und Seebeben, sowie Erdkarte in Mercators Projektion), namentlich aber enthält der Band zahlreiche Artikel über Fragen der Technik, die durch viele Tafeln in Schwarzdruck illustriert werden, so werden behandelt, wie schon erwähnt: Drahtlose Telegraphie (mit 3 Tafeln), Drehbank (1 Tafel), Dreschmaschinen (4 Tafeln mit Text), Herstellung des Dreifarbendrucks (Farbentafel), Eisen (Tafel 1: Roheisen, Tafel 2: Schweifseisen, Tafel 3: Zementstahl, Tiegelgufsstahl, Flufseisen), Eisengiefserei (Tafel mit Text), besonders umfangreich aber sind die Darlegungen über Eisenbahnbau und was damit zusammenhängt: Eisenbahnbau, Eisenbahnbehörden, Eisenbahnversicherungswerke, Eisenbahnwagen und nicht minder über Elektrizität und deren Verwertung z. B. Elektrische Anlagen, Elektrische Eisenbahnen, Elektrische Entladungen (Farbentafel), Elektrische Maschinen (6 Tafeln), Elektrisches Licht, Elektrotechnische Kontrollinstrumente, Elektrotechnische Mefsinstrumente etc. Gerade hier merkt man den gewaltigen Fortschritt schon seit der letzten Auflage des Konversationslexikons; gewissenhaft ist alle Literatur bis 1903 herab verzeichnet.

Geradezu glänzende Leistungen sind auch in diesem Bande wieder die herrlichen Farbentafeln: 1 Tafel Edelsteine, 2 Tafeln Eier europäischer Vögel zu dem Artikel Eierkunde, in den feinsten Farbenunterschieden eine Fülle von Eiern, von den gröfsten bis zu den kleinsten vorführend, Emailmalerei, Enten, 1 Tafel zur Entwicklungsgeschichte und namentlich schön 1 Tafel Epiphyten d. h. Schmarotzergewächse oder Schmarotzerpilze.

Zu diesen eigens angeführten Beilagen kommen noch etwa 340 Textillustrationen, sodafs schon in bezug auf Anschauungsmaterial das Ganze eine respektable Leistung darstellt. Es bleibt daher nur zu wünschen, dafs die Neubearbeitung des gewaltigen Werkes in gleich regelmäfsiger und gründlicher Weise fortgesetzt werden möge.

Dr. Karl Noack, Direktor des Realgymnasiums zu Frankfurt a. O., Schulgesangbuch nebst Katechismus und Spruchbuch. Dritte Auflage. Frankfurt a. O. Verlag von G. Harneckers Buchhandlung. S. XXIV und 130. — Ein praktisches Schulbüchlein für den evangelischen Religionsunterricht, das nach einem Verzeichnis der Dichter mit kurzen biographischen Notizen in gut geordneter Zusammenstellung 155 Kirchenlieder enthält, darunter die wichtigsten protestantischen Kernlieder. Sprachliche und ästhetische Gründe haben an einigen Stellen zu kleinen Abänderungen des ursprünglichen Textes, mit denen man sich im allgemeinen einverstanden erklären kann, Anlafs gegeben. Glücklicher Weise trifft die Klage des Herausgebers, dafs unsere Kirchengesangbücher die wahrhaft wertvollen Lieder unter einer Masse wertloser Reimereien zu verbergen fortfahren oder geschmacklose Umarbeitungen guter Lieder als Verbesserungen ausgeben, auf unser treffliches bayerisches Gemeindegesangbuch nicht zu, sodafs nach dieser Seite hin für bayer. Lehranstalten das Bedürfnis der Einführung eines besonderen Schulgesangbuches gar nicht vorhanden ist. Dem Liedertext reiht sich Luthers kleiner Katechismus an. In dem Abschnitt von der Beichte fehlen die beiden ersten Fragen; auch die sogen. Haustafel kommt nicht zum Abdruck. Das in den Frankfurter Schulen gebräuchliche Spruchbuch mit 130 geschickt ausgewählten Bibelsprüchen — der bayerische Landeskatechismus enthält deren 344, die von den Schülern memoriert werden müssen! — bildet den Schlufs des Bändchens. H. M

Grillparzers Werke. Mit Grillparzers Leben, Bildnis und Faksimile, Einleitungen und Anmerkungen herausgegeben von Dr. Rudolf Franz. (Berechnet auf fünf Bände, in Leinenband je 2 M.) Meyers Klassikerausgaben. Verlag des Bibliographischen Instituts. 1. Bd. (64 S. Biographie u. 432 S. Text) 1903. — Nachdem zu Anfang des Jahres 1903 die Werke des vor 30 Jahren, am 21. Januar 1872, verstorbenen gröfsten Dichters Österreichs frei geworden waren, erschienen Auswahlen und Gesamtausgaben seiner Werke in grofser Zahl, während diese vorher nur in der grossen Ausgabe von August Sauer zugänglich gewesen waren (Textausgabe). Diese legt auch der Direktor des Realgymnasiums in Halberstadt, welchem die Schule unter anderem das Buch „Der Aufbau der Handlung in den klassischen Dramen“ (1892) verdankt, der vorliegenden nach den Grundsätzen der Redaktion der Meyerschen Klassiker-Bibliothek bearbeiteten Ausgabe zu Grunde gelegt, welche auf 5 Bände berechnet ist. Die ersten 4 Bände sollen neben einer Auswahl der bedeutenderen Gedichte die sämtlichen grofsen Dramen des Dichters umfassen, während der 5. Band die beiden Erzählungen „Das Kloster bei Sendomir“ und „Der arme Spielmann“, sowie Abschnitte aus den Prosaschriften über Ästhetik, Geschichte und Literatur, endlich einiges aus den persönlichen Erinnerungen des Dichters enthalten soll.

Der vorliegende erste Band erweckt das günstigste Vorurteil für diese neue Ausgabe der Werke Grillparzers. Die 64 Seiten umfassende Einleitung gibt eine klare und zuverlässige Übersicht über Leben und Werke des Dichters. Sowohl den Gedichten wie dem noch im 1. Bande enthaltenen Drama „Die Ahnfrau“ ist eine eigene Einleitung des Herausgebers vorausgeschickt, knappe Anmerkungen unter dem Text erklären insbesondere bei den Gedichten die Anspielungen auf längst vergangene Zeitverhältnisse, während die S. 362—420 beigefügten Anmerkungen des Herausgebers mehr gelehrte Notizen, besonders auch in bezug auf die Überlieferung der betr. Werke enthalten. Die neue Ausgabe, welche sich so recht an das gröfsere Publikum wendet, verdient wegen ihrer praktischen Einrichtung sowohl wie wegen des billigen Preises (in anbetracht der vortrefflichen Austattung!) weitgehende Empfehlung, besonders auch für die Schülerbibliotheken unserer obersten Klasse, denen mit einer reinen Textausgabe doch weniger gedient sein dürfte.

Soeben ist der 2. Band der im vorstehenden kurz gewürdigten empfehlenswerten Ausgabe erschienen; derselbe enthält von den dramatischen Werken des Dichters Sappho und Das goldene Vlies (Dramatisches Gedicht in 3 Abteilungen).

Die Anordnung ist die eben geschilderte: kurze Einleitungen des Herausgebers gehen dem Texte voraus, Fufsnoten erklären das Notwendigste, während ausführlichere Anmerkungen des Herausgebers S. 347—374 literargeschichtliche Fragen, Quellen nachweise (nach den einzelnen Szenen geordnet) und schliefslich auch Lesarten enthalten.

Paul Heyse, Romane und Novellen. Wohlfeile Ausgabe. Erste Serie: Romane. 48 Lieferungen zu je 40 Pf. Alle 14 Tage eine Lieferung. Verlag der J. G. Cottaschen Buchhandlung Nachfolger G. m. b. H. in Stuttgart und Berlin. — Von der wohlfeilen Ausgabe von Paul Heyses Romanen liegen die Lieferungen 34—42 vor. Sie enthalten den Schlufs des sechsten und den Anfang des siebenten (vorletzten) Bandes dieser schönen neuen Ausgabe und führen den grofsen Roman „Merlin" weiter. In diesem Roman werden die tragischen Schicksale eines talentvollen Schriftstellers geschildert, der für Schönheit und Menschenadel kämpft, aber trotz Begabung und grofsen Fleifses nicht durchzudringen vermag und schliefslich im Irrenhause endet. Es gewährt einen hohen Genufs, sich in die geistvollen Ausführungen über Kunst, Literatur und Welt, die in den Roman eingeflochten sind, zu versenken. Heyse hat in diesem Roman sein künstlerisches Glaubensbekenntnis niedergelegt, und man fühlt, dafs er das Buch aus innerstem Herzen heraus schrieb.

Waldwinter, Roman aus dem schlesischen Gebirge von Paul Keller. Mit Bildern von Paul Brockmüller. Herausgegeben von der deutschen literarischen Gesellschaft. 3. Aufl. München, Allgemeine Verlags-Gesellschaft m. b. H. Preis br. 4 M., eleg. geb. 5 M. — Ein köstliches Buch! Dafs es in kurzer Zeit 3 Auflagen erlebt hat, will nicht so viel heifsen, wenn man die Erfolge der modernen Sensationsromane damit vergleicht, nein das Buch spricht für sich selbst. Ein junger Schriftsteller zieht sich im Spätherbst aus dem nervenaufregenden Treiben der Stadt und Gesellschaft der Einladung eines ihm wohlwollenden Barons folgend in das schlesische Gebirge auf dessen altes Schlofs, den Waldhof, zurück, wo er bei dem Verwalter, Herrn Waldhofer und dessen Tochter sowie dem Faktotum Baumann und dessen Frau liebevolle Aufnahme findet. Was er in diesem „Waldwinter" alles erlebt — denn schon zu Ostern zieht er mit seinem jungen Weib, nicht der Tochter des Waldhofers, sondern deren Freundin, nach dem Süden — das alles zieht in herzerquickenden Bildern an uns vorüber. Diese Bilder sind nicht etwa ins dichterisch Ideale gesteigert, allein sie halten sich ebensofern von dem Schmutze des modernen Realismus in des Wortes schlimmer Bedeutung und doch sind sie durchweg innig empfunden und wahr geschildert und das ist der Hauptreiz des Buches. Diese Wahrheit und Echtheit tritt uns ebensosehr in der Schilderung der Natur des schlesischen Gebirges und zwar der grofsartigen Winternatur desselben ganz besonders wie in der meisterhaften Charakterzeichnung der Personen, die nach Bildungsgrad und Lebensstellung verschieden bis ins einzelnste liebevoll geschildert werden, überzeugend entgegen. Dabei handelt es sich aber nicht etwa um eine Idylle, sondern ein gewaltiger Konflikt entsteht, wie der junge Doktor durch die Bekämpfung eines falschen Vorurteils in der Seele der Geliebten sich diese erst erringen mufs. Seine Lösung bildet zugleich den Schlufs. Dabei ist die Sprache und der Stil des Buches wirklich poetisch und sein Inhalt so rein und edel, dafs jeder Familienvater es dem heranwachsenden Sohn oder der Tochter in die Hand geben kann. Also eignet es sich gewifs auch für die Schülerlesebibliotheken unserer oberen Klassen, in welchen die Gattung der poetischen Erzählung ohnedies nicht gerade stark vertreten ist. Dafs die handelnden Personen katholisch sind, um auch das religiöse Element zu berühren, merkt man nur an 2 oder 3 Stellen des Buches und auch da wird der Ton der Erzählung nicht verlassen, mit einem Wort es kann jeder ohne Vorurteil an die Lektüre desselben herantreten. Papier, Druck, Buchschmuck und Einband sind in gleicher Weise vortrefflich, kurz die ganze Ausstattung gereicht der allgemeinen Verlagsgesellschaft zur Ehre.

Die Heimat. Roman aus den schlesischen Bergen von Paul Keller. Mit Buchschmuck von Philipp Schumacher. München, Allgemeine Verlagsgesellschaft m. b. H. — Felix Dahn in Breslau hat den schlesischen Dichter Paul Keller zu seinem neuesten Roman „Die Heimat" mit folgender Zuschrift beglückwünscht: „Verehrter Herr! Verstatten Sie freundlich, dafs ich Ihnen herzlich meinen warmen

Glückwunsch ausspreche zu der ausgezeichneten dichterischen Leistung in Ihrer „Heimat". Ja, das ist echte Heimatkunst." Wir wollten diese Worte nur vorausschicken um einen gewifs urteilsfähigen und einwandfreien Kenner der Poesie sprechen zu lassen. Aber was bei dem oben kurz besprochenen Roman Paul Kellers „Waldwinter" gilt, der nun schon in 3. Auflage vorliegt, das gilt auch hier: das Buch spricht am besten für sich selbst. Obwohl sein Inhalt sich über einen weit gröfseren Zeitraum erstreckt wie der des „Waldwinters", steht dieser neue Roman an Einheit und Geschlossenheit der Handlung noch über jenem. Wie heifs tobt der Kampf der Leidenschaften zwischen den Bewohnern des schlesischen Gebirgsdorfes, die alle wieder prächtig gezeichnet sind und aus denen sich der eigentliche Held der Erzählung, Heinrich Raschdorf, der Sohn des ins Unglück geratenen, fälschlich der Brandstiftung beschuldigten und schliefslich durch Selbstmord aus dem Leben geschiedenen Gutsbesitzers Hermann Raschdorf, als der eigentliche Träger der Heimatsehnsucht heraushebt. Kaum ist er wieder aus dem Heimatdorfe zur Fortsetzung seiner Studien nach Breslau übergesiedelt, da fafst ihn das Heimweh und zieht ihn zurück. Aber die Heimat ist schwerer zu finden als er glaubt: er sucht sie im Heimatdorfe, im Vaterhause, bei seinem Vormund und seiner Familie, bei seiner Jugendliebe, aber was ist Heimat? Heimat ist nicht Raum, Heimat ist nicht Freundschaft, Heimat ist nicht Liebe! Was ist sie denn? Heinrich Raschdorf spricht es aus, wie er am Schlusse als Inschrift für sein renoviertes Haus mit leiser Feierlichkeit die schwer gewonnene Lebensweisheit aufstellt: „Heimat ist Friede".

Auch dieses Buch ist von köstlicher Frische und unbedingter Reinheit, auch dieses ist eine wertvolle Bereicherung unserer Erzählungsliteratur, auch dieses kann jedem reiferen Schüler unbedenklich in die Hand gegeben werden: es wird ihn wahrhaft erquicken und erfreuen. Wer, wie der Referent, unmittelbar nach diesem Roman den Roman von Gustav Frenssen, Die drei Getreuen, liest, dem mufs eine unverkennbare Ähnlichkeit in der Schilderung des Einflusses der Heimatsliebe sich aufdrängen, natürlich mit den Unterschieden, welche die Szenerie dez Erzählung bedingt: bei Frenssen der Strand an der unteren Elbe und das Wattenmeer, bei Keller das schlesische Gebirge. Nachdem Frenssens Erzählung bereits in unsere Schülerlesebibliotheken (z. B. 8. Klasse) Eingang gefunden hat, ist dem Roman von Keller umsomehr das Gleiche zu wünschen, als man ihn vielleicht noch bedingungsloser der Jugend in die Hand geben kann.

Die Ausstattung verdient in gleicher Weise Lob wie bei dem vorhergehenden Werke.

Dr. Bruno Baumgartner, Stilistische Untersuchungen zum deutschen Rolandsliede. Halle, Niemeyer 1899. M. 2.40. — Stilistische Untersuchungen haben ihren Haupt-, ja vielleicht ihren einzigen Wert in der Lieferung von Vergleichungsmaterial. Baumgartens Arbeit ist lehrreich, da sie ergänzend zu Stiluntersuchungen über Dichtungen der gleichen Periode, die schon vorliegen, tritt und selbst auf solche (Alexanderlied, Kaiserchronik u. a.) Bezug nimmt. Immerhin hätte das Vergleichsergebnis schärfer herausgearbeitet werden müssen. Vielleicht wäre auch an der Anordnung zu bessern; die stilistischen Mittel und die stilistischen Ziele sind bald geschieden bald vereinigt; die dichterischen Stilmittel sind von den allgemeinen nicht gesondert, und manches ist aufgenommen, was nicht als Stileigentümlichkeit bezeichnet werden kann, sondern einfach das natürliche Ausdrucksmittel für einen gegebenen Gedanken ist (z. B. emphangen wart er vile wole). Um beurteilen zu lassen, was dichterischer Stil ist, hätte die Prosa der späteren Zeit beigezogen werden müssen (nicht blofs die geistliche). Doch wollte der Verf. ja nicht abschliefsen, so ist seine Arbeit eine wichtige Vorstufe zu einer umfassenden Darstellung der Geschichte des epischen Stiles des deutschen Mittelalters, die ja auch für die Kritik des Einzelwerkes unentbehrlich ist. O. B.

Paul Wigand, Der menschliche Körper im Munde des deutschen Volkes. Frankf. a. M. J. Alt. 1899. — Erfreulicher Weise mehren sich die Arbeiten über das Volkstümliche in letzter Zeit recht rasch. Wigand gibt in der Einleitung zuerst allgemeine Bemerkungen über den bildlichen Ausdruck, dann

besondere über die in Frage kommenden Körperteile und deren verhältnismäßige Häufigkeit, über die feste Prägung der meisten Redensarten (z. B. sich ins Fäustchen, nicht in die Faust, lachen); über Vermengungen. In der Sammlung selbst hat der Verf. leider die „Provinzialismen" ausgeschlossen. Wenn er annimmt, das Geschlechtliche fehle in den Redensarten des Volkes ganz, so trifft das nicht ganz zu. In einer ersten Gruppe werden die symbolischen Bewegungen, sodann die symbolischen einzelnen Körperteile, der Teil fürs Ganze (Leichtfufs), Wirkung für Ursache und umgekehrt, symbolische Handlungen, äufsere Vergleiche, Mafse, Namen, sinnlose Ausdrücke behandelt, am Schlufs wird alles dann alphabetisch zusammengestellt. Ohne langes Sammeln möchte ich ein paar sich aufdrängende Ergänzungen hier beisteuern: Ader: er hat kein Äderchen von seinen Eltern (häufiger als Ader ?), Arm: angeschlossen Armbrust, Auge: einem etwas von (an) den Augen absehen, Augen gröfser als der Magen (neben Mund), Backe: bausbackig, Bauch: einem ein Loch in den Bauch reden, Daumen: er hat einen steifen Daumen (zahlt nicht gern), Finger: Wer's Unglück hat bricht den Finger im A.—. Gurgel: sich die G. absaufen, Haar: aufs Haar gleichen, Haarweh haben, Hand: von der H. in den Mund leben, er hat eine lockere Hand, handlich, angeglichen Handwerk; Haupt: 482 um Hauptes Länge hervorragen (bibl.), Kropf: sich ankröpfen, gekröpft (Kunsthandw.), Leber: mir ist etwas (was ist dir) übers Leberlein gelaufen; er hat die Leber auf der Sonnenseite (er ist durstig; neu?); Rippe: hauen dafs einem die Rippen krachen, Stirn: die St. reicht ihm bis zum Nacken (ins Genick = er ist kahl), Zunge: das Wort liegt mir auf der Z. (ich kann es aber nicht aussprechen, finden). — Eine Sammlung von Ausdrücken, die ohne einen Körperteil zu nennen, Bewegungen u. dgl. des Körpers voraussetzen, bildet den Schlufs des erfreulichen Büchleins. O. B.

Wilhelm Vietor. Wie ist die Aussprache des Deutschen zu lehren? Dritte Auflage. Marburg, Elwert 1901. 30 S., M. 0.50. — Die vorliegende dritte Anflage dieses vor zehn Jahren in Kassel und Frankfurt gehaltenen Vortrags ist ein unveränderter Abdruck der zweiten Auflage, die in diesen „Blättern", Jahrgang 1898 p. 85 ff., angezeigt ist. Eine unbedeutende Vermehrung bilden nur einige Anmerkungen, in denen der Verf. auf die Ergebnisse der Beratungen Bezug nimmt, die „zur ausgleichenden Regelung der deutschen Bühnenaussprache" inzwischen in Berlin stattgefunden haben, und die von Th. Siebs unter dem Titel „Deutsche Bühnenaussprache" (besprochen in diesen „Blättern", Jahrgang 1900 p. 555 ff.) veröffentlicht worden sind. Vietor darf sich rühmen, dafs die von ihm entwickelten Theorien im wesentlichen mit den Bestimmungen jener Bühnenkonferenz zusammentreffen. J. J.

Monographien zur Weltgeschichte in Verbindung mit anderen herausgegeben von Ed. Heyck. XIX Band: Die deutsche Hanse von Prof. Dr. Dietrich Schaefer, 139 S. (darunter 3 S. Register) mit 98 Abbildungen, Preis geb. 4 M. Bielefeld u. Leipzig, Verlag von Velhagen u. Klasing, 1903. — Der jüngst nach Berlin berufene Prof. Dr. Dietrich Schaefer, dessen Weggang von Heidelberg die dortige Hochschule als einen schweren Verlust betrachtet, gilt als einer der hervorragendsten Kenner mittelalterlicher Geschichte und Kulturgeschichte und innerhalb dieser wieder der Geschichte der Hanse. Wir haben über letztere verschiedene Darstellungen, die aber keineswegs frei von Irrtümern und einseitigen Urteilen sind. Das sind Spezialwerke: wie wenig aber allgemeinere Werke dem Stoffe gerecht werden, betont Schäfer selbst, wenn er S. 40 dieser Monographie sagt: „Unter den Darstellungen der allgemeinen Handelsgeschichte gibt es keine, die auf diesen Namen auch nur einen Teil von einem begründeten Anspruch hätte." Es war also keineswegs überflüssig, dafs eine Geschichte der deutschen Hanse unter die Monographien zur Weltgeschichte Aufnahme fand; dafs aber die Verlagshandlung dafür gerade Dietrich Schaefer gewann, zeugt von grofser Umsicht in dem weiteren Ausbau des Unternehmens; denn Sch. hat seine Aufgabe in einer so vortrefflichen Weise gelöst, dafs dieser Band einen der wertvollsten Bestandteile der Sammlung bildet.

Der Hauptvorzug der Darstellung liegt darin, dafs der Verf. sich nicht in engen Grenzen hält und innerhalb dieser bemüht ist, den Gegenstand zu erschöpfen, nein, indem er überall die grofsen Zusammenhänge aufsucht, indem er aus diesen

die Wandlungen in der Geschichte der Hanse erklärt, gewinnt man teilweise ein ganz verändertes Bild. Viele irrige Ansichten und falsche Urteile werden zerstört, man fühlt, dafs ein gerechter Beurteiler spricht, wenn er am Schlusse unsere heutigen Aussichten im Wettbewerbe der Völker nicht schlecht nennt und dazu meint: „Wer aber diese glückliche Lage richtig würdigen, ihre Voraussetzungen und Bedingungen richtig verstehen will, der wird wohltun, die „Deutsche Hanse" nicht aufser acht zu lassen. Ihr Name darf mit Stolz von jedem Deutschen genannt werden."

D. Schäfer hat eben erst eine trotz ihres geringen Umfanges vorzügliche Kolonialgeschichte (in der Sammlung Göschen, Nr. 156) erscheinen lassen. Was er da über die östliche Kolonisation kurz darlegt, kehrt in der Monographie teilweise mit denselben Ausdrücken als Einleitung wieder. Dadurch gewinnt er den Boden für die eigentliche Darstellung. Das richtige und mafsvolle Urteil über den gröfsten Förderer des Deutschtums im Nordosten, Heinrich den Löwen, und seinen Sturz S. 34/35 fällt ebenso auf, wie das später über den grofsen Böhmenkönig Ottokar, den man wegen seiner Gegnerschaft zu Rudolf von Habsburg gewöhnlich zum Feind des Deutschtums stempelt. — Genau an der Wende des 13. und 14. Jahrhunderts (1293 resp. 1299) ist eigentlich die Hanse fertig, wenn sie auch noch nicht mit diesem Namen bezeichnet wird. Wenn man früher das Jahr 1241, wo Hamburg und Lübeck den Vertrag zur Befriedung der Strafse von der Trave nach der Elbe schlossen, als Gründungsjahr der Hanse zu bezeichnen pflegte, so ist das nicht berechtigt; denn die Bundestätigkeit entwickelt sich ganz allmählich. Erstmals in einer Urkunde von 1358 kommt der Name Hanse vor. Es ist hier nicht der Ort im einzelnen zu zeigen, wie der Verf. Stufe um Stufe die Entwicklung der Hanse, ihre Geschichte im 14. und im 15. Jahrhundert und besonders genau und klar ihren Verfall verfolgt. Gerade die allgemeinen Ursachen des Niederganges stellt der Verf. teilweise ganz abweichend von der landläufigen Meinung dar, welche fast ausschliefslich die Entdeckung Amerikas und die Auffindung des Seeweges nach Indien dafür verantwortlich macht

Dem gediegenen und reichen Inhalt der Monographie entspricht ebensosehr die schöne Form der Darstellung wie die vielseitige, geschickt gewählte Illustration. Da sei nun auf einen Punkt besonders hingewiesen. Was sich jeder Freund der Kultur- und Kunstgeschichte des Mittelalters wohl schon gewünscht hat, das bietet diese Monographie in ausreichendem Mafse, nämlich eine Reihe vorzüglich reproduzierter Aufnahmen aus der alten Hansestadt Wisby auf Gotland, im ganzen 17 Bilder. Man ist entzückt von der Abbildung des alten, noch vollständig erhaltenen Mauerkranzes dieser Stadt, welche nur mit Rothenburg oder Nürnberg verglichen werden kann, und etwas Stimmungsvolleres läfst sich kaum denken als das Innere der Ruine der gotischen Katharinenkirche, welche ja auch vor einigen Jahren gelegentlich des Besuches des deutschen Kaisers in Wisby eigens beleuchtet wurde.

Alles in allem, diese Monographie kann allen Kollegen, welche in der 8. Klasse den Geschichtsunterricht zu erteilen haben, gar nicht dringend genug zum Studium empfohlen werden; ebenso empfiehlt es sich aber auch dieselbe in die Schülerlesebibliothek der 8. Klasse einzustellen, da schon die Betrachtung ihrer Illustrationen dem denkenden Schüler eine Fülle von Anregungen vermitteln wird. J. M.

Berühmte Kunststätten. 20. Band. Florenz von Adolf Philippi. 239 S. Text, Stammtafel des Hauses Medici, 2 Register: Verzeichnis der Künstler und Verzeichnis der Kunstwerke. Mit 222 Abbildungen. Preis geb. 4 M. Leipzig 1903, Verlag von E. A. Seemann. — Dafs Florenz, die an Kunstwerken reichste Stadt Italiens, erst im 20. Bande der „Berühmten Kunststätten" behandelt wird, könnte auffallen, indes was lange dauert, wird gut. Die für die Verbreitung des Interesses an der Kunst und Kunstgeschichte unermüdlich tätige Verlagshandlung hat hiefür Professor Adolf Philippi in Giefsen gewonnen, denselben, der seit einer Reihe von Jahren im gleichen Verlage „Kunstgeschichtliche Einzeldarstellungen" hat erscheinen lassen, darunter Bd. I und II: Die Kunst der Renaissance in Italien. An diesen Darstellungen wurde ebensosehr der gediegene an originellen Urteilen reiche Inhalt wie die wohlabgewogene, sorgfältige Form und die feinsinnig gewählte Illustration von der Kritik anerkannt. Diese sämtlichen Vorzüge kehren in vorliegender

Monographie wieder. Aber es war schwierig, den Stoff nun ausschliefslich von dem Gesichtspunkte „Florenz“ aus zu behandeln, daher die verhältnismäfsig späte Veröffentlichung. Gewählt ist die einzig richtige Anordnung, die historisch-chronologische, so dafs immer ein geschichtlicher Abschnitt dem kunstgeschichtlichen vorausgeht und die Grundlagen für das Verständnis des letzteren enthält. In diesem Zusammenhang werden auch die einzelnen Kunstwerke behandelt, nur hie und da wird die topographische Gruppierung gewählt und so das Kunstwerk in Verbindung mit Kirche oder Palast besprochen, wo sich die Besprechung des Schmuckes der Räume von der ihrer Architektur nicht gut trennen liefs. Übrigens ist auch dann durch Rückweise etc. der Zusammenhang hergestellt. So sind z. B. die Fresken des Andrea del Sarto in S. S. Annunziata zugleich mit dieser Kirche S. 139 ff. besprochen, während die eigentliche Würdigung des Künstlers und seiner übrigen Werke erst bei den Malern der Hochrenaissance in Florenz S. 224 ff. erfolgt.

Nun mufs man anerkennen, dafs der Verf. weder in den historischen Abschnitten durch unnötigen Notizenkram ermüdet, da er sich mit der Mitteilung der wichtigsten geschichtlichen Vorgänge begnügt und seinem Leser absichtlich die Einzelheiten erspart, noch auch dafs derselbe in den kunstgeschichlichen Abschnitten blofse Kataloge von Kunstwerken liefert. Letzteres ist leider in dem einen oder anderen Bande der berühmten Kunststätten der Fall, wo die topographische Anordnung gegenüber der historischen zu stark in den Vordergrund tritt. Vielmehr weifs er durch die Wechselbeziehung zwischen Geschichte und Kunstgeschichte die Kunstwerke zu beleben und dadurch jenes Interesse hervorzurufen, mit welchem man den Band bis zum Ende liest. Er schliefst ab mit der Begründung des mediceischen Herzogtums in Florenz und Michelangelos Mediceergräbern. Die Kunst unter den Grofsherzogen verachtet Philippi — nicht mit Unrecht. — In bezug auf die Form der Darstellung war der Verf. darauf bedacht so zu schreiben, dafs er allgemein verstanden werden könnte, also insbesondere Ausdrücke der künstlerischen Terminologie nur da anzuwenden, wo es sich nicht umgehen liefs. Seinen Absichten ein allgemeines Verständnis der hier behandelten Epochen der florentinischen Kunstgeschichte [das 14. (gotische) Jahrhundert — das 15. Jahrhundert: Frührenaissance und Beginn der Hochrenaissance — das 16. Jahrhundert: Florenz als mediceisches Herzogtum] zu vermitteln ist die äufserst reichhaltige und äufserst sorgfältig ausgewählte, stets mit dem Text in Beziehung gebrachte Illustration durchaus förderlich. Nebenbei gesagt ist auch der Preis dieses bisher umfangreichsten und an Bildern reichhaltigsten Bandes der berühmten Kunststätten (244 S. mit 222 Illustrationen zu 4 M.) ein aufserordentlich billiger.

Wir können zu unserer Freude konstatieren, dafs bereits verschiedene Bände (das alte Rom — Venedig — Rom in der Renaissance — Pompeji) in unseren Schülerlesebibliotheken der obersten Klassen Eingang gefunden haben und mit Interesse benützt werden. Dem vorliegenden Bande ist das Gleiche besonders auch wegen der schönen Form der Darstellung zu wünschen. J. M.

Berühmte Kunststätten: Nr. 21. Kairo von Franz Pascha. Mit 128 Abbildungen. 152 S. Text. Eleg. kart. Preis 4 M. Leipzig 1903. E. A. Seemann. — Dieser Band der berühmten Kunststätten wird, davon sind wir überzeugt, in ähnlicher Weise Aufsehen erregen wie der XI. der Sammlung: Konstantinopel von Hermann Barth. Vor allem waren die gleichen Voraussetzungen zu erfüllen. Über Kairo und seine Kunstbauten konnte nur jemand mit Erfolg schreiben, der durch jahrelangen Aufenthalt, durch genaue Kenntnis der Sitten und der Sprache des Landes, durch mafsgebende Stellung die Möglichkeit hat, die arabischen Bauwerke nicht blofs äufserlich, sondern in allen Einzelheiten kennen zu lernen, selbst da, wo den Ungläubigen der Zutritt nur ausnahmsweise gestattet ist. Diese Voraussetzungen sind bei Franz Pascha durchaus gegeben. Was wir bisher über die Baukunst des Islam wufsten, ist niedergelegt in Franz Paschas grundlegendem Werke „Die Baukunst des Islam“ (Handbuch der Architektur 2. Teil, die Baustile III, 2) Darmstadt 1887. Ferner kennen wir von ihm eine vortreffliche Monographie, welche direkt als Vorläuferin der vorliegenden betrachtet werden kann: Die Grab-Moschee des Sultans Kait-Bai (I. Serie, Heft 3 der Sammlung die Baukunst, herausgegeben von R. Borrmann und R. Graul), aus der für den gegenwärtigen Zweck Teile des Textes und einzelne der vorzüglichen

Aufnahmen herüber genommen wurden. Weiter ist Franz Pascha dadurch, dafs er schon vor Jahren architektonische Bruchstücke und Kleinmonumente aus den verwahrlosten alten arabischen Bauten in die geschlossenen Räume der Fatimidenmoschee el-Hakem bringen liefs, der eigentliche Begründer des arabischen Museums in Kairo geworden, für das ein Neubau im Innern der Stadt hergestellt worden ist, der jetzt bezogen wird. Und endlich hält sich Franz Pascha mit neidloser Anerkennung an die Resultate seiner deutschen Landsleute, welche auf eng verwandtem Gebiete Anerkennenswertes geleistet haben: Dr. Max. von Berchem, der auf dem Gebiete der arabischen Geschichte und Archäologie und der Denkmälerkunde für Syrien und Ägypten erst Bahn geschaffen hat für wissenschaftliche Studien, Herz-Bey, ein rastlos tätiger Architekt, der Konservator der Arabischen Monumente in Ägypten und Dr. Friedr. Sarre, der beste Kenner der verwandten Seldschukischen Kunst, welcher für die obengenannte Sammlung „Die Baukunst" eine Monographie über Konia und die Bauten der Seldschukenfürsten in Aussicht gestellt hat.

Ich habe das alles vorausschicken wollen, um begreiflich zu machen, dafs man Franz Paschas Monographie über Kairo im besten Sinne gründlich und gehaltvoll nennen kann. Dazu kommt noch die äufserst übersichtliche und planmäfsige Anordnung. Ausgegangen wird von der ältesten Bautätigkeit unter arabischer Herrschaft in Ägypten (642 Wahl der Stätte des späteren Kairo zur Hauptstadt des neuen Reiches durch Amr, den Feldherrn des Kalifen Omar); es folgen die Bauten der Fatimiden (969—1171), weiter die Bauten der Eijubidenperiode (1171—1250, beginnend mit Salach-ed-Din = Saladin), die Bauten der Mamlukenperiode (1250—1517) in 2 Abschnitten: a) die Turkomanen oder Bachriten, b) die Tscherkessen oder Borgiten; hier werden gelegentlich der Schilderung der Moschee Sultan Hassan (1356—1359 erbaut) auch alle gebräuchlichen Einrichtungsgegenstände der Moscheen beschrieben und abgebildet, soweit sie für die Kunstgeschichte in Betracht kommen; zuletzt folgen die Bauten unter türkischer Herrschaft seit 1517. Der Verf. hat besonderen Wert darauf gelegt dem Leser die hervorragenden Stilunterschiede der einzelnen Epochen klarzumachen und die verbindenden Übergangsglieder aufzuzeigen. Erst von S. 111 ab spricht er zusammenhängend über Profanbauten (gewöhnliche Wohnhäuser, Paläste, Okellen d. h. Warenmagazine, öffentliche Bäder). Den Schlufs machen die Monumente der Nekropolen, unter deren Bauten die obengenannte Grabmoschee des Sultans Kait-Bai (erbaut 1463) hervorragt, da dessen Regierung den Höhepunkt der arabischen Kunst in Ägypten bezeichnet.

Den Ausführungen Franz Paschas hat Herr von Bissing auf 10 Seiten eine knappe, aber dankenswerte Übersicht über die Altertümer des ägyptischen Museums angefügt.

Dafs das treffliche Illustrationsmaterial hier wie bei Nr. 11 Konstantinopel von besonderem Werte ist, weil es sonst nirgends in solcher Reichhaltigkeit geboten wird, bedarf keiner weiteren Versicherung und überhaupt die Monographie nach vorstehendem nicht erst besonderer Empfehlung. J. M.

Berühmte Kunststätten: Nr. 22. Augsburg von Berthold Riehl. Mit 103 Abbildungen. 146 S. Text und 2 S. Register. Preis eleg. kart 4 M. Leipzig, Verlag von E. A. Seemann, 1903. — Prof. Berthold Riehl, der Sohn des bekannten Kulturhistorikers, der sich ebenfalls schon mit Augsburgs Vergangenheit mit Vorliebe beschäftigte, ist schon durch seine Beteiligung an der wissenschaftlichen Aufnahme der Kunstdenkmäler Bayerns genötigt, denselben ein liebevolles Augenmerk zu schenken. Auch hat er in seinem auch in diesen Blättern gewürdigten Werke „Die Kunst an der Brennerstrafse" sich bemüht, den Zusammenhängen nachzugehen, welche gerade die süddeutsche Kunst mit Italien verknüpfen. Diese Studien kommen ihm bei der vorliegenden Monographie über Augsburg sehr zugute. Dieselbe geht durchweg vom Studium der Kunstwerke aus, will erzählen, wie heute Augsburgs Denkmale von Kunst und Geschichte der Stadt berichten und berücksichtigt daher die politische und wirtschaftliche Geschichte nur insoweit, als sie für das Verständnis der Entwicklung der Kunst notwendig herangezogen werden mufs. Daher übergeht die Darstellung das römische Augsburg ganz und beginnt gleich mit dem frühen Mittelalter und wendet sich mit der Geschichte des Dombaues alsbald dem 14. Jahrhundert zu; verfolgt dann die Denkmäler der Baukunst, Plastik und Malerei im

15. Jahrhundert, um besonders ausführlich die Zeiten Kaiser Maximilians I. zu schildern und die Zeit nach seinem Tode bis zum Ablauf des 16. Jahrhunderts; die Monumentalkunst der Spätrenaissance, des Barock und Rokoko. Besonders treten hervor die Baugeschichte des Domes, die Würdigung der grofsen Augsburger Maler Hans Holbein des Vaters und Hans Burgkmaiers und die Schilderung der Tätigkeit seines grofsen Baumeisters Elias Holl; aber daneben war der Verf. bemüht, auch die unbedeutenderen oder wenigstens von unbekannten Künstlern geschaffenen Monumente der Plastik und Malerei möglichst in den Zusammenhang einzureihen und den Augsburgern besonders auf dem Gebiete der Malerei ihre Selbständigkeit gegenüber der öfters behaupteten Abhängigkeit von den Niederländern in bezug auf die Darstellung der Landschaft zu wahren, andrerseits, wie schon oben bemerkt, den mit Augsburgs wirtschaftlicher Stellung zusammenhängenden Einfluſs seiner Künstler auf die Kunst an der Straſse nach Italien (z. B. Bozen!) ins rechte Licht zu rücken. Gerade in diesen Punkten dürfte ein besonderes Verdienst der hübschen Monographie liegen, welche wegen ihrer reichhaltigen und trefflichen Illustration unseren Schulbibliotheken zur Belebung des Unterrichtes in der Heimatkunde angelegentlichst empfohlen sei.

Eines freilich vermifst man wieder ungern, einen guten Stadtplan. Ich habe mich beim Studium des Werkes des „Monumentalplans der Stadt Augsburg" bedient, der entworfen und gezeichnet von dem städt. Baurat L. Leypold bei Lampart & Comp. in Augsburg erschienen ist und gerade für unseren Zweck, Hervorhebung der Lage der Baudenkmäler, Tore, Türme, Brunnen etc., ausgezeichnete Dienste leistet. Hätte sich denn nicht eine Reproduktion dieses Monumentalplanes dem Buche beigeben lassen? Ich möchte wenigstens empfehlen denselben sich beizukleben. J. M.

Hundert Meister der Gegenwart in farbiger Wiedergabe. E. A. Seemann, Leipzig 1903. 11.—14. Heft. (Das Werk erscheint in 20 Heften mit je 5 Bildern zum Abonnementspreis von 2 M. für das Heft. — Einzelpreis des Heftes 3 M. — Das ganze Werk wird Ostern 1904 vollständig vorliegen.) — Seitdem in diesen Blättern zum letztenmale von dem genannten prächtigen Anschauungswerke die Rede war, sind uns einige weitere Lieferungen zugegangen. Von diesen behandelt zunächst Heft 11 die Stuttgarter Kunst in 5 Blättern nach Gemälden von Leopold Graf von Kalckreuth, C. Grethe, Rob. Haug, H. Rath und R. Poetzelberger mit Text von Max Osborn. Von dem erstgenannten gibt eine Skizze „Spazierfahrt" die Art, wie der Künstler im Sinne des Impressionismus den Farbenreichtum und den Lichtzauber der Natur festzuhalten sucht, treffend wieder; mit einem für ihn besonders charakteristischen Bilde ist Robert Haug vertreten, von dessen feiner Kunst fast alle hervorragenden Galerien Proben aufweisen; man denke nur an sein prächtiges Bild „Der Abschied" in der Münchener Pinakothek, welches durch das Kunstvereinsblatt allgemein bekannt geworden ist. Hier ist er mit einem „Kampf im Kornfeld" gut vertreten. — Das 12. Heft weist die Werke einer Reihe von Künstlern auf, die meist ihrer Heimat nach zusammengehören: Gregor von Bochmann, in Estland geboren, seit 30 Jahren in Düsseldorf (Mittagsrast); Hans Peter Feddersen aus Schleswig-Holstein (Bildnis seiner eigenen Tochter, ein meisterhaftes Werk, das förmlich zu leben scheint), dessen Landsmann Hans Richard von Volkmann (Stilles Land, Eifellandschaft) und Hans Olde (Erntezeit, herrliches Werk der Freilichtmalerei im guten Sinn, auf welchem man förmlich die Sonnenglut zu verspüren meint); dazu kommt als 5. noch Herm. Urban, ein Münchener der Bildung und Schulung nach (Winternacht), den man wohl auch einen Böcklinschüler nennt, obwohl er Böcklin persönlich nicht gekannt hat. Wer die Münchener Ausstellungen besucht hat, kennt seine Bilder sehr wohl. — Das 13. Heft ist den 5 Worpsweder Künstlern F. Mackensen, H. Vogeler, F. Overbeck, Hans am Ende, O. Modersohn gewidmet und führt uns so in geschlossener Weise die Werke jener kleinen Gruppe von Malern vor, die sich in dem kleinen weltabgeschiedenen Moordorf Worpswede bei Bremen niedergelassen haben und durch die die deutsche Landschaftsmalerei in den letzten Jahren eine Fülle von Anregungen erhalten hat. Fritz Mackensen hat Worpswede entdeckt und die anderen obengenannten haben sich ihm angeschlossen; sie sind der Reihe nach aufgeführt, jeder in seiner charakteristischen Eigenart. — Welch ein Abstand, den dieses Heft gegenüber dem 14. Heft Wiener Kunst aufweist (Text von Ludw. Hevesi, dem Verfasser

der vor einem Jahre im gleichen Verlage erschienenen Geschichte der österr. Kunst im 19. Jahrh.). An der Spitze steht der jetzt 92jährige Rudolf von Alt, von dem eine Frauenfigur „Alt-Wien" aus dem Jahre 1843 wiedergegeben ist; von dem farbenfreudigen Hans Makart enthält das Heft eine prächtige Reproduktion seiner „Falkenjägerin", welche nichts davon merken läfst, dafs die Farbenpracht seiner Bilder so rasch vergehe, wie man oft wiederholen hört. Aufserdem sind K. Moll, J. Engelhardt, K. Mediz vertreten, letzterer Leibl und Hans Thoma am nächsten verwandt.

Wie viel lernt man doch bei Betrachtung dieser einzelnen oft grundverschiedenen Richtungen der deutschen Kunst im 19. Jahrh.; aber würde man ihre Eigenart so gut gewahr werden ohne die farbige Reproduktion? Gewifs nicht! Darum verdient auch die Verlagshandlung für ihre trefflichen Darbietungen besonderen Dank. Vielleicht entschliefst sie sich doch, wenn zu Ostern 1904 diese Sammlung beendigt ist, auch einzelne Teile der aufserdeutschen Kunst des 19. Jahrh. (z. B. die Französische!) in gleich eindrucksvoller und charakteristischer Weise uns vorzuführen. J. M.

Warnecke Dr. Georg, Hauptwerke der bildenden Kunst in geschichtlichem Zusammenhange. Zur Einführung erläutert. Leipzig E. A. Seemann 1902. — Während vor noch nicht allzulanger Zeit der kunstgeschichtliche Unterricht sich allzusehr in theoretischen Bahnen bewegte, vorwiegend die Darstellung des Historischen, der geschichtlichen Entwicklung betonte, die sinnfällige Betrachtung des Kunstwerkes dagegen und damit die Schulung des Auges zum künstlerischen Erfassen desselben ungebührlich in den Hintergrund drängte, macht sich gegenwärtig eine andere Richtung geltend. Diese will im direkten Gegensatze zu der vorausgehenden in der „künstlerischen Erziehung", wie jetzt das Losungswort lautet, das historische Moment ganz beiseite lassen und lediglich durch das Betrachten der Kunstwerke das Verständnis für dieselben erzeugen und damit das im Menschen schlummernde künstlerische Empfinden zum Bewufstsein bringen. Indes mit dem alleinigen Betrachten eines Kunstwerkes wird man zu einer wahren Würdigung desselben nicht gelangen. Dazu mufs man auch die Voraussetzungen kennen, unter denen ein Künstler geschaffen: seine Eigenart, seine Schule, seine Umgebung, die Einflüsse von Zeit und Menschen. Es wird der kunstgeschichtliche Unterricht daher das historische Moment ebensowenig beiseite lassen dürfen als er andrerseits zum verständigen Betrachten der Kunstwerke anleiten mufs, wenn er wahrhaft fruchtbringend und nachhaltig sein soll.

Das vorliegende Werk sucht nun in diesem Sinne für diejenigen, die als Anfänger an das Studium der Kunstgeschichte herantreten, eine Anleitung zu geben und um es gleich zu sagen, es entspricht in jeder Beziehung seinem Zwecke. In der Anlage schliefst es sich im Prinzip an ein schon früher im gleichen Verlage erschienenes Werk an, an „Dr. Menge, Einführung in die antike Kunst", das einem grofsen Teile der Fachgenossen bekannt sein dürfte. Auch Warnecke stellt die Betrachtung des Kunstwerkes in den Vordergrund. Daneben werden aber in einem selbständigen Text die verbindenden historischen Tatsachen angeführt, indem die einzelnen Künstler zu Gruppen vereinigt werden und das Verhältnis bzw. die Beziehungen dieser unter einander beleuchtet wird. So verbindet der Verfasser mit der sinnfälligen Betrachtung der Kunstwerke das historische Moment und entwickelt so auf induktivem Wege vor dem geistigen Auge des Lesers die Geschichte der Kunst von ihren ersten Anfängen bis auf die Erzeugnisse der Gegenwart. Man merkt dem Werke an, dafs es aus der Praxis heraus erstanden ist, was einem Buche für den Unterricht immer eine gewisse Lebensfähigkeit gewährleistet.

An der Hand der „Hauptwerke" sucht uns also der Verfasser die Kunstgeschichte vorzuführen, wobei er zugibt, dafs der Leser vielleicht das eine oder andere derselben überflüssig finden oder aber vermissen wird. In letzterer Hinsicht hätten wir im Interesse der Vollständigkeit des Werkes einige Wünsche. So dürfte für das Altertum eine Probe aus der Vasenmalerei nicht unangebracht sein. Im Mittelalter vermifsten wir jegliches Beispiel der Skulptur. Kommt sie auch beim gotischen Stil vorwiegend als dekoratives Element in Betracht, so sollte eine Probe davon, so z. B. dem Strafsburger Münster, Naumburger oder Freiberger Dom nicht fehlen.

In der Darstellung der neueren Zeit vermifst man den fruchtbaren David

Teniers. Entschieden anders sollte L. Richter vertreten sein als mit seinem Olbild „Die Überfahrt am Schreckenstein". Der gemütvollste der deutschen Illustratoren kann nur aus seinen Holzschnitten richtig gewürdigt werden. Über die Auswahl der Vertreter der neuen Richtung, wo noch alles im Flusse ist, wird man mit dem Verfasser nicht rechten. Jedenfalls ist die Entwicklung der Moderne in scharfen Umrissen dem Leser zum klaren Verständnis gebracht.

Das Werk ist sehr sauber durchgearbeitet. An kleineren Versehen seien bemerkt: S. 77, wo zu dem Vers 221 der II. der Gesang fehlt (XV) u. S. 254, wo das Geburtsjahr des Tintoretto unrichtig (1519 statt 1419) angegeben ist. S. 52 möchte ich den Ausdruck „Himmelskönigin" mit Bezug auf Hera doch durch einen andern ersetzt wissen, damit nicht ängstliche Gemüter daran Anstofs nehmen. S. 35 sollte (wie es beim Ostgiebel von Olympia der Fall ist) ebenfalls angegeben sein, nach wessen Anordnung die Gruppe im Gegensatze zur Aufstellung der Glyptothek zusammengestellt ist. S. 62 dürfte für einen in die Kunstgeschichte Einzuführenden eine Wiedergabe der Nike des Paionios in der Ergänzung von Grüttner neben dem Fragment nicht unangebracht sein.

Die Auswahl der Abbildungen ist sehr geschickt und frei von allem Anstöfsigen, sodafs das Buch den Schülern oberer Klassen unbedenklich in die Hand gegeben werden kann. Dafs die Abbildungen mustergiltig sind, dafür bürgt der Name des Verlegers. Kurz, das Werk erfüllt vollauf seinen Zweck; es dürfte wohl das beste seiner Art sein und es ist ihm daher nur die weiteste Verbreitung zu wünschen, die ihm bei dem für das Gebotene wirklich niedrigen Preise (M. 6. geb. 7.50) gewifs auch nicht ausbleiben wird. O. S.

Biedermann, Geographischer Leitfaden. 12. unveränderte Auflage. Regensburg, Verlagsanstalt vormals Manz, 1903. — Biedermann, Arendts Geographie von Bayern. 14. vollständig umgearbeitete Auflage. Regensburg, Verlagsanstalt vormals Manz, 1903. — Es ist sonst nicht üblich, dafs der Verfasser eines solchen Leitfadens sich mit so ausführlichen Darlegungen an die Öffentlichkeit wendet und seine Grundsätze bei der Umarbeitung so eingehend klarlegt. Umso erfreulicher ist es, wenn der Leser dabei sich so oft in der Lage sieht, beifällig den Autor auf seinem Wege zu begleiten und sich mit seinen Ausführungen im grofsen und ganzen einverstanden zu erklären, wie es bei den separat beigegebenen beiden Vorworten der oben angezeigten Leitfäden der Fall ist. Die beiden sich auch durch ihre sehr vorteilhafte Ausstattung in Papier und Druck empfehlenden Bücher haben durch die von dem Verfasser vorgenommene wohldurchdachte gründliche Umarbeitung sehr gewonnen und können nunmehr mit Recht als recht brauchbare Lehrmittel bezeichnet werden. Wir tun das heute um so lieber, je weniger wir allerdings vor nahezu 20 Jahren mit der eingeschlagenen Methode einverstanden sein konnten.

Alpine Majestäten und ihr Gefolge. Die Gebirgswelt der Erde in Bildern. Monatlich 1 Heft im Format 45 : 30 cm mit mindestens 20 Ansichten aus der Gebirgswelt auf Kunstdruckpapier. Preis des Heftes 1 M. München, Verlag der Vereinigten Kunstanstalten A.-G., Kaulbachstrafse 51a. 3. Jahrg. 1903. Heft XI u. XII. — Beim Abschlufs des 3. Jahrganges ist wiederum ein Begleittext veröffentlicht (Verf. Ernst Platz), welcher eine nach Gruppen gegliederte Beschreibung der Bilder bietet und dem am Schlusse wieder die Gliederungskarte der Alpen von Prof. Rothpletz beigegeben ist. Heft 11 bietet Ansichten aus den Urner und Walliser Alpen, aus den Savoyer Alpen und den Dauphineer Hochalpen, 2 prächtige Panoramen aus den Berner Alpen (vom Schwarzhorngipfel und vom Wetterhorngipfel aus), ferner ein Gornergrat-Panorama in 4 Bildern (2 nach Westen, 2 nach Süden), endlich die Schmittenhöhe mit Hotel und das steinerne Meer von der Schmittenhöhe aus. — Im 12. Heft sind die hohen Tauern mit einer Reihe trefflicher Abbildungen vertreten, meisterhafte Leistungen der photographischen Aufnahme wie der technischen Wiedergabe nach sind die beiden grofsen Panoramaansichten aus den nordrhätischen Alpen, Blick vom Weishorngipfel bei Arosa auf das Plessurgebirge. Glanzpunkte des Heftes aber bilden Darstellungen aus der Bergwelt Argentiniens (Süd-Patagoniens, welche den Aufnahmen der Expedition des Prof. Rudolf Hauthal (z. Z. in La Plata) verdankt werden, nämlich 2 Blätter der südlichen Panoramaansicht der Eiswand des Bismarckgletschers, welcher im Lago Argentino endet; dazu kommen vier kleinere Aufnahmen

vom Ceno Bayne, vom Lanin und anderen schnee- und eisgekrönten Gipfeln Südpatagoniens mit merkwürdigen Bergformationen, kurz gerade diese Serie beweist, welchen Anklang der Verlag findet, wenn er die Ansichten aus der Bergwelt auch über das alpine Gebiet Europas im engeren Sinne ausdehnt.

Deshalb ist die Versicherung besonders lebhaft zu begrüfsen, dafs der durch die steigende Zahl der Abonnenten und den allseitigen Beifall, welchen das Unternehmen findet, gesicherte 4. Jahrgang (1904) auch das interessante und reiche Material verwerten wird, welches ihm von den erfolgreichen Kaukasusexpeditionen zu Gebote steht; aufserdem sollen jene Alpengruppen besondere Berücksichtigung finden, welche bisher nur mit vereinzelten Aufnahmen in der Sammlung vertreten waren.

Jedenfalls ist es erfreulich, dafs ein auch für den Anschauungsunterricht in der Schule so bedeutsames Unternehmen derartige Anerkennung und Teilnahme findet, dafs nun noch ein vierter, das Werk in seiner Gesamtanlage abschliefsender Band folgen soll.

Deutsche Alpenzeitung. Monatlich 2 Hefte. Preis des Vierteljahres 3 M. München, Verlag der Deutschen Alpenzeitung Gustav Lammers, Finkenstrafse 2. 3. Jahrg. 1903/04, 17. u. 18. Heft (1. u. 2. Dezemberheft). 19. Heft (1. Januarheft). — Im 17. Heft setzt Dr. Th. Herzog in Freiburg i. Br. seine Schilderungen aus den Berner Alpen (II: Lauterbrunner-Breithorn 3779 m — Concordia-Hütte) fort (cf. den 1. Teil des Aufsatzes im 16. Heft), welche nicht nur wegen der frischen und anregenden Schreibweise des Verfassers Beachtung verdienen sondern auch, teilweise nach äufserst gelungenen Eigenaufnahmen des Verf. auf das feinste illustriert sind. Zu diesem Aufsatze gehört auch die herrliche Kunstbeilage „Gewitterstimmung am Märjelensee" (Aletschgletscher), gleichfalls nach Eigenaufnahme, sowie das 2. und 3. Beilageblatt „Kippel im Lötschental mit Bitschhorn" und „Mutthornhütte" nach Aufnahmen von Gebr. Wehrli in Kilchberg bei Zürich. — Der in der Alpenzeitung bestens bekannte Bergfahrer A. Dessauer in München bringt einen gleichfalls hübsch illustrierten Aufsatz „Das Wattental". Talwanderungen und Bergfahrten absits vom Fremdenstrom. II. Teil.

Ganz besondere Sorgfalt aber ist dem 18. Heft gewidmet, welches gewissermafsen als Festgabe zum 25jährigen Bestehen des Österreichischen Alpenklubs zu betrachten ist. Es wird daher mit einer Begrüfsung des Jubelvereines eingeleitet, in welcher alle klangvollen Namen genannt sind, die sich in demselben um seine Ziele verdient gemacht haben. Im weiteren Text aber wird der Hochalpinistik des Österr. Alpenklubs ganz besonders Rechnung getragen. Sein Arbeitsgebiet behandeln eine Reihe von Aufsätzen: 1. Mösele und Hochfeiler von Edm. Gütl in Wien. 2. Aus unserem Sextener Arbeitsgebiet von Heinrich Krempel in Wien. 3. Eine Überschreitung des Grofsglockners von F. A. Artelt in Wien und 4. Die Nordwand der Kleinen Zinne von Hanns Barth in Wien. Sind schon die Textbilder, durch welche diese Aufsätze illustriert werden, von besonderer Feinheit, so stehen vollends die beiden Kunstbeilagen auf einer Höhe der technischen Wiedergabe, die nicht leicht überboten werden kann; es sind dies 1. die Nordwand der Kleinen Zinne von der Punta di Frida, wohl eines der besten Bilder, das die deutsche Alpenzeitung bisher überhaupt gebracht hat und 2. das Panorama vom Furtschagelhaus gegen Südwesten (zu dem Aufsatz: Mösele und Hochfeiler). — Unter den Tourenberichten ist diesmal von besonderem Interesse: Die neuen Touren im Kaukasus im Sommer 1903, wobei nach Freshfields Einteilung des Kaukasus geordnet nicht weniger als 22 erfolgreiche Bergbesteigungen verzeichnet werden (alle über 3000 m, 10 über 4000 m und 2 über 5000 m).

Vom 3. Jahrgang erübrigt nun noch ein Quartal. Vielleicht läfst sich der eine oder andere Alpenfreund bestimmen, dieses als Probeabonnement zu nehmen; er dürfte es sicher nicht zu bereuen haben und würde wohl ständiger Abonnent werden; dazu könnte besonders den Münchener das 1. Januarheft (19) veranlassen, welches abgesehen von einer interessanten Abhandlung von Dr. Madlener (Kempten) über Schneelawinengefahr lauter Gegenden in den Bereich seiner Betrachtung zieht, die von der bayerischen Hauptstadt im Sommer und Winter leicht zu erreichen sind. Da schildert Kollege Ramsauer in Burghausen eine Wanderung von Burghausen nach Zell a. See, H. von Zedlitz preist in seinem Aufsatz „Winterfreuden

in den Schlierseer Bergen“ die Lust des Skisportes und der letztjährige Meteorologe der Zugspitze, Max Kleiber, bringt empfindungsvolle „Neujahrsstimmungen auf Deutschlands höchster Warte“.

Meyers Historisch-Geographischer Kalender für 1904. VIII. Jahrgang. Mit 12 Planetentafeln und 354 Landschafts- und Städteansichten, Porträten, kulturhistorischen und kunstgeschichtlichen Darstellungen sowie einer Jahresübersicht (auf dem Rückdeckel). Zum Aufhängen als Abreifskalender eingerichtet. Preis 1 M. 75 Pfg. Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig und Wien.

Dafs für den Schüler die Anschauung einen äufserst wichtigen Faktor für seine wissenschaftliche Bildung bedeutet, ist eine Erkenntnis, die erfreulicherweise jetzt immer mehr durchdringt und vielen Schulen Veranlassung gegeben hat, ein reiches Bildermaterial zu sammeln. Denn nichts prägt sich dem Gedächtnis besser ein als ein gutes, instruktives Bild, durch das viele weitschweifige Erklärungen gespart werden. Eine solche Bildersammlung repräsentiert aber immerhin einen bedeutenden Geldeswert, und diese Kosten werden von mancher Schule nicht aufzubringen sein. Deshalb ist es vom pädagogischen Gesichtspunkt mit gröfster Freude zu begrüfsen, dafs auch den geringsten Mitteln ein derartiger Anschauungsapparat geboten wird durch den nach jeder Hinsicht vortrefflichen Meyers Historisch-Geographischen Kalender. Die bisherigen Auflagen, die in vielen Tausenden in die deutschen Schulen und Familien Eingang gefunden haben, haben bereits den Beweis geliefert, dafs wir es in diesem Abreifskalender nicht mit einer Spielerei, einem Bilderbuch zu tun haben, sondern mit einem zielbewufst streng sachlich redaktionell bearbeiteten Lehrmittel, das in seiner Vielseitigkeit und seiner prächtigen Ausführung aber durchaus keine trockene Weisheit verzapft, sondern es versteht, durch rege Abwechslung in dem gebotenen Material stets von neuem geistig anzuregen. In bunter Folge ziehen im Lauf des Jahres Bilder aus allen Gebieten der Naturwissenschaften, der Geographie und Geschichte und verwandter Wissenszweige an uns vorüber. Wir lernen in trefflicher Reproduktion von Originalwerken die Heroen der Tat und des Geistes kennen, sehen, wie die Menschheit aus primitivsten Anfängen sich zu der staunenswerten Höhe der heutigen Kultur emporgearbeitet hat, die fernsten Lande mit ihren Bewohnern werden in guten Nachbildungen von Photographien uns näher gerückt, wichtige Stätten der Ereignisse in der Weltgeschichte uns vor Augen geführt. Kurze textliche Erläuterungen geben für das Bild eine hinreichende Erklärung, während der Bedeutung des Tages durch eine Aufstellung der auf das betreffende Datum fallenden Hauptereignisse Rechnung getragen wird. Über die Himmelserscheinungen gibt uns eine monatliche Sterntafel erschöpfend und übersichtlich Bescheid. Die vortreffliche Ausstattung, die schon äufserlich in dem sinnentsprechenden Titelbild der altehrwürdigen Memnonsäule, dem historischen Denkmal κατ' ἐξοχήν sich kenntlich macht, sichern dem Kalender als Wandschmuck seinen Platz in jedem Hans.

Die Raubvögel Mitteleuropas. 53 Tafeln in feinem Chromo- und 8 Tafeln in Schwarzdruck nach Originalen der Maler Keulemans, Kleinschmidt, de Maes, Rhamm und v. Riesenthal, mit erklärendem Text von Dr. Karl R. Hennicke. Gera-Untermhaus. Lithographie, Druck und Verlag von Fr. Eugen Köhler. 1903. Preis: Geheftet 4.50 M. — Die erste Lieferung dieses Werkes ward bereits in diesen Blättern (1903, S. 734) angezeigt. Nunmehr liegt es ganz vor. Die späteren Lieferungen haben gehalten, was die erste versprach: wir haben hier zu beispiellos billigem Preise ein allen Anforderungen des täglichen Lebens wie der Schule vollauf entsprechendes Spezialbuch von geradezu hervorragender Ausstattung. Denn die 53 Farbentafeln stellen nicht nur die Vögel an sich naturgetreu sondern auch an ihrem Aufenthaltsorte dar; der Text aber rührt von dem Herausgeber der Neuausgabe der grofsen Naumannschen „Naturgeschichte der Vögel Mitteleuropas“ her. Es seien also Schüler- wie Lehrerbibliotheken nochmals auf diese vortreffliche Neuerscheinung aufmerksam gemacht. H. St.

IV. Abteilung.

Miszellen.

Zusatz zu dem Artikel über die Kirchenväterausgabe.

(oben S. 22).

Um Mifsverständnisse zu vermeiden, sei noch erwähnt, dafs die Kosten der Druckherstellung allein von dem Verlag, der J. C. Hinrichs'schen Buchhandlung, getragen werden. Die Mittel der auf S. 22 erwähnten Heckmann-Wentzelstiftung ermöglichen es, die besten Grundlagen für die Ausgabe durch neue Kollationierung der wichtigsten Handschriften, durch Studienreisen u. dgl. planmäfsig zu beschaffen. Auch wird aus ihr ein Zuschufshonorar von 5 M. für den Druckbogen geleistet.

München. O. Stählin.

Bayerns Studien-Stipendien

an humanistischen wie technischen Mittel- und Hochschulen.

Unter diesem Titel hat der Sekretär und Redakteur der Bayerischen Caritas-Blätter (Caritassekretariat Odeonsplatz 5 — Adresse des Redakteurs Kaiserplatz 2/II), Herr Dr. Hans Schorer eine Zusammenstellung herausgegeben, welche auf 111 Seiten an 950 Stipendien mit Angabe von Gründungsjahr, Zweck, verwaltender bzw. verleihender Stelle namentlich verzeichnet, gestützt auf amtliches Material. Die Notwendigkeit einer solchen Zusammenstellung hat der Herr Verf. bereits 1902 in seinem Buche „Die Wohltätigkeitsstiftungen Bayerns" genügend dargelegt. Hier verzeichnet er nach einer kurzen Übersicht über die Quellen (S. 5/6) zunächst die allgemeinen Landesstipendien mit den dafür geltenden Bestimmungen, sodann die Lokal- und Kreisstipendien in den einzelnen Regierungsbezirken, innerhalb dieser nach den Orten alphabetisch aufgeführt, wobei die Kreisstipendien allermeist bei den Kreishauptstädten verzeichnet sind. Bei jeder einzelnen Stipendienstiftung ist der Titel mit dem Namen der Stifter, die Zeit der Errichtung, Stiftungskapital und Zweck der Stiftung sowie der Modus der Bewerbung und Verleihung angegeben, dazu noch in Klammern die besonderen Quellen des Verfassers, welcher sich bei der Herstellung dieser nützlichen Übersicht anerkennenswerter Förderung durch die einschlägigen Behörden zu erfreuen hatte.

Der Verf. hat sich mit seiner mühevollen und sorgfältigen Arbeit im voraus den Dank aller jener verdient, welche ohne mit Glücksgütern gesegnet zu sein es doch wagen die Studienlaufbahn zu betreten, weil sie darauf rechnen, dafs ihr Talent und Fleifs auch die gebührende Unterstützung finden werde.

Wenn der Verf. seine Schrift den Schulbehörden wie den Verwaltungsbehörden, den hochgeehrten Professoren wie der hochwürdigen Geistlichkeit, kurz allen, welchen das Wohl der studierenden Jugend am Herzen liegt, besonders empfiehlt, so schliefsen wir uns dieser Empfehlung voll und ganz an und möchten durch vorstehende Notiz möglichst weite Kreise, besonders unsere Schulleitungen, darauf aufmerksam gmacht haben. Bayern hat mehr Stiftungen zur Förderung des Studiums als mancher sich träumen läfst!

Die Red.

Die Feier des 40jährigen Bestehens des Bayerischen Gymnasiallehrervereins.

Am 20. Dezember 1903 waren es 40 Jahre, dafs der Bayerische Gymnasiallehrerverein gegründet wurde. Anläfslich dessen fand am Samstag den 19. Dezember vor. Jrs. im Kartensaale des Kgl. Hofbräuhauses ein Kollegenabend der Münchener Vereinsmitglieder statt.

Er wurde eingeleitet durch den Vortrag des von Professor und Vereinskassier Dr. Fritz Burger gedichteten und diesem Hefte beiliegenden Festliedes. Hierauf ergriff der erste Vorstand Professor Eugen Brand das Wort; er dankte zunächst den zahlreich anwesenden Vereinsgenossen herzlich für ihr Erscheinen, schilderte dann treffend die Verhältnisse, welche seinerzeit zur Gründung des Gymnasiallehrervereins Anlafs gaben und die Tätigkeit desselben während der vierzig Jahre. Da in einer der nächsten Nummern dieser Zeitschrift ohnedies eine aktenmäfsige Darstellung von der Entwicklung des bayerischen Gymnasialschulwesens und des bayerischen Gymnasiallehrerstandes erscheinen wird, so kann hier von einer Wiedergabe desjenigen Teiles der Rede, der darauf Bezug nahm, Umgang genommen werden.

Ans der Geschichte des Vereins brachte der Redner interessante Mitteilungen über die Gründung und über das allmähliche Anwachsen desselben bis zur heutigen Mitgliederzahl von 1100. Die Zusammenstellung der bisherigen ersten Vorstände (Konrektor Eilles 1863—1864, Rektor Linsmayér 1864—1865, Professor Bauer 1865—1866, Professor La Roche 1866—1868, Professor Kurz 1868—1870, Professor Fesenmair 1870—1872, Rektor Baner 1872—1880, Professor Deuerling 1881—1886, Professor Einhauser 1886—1888, Professor Gerstenecker 1888—1894, Professor Gebhard 1894 bis 1903) und ihrer Tätigkeit gab Anlafs zu zeigen, dafs an der Bessergestaltung der Lage unseres Standes der Verein einen namhaften Anteil hat.

Auch die Zeitschrift hat ihre Aufgabe unter der Leitung tüchtiger Redaktenre (Bauer, Dr. Friedlein, Kurz, Dr. Deuerling, Dr. Römer, Dr. Melber) stets vollauf erfüllt.

Ferner gedachte der Redner dann noch des Wohlwollens, dessen sich die bayerischen Gymnasiallehrer sowohl von seiten der Kgl. Staatsregierung, insbesondere des derzeitigen Ministers des Innern für Kirchen- und Schulangelegenheiten Exzellenz Dr. von Wehner und des Referenten Herrn Ministerialrates Schätz, als auch von seiten der hohen Kammer der Abgeordneten, hier insbesondere des Kammerpräsidenten Dr. von Orterer, des früheren Kultusreferenten Dr. von Daller und des jetzigen, Dr. Schädler, erfreuen.

Zum Schlusse lud der Redner die Versammlung, nachdem sie sich znm Zeichen der dankbaren Erinnerung an die verstorbenen Gründer des Vereins von ihren Sitzen erhoben hatte, ein, auf das Wohl der noch lebenden Gründer, besonders des einen anwesenden Herrn Oberstudienrates Dr. von Arnold, ein dreifaches Hoch anszubringen.

Sodann ergriff Oberstudienrat Dr. von Arnold das Wort um hervorzuheben, welche Verdienste sich der Gymnasiallehrerverein um das humanistische Bildungswesen erworben habe. Sein Hoch galt dem jetzigen 1. Vorstand des Vereins, Professor Brand.

Herr Oberstndienrat Dr. von Orterer dankte, dafs man seiner Tätigkeit für die Interessen des Standes gedacht habe und bemerkte, die ganze Trübsal unseres Standes sei in dem Bericht des Vorstandes so recht gegenwärtig geworden und zeige, wie notwendig der Verein gewesen, aber auch wie notwendig er in Zukunft sei; dafs man bei den Bestrebungen für die Verbesserung des Standes nicht die ideale Seite des Berufs vernachlässigen dürfe, sei selbstverständlich. Sodann hob der Redner die Verdienste der früheren Vorstände, besonders Dr. Deuerling und Dr. Gebhard, hervor.

Herr Oberstudienrat Dr. von Markhauser gedachte vor allem seines Freundes, des eigentlichen Gründers des Vereins, des Rektors Dr. Wolfgang Bauer, und schilderte, mit welch selbstloser nnd nnermüdlicher Tätigkeit dieser Mann den Verein geschaffen nnd erhalten hat. Sein Hoch galt schliefslich dem gegenwärtigen Redakteur der Vereinszeitschrift, Prof. Dr. Melber. Im Anschlufs an seine Rede teilte (Professor Brand mit, dafs der Ausschufs beschlossen habe, am folgenden Tage dem Gründnngstage) auf das Grab W. Bauers durch die Vorstände einen Kranz niederlegen zu lassen.

Professor Dr. Melber wies dann darauf hin, dafs neben den 42 Münchener Kollegen noch andere, die auswärts gewesen, in dem ersten Jahre für den Verein wirksam tätig waren: neben Dr. Autenrieth müsse nach seiner Ansicht Oberstudienrat Dr. von Markhauser genannt werden, der einer der ältesten und eifrigsten Mitarbeiter bei unserer Zeitschrift sei. Auf ihn brachte er ein dreifaches Hoch aus.

Nunmehr erhob sich das Vereinsmitglied Professor Dr. Hammerschmidt (Speyer), der im Landtage mit grofser Rührigkeit und nicht ohne Erfolg für die Interessen des Standes sich bemüht, um in launiger Weise auszuführen, worin sich die Tätigkeit des Lehrers von der eines Abgeordneten unterscheide. Zugleich gab er seiner Freude Ausdruck, dafs, wie schon Dr. von Orterer betont habe, es keinen politischen Zwiespalt in dem Eintreten für die Sache des humanistischen Gymnasiums und des Gymnasiallehrerstandes gebe.

Zum Schlusse erfolgte die Mitteilung von Telegrammen auswärtiger Obmannschaften und von schriftlichen Begrüfsungen älterer Mitglieder, sowie die Mitteilung, dafs Herr Ministerialrat Schätz es bedauere, wegen anderweitiger Verpflichtungen nicht erscheinen zu können.

Durch musterhaften Vortrag ausgewählter Musikstücke erfreuten die Versammlung die Herren Kollegen Professor Dr. Mayrhofer, Professor Wismeyer, Gymnasiallehrer Dr. Wiedemann, Gymnasiallehrer Dr. Stemplinger und Gymnasiallehrer Heffner. Professor Dr. Ammon hielt eine humorvolle lateinische Rede und Professor Dr. Menrad trug meist selbstverfafste Dichtungen heiteren Inhaltes vor. Erst in später Abendstunde trennte man sich.

München. St.

Frequenz

der humanistischen Gymnasien, Progymnasien, isolierten Lateinschulen (und Realgymnasien) Bayerns bei Beginn des Schuljahres 1903/04.[1])

1. Humanistische Gymnasien.

	Schüler		Schüler
1. Luitpoldgym. in München	776	23. Bamberg, A. G.	361
2. Maximiliansgym. in München	753	24. Kaiserslautern	357
3. Würzburg, N. G.	710	25. Straubing	355
4. Theresiengym. in München	709	26. Landau i. Pf.	343
5. Ludwigsgym. „ „	701	27. Augsburg, St. Anna	337
6. Wilhelmsgym. „ „	680	28. Eichstätt	329
7. Regensburg, A. G.	659	29. Burghausen	328
8. Würzburg, A. G.	593	30. Kempten	309
9. Passau	537	31. Rosenheim	302
10. Regensburg, N. G.	528	32. Fürth	289
11. Augsburg, St. Stephan	527	33. Neuburg a. D.	286
12. Nürnberg, N. G.	514	34. Ingolstadt	283
13. Bamberg, N. G.	510	35. Erlangen	281
14. Dillingen	478	36. Ansbach	271
15. Nürnberg, A. G.	446	37 Ludwigshafen a. Rh.	268
16. Aschaffenburg	444	38. Neustadt a. H.	265
17. Landshut	437	39. Hof	249
18. Freising	425	40. Günzburg	243
19. Speyer	408	41. Schweinfurt	240
20. Amberg	391	42. Zweibrücken	210
21. Bayreuth	389	43. Münnerstadt	209
22. Metten	376	44. Lohr (8 Kl.)	162

Gesamtfrequenz der 44 humanistischen Gymnasien 18 268 Schüler; gegen den Schlufs des Schuljahres 1902/03 (44 Gymnasien, nur Lohr hatte 7 Klassen) mit 17 265 Schülern eine Mehrung von 1003 Schülern.

[1]) Geordnet nach den Zusammenstellungen in Nr. 1 des Ministerialblattes für Kirchen- und Schulangelegenheiten vom 9. Jan. 1904; die Frequenz der einzelnen Anstalten am Schlusse des Schuljahres 1902/03 findet sich S. 693/94 des vorigen Jahrg. unserer Blätter verzeichnet. (Die Red.)

2 Progymnasien.

	Schüler		Schüler
1. Donauwörth	183	16. Wunsiedel	93
2. Schäftlarn	174	17. Kusel	84
3. Pirmasens	173	17. Miltenberg	84
4. Weiden	163	17. Uffenheim	84
5. Frankenthal	145	20. Memmingen	83
6. Forchheim	143	21. Kitzingen	82
7. Dürckheim	140	21. Neustadt a. A.	82
8. St. Ingbert	124	23. Germersheim	81
9. Traunstein	121	24. Hersbruck	75
10. Weifsenburg a. S.	109	25. Bergzabern	73
11. Edenkoben	108	26. Schwabach	67
12. Öttingen	102	27. Kirchheimbolanden	59
12. Windsbach	102	27. Windsheim	59
14. Grünstadt	101	29. Dinkelsbühl	54
14. Rothenburg	101	30. Nördlingen	52

Gesamtfrequenz der 30 Progymnasien 3101 Schüler; gegen den Schlufs des Schuljahres 1902/93 wo es 27 Progymnasien gab mit 2518 Schülern (ohne Forchheim, Hersbruck und Weiden), eine Mehrung von 583 Schülern.

3. Lateinschulen.

	Schüler		Schüler
1. Homburg	102	6. Hafsfurt	51
2. Landstuhl	73	7. Annweiler	42
3. Winnweiler	63	8. Lindau	34
4. Hammelburg	60	9. Feuchtwangen	16
5. Blieskastel	54		

Gesamtfrequenz der 9 Lateinschulen 495 Schüler; gegen den Schlufs des Schuljahres 1902/03, wo es 11 staatliche Lateinschulen gab (Forchheim und Hersbruck; dazu Scheyern und die Privatlateinschulen Amorbach, Thurnau und Wallerstein) mit 633 Schülern (Scheyern, die Privatlateinschulen und die Lateinklassen von Kissingen und Kulmbach abgerechnet, die von Weiden mit 106 Schülern zugerechnet) eine Minderung um 138 Schüler.

Frequenz sämtlicher staatlicher humanistischer Anstalten Bayerns beim Beginn des Schuljahres 1903/04 21 864 Schüler; gegen den Schlufs des Schuljahres 1902/03 mit 20416 Schülern (nicht gerechnet sind Scheyern, die 3 Privatlateinschulen und die Lateinklassen von Kissingen und Kulmbach, im ganzen 238 Schüler) eine Mehrung um 1448 Schüler.

Frequenz der Realgymnasien.

	Schüler
1. Nürnberg (9 Kl.)	683
2. München (6 Kl.)	347
3. Augsburg (8 Kl.)	326
4. Würzburg (6 Kl.)	138
Summa	1494

Gegenüber der Anfangsfrequenz des Vorjahres ein Zugang von 172, gegenüber der Schlufsfrequenz ein Zugang von 199 Schülern. (Die Red.)

Allerhöchste Verordnung

die Rangverhältnisse der Staatsbeamten betr.

Wir finden Uns bewogen, künftig mit dem Titel auch den Rang eines Geheimen Rates, eines Oberstudienrates und eines Studienrates zu verleihen und verordnen, was folgt:

I. Die Titel- und Rangverleihung gewährt dem Geheimen Rat den Rang eines Ministerialdirektors, dem Geheimen Hofrat den Rang eines Ministerialrates, dem Oberstudienrat den Rang eines Oberregierungsrates, dem Studienrate den Rang eines Gymnasial- oder Industrieschulrektors.

II. Die bisher mit dem Titel eines Geheimen Rates, eines Oberstudienrates und eines Studienrates Beliehenen haben fortan auch den Rang dieser Räte.

III. Die Geheimen Räte, die Geheimen Hofräte, die Oberstudienräte und die Studienräte tragen die ihnen nach ihrer sonstigen Dienststellung zukommende Uniform. Die Geheimen Räte, die Geheimen Hofräte und die Mitglieder des Obersten Schulrats mit dem Range vom Regierungsrat aufwärts tragen zu ihrer Uniform die Epauletten der Ministerialbeamten des gleichen Ranges.

IV. Entgegenstehende Bestimmungen sind aufgehoben. — Die Vorschriften über den Rang und die Uniform der K. Hofbeamten bleiben unberührt.

München, den 29. Dezember 1903.

(gez.) Luitpold, Prinz von Bayern,
des Königreichs Bayern Verweser.

Personalnachrichten.

Ernannt: a) an humanistischen Anstalten: Jos. Christ, Assistent am Progymn. Windsheim zum Gymnl. an dieser Anstalt; Dr. Friedr. Drescher, Assistent in Kaiserslantern, zum Gymnl. am Progymn. Öttingen; in Genehmigung des diesbezüglichen Beschlusses des Landrates von Mittelfranken wurde dem Subrektor der Lateinschule Feuchtwangen, Joh. Zimmer, der Rang und Gehalt eines Gymnasialprofessors verliehen;

b) an Realanstalten: Dr. Otto Clauſs, Prof. (Math.) an der Realschule Wunsiedel, zum Rektor an dieser Anstalt; Dr. Aug. Grofsmann, Reall. (Chem.) an der Kreisrealschule Bayrenth, zum Rektor an der Realschule Gnnzenhausen; Otto Paul Müller, Reall. (N. Spr.) an der Realschule Kulmbach zum Prof. an dieser Anstalt; zu Reallehrern wurden ernannt, nnd zwar für das Lehramt der deutschen Sprache, der Geschichte und der Geographie: der Assistent der Realschule Amberg Ludwig Weninger an der Realschule Gnnzenhausen, der Assistent der Realschule Neustadt a. H. Alois Müller an der Realschule Speier, der Gymnasialassistent am Realgymnasium Nürnberg Fritz Sametinger an der Realschule Hof, der Assistent der Realschule Bamberg Heinrich Geidel an dieser Anstalt, der Assistent der Realschule Neuburg a. D. Simon Dannbeck an der Realschule Weissenburg a. S., der Assistent der Kreisrealschule II in Nürnberg Dr. Franz Fischer an der Realschule Fürth, der Assistent der Realschule Landan i. Pf. Dr. Albert Krehbiel an dieser Anstalt, der Assistent der Realschnle Pirmasens Hubert Niggl an der Realschule Zweibrücken, der Assistent der Realschule Wasserburg am Inn Ludwig Bauer an dieser Anstalt, der Assistent der Realschule Kulmbach Heinrich Bonhöffer an der Realschule Gunzenhansen, der Lehramtsverweser an den landwirtschaftlichen Kreisanstalten in Landsberg Johann Meier an diesen Anstalten, und der Assistent der Kreislandwirtschaftsschule in Lichtenhof Joseph Wörl an der Kreisrealschule Passau; für das Lehramt der Mathematik nnd Physik: der Assistent der Realschule Landsberg a. L. Ludwig Köck an der Realschule Aschaffenburg; für das Lehrfach des Zeichnens: der Gymnasialzeichenlehrer in Ansbach Karl Pfalzer an der Realschule Wunsiedel; für die bautechnischen Fächer die Assistenten an der mit der Kreisrealschule in Würzburg verbundenen Kreisbaugewerkschule Würzburg Hans Wehr nnd Frz. Xav. Illsung an dieser Anstalt nnd der Hilfslehrer der Kreisbaugewerkschule Kaiserslautern Karl Rayſs zum Lehrer an dieser Anstalt.

Versetzt: a) an humanistischen Anstalten: —.

b) an Realanstalten: auf Ansuchen wurden in gleicher Diensteseigenschaft versetzt: der Reallehrer für Mathematik und Physik der Realschule Aschaffenburg Dr. Georg Wetzstein an die Kreisrealschule in Angsburg; dann die Reallehrer für deutsche Sprache, Geschichte und Geographie Wilhelm Drechsel der Realschule Speyer als Gymnasiallehrer an das Realgymnasium in München, Dr. Joseph Hetzenecker der Kreisrealschule Augsburg an die Kreisrealschule Würzburg, Georg Bleisteiner der Realschule Hof an die Kreisrealschule Augsburg und Dr. Friedrich Schmöger der Realschule Nördlingen an die Realschule Weilheim, endlich der Reallehrer für Chemie und Naturbeschreibung der Realschule Gunzenhausen Friedrich Klefs an die Kreisrealschule Bayreuth.

Assistenten: als Assistenten wurden beigegeben a) an humanistischen Anstalten: dem Gymn. Kaiserslautern der gepr. Lehramtskand. Max Nüchterlein aus Fürth; dem Progymn. Windsheim der gepr. Lehramtskand. Hans Schuh aus Nürnberg; dem Progymn. Frankenthal der gepr. Lehramtskand. Joh. Meixner aus Pressek, B.-A. Stadtsteinach;

b) an Realanstalten: der Kreisrealschule Speyer der gepr. Lehramtskand. der Handelswissenschaften Adolf Dick aus Schwabmünchen; der Maria-Theresia-Kreisrealschule in München der gepr. Lehramtskand. (Real.) Gg. Lobmeier aus Nittenau, B.-A. Roding; der Realschule Rothenburg a/T. der gepr. Lehramtskand. der Math. und Physik und dermalige Assistent an der K. Meteorologischen Zentralstation in München Engen Busch.

Auszeichnugen: Die Bewilligung zur Annahme und znm Tragen wurde erteilt dem Gymnprof. (prot. Rel.) Gotthold Sabel am Alten Gymn. in Bamberg für das Ritterkrenz I. Kl. des Grofsherzogl. badischen Ordens vom Zähringer Löwen; dem K. geistl. Rat, Gymnprof. (kath. Rel.) Franz Xav. Girstenbräu am Wilhemsgymn. in München für das ihm vom Patriarchen von Jerusalem verliehene Komturkreuz des Ordens vom hl. Grabe; dem Gymnl. am Luitpoldgymn. in München Dr. Ludw. Kemmer für den preufs. roten Adlerorden IV. Klasse.

Zu Neujahr 1904 wurden folgende Auszeichnungen verliehen: a) an humanistischen Anstalten: Der Verdienstorden vom hl. Michael 4. Klasse den Rektoren an den humanistischen Gymnasien Karl Welzhofer in Straubing, Max Miller in Rosenheim und Johannes Nicklas am Theresiengymnasinm in München.

Der Titel und Rang eines K. Oberstndienrates dem Rektor des Luitpoldgymnasiums in München, Dr. Gg. Ritter von Orterer.

Der Titel und Rang eines K. prot. Kirchenrates dem Gymnasialprofessor für protestantische Religionslehre am Maximiliansgymn. in München, Hans Mezger.

Der Titel und Rang eines K. Gymnasialprofessors folgenden Gymnasiallehrern: Josef Richter in Rosenheim, Georg Riedel in Kaiserslautern (N. Spr.), Andreas May am Progymn. Germersheim, Franz Stefl am N. G. in Regensburg, Moritz Gürsching in Bayreuth, Friedr. Plochmann in Fürth, Georg Krämer (Zeichnen) am A. G. in Nürnberg und Jos. Anton Thannheimer in Lohr;

b) an Realanstalten: Der Verdienstorden vom hl. Michael 4. Klasse dem Rektor des Realgymnasiums in Nürnberg Dr. Wilh. Vogt.

Der Titel und Rang eines K. Oberstudienrates dem Rektor des Realgymn. in München Christoph Dietsch.

Der Titel und Rang eines K. Studienrates dem Rektor der Ludwigskreisrealschule in München Dr. Andr. Miller, dem Rektor der Kreisrealschule in Regensburg Guido Bomhard.

Der Titel eines K. Professors mit dem Rang eines Gymnasialprofessors den Reallehrern Karl Fischer (Zeichn.) in Landsberg, Gustav Eichhorn (Zeichn.) in Wasserburg, Ernst Esenbeck (Zeichn.) in Hof, Frz. Blöchinger (N. Spr.) in Traunstein, Gg. Glück (Real.) in Deggendorf, Friedr. Jung (Real.) in Pirmasens und Karl Eichhorn (N. Spr.) in Dinkelsbühl.

In Ruhestand versetzt: a) an humanistischen Anstalten: Der Gymnl. am Progymn. Windsheim Paul Trumpp wnrde auf Ansuchen wegen körperlichen Leidens in den Ruhestand auf die Dauer eines Jahres versetzt; der zeitlich quieszierte Gymn.-Prof. Wilhelm Zrenner, vormals am alten Gymn. in Bamberg und der zeitl. quieszierte Gymnl. Anton Mayer, vormals in Straubing, wurden wegen Fortdauer ihres Krankheitszustandes unter Anerkennung ihrer mit Eifer und Treue geleisteten Dienste in den dauernden Ruhestand versetzt;

b) an Realanstalten: Der Professor für Mathematik und Physik an der Kreisrealschule in Augsburg Christoph Barnickel wurde wegen zurückgelegten 70. Lebens- und 40. Dienstjahres auf Ansuchen unter Anerkennung seiner langjährigen mit Treue und Eifer geleisteten Dienste in den dauernden Ruhestand versetzt.

Entlassen: Der Gymnasiallehrer für Realien am Realgymnasium in München Dr. Theodor Geiger wurde auf Ansuchen aus dem Staatsdienste entlassen und demselben zugleich der Wiedereintritt in diesen Dienst auf die Dauer von drei Jahren vorbehalten.

Gestorben: a) an humanistischen Anstalten: Karl Jaufmann, Subrektor der Lateinschule in Hammelburg;

b) an Realanstalten: der quieszierte Reallehrer der Realschule Landau i. Pf. Philipp Kost; Kaspar Schlumberger, Rektor der Realschule in Wunsiedel; Dr. Friedr. List, Studieninspektor a. D. am Kadettenkorps in München; Eduard Dietsch, Gymnprof. a. D., zuletzt am Realgymn. in Würzburg.

Mitteilung.

Samstag den 9. April findet in Darmstadt der erste Verbandstag der Vereine akademisch gebildeter Lehrer Deutschlands statt. Als Programm wird einstweilen mitgeteilt:

Freitag (8. IV. 04) 8 Uhr abends Begrüfsung der deutschen Amtsgenossen durch den Darmstädter Oberlehrerverein in den Räumen des Kaisersaales.

Samstag (9. IV. 04) 9 Uhr morgens: Beratung und Beschlufsfassung über den Satzungsentwurf. 11¼ Uhr: Begrüfsung der Ehrengäste, hierauf Vorträge:

Professor Dr. F. Paulsen (Berlin): Das höhere Schulwesen Deutschlands, seine Bedeutung für den Staat und für die geistige Kultur des deutschen Volkes und die daraus sich ergebenden Folgerungen für die Stellung des Lehrerstandes.

Oberlehrer Lauteschläger (Darmstadt): Über die Anschauung im Unterricht und die Anschauungsmittel.

3½ Uhr (mittags): Gemeinsames Mittagsmahl.

Sonntag (10. IV. 04): Ausflüge in die Umgegend.

Hiezu werden die Kollegen freundlichst eingeladen.

Der gleichzeitig mit der obenstehenden Einladung versandte Entwurf der Satzungen (nebst kurzer Begründung) und der Entwurf zu einer Geschäftsordnung wird in je 1 Exemplar zugleich mit diesem Hefte unserer Blätter den einzelnen Obmännern zugestellt werden, bei welchen diejenigen Herren Kollegen, welche sich für die Sache interessieren, diese Entwürfe einsehen mögen.

(Die Red.)

Seite

O. Mecklenburg, Welche Erfahrung haben wir bei Unterricht in Lateinschulen durch die Franzosische erlernt. Leipz. von Ehr. Bock . . . 108
G. Hartlieb, Lateinisches Lesebuch, bearbeitet v. Carolina Bock. Leipz. von Franz . . . 111
T. Kochendörffer, Vorbereitung zum Mathematik, bearbeitet von Heinel, H. 1. 2. — A. Schreiber, Darstellende Geometrie, 1. Teil. — O. Dziobek, Lehrbuch der analytischen Geometrie, 1. Teil. Leipz. von Teubner . . . 112
A. Prokulski, Astronomische Ortsbestimmungen. — W. Trabert, Meteorologie. — A. v. Obermayer, Vorlesungen über Geschichte der Experimentalphysik, 2. Teil, Leipz. von Barth . . . 114
Die Ortsnamen Bayern, Historische Ortsnamen in Bayern, 2. Heft, Leipz. von Teubner . . . 117
H. Lietzmann, Kurze Geschichte der Philosophie, 2. Teil, Abhandlungen zur Philosophie und ihrer Geschichte, Leipz. von W. Wunderer . . . 117
Politische Geschichte, Herausgegeben von O. E. Lessing. II. Bd. Leipz. von Teubner . . . 119
A. Dyroff, Die Ethologie der Gegenwart in Deutschland, Leipz. v. A. Kempf . . . 122
O. Apelt, Geschichte der Philosophie des antiken Weltalters, 2. Aufl. II. Abteilung, 2. u. 3. Heft. Leipz. von Meiner . . . 123
A. Schmitz, Die klassische Lehre der verwandten Kegelschnitte von Mittelpunkt und Brennpunkt, Leipz. von Teubner . . . 124
F. Gray, Die moderne Lüge, Leipz. von Diez . . . 127
O. Weise, Wörterbuch zu Herders sämtlichen Werken, Leipz. von Teubner . . . 130
H. Stanzel u. A. Dietze, Lesebuch der Geschichte für unsere Mittelschulen, 2. Bd. Leipz. von Teubner . . . 132
H. Winter, Kurzer Leitfaden der Geschichte für Lehrerbildungsanstalten, 1. u. 2. Heft, Leipz. von Merseburger . . . 133
H. Hoffmann, Handbuch der Chemie, 1. Teilbände, 1. Bd. Leipz. von Voss . . . 135
O. Schlagintweit, Leitfaden der Geologie. — Friedrich Flora von Deutschland und der Schweiz in Wort und Bild, 2. Aufl. 1. Bd. — Friedrich Flora von Deutschland und der Schweiz, 3. Bd.: Kryptogamenflora. Moose, Algen, Pilzflora v. Flora von W. Migula, Lief. 1—13. — P. Kaserer, Die Pflanzenwelt für den botanischen Unterricht. — Dr. Heinrich Brauns, Das Mineralreich. Leipz. von Quelle . . . 136
Neue Gesellschaftsverfassungen. Leipz. von Wigand . . . 138
R. Weichardt, Die Gase des Grubenbrandes, 2. Aufl., 1. Aufl. Leipz. von Voss . . . 139
Fr. Freiherr, Englische Sagen u. Balladen. Leipz. von Haessel . . . 141
Literarische Notizen . . . 142
Miszellen:
Zu Seidels Aufsatz in den Artikel zu die Lesebuchausgaben über d. Z. [illegible] Stellung Ostpreußens zu Lessingschriften und Lessingstudien . . . 150
Die Lage der Direktoren Bestimmung der besonderen Dienstaltersstufen . . . 151
Programm der Lehrerinnenbildungsanstalt, Programmarbeit, Lehrerinnenprüfungen (in Preußen) Reform der Reife der Lehrerinnen [illegible] . . . 152
Allerhöchste Verordnung, die Lehrerinnenbildung der Staatsanstalten betr. . . . 154
Personalnachrichten . . . 154
Mitteilung aus der 3. Verbandstag des Vereins Deut. prüfender Lehrer Deutschlands . . . 156

In Auftragsangelegenheiten des Gymnasialdirektorenvereins wolle man sich an den ersten Vorsitzenden, Gymnasialdirektor Engen Strauß in München, Theatinerstraße 9/III; Adressen des Stellvertreters des Vorsitzenden, Gymnasialprofessor Dr. Aug. Scheiner in München, Prinzregent. 52/III, senden, **alle die Redaktion dieser Blätter betreffenden Zuschriften sind an den Redakteur, Gymnasialprofessor Dr. Joh. Meltzer in München, Nebel-Hagerstraße 5, Vorderhaus III. r., zu richten,** damit nicht Artikel über Standesverhältnisse direkt an den 1. Vorsitzenden gesandt werden.

Alle die Zusendung unserer Zeitschrift betreffenden Reklamationen sowie Mitteilungen sind an den Verbandskassierer, Musikdirektor Dr. Friedrich Berger in Mannheim (Neckarstadt, Q 7, 11) zu richten.

Frühere Jahrgänge unserer Zeitschrift können, soweit der Vorrat reicht, vom Verbandsarchivar Gymnasiallehrer Joseph Rainer, Brixen (Südtirol), Gymnasium, bezogen werden.

Über alle verschiedenen Mitarbeiters Name und Kontrolle, das heißt die Rechnungsangelegenheiten, sowie sonstige die Absätze der Beilage Adressänderungen und Reklamationen betreffende und den gesamten Vertrieb, ist die Herr Obmann Strand selbst selber. Letztere werden gerichtet, diese Beilage. Das Herren Adressaten zu übergeben. Alle Briefe

An die Herren Obmänner.

Der Jahresbeitrag wegen sind die Listen unser 10 Pfg Marke in der Kassenzeit im Verzeichnis der Herr Kassier beiliegen und gesandt, die Auslagen bei Einsendung des Vereinsberichtes in Abrechnung zu bringen.

Diesem Hefte liegen folgende Beilagen bei:

1. Beyer & Co. in Heilbronn
2. Hugo C. Bohnsack, Hamburg
3. Kaemann, August, Leipzig
4. Dreßmann, Bernhard, Bremen
5. Verkaufsamt, Nordhausen, Hannover
6. Westdeutsche Musikausstellung, Berlin

PIANOS & HARMONIUMS

Illustrierte Preisliste No. 1 gratis und franko. Pianos u. Harmoniums in Teilzahlung (5 bis 7 Jahre) bei 10% Anzahlung gestattet. Harmoniums auch gegen monatliche Rate von 5 Mk. an. Spez.: Wilh. Rudolph, Giessen gegr. 1851.

Stenotekhn's Schulfeder No III Gewölbt und spitz Stück

In einer Stunde schreiben Sie stenographisch 1 Bogen 8 Seiten

Lichtbilder-Projektions-Apparate.

Verlangen Sie gratis unsern Katalog. Bilderverzeichnis kostenlos!

Ed. Liesegang, Düsseldorf 79.

Gegründet 1870

Emmer-Pianinos Flügel — Harmoniums.

Zürich: Wilhelm Emmer Berlin SO, Engelufer.

BLÄTTER

FÜR DAS

GYMNASIAL-SCHULWESEN

HERAUSGEGEBEN VOM

BAYER. GYMNASIALLEHRERVEREIN

REDIGIERT VON

Dr. JOHANN MELBER.

VIERZIGSTER BAND.

III. & IV. HEFT.

MÄRZ. APRIL.

MÜNCHEN, 1904.
C. LINDAUER'SCHE BUCHHANDLUNG.

Die Blätter für das Gymnasialschulwesen, das Organ des Bayr. Gymnasiallehrervereines, erscheinen in 6 Doppelheften jährlich in Gesamtumfang von 45 Bogen und kosten für Nichtmitglieder 10 Mk.

Inhalt des III. & IV. Heftes.

Abhandlungen.

H. Siebeck, Schopenhauer über die humanistischen Studien . . . 177
H. Thomas, Ernst Curtius in seinen Briefen . . . 198
F. Hubner, Ein Beitrag zur Geschichte deutscher Studien in Österreich . . . 201
Aus Amerika. Extrat des Unterrichtswesens . . . 224
J. Pirkner, Sentenzen zu griechischen Tex. z. Übs. B . . . 240

Besprechungen.

J. v. Zeller, Das Gymnasium, bespr. von Friedrich . . . 257
Gréa, Cassie, La morale ecclésiastique, bespr. von Peter . . . 260
H. Wunderlich, Der deutsche Satzbau. 2. Aufl. Bd. I u. 2, bespr. von Wenger . . . 262
A. L. Stiefel, Hilfswerkbuch der neudeutschen Literaturgeschichte. Bd. I, bespr. von Stieglitzer . . . 270
M. Greif, Schillers Jungfrau, bespr. von Mensel . . . 271
M. Evers-Berg u. Fr. Kirchhoff, Deutsche Lyrik des 19. Jahrhunderts, bespr. von Zeller . . . 272
Moriz Carrière, Unsere politischen Denker, bespr. von Arnsperger . . . 280
H. Heinzel, Virgils Äneide, bespr. von Hahn . . . 284
J. Jos. Scherrer's Lehrbuch der Geschichte, Bd. II, bespr. von Stahlin . . . 286
J. Mayrhofer, Die lateinische Kasuslehre, 2. Aufl., bespr. von Wheeler . . . 292
Claudii Ptolemaei opera ed. C. Wachsmuth, pars II, bespr. von Günther . . . 293
A. Fischer, Die Gymnasialreform [Schulorganisation, Lehrpläne und Lehrgänge]. — H. Kurz, Die neuen Lehrpläne u. die alten Sprachen, bespr. von Hartel . . . 295
Lübbert-Sprenger, H. Fischer, Bd. I, bes. I, bespr. von Erdt . . . 297
O. Oliver, Petite Causerie française. — P. Plattner, Volksbuch Englischen Lese. — J. Siegel, Übungsbuch zur Erlernung der Französischen Sprache. — P. J. Meyer-Lutz, Praktisches Handbuch für das Studium Englischen Sprache. — H. Schmidt-Wartenberg, Lehrbuch der Englischen Sprache. — H. Schmitz, Englische Synonyma. — Vicente Kurz, Kurzer Lehrgang der Französischen Sprache. — K. Meurer, Französische Schulgrammatik, bespr. von Hartel . . . 303
H. Schubert, Mathematische Mussestunden, 2. Aufl., bespr. von Gundelfinger . . . 305
O. D. Chwolson, Lehrbuch der Physik, 1. Bd., übers. von Pfaundler. — T. A. Jolin, Der Äther. — L. Ascherson, Die Grundbegriffe der modernen Naturlehre, bespr. von Seeliger . . . 307
P. Dinner, Über die Seelenlehre. — Thom. Hill, Grundzüge der Psychologie eines Realisten. — E. Hartmann, Die Axiome der Ästhetik in Zusatzen des Prinzips, bespr. von Hannaque . . . 310
H. Nissen, Italische Landeskunde. 2. Bd., 1. u. 2. Hälfte. — O. E. Hartwig, Weltgeschichte. 2. Bd. Geschichte d. Römischen. Der Römische Orient. — K. v. Landmann, Sprüchen I, bespr. von Meltzer . . . 312
E. Hermann, Lehrbuch der Elementaren Methode und der Geschichte der Physik, 2. u. 4. Aufl., bespr. von Simmerding . . . 314
A. Kalkmann, Wanderbuch zur deutschen Geschichte des 16. und 17. Jahrhunderts. Dorfbilder, Deutschland und Christianus und Zur Neuzeit 1. (1500—1618). — M. Duncker, Bayern und Frankreich. II. Bd. Aktenmäßige Beiträge, bespr. von Marchesner . . . 316
A. Schmidlin, Das Klosterleben des Athos, bespr. von Bryner . . . 317
F. Hahnsch, Von Kaulbach zum Mittelalter. — Deutsche, Im Lande Hermanns und Jung, bespr. von Ziemmer . . . 318
O. Dietrich, Schulbuch für die unteren Klassen, bespr. von Graf . . . 320

I. Abteilung.

Abhandlungen.

HARVARD COLLEGE LIBRARY
APR 7 1904
CAMBRIDGE, MASS.

Schopenhauer über die humanistischen Studien.

Seit den Tagen Montaigne's, Baco's, Ratich's und Comenius' hat es an streitbaren Gegnern des ‚Humanismus' nie gefehlt. Und entfachten auch die sog. Philanthropen gegen die Humaniora einen lodernden Kampf, so haben die Flammen gegen die Gymnasien doch nie so hoch emporgezüngelt wie in unsern Tagen. Namentlich jenes berühmte Schlagwort von hoher Warte: „Wir sollen national junge Deutsche erziehen und nicht junge Griechen und Römer" brachte frischen Wind den Reformern in die Segel und erweckte lauten Nachhall bei Tausenden, die ihre persönlichen üblen Erfahrungen auf das ganze Institut übertrugen, aber auch bei vielen selbständigen Denkern. Die einen sehen im humanistischen Gymnasium eine Pflanzschule des Kosmopolitismus, sogar des Antinationalismus, andere einen Hemmschuh des technischen Fortschritts, wieder andere ein Hindernis der antiidealistischen Weltanschauung. Das deutsche Volk müsse alle fremden Einflüsse abweisen; dank unserer literarischen und technischen Fortschritte hätten wir die Antike längst überholt. Es sei eine Versündigung am geistigen Nationalvermögen, die Jugend mit dem unnützen Kram der toten Sprachen zu langweilen. „Nur vom Nutzen wird die Welt regiert", meinen viele wie Terzky in ‚Wallensteins Tod' (I 6).

Gegenvorstellungen aus dem Humanistenlager sind völlig nutzlos; ihnen haftet von vorneherein der Vorwurf der oratio pro domo an. Auch die Verteidigung der humanistischen Bildung von seiten juristischer, medizinischer, theologischer, philosophischer Autoritäten wird damit abgefertigt, dafs sie entweder durch die Konkurrenzangst oder den von Jugend auf eingesogenen Monopolstolz diktiert sei. Nur unbedingte Voraussetzungslosigkeit kann ein ungetrübtes Urteil abgeben; anzuhören sind nur solche Gebildete, die niemals durchs Gymnasium gegangen oder durch anerkannt erfolgreiche Beschäftigung mit realen Disziplinen, namentlich Naturwissenschaften, gegen jede Ansteckung der Antikeverehrung immun geworden sind. Ein solch unverdächtiger Kronzeuge ist Schopenhauer.

Mit 19 Jahren erst lernte der junge Philosoph Latein (bei Döring in Gotha), im 20. erst Griechisch (unter Passow), allerdings mit aufsergewöhnlichem Eifer. Wenn überhaupt von einem Besuche des Gymnasiums die Rede sein kann, so dauerte dieser nur vom Frühjahr 1807 bis Herbst 1809, so dafs sich Schopenhauer mit Recht

als αὐτοδίδακτος bezeichnen durfte. (Über seinen lateinischen Stil vgl. man besonders die Theoria colorum physiologica, Werke hrsg. v. Grisebach [Reclam] VI S. 111 ff.)

Auf den Universitäten hörte er in Göttingen und Berlin (1810—13) vor allem naturwissenschaftliche Vorlesungen (Mathematik, Naturgeschichte, Physiologie, Anatomie, Chemie, Physik, Astronomie, Botanik, Magnetismus und Elektrizität, Zoologie). Er veröffentlichte zunächst eine rein naturwissenschaftliche Abhandlung (1816): Über das Sehen und die Farben; er verwertete dann in seinen philosophischen Werken eine Fülle von Kenntnissen exakter Wissenschaften wie keiner vor ihm, so dafs ihm diese reiche Anregungen verdanken; er hat der Darwin'schen Theorie verwandte Anschauungen entwickelt; seine Farbenlehre ist im ganzen als richtig anerkannt; seine Lehre hinsichtlich des Anschauungsprozesses stimmt mit Helmholtz überein;[1]) er hat die moderne Philosophie (Nietzsche), Musik (Wagner) und Literatur (Tolstoi) beeinflufst und befruchtet. Mithin möchte Schopenhauer, den zudem seine rücksichtslose Abweisung alles Autoritäts- und Traditionsglaubens vor dem Verdacht blinder Nachbetung schützt, der Mann sein, dessen Ansichten über die humanistischen Studien auch von deren Gegnern gehört und gewertet werden dürften.

In seinem vitae curriculum (VI S. 247 ff.), das Schopenhauer zur Habilitation in Berlin 1819 einreichte, finden sich ein paar Sätze, die vor allem herausgehoben zu werden verdienen (S. 255): Assiduam autem illam Graecorum et Latinorum scriptorum lectionem equidem postea quoque, per omnes quos in Academia egi annos, religiose continuavi, duabus quotidie horis ei rei dicatis. Qua ex re haec imprimis commoda mihi orta sunt: primum magis magisque initiabar antiquitati, ejusque indolem intellexi et prestantiam agnovi . . ., deinde . . . jugi illa veterum scriptorum, imprimis philosophorum Graecorum lectione, etiam compositio mea Germanica, sive stilus, magnopere adjutus, emendatus, correctus est. . . . Sie verraten, mit welchem Eifer sich der junge Gelehrte auf die Lektüre der antiken Autoren warf — seine Werke zeigen fast auf jeder Seite, wie sehr er in den Geist der Antike eingedrungen ist —, andrerseits, welch unmittelbaren Nutzen er für seinen deutschen Stil daraus geschöpft zu haben zugesteht; nun aber ist auch von Gegnern der philosophischen Prinzipien Schopenhauers unumwunden anerkannt, dafs seine glänzende Diktion ihn zu den bedeutendsten Prosaikern der deutschen Literatur reiht.

Schopenhauer zählt nun zu den eifrigsten Verteidigern des Studiums der Alten und zwar ebenso als Jüngling wie als Greis.

II 143 f lesen wir die kernigen Worte: „Verschwindet der an die Sprachen gebundene Geist der Alten aus dem gelehrten Unterricht; dann wird Roheit, Plattheit und Gemeinheit sich der ganzen Literatur bemächtigen. Denn die Werke der Alten sind der Nordstern für jedes künstlerische oder literarische Streben: geht der euch unter, so seid

[1]) Vgl. W. Ebel, Schopenhauers Bedeutung für Lehrer und Erzieher Progr. Charlottenburg 1902 S. 3).

ihr verloren. ... Sehr passend nennt man die Beschäftigung mit den Schriftstellern des Altertums Humanitätsstudien: denn durch sie wird der Schüler zuvörderst wieder ein Mensch, indem er eintritt in die Welt, die noch rein war von allen Fratzen des Mittelalters und der Romantik ..." Man halte damit die goldenen Zeilen zusammen, die er später einmal (V 427) schrieb: „Nie werden die Alten veralten. Sie sind und bleiben der Polarstern für alle unsere Bestrebungen, sei es in der Literatur oder in der bildenden Kunst, den wir nie aus den Augen verlieren dürfen. Schande wartet des Zeitalters, welches sich vermessen möchte, die Alten bei Seite zu setzen. Wenn daher irgend eine verdorbene, erbärmliche und rein materiell gesinnte „Jetztzeit" ihrer Schule entlaufen sollte, um im eigenen Dünkel sich behaglicher zu fühlen, so säet sie Schande und Schmach."

In seinen Ausführungen „über Sprache und Worte" erläutert der Philosoph ausführlich, warum die Erlernung antiker Sprachen der neuerer vorzuziehen sei (V 600 f.): (Es) „liegt bei Erlernung einer Sprache die Schwierigkeit vorzüglich darin, jeden Begriff, für den sie ein Wort hat, auch dann kennen zu lernen, wann die eigene Sprache kein diesem genau entsprechendes Wort besitzt; welches oft der Fall ist. Daher also mufs man, bei Erlernung einer fremden Sprache, mehrere ganz neue Sphären von Begriffen in seinem Geiste abstecken: mithin entstehn Begriffssphären wo noch keine waren. Man erlernt also nicht blofs Worte, sondern erwirbt Begriffe. Dies ist vorzüglich bei Erlernung der alten Sprachen der Fall; weil die Ausdrucksweise der Alten von der unsrigen viel verschiedener ist als die der modernen Sprachen von einander; welches sich darin zeigt, dafs man beim Übersetzen ins Lateinische zu ganz anderen Wendungen, als die das Original hat, greifen mufs. Ja, man mufs meistens den lateinisch wiederzugebenden Gedanken ganz umschmelzen und umgiefsen; wobei er in seine letzten Bestandteile zerlegt und wieder rekomponiert wird. Gerade hierauf beruht die grofse Förderung, die der Geist von der Erlernung der alten Sprachen erhält." Man kann den formalen Wert des humanistischen Studiums wohl nicht besser erörtern; nun ist aber noch besonders zu betonen, dafs diese Deduktionen von einem Manne stammen, der die neueren Sprachen vor den alten erlernt hatte.

Nach längerer Auseinandersetzung über den formalen Bildungswert der alten Sprachen fährt er fort (ebd. S. 603): (Es) „ist aus dem Gesagten leicht abzusehn, dafs die Nachbildung des Stiles der Alten, in ihren eigenen, an grammatischer Vollkommenheit die unsrigen weit übertreffenden Sprachen, das allerbeste Mittel ist, um sich zum gewandten und vollkommenen Ausdrucke seiner Gedanken in der Muttersprache vorzubereiten. ... Durch das Lateinschreiben allein lernt man die Diktion als ein Kunstwerk behandeln, dessen Stoff die Sprache ist, welche daher mit gröfster Sorgfalt und Behutsamkeit behandelt werden mufs .... man lernt Respekt haben vor der Sprache, in der man schreibt, so dafs man nicht nach Willkür und Laune mit ihr umspringt, um sie umzumodeln. —

Der Mensch, der kein Latein versteht, gleicht Einem, der sich in einer schönen Gegend bei nebligem Wetter befindet: sein Horizont ist äufserst beschränkt. ... Der Horizont des Lateiners hingegen geht sehr weit, durch die neueren Jahrhunderte, das Mittelalter, das Altertum. Griechisch oder gar noch Sanskrit, erweitern freilich den Horizont noch um ein Beträchtliches. — Wer kein Latein versteht, gehört zum Volke, auch wenn er ein grofser Virtuose auf der Elektrisiermaschine wäre und das Radikal der Flufsspatsäure im Tiegel hätte." — Zu dieser Stilbildung bemerkt er aufserdem (II 143): „Ein Hauptnutzen des Studiums der Alten ist, dafs es uns vor der Weitschweifigkeit bewahrt; indem die Alten stets bemüht sind, konzis und prägnant zu schreiben und der Fehler fast aller Neueren Weitschweifigkeit ist. ... Daher soll man das ganze Leben hindurch das Studium der Alten fortsetzen ..." Man meint hier einen Philologen κατ' ἐξοχήν zu vernehmen!

Fast noch schärfer drückt sich der Philosoph bei der Lehre von der Vernunft-Erkenntnis (II 77) aus: (Es) „konnte ein Grieche oder Römer allenfalls sich an seiner Sprache genügen lassen. Aber wer nichts weiter als so einen einzigen modernen Patois versteht, wird im Schreiben und Reden diese Dürftigkeit bald verraten, indem sein Denken an so armselige, stereotypische Formen fest geknüpft, ungelenk und monoton ausfallen mufs. Genie freilich ersetzt wie alles so auch dieses z. B. im Shakespeare." [1] —

Nun wird ja immerhin wenigstens der Bildungswert der alten Sprachen in historischer Hinsicht von Mafsvollen zugegeben; aber man glaubt mit Übersetzungen das nämliche zu erreichen, wie neuerdings immer wieder betont wird.[2]

Was hält nun Schopenhauer von Übersetzungen? Er sagt (V 599 f.), nachdem er in feinsinniger Weise erörtert, dafs nicht für jedes Wort einer Sprache sich in jeder andern das genaue Äquivalent findet, ja bisweilen in einer Sprache das Wort für manche Begriffe fehlt: „Hierauf beruht das notwendig Mangelhafte aller Übersetzungen. Fast nie kann man irgend eine charakteristische, prägnante, bedeutsame Periode aus einer Sprache in die andere so übertragen, dafs sie genau und vollkommen dieselbe Wirkung täte. — Gedichte kann man nicht übersetzen, sondern blofs umdichten, welches allezeit mifslich ist. Sogar in blofser Prosa wird die allerbeste Übersetzung sich zum Original höchstens so verhalten wie zu einem gegebenen Musikstücke dessen Transposition in eine andere Tonart. Musikverständige wissen, was es damit auf sich hat. — Daher bleibt jede Übersetzung tot und ihr Stil gezwungen, steif, unnatürlich oder aber sie wird frei d. h. begnügt sich mit einem à peu près, ist also falsch. Eine Bibliothek von Übersetzungen gleicht einer Gemäldegalerie von

[1]) Schopenhauer dachte hier offenbar an Jonsons bekannte Worte; nun ist aber hinlänglich nachgewiesen (vgl. H. R. D. Anders, Shakespear's Books [Berlin 1904]), dafs Sh. viele antike Autoren wohl kannte.

[2]) Vgl. Dr. W. Parow: Res non verba (Braunschweig 1904), der für die Oberrealgymnasien griech. Übersetzungen befürwortet.

Kopien. Und nun gar die Übersetzungen der Schriftsteller des Altertums sind für dieselben ein Surrogat, wie der Zichorienkaffee es für den wirklichen ist." — Und bei einer speziellen Erörterung über das Übersetzen aus alten und neuen Sprachen macht er noch die einleuchtenden Bemerkungen (V 602); „Während das Übersetzen aus einer neuen Sprache in die andere höchstens erfordert, dafs die zu übersetzende Periode in ihre nächsten Bestandteile zersetzt und aus diesen rekomponiert werde, erfordert das Übersetzen ins Lateinische sehr oft eine Zersetzung in ihre fernsten und letzten Bestandteile (den reinen Gedankeninhalt), aus welchen sie sodann in ganz andern Formen regeneriert wird; so dafs z. B. was dort durch Substantiva hier durch Verba ausgedrückt wird, oder umgekehrt u. dgl. mehr. Derselbe Prozefs findet statt beim Übersetzen aus den alten Sprachen in die neuen; woraus schon abzusehen ist, wie entfernt die Bekanntschaft mit den alten Autoren ist, welche mittelst solcher Übersetzungen sich machen läfst." Und mit einem chemischen Gleichnis meint er vom Übersetzen (ebenda S. 602): „Es ist damit, wie mit dem status nascens in der Chemie; indem ein einfacher Stoff aus einer Verbindung austritt, um eine andere einzugehen, hat er während dieses Übergangs eine ganz besondere Kraft und Wirksamkeit, wie aufserdem nie, und leistet was er sonst nicht leisten kann. Ebenso der aller Worte entkleidete Gedanke, in seinem Übergang aus einer Sprache in die andre. Darum also wirken die alten Sprachen unmittelbar bildend und den Geist stärkend." —

Nun aber weifs der Kenner des Frankfurter Philosophen wohl, dafs dieser kein blinder Bewunderer der Alten ist. Er schätzt beispielsweise die deutsche Sprache ungemein hoch. „Die deutsche Sprache . . . ist die einzige, in der man beinahe so gut schreiben kann wie im Griechischen und Lateinischen, welches den andern europäischen Hauptsprachen, als welche blofse patois sind, nachrühmen zu wollen lächerlich sein würde." (V 571.) — Er gibt hinsichtlich des Dramas den Neueren den Vorzug vor den Alten (II 510 f.): „Ich bin . . ganz der Meinung, dafs das Trauerspiel der Neuern höher steht als das der Alten. Shakespeare ist viel gröfser als Sophokles: gegen Goethes Iphigenia könnte man die des Euripides fast roh und gemein finden. . . ." Andrerseits räumt er unumwunden ein (V 427): (Es) „stehn die Griechen in den mechanischen und technischen Künsten, wie auch in allen Zweigen der Naturwissenschaft weit hinter uns zurück; weil diese Dinge eben mehr Zeit, Geduld, Methode und Erfahrung als hohe Geisteskräfte erfordern." Was ist's aber, was die Griechen besonders auszeichnet? Sie erlangten „eine ganz naturgemäfse Entwickelung und rein menschliche Kultur in einer Vollkommenheit, wie solche aufserdem nie und nirgends vorgekommen ist. . . Dieser griechischen Nation ganz allein verdanken wir die richtige Auffassung und naturgemäfse Darstellung der menschlichen Gestalt und Gebärde, die Auffindung der allein regelrechten und von ihnen auf immer festgestellten Verhältnisse der Baukunst, die Entwickelung aller echten Formen der Poesie, nebst Erfindung der wirklich schönen Silbenmafse, die Aufstellung philosophi-

scher Systeme, nach allen Grundrichtungen des menschlichen Denkens, die Elemente der Mathematik, die Grundlagen einer vernünftigen Gesetzgebung, und überhaupt die normale Darstellung einer wahrhaft schönen und edlen menschlichen Existenz. Denn dieses kleine auserwählte Volk der Musen und Grazien war, sozusagen, mit einem Instinkt der Schönheit ausgestattet. . . Daher werden wir stets uns ebensoweit vom guten Geschmack und der Schönheit entfernt haben, als wir uns von den Griechen entfernen." —

So konnte Schopenhauer, der in seinem Goethe ebenso zuhause war wie in Shakespeare und Byron, der mit der Retorte ebenso gut umzugehen wufste wie mit dem Lexikon, der Kant ebenso eifrig studierte wie Aristoteles, aus innerster Überzeugung heraus sprechen (V 591 f.): „Es gibt doch keine gröfsere Erquickung für den Geist als die Lektüre der alten Klassiker: sobald man irgend einen von ihnen, und wäre es auch nur eine halbe Stunde, in die Hand genommen hat, fühlt man alsbald sich erfrischt, erleichtert, gereinigt, gehoben und gestärkt; nicht anders als hätte man an der frischen Felsenquelle sich gelabt. Liegt dies an den alten Sprachen und ihrer Vollkommenheit oder an der Gröfse der Geister, deren Werke von den Jahrtausenden unversehrt und ungeschwächt bleiben? Vielleicht an beiden zusammen. Dies aber weifs ich, dafs wenn, wie es jetzt droht, die Erlernung der alten Sprachen einmal aufhören sollte, dann eine neue Literatur kommen wird, bestehend aus so barbarischem, plattem und nichtswürdigem Geschreibe, wie es noch gar nicht dagewesen." —

Am 21. Sept. 1860 schlofs Schopenhauer die Augen. Die heftigsten Anstürme gegen das humanistische Gymnasium hat er nicht mehr erlebt, nicht mehr die Reformen, deren eine die andere schlug. Freuen wir uns eines Bundesgenossen, wie Schopenhauer! Und sagen wir mit Platen (Epigramme: Alte und Neuere):

„Sprecht von den Alten mit mehr Ehrfurcht, ihr Jünger der Seichtheit,
Weil ihr ihnen ja doch alles in allem verdankt!"

München. Dr. E. Stemplinger.

Ernst Curtius in seinen Briefen.

Von den berühmten Vertretern der Altertumswissenschaft gibt es nicht viele, deren Leben über die Kreise der Fachgenossen hinaus Interesse zu wecken vermag. Meist verläuft ihr Dasein in engen, durch ihre wissenschaftliche Tätigkeit bedingten Schranken, abseits vom grofsen Strome des Lebens; sie arbeiten nicht unmittelbar an der Lösung der bewegenden Zeitfragen mit; ihre fachwissenschaftlichen Leistungen sind in der Regel bedeutender als ihre Persönlichkeit.

Einer von den Altertumsforschern dagegen, die durch Persönlichkeit, Erlebnisse und Wirken schon zu Lebzeiten in weiten Kreisen Interesse erregt haben, ist Ernst Curtius.

Nach seinem Tode im Jahre 1896 haben alle besseren Tagesblätter und viele Zeitschriften Nekrologe gebracht, zum Teil von bedeutendem Umfang und Wert. Kommt unser Artikel zur Erinnerung an den Verstorbenen etwas spät, so kann er dafür aus der besten Quelle schöpfen, die bis jetzt über das Leben von Ernst Curtius vorhanden ist, aus dem starken Bande, worin das Wertvollste aus seinen Briefen von seinem Sohne gesammelt vorliegt.[1]) Der erste Brief stammt aus dem 16. Lebensjahre (1830), die letzten Zeilen sind 14 Tage vor dem Tode (1896) geschrieben. Briefe anderer sind nur soweit aufgenommen, als sie Lücken dieser Berichterstattung über sich selbst ergänzen oder durch ihre Verfasser besonderes Interesse erregen. Curtius war eine mitteilsame, sich gern und unbefangen äufsernde Natur; so breitet denn dieses Buch sein äufseres und inneres Leben mit seltener Klarheit vor uns aus.

Ernst Curtius war bekanntlich in Lübeck geboren, und zwar am 2. September 1814 als Sohn des Syndikus der freien Reichsstadt. Er wuchs in einer Sphäre heran, in der feine Sitte, schlichte Frömmigkeit, Hingabe ans deutsche Vaterland, Verehrung der Antike wie etwas Selbstverständliches gegeben waren und als solches auf den Knaben, den Jüngling übergingen. Die Vereinigung von inniger Liebe zu der kleinen Stadtrepublik mit dem Zug zum ganzen grofsen Deutschland, von behaglicher Freude am Heimischen mit dem Blick ins Weite ist noch jetzt für Lübeck charakteristisch; auch Curtius wuchs heran in dieser traulichen Enge ohne Engherzigkeit; die Geschichte seiner Vaterstadt lehrte ihn republikanisches Sonderleben schätzen und doch in seiner Unzulänglichkeit erkennen. Im Einklang mit dem Geiste des Elternhauses wirkte die Schule, das Katharineum, das er bis zum Jahre 1833 besuchte. Es ist gewifs kein Zufall, dafs aus diesem Gymnasium im vergangenen Jahrhundert eine ganze Reihe bedeutender Historiker und Altertumsforscher hervorgegangen ist: aufser den Brüdern Ernst und Georg Curtius seien genannt Wilh. Wattenbach, Wilh. Deecke, Adolf Holm, Kurt von Schloezer, Georg Kaibel, F. von Duhn. Es zeigt sich hierin nicht nur die besondere Befähigung der Niedersachsen für historische und philologische Forschung, sondern gewifs auch eine früh empfangene, nachhaltige Richtung des Interesses und wissenschaftliche Schulung.

Schon in den ersten Briefen haben wir den ganzen Curtius vor uns mit seinem Bedürfnis begeisterter Hingabe, seinem Streben nach harmonischer Ausbildung, auch mit seiner Hinneigung zur Altertumswissenschaft, der freilich zunächst noch der Zug zur Theologie die Wage hält.

Im Frühjahre 1833 bezog Curtius die Universität Bonn. Unter Welckers Einflufs traten allmählich die theologischen Neigungen zurück. Anfang 1834 schreibt er: „Die Philologie scheint mir die bildendste Wissenschaft zu sein, sie regt am allseitigsten an, übt die verschiedensten

[1]) Ernst Curtius. Ein Lebensbild in Briefen. Herausgegeben von Friedrich Curtius. Mit einem Bildnis in Kupferätzung. Berlin, Verlag von Julius Springer, 1903. XI u. 714 S. Geheftet 10 M.

Geisteskräfte, und das ist denn doch das Ziel einer wahren Bildung, dafs alle Keime entwickelt werden und Frucht bringen" (S. 25). Diese Begründung seiner Wahl ist sehr bezeichnend für ihn, dem alle Isolierung der menschlichen Geistestätigkeiten zeitlebens unsympathisch war.

Den traditionellen Formen des Studentenlebens gegenüber verhielt sich Curtius ablehnend. Er schreibt: „Wie schlecht es mit der wahren Freude unter den Studenten bestellt sei, zeigt sich schon in dem vielen Äufserlichen, zu dem das Bewufstsein des Ungenügens seine Zuflucht nimmt, in dem Lärmenden und Pomphaften, im Renommieren, und das gilt gerade für guten Ton und wahre Burschensitte" (S. 36). Aufserhalb der studentischen Vereinigungen fand er dagegen manche, namentlich Theologen, die seinen Begriffen vom akademischen Leben entsprachen. Curtius war nichts weniger als ein Kopfhänger und behielt bis ins Alter etwas jugendlich Frisches; aber in seinen Studentenbriefen zeigt sich manchmal ein Übermafs von Reflexion, das nicht gerade jugendlich ist. Die Teilnahme an einem harmlosen studentischen Ulk fühlt er sich gedrungen zu rechtfertigen, worauf er schliefst: „So läfst ein zu rechter Zeit eintretender Ausrasungsprozefs vom philosophischen Standpunkte aus sich gewifs begründen und in seiner moralischen Notwendigkeit nachweisen" (S. 23).

Im Herbst 1834 ging Curtius nach Göttingen. Hier wurde er Schüler des Mannes, der ihm sein Leben lang in der Erforschung des gesamten Griechentums als Ideal voranleuchtete: Otfried Müllers. Doch blieb er nur zwei Semester in Göttingen; er vermifste hier einen anregenden Philosophen; wenn er bei Herbart nichts für sich finden zu können erklärt (S. 49), so entspricht das ganz seiner stets zum Höchsten drängenden Geistesrichtung. In Berlin hoffte er mehr philosophische Anregung zu finden und er täuschte sich nicht. Neben Erdmann zieht ihn Steffens besonders an, bei dem er Anthropologie hört. „Er hat seine Ansichten nie zu einem System vereinigt, es sind geistreiche Blicke in die Tiefen der Natur und des Menschenlebens, mit einer hinreifsenden Lebendigkeit vorgetragen . . . Ich lasse mir die Freude an ihm nicht verkümmern durch die vielen Vorwürfe, die man ihm macht, dafs er nämlich zu wenig sichere, positive Resultate gebe. Mich deucht, die Anregung, wie er sie gibt, ist das Positivste, was ein Mensch dem andern bieten kann" (S. 58). Aufserdem hörte Curtius im ersten Berliner Semester bei Lachmann deutsche Grammatik, bei Bopp Sanskrit und arbeitete im Seminar bei Boeckh, dessen hohe Bedeutung er übrigens erst später recht würdigen lernte. Wir sehen, einseitiges Fachstudium lag ihm fern. Dazu fand in Berlin seine Liebe zur Musik reiche Nahrung; er sang mit bei den grofsen Aufführungen der Singakademie und hörte mit Begeisterung klassische Opern. Von Glucks „Iphigenie auf Tauris" schreibt er: „Sie machte einen riesenhaften Eindruck auf mich, wie ich ihn nie in einer Oper erhalten habe. Ich hatte keine Idee von einer solchen dramatischen Wirkung der Musik. Es sind wahrhafte Musiktragödien, diese Gluckschen Opern, und die Mozartschen sind mir jetzt wie Tändeleien dagegen" (S. 75). Der Verkehr mit geistig bedeutenden Menschen machte ihn

innerlich reifer. Durch seinen Altersgenossen Nikolaus Delius aus Bremen, den späteren berühmten Shakespeareforscher, lernt er „die eigentlich göttliche Weihe der Freundschaft" ahnen (S. 66), vielleicht gerade deswegen, weil das Wesen des Freundes seinem Verstand undurchdringlich erscheint (S. 60). Als Delius Berlin verliefs, hatte er an seinem Landsmann Geibel, der im Frühjahr 1836 dorthin kam, einigen Ersatz. Wenig Interesse zeigt Curtius für die militärischen Schauspiele Berlins. Anläfslich einer Parade zu Ehren französischer Prinzen schreibt er: „Das ist das Höchste von Festlichkeit in jetziger Zeit, einige Tausend Maschinenmenschen aufziehen zu lassen. Mich widert dies hoffärtige Soldatenspiel im Grunde der Seele an" (S. 73).

Unter der Leitung Gerhards und Panofkas machte Curtius in Berlin auch die Bekanntschaft der Archäologie, die zu einem Lebensbunde werden sollte. „Freilich entsteht auch hier" — so schrieb er im Juni 1836 — „lebhaft der Wunsch, reichere Museen zu besuchen und besonders Gegenden, welche die Geschichte selbst zu Museen der köstlichsten Überreste des Altertums bestimmt hat" (S. 77). Damals ahnte er nicht, wie bald und wie über alles Erwarten reich dieser Wunsch in Erfüllung gehen sollte. In Bonn war er dem Professor Brandis, dem bekannten Forscher auf dem Gebiet der griechischen Philosophie, nahe getreten und hatte sein Vertrauen gewonnen; nun wurde Brandis von dem König Otto als Kabinettsrat und Berater bei der Einrichtung der Universität Athen nach Griechenland berufen, und er lud Curtius ein ihm als Hauslehrer dorthin zu folgen. Mit welcher Freude dieser die Aufforderung annahm, läfst sich denken. Von Frankfurt aus ging die Reise in den Januartagen 1837 in einem grofsen Postomnibus, den man für diesen Zweck gekauft und wohnlich eingerichtet hatte, nach Ancona, von wo man damals nach Griechenland überfuhr. Reizend ist die Schilderung, die Curtius in einem Briefe aus Augsburg über die Reisegenossen, über das schöne Zusammenleben im Omnibus und die dabei gepflegten Studien entwirft. Die vier Söhne, deren Erziehung er übernommen hat, haben rasch sein ganzes Herz gewonnen; besonders entzückt ihn das 6jährige Hänschen[1]), „ein unbeschreiblich anmutiger blonder Knabe voll Phantasie und Poesie". „Dies Kindergemüt zu pflegen soll mir eine heilige Pflicht und Freude sein — und wie wenig kann man doch einem solchen Kinde, das so reich ist, geben im Vergleich zu dem, was man von ihm lernt" (S. 89).

Von Ancona aus schreibt er in die Heimat: „Mein Herz ist so voll und möchte mit Sturmwindstönen euch zurufen, wie wohl ihm hier ist am Busen des Adriatischen Meeres, das unter meinen Füssen

[1]) Johannes Brandis, der bedeutendste der Söhne, machte sich später durch Forschungen zur orientalischen Geschichte, namentlich aber durch sein Buch über das Mafs-, Münz- und Gewichtswesen in Vorderasien und durch seine Entzifferung der kyprischen Inschriften bekannt. Auf Curtius' Empfehlung machte ihn die Prinzessin, spätere Königin und Kaiserin Augusta zu ihrem Kabinettssekretär. Ein schöner Nekrolog auf ihn von Curtius ist im 2. Band von „Altertum und Gegenwart" S. 278—304 abgedruckt.

die griechischen Wellen an das italische Land trägt" (S. 91). Der Dampfer brachte die Reisenden nach Patras, ein griechisches Segelschiff nach Korinth; von da ging es zu Pferde nach Athen, wo man Mitte März ankam.

Die Briefe aus Griechenland, die 150 Seiten füllen, gehören zu den anziehendsten und wertvollsten des Buches. In diesem fast dreijährigen Aufenthalt hat Curtius erst ganz sich selbst gefunden. Das Beste, was ihm die Wissenschaft verdankt, die Erschliefsung des griechischen Bodens für die Erkenntnis der griechischen Geschichte, es ist undenkbar ohne diesen Aufenthalt. Auf seinen Geist geht etwas von den reinen Linien, der köstlichen Klarheit und Ruhe der griechischen Landschaft über. Neben der Vergangenheit, deren Reste damals erst aus vielhundertjährigem Schlummer wiederzuerwachen schienen, wirkte auch das Leben der Gegenwart aufs mächtigste. Die damaligen Griechen waren noch umstrahlt von der Glorie ihres Befreiungskampfes und schienen einer bedeutenden Zukunft entgegenzugehen; eine Reihe hochgebildeter Männer aus verschiedenen Nationen wirkte in Athen, im Bunde mit geborenen Hellenen eifrig bemüht das Feuer auf dem heiligen Herde der antiken Geistesbildung wieder anzufachen. „Altes und Neues ersteht zugleich, ein lebendiger Hauch weht wieder über Athen, wo in der Welt könnte jetzt ein junges Blut lieber sein wollen als in Athen!" So schrieb er in seinem ersten Brief aus Athen (S. 97), und im nächsten: „Griechenland ist ein werdendes Land, das fühlt sich so köstlich, wenn man aus dem alten Europa kommt. Hier sind lauter Knospen, die in eigentümlich frischer Kraft hervorquellen" (S. 100). Und auch von dem neuen Könige der Hellenen liefs sich nur Gutes erwarten. „Es mufs sich jeder" — so heifst es S. 104 — „an diesem Otto freuen, so nobel und bescheiden und ernst zeigt er sich überall — und besonders, wenn er die zarte Königin neben sich hat, so ist es ein rührender Anblick. Der Himmel segne dies Königspaar, das unter den braunen, bärtigen, gewaltigen Griechen so zart und unschuldig dasteht." Die leise Sorge, die aus diesen letzten Worten spricht, sollte freilich nicht überflüssig sein. Mit bitterer Enttäuschung äufsert sich Curtius in späteren Briefen über das neue Hellas, so hoch er auch einzelne Griechen schätzt. Schon im November des nämlichen Jahres (1837) schreibt er: „Im ganzen sieht man es der Gegenwart Griechenlands nicht an, welch eine Vergangenheit ihr unmittelbar vorhergeht, wie sie erkämpft ist. Wäre das nicht so entsetzlich schnell vergessen, so könnte nicht so viel Flachheit und Eitelkeit, so viel Lug und Trug, so wenig Ernst und Liebe vorhanden sein" (S. 127). Die Verlogenheit des religiösen Lebens legt ihm ungewöhnlich scharfe Ausdrücke in den Mund (S. 135). Und in seinem letzten Briefe aus Griechenland findet er dort nur „die verzerrte Nachbildung europäischer Kultur" (S. 242).

Um so enger und herzlicher schlofs sich der Kreis der Deutschen zusammen, zu dem seit Mitte 1838 auch Emanuel Geibel gehörte, der als Hauslehrer in der Familie des russischen Gesandten tätig war. Viel Leben brachten auch die Reisenden; sie waren damals dünner

gesät als heutzutage, aber im Durchschnitt geistig hervorragender und andächtiger gestimmt.

Die Tätigkeit als Erzieher gewährte Curtius reiche Freude und liefs ihm auch Zeit zu eigner Fortbildung in Studien und Reisen. Als dann Brandis im August 1839 von Athen schied, war es ihm möglich noch bis Dezember des nächsten Jahres dort seinen Arbeiten zu leben. Er war damals mit einer deutschen Bearbeitung der griechischen Reisewerke des Engländers Leake beschäftigt, aus der später sein Meisterwerk „Peloponnesos" hervorgehen sollte. Vorbereitet war er dafür durch manche Reisen. Dafs er Attika gründlich durchstreifte, ist selbstverständlich. Im Oktober 1837 hatte er das Glück, mit dem Begründer der vergleichenden Erdkunde, mit Ritter, eine Reise durch den nördlichen Peloponnes zu machen; andere Teile der Halbinsel durchzog er mit dem als Übersetzer Shakespeares bekannten Grafen Baudissin im Frühling 1838; dabei kam er auch nach Olympia, von dem er damals „sehr unbefriedigt" schied (S. 152). Bald darauf hatte er Gelegenheit, die nordwestlichen Kykladen (Keos, Kythnos, Andros, Tenos) zu besuchen; im November des Jahres ging er nach Böotien und Delphi.[1]) Gleich nach der Abreise der Familie Brandis verlebte er mit Emanuel Geibel herrliche Wochen auf Paros und Naxos, die dem jungen Dichter für sein ganzes Leben eine Quelle poetischer Erhebung geblieben sind und Curtius manche geschichtliche Anregung eingebracht haben.[2])

Den Höhepunkt seines griechischen Aufenthalts glaubte er angebrochen, als im April 1840 Otfried Müller in Athen ankam. „Als ich sah, wie er die Sachen anfafste, mit welcher Fülle von Geist und Wissen er das Kleinste an seinen Ort zu bringen wufste, fühlte ich mich ganz vernichtet und zerschlagen; aber seine milde Freundlichkeit hat mich bald ganz anders zu ihm gestellt" (S. 226). Mit Müller und Schöll machte er zunächst eine Reise quer durch den Peloponnes; nach kurzer Rast in Athen trieb es Müller wieder hinaus ins griechische Land, trotz der glühenden Julisonne, diesmal nach Delphi. Wieder folgten ihm Schöll und Curtius. Mit Feuereifer ging er in Delphi an Ausgrabungen und Inschriftenstudium und trotzte der Schwäche, die ihn befiel, so lange er konnte. Dann aber mufsten seine Begleiter den Fieberkranken nach Athen zurückbringen, wo er tags darauf verschied, in der Vollkraft seiner Jahre, die noch so viel Grofses versprach. Curtius' ebenso schlichter als ergreifender Bericht über das alles ist bekannt.[3]) Die Verehrung Otfried Müllers war ihm stets eine Herzenssache; nach vierzig Jahren durfte er in der Vorhalle des Ber-

[1]) S. 174 liest man von einem Architekten Laurent aus Dresden, der in Kastri beschäftigt ist den Landbesitz auszumessen. „Es ist nämlich der Plan das Dorf zu kaufen und das alte Delphi aufzugraben". S. 179 erfahren wir, dafs die Restauration des Löwen von Chäronea schon damals angeregt war. Wie lange hat die Ausführung beider Pläne auf sich warten lassen!

[2]) Vgl. den schönen Vortrag „Naxos" (1846), abgedruckt im 3. Band von „Altertum und Gegenwart" („Unter drei Kaisern") S. 234—269.

[3]) Abgedruckt im 2. Band von „Altertum und Gegenwart" S. 247—255.

liner Museums sein Standbild, für dessen Errichtung er gewirkt, mit einer Rede der Öffentlichkeit übergeben.[1])

Nach Abschluſs seines griechischen Aufenthalts war es Ernst Curtius vergönnt auch noch mehrere Monate in Rom zuzubringen. Wie jedem, der von Griechenland nach Italien kommt, muſste auch ihm dieses Land in dem heiteren Glanze seiner Natur, in der Fülle seiner Denkmäler überwältigend reich erscheinen gegenüber dem orientalisch verödeten, freilich gerade in seiner Öde so unendlich ergreifenden Griechenland. Von Rom schreibt er S. 253: „Ich fühle mich ganz berauscht. Das einfache, klare, bescheidene, kleine Athen und dies unermeſsliche Rom, die Welt von Geschichte". Schön weiſs er das Eigentümliche Roms zu bezeichnen: „Gerade jene Wunder, welche der Beschreibung am meisten Stoff geben und in den Itinerärs die meisten Seiten füllen, die Plätze, Paläste, Brunnen, die einzelnen alten Monumente und Kirchen sind es nicht, welche der Stadt ihren eigentümlichen Reiz geben, die sind alle auch anderswo zu finden, und meist viel schöner — aber dies ungeheure Ensemble in aller seiner Verwirrung, dies Gesamtbild von alt und neu, von Leben und Zerstörung, das wie eine aufgerollte Weltgeschichte vor Augen liegt, das ist das unbeschreiblich Groſse in Rom. Man steht auf dem Vulkane und fühlt unter den Füſsen die dämonischen Gewalten, die ein Jahrhundert nach dem andern hingestürzt; man fühlt das Leben der Menschheit wie sein eigenes Leben und erbebt vor dem Ernst der Geschichte" (S. 258). —

Der wundervollen Welt des späteren italienischen Mittelalters und der langsam daraus hervorblühenden Renaissance ist Curtius niemals wirklich nahegetreten, so sehr ihm einzelnes imponierte.[2]) Man mag das bedauern, denn wo ist in der Weltgeschichte etwas, was mit den altgriechischen Verhältnissen so viel Ähnlichkeit hätte wie dieses äuſserlich elend zersplitterte, geistig aber so mächtig und folgerichtig sich entwickelnde Italien jener Jahrhunderte?

Nach Deutschland zurückgekehrt arbeitete Curtius zunächst seine Dissertation De portubus Athenarum aus, eine schöne Frucht seiner topographischen Studien auf der munychischen Halbinsel, und promovierte damit 1841 in Halle. Nach peinlicher Unschlüssigkeit über seine Lebenspläne machte er Ende 1842 das preuſsische Oberlehrerexamen in Berlin und fand Verwendung zuerst am Französischen Gymnasium, dann am Joachimstalschen, das damals Meineke leitete, „ein groſsartiger Mann, durchaus edel in seiner Gesinnung" (S. 300). Doch lieſsen sich die akademischen Pläne nicht verscheuchen, und so habilitierte er sich mit Anecdota Delphica und begann im Sommersemester 1843 über attische Topographie zu lesen. Am Gymnasium behielt er nur einige Stunden. Im Februar 1844 hielt er in der

[1]) Ebenda S. 255—260. S. auch in diesen Briefen S. 659f.

[2]) Dante, der Schlüssel zu jener Welt des späteren italienischen Mittelalters, wird in den Briefen nicht erwähnt. Burckhardts „Kultur der Renaissance" hat Curtius gelesen, findet sie aber „zu modern gepfeffert" (S. 569)! Was muſs Curtius da zu Mommsens Römischer Geschichte gesagt haben!

Singakademie einen Vortrag über die Akropolis von Athen und wurde dadurch in Berlin mit einem Schlage eine bekannte Persönlichkeit. Wenn man S. 312 liest, wie K. v. Schloezer die Wirkung dieses Vortrags schildert, so fühlt man recht, wie sich die Zeiten geändert haben. Wer könnte jetzt noch, und wenn er mit Engelzungen redete, die Zuhörerschaft einer deutschen Grofsstadt so für die Akropolis von Athen begeistern, wie es Curtius damals gelang?

Dieser Vortrag machte Epoche in seinem Leben. Die Prinzessin von Preufsen, die hochbegabte Enkelin Karl Augusts, in den grofsen Traditionen von Weimar weiterlebend, suchte gerade damals einen Lehrer, der ihren 13jährigen Sohn, den künftigen Thronerben, ins klassische Altertum und damit in die höhere Geisteswelt einzuführen vermöchte. Sie hatte den Vortrag gehört und suchte nun Curtius für die Aufgabe zu gewinnen. Nach schweren inneren Kämpfen und Zweifeln sagte er zu; eine Besprechung mit der Prinzessin im August 1844 ergab volles Einverständnis in den Prinzipien der Erziehung. Er schreibt damals: „Ich hoffe und wünsche nichts sehnlicher, als dafs auch der Vater, der freilich im ganzen mehr die alten, soldatesken Grundsätze in der Erziehung der brandenburgischen Prinzen wird aufrecht zu erhalten suchen, in der Hauptsache mit seiner Gemahlin übereinstimmen wird" (S. 328). Der Vater liefs Curtius gewähren, doch hielt er sich lange zurück und trat erst im Herbst des folgenden Jahres dem Erzieher seines Sohnes näher (S. 355), um ihn dann nie mehr aus dem Auge, aus dem Herzen zu verlieren.

Selten wohl hat ein Prinzenerzieher mit so viel heiligem Ernst und so tiefem Gefühl der Verantwortung sein Amt angetreten. In die Aufgabe teilte er sich mit dem General v. Unruh, den er persönlich hochschätzte ohne mit ihm durchaus zu harmonieren; oft auch war er allein[1]). Wie er die Sache anfafste, darüber belehrt u. a. ein Brief

[1]) Ende 1848 mufste General v. Unruh wegen seiner erschütterten Gesundheit ganz zurücktreten und Oberstleutnant Fischer trat an seine Stelle (Curtius S. 414). Die Eltern hatten damals Albrecht v. Roon, den späteren Kriegsminister, als Militärgouverneur für den Prinzen zu gewinnen gesucht, aber dieser hatte wegen seiner unmodernen politischen Ansichten gebeten von ihm abzusehen. Der Brief, den v. Unruh am 18. November 1848 in dieser Sache an Roon schrieb, ist abgedruckt in den „Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Gen.-Feldm. Kriegsmin. Grafen von Roon" (Breslau 1892) I 203—206; darin findet sich folgendes Urteil über Curtius: „Seit vier Jahren habe ich bei dem Erziehungswerk einen Gehilfen in dem Professor Curtius aus Lübeck, einem wackeren und von durchaus rechtlicher und sittlicher Gesinnung beseelten jungen Manne von ausgebreiteter wissenschaftlicher Bildung und liebenswürdigem Umgang. Von seiner republikanischen Abstammung mögen sich wohl seine ziemlich freisinnigen Ansichten herschreiben, auch wohl die Erwartungen, die er — glänzender als ich — von der günstigen und fruchtbaren Entwicklung der trüben Gärung unserer Zeit hegt; doch ist er dabei durchaus nicht von dem Schwindel so mancher jungen Gelehrten befangen, der in allem „Neuen" jetzt das Bessere sieht. Er besitzt die Liebe des Prinzen . . . Dieser Erzieher wirkt gewifs im allgemeinen günstig auf den Prinzen, doch darf ich im Vertrauen gegen Sie die Bemerkung nicht zurückhalten, dafs jedenfalls zu den vielen vortrefflichen Eigenschaften, die er besitzt, ihm mehr praktischer Sinn und etwas militärische Pünktlichkeit und Bestimmtheit, die bei ihm zu vermissen ist, zu wünschen wäre; und da infolge meines schon seit Monaten anhaltenden Krankseins der Erzieher der stete und alleinige Begleiter des Prinzen nach aufsen

vom 27. Januar 1845: „Alles einzelne Lernen ist mir noch Nebensache, aber ihn wach und lebendig zu machen, ihn fühlen zu lehren, was für Keime in einer unsterblichen Seele liegen, und dafs sie ihre Flügel nicht zum Kriechen, sondern zum Fliegen hat, darauf gehen alle meine Gedanken hin, und schon spürt er, wenn mich nicht alles täuscht, den Anhauch einer frischen Morgenluft. Der General und ich sind wie die erste und zweite Kammer, welche die Fortbildung einer Nation, jede von ihrem Standpunkte, beaufsichtigen. Jener mit allen Ansprüchen heiliger Legitimität sagt: Ein Prinz mufs dies können und mufs das können — ich sage: er mufs erst können können, erst Kraft haben etwas Ordentliches zu wollen und jene allgemeine Gymnastik des Geistes, die den entwickelten Menschen von dem unentwickelten unterscheidet, er mufs erst ein ganzer, voller Mensch werden und dann meinetwegen ein brandenburgischer Prinz nach den Statuten des Hohenzollernhauses. Eine solche freie Erziehung, die zunächst nichts sucht als allseitige Entwicklung und Lösung der Kräfte, begegnet zwar noch manchem Widerspruche. Wie die Frauen gern am einzelnen hängen bleiben, so klagt auch die Mutter: Mein Sohn kann dies noch nicht und kann das noch nicht — als wenn es darauf ankäme. Zum Glück werde ich in der Hauptsache nicht gestört, die Mutter wird getröstet, der General gewonnen, und das Königskind blüht in geistiger Freiheit auf“ (S. 346).

Trotz mancher schweren Stunde weifs Curtius sein Programm aufrechtzuerhalten. Er bemüht sich den Prinzen aus der Enge seiner Umgebung herauszuziehen, ihm Achtung vor jedem Stand und seiner Tätigkeit einzuflöfsen; er läfst ihn mit Turnern auf der Hasenheide sich tummeln, er besucht mit ihm Ateliers von Künstlern, er nimmt ihn mit ins Elternhaus nach Lübeck, damit er das hanseatische Bürgertum kennen lerne, und ist glücklich, dafs sein Zögling sich überall ungezwungen bewegt und sich aller Herzen durch sein frisches, offenes Wesen gewinnt. Die Anerkennung seiner Tätigkeit bleibt nicht aus. Die Prinzessin ist voll zarter Güte und Dankbarkeit gegen ihn, und Alexander von Humboldt sagt ihm nach dem ersten Jahre seiner Tätigkeit, wie vorteilhaft sich der Prinz seitdem in seinen und anderer Augen verändert habe.

Es ist ein Genufs diese Briefe aus der Zeit der höfischen Tätigkeit zu lesen. Man begreift es, dafs diese reine Gesinnung sich durch alle Strömungen des Hoflebens siegreich behaupten konnte, auch in den schweren Zeiten politischer Kämpfe, die bald herankamen. Curtius war, obwohl geborener Republikaner, doch nur für kleine Staatswesen von dem Wert republikanischer Formen überzeugt, im übrigen entschiedener Monarchist, teilte aber den Zug der Zeit nach freiheitlicher Entwicklung. In diesem liberalen Sinn hat er auch seinen Zögling beeinflufst. Nun sollten beide Prinzipien, das monarchische und das liberale, aufs schroffste einander gegenübertreten. Die Rede des

ist, so würde eine solche Eigentümlichkeit auf die Dauer doch nicht günstig einwirken, und es ist auch in dieser Beziehung dringend nötig, dafs dem Prinzen bald ein rüstiger und fester militärischer Führer zur Seite trete.“

Königs bei der Eröffnung des Vereinigten Landtags (11. April 1847), die Curtius mit seinem Prinzen anhörte, zeigte den Gegensatz zwischen Krone und Volk in greller Beleuchtung. Die trüben Ahnungen, denen Curtius damals in einem Briefe Ausdruck gab (S. 365f.), täuschten ihn nicht; in den Märztagen 1848 kam die Gärung in Berlin zum furchtbaren Ausbruch. Mit der Familie des Prinzen von Preufsen flüchtet Curtius aus Berlin, man irrt ratlos hin und her. Von Potsdam schreibt er am 20. März in einem kurzen Billet an seinen Bruder Georg, der damals Privatdozent an der Universität Berlin war: „Ich kann mir nicht einbilden, dafs wir wieder in Berlin einziehen werden. Auch hier fühlt man sich nicht sicher, und wir wissen nie, wo wir des Abends unser Haupt hinlegen werden" (S. 376). Doch bald stellten sich die Befürchtungen als übertrieben heraus; der Prinz von Preufsen ging für einige Zeit nach England, seine Familie blieb in Potsdam oder in dem nahen Babelsberg. Es war schwer, in diesen Zeiten die Seele des jungen Prinzen, in die Curtius die Keime der neuen Zeit gesenkt hatte, von Verbitterung und Ungerechtigkeit freizuhalten, aber es gelang ihm. Am 14. Mai schreibt er: „Mein junger Zögling erfreut mich durch den festen Ernst, mit dem er den Zeiten ins Auge sieht. Er steht auf dem wahrhaft sittlichen Standpunkt, indem er nach Kräften sich tüchtig zu machen sucht für das, was die Zeit verlangt" (S. 381). Und aus dem lieblich stillen Babelsberg sendet er an die Eltern folgenden Stimmungsbericht: „Ich bin vielleicht nicht ganz unnütz hier. Ich fühle doch die Pulsschläge der Gegenwart lebendiger in mir als die meisten der Umgebung, und wenn ich abends beim Thee die Zeitungen vorlese, so benutze ich jede Gelegenheit die Stimme der Zeit hörbar zu machen. Doch liegt etwas merkwürdig Unbewegliches in Fürstennaturen, sie brechen, aber sie biegen sich nicht leicht. Die Prinzessin bedarf nicht der Aufklärung, nur der Beruhigung und Beschwichtigung, denn es stürmt oft zum Entsetzen in ihrem grofsartig leidenschaftlichen Gemüte. König und Königin sind milde und gut, die Glorie des Märtyrertums schwebt unsichtbar um ihre Häupter" (S. 387).

Von der Frankfurter Nationalversammlung versprach sich Curtius nicht viel. Am Tage nach den Wahlen schreibt er: „Es erscheint mir als ein frommer Wahn, dafs durch die Frankfurter Maitage auf einmal ein grofses, einiges Deutschland zusammengesprochen werden sollte. Wir werden zusammengeschmolzen werden im Kriegstiegel" (S. 380).

Am 29. September des Sturmjahres wurde Prinz Friedrich Wilhelm konfirmiert. Was Curtius bei dieser Gelegenheit von dem Prinzen von Preufsen erzählt, verdient wiedergegeben zu werden als ein Zeichen von dem warmen Herzen des Mannes, das damals über seiner soldatischen Nüchternheit und Strenge so viel verkannt wurde. „Nichts hat mich" — so schreibt Curtius (S. 402) — „mehr ergriffen als die tiefe Bewegung des Vaters. Er war gegen mich von einer rührenden Herzlichkeit, und unmittelbar vor der Einsegnung, da der General und ich mit dem Prinzen zusammen waren, kam er zu uns herein, umarmte uns weinend und sagte dann zu seinem Sohne: ‚Mein Sohn, wenn

die Stunde kommt, wo du weder aus noch ein weifst, so halte dich an deinen Gott, den du heute bekennst'."

Zur Vollendung seiner Ausbildung bezog der Prinz die Universität Bonn; dort stand ihm Curtius noch im Wintersemester 1849/50 als rector et moderator studiorum zur Seite. Dann war seine 5½jährige Tätigkeit als Prinzenerzieher zu Ende. Wie tief diese in das Leben des Zöglings eingegriffen, wie nachhaltig sie gewirkt hat, ist erst durch die Veröffentlichung des beiderseitigen Briefwechsels in diesem Buche recht deutlich geworden. Die ganze Geistesrichtung des Prinzen, seine politischen Ansichten, seine Begeisterung für die Künste und Wissenschaften verraten die langjährige Einwirkung von Curtius. Wenn ein welt- und geschichtskundiger Amerikaner aus näherer Beobachtung die Ansicht äufsern konnte, kein anderer Fürst habe so viel Ähnlichkeit mit Marc Aurel gehabt, so spricht auch dies Urteil für die Stärke jenes Einflusses.

So begeistert übrigens Curtius in Briefen an seine Eltern von dem Prinzen schreibt, so herrscht doch in dem Brief, den er gewissermafsen als Abschlufs seiner Tätigkeit an diesen richtete, der Ton ernster Ermahnung. Er hält ihm noch einmal vor, was er oft an ihm habe bekämpfen müssen: „den Hang zu behaglicher Ruhe"; er erbietet sich stets zu Diensten zu sein, so oft der Prinz „ein freies, einfaches Wort" hören wolle. Scheiden könne sie nichts als eine gegenseitige Entfremdung, und diese werde von keiner Seite eintreten (S. 424). Und tatsächlich hat die beiden nichts geschieden; ja es scheint, dafs der Prinz, je mehr er zum Manne heranreifte und die Welt kennen lernte, desto höher die reine, uneigennützige Liebe seines ehemaligen Erziehers zu schätzen wufste.

Curtius kehrte 1850 auf den akademischen Lehrstuhl zurück und dozierte als Extraordinarius, zu dem man ihn noch vor Antritt seines Erzieheramtes gemacht hatte. Dabei genofs er das kurze Glück seiner ersten Ehe, das schon 1851 nach der Geburt eines Sohnes mit dem Tode seiner Frau endete. Bei dem Kinde vertrat Prinz Friedrich Wilhelm Patenstelle. Dieser Friedrich Curtius, jetzt ein höherer Verwaltungsbeamter in Strafsburg, ist der Herausgeber des Buches.

Im Jahre 1852 tritt zum ersten Mal ein Gedanke hervor, der nun nicht mehr aus Curtius' Leben verschwindet: die Ausgrabung von Olympia. Damals hielt er in Gegenwart des Königs seinen bekannten Vortrag über Olympia, dessen herrliche Schlufsworte ihren Eindruck nicht verfehlen konnten. Aber obwohl der König sich dem Gedanken geneigt zeigte und Curtius die Sache eifrig verfolgte, blieb die Ausführung einer anderen, glücklicheren Zeit vorbehalten.

Noch bevor Curtius das zweibändige Werk über den Peloponnes abgeschlossen hatte, kam von der Weidmannschen Buchhandlung der Anstofs zur Abfassung einer Griechischen Geschichte. Er begann daran zu arbeiten, während zugleich sein Eheglück durch die Vermählung mit der Schwester seiner ersten Frau wieder auflebte. Erst sein Tod hat dies Band innigster Seelengemeinschaft zerrissen.

Inhaltsreiche Briefe an seinen Bruder Georg geben von der intensiven Geistesarbeit Zeugnis, mit der Curtius seine grofse Aufgabe verfolgte. Den Schlüssel zum Verständnis der ältesten Zeit glaubte er mit seiner Hypothese über die ursprünglichen Wohnsitze der Jonier gefunden zu haben, die freilich nicht durchgedrungen ist. Die erneute Beschäftigung mit Homer führt ihn zu folgendem Urteil, das für die damalige Zeit überrascht: „Als Sekundaner schrieb ich einmal in einem Aufsatze: ‚die kunstvolle Poesie Homers', das strich mir Ackermann dick durch und schrieb ‚vielmehr kunstlose'. Das ärgerte mich, weil ich das entschiedene, klare Gefühl hatte, dafs es Unsinn sei Homer kunstlos zu nennen. Je älter ich geworden bin, desto lächerlicher kommt es mir vor von ‚Kindlichkeit' usw. bei Homer zu sprechen und ebenso ist es mit der Welt, in der die homerischen Helden leben, von der man noch immer liest und hört, es sei eine Urzeit, eine Zeit der Anfänge, des Werdens, während doch die ganze Kulturwelt eine so in sich fertige, satte und reife ist, dafs man gerade nichts eher vermifst als das Ursprüngliche, Einfache in den menschlichen Verhältnissen sowohl den Göttern gegenüber als auch im geselligen Leben. Die Götter und Heroen sind schon dergestalt abgesungen und zersungen, dafs von der ursprünglichen Theologie wenig übrig geblieben ist; man weifs kaum, vor wem diese Helden ihre Kniee beugten und woran sie glaubten" (Brief vom 8. Jan. 1855 S. 478 f.).[1])

Anfang 1856 erhielt Curtius einen Ruf nach Göttingen auf Otfr. Müllers Lehrstuhl, den bis dahin K. Fr. Hermann, der verdiente Bearbeiter der griechischen Altertümer, inne gehabt hatte. Der Gedanke ein Nachfolger seines verehrten Lehrers zu sein begeisterte ihn, und da man in Berlin die längst versprochene Beförderung zum Ordinarius noch nicht hatte eintreten lassen, nahm er den Ruf an, nicht ohne in einem ausführlichen Schreiben an den Prinzen Friedrich Wilhelm den Übertritt an eine nichtpreufsische Universität zu rechtfertigen.

Göttingen ist noch jetzt eine Universität, an der die Fachgelehrsamkeit besonders hoch im Werte steht. Es ist kein Wunder, dafs Curtius, dessen eigentliche Stärke das Bücherwissen nie war, dort anfangs mit Kleinmut und Verzagtheit zu kämpfen hatte, zumal da seine Vorlesungen aufserordentlich vielseitig waren. Aber diese trüben Stimmungen konnten bei seinem freudigen Naturell nicht dauernd Wurzel fassen; auch suchte er, was er an sich vermifste, noch nach Kräften zu ersetzen. Viel war ihm dabei sein Kollege Hermann Sauppe mit

[1]) Ein anderes Urteil über Homer, ebenfalls nicht ohne Interesse, findet sich in einem Briefe vom 15. Dez. 1865 (S. 576): „Mit wahrer Wonne lesen wir [d. h. Curtius und seine Frau] die Odyssee in Jacobs Übersetzung; mich überrascht diesmal mehr als je der eigentümliche Charakter, den das Gedicht annimmt von der Ankunft auf Ithaka an. Da beginnt eine ganz andere Durcharbeitung, feinere Charakteristik, genauere Motivierung und eine dramatische Bewegung, welche auf einen Zielpunkt hingeht, ganz verschieden von jener lockeren Abenteuerreihe, wo ohne Nachteil einige Geschichten mehr oder weniger stehen könnten." Diese Beobachtung berührt sich eng mit dem Hauptgedanken von Ad. Roemers „Homerischen Studien" (Abh. d. bayer. Ak. d. W. Phil.-hist. Kl. XXII 389 ff.).

seiner „überwiegend literarischen Gelehrsamkeit" (S. 505). Überhaupt war ihm in Göttingen „das Zusammenleben der Professoren der Glanzpunkt des Lebens" (S. 504). Ein Kreis von Angehörigen aller Fakultäten versammelte sich jeden Freitag abend in der Wohnung eines Mitgliedes und liefs sich dort materiell und geistig bewirten. In den Vorträgen, die dabei gehalten wurden, war Lotze der Meister. Interessant ist das Urteil von Curtius über den Verfasser des Mikrokosmos: „Er ist ein Mensch, den man studieren mufs, so wunderlich vielseitig und tief ist er . . . Dabei zieht sich aber durch sein ganzes Wesen ein leiser Zug der Ironie, der seine Nähe etwas unheimlich macht, und eine gewisse Sophistik, die mich zweifeln läfst, wo der Ernst bei ihm anfängt und aufhört".

Als Professor der Eloquenz hatte Curtius in Göttingen auch bei den jährlichen Preisverteilungen die Rede zu halten. Diese Reden bilden den Grundstock seiner Sammlung „Altertum und Gegenwart", die freilich richtiger zu betiteln wäre „Griechentum und Gegenwart".

Sein Anteil an den politischen Verhältnissen der Gegenwart war nicht gering. Mit Begeisterung begrüfst er 1858 die Übernahme der Regentschaft durch den Prinzen von Preufsen und dessen liberalen Anfang. „Wie schön löst nun der Prinz das Wort, das er mir Ostern sagte, er wolle seinem Sohn die Bahn ebnen und ein ehrliches Verfahren wieder in Preufsens öffentliche Zustände einführen" (S. 527).

Freilich schon bald tritt eine Ernüchterung ein. Nach einem Besuch in Berlin im April 1859 schreibt er: „Was die inneren Angelegenheiten betrifft, nichts als Parteileidenschaft, und nach aufsen hin trostlose Unentschlossenheit und keine der Macht der Verhältnisse gewachsene Willenskraft oder Einsicht. Am meisten Freude hatte ich an dem Regenten, der mit dem edelsten Sinne den Dingen gegenübersteht, die er freilich auch nicht zu beherrschen imstande ist" (S. 533). Nach dem Frieden von Villafranca quält ihn die Sorge, „dafs Louis Napoleon für unser armes Vaterland noch eine schwere Zuchtrute werden wird". „Hier sehen viele einer vollständigen Auflösung des deutschen Volkes entgegen. So schwarz kann ich nicht sehen, aber grofse Not steht uns bevor" (S. 535). So schrieb ein deutscher Historiker im Jahre 1859. Heute wissen wir, wer die drohende Not von uns gewandt und uns zu ungeahnter Höhe emporgehoben hat.

Allerdings sahen die meisten anfangs in Bismarck den Mann des Verderbens und auch Curtius blickte mit Sorge auf seine innere Politik. Doch stand er im Beginn des preufsischen Verfassungskonfliktes nicht auf Seiten der Kammer, obwohl er deren formales Recht anerkannte (S. 558). Der Kronprinz litt schwer in dieser Zeit. Sein Lieblingsgedanke, dafs Preufsen bestimmt sei „als Vorkämpfer des liberalen Prinzips Deutschlands Schicksale dereinst zu leiten" (S. 565), hatte jetzt weniger als je Aussicht auf Verwirklichung. Die Briefe des Kronprinzen an Curtius enthüllen rückhaltlos seine unglückliche Stimmung.[1])

[1]) Auch die durch Bismarcks „Gedanken und Erinnerungen" (Bd. I S. 316 ff.) wieder ins Gedächtnis gerufene „Danziger Episode" wird von dem Kronprinzen in einem Brief vom 26. Juli 1863 (S. 563) berührt.

Curtius war übrigens doch der klarer und ruhiger Blickende. Er, in dessen Griechischer Geschichte man nicht ohne Grund die Schwäche des politischen Sinnes getadelt hat, zeigt in seinen Briefen oft ein feines politisches Verständnis für die Fragen der Zeit; manches darin (z. B. S. 558) würde jedem Publizisten Ehre machen. Ende 1863 fühlt er, „dafs man an einem Wendepunkte deutscher Geschichte steht" (S. 567). Und das Jahr 1864 bringt ihn Bismarck näher. „Die Freiheiten können" — so schreibt er im Jan. 1865 — „zeitweilig verkümmert werden, eine dauernde Einbufse auf diesem Gebiet ist nicht zu besorgen; aber die Gelegenheiten Macht zu gewinnen gehen oft rasch und unwiderbringlich vorüber . . . Es wäre Verblendung einer einseitigen Stimmungspolitik die eminenten Verdienste dieses Ministeriums in Abrede zu stellen. Es wird mit einer Energie gearbeitet, es werden bestimmte Ziele mit einer Geschicklichkeit und Zähigkeit verfolgt, welche die höchste Anerkennung verlangen. Es wird immer, wenn auch nicht im nationalvereinlichen Sinne, deutsche Politik getrieben" (S. 574). Und nach dem grofsen Jahre 1866 treibt es ihn nach Berlin um „der Gröfse des Mannes zu huldigen, welcher die deutsche Geschichte vor dem Ausgang der griechischen bewahrt hat" (S. 583).

Dem Kronprinzen wurde es schwerer sich innerlich mit Bismarck auszusöhnen. Nach dem Kriege schreibt er: „Zwar wird Bismarck wie ein Halbgott angestaunt, der das alles vorher berechnet, aber mir werden so leicht keine Blender bereitet und ich harre immer noch der wirklichen Lösung der deutschen Frage, die durch Preufsens gegenwärtiges Verhalten wahrlich nicht erreicht werden wird" (S. 579). Im übrigen ist gerade dieser Brief ein herrliches Zeugnis von dem hohen menschlichen Sinn des Kronprinzen. Da ist keine Spur von einer Überhebung des Siegers, nicht einmal von einer Freude über die eigne, doch so glänzend bewiesene militärische Tüchtigkeit, dagegen helle Begeisterung über die zutage getretene moralische Kraft und Intelligenz des deutschen Volkes. „Selbst die Deutschen, die gegen uns fochten, stellten ihren Mann, nur ihren Führern verdanken wir die schnellen Siege am Main." So zeugt auch von seinem edlen Herzen, was er in demselben Briefe nach Göttingen schreibt: „Sie würden mir einen grofsen Gefallen erweisen, wenn Sie in alter Vertraulichkeit mir Winke über die Mifsgriffe unserer Beamten zukommen liefsen. Alles, was geschehen kann, um wenigstens auf vernünftigem, rechtlichem Wege jenen einverleibten Landesteilen Wohltaten, auch Vorteile zufliefsen zu lassen, werde ich gewifs nicht unterlassen nach Kräften zu fördern. Aber Sie wissen ja selbst aus Erfahrung, wie gewöhnlich unsere in manchen Dingen so tüchtigen Beamten Mifsgriffe begehen, denen vorgebeugt werden kann, die aber der Gewohnheit nach zu unserem norddeutschen Spiefsbürgertum gehören." Was der Kronprinz vollends von dem während des Krieges erfolgten Tode eines lieben Kindes schreibt, wird man nicht ohne Bewegung lesen.[1])

[1]) „Meine Frau und ich werden uns so bald an diese tiefe Lücke, die der Tod in unseren so glücklichen Familienkreis gerissen, nicht gewöhnen können.

Es traf sich gut, dafs Curtius bald nach 1866 wieder ins Zentrum des mächtig aufstrebenden preufsischen Staates übersiedeln konnte. Ende 1867 erhielt er einen Ruf nach Berlin als Professor der Archäologie. Als ihm auf seinen Wunsch Anteil an der Leitung des Museums zugesichert war, nahm er an und begann im Herbst 1868 seine Tätigkeit in Berlin. Curtius konnte und wollte sich als Archäologe nicht mit den ersten Meistern des Faches messen; doch war auch auf diesem Gebiete seine Tätigkeit eine reich gesegnete durch die „Verbindung von Museum und Universität, von Künstlern und Gelehrten, von Archäologie und Geschichte" (S. 588) und vor allem durch das, was er vermöge seiner hohen Beziehungen praktisch für diese Wissenschaft erreichen konnte, wie die Gründung des Archäologischen Instituts in Athen und die Ausgrabung von Olympia.

Ohne die Teilnahme, die Curtius bei dem ehemaligen Zögling und bei dessen Vater für seine Lieblingsidee fand, läge wohl noch jetzt der Hermes des Praxiteles tief im Boden begraben, wäre manches andere nicht geschehen, was der Wetteifer der Nationen seitdem geleistet. Für Curtius war die Ausgrabung von Olympia der grofse Erfolg seines Lebens. Freilich blieb die Zahl der statuarischen Funde weit hinter den Erwartungen zurück, doch Curtius liefs nicht das mindeste Gefühl von Enttäuschung in sich aufkommen; ebensowenig konnte die Stimmung des Neides in ihm platzgreifen, als die grofsartigen, durch Masse und Einheitlichkeit imponierenden Funde von Pergamon gemacht und nach der Reichshauptstadt selbst übergeführt wurden.

Eine stete Freude war ihm dabei die Teilnahme seines Herrscherhauses, besonders des alten Kaisers, dem seiner ganzen Erziehung und Lebensrichtung nach die hellenische Welt so fern lag und auf dessen Schultern doch so viel lastete. Aber auch hier zeigte sich des Kaisers grundgütige Natur, die um eines geschätzten und verehrten Mannes willen auf dessen Gedankenkreis wirklich eingeht, wie seine eigentümliche stille Zähigkeit, die dem einmal Ergriffenen die Treue bewahrt.[1])

Die Zeit lindert freilich die herbsten Wunden und hilft den Schmerz ertragen. Wo aber der Tod einmal seine grausige Hand hineingetan hat, da kann ein Elternherz nie wieder seine frühere frohe Gelassenheit erlangen. Das Andenken an ein verklärtes Kind bleibt ein beständiger Begleiter durch alle Wechselfälle des Lebens in Freude wie im Leid und weckt den Wunsch bald wieder mit ihm vereinigt zu sein täglich von neuem auf."

„Mitten in den gewaltigen Entscheidungen dieses Krieges schwebte mir das Bild jenes lieben, kleinen Wesens vor der Seele, und der Gedanke an dasselbe war niemals mächtiger als in den Augenblicken, wo ich meines Sieges gewifs war. Hätte ich nur meiner armen Frau etwas von dem Zwange abgeben können, den meine Verantwortlichkeit mir auferlegte: meinen Schmerz zu verscheuchen, um die Gedanken auf das Wohl des Vaterlandes zu lenken. Man vergifst ja nicht den Schmerz, aber er mufs der Pflicht weichen, und das war mir geboten, während meine Frau allein ihrem Kummer und der Sorge lebte."

[1]) Bekanntlich ist, wie auch Sybel (Begründung d. dtschn. Reiches II 289) hervorhebt, die Vollendung der Ausgrabungen nur dem persönlichen Eingreifen des Kaisers zuzuschreiben. Curtius schreibt am 2. Febr. 1880 an seinen Bruder Georg: „Der Reichskanzler hat plötzlich den Antrag auf einen Supplementar-Kredit von 90000 Mark, welcher schon angenommen war und dem Bundesrate

Politisch Interessantes bieten die Briefe nach 1866 nur wenig, wie sie überhaupt immer kürzer werden. Nach den Attentaten des J. 1878 schreibt Curtius von Kaiser und Kronprinz: „Schön ist, wie Vater und Sohn jetzt einander so nahe stehen. Früher hatte letzterer immer die Sorge sich nur mit nichts zu kompromittieren, ganz intakt zu bleiben, um mit voller Freiheit eintreten zu können. Jetzt steht er auf einmal mitten darin" (S. 651).

Zehn Jahre später trat sein ehemaliger Zögling selbst an die Spitze des Reiches, aber als schwerkranker, vom Tode gezeichneter Mann. Am 8. April lud Kaiser Friedrich den alten Lehrer noch einmal zu sich. Curtius schreibt davon „Er umarmte mich auf das herzlichste. Seine Haltung ist vorzüglich. Sein Gesicht zeigt eine wunderbar tief ergreifende Verbindung von Hoheit und Milde" (S. 677). Wenige Wochen später war das Leben erloschen, an das sich Jahrzehnte lang so bedeutende Hoffnungen geknüpft hatten.

Curtius war so glücklich diesen und manchen andern Schmerz in rastloser Arbeit überwinden zu können. Gerade Ende 1888 stellte er die 6. Auflage seiner Griechischen Geschichte fertig; „und nun" schreibt er „stehe ich meiner letzten grofsen Aufgabe gegenüber, ein der Stadt Athen würdiges Werk über Athen zu schreiben. Vielleicht gibt mir Gott noch Gnade dazu es zu vollenden, ehe die Kräfte sinken" (S. 680). Aber auch als die „Stadtgeschichte von Athen" 1891 erschienen war, gab es für ihn noch keine Rast. Er bearbeitete die Geschichte von Olympia für das grofse, abschliefsende Werk über die Ausgrabungen, er sammelte seine wissenschaftlichen Abhandlungen; unermüdlich hielt er seine Vorlesungen und Übungen. „Ein alter Professor", scherzt er, „nimmt es mit dem zähesten Droschkengaul auf" (S. 710).

1894 durfte er den 80. Geburtstag feiern unter der Teilnahme weiter Kreise des deutschen Volkes, ja auch des Auslandes; damals stellten Freunde und Verehrer seine von Schapers Meisterhand gemeifselte Büste im Museum zu Olympia auf. Auch sonst war sein Greisenalter von Verehrung und Dankbarkeit verschönt. Auch die jüngere Generation von Altertumsforschern, die andere Bahnen verfolgte, hat seinen edlen Charakter und seine aufserordentlichen Verdienste stets willig anerkannt.

Am 1. April 1896 schreibt er: „Ich nehme allmählich langsam von der sichtbaren Welt Abschied und hoffe zu Gott, dafs es mir gelingen wird diesen Abschied ruhig durchzuführen, mit ernstem Blick in die Zukunft" (S. 711). An Treitschkes Todesleiden, das in diese

vorlag, kassiert. Nun haben wir nichts und müssen im April—Mai abbrechen. Ich tue natürlich, was möglich ist. Aber auch der Kronprinz hat vergeblich bei Bismarck petitioniert: ‚Es sei sehr schwierig zu machen', während gar keine Schwierigkeiten vorliegen. Es scheint ihm auf einmal eingefallen zu sein — angesichts der Pergamener —, dafs unser Vertrag ein zu ungünstiger sei u. dgl." Aber am 12. März kann Curtius mitteilen: „Der Kaiser hat, ohne dafs ich ein Gesuch an ihn gerichtet, proprio motu entschieden, dafs man Olympia nicht fallen lassen dürfe. Er hat am Ende noch 80000 Mark für dieses Jahr herausgeschlagen" (S. 655 f.).

Tage fällt, bekümmert ihn nicht nur der Gedanke, „dafs dieser gewaltige Mann so dahingerafft werden soll in der Blüte seiner Kraft", sondern ebensosehr, dafs es ihm so schwer wurde sich unter Gottes Hand zu beugen und sein Lebenswerk, das kein anderer vollenden konnte, unvollendet liegen zu lassen (S. 712).

Curtius' Lebensabschied war frei von solcher Tragik. Er hatte sein Leben ausgelebt, wie es nur selten einem Sterblichen vergönnt ist; nichts Wichtiges blieb ihm mehr zu tun übrig. Auch die Untätigkeit eines langen Siechtums wurde ihm erspart. Am 1. Juli 1896 entschlief er.

Und wie Curtius' Leben nicht mit einem harten Mifston endete, sondern rein und harmonisch ausklang, so gewährt er überhaupt in seinen Lebensschicksalen und in seiner Persönlichkeit das Bild einer seltenen Harmonie. Als junger Mann hat er sich vorgesetzt, „aus seinem Leben etwas zu bilden, ein Ganzes, ein Kunstwerk, in welchem ein Gedanke lebt" (S. 83), und als Greis erscheint ihm sein Leben wie nach einem „wohlgeordneten Plane" gestaltet (S. 697), nur fühlt er sich nicht als Bildner, sondern selbst mit allem als das Gebilde einer höheren Macht.

Noch mehr tritt diese Harmonie in seiner Persönlichkeit hervor. Der Körper kam bei ihm nicht zu kurz über dem Geist; Curtius war ein tüchtiger Turner, Fechter, Reiter, Schwimmer. Verstand und Gemüt, Wollen und Können standen im schönsten Einklang. Seine Weltanschauung war wieder aufgebaut auf einer Harmonie verschiedener Elemente, des Christentums, des Griechentums und des Deutschtums. Er war eine tiefreligiöse Natur, so wenig er von Glaubenssachen sprach oder anderen seine Überzeugung aufdrängen wollte. Er stand über dem Streit der kirchlichen Parteien seiner Konfession. Er rüttelte nicht an den Dogmen, er liebte sogar kirchliche Formen, aber beides trat in ihm völlig zurück gegen die freie, persönliche Hingabe an Gott. Die tiefe Kluft, die ein Nietzsche zwischen Christentum und Griechentum empfindet, existiert für Curtius nicht. Auch das Christentum ist für ihn nicht lebenverneinend, sondern lebenbejahend; auch hier findet er wie bei den geliebten Griechen Vollendung der Persönlichkeit als Höchstes vom einzelnen gefordert. Noch weniger konnte er in der Begeisterung für die Antike einen Widerspruch finden mit der Liebe zum deutschen Land und Volk. Wer ihm hier einen Gegensatz hätte konstruieren wollen, den hätte er nur mit stummer Verwunderung angesehen.

Jener Einklang von Christentum, Griechentum und Deutschtum ist nichts, was Curtius eigentümlich wäre. Es ist der Kern des Neuhumanismus, wie er sich aus der Vereinigung des Geistes unserer klassischen Literaturperiode mit dem in den Befreiungskriegen neu erwachten patriotischen und religiösen Sinn herausbildete. Auch Emanuel Geibel bekennt: „Drei sind einer in mir, der Hellene, der Christ und der Deutsche." Doch ist jenes Bildungsideal kaum in einem Manne klassischer verkörpert als in Ernst Curtius, und darin liegt die bleibende Bedeutung seiner Persönlichkeit. Mag auch das Hellenentum, wie er

es verstand, seine Zeit gehabt haben, mag auch mit vollem Rechte noch mehr Versenkung in deutsche Art und Kunst, mehr bodenständige Kultur gefordert werden: die festliche Weihe, die gerade die Verehrung der Antike über dieses Leben gebreitet hat, wird ihren Zauber nicht so leicht verlieren.

Es liefse sich das Bild von Curtius, wie es aus diesen Briefen uns so klar entgegentritt, noch nach mancher Seite hin ausführen; doch sei nur noch von einem kurz die Rede, nämlich von seinen poetischen Leistungen, die hier zum ersten Male ziemlich vollständig vorliegen. Es gibt wohl wenige bedeutende Prosaiker, die nicht zugleich gedichtet hätten, wenn auch nur für ihr Privatbedürfnis, die nicht aus dieser poetischen Unterströmung immer frische Kraft geschöpft hätten für künstlerische Darstellung überhaupt. Wie Mommsen, wie Treitschke, wie Gregorovius, so hatte auch Curtius eine nicht unbedeutende poetische Begabung. Seine Gedichte sind durchweg Gelegenheitsgedichte, in dem weiten Sinn, in dem wir seit Goethe das Wort zu fassen pflegen, und so war es auch möglich sie in diesem Buche zwischen die Briefe zu verteilen. Einmal wird nicht ohne Glück ein frischer Volkston versucht: in dem Gedicht „Des Königs Auszug" („Wie zog der König an den Rhein?"), das schon früher bekannt geworden, ja auch in Lesebücher übergegangen ist; im übrigen ist es echte Bildungspoesie, bald mehr spielend, bald aus tieferer Empfindung entsprossen, jedenfalls immer sinnig und formgewandt. Besonders gelungen sind drei Sonette an Al. v. Humboldt (S. 394), La Spezia (S. 640), Nach Lesung von Äschylus' Agamemnon (S. 671), Morgenlied (S. 679). Curtius war wie Geibel ein grofser Verehrer Platens und seiner vornehmen poetischen Haltung, die tatsächlich etwas Antikes hat. Man merkt Platens Einflufs auch bei Curtius, dessen Verse freilich — ganz anders als die seines Vorbildes — leicht ins Breite gehen und sich selten zu so edlen Krystallformen zusammenschliefsen.

Es wäre übrigens verkehrt aus der Begeisterung für Platens doch mehr formale Schönheit schliefsen zu wollen, dafs Curtius für wahrhaft grofse deutsche Poesie nicht den rechten Sinn hatte. Dafür genügt es eine Stelle aus einem Briefe vom J. 1863 anzuführen, wo es heifst: „Ich bin ganz erfüllt von Hebbels poetischer Gröfse, die uns in seinen Nibelungen entgegentritt. Man kennt die alten Sagen alle und doch tritt einem alles neu entgegen. Es ist die Sprache der Gegenwart und doch lebt die heroische Vorzeit vor einem auf. Es ist etwas Äschyleisches in dieser Behandlung des epischen Stoffes" (S. 562).

Zum Schlusse noch ein Wort über die Tätigkeit des Herausgebers. Die Aufgabe, den Verewigten sein Leben möglichst selbst in seinen Briefen erzählen zu lassen, ist mit Hingebung und Takt gelöst.[1])

[1]) In der Schreibung der Eigennamen finden sich übrigens manche Versehen und Ungleichheiten, wie sie sich im sorglosen Briefstil ja leicht einstellen, bei einer Veröffentlichung aber vermieden werden können. Bekanntere Namen wenigstens wie der des Bischofs Eylert, des Historikers Fallmerayer, des Archäo-

Wenn die zweite Hälfte des Lebens dabei etwas zu kurz kommt, so liegt die Schuld an der nicht mehr so ausgiebigen brieflichen Aussprache der späteren Jahre. Curtius ging hierin mit seiner Zeit, der vor den immer rascher sich drängenden Eindrücken, vor den beständig wachsenden Anforderungen die behagliche Muſse und Sammlung zum Briefschreiben mehr und mehr abhanden gekommen ist.

Zu bedauern ist der Mangel eines Index der Personennamen. Man begreift es, wenn der Herausgeber der Gewohnheit mancher Leser, im Index nach interessanten Namen zu suchen und dann darüber flüchtig nachzusehen, keinen Vorschub leisten wollte. Aber auch wer den ganzen Band gelesen hat, wird ein solches Verzeichnis bei späterer Benützung ungern entbehren.

Doch kann dieser kleine Mangel die Freude an dem Geschenke, das uns Friedrich Curtius mit diesem Werke gemacht hat, nicht beeinträchtigen. Es ist ein sehr wertvoller Beitrag zur Geschichte der deutschen Bildung im 19. Jahrhundert; daſs auch die politische Geschichte nicht leer ausgeht, wird unsere Inhaltsangabe gezeigt haben. Doch ist der Wert des Buches nicht nur historisch. Wir Deutschen müſsten uns selber entfremdet sein, wenn nicht der lautere Idealismus, der den Grundton dieses Lebens bildet, auch für Gegenwart und Zukunft ein Vorbild sein könnte.

Regensburg. Robert Thomas.

---

logen Roſs, des Philologen Spengel sollten nicht in den Formen Eilert, Fallmereier, Rost, Sprengel auftreten (S. 61, 133, 391, 562). Manches ist auch verlesen. In einem Brief von Athen 1839 wird unter den athenischen Freunden des Briefschreibers und Geibels ein „Doktor Rockinas, ein Chiote voll deutscher Bildung“ erwähnt. Aus Geibels Biographie von Goedeke (S. 148) ergibt sich der richtige Name, nämlich „Kokkinos“ (neugr. κόκκινος rot). In einem Briefe von Al. v. Humboldt heiſst es über den ersten Band der Griech. Geschichte: „Schon der Abschnitt ‚Land‘ ist ein Meisterstück von Naturgemälde. Man athmet — ich will mich rühmen — wie in meinem Mexiko, daſs wir ein so wunderbar gegliedertes Land selbst geschaut haben“. Hier ist für „athmet“ offenbar zu lesen „ahndet“ im Sinn von „ahnt“ (ahnden und ahnen sind ja früher häufig verwechselt worden). S. 579 o. ist „unsterblichen“ kaum in Ordnung.

Ich teile noch einige kleine Anstöſse mit, die bei einer zweiten Auflage beseitigt werden könnten. Der Direktor des Katharineums in Lübeck schrieb sich Jacob, nicht Jakob (S. 4). S. 44 Z. 7 v. o. ist der Gedankenstrich vor „auch“ zu setzen. S. 131 steht „Kalirrhoe“ st. „Kallirrhoe“. Derselbe Grieche heiſst S. 131 „Glarakis“, S. 160 „Glurukis.“ Ein Glarakis, wohl derselbe, wird erwähnt von Friedr. Thiersch (Leben II 72). Der Hofprediger der Königin in Athen wird S. 108 „Meyer“, S. 173 „Mayer“ geschrieben. S. 179 „Thesauron“ st. „Thesauros“; S. 180 „Plaistos“ st. „Pleistos“. S. 210 ist ein Gedicht in Stanzen falsch abgeteilt, auch fehlt in der 2. Strophe ein Vers. S. 252 „Hochstätter“, S. 255 „Hochstetter“. Der Dr. Heise S. 265 ist wohl Theodor Heyse, Paul Heyses Oheim. S. 268 „San Isidoro“ st. „Sant' Isidoro“. S. 272 „S. Sebastino“ st. „S. Sebastiano“ Bald ist „Boeckh“ (S. 287), bald „Böckh“ (S. 278) geschrieben; S. 357 steht „Meinecke“, S. 343 richtig „Meineke“. S. 490 u. 631 steht „Athmosphäre“, S. 522 „vom eigenem, vollgültigem Werte“. S. 539 ist der Schauspieler Döring „Döhring“ geschrieben. S. 620 steht richtig „Asher“, S. 557 „Ascher“. S. 621 „Arenaberg“ st. „Arenenberg“. S. 628 steht „Klephthen“, S. 150 richtig „Klephten“ (neugr. κλέφτης). S. 636 „Battapaglia“ st. „Battipaglia“. S. 646 Z. 10 v. o. steht „einer“ st. „eines“, S. 672 in der vorletzten Strophe des Gedichts „er“ st. „es“, S. 673 ist „Walloth“ geschr. st. „Wallot.“

Ein Beitrag zur Erklärung deutscher Gedichte im Unterricht.

Die Anregung zu folgendem Versuch bot im pädagogischen Seminar zu Erlangen eine Arbeit von Fr. Bauer: Sieben Gedichte Goethes, nach ihrem Gedankengange erläutert (Ztschr. für d. österr. Gymn. 45. Bd. 1894 S. 704 ff.). Bauer führt hier an einer Reihe von Gedichten eine Behandlungsart ein, die sich aufs vorteilhafteste von der in der Schule üblichen Gedichterklärung unterscheidet. Man braucht nur einzelne Arbeiten zu untersuchen, die auf diesem Gebiet als vorbildliche Muster dienen sollen [1]), um die Mängel zu erkennen, die sie gewöhnlich teilen. Der Hauptfehler liegt darin, dafs fast überall ein Vielzuviel geboten wird. In dem Bestreben, das Verständnis zu vertiefen, wird alles Mögliche von aufsen in das Gedicht hereingetragen, was mit dessen innerstem Wesen in keinem organischen Zusammenhang steht und infolgedessen statt vertiefend und konzentrierend nur zersplitternd und ablenkend wirken mufs. Ein paar Beispiele aus der unten angeführten Literatur werden dies klar machen: Die Vorbereitung der Stimmung, die O. Lyon in so mafsloser Weise fordert und mit so unglücklichen Mitteln zu erreichen sucht, ist bekannt und bedarf keiner weiteren Erörterung; es mag genügen, auf die verdiente Kritik in R. Lehmanns Buch vom deutschen Unterricht (S. 158 ff.) hinzuweisen. Ähnliches wie bei Lyon findet sich bei Mühlhausen: um z. B. für das „Glück von Edenhall" die Erwartung zu spannen, zieht er vor der eigentlichen Darbietung allerlei Erzählungen und Sagen mit gleichartigem Stoff heran (Frevel des Agamemnon, der wilde Jäger, Belsazar), die das Interesse am Gedicht selbst nicht fördern, sondern abschwächen. Oder was hat es mit der Erklärung dieser Ballade zu tun, wenn Herberholz, der sie ebenfalls zu seinem Musterbeispiel wählt, dabei die weitschweifige Beschreibung einer Burg von innen und aufsen einflicht, die zum Verständnis des Gedichtes nicht das mindeste beiträgt, am wenigsten in solcher Ausführlichkeit? Man sollte doch meinen, die Jungen, mit denen wir die Ballade lesen, bringen eine völlig hinreichende Vorstellung einer Burg mit, und eine Poesiestunde soll keine Geschichtsstunde sein. Auch bei Leimbach und der Frick-Polackschen Sammlung ist der Vorwurf einer zu grofsen Fülle des Materials nicht ganz ungerechtfertigt; gerade sie bringen den Lehrer so leicht in Gefahr, zu viel zu geben (vgl. auch Strehl, Der deutsche Aufsatz f. d. Mittelstufe höh. Schulen S. 107) und durch Nebensächliches die Hauptsache, den inneren Aufbau, zu verschleiern.

Der zweite Fehler ist der, dafs man bei der Gedichtbehandlung so gern zu einem trockenen, unfruchtbaren Schematismus neigt. Da

[1]) O. Lyon, Die Lektüre als Grundlage eines einheitlichen und naturgemäfsen Unterrichts in der deutschen Sprache; Aug. Mühlhausen, Gibt es eine allgemeinverbindliche Art der Gedichtbehandlung? (Ztschr. f. deutsch. Unterr. 1895, S. 746 ff.); H. Herberholz, Richtlinien für die Behandlung eines Gedichts, mit Lehrprobe (Lehrpr. u. Lehrg. Heft 47); auch das Beispiel in Schillers Handb. d. Päd. S. 368 ff. gehört hieher. Dagegen kommen die Erklärungen von Leimbach und das Frick-Polacksche Sammelwerk „Aus deutschen Lesebüchern" hier erst in zweiter Linie in Betracht, weil sie weniger vorbildliche Muster als Stoff zur Erklärung bieten.

wird eine allgemein verbindliche Art der Behandlung gefordert (Mühlhausen), da werden Richtlinien gezogen in die man das lebendige Gedicht zu pressen sucht, und weil sich nicht ein jedes ohne weiteres darein fügt, mufs ihm hier und dort Gewalt angetan werden, und dabei rinnt ihm dann oft genug all sein warmes Lebensblut aus. Wenn man nur immer bedächte, dafs jedes Gedicht ein selbständiges Kunstwerk ist, das eine individuelle Behandlung verlangt, um seine volle Schönheit, seine vollen Bildungswerte zu erschliefsen.

Diese Freiheit in der Behandlung, dieses Anpassen an die besondere Art und Weise eines jeden Gedichts gestattet der von Bauer eingeschlagene Weg wie kein anderer. Es handelt sich dabei um eine zusammenhängende, fortlaufende Erklärung, um ein Herausarbeiten des inneren Gedankengangs, der so oft den zusammenhanglosen Einzelerläuterungen gegenüber zu sehr in den Hintergrund tritt. Deswegen braucht die Erklärung von Einzelheiten durchaus nicht wegzufallen; alles, was hier nötig ist, läfst sich ganz ungezwungen unterbringen. Nur sind dabei Seitensprünge und Abschweifungen, ein Hereintragen fremder, störender Elemente nicht möglich, weil man stets an das Gedicht selbst gebunden ist, um den fortlaufenden Faden nicht zu verlieren. Wir haben also ein stetiges Fortschreiten von einem Teil zum andern und damit eine Gliederung des Ganzen, ein ununterbrochenes Festhalten des inneren Gedankenganges und damit eine Zusammenfassung des Einzelnen unter dem Gesichtspunkt des Ganzen. Erwähnt möge werden, dafs eine Erklärung, die Frick von Höltys „Feuer im Walde" gibt, in d. Ztschr. f. d. Gymn.-W. 1883, S. 321 ff., sich so ziemlich mit dieser Behandlungsart deckt: stets ein klares Hervorheben der inneren Entwicklung und ein, wenn auch langsames, so doch zielbewufstes Vorwärtsgehen ohne störende Ablenkungen.

Keineswegs soll nun aber hiemit etwa die absolute Allgemeingültigkeit dieses Verfahrens behauptet, seine Anwendung für alle Fälle verlangt werden. Aber die meisten Gedichte lassen sich nach dieser Methode behandeln, und bei einer grofsen Anzahl ist sie schlechterdings die beste. Ihr eigenstes Gebiet ist die Gedankenlyrik; doch eignet sie sich auch vorzüglich für solche epische Gedichte, deren Entwicklung Lücken aufweist, die die Erklärung auszufüllen hat. Auf den untersten Stufen wird sie überhaupt ausscheiden müssen, weil sie erst da völlig zu ihrem Rechte kommt, wo bereits ein bewufstes Anschauen und Erfassen des Kunstwerks eintritt.

Das Übrige mögen die folgenden Erläuterungsversuche sagen. Die Beispiele 1—3 (Gedankenlyrik) sind für obere, 4 und 5 (epische Gedichte) für mittlere Klassen berechnet. Die Erklärung soll natürlich nicht erschöpfend sein, sondern nur mehr andeutende Richtpunkte geben. Was die Form anlangt, so wähle ich hier der Einfachheit und gröfseren Abrundung halber die rein akroamatische, die selbstverständlich beim Umsetzen in die Praxis jederzeit leicht in die erotematische übergeführt werden kann. Hilfsmittel zur Erklärung benütze ich absichtlich nicht; denn meines Erachtens kann ein Lehrer ein Gedicht nicht dadurch fruchtbar machen, dafs er aus Kommentaren

sich allerlei Brauchbares zusammensucht, sondern dadurch, dafs er durch eigene unermüdliche Vertiefung in das Kunstwerk dessen Gehalt herausschöpft und dann so beim Weitergeben ein Körnchen der eigenen Persönlichkeit beimischt.

Die Frühlingsfeier (Klopstock).

Ein strahlender Frühlingsmorgen: Der Dichter wandelt durch die Natur, durchdrungen von Gefühlen höchster Andacht und Gottesverehrung, die zum Ausdruck drängen; aber nicht als den Schöpfer und Herrn der ganzen Welt, nur in dem irdischen Frühling, der ihn rings entzückt, will er Gott feiern. Darum hebt er an:

1. Nicht in den Ozean der Welten alle
   Will ich mich stürzen, schweben nicht,
   Wo die ersten Erschaffnen, die Jubelchöre der Söhne des Lichts,
   Anbeten, tief anbeten und in Entzückung vergeh'n!

Der Grundton der Hymne ist sofort kräftig angeschlagen: Die ganze Strophe strömt den Drang zur Anbetung aus (deshalb: stürzen), diesem Gefühl entspringt auch die Schilderung der anbetenden Erzengel. Das All ist als unendliches Meer gedacht, in dem die einzelnen Welten schweben. Das Bild wird in Str. 2 dann fortgeführt: in diesem Meer ist die Erde nur ein Tropfen; aber in dem Tropfen eben will der Dichter Gott verehren:

2. Nur um den Tropfen am Eimer (das Bild nach Jes. 40, 15),
   Um die Erde nur, will ich schweben (auf den Flügeln der Andacht,
   wie schon Str. 1, 2) und anbeten!

Und sofort drängen sich ihm stammelnde Worte des Preises auf die Lippen:

Halleluja! Halleluja!

Seine Verehrung Gottes in dem kleinen Tropfen ist aber nicht unwürdig:

(Denn) Der Tropfen am Eimer
Rann aus der Hand des Allmächtigen auch.

Dieser Gedanke, dafs die Erde auch Gottes Werk ist, löst in seiner Phantasie die erhabensten Bilder aus von der Entstehung der Welten und der Erde mit ihnen:

3. Da der Hand des Allmächtigen
   Die gröfseren Erden (d. h. Planeten) entquollen,
   (der Ausdruck bleibt stets im Bild)
   Die Ströme des Lichts rauschten und Siebengestirne wurden (d. h.
   selbstleuchtende Fixsterne, die sich daher aus Strömen des
   Lichts bilden),
   Da entrannest du, Tropfen, der Hand des Allmächtigen!

Er kann sich nicht genug tun in dieser Schilderung und so folgen bestimmte Beispiele:

4. Da ein Strom des Lichts rauscht' und unsere Sonne wurde,
   Ein Wogensturz (von Licht) sich stürzte wie vom Felsen

Der Wolk' herab (zwei in einander verschlungene Bilder: die Lichtwoge ist verglichen mit herabstürzenden Regenfluten, diese selbst wieder mit einem Wasserfall, der vom Felsen rauscht) und den Orion gürtete (d. h. den Gürtel des Orion entstehen liefs, die drei mittleren Sterne des Gestirns),
Da entrannest du, Tropfen, der Hand des Allmächtigen!

Dem Quellen, Rauschen, Stürzen der anderen Welten ist stets nur das leise Rinnen der Erde entgegengestellt.

Und gegenüber dem gewaltigen Weltall wird sich nun der Dichter der eigenen Menschlichkeit bewufst, zunächst noch im Gefühl der Ohnmacht und Schwäche:

5. Wer sind die Tausendmaltausend, wer die Myriaden alle,
Welche den Tropfen bewohnen und bewohnten, und wer bin ich (dieser unendlichen Menge der anderen Geschöpfe Gottes gegenüber)?

Aber rasch erhebt sich sein Herz zum Dank gegen seinen Schöpfer:

Halleluja dem Schaffenden! (Ich bin doch) Mehr wie die Erden, die quollen,
Mehr wie die Siebengestirne, die aus Strahlen zusammenströmten!
(Denn meine Seele ist unsterblich wie Gott, der mich geschaffen.)

Da fällt des Dichters Blick auf den Boden, wo sich ein Würmchen im Grase sonnt, und seine Gedanken erhalten eine andere Richtung:

6. Aber du, Frühlingswürmchen,
Das grünlichgolden neben mir spielt,
Du lebst und bist vielleicht,
Ach, nicht unsterblich!

Nicht alles, was sich des Lebens freut wie das Frühlingswürmchen, ist vielleicht unsterblich wie des Menschen Seele. Und dieser Gedanke, dafs all das Leben, all die irdische Schönheit ringsum — sie verkörpert sich ihm für diesen Augenblick in dem goldenen Würmchen — vergeht, dieser Gedanke lockt ihm Tränen der Wehmut aus den Augen. Aber er besinnt sich seines Ziels, anzubeten und zu preisen und empfindet seine Weichheit sofort als menschliche Schwachheit, als Schuld gegen Gott; darum:

7. Ich bin herausgegangen, anzubeten,
Und ich weine? Vergib, vergib
Auch diese Träne dem Endlichen (dessen Leib selbst einst vergeht),
O du, der sein wird (du Unendlicher)!

Aber einst wird er doch weiterleben in seiner unsterblichen Seele, und so wird die schmerzliche Wehmut zur freudigen Zuversicht:

8. Du wirst die Zweifel alle mir enthüllen,
O du, der mich durch das dunkle Tal
Des Todes führen wird! Ich lerne dann,
Ob eine Seele das goldene Würmchen hatte.

Dann wird ihm alles offenbar werden, und welche Erkenntnis ihm auch werden wird, er wird sich in sie fügen in kindlicher Ehrfurcht und Demut:

9. Bist du nur gebildeter Staub,
Sohn des Mais, so werde denn
Wieder verfliegender Staub,
Oder was sonst der Ewige will!

Der Dichter rafft sich nun auf aus dieser Reflexion, die das Frühlingswürmchen veranlafst hat; er kehrt zurück zum Preise des Herrn:

10. Ergeufs von neuem, du mein Auge,
(aber diesmal) Freudentränen!
Du, meine (Dichter-) Harfe,
Preise den Herrn!

11. Umwunden wieder (wie zuerst vor jener Episode), mit Palmen
(als Zeichen religiöser Dichtung)
Ist meine Harf' umwunden; ich singe dem Herrn.

Die Fülle des Ausdrucks deutet den energischen Aufschwung an, mit dem er sich nun wieder ganz seinem Ziele zuwendet. Er schaut um sich und versinkt in andächtige Betrachtung des leuchtenden Frühlingsmorgens um ihn her:

Hier steh' ich. Rund um mich
Ist alles Allmacht, und Wunder alles.

12. Mit tiefer Ehrfurcht schau' ich die Schöpfung an:
Denn du,
Namenloser (ich finde keinen Namen, der dich würdig nennt), du
Schufest sie!

Alles ist sein Werk, auch die erfrischenden Lüfte, die sich eben erheben; darum ruft der Dichter sie an:

13. Lüfte, die um mich wehn und sanfte Kühlung
Auf mein (vor Begeisterung) glühendes Angesicht hauchen,
(auch) Euch, wunderbare Lüfte,
Sandte der Herr, der Unendliche!

Die Lüfte bilden die Anknüpfung und Überleitung zum zweiten grofsen Teil oder, wenn man will, zum Hauptteil: der Offenbarung Gottes im Gewitter.

14. Aber jetzt werden sie still, kaum atmen sie.
Die Morgensonne wird schwül,
Wolken strömen herauf;
Sichtbar ist, der kommt, der Ewige!

Die stufenweise fortschreitenden Vorzeichen des Gewitters: zuerst legt sich der kühlende Windhauch fast ganz, infolgedessen wird die Luft schwül und drückend, Wolken türmen sich an dem bisher heiteren Himmel empor und damit kündigt Gott sein sichtbares Erscheinen an; dieses letztere ist ja Ziel der Darstellung. Das Wetter bricht los, zunächst im Sturm:

15. Nun schweben sie, rauschen sie, wirbeln die Winde!
(Häufung tonmalender Laute).

Ebenfalls ein stufenweises Anwachsen: erst noch zurückhaltend, ein Herschweben aus der Ferne, dann ein Anschwellen zum vernehmlichen Rauschen, endlich die Steigerung zum wilden Wirbel. Dieser knappen Schilderung des Sturms wird sofort die Wirkung angefügt:

Wie beugt sich der Wald, wie hebt sich der Strom!
In der erhabenen Erscheinung offenbart sich Gott den Menschen:
Sichtbar, wie du es Sterblichen sein kannst,
(anders vermögen sie dich ja nicht zu schauen)
Ja, das bist du, sichtbar, Unendlicher!

Die in der Natur sich kund gebende Bewegung wird als Angst vor dem Nahen des Allmächtigen gedeutet:

16. Der Wald neigt sich (in Demut), der Strom fliehet,
(d. h. vom Sturm getrieben, strömt er rascher)
und ich
Falle nicht auf mein Angesicht?

Er wirft sich zur Erde, von dem Schrecken in der Natur überwältigt, und ruft in ehrfürchtigen Schauern zu Gott:

Herr, Herr, Gott, barmherzig und gnädig!
Du Naher, erbarme dich meiner!

Eine angstvolle, zagende Frage:

17. Zürnest du, Herr,
Weil Nacht dein Gewand ist? (wie ein schwarzes Gewand verhüllen ihn die dunklen Wolken).

Dann ein Besinnen und die Gewifsheit:
(Nein!) Diese Nacht ist Segen der Erde.
Und wie ein getröstetes Kind:
Vater (nicht: Herr), du zürnest nicht!

Jetzt die Begründung, warum diese Nacht Segen wirkt:

18. Sie kommt, Erfrischung auszuschütten
Über den stärkenden Halm,
Über die herzerfreuende Traube.
Und nochmals wie in seliger Zuversicht:
Vater, du zürnest nicht!

Der Sturmwind legt sich; wie oft vor dem eigentlichen Ausbruch eines Gewitters plötzliche Stille in der Natur, wie ein ehrfürchtiges Verstummen vor der Nähe des Herrn:

19. Alles ist still vor dir, du Naher!
Ringsumher ist alles still!

Zweimal, um die Eindringlichkeit zu steigern. Selbst die anderen Geschöpfe werden aufmerksam und so schiebt sich eine kurze Reminiszenz an Str. 6—9 ein:

Auch das Würmchen, mit Golde bedeckt, merkt auf.
Ist es vielleicht nicht seelenlos? Ist es unsterblich?

Und nun die Wirkung des feierlichen Schweigens auf den Dichter: der Drang zur Anbetung wird mächtiger und ringt nach Ausdruck:

20. Ach vermöcht' ich dich, Herr, wie ich dürste, zu preisen!
(Aber mein Sang ist zu schwach.)
Immer herrlicher offenbarest du dich,
Immer dunkler wird die Nacht um dich
Und voller von Segen (mit Bezug auf Str. 17, 3).

Der erste Blitz entfährt der Wolkennacht:

21. Seht ihr den Zeugen des Nahen, den zückenden Strahl?
Aus der sichtbaren Erscheinung tritt Gott nun auch in die hörbare:
Hört ihr Jehovahs Donner?
Hört ihr ihn? Hört ihr ihn,
Den erschütternden Donner des Herrn?

In der Frageform und den stammelnden Wiederholungen gibt sich die ganze Gemütserschütterung des Dichters kund. Die in ihm jetzt aufs höchste gesteigerten Gefühle der Andacht ergießen sich in die Lobpreisung:

22. Herr, Herr, Gott (der dreimalige mächtige Anruf wie in Str. 16)
Barmherzig und gnädig!
Angebetet, gepriesen
Sei dein herrlicher Name!

Da setzt der Wind wieder ein, der vorhin verstummte:

23. Und die Gewitterwinde? Sie tragen den Donner.
Wie sie rauschen, wie sie mit lauter Woge den Wald durchströmen (wie eine Wasserflut)!

Es folgt nun im wesentlichen eine Wiederholung des vorigen Schilderungsverlaufs, nur durch wenige neue Züge erweitert:

Und nun schweigen sie (wie in Str. 19).
Langsam wandelt
Die schwarze Wolke (weil nicht mehr vom Sturm gejagt).

24. Seht ihr den neuen Zeugen des Nahen, den fliegenden Strahl?
Höret ihr hoch in der Wolke den Donner des Herrn?
Er ruft (uns preisend zu): „Jehovah! Jehovah!"
Und der geschmetterte Wald dampft!
Ihn hat der Blitzstrahl getroffen,

25. Aber nicht unsere Hütte. (Denn)
Unser Vater (wieder das vertrauliche Kindesverhältnis zu Gott wie oben Str. 17, 4 und 18, 4, im Gegensatz zu der sonstigen Anrede) gebot
Seinem Verderber (d. h. dem Verderber, der in seinem Dienst steht
Vor unsrer Hütte vorüberzugeh'n.

Damit ist auch bereits die Hymne in die milde, abgeklärte Stimmung geleitet, in die sie nach der grofsartig-erhabenen Schilderung des Gewitters leise ausklingen soll. Auf die Schrecken des Wetters folgt die Fülle seines Segens:

26. Ach schon rauscht, schon rauscht
Himmel und Erde vom gnädigen Regen.
Nun ist — wie dürstete sie! — die Erd' erquickt
Und der Himmel der Segensfüll' entlastet.
(Es vollzog sich ein Ausgleich zwischen Himmel und Erde.)

Und wie sich Gott zuerst offenbarte als der Allmächtige, so offenbart er sich jetzt als der Allgütige, wie einst dem Elias:

27. Siehe, nun kommt Jehovah nicht mehr im Wetter;
In stillem, sanftem Säuseln
Kommt Jehovah,
Und unter ihm neigt sich der Bogen des Friedens!

Das Göttliche (Goethe).

Was der Dichter das Göttliche im Menschen nennt, stellt er gleich an die Spitze:

1. Edel sei der Mensch,
   Hilfreich und gut!

Er sei edel d. h. nicht roh wie die Tiere; diese ganz allgemeine Grundbestimmung des Menschen (deutlicher in der Fassung von V. 55) zerfällt in zwei Einzelbestimmungen: hilfreich (gegen die Mitwelt) und gut (= sittlich gut, er für sich).

   Denn das allein
   Unterscheidet ihn
5. Von allen Wesen,
   Die wir kennen,

Das allein ist das Göttliche im Menschen, da es nicht dieser sichtbaren, uns bekannten Welt angehört, sondern einer überirdischen, nur geahnten Welt. Darum bricht jetzt der Dichter aus in den Ruf:

   Heil den unbekannten
   Höhern Wesen,
   Die wir ahnen (eben vermöge des Göttlichen in uns; Gegensatz zu ‚kennen' in v. 6)!
10. Ihnen gleiche der Mensch; (er strebe den höheren Wesen so ähnlich zu werden, dafs)
   Sein Beispiel lehr' uns
   Jene glauben! (Wenn der Mensch selbst nichts Göttliches zum Ausdruck brächte, könnten wir nicht an Gott glauben, weil wir keine Vorstellung von ihm hätten.)

Damit ist die Einleitung beendet, das Thema angeschlagen, das nun näher ausgeführt wird. Erst wird der Beweis indirekt angetreten: Kein anderes Wesen als der Mensch kann das Göttliche zur Darstellung bringen; nicht die Natur:

   Denn unfühlend
   Ist die Natur; (Begründung):
15. Es leuchtet die Sonne
   Über Bös' und Gute (ohne Unterschied),
   Und dem Verbrecher
   Glänzen wie dem Besten (als die zwei äufsersten Gegensätze)
   Der Mond und die Sterne.

Von den fernen Himmelskörpern geht es herab zur Erde und deren Erscheinungen: auch

20. Wind und Ströme,
   Donner und Hagel
   Rauschen (rücksichtslos) ihren Weg
   Und ergreifen
   Vorübereilend
25. Einen um den andern (ohne Wahl).

Diese Naturerscheinungen verwüsten, wohin sie eben treffen. Ebenso ist es mit dem Schicksal (Glück):

Auch so das Glück (als Person gedacht)
Tappt (d. h. ohne ein Ziel vor sich zu sehen, wie ein Blinder) unter die Menge,
Fafst bald des Knaben
Lockige Unschuld (d. h. ein unschuldiges lockiges Knabenhaupt),
Bald auch den kahlen
Schuldigen Scheitel (eines Greises; wieder absichtlich die schärfsten Gegensätze: lockig — kahl, Unschuld — schuldig).
Beides, Natur und Schicksal, fafst die nächste Strophe zusammen:
Nach ewigen, eh'rnen (d. h. unvergänglichen und unveränderlichen und deshalb)
Grofsen Gesetzen
Müssen wir alle (Gerechte wie Ungerechte)
Unseres Daseins
Kreise vollenden. (Das leibliche Dasein des Menschen ist ein Kreis: aus dem Nichts läuft es wieder in das Nichts zurück.)

Aber während der Mensch so seinem sinnlichen Wesen nach gebunden ist an diese irdische Welt, erhebt sich seine geistige Natur darüber hinaus zum Göttlichen; darum folgt nun der direkte Beweis:

Nur allein der Mensch
Vermag das Unmögliche (d. h. das, was der Natur und dem Schicksal unmöglich);

worin das beim Menschen in die Erscheinung tritt, wird nun einzeln aufgeführt:

Er unterscheidet (kraft seines Verstandes),
Wählet und richtet (kraft seines freien Willens),
Er kann dem Augenblick
Dauer verleihen (durch schöpferisches Wirken Fortdauerndes, Unvergängliches schaffend wie der Künstler und der Gelehrte).

Vermöge dieser Fähigkeiten vermag der Mensch das Gute zu wirken und damit das Göttliche in sich zu betätigen:

Er allein darf
Den Guten lohnen,
Den Bösen strafen,
Heilen und retten (wer der Hilfe bedarf).

Der Begriff des Rettens wird von den Menschen auf die ganze Natur erweitert:

Alles irrende, Schweifende
Nützlich verbinden.

D. h. die in der Natur frei und ohne Betätigung umherschweifenden Kräfte für den Dienst des Guten retten, sie in der Verbindung zum gemeinsamen, zweckmäfsigen Wirken für das Gute nutzbar machen. Die am Anfang festgesetzte Zweiteilung in gut und hilfreich läfst sich V. 43—48 deutlich verfolgen.

Dieses Göttliche im Menschen ist für uns so sehr die einzige Darstellung und Anschauung des Göttlichen überhaupt (vgl. zu V. 11, 12),

dafs Gott selbst eben diese Form der Erscheinung und des Wirkens für uns annimmt, nur über das Menschliche hinaus erweitert:

Und wir verehren
Die Unsterblichen,
Als wären sie Menschen,
Täten im grofsen,
Was der Beste im kleinen
Tut oder möchte. (Denn auch der blofse Wille zum Guten ist göttlich.)

Endlich folgt die Zusammenfassung in Form einer Aufforderung auf Grund des eben Entwickelten, eingeleitet mit den Worten des Anfangs, dem Thema:

Der edle Mensch
Sei hilfreich und gut!
Unermüdet schaff' er
Das Nützliche, Rechte (genau jener Zweiteilung entsprechend),
Sei uns ein Vorbild
Jener geahneten Wesen!

Denn nur der edle Mensch gibt uns eine Vorstellung, ein Abbild Gottes, dessen Wesen wir nur zu ahnen vermögen.

Mahomets Gesang (Goethe).

Das Leben des Propheten hatte Goethe so angezogen, dafs er sich mit dem Gedanken einer dramatischen Behandlung trug. Den Plan, den er bereits entworfen hatte, teilt er uns in „Wahrheit und Dichtung" am Schlusse des 14. Buches mit. Dabei erwähnt er: „Mehrere einzuschaltende Gesänge wurden gedichtet; von denen ist allein noch übrig, was, überschrieben Mahomets Gesang, unter meinen Gedichten steht. Im Stücke sollte Ali (der Vertraute des Propheten) zu Ehren seines Meisters auf dem höchsten Punkte des Gelingens diesen Gesang vortragen, kurz vor der Umwendung, die durch das Gift geschieht". Dem später vorgesetzten Titel nach müssen wir nun aber die Dichtung als Gesang Mahomets selbst auffassen: kurz vor seinem Tode stellt er sein Leben dichterisch dar in Form einer Allegorie, als das eines Mannes, der eine Mission ausführt als Träger einer grofsen (hier religiösen) Idee. Als Symbol hiefür ist die Entwicklung eines Stromlaufs von der Quelle bis zur Mündung benützt.

Seht den Felsenquell,
Freudehell,
Wie ein Sternenblick (Das Gemeinsame ist das Helle);

Rein und klar entspringt der Quell dem Felsen; so kennt das Kind nichts als ungetrübte Fröhlichkeit.

Gute Geister
Über Wolken
Nährten seine Jugend
Zwischen Klippen im Gebüsch.

Gute Geister, die über den Wolken walten, nährten seine Jugend, die sich zwischen Klippen im Gebüsch abspielt, d. h. hoch oben im Gebirge zwischen einsamen Felsenklippen nährt der Quell vom Regen seine Kraft, die ihn dann in die Weite tragen soll. So auch der Knabe: noch unberührt vom Leben, entwickelt er im stillen die Kräfte, die ein gütiges Wesen in ihn gelegt hat und die ihn zu seinem hohen Berufe befähigen.

Der Knabe wird zum Jüngling:

Jünglingfrisch
Tanzt er aus der Wolke (die sich aus dem Wasserstaube bildet)
Auf die Marmorfelsen nieder,
Jauchzet wieder
Nach dem Himmel.

Das Bild des Jünglings wird in des Dichters Phantasie zum allegorischen Bilde des Wasserfalls, der aus der Höhe herniederrauscht und unten wieder emporsprüht. Das Charakteristische ist die brausende Lebenslust: das malen die Bezeichnungen: frisch, tanzt, d. h. setzt im übermütigen Sprung herab, jauchzet. Alles ist voll von überschüssiger Lebenskraft, die zur Betätigung drängt, aber noch kein Ziel vor sich sieht. Bald aber tritt so etwas wie ein vorläufiges Ziel vor ihn hin, das ihn freilich nur kurz zu fesseln vermag: die Freuden der Jugend.

Durch die Gipfelgänge (Einsenkungen zwischen den Gipfeln im Gebirge)
Jagt er bunten Kieseln nach, (die von der raschen Bewegung des Bergwassers fortgerissen werden.)

Aber selbst hier in der Jugend tritt sein Zielbewufstsein schon kräftig genug hervor. Die Folge ist, dafs seine Genossen sich völlig unterordnen und sich seiner Führung überlassen:

Und mit frühem Führertritt
Reifst er seine Bruderquellen
Mit sich fort.

Der Flufs tritt aus dem Gebirge in das Tal, sein Lauf wird daher ruhiger — der Jüngling entwächst allmählich der ungebändigt dahinströmenden Jugendlust und reift dem ernsten Mannesalter entgegen.

Drunten werden in dem Tal
Unter seinem Fufstritt Blumen,
Und die Wiese
Lebt von seinem Hauch.

Wie der Flufs jetzt neues Leben schafft — die Wiese und ihre Blumen leben nur durch ihn —, so versammelt nun der Mann eine Familie um sich, die ihm Dasein und Erhaltung verdankt. Aber für eine ruhige Familienidylle ist er nicht geschaffen, sein Wirken geht in die Weite, gilt der Menschheit. Darum vermögen ihn auch die Seinen nicht dauernd zu fesseln, er läfst sich nicht halten von ihrem Flehen und Schmeicheln:

Doch ihn hält kein Schattental,
Keine Blumen,

Die ihm seine Knie' umschlingen, (d. h. hemmend ins Wasser hineinwachsen)

25. Ihm mit Liebesaugen (die leuchtenden Kelche und Blüten) schmeicheln:
Nach der Ebne dringt sein Lauf
Schlangenwandelnd.

Unaufhaltsam geht es dem Ziel entgegen, aber freilich nicht auf dem nächsten Wege; denn äufsere Hindernisse stellen sich dem Flufs entgegen, zu deren Überwindung seine Kraft eben doch nicht reicht und die ihn deshalb zu Umwegen zwingen; daher schlangenwandelnd. So beim Mann: äufsere Hindernisse verbieten es ihm, sein Ziel, seine Idee so zu verfolgen, wie er wollte. Aber nur ein Verzögern gibt es, kein Aufhalten.

Stets werden neue Kräfte zugeführt:
Bäche schmiegen
Sich gesellig an.
Sie schmiegen sich an ihn wie Schutz suchend.
Nun tritt er

30. In die Ebne silberprangend (d. h. in der Vollkraft des Lebens),
Und die Ebne prangt mit ihm,

es folgt ein breit angelegtes, von hinreifsender Bewegung erfülltes Bild:
Und die Flüsse von der Ebne
Und die Bäche von den Bergen
(Mächtigere und Schwächere)
Jauchzen ihm (zu) und rufen: Bruder!

35. Bruder, nimm die Brüder mit,
Mit zu deinem alten Vater, (der auch unserer ist)
Zu dem ew'gen Ozean,
Der mit ausgespannten Armen (das Meer umfafst das Land, seine Söhne also, die Ströme, stürzen in seine ausgebreiteten Arme)
Unser wartet,

40. Die sich, ach! vergebens öffnen, (weil sie allein nicht hin zu gelangen vermögen)
Seine Sehnenden zu fassen!

Jetzt die Hindernisse, denen sie allein unterliegen müssen:
Denn uns frifst in öder Wüste
Gier'ger Sand; die Sonne droben
Saugt an unserm Blut (trocknet das Wasser, ihr Lebensblut, aus); ein Hügel

45. Hemmet uns zum Teiche! (Ihn mit eigner Kraft zu durchbrechen, sind sie zu schwach.)

Und wieder der Ruf, der im Vorgefühl der Erlösung aufjauchzende Ruf:
Bruder,
Nimm die Brüder von der Ebne,
Nimm die Brüder von den Bergen
Mit, zu deinem Vater mit!

Dieses Bild ist von allen am breitesten ausgeführt. Denn hier liegt der Mittelpunkt der ganzen Darstellung. Alles Vorhergehende war nur einleitend und vorbereitend: Der Prophet hat sich erst im stillen Kraft gesammelt für sein Werk; erst verhältnismäfsig wenige Anhänger haben sich zu ihm gesellt. Aber jetzt tritt er aus der Stille seiner Zurückgezogenheit in die grofse Welt ein (der Flufs aus den verschwiegenen Waldtälern in die Ebene), und alle, die sich da in religiöser Sehnsucht (V. 41) verzehren, aufser stande, sich durch sich selbst zu ihrem Gott und Vater zu finden, sie erkennen in ihm ihren Heiland. Und er, der Befreier, läfst seinen Werberuf ertönen:

Kommt ihr alle! —

und alle strömen ihm jubelnd zu. Die ganze Bewegung schwillt jetzt rasch an zur mächtigsten Flut:

Und nun schwillt er
Herrlicher; ein ganz Geschlechte
Trägt den Fürsten hoch empor!

Die sich zu ihm sammelten, erheben ihn zu ihrem Fürsten, der nun über ganze Länder gebietet. Sein Lauf gleicht einem Triumphzuge, seine Macht wächst ins Ungemessene:

Und im rollenden Triumphe
Gibt er Ländern Namen, Städte
Werden unter seinem Fufs.

Aber wie vorher nicht am Anfang seiner Laufbahn, so kennt er auch jetzt in der Fülle seiner Macht kein Stehenbleiben; unaufhaltsam strebt er seinem Endziel entgegen und Segen folgt seinen Spuren:

Unaufhaltsam rauscht er weiter,
Läfst der Türme Flammengipfel, (weil in der Morgen- und Abendsonne weithin erglühend,)
Marmorhäuser (als Zeichen des Reichtums), eine Schöpfung
Seiner Fülle, hinter sich.

Endlich glänzt dem Strom von ferne das Meer in seiner Gröfse und Erhabenheit entgegen — der Prophet sieht im Tode die Herrlichkeit seines Vaters:

Zedernhäuser (Schiffe) trägt der Atlas (das Meer)[1])
Auf den Riesenschultern; sausend
Wehen über seinem Haupte
Tausend Flaggen durch die Lüfte,
Zeugen seiner Herrlichkeit.
Und so trägt er seine Brüder,
Seine Schätze (sein höchstes Gut, dem er sein Leben weihte,) seine Kinder,
dem erwartenden Erzeuger
Freudebrausend (denn das Ziel ist erreicht) an das Herz.

[1]) Über die Beziehung des Atlas zum Meer vgl. Hom. Od. I, 52, 53.

Die Mission ist erfüllt, der Prophet hat sich heimgefunden zu seinem Vater, nachdem er seinen Brüdern den Weg zu ihm gewiesen für alle Zeit.

Ballade (vom vertriebenen und zurückkehrenden Grafen) (Goethe).

Die Ballade ist ihrer etwas mysteriösen Fassung wegen von Goethe selbst mit einem Kommentar versehen worden, der sich in den Ausgaben gewöhnlich am Schlusse der Gedichte findet.

Sie beginnt rein dramatisch:

I. „Herein, o du Guter, du Alter herein!
Hier unten im Saale, da sind wir allein;
Wir wollen die Pforte verschliefsen!

Wir kennen zunächst nicht die Sprechenden noch den Ort; wir können die Situation erst allmählich aus dem Inhalt der Rede uns schaffen und so entnehmen wir ihr fürs erste eine Einladung an einen alten Mann einzutreten in den Saal, wo die Sprechenden allein sind. Denn:

Die Mutter, sie betet, der Vater im Hain
5. Ist gangen die Wölfe zu schiefsen.

Es sind also Kinder, die sprechen, und zwar sind es zwei Geschwister:

O sing' uns ein Märchen, o sing' es uns oft,
Dafs ich und der Bruder es lerne!
Wir haben schon längst einen Sänger gehofft, —
Die Kinder, sie hören es gerne."

Der eintretende Alte ist ein fahrender Sänger. Aus der ganzen Strophe können wir nun auch annähernd den Ort der Handlung feststellen: es mufs eine Ritterburg sein (Saal in V. 2; Besuch eines fahrenden Sängers) in wilder (nach V. 5), einsamer (nach V. 8) Gegend.

Ebenso dramatisch wird weitergefahren, wir müssen wieder den Sprechenden erraten: es wird wohl der Alte sein, der nun sein Lied singt. Ganz geheimnisvoll hebt der Sang an:

II. 10. „Im nächtlichen Schrecken, im feindlichen Graus
Verläfst er das hohe, das herrliche Haus,
Die Schätze, die hat er vergraben.

Wir wissen gar nicht, von wem die Rede ist, erst der nächste Vers sagt es:

Der Graf nun so eilig zum Pförtchen hinaus.

Ein Graf mufste bei einem feindlichen Überfall nachts aus seiner Burg fliehen; obwohl er seine Schätze vergraben hat, scheint er doch noch ein besonderes Kleinod retten zu wollen:

Was mag er im Arme denn haben?
15. Was birget er unter dem Mantel geschwind?
Was trägt er so rasch in die Ferne?

Die gehäuften Fragen spannen die Neugier der Hörer.
Ein Töchterlein ist es, da schläft nun das Kind
(während der Flucht friedlich im Arme)." —
Die Kinder, sie hören es gerne.

Dieser Refrain, der durchgängig wiederkehrt, (nur in Str. 8 und 9 variiert,) gibt der Ballade einen „entschiedenen lyrischen Charakter." (Goethe.)

Am anderen Morgen liegt vor dem Vertriebenen die weite Welt:
III. „Nun hellt sich der Morgen; die Welt ist so weit,
heimatlos, ohne Obdach irrt er darin umher:
20. In Tälern und Wäldern die Wohnung bereit,
In Dörfern erquickt man den Sänger.

Ohne Vorbereitung tritt plötzlich die Bezeichnung Sänger ein, es kann aber natürlich niemand als der Graf gemeint sein: er zieht als Sänger bettelnd im Lande umher und verdient so sein Brot — lange, lange:
So schreitet und heischt er undenkliche Zeit,
Der Bart wächst ihm länger und länger;
Doch wächst in dem Arme (auf dem er es aus dem
Schlosse trug,) das liebliche Kind
25. Wie unter dem glücklichsten Sterne,
Geschützt in dem Mantel vor Regen nnd Wind." —
Die Kinder, sie hören es gerne.

Dem wilden Wachsen des Bartes, das die Länge der Zeit und die Rauheit des Lebens darstellt, wird das blühende Wachstum des Kindes entgegengesetzt, das unter der sorglichen Pflege des Vaters (V. 26) gedeiht wie in Reichtum und Glück.

IV. „Und immer sind weiter die Jahre gerückt,
der Mantel zeigt es:
Der Mantel entfärbt sich, der Mantel zerstückt,
30. Er könnte sie länger nicht fassen.

Und jetzt, da der Mantel die Tochter nicht mehr zu decken vermag, ist es, als sähe sie der Alte erst recht, als hätte der Mantel ihm ihr Erblühen verborgen:
Der Vater, er schaut sie; wie ist er beglückt!
Er kann sich für Freude nicht lassen;
So schön und so edel erscheint sie zugleich,
Entsprossen aus tüchtigem Kerne;
in ihrer ganzen Erscheinung verrät sie den Adel ihrer Abkunft, und eben dies, dafs sie des edlen Stammes würdig ist, bildet des Alten Stolz, er fühlt sich nicht mehr als armer Bettler:
35. Wie macht sie den Vater, den teuren, so reich!"
Die Kinder, sie hören es gerne.

Es tritt ein Umschwung ein, der schon in der vorhergehenden Strophe (IV) vorbereitet ist durch die Schilderung der Schönheit der Tochter:
V. „Da reitet ein fürstlicher Ritter heran,
Sie recket die Hand aus, der Gabe zu nahn (wie sie es
gewohnt war);

(aber) Almosen will er nicht geben.
40. Er fasset das Händchen (das sich ihm entgegen streckt),
so kräftiglich an (und hält es fest, von ihrer Schönheit betroffen):
‚Die (Hand) will ich', so ruft er, ‚aufs Leben!'

Nun wieder der Stolz des Alten: er empfindet die Werbung nicht als unverdiente Gnade, er nimmt sie an und verlobt die Tochter dem Ritter auf der Stelle:

„Erkennst du', erwidert der Alte, ‚den Schatz,
(der als edler Kern unter der schlechten Hülle steckt)
Erhebst du zur Fürstin sie gerne:
Sie sei dir verlobet auf grünendem Platz!'"
45. Die Kinder, sie hören es gerne.

Das Paar wird verbunden zur Ehe:

VI. „Sie segnet der Priester am heiligen Ort
(d. h. in irgend einer Kapelle);

Sie mufs den Vater verlassen, mit dem sie das fahrende Leben all die Jahre her so innig verbunden, und so folgt sie dem Ritter mit gemischten Gefühlen:

Mit Lust und mit Unlust nun ziehet sie fort,
Sie möchte vom Vater nicht scheiden.

Ebenso ergeht es ihm: in Freud und Leid zugleich zieht er nun einsam umher im Lande:

Der Alte, der wandelt nun hier und bald dort,
50. Er träget in Freuden sein Leiden.

Und nun ein wundervoller Zug: der Sänger hat sich so heftig in die Sehnsucht nach der Tochter, den Enkeln hineingedacht, dafs er nun, wo er die beiden Kinder vor sich sieht, unbewufst aus der Rolle fällt:

So hab' ich mir Jahre (lang) die Tochter gedacht,
Die Enkelein wohl in der Ferne;
Sie segn' ich bei Tage, sie segn' ich bei Nacht." —
Die Kinder, sie hören es gerne.

Was wir längst ahnten, wird bestätigt: der Alte im Lied ist eins mit dem einkehrenden Sänger. Und mit einem Male ist der Zusammenhang erhellt: der alte Sänger wufste sich vor Sehnsucht nach der Tochter, nach den Enkeln, denen seine segnenden Gedanken Tag und Nacht gehörten, nicht mehr zu fassen, er mufste sie sehen und kehrte in die Burg ein. Dafs er wirklich niemand anders als seine Enkel vor sich hat, sehen wir gleich aus einer sinnigen Andeutung: auf das Segnen in Gedanken folgt:

VII, 55. Er segnet die Kinder;
„wir hoffen das Beste" (Goethe); allein:
da poltert's am Tor,

damit wird das Erscheinen des Fürsten angekündigt und zwar in unheildrohender Weise, das sagt uns unser Gefühl.

Der Vater, da ist er! Sie springen hervor,
(in Schrecken; denn da sie allein waren, war es ihnen verboten, jemand in die Burg einzulassen; aber)
Sie können den Alten nicht bergen. —

Der Fürst sieht den Bettler, an den die Kinder sich zutraulich schmiegen, wie um ihn zu decken und zu schützen, und braust auf:

„Was lockst du die Kinder? du Bettler, du Tor!
(weil er meint, dies ungestraft tun zu können; darum läfst auch der Fürst sogleich eine harte Strafe folgen:)
Ergreift ihn, ihr eisernen Schergen!
(eisern in doppelter Hinsicht: = mit eisernen Ketten hantierend, und = hart wie Eisen, unbarmherzig.)
60. Zum tiefsten Verlies den Verwegenen fort!“

Der Lärm dringt bis in die stille Burgkapelle, wo die Mutter betet:
Die Mutter vernimmt's in der Ferne;
Sie eilet, sie bittet mit schmeichelndem Wort. —

Der Sänger mufs sie unwillkürlich an den Vater, an ihr einstiges Leben erinnern und ihr Mitgefühl wecken; darum legt sie ein gütiges Wort für ihn ein, und

Die Kinder, sie hören es gerne.

Die Knechte zögern, den erhaltenen Befehl zu vollziehen, von einer gewissen Würde in des Alten Erscheinung eingeschüchtert:

VIII. Die Schergen, sie lassen den Würdigen steh'n,
65. Und Mutter und Kinder, sie bitten so schön;

beides stachelt den Stolz des Fürsten, weil er darin eine Auflehnung gegen seinen Willen sehen mufs und das eines Bettlers wegen. Er hält zuerst noch zurück:

Der fürstliche Stolze verbeifset
Die grimmige Wut, ihn entrüstet das Fleh'n,
Bis endlich sein Schweigen zerreifset:

Die Erscheinung des Bettlers und die Teilnahme der Seinen stellt ihm aufs lebhafteste die Herkunft der eignen Gemahlin vor Augen. Der Gedanke daran nagte schon länger heimlich an ihm und dieser verhaltene Groll macht sich nun bei dieser Gelegenheit in der heftigsten Weise Luft:

„Du niedrige Brut! Du vom Bettlergeschlecht!
70. Verfinsterung fürstlicher Sterne! (d. h. fremdes, unedles Blut kommt zu dem fürstlichen und macht es unrein und schlechter).
Ihr bringt mir Verderben! Geschieht mir doch recht!“ —
Die Kinder, sie hören's nicht gerne.

Der Alte weicht dem Zorn des Fürsten nicht; das edle Feuer, das ihm aus den Augen strahlt, treibt die Knechte zurück:

IX. Noch stehet der Alte mit herrlichem Blick.
Die eisernen Schergen, sie treten zurück.

Durch diese Betonung der imponierenden Würde in der äufseren Erscheinung des Alten (V. 64, 73) wird auf den Schlufs hingearbeitet, wo der verachtete Bettler als Graf von edelstem Blute dasteht.

75. Es wächst nur das Toben und Wüten (zu immer ungerechteren Vorwürfen gegen Gattin und Kinder):
„Schon lange verflucht' ich mein ehliches Glück (also nur der Ausbruch eines längst gefafsten Grimms)
Das sind nun die Früchte der Blüten! (Die Blüte seiner Leidenschaft für die Tochter des Bettlers hat solche Früchte gezeitigt.)
Man leugnete stets, und man leugnet mit Recht,
Dafs je sich der Adel erlerne (wenn er nicht angeboren ist; damals wollte er es nicht glauben, aber jetzt zeigt es sich deutlich an dem unwürdigen Verhalten gegen den Bettler).
80. Die Bettlerin zeugte mir Bettlergeschlecht!" —
Die Kinder, sie hören's nicht gerne.

Aber jetzt erhebt der Alte, der bisher geschwiegen, die Stimme in mächtigem, feierlichem Klang:

X. „Und wenn euch der Gatte, der Vater verstöfst,
Die heiligsten Bande verwegentlich (weil ohne eigentlichen Grund) löst,
So kommt zu dem Vater, dem Ahnen!

Hiemit gibt er sich zu erkennen als Vater und Grofsvater. Aber nicht als elender Bettler tritt er vor die Seinen, um ihnen zur Last zu fallen, er vermag etwas zu bieten (Ehre und Reichtum, wie sich zeigen wird). Dies kündigt er zuerst allgemein an:

85. Der Bettler vermag, so ergraut und entblöfst,
Euch herrliche Wege zu bahnen.
Dann enthüllt er alles:
Die Burg, die ist meine, du hast sie geraubt,
Mich trieb dein Geschlecht in die Ferne;
Wohl bin ich mit köstlichen Siegeln beglaubt!" —
90. Die Kinder, sie hören es gerne.

Nicht blofs Ahne der fürstlichen Familie ist der Alte, sondern auch ehemaliger Herr der Burg; eben das Geschlecht des Fürsten vertrieb ihn damals und machte ihn zum Bettler. Dafs er rechtmäfsiger Graf ist, kann er beglaubigen. Er erklärt nun das Nähere:

XI. „Rechtmäfsiger König, er kehret zurück,
Den Treuen verleiht er entwendetes Glück (d. h. die ihm treu blieben, erhalten jetzt nach seiner Rückkehr ihr verlornes Gut zurück).

„Eine gewaltsame Regierungsveränderung hatte den rechtmäfsigen König, dem der Graf anhing, vertrieben und so auch seine Getreuen, die nun bei wieder hergestellter Dynastie zurückkehrten" (Goethe). Dadurch ist es dem alten Grafen ermöglicht, seinen Besitz wieder zu übernehmen. Als Beweis seiner Aussagen kann er die Stellen angeben, wo er einst die Schätze vergrub:

Ich löse die Siegel (darum köstlich in V. 89) der Schätze."

Eigentlich könnte der Alte als Rächer wiederkehren, aber wir werden hierüber sofort beruhigt; denn seine Worte klingen nicht zürnend, sondern:

So rufet der Alte mit freundlichem Blick;
alles wird gut:

95. „Euch künd' ich die milden Gesetze (dafs jeder straflos ausgehen solle).
Erhole dich, Sohn (von dem Erstaunen, von dem Schrecken vielleicht)!

Mit der Anrede Sohn gibt er ihm die volle Gewähr seiner Verzeihung und setzt ihn in alle Sohnesrechte ein.

Es entwickelt sich gut,
Heut einen sich selige Sterne; (das Bild ist von der Astrologie hergenommen: heute treffen segenbringende Sterne zusammen = heute ist ein Glückstag.)
Die Fürstin, sie zeugte dir fürstliches Blut (kein Bettlergeschlecht)!" —

Die Reue des Fürsten ist also grundlos. Und zum Schlufs wieder der Refrain, der so gut zu dem fröhlichen Ende pafst:

Die Kinder, sie hören es gerne.

Das Schlofs am Meer[1]) (Uhland).

Mit einer Frage hebt das Gedicht an:

1. Hast du das Schlofs gesehen,
Das hohe Schlofs am Meer?

Wer der Fragende ist, wird uns nicht gesagt, ebensowenig, wer gefragt wird. Wir erfahren es auch im Verlauf des Gedichtes nicht; denn wie ein flüchtiger Blick lehrt, besteht es nur aus Fragen und Antworten ohne jeden verbindenden Text. Wir können uns nur aus Art und Inhalt der Fragen mit Hilfe der Phantasie irgend ein Bild, eine Situation als Grundlage schaffen, auf der sich das Ganze aufbaut. Da müssen wir nun sofort bei der einleitenden Frage auf die Vorstellung zweier Wanderer kommen, die sich begegnen. Ferner müssen wir annehmen, der Angeredete kommt aus der Richtung des Schlosses — denn sonst könnte man ihn nicht danach fragen —, während der Frager dem Schlosse zustrebt und etwa in Ungeduld und Sehnsucht nach dem Ziel den entgegenkommenden anhält:

1. Hast du das Schlofs gesehen,
Das hohe Schlofs am Meer?

Darangeknüpft ist eine Schilderung in den lichtesten, glanzvollsten Farben:

Golden und rosig wehen
Die Wolken drüber her.
2. Es möchte sich niederneigen
In die spiegelklare Flut,
Es möchte streben und steigen
In der Abendwolken Glut.

---

[1]) Das Gedicht wird gewöhnlich bereits auf den unteren Stufen behandelt, während es doch frühestens nach V. gehört.

In der Bewegung (niederneigen, streben und steigen) ist das Schlofs förmlich lebendig gedacht: wie ein lebendiges Wesen seine Daseinsfreude in irgend eine Bewegung umzusetzen sucht, einem unbestimmten Drange folgend, so ist dem Schlofs aus lauter Lust an der eigenen Schönheit sein Standplatz zu eng, es strebt darüber hinaus.

Es folgt die Antwort:

3. „Wohl hab ich es gesehen,
Das hohe Schlofs am Meer,
Und den Mond darüber stehen
Und Nebel weit umher."

Vollkommenster Kontrast zu dem vorigen Bilde: Dort der goldene Glanz der Abendsonne, hier bleicher Mondesschimmer und graue Nebel; dort alles voll quellenden Lebens, hier Stille der Nacht. Gesteigert wird der Kontrast noch durch die Knappheit der entgegengestellten Schilderung (2 V. gegen 6 V.). Und unwillkürlich übertragen wir diesen Gegensatz zwischen Frage und Antwort auf die Sprechenden selbst: der Fragende kann ja nur ein Jüngling sein, lebhaft und glänzend wie das erste Bild, der andere nur ein älterer Mann, düster und wortkarg wie seine Antwort.

Vom blofsen Sehen schreitet die Darstellung fort zum Hören:

4. Der Wind und des Meeres Wallen,
Gaben sie frischen Klang?
Vernahmst du aus hohen Hallen
Saiten und Festgesang?

Der Jüngling erwartet alles in festlicher Bewegung, seiner eigenen Stimmung entsprechend. Statt dessen mufs er vernehmen:

5. „Die Winde, die Wogen alle
Lagen in tiefer Ruh';
Einem Klagelied aus der Halle
Hört' ich mit Tränen zu."

Wieder genau entsprechende Gegensätze (frischer Klang — tiefe Ruh', Festgesang — Klagelied). Bemerkenswert ist jedesmal der schöne Einklang zwischen der Naturstimmung und der Stimmung im Schlofs. Und nun die letzte Steigerung vom Leblosen zum Lebendigen, zu Menschen, die sichtbar in das geschaffene Bild eintreten (vermittelt bereits durch Festgesang und Klagelied):

6. Sahest du oben gehen
Den König und sein Gemahl,
Der roten Mäntel Wehen,
Der goldnen Kronen Strahl?

Es sind wieder die hellsten Farben (rot, golden) gewählt, und möglichst viel Bewegung (Wehen, Strahl) wird in das Bild hereingetragen.

Endlich der Höhepunkt des Ganzen, das Ziel, zu dem das vom Jüngling geleitete Gespräch in stetiger Steigerung hindrängt als zu dem Gegenstand seiner Sehnsucht, dem schliefslich all sein Fragen und Forschen allein gilt:

7. Führten sie nicht mit Wonne
Eine schöne Jungfrau dar,

Herrlich wie eine Sonne,
Strahlend im goldnen Haar?

Deshalb ist auch eine ganze Strophe auf diese Schilderung der Jungfrau verwandt, deshalb auch diese Fülle von Licht und Glanz verbreitenden Beiwörtern (mit Wonne, schön, herrlich, Sonne, strahlend, golden).

Darauf die Antwort:

8. „Wohl sah ich die Eltern beide,
Ohne der Kronen Licht,
Im schwarzen Trauerkleide;
Die Jungfrau sah ich nicht."

Eine kürzere (4 V.), kühlere Antwort liefse sich der warm-beredten (8 V.) Frage oben nicht gegenüberstellen, und doch welche Antwort! Man sehe nur die Steigerung, die sich innerhalb dieser letzten Strophe noch einmal vollzieht: erst das indifferente, nichts Neues meldende:

Wohl sah ich die Eltern beide, aber nun:
Ohne der Kronen Licht,

das der vorigen Schilderung bereits allen Glanz abstreift. Dann die bängste Ahnung erweckend:

Im schwarzen Trauerkleide;

Endlich der wunderbare Schlufsvers, der das bringen soll, worauf sich des Jünglings ganzes Interesse konzentriert und der nun anscheinend ganz abfällt und gleichgültig klingt, der aber hinter dieser scheinbaren Gleichgültigkeit die unzweideutigste, fürchterlichste Gewifsheit birgt:

Die Jungfrau sah ich nicht.

Amorbach. Fritz Böhner.

Heimat und Geographieunterricht.

(Einige Worte im Anschlufs an Bürchners Schrift „Geographische Grundbegriffe" erläutert an der Heimatkunde von München.)

Die hohe Bedeutung der in der Heimat gewonnenen Anschauungen und Erfahrungen für einen soliden Aufbau des gesamten geographischen Unterrichts wird in den neuen Lehrplänen und pädagogischen Handbüchern sehr nachdrücklich betont (vgl. H. Schiller, Handbuch der prakt. Päd. [3] S. 615ff.. wo auch die Literatur bis 1893 verzeichnet ist, oder W. Rein, Enzyklop. Handb. d. Päd. „Heimatkunde" von Scholz, Bd. 3 S. 400—422, oder O. Willmann, Did. [3] II S. 174). Den hier gegebenen Weisungen und Anregungen folgend haben auch Lehrer der Mittelschulen die praktische Anwendung für den Ort ihres Wirkens gemacht; so F. A. Finger für Weinheim an der Bergstrafse, dessen ausgereifte „Anweisungen zum Unterricht in der Heimatkunde" etc. (1893) von nachhaltigem Einflufs waren; Peter und Piltz für Jena (Lehrproben 6, 45), V. Jonas für Oppeln (1892), Polenz für Tilsit (1896), M. G. Schmidt für Wernigerode a. H. (1897), Giseke für Magdeburg (1897), für Görlitz Progr. Görlitz 1. Teil 1901, Binn für Böhmisch-Leipa

(1902). Jeder Jahrgang der Programmabhandlungen bekundet, auf wie fruchtbaren Boden die Mahnung des Kaisers vom 20. November 1890 (s. Lexis Reform d. höh. Sch. in Preufsen S. 250) gefallen ist. Noch reichhaltiger ist natürlich das Material, das Lehrer an Volks- und Bürgerschulen mit emsigem Fleifs zusammengetragen haben. Neuestens hat Jürgen Lübbert in einem Vortrag „Die Verwertung der Heimat im Unterricht" Zeitschr. f. G.-W. 1903 S. 793—801 die Bedeutung des Gegenstandes wieder gewürdigt.

Das vielgestaltige Bayernland mit seinen markanten und malerischen Formen vom Firn bis zum Rebenhügel mufs den bayerischen Lehrer besonders zu einer ortsgemäfsen Behandlung des Gegenstandes, zu einer lokalen Individualisierung des ersten Geographieunterrichtes reizen. Und gewifs ist hier in der Praxis sehr viel geschehen vor und nach den „Anregungen" der neuen Lehrpläne, aber die Öffentlichkeit bekam von dieser Tätigkeit wenig zu sehen und zu hören, weil der bayerische Gymnasiallehrer von der prurigo scribendi weniger als andre beunruhigt wird. Aber schaden wird es doch nicht, wenn auch aus unseren Kreisen einige Beispiele der praktischen Durchführung, wie die Heimatkunde ausgenützt werden kann, in Wort und Bild vorgelegt werden. Im Anschlufs an das gerühmte österreichische Werkchen von J. Mayer, A. Becker und G. Rusch „Geographische Grundbegriffe erläutert an Wien und Umgebung" (Wien 1903) unternimmt es Dr. L. Bürchner[1]) seine im Unterricht und auf Ausflügen gesammelten Beobachtungen in den Dienst dieses Zweiges der Didaktik zu stellen und die geographischen Grundbegriffe an München und Umgebung zu erläutern und wünscht, dafs es für die unterste Klasse jedes bayerischen Gymnasiums ein ähnliches Büchlein gebe; auch für die Geschichte und das Deutsche sind — wie ich gleich beifügen will — solche Fundamentbauten aus den Steinen der Heimat die tragfähigsten. Das recht gut ausgestattete Büchlein von Bürchner, der sich der sachkundigen Unterstützung mancher Fachleute zu erfreuen hatte, behandelt auf 24 Seiten in 20 Paragraphen kurz und übersichtlich die wichtigsten Begriffe (Gelände—Fläche—Gesichtskreis; Weltgegenden—Himmelsrichtungen; Niederschläge—Gewässer; Flufsbett; Pegel; die Arbeit des bewegten Wassers; Flufsgebiet—Wasserscheiden; Flufslauf—Gefäll; relative und absolute Höhe; die Darstellung der Landschaft in einem Relief und auf einer Karte; Verkleinerung—Verjüngung—Mafsstab; Messen und Darstellung —Zeichnung der Erhebungen; Erscheinungsformen der Landschaft: Talung, Hochränder, Hügel, Berg, Trockental—Moor und Heide; Bestandteile des Bodens; Klima; Pflanzendecke; die Stadt; Klein- und Grofsgewerbe; Handel; Verkehr). Den Horizont veranschaulicht eine Aufnahme vom nördlichen Frauenturm gegen die Fröttmaninger Heide, die Wasserscheiden im Isargebiet (Amper—Sempt) eine genaue Skizze, einen Teil des Stadtreliefs eine deutliche Aufnahme vom Luftballon

[1]) Geographische Grundbegriffe erläutert an der Heimatkunde von München. Mit zahlreichen Abbildungen. München 1904, Piloty & Löhle, 30 S., 50 Pf. Vgl. die Besprechung in der Beilage der Allg. Zeit. 1904 Nr. 12.

über der Friedenssäule (1000 m), den Mafsstab ein Grundrifs des Maximilians- und Luitpoldgymnasiums, den Charakter der schraffierten Karten die Bavariapartie; ein Querschnitt von hier zum Ostbahnhof den geologischen Bestand, dazu die sog. geologischen Orgeln bei Deisenhofen; den Verkehr eine Skizze der 10 Eisenbahnlinien. Die farbige Einzeichnung des reduzierten Quadratkilometers und des alten Befestigungsringes in den Stadtplan regt zu einer fruchtbaren Vergleichung an. Den Weg (35 km) der unterirdischen Hochwasserleitung wird man nicht leicht so schön und deutlich in einem Schulbuche dargestellt finden wie bei Bürchner. Ein nicht gerade erschöpfendes Verzeichnis ordnet schliefslich die Wortbegriffe alphabetisch.

Die Schwierigkeiten, die sich einer solchen Verwertung der Heimatkunde entgegenstellen, sind zahlreich und grofs: sie liegen sowohl in der Abgrenzung und Beherrschung des Stoffes als in der Methode der Behandlung und steigern sich, wenn nicht ein fester Standpunkt eingenommen wird in der Frage, für wen man schreibt — ob für Schüler oder Lehrer oder Fremde. Da Bürchners Arbeit zugleich eine Anregung zu ähnlichen sein soll, so dürften mir einige Bemerkungen nicht verargt werden, welche zu machen ich freilich gerne geschulteren Fachgenossen überliefse. Für Regensburg, Bamberg, Rosenheim, Kempten, Landau und andre Orte ist die Aufgabe natürlich nicht so schwierig wie für München. Die Stadt und Umgebung ist für einen grofsen Prozentsatz unsrer Schüler nicht Heimat im vollen Sinn des Wortes, die Heimat des frohen Umherstreifens, die man kennt wie seine Hosentaschen, in der Land und Leute frohe Erinnerungen wecken. Wie viele kennen z. B. den Hachinger Bach? Dann fällt die Heimatkunde der Volksschule zu[1]); der Geographieunterricht in der ersten Klasse sollte hier eigentlich nur an das Bekannte anknüpfen, nicht erst die Heimat kennen lehren. Der Stoff ist für München so überreich, dafs Zahl und Inhalt der geographischen Grundbegriffe wohl leicht vermehrt werden können. So dürfte die Grofsstadt, die Stadt der Kunst, die Binnenstadt gegenüber der Kleinstadt oder Fabrikstadt, dem flachen Land oder der Seestadt, die ‚Assanierung' Münchens, die Einwirkung der Kultur auf die ärmliche Landschaft, die Abhängigkeit der Bewohner von dem Boden; die Landschaft in den verschiedenen Jahreszeiten (Regen, Nebel, Schnee, Treibeis) schärfer zu zeichnen sein; über die Bevölkerungselemente, ihre Sprache, ihre Trachten, Sitten und Lebensweise hat der Schüler reiches Beobachtungsmaterial. Ein Kapitel „Geographische Eigennamen", das S. 19 und sonst von Bürchner gestreift wird, könnte viel klären und zum Denken anregen: Perlach[2]), Dingharting, Hesselohe, Berg am Laim, Menterschwaige, Höllrigelskreut, Wörther See; auch die Strafsennamen: Nordendstrafse, Kanalstrafse (darüber Graf Rambaldi). Die Behandlung der geographischen Begriffe ist natürlich induktiv. Wie lebendig und lückenlos dies erfolgen kann, lehrt z. B. hinsichtlich der physikalischen Geographie Geikie (Naturwissenschaftliche

[1]) Vgl. Dr. G. Kerschensteiner, Betrachtungen zur Theorie des Lehrplanes[2]: München, 1901 S. 179 ff.

[2]) Vgl. Vogel, Lehrb. d. Gesch. II[2] S. 11 f.

Elementarbücher Nr. 4, Strafsburg, Trübner), lehrt auch manche der oben angeführten Abhandlungen (Peter—Piltz), indem sie uns mit den Schülern auf planmäfsigen Wanderungen Stoff sammeln und später gruppieren läfst. Bürchner verfällt in dem berechtigten Streben nach Knappheit nicht selten in den Ton des Dozierens, was ihn ab und zu sogar zur sofortigen Darbietung der Definition führt: „Unter Klima einer Gegend versteht man . . ." S. 23. Mit der Beobachtung verknüpft sich natürlich die sprachliche Festlegung des Begriffes, des Wortes im Dialekt (Protzenweiher, Filz, Sommerleite, Flinz, Egartenwirtschaft), im Hochdeutschen (Fliefs, Bett), in der Technologie (Denudation, Insolation, meridional). Ebenso ist mit der Beobachtung die Sprache des Bildes, insbesondere des Kartenbildes, sein Ausdruck zu erlernen. Hier müfste noch reicheres Material geboten werden. Eine Wanderung an der Hand der Generalstabskarte oder Brunns Spezialkarten von der Umgebung Münchens dürften das verständnisvolle Kartenlesen erleichtern und vertiefen. Die geographische Beobachtung wird am meisten geschärft durch Vergleichung, durch Gegenüberstellung: z. B. München; Hamburg, Niederschläge in München 85 cm — in Hinterindien bis zu 12 m; einheimische Gesteine und Früchte und eingeführte (Münchens Strafsen, Bauten, Marktplatz!). Für die Vergleichung des Einheimischen und Fremden leisten dem Klassenunterricht zahlreiche Abbildungen gute Dienste. Auch wenn die Schüler das Dargestellte aus eigener Anschauung kennen, so ist die Besprechung eines Bildes aus der Heimat im Unterricht doch fruchtbar, weil so bei allen Schülern gleichzeitig sich die Verknüpfung der Sache und des Wortbegriffes vollzieht, nicht zu reden davon, dafs damit auch eine Brücke von der Wirklichkeit zum Vorgestellten geschlagen und die Würdigung der Bilder ermöglicht wird. Wie die Sammlung Engleder für Bayern, insonderheit für München und Umgebung zu verwerten ist, zeigt Chr. Gruber in seinen „Schilderungen zur Heimatkunde Bayerns". Schade, dafs die gutgewählten und feinen Abbildungen in M. Haushofers geographischer Monographie ‚Oberbayern' nicht in gröfserem Mafsstab in den Dienst der Schule gestellt werden.

Möge die schöne Publikation Bürchners noch andere Kollegen anregen, die reichen Schätze der Heimatsorte systematisch für den Geographieunterricht zu verwerten — aber nicht blofs beim Anfänger —; möge man nicht vergessen, dafs Deutsch (Anschauungen — Sprachfehler) und Geschichte eine ähnliche lokale Individualisierung erheischen oder wenigstens vertragen. Bezüglich der Geschichte möchte ich aber ausdrücklich beifügen, dafs ich damit der retrogressiven Methode durchaus nicht das Wort rede. Denn das zeitlich Nahe — das Komplizierte — ist nicht selten das der Knabenseele Ferne.

München. G. Ammon.

Nochmals zu Sophokles Oed. Tyr. v. 806 ff.

Die Erklärung der Stelle im Oed. Tyr. des Sophokles, in welcher Oed. sein Zusammentreffen mit seinem Vater Laius im Dreiweg (*ἐν τριπλαῖς ἀμαξιτοῖς*) bei Daulis erzählt, ist von Herrn Oberstudienrat Dr. Wecklein im letzten Hefte dieser Zeitschrift unter richtiger Zurückweisung der von C. Robert vorgeschlagenen Konjektur von *τὸν τροχηλάτην* in *τῆς τροχηλάτου* in scharfsinniger Weise versucht worden. Es blieben mir dabei aber doch einige schwere Bedenken. Ich stimme Robert bei, dafs der *κῆρυξ* und (Rob.: oder) *ἡγεμών* dem Reisewagen (*ἀπήνη*), in welchem Laius sich befindet, vorausgehen müssen; dafs dagegen der Wagenlenker (*τροχηλάτης*) unbedingt auf den Wagen gehöre, glaube ich ihm nicht.

Die Schwierigkeiten zu beseitigen, nimmt Wecklein nicht wie Robert den *ἡγεμών* als identisch mit dem *κῆρυξ*, sondern behauptet, man müsse unter dem *ἡγεμών* und dem *τροχηλάτης* einen Diener verstehen, welcher die Maultiere führt (*ἡγεμών*) und neben ihnen hergeht. Recht passend wird dann angeführt, dafs der Scholiast *τὸν τροχηλάτην* erklärt mit *τὸν ἔμπροσθεν τῶν τροχῶν πορευόμενον*. Dann mufs freilich noch der *κῆρυξ* an die gehörige Stelle gebracht werden; und in bezug darauf kommen im Folgenden die gewagten Sätze: „Man kann nur sagen, wenn der Herold dem Oedipus sofort in die Augen fällt, so liegt es nahe, ihn auf dem Wagen sitzend zu denken. Und dies scheint bei einer so weiten Fahrt das Natürliche und der Bedeutung und Würde des Heroldes Entsprechende." — Bleiben wir nun bei dieser Annahme, so müssen wir doch fragen: Wo safs der Herold auf der *ἀπήνη*? Wir sagen: vor dem König. — Wie kann aber dieser dann die *διπλᾶ κέντρα* führen? (Hievon übrigens später!) Nehmen wir an: an der Seite des Königs, — so wird man uns vorhalten, dafs dies die Würde des Königs nicht heben, sondern beeinträchtigen müfste. Dann könnte der Mann hier auf diesem Platze seines Amtes überhaupt nicht walten.

Gerade weil der Herold dem in dem Engweg (cf. v. 1399) herankommenden Oedipus sofort in die Augen fällt, mufs er dem grofsen Reisewagen des Fürsten vorausgehen oder auch, wenn man will, vorausfahren, — nicht in einer *ἀπήνη*; dies würde dem v. 752 widersprechen, wo es heifst *ἀπήνη δ' ἦγε Λάϊον μία*, sondern vielleicht in einem kleinen zweisitzigen Reisewagen (*δίφρος*). Und hier hätte dann auch der *ἡγεμών* noch Platz, der den Weg weist und zugleich das Gespann leitet. Jedenfalls hat man sich den *ἡγεμών* an der Seite des *κῆρυξ* zu denken. Dafs derselbe die Maultiere führe und neben ihnen hergehe, also mit dem *τροχηλάτης* identisch sei, halte ich für eine willkürliche Annahme.

Überhaupt mufs zur richtigen Erklärung dieser Stelle die andere, oben zitierte, nämlich v. 752 ff. beigezogen werden. Nach dieser besteht die ganze Reisegesellschaft nur aus 5 Personen. Unter denselben wird schon hier der *κῆρυξ* besonders erwähnt als die Persönlichkeit, welche den Oedipus an sein Erlebnis bei Daulis erinnern mufs. Der König hatte aber, wie gesagt, nur einen grofsen Reise-

wagen (ἀπήνη). Fuhren nun alle 5 Personen auf diesem? Gewifs nicht; denn es mufste doch wohl auf demselben auch noch der Reisebedarf für den Fürsten und seine 4 Diener mitgeführt werden. Wie verteilen sich also die 5 Personen?

Oedipus selbst gibt uns in seiner Erzählung Aufschlufs: Es begegnete ihm ein Herold und einer, welcher in einem grofsen Reisewagen fuhr — also zwei Gruppen. Bei der ersten sind, wie man aus den folgenden Worten sieht, 2 Personen, der ἡγεμών und der κῆρυξ (!), welche ihn barsch anliefsen und aus dem Wege wiesen (πρὸς βίαν ἠλαυνέτην). Dadurch wird Oedipus gereizt. Er geht weiter und kommt an die zweite Gruppe heran, bei der 3 Personen waren, nämlich neben den Maultieren der τροχηλάτης, welcher ihn aus dem Wege stöfst (ἐκτρέπ.), dafür aber von ihm einen wuchtigen Hieb bekommt, — dann auf der ἀπήνη der Diener, welcher die διπλᾶ κέντρα führt, aber nicht besonders erwähnt wird, — und hinter diesem auf dem Hauptsitz der πρέσβυς (Laius), der im Moment, als er Oed. nach dem τροχ. schlagen sieht, von dem Diener den Stachel nimmt, dann wartet (τηρήσας), bis Oed. ganz in seiner Nähe ist, und jetzt ihm einen Schlag mitten auf den Kopf versetzt, worauf Oed. den König und, wie er glaubt, alle seine Begleiter erschlägt.

Diese einfache Erklärung aber ist, wie wir bereits gesehen haben, nur möglich, wenn wir in dem Satze κἀξ ὁδοῦ μ' ὁ Ϝ' ἡγεμών
αὐτὸς ὁ πρέσβυς πρὸς βίαν ἠλαυνέτην — lesen αὐτὸς ὁ κῆρυξ κ.τ.λ.

Nicht blofs der Führer, der Wegweiser, eine Nebenperson, sondern auch der Herold, eine Hauptperson, die offizielle Persönlichkeit, welche das Amt hatte, den „hohen Herrn" anzukündigen, riefen Oed. zu: Mache Platz, gehe aus dem Weg! Jener hörte also, dafs es eine Fürstlichkeit sei, die da komme. Es ist sogar ganz unmöglich, dafs „vom greisen König das Wegweisen vom Wege ausgesagt ist", dafs also ὁ πρέσβυς hier steht; denn dieser ist zu weit von dem Wanderer entfernt und wenn sein Wagen dahin rollt, mufs jener schon aus dem Wege sein. Vollständig auf die Seite befördert wird er aber freilich erst vom τροχηλάτης.

Übrigens wäre es ja auch des Königs höchst unwürdig, mit dem Lenker des Gespannes den Fremdling aus dem Wege zu jagen, während die übrigen Begleiter ruhig zuschauen bzw. zuhören. Wofür sind denn seine Diener da? Es ist aber unstreitig auch des Königs unwürdig, auf der Fahrt, die διπλᾶ κέντρα in der Hand, die Maultiere anzutreiben. Dies ist doch Sache eines Dieners. Mit diesem nun, der unbedingt da sein mufs, haben wir die v. 752 erwähnten 5 Personen und brauchen nicht an zwei δορυφόροι zu denken, die sonst bei feierlichen Gelegenheiten den Fürsten begleiteten. Oedipus aber führt hier nur 4 Personen an und er kann nur von deren Benehmen bei seinem Zusammentreffen mit ihnen sprechen; den 5. Mann, welcher sich nicht mit ihm einliefs und so entkam, hatte er eben nicht beobachtet; er kann also mit Recht auch sagen: κτείνω δὲ τοὺς ξύμπαντας i. e. alle die Erwähnten, die sich in der Weise, wie er erzählte, gegen ihn benommen hatten.

Kempten. Pistner.

II. Abteilung.

Rezensionen.

Dr. Friedrich Seiler, Der Oberlehrer. Mit 35 Abbildungen im Text und einem Titelbild. Verlag von Gebrüder Jänike, Hannover 1902. 194 S. 8°. Preis geb. 4 M.

Der vorliegende Band ist der 7. aus dem bei Gebr. Jänike erscheinenden „Buch der Berufe", das ein „Führer und Berater bei der Berufswahl" sein soll, und hat in Professor Seiler, der am pädagogischen Seminar des Gymnasiums zu Wernigerode tätig ist, einen sachkundigen Bearbeiter gefunden.

Den Überblick über die Entwicklung des höheren Schulwesens in Deutschland (I. Kapitel) will der Verfasser als Einleitung betrachtet wissen. Derselbe kann natürlich nur ganz summarisch sein, enthält aber die Hauptmomente dieser Entwicklung. In dem Abschnitt über die pädagogischen Strömungen des 19. Jahrhunderts finden sich viele sehr zutreffende Bemerkungen; es ist darin aber auch manches gesagt, worüber sich streiten läfst; wir können in diesem Zusammenhang nicht näher darauf eingehen.

Das 2. Kapitel handelt von den Standesverhältnissen des Oberlehrers. In Preufsen sind gegenwärtig die Anstellungsverhältnisse günstig, die materielle Lage ist wesentlich gebessert, auch in der Gesellschaft wird der Oberlehrer im allgemeinen wohl höher eingeschätzt, als das früher der Fall war. Wünschenswert ist es, dafs mehr Leute aus den gebildeten Ständen das Lehrfach ergreifen, namentlich, dafs mehr Söhne von Professoren dem Berufe ihres Vaters folgen. Die Titelfrage ist Nebensache: „Der akademisch gebildete Lehrer sollte, wie jeder wirklich Gebildete, nicht zu dem populus gehören, qui stupet in titulis et honoribus."

Allerdings ist der Beruf des Lehrers kein leichter; intensive Arbeit in der Schule, Korrekturen zu Hause! Es werden einige Daten mitgeteilt aus der Broschüre, die das preufsische Kultusministerium i. J. 1901 über die Alters- und Sterblichkeitsverhältnisse der Direktoren und Oberlehrer in Preufsen ausarbeiten liefs. Diesen „Schattenseiten" stehen aber auch „Lichtseiten" gegenüber. Der Oberlehrer bekommt alle Vierteljahre sein Gehalt regelmäfsig ausbezahlt und hat damit sein wenn auch bescheidenes, doch absolut sicheres Brot (!); er hat wenig mit der Schlechtigkeit der Menschen zu tun (!); er beschäftigt sich mit dem Besten, was es auf der Welt gibt und kann daneben noch literarisch tätig sein; das Ziel, das seiner Arbeit gesteckt ist, ist ein hohes und ideales; aber auch die tägliche Kleinarbeit selbst

in der Schule bringt dem berufenen Lehrer manche Freude. Die Frage, wem darf man mit gutem Gewissen den Rat geben, sich dem Beruf eines Lehrers zu widmen, wird nach diesen Erörterungen folgendermafsen beantwortet: „Jungen Leuten, welche einen lebendigen wissenschaftlichen Trieb besitzen, welche gesund und zu angestrengter geistiger Arbeit befähigt sind, welche ferner nicht zu hoch hinaus wollen, weder in gesellschaftlicher noch in materieller Beziehung, sondern ein ruhiges, gleichmäfsiges, streng geregeltes Dasein einem materiell lohnenderen, aber aufregenden und unsichern Dasein vorziehen, welche endlich eine gewisse ideale Gesinnung besitzen, denen ist der Beruf des Oberlehrers durchaus zu empfehlen" (S. 64). Wir würden die Vorbedingungen nicht so leicht stellen. Wenn richtig ist, was Max Banner in seiner Broschüre „Pädagogische Tagesfragen" S. 21 mitteilt — und es wird sich kaum widerlegen lassen — „dafs es noch ganze Klassen geben solle, die einen gesellschaftlich und wissenschaftlich hochstehenden, hochachtbaren und hochgeachteten Mann zum Spielball ihrer Launen, zum Gegenstand des Spotts, ja wohl gar zum frühzeitig hinsiechenden Opfer seines Berufes machen", so sind damit schon Fälle angedeutet, in denen man mit den obigen Eigenschaften nicht mehr auskommt. Über solche Lagen können nur pädagogischer Takt und imponierende Energie hinwegretten und diese dürften sich kaum, wie der Verfasser an einer andern Stelle meint, erlernen lassen; man mufs sie mitbringen.

Im 3. Kapitel ist von der theoretischen Vorbereitung zum Berufe des Oberlehrers die Rede. Es werden eingehende und sachkundige Ratschläge erteilt speziell für die Studierenden der klassischen, deutschen, englischen und französischen Philologie und der Geschichte. Was hier über Arbeitseinteilung, häusliche Arbeit, Vorlesungen, Seminare, persönlichen Verkehr mit den Professoren gesagt wird, unterschreiben wir vollkommen. „Der Abgrund, der sich zwischen Universitäts- und Schulwissenschaft auftut und der heute noch tiefer ist als früher", wird vom Verfasser mit vollem Recht als ein Übelstand besonders scharf hervorgehoben (S. 65). Die Ansicht, die Wilamowitz über diesen Punkt entwickelt (S. 66), mufs auf das entschiedenste zurückgewiesen werden. Ändern wird der Verfasser mit seinem Vorstofs allerdings kaum etwas. Solange nicht eine eigene Professur für Pädagogik errichtet wird, zu deren vornehmsten Aufgaben es auch gehörte, die Kandidaten mit dem Unterrichtsbetrieb am Gymnasium bekannt zu machen, wird die traurige Tatsache nicht aus der Welt geschafft werden, dafs die heute auf unsern Universitäten beliebte Klassikerinterpretation für die Schulpraxis vollständig wertlos ist. Als eine Wendung zum Besseren in dieser Beziehung begrüfst übrigens der Verfasser die neue preufsische Verordnung, wornach praktische Schulmänner in weit gröfserem Umfang als vorher in die wissenschaftlichen Prüfungskommissionen berufen werden. Er sagt darüber S. 110: „Es war hohe Zeit, dafs das sich bei den Prüfungen immer stärker breitmachende Spezialistentum der Universitätsprofessoren wenigstens etwas eingeschränkt wurde. War es doch notorisch, dafs man bei gewissen

Examinatoren die Prüfung nur dann bestehen konnte, vielleicht auch jetzt noch nur dann bestehen kann oder wenigstens bestehen zu können glaubt, wenn man ihre Vorlesungen gehört und sich eingeprägt hat, dann aber auch glatt besteht. Nur wenige unserer Professoren sind früher einmal Lehrer gewesen, und auch diese wenigen meistens nur in jungen Jahren. Sie wissen also von den höheren Schulen und ihren Bedürfnissen nur das bifschen, was ihnen aus der Zeit noch erinnerlich ist, wo sie selbst Schüler waren, und das ist oft recht lange her. Pädagogisch-didaktische Bücher oder Abhandlungen lesen die Universitätslehrer nicht; sie liegen unter ihrem Fufs. Dafs eine lebensvolle, vornehmlich auf den Inhalt und die ästhetische Kunstform gerichtete Betrachtung der antiken Literaturwerke heutzutage eine ganz andere Notwendigkeit geworden ist als in der guten alten Zeit, wo das „Dogma vom klassischen Altertum" noch unerschüttert feststand, das entgeht ihnen, oder sie ignorieren es." Der Verfasser meint, es müsse auf dem eingeschlagenen Wege sogar noch weiter gegangen werden, wenn eine wirklich durchgreifende Besserung erzielt werden soll (S. 112). Ganz richtig. Die Universitätsprofessoren könnten sich auch dann nicht beklagen, wenn sie bei den Lehramtsprüfungen ganz ausgeschaltet würden. Das wäre nur die letzte Konsequenz aus der von Wilamowitz verfochtenen Anschauung. Wer die Aufgabe ablehnt Gymnasiallehrer auszubilden, hat kein Recht darauf zu entscheiden, ob ein Kandidat für das Lehramt an Mittelschulen befähigt ist oder nicht.

In einem 5. Kapitel schildert der Verfasser den Seminarbetrieb zu Wernigerode. Ein 6. Kapitel enthält Winke über die praktische Tätigkeit des Lehrers. Die allgemeinen Bemerkungen und die speziellen zur Lektüre und dem Unterricht in der Geschichte sind gleich beachtenswert und gehören mit dem 3. Kapitel (s. oben) zu dem Besten, was Seiler in dem vorliegenden Buche produziert. Dem, was über Stipendien und Studienreisen gesagt wird (7. Kapitel), stimmen wir im Prinzip vollständig bei; nur wäre es erwünscht gewesen, dafs der Verfasser diesen Punkt von einer breiteren Basis aus behandelt hätte. Solche Reisen sind nicht blofs zu archäologischen Studien und für Neusprachler gut. Der Geograph braucht sie womöglich noch notwendiger, der Historiker ebenso, jeder Lehrer mufs reisen und beobachten in Natur und Menschenwelt. Daraus zieht er nicht nur reichen Gewinn, der mittelbar wieder der Schule zugute kommt, so allein bewahrt er sich auch den freien Blick und den hohen Sinn, der für das Erziehungshandwerk nun einmal nicht entbehrt werden kann, wenn der Lehrer wirklich erzieherisch wirken und nicht zum kleinlichen Pedanten versauern will. —

Das Buch ist in erster Linie für den Studierenden geschrieben und wird ihm ausgezeichnete Dienste leisten. Der angehende Lehramtskandidat gibt sich selten Rechenschaft von dem, was er einst in seinem Berufe zu leisten hat, ob er demselben gewachsen sein wird und was er von ihm erwarten darf. Geld und Ehren sind in unserm Stande nicht zu holen und das Avancement ist gering. Nicht jeder

taugt zum Lehrer und es komme nur der, der die Anlagen dazu hat. Eine Selbstprüfung ist darum für den angehenden Studierenden des Lehramts notwendiger als in einem andern Berufe, und wer keinen sachkundigen Freund oder Bekannten zur Seite hat, dem raten wir dringend, Seilers Buch, Der Oberlehrer, zur Hand zu nehmen. Aber auch der Mann der Praxis wird Nutzen aus der Lektüre des Buches ziehen, und wenn auch Universitätsprofessoren dasselbe lesen würden, so wäre das gewifs in der Intension des Verfassers gelegen. Der letztere geifselt die berührten Übelstände zwar scharf und wir möchten sein Urteil gerade nicht ohne weiteres auf alle Universitätslehrer ausgedehnt haben, namentlich nicht auf alle bayerischen, aber im allgemeinen ist es richtig, was er sagt, und wenn die Universitätsprofessoren selber dazu mithelfen würden, diese Übelstände zu beseitigen, so würden sie sich den Dank von Tausenden ihrer Schüler verdienen und um unser Schulwesen sich gröfsere Verdienste erwerben, als wenn sie stundenlang über eine textkritische Frage sprechen, um schliefslich zu erklären, dafs sie diese Frage unentschieden lassen wollten.

München. M. Flemisch.

Dr. Giovanni Cesca, La scuola secondaria. Palermo (Alberto Reber) 1903. 192 Seiten.

Der Verfasser, Professor der Philosophie und Pädagogik an der Universität zu Messina, behandelt in klarer, anschaulicher Sprache und fesselnder Darstellung einen reichen Stoff in den Kapiteln: Geschichte des Gymnasialschulwesens vorzugsweise in Italien und Deutschland, die Arten der Gymnasien, das Ziel der Gymnasialstudien, das Studium der Sprachen und der übrigen Lehrfächer, Gymnasialpädagogik, die Persönlichkeit des Lehrers.

Professor Cesca ist begeisterter Anhänger der Einheitsschule, deren Notwendigkeit er durch praktische und soziale Gründe zu erweisen sucht. Er empfiehlt die Einführung eines doppelten Unterrichtszyklus von je vierjähriger Dauer. Die untere Schule, welche die Knaben von 10—14 Jahren aufnimmt, behandelt in 22—24 Stunden wöchentlicher Unterrichtszeit die Muttersprache, deren volles Verständnis als Endziel des gesamten Unterrichts erscheint, sodann Französisch, Geschichte in rein erzählender Darstellung, physikalische und politische Erdbeschreibung, Arithmetik und Geometrie, sodann im letzten Jahre die Anfangsgründe der Chemie, Physik und Hygiene. Nach dem Besuch dieses ersten Zyklus kann der Schüler entweder in eigentliche Fachschulen übergehen oder in die höhere Schule eintreten, welche die Jünglinge vom 14. bis zum 18. Lebensjahre in 26 Wochenstunden unterweist. Die eingehende Beschäftigung mit Italiens Sprache und Kunst ist auch hier der Mittelpunkt, dem sich alle Lehrgegenstände unterzuordnen haben. An der Stelle des Französischen, das nunmehr gänzlich ausscheidet, setzt nun Latein und Deutsch in 6 bzw. 4 Wochenstunden ein. Die beiden ersten Jahre

sind der Grammatik, die beiden letzten Jahre der Lektüre gewidmet; zu lesen sind Werke von Cäsar, Livius, Tacitus, Cicero, Vergil und Horaz, von Lessing, Herder, Schiller und Goethe. Daneben erscheinen als Lehrgegenstände Geschichte auf kulturhistorischer Grundlage, Mathematik und Physik und im letzten Jahr 6 Stunden Philosophie, vor allem Ethik, Soziologie und Ästhetik, während die Probleme der Erkenntnistheorie, die Metaphysik und Geschichte der Philosophie unberücksichtigt bleiben sollen.

Aus diesem Lehrplan ersehen wir, dafs das Griechische gänzlich ausgeschieden werden soll und dies trotz des hohen Wertes, das ihm der Verfasser beimifst; er nennt die griechische Sprache „la più plastica, la più armonica e la più perfetta di tutte" (S. 91) und äufsert die Ansicht, sie übertreffe alle andern an Schönheit, sprachlicher Vollendung und Reichtum an Meisterwerken (S. 92). Gleichwohl hält er ihre Beseitigung für unvermeidlich, weil die erreichten Ergebnisse in keinem Verhältnisse zur aufgewendeten Mühe stünden und weil bei ihrer Aufnahme viele andere Gegenstände nicht genügend betrieben werden könnten; dafür sollen im vorletzten Jahre des oberen Zyklus die griechischen Meisterwerke in Musterübersetzungen gelesen werden. So kommt der Verfasser zu einer radikaleren Entscheidung als beispielsweise der neue französische Lehrplan, der doch wenigstens in der sprachlichen Sektion des lycée das Studium des Griechischen beibehalten hat. Das Unrecht besteht darin, dafs so auch die begabtesten Jünglinge vom Studium der hellenischen Sprache ausgeschlossen werden. Wir hoffen, dafs der neue Unterrichtsplan der italienischen Gymnasien und Lyzeen, der vom Kultusminister Orlando bereits in Aussicht gestellt worden ist, nachdem sich die Istruzioni e programmi vom 24. Oktober 1900 und das durch Kgl. Verordnung vom 3. Februar 1901 eingeführte Nuovo regolamento als verbesserungsbedürftig erwiesen haben, das Griechische nicht gänzlich preisgibt, obgleich — leider — eine grofse Anzahl der italienischen Kollegen leichten Mutes darauf zu verzichten geneigt wäre. Wenn irgend ein Land, sollte doch Italien sich des Zusammenhangs seiner Kultur mit der hellenischen bewufst bleiben und sich hüten das Niveau der allgemeinen Bildung bedeutend herabzusetzen. Bei der glücklichen Auffassungsgabe der italienischen Gymnasialjugend kann das Griechische unmöglich gröfsere Schwierigkeiten bereiten; wenn gleichwohl ziemlich allgemein über geringen Erfolg des Studiums des „benedetto Greco" geklagt wird, so liegt der Grund eben in der unzureichenden Zuweisung von Stunden, 4 bzw. 3 in den oberen fünf Klassen, also an der gesamten Studienanstalt 17 Wochenstunden gegen beispielsweise 36 in Bayern. Was dem italienischen Gymnasialschulwesen am meisten not tut, ist aufser der teilweisen Abänderung seiner Lehrverfassung vor allem die Neuordnung der äufseren Verhältnisse des Lehrerstandes, die doch wohl als eine Forderung der Gerechtigkeit bezeichnet werden darf, nachdem vor einem Jahre die Verhältnisse des Richterstandes in wohlbefriedigender, fast glänzender Weise geregelt worden sind.

Unbeschadet unserer grundsätzlich abweichenden Meinung möchten wir das Buch, das auch stets auf die deutsche (preufsische) Schulgesetzgebung eingehend Rücksicht nimmt, den Kollegen empfehlen, welche sich für das Schulwesen des Auslandes interessieren; wohltuend berührt vor allem das mafsvolle Urteil des Verfassers, der sich sichtlich bemüht auch den Anschauungen des Gegners allenthalben gerecht zu werden.

München. J. Praun.

H. Wunderlich, Der deutsche Satzbau. Zweite vollständig umgearbeitete Auflage. 2. Bde. Stuttgart, Cotta, 1901.

Die erste Auflage des vorliegenden Buches war im wesentlichen ein Protest gegen Wustmanns Diktatur. Die zweite Auflage ist eine an Umfang wie Bedeutung vielmals gesteigerte Darstellung der deutschen Syntax. Sie unterscheidet sich von der herkömmlichen Art nach zwei Richtungen: sie geht über eine verständig geordnete Stoffsammlung wie sie in Jak. Grimms viertem Grammatikband vorliegt, hinaus, gibt andererseits nicht eine Sammlung von Vorschriften, wie man den deutschen Satz bauen müsse, sondern untersucht: wie sind die deutschen Sätze zu ihrem heutigen Bau gekommen? Sicher und in höchstem Grade anregend sind die allgemeinen Grundlagen der Untersuchung vorgetragen. Was ist ein Satz? Diese Frage kann ja logisch beantwortet werden. Aber damit ist der Grammatik, der Lehre vom sprachlichen Ausdruck logischer Gebilde noch nicht gedient. Wunderlich fügt zu den zwei von Paul geforderten Bestandteilen einen dritten: eine Vorstellung, die von einer zweiten hervorgerufen ist, wird mit dieser in sprachliche Verbindung gebracht. Diese Verbindung kann in der lebenden Rede durch den Zusammenhang, durch Ton und Tempo ersetzt werden. Leider hat Wunderlich im Verlauf des Buches nicht immer diese fruchtbare Satzauffassung verwertet, so nicht beim Infinitiv und Partizip, wo beide für den Imperativ stehen. Bei: Hergehen! ist das Subjekt (du, ihr) durch die Lage gegeben, die Verbindung des Subjektes und Prädikates durch den („befehlenden") Ton: bei Stillgestanden! wird ein Subjekt sozusagen geflissentlich ignoriert. Doch s. auch Bd. II S. 6—9, wo fürs Substantiv eine ähnliche Ausführung zu finden.

Im ganzen wird die „Einleitung", wie sie auch durch römische Seitenzahlen als nachträgliche Zutat sich erweist, mit Vorteil für die Einzelabschnitte gelegentlich herangezogen werden müssen. Was z. B. über die Satzfügung gesagt ist, befriedigt in der abstrakten Gestalt wenig, zumal der Verfasser so manchen Gedanken nur flüchtig andeutet.

Greifbarer und ins einzelne durchgearbeitet sind dagegen die Abschnitte des Buches selbst; überall macht sich die feine Beobachtungsgabe und grofse Belesenheit des Verfassers geltend. Wie treffend wird z. B. die Sprache Fausts und Wagners nach dem Vorherrschen der Substantive oder Verben charakterisiert gelegentlich der Untersuchung über den Bedeutungskreis dieser beiden Wortgattungen. Es

kann hier nicht versucht werden, Wunderlichs Gedankengang vollständig zu verfolgen und in Kürze wiederzugeben. Wir können nur einzelnes herausgreifen, wo eine Ergänzung oder Einschränkung dem Leser willkommen sein dürfte. Wunderlich zeigt, wie vielen Substantiven ursprünglich eine verbale Bedeutung (die eines Vorganges) innewohnt, wie aber diese allmählich in konkrete (sachliche, sogar örtliche) übergehen kann. Er führt an, dafs die Substantive auf ei sich meist ablehnend gegen den Übergang verhalten; er nennt als Ausnahmen Druckerei, es wären aber Brauerei, Giefserei und die lokalen von Namen gebildeten (die also nie einen Vorgang bezeichnet haben) wie Stecherei (Würzburg), Teufelei, Böhnerei (Erlangen) zu erwähnen gewesen, die wohl von solchen wie Vogtei, Abtei beeinflufst worden sind.

Mit Recht tadelt W. S. 20 die häufige Umschreibung von Zeitwörtern durch Hauptwörter (z. B. zur Aufführung bringen, in Behandlung nehmen usw.) und spricht von einer Modeströmung. Woher kommt aber diese Strömung? Sie mufs auch eine sprachliche Veranlassung haben. W. sagt, man wolle — wo man nicht nur der Mode huldigt — dem Verbum mehr Fülle und Gewicht geben. Es ist richtig, bei der Zerlegung kommt das Begriffswort meist an den Satzschlufs und wird hier stärker betont: „man brachte Don Karlos zur Aufführung"; gegen „man führte Don Karlos auf"; aber die Umschreibung bezweckt doch oft gar keine Hervorhebung; auch in dem obigen Beispiel ist das Objekt wichtiger als das Prädikat und wird durch die noch folgenden Silben selbst verstärkt. Es scheint vielmehr ein formales Bedürfnis sich geltend zu machen, das auch in anderer Weise sich äufsert, das Bedürfnis, den Begriffsinhalt und die formalen Teile des Praedikates auf verschiedene Wörter zu verteilen. Das finden wir schon lange bei den Umschreibungen des Optativ, Potential, Konditional, des Praeteritums, des Passivs, des Genetivs (mit von, vgl. auch dem Vater **sein** Hut). Die leichtere Verbindung mit Attributen (Wunderlich S. 22) dürfte weniger ins Gewicht fallen, da sie durchaus nicht immer erforderlich ist; eher vielleicht, dafs bei der Umschreibung festgeprägte Termini die Vorstellung unterstützen und den Ausdruck verkürzen; es ist nicht gleich, ob ich sage: gestern wurden (die) Truppen (der hiesigen Garnison) im gröfseren Stile geübt, oder gestern fand gröfsere Truppenübung statt.

Lehrreich sind die Darlegungen über Zeitwörter, die von Haus aus aktiven Inhalt haben, aber zuständlichen annehmen (z. B. sich unterscheiden), wie der Inhalt je nach dem Subjekt von selbst wechselt (z. B. es ruht eine Last, die Sonne auf-, ein Mensch, die Natur) und wie ergänzungsbedürftige (transitive) Zeitwörter je nach dem Subjekt die Ergänzung in sich schliefsen. Es wären da manche Beispiele nachzutragen: er macht nach Danzig (eine Ergänzung macht hier die andere überflüssig) die Kuh trägt, das Eis trägt, ein Gewehr trägt weit; die Pfeife zieht, der Ofen zieht, sogar es zieht. Bei dem Beispiel anspannen lassen (s. Wunderlich a. a. O.) wird die Unterdrückung dadurch verständlicher, dafs „Geschirr" für Wagen samt den Pferden gebraucht wird.

In manchen Fällen haben sinnverwandte Intransitive herüber gewirkt, so bei halt! = steh!, bei rennen (eigtl. incitare) laufen. Bei dem umgekehrten Fall, dafs ein zielloses Zeitwort einen Akkusativ zu sich nimmt, wäre aufser den Verbindungen = sich krank lachen wohl erwähnenswert: sich einen Bruch lachen, einen Wolf reiten. —

Dafs die transitive Verwendung von Intransitiven, die mit Präfixen zusammengesetzt, aus dem Präpositionalcharakter der letzteren erklärt werden könne (S. 67), leuchtet im allgemeinen ein. Aber zwischen ‚begraben' und ‚graben um' (bî = ἀμφί) liegt doch eine lange Entwicklungsreihe und diese kann nicht mit althochdeutschen Wörtern, wie W. tut, nahe gebracht werden.

Bemerkenswert ist, dafs die untrennbaren Partikeln alle den Akkusativ bedingen, obwohl sie ehedem als Präpositionen auch den Dativ regierten (er, be, ver); dafs alle lokale Beziehung fehlt (auch in begraben, das W. anführt), wie z. B. auch bei lat. expugnare, possidere, dafs ferner die Objekte in anderer sachlicher Beziehung zu ihnen stehen als das Präfix andeutet oder als zum einfachen Verb (vgl. bewerfen mit werfen, Objekt zu jenem z. B. Mensch, zu diesem Stein). Auch sind nicht zwei Akkusativobjekte bei ursprünglich transitiven Verben möglich (etwa: jemand Steine bewerfen). Der von W. angenommene Ausgang liegt vor in Wendungen wie: an einem herum tadeln, nörgeln.

Bei den Verbalzeiten geht W. nach modernen Anschauungen über die mechanische Unterscheidung der Temporalformen hinaus und nimmt Rücksicht auf die „Aktionsart" obwohl sie in unserem Sprachgefühl, dank dem festen Schema der klassischen Grammatik, fast keine Rolle spielt. Wenn nun W. erklärt (S. 149), die inchoative Aktionsart könne im Deutschen nur durch Umschreibungen ausgedrückt werden, so übersieht er wohl Formen wie altern, wanken (= anfangen zu fallen), anziehen (anfangen zu fahren, kalt werden), ergrauen, abmagern, gerinnen, verglimmen, sich bewölken, sich anrauchen, sich schwärzen u. ä.

Beim historischen Präsens des Gotischen und Mhd. ist bei den von W. angeführten Beispielen, das Präsens eingeleitet mit: sai, seht. Es ist dies sehr lehrreich: dem Hörer wird die vergangene Tatsache als Bild vor die Augen gezaubert und dadurch gegenwärtig, zum Präsens gemacht: Wenn dann mit feinem Gefühl ein Kalender- oder Tagebucheintrag der Form; „30. Juli 1898: Bismarck stirbt" beanstandet wird, so ist dem im allgemeinen zuzustimmen. Aber es ist denkbar — und das spricht für die Richtigkeit von W.s Grundanschauung — dafs doch so geschrieben wird, nämlich von jemand, dem die Erinnerung an den Tod B.s nicht einen geschichtlichen Moment, sondern eine Kette von Einzelszenen darstellt, so etwa vom Arzt oder Angehörigen.

Mit Recht leitet W. die Futurumschreibung mit sollen von einer fatalistischen Anschauung her; wir übersetzen mhd. süllen bekanntlich oft richtiger durch müssen.

Bei den Modis hat W. nicht nach den vorhandenen Formen, sondern nach den Funktionen unterschieden und so Jussiv und Optativ getrennt. Ist das grammatisch zu rechtfertigen? Dann müssen wir auch den Imperativ als Jussiv II vom Optativ II trennen bei leb wohl: geh fort. Die Umschreibung des Imperatives mit sollen hat W. leider nur kurz behandelt. Es wäre doch zu bemerken, dafs sie früher wirklich einen Ersatz des Imperatives bildete, jetzt aber nur die Verpflichtung feststellt, also nicht in das Paradigma gehört. Der Konjunktiv als Jussiv ist allerdings verknöchert, aber doch nicht auf „gemessene Prosa oder den rhetorischen Vortrag" beschränkt. Er ist fest in der nüchternsten Prosa der Rezepte (man nehme — —) und in geringerem Grade auch der Ordnungsgebote (man tue das und jenes); in letzteren bürgert sich freilich mehr und mehr das unpersönliche: es ist zu . . . ein.

Eine nicht beachtete Eigentümlichkeit des Mhd. mag zu S. 271 nachgetragen werden. W. weist darauf hin, dafs sich der Imperativ der „Einbeziehung in den Nebensatz ganz entzogen hat". Als Grund wird u. a. der Mangel des Subjektswortes vermutet. Dafür tritt aber doch umso leichter die Hypotaxe in der Form des Infinitivsatzes ein. Aber das Mhd. kennt in der Tat abhängige Imperative in Fällen, die uns ganz unnachahmlich sind, nämlich Grüfse in Imperativform (Leb wohl usw.).

Die Wunschsätze mit dafs (ohne Hauptsatz) sollen ohne Ellipse erklärbar sein (I 290). Das gilt, ebenso wie für Verwunderungssätze u. ä. (dafs er das leisten konnte! dafs er nicht herunter fiel!) nur in dem Sinn, dafs (wie bei subjektlosen Sätzen) der regierende Satz in der Situation vorausgesetzt ist, im Ton, in der Gebärde. Der Parallelismus von Sätzen mit wenn doch, ob (du hergehst), wie (er es wohl machen wird) spricht für wirklich verstümmelte Sätze, ebenso die Einleitung mit aber. Diese Sätze mit dafs konnten wohl isoliert werden in Analogie mit anderen wie: (weifst du) ob er wohl kommen wird? Es ist aber zu bemerken, dafs die Betonung (Satzmelodie) bei dem isolierten Satz eine andere ist als bei dem abhängigen, bei dem der regierende Satz einen Teil der Affekttöne an sich nimmt, wie denn auch das wohl in dem obigen Satz eigentlich in den Hauptsatz gehört.

Ähnlich ist denn in Sätzen wie es sei denn, dafs — eigentlich Bestandteil des Hauptsatzes, nicht aber in den ganz ähnlichen: es müfste denn sein, die W. S. 296 mit Recht anders erklärt. Übrigens gilt für mhd. auch in Nebensätzen (vgl. nhd. wer auch immer) das Gleiche, worüber andeutend auch W. II, 416 f.

An einigen Stellen nimmt W. modale Abstimmung an, wo offenbar nur Konstatierung einer Geneigtheit, eines Begehrens vorliegt z. B.: es schreibe, wer will, vgl. da bleibe, wer Lust hat, mit Sorgen zu Haus; (anders bei: sei dem wie ihm wolle ebd. S. 307), ferner in ich hätte gerne gehört (S. 323 f.), wo doch kein Optativ vorliegt, sondern ganz objektive Feststellung eines früheren Begehrens.

Der Gebrauch von würde zur Umschreibung des Konjunktives in indirekter Rede, geht heutzutage besonders bei Schwaben noch weiter als W. S. 336 andeutet, sogar in Sätzen wie: er meint, ich würde mich irren, er fürchtet, er würde gestört haben (er habe g.).

Doch es ist Zeit mit Einzelbemerkungen inne zu halten. Es darf zu den Vorzügen des Buches gerechnet werden, dafs es auf Schritt und Tritt zu eigenen Beobachtungen und Urteilen anregt.

Zur besseren Übersicht über den reichen und mannigfach verschlungenen Inhalt bringt der zweite Band, der an sich die Nomina und Partikeln behandelt, ein ausführliches Register.

Wer als Lehrer des Deutschen sich ernstlich bemüht Sprachgefühl und Urteil der Schüler zu bilden, wird Wunderlichs „Satzbau" mit gröfstem Erfolge zu Rate ziehen. Der trostlose syntaktische Unterricht kann im Sinne R. Hildebrands unter Wunderlichs Führung vorzüglich belebt und genufsreich gemacht werden.

Würzburg. O. Brenner.

Arthur L. Jellinek: Bibliographie der vergleichenden Literaturgeschichte, Bd. I (Berlin, Al. Duncker, 1903. 77 S. M. 6.—).

Jellinek besitzt in bibliographischen Kreisen einen geachteten Namen. Als Mitherausgeber der österreichischen Bibliographie (seit 1899), der Bibliographie der deutschen Zeitschriftenliteratur und deren Supplementbänden, der Bibliographie der deutschen Rezensionen (seit 1900), als Herausgeber der internationalen Bibliographie der Kunstwissenschaft (seit 1902) schien er auch die geeignete Persönlichkeit, in Kochs ‚Studien zur vergleichenden Literaturgeschichte' (I S. 271, 381, 505; II 121, 251, 387, 509) die Bibliographie zur vergleichenden Literaturgeschichte zu übernehmen. Daran schliefst sich vorliegende Bibliographie, eine äufserst dankenswerte Ergänzung zu Boltes und Stiefels Stoffgeschichte in den Jahresberichten zur neueren deutschen Literaturgeschichte.

Über den Rahmen des Titels hinaus ist „einerseits Volkskunde, Volksliteratur und Ikonographie herangezogen"; häufig, namentlich bei entlegenen und verschleierten Schriften ist auch deren Inhalt kurz exzerpiert. Die Anordnung, nach dem Muster amerikanischer Schlagwortkataloge, gliedert sich folgendermafsen: Nach einem allgemeinen und theoretischen Abschnitt folgen Stoffe und Motive im Anschlufs an die Reinhold-Köhler-Boltesche Terminologie; dann literarische Beziehungen und Wechselwirkungen im allgemeinen und hinsichtlich des Einflusses und Fortlebens einzelner Autoren. Ein Verfasser- und Sachregister, ferner eine Tabelle der literarischen Wechselbeziehungen macht die Bibliographie zu einem ungemein praktischen und unentbehrlichen Nachschlagebuch über die jährlichen Erscheinungen und Forschungen, zumal nicht blofs selbständige Werke sondern auch Aufsätze in Zeitschriften, Festschriften u. dgl. verzeichnet sind. Es

wäre nur zu wünschen, dafs die Bitte Jellineks, es möchten ihm einschlägige Erscheinungen, besonders Dissertationen und Gelegenheitsschriften wenigstens leihweise eingesandt werden (Wien VII, Kirchengasse 35), nicht wie bisher oft ungehört verhalle.

München. E. Stemplinger.

Greif, Martin, Schillers Demetrius. Das Fragment, dazu ein Nachspiel mit Prolog und rhapsodischem, von vier lebenden Bildern begleitetem Epilog. Leipzig 1902 (C. F. Amelang).

Schillers Schwanengesang, an dem sein Riesengeist bis in die letzten Stunden seines Erdenwallens arbeitete, von dem er ganze Szenen im Fieber phantasierte, ist bekanntlich über die Umrisse der zwei ersten Akte und einen flüchtigen Entwurf des Ganzen nicht hinausgekommen. Genau besehen sind jene ersten Akte, trotz ihres kraftvollen Aufbaues, ihrer glänzenden Diktion und ihres Sentenzenreichtums, doch auch unfertig und skizzenhaft und sprachlich nicht frei von Phrasen und gewagten Formen (vgl. u. a. ‚Dasselbigkeit des Daseins'; dem ‚Fürst'; Wiederherstellung ist —⏑—⏑— gemessen); hätte der Dichter das Leben gehabt, er würde ohne Zweifel bei seiner peinlichen Gewissenhaftigkeit an solchen Einzelheiten gefeilt und schliefslich unsere Literatur um ein Meisterwerk bereichert haben. Der Umstand, dafs wir den Plan des Dramas in grofsen Zügen besitzen, reizte dramatische Talente, unter denen besonders Heinrich Laube zu nennen ist, zu dem Versuche nach des Dichters Intention das Ganze herzustellen. Es blieb jedoch nur bei Versuchen: auf dem Repertoir unserer Bühnen sich zu halten ist keinem gelungen. Vielleicht trug einige Schuld doch auch der Stoff. Die Idee, dafs nur der Glaube an sich selbst, nicht Geburt und Rang, den Menschen zu all dem Grofsen mache, das seiner Seele vorschwebt, dafs aber, sobald dieser Glaube untergraben sei, der Held dem Untergang verfalle, bedeutet doch eine gefährliche Klippe für den Dramatiker: während Demetrius, an seine Echtheit glaubend, in der aufsteigenden Handlung volle Tatkraft entfaltet, wird er, sobald dieser Glaube genommen, unsicher und tatenlos gegenüber dem Gegenspiel, so dafs er, obwohl im Besitz der faktischen Macht, zuletzt einer Verschwörung zum Opfer fällt. Ob Schiller diese Passivität seines Helden im 2. Teil wirkungsvoll gestaltet hätte, bleibt unentschieden; Goethe, der in pietätvoller Weise den D. zu Ende zu führen gedachte, stand davon ab, vielleicht aus diesem Grunde.

Einen neuen Weg, das Demetrius-Problem zu lösen, schlug M. Greif ein. Nachdem er die beiden Akte in dem von G. Kettner (im Ergänzungsbande zu Schillers Werken) kritisch hergestellten Texte mit Ausfüllung der lückenhaften Verse geboten, entrollt er den Rest der Handlung in einem rhapsodischen Nachspiel mit lebenden Bildern. Es tritt zunächst in einem Prolog die tragische Muse im Park von Weimar uns entgegen; sie verläfst eben die Fürstengruft um dem Publikum zu verkünden, dafs sie die Hauptzüge der unvollendeten

Dichtung dem Aug und Ohr nahe bringen will. Wir werden in Schillers Arbeits- und Sterbezimmer versetzt: Karoline von Wolzogen und ihr Gatte trauern um den Verblichenen, sprechen von seinen letzten Augenblicken, berühren auch die des grofsen Mannes unwürdige Art der Beisetzung um zuletzt als teuerstes Vermächtnis von dem unvollendeten Manuskript des D. zu sprechen. Die rührende Szene, an der Schillers treuer Diener Rudolf, ferner Dr. jur. Karl Lebrecht Schwabe, der namens der Musensöhne Jenas seine Teilnahme ausdrückt, endlich auch die Witwe Lotte teilnimmt, findet ihren Höhepunkt und Abschlufs in dem Gedanken:

Hinweggenommen aus des Schaffens Höhe
Steht er vollendet da vor unserm Blick
Und glücklich müssen wir im Tod ihn preisen.
Sein Geist ging ein in eine bessre Welt.

Die Trauernden entfernen sich, die Szene verwandelt sich in Gewölk, die tragische Muse tritt hervor ihr Versprechen in ebenso feinempfundenen als schwungvollen Versen zu erfüllen; vier lebende Bilder illustrieren ihre Deklamation: 1. Demetrius steht am Dniepr, im Anblick seines vermeintlichen Vaterlandes versunken; 2. D. vor Marfa, die ihn zwar nicht als ihren Sohn anerkennt, aber von ihm bis zu Tränen gerührt wird; 3. Der Einzug der ehrgeizigen Polin Marina als Zarin an der Seite des D.; 4. Das Eindringen der Verschwörer, denen gegenüber sich Marfa weigert, durch Küssen des vorgehaltenen Kreuzes D. als ihren echten Sohn zu bezeichnen, worauf D. von Schinskoj niedergestofsen wird. Hieran schliefst sich noch als 5. Bild die Apotheose Schillers durch das Sichtbarwerden von Danneckers Büste mit den verklärten Zügen des Unsterblichen. Das geschickt gemachte Nachspiel weifs also nicht nur ergreifend und rührend den Verlust des Unersetzlichen darzustellen, sondern auch einen lebenswahren Einblick in des Dichters Werkstätte zu verschaffen. Schillers Bedeutung als Dramatiker erfafst Greif zutreffend durch den Hinweis auf ‚den Wunderbau, der Szenen Macht und die Gewalt der Worte' (S. 40), die Lauterkeit seines Schaffens in den Versen:

‚Nie ja hat er gefrönt dem Zeitgeschmack
Und nie die Kunst erniedrigt zum Gewerbe';

den Kernpunkt oder die dramatische Idee des D. mit den Worten:

‚An sich zu glauben macht den Helden aus.'

Die Zahl der lebenden Bilder hätte sich freilich noch vermehren lassen; so konnten z. B. zwischen dem 1. und 2. leicht eingefügt werden: a) der Tod des Usurpators Boris, b) Demetrius vor dem Mönche, der durch Enthüllung des wahren Sachverhalts ihn vom Gipfel seines Glückes herabstürzt. Der modernen Bühnentechnik wird ein rascher Wechsel der Bilder keine erheblichen Schwierigkeiten bereiten. Greifs Verse werden ihrer weihevollen Aufgabe fast immer gerecht; zuweilen wird man Anstand nehmen an einigen Härten und Äufserlichkeiten z. B. S. 53:

Und wähnet von Marina sich geliebt,
Die (acc.) Herrsucht (nom.) nur ihm in die Arme trieb;

S. 55 ist der ‚Diak' (d. i. Diakon) — ⏑ gemessen statt ⏑ — (so bei Schiller, richtiger russ. Djak); der falschen Form frug begegnet man wiederholt (S. 42, 43, 48); die beiden Schlufsverse fallen etwas ab. Bei der Wiedergabe des Schillerschen Textes hätte sich eine Abteilung in Auftritte empfohlen. Doch dies nebenbei.

Das Greifsche Nachspiel, in Verbindung mit dem D.-Fragment aufgeführt, wird sicher eine weihevolle Wirkung erzielen; es wird um mit Greif zu reden ‚unsre Trauer in Dank verwandeln für all das Herrliche, das er uns schenkte' (S. 14). Auch zur Lektüre an unseren beiden oberen Gymnasialklassen sei das Werkchen bestens empfohlen.

München. Dr. J. Menrad.

Deutsche Lyrik des 19. Jahrhunderts. Auswahl für die oberen Klassen höherer Lehranstalten herausgegeben von Dr. M. Consbruch u. Dr. Fr. Klincklieck. Leipzig, C. F. Amelangs Verlag, 1903.

Wenn es sich die Herausgeber zur Aufgabe gestellt haben, in vorliegendem Buche den Schülern an den oberen Klassen der Mittelschulen ein getreues Abbild von der Entwicklung der deutschen Lyrik im 19. Jahrhundert vorzuführen, so ist die Lösung einer solchen Aufgabe ebenso berechtigt wie dankenswert. Denn ohne allen Rückhalt kann man sich der Anschauung der Herausgeber anschliefsen, dafs es wahrlich nicht mehr statthaft ist und von mangelnder Objektivität zeugen müfste, wollte man noch immer nach altgewohnter Schablone mit dem Tode Goethes die Geschichte der II. Literaturperiode abschliefsen und alles, was nach dem grofsen Dichter auf dem Gebiete der Poesie geleistet worden, als minderwertiges Epigonentum mit wohlfeiler Kürze behandeln oder vielmehr abtun. Gerade in der Lyrik, so heben die Herausgeber obiger Sammlung mit Recht hervor, sind Persönlichkeiten mit ganz selbständiger schöpferischer Kraft aufgetreten und Dichter wie Mörike, Geibel, Keller, Storm, K. F. Mayer, Klaus Groth — ich füge noch bei Lingg und Scheffel — haben zweifellos den Kreis poetischer Anschauung und Fühlung ganz erheblich erweitert. Auch darin pflichten wir den Verfassern bei, dafs die bisherigen Lesebücher gerade bezüglich der Lyrik für die beiden oberen Kurse nicht ausreichendes und zum Teil auch nicht entsprechendes Material geliefert haben, so dafs es sich wohl verlohnt, ein Buch zusammenzustellen, welches nicht nur eine passende Grundlage für die obersten Klassen bildet, sondern überhaupt während der letzteren Jahre gelegentlich herangezogen werden kann und soll. Ja selbst nach dem Austritt aus der Schule kann ein solches Buch zu weiterer Vertiefung anregen. —

Wenn ich etwas an dieser Gedichtesammlung aussetzen zu dürfen glaube, so ist es die ab und zu etwas fühlbare Lückenhaftigkeit, die übrigens bei einer weiteren Auflage unschwer vermieden werden kann. Dafs wir z. B. den feinfühligen Bodenstedt, den quellfrischen und gemütsinnigen Hertz vermissen sollen, während Karl Stielers Dialektdichtungen Platz fanden, die an Urwüchsigkeit weit hinter dem gänzlich ignorierten

Kobell zu stehen kommen und besser mit seinen herrlichen „Hochlandsliedern" vertauscht wären, hat mir befremdlich geschienen. Ob ferner die aus Uhland ausgewählten Gedichte ihrer Zahl nach nicht doch zu beschränkt sind, lasse ich dahingestellt. Allerdings haben sich die Verfasser salviert, wenn sie schreiben, Arndt, Körner, Uhland, Chamisso seien mit verhältnismäfsig wenigen Proben vertreten, da sie bereits den mittleren Klassen genügend bekannt sind. Aber mit Berücksichtigung der hohen Bedeutung, die namentlich Uhland einnimmt, wäre nach meinem Dafürhalten, selbst wenn man den Standpunkt der Herausgeber entsprechend würdigt, ein Mehr doch am Platze gewesen. Auch Gustav Schwabs „Mahl von Heidelberg" und „Schlofs Lichtenstein" sollten in einer Sammlung für höhere Kurse ebensowenig fehlen, wie in den Lesebüchern für die mittleren Stufen. Indes gebe ich gerne zu, dafs es ungleich leichter ist eine gewisse Fülle zu bieten als sich zu beschränken und innerhalb der Beschränkung Charakteristisches zu geben. —

Was schliefslich die „Modernen" betrifft, so sei es ferne von mir, die lyrischen Dichter dieser Richtung, die allerdings in geistige Gegnerschaft zu allem bisherigen poetischen Fühlen und Schaffen getreten sind, vor der Jugend durch ablehnende Polemik gewissermafsen zu diskreditieren. Jedes künstlerische Streben, das aus seiner Zeit heraus Eigenartiges zu schöpfen gewillt und befähigt ist, läfst sich nicht nur rechtfertigen, sondern ist im Interesse des Fortschritts freudig zu begrüfsen. Aber — und nun nehme ich einen andern Standpunkt ein als die Herausgeber — es scheint mir noch nicht die Zeit gekommen zu sein, über die Erscheinungen der modernen Lyrik ein nach allen Seiten hin abgewägtes und sohin end- und vollgültiges Urteil aussprechen zu können, so dafs sie in einem Schulbuch schon zum sogenannten „eisernen Bestand" zu rechnen wären. Das Fliefsende und Werdende, das sich Entwickelnde und Reifende ist noch nicht und für die Schule am wenigsten das Mafsgebende und Vollendete, selbst wenn von mancher Seite die Schöpfungen der jungen Kunst längst vollauf gewürdigt sein sollten. In einem Buche, wie das unsrige ist, schliefse man etwa mit dem 9. Dezennium des vorigen Jahrhunderts ab.

Aber alle diese Bedenken sollen den äufserst praktischen Wert unserer Sammlung nicht nur nicht beeinträchtigen, sondern ihn, je nachdem sie beachtet werden, wesentlich erhöhen. — Die einfache, aber gediegene Ausstattung ist gleichfalls höchst empfehlend.

München. Dr. Karl Zettel.

Ciceros politisches Denken. Ein Versuch von Friedrich Cauer. Berlin, Weidmann, 1903. VI, 148 S. 3 M. 60 Pf.

Λόγιος ἀνήρ, ὦ παῖ, λόγιος καὶ φιλόπατρις.
Augustus bei Plut. Cic. c. 49.

Nach dem Urteil des Seneca fehlte dem Cato Uticensis die Mäfsigung, dem Cicero die Charakterfestigkeit und Konsequenz. Wie die nachfolgenden Generationen eine so versatile Natur sehr verschieden

beurteilten, hat uns Th. Zielinski in seinem trefflichen Büchlein ‚Cicero im Wandel der Jahrhunderte' skizziert. Die verdammende Kritik eines Drumann, Mommsen und ihrer Schüler beginnt seit etwa zwei Dezennien einer günstigeren Beurteilung zu weichen[1]); Boissier, Tyrell, O. E. Schmidt, O. Weifsenfels, M. Schneidewin, E. Schwartz u. a. führen mit beredten Worten eine gerechtere Würdigung seiner Verdienste und seines Charakters durch und suchen wenigstens teilweise den alten Nimbus zu erneuern. Eine vorteilhafte Wirkung der neuesten Geschichtschreibung ist es, wenn man überhaupt Lob und Tadel ausscheidet und Äufserungen und Entschlüsse des Mannes zu kennen und zu begreifen sucht. So unternimmt Minnie A. Mason Beebe (aus New-York) in der Züricher Dissertation (1900): „Die Haltung Ciceros beim Ausbruch des Bürgerkrieges (eine historisch-psychologische Studie)" eine psychologische Begründung der auffallenden Schwankungen Ciceros in der kritischsten Zeit. Von gröfserer Bedeutung ist die selbständige Untersuchung über Ciceros politisches Denken von Fr. Cauer, der in seinem Vortrag über „Cicero auf dem Gymnasium des 19. und 20. Jahrhunderts" auf der Osterversammlung des Gymnasialvereins manche Ergänzungen zu dem Buche bietet.

Cauer will Ciceros politisches Denken charakterisieren, nicht eine Geschichte Ciceros schreiben. Der neuerwachte Sinn der Deutschen für Realpolitik, der seinen rückhaltlosesten Ausdruck in Bismarck findet, — so führt Cauer in der Einleitung aus — bewundert einen Dionysius und Tiberius, hat aber für einen Cato nur ein mitleidiges Lächeln, für Cicero Hohn und Spott. Wohl hat dieser in der Zeit von der Verteidigung des Roscius bis zu den Philippiken oft die politische Front gewechselt — nach Drumann und Mommsen aus unreinen Motiven gewechselt —, aber es ist ein tragisches Geschick, dafs gerade der schwache Charakter Cicero von Stürmen getroffen wurde, denen vielleicht neunundneunzig von hundert nicht gewachsen gewesen wären, auch dabei nicht die Selbstkenntnis und -Kritik des Arpinaten betätigt hätten. Ciceros politischen Eklektizismus können wir genauer prüfen als den irgend einer Persönlichkeit des Altertums. Mit Vorsicht sind dabei die Reden zu benützen, wogegen Cauer selber öfters zu verstofsen scheint (S. 115 pro Mil.); viel offenbaren die vertrauten Briefe; die bleibende Überzeugung Ciceros mufs man nach Cauer vor allem in den philosophischen Schriften suchen. In vier Kapiteln wird der mannigfaltige Stoff übersichtlich erledigt; doch liefsen sich Wiederholungen nicht durchaus vermeiden.

I. Philosophisches Ideal. Den Staat definiert Cicero wiederholt als Rechts- und Interessengemeinschaft; Grundlage desselben ist ihm

[1]) Eine klare Übersicht über die Beurteilung, welche die namhaftesten Historiker des 19. Jahrhunderts (Niebuhr, Drumann, Thierry, Merivale, Mommsen, Nitzsch, Peter, Freeman, Napoleon III., Boissier, Froude, Duruy, Ranke, Ihne) der hochwichtigen Periode zu teil werden liefsen, gibt Charles Seitz in der Genfer Diss. (1889) «L'œuvre politique de César». Eine feinsinnige Würdigung Ciceros in anziehender populärer Darstellung bietet neuestens Eduard Schwartz „Charakterköpfe aus der antiken Literatur. Fünf Vorträge". Leipzig, Teubner, 1903, S. 96 bis 120 (Schlufs).

das Recht — Naturrecht oder Sittengesetz — und Gerechtigkeit, seine Formen achtet er, hält sie aber wie alles für entwicklungsfähig; in seiner rhetorischen Auffassung und Darstellung sind aber Recht, Sitte und Moral nicht gehörig geschieden. Sein Staatsideal ist nach dem stoischen Kosmopolitismus zurecht geschnitten; wie wenig diesem die von ihm geschätzte römische Verfassung entspricht, sieht er nicht oder will er nicht sehen.

II. Historisches Ideal. Geschichtlich schwebt Cicero das gesamte politische Leben der Scipionenzeit als Ideal vor und daraus erklärt sich seine Stellung in der Gegenwart: Bevorzugung der Aristokratie, Verachtung erwerbender Arbeit, Wertschätzung des Grundbesitzes u. a.

Den Unterschied zwischen den beiden Perioden, so führt Kapitel III „Praktische Konsequenzen" aus, macht er sich in der Regel zu wenig klar, nach den Ursachen des Verfalls forscht er nicht, zeigt auch nicht die Mittel einer wirksamen Reform. Hauptaufgabe des Staates ist es das Privateigentum zu schützen, weshalb Cicero auch all den Vorschlägen einer Bodenreform widerstrebte und frühere Versuche wie die der Gracchen verurteilte. Er ist der Wortführer der hohen Finanz, der Ritter, denen er in der Provinz manches nachsehen zu müssen glaubt. In der Eintracht der Senatoren und Ritter erblickt er das Heil des Staates, der aristokratischen Republik, deren Sache er hochhält, selbst wenn er an den Personen, an den „Gutgesinnten" recht viel vermifst. Die Masse betrachtet er bei seinem aristokratischen Standesegoismus trotz einiger Konzessionen als die Hefe des Romulus, für ihn wertvoll nur als Resonanzboden seiner Beredsamkeit.

In dem Kapitel IV „Cicero gegenüber den Tatsachen und Mächten seiner Zeit" erscheint Cicero als ein Verfechter des Rechtes, der nicht erkennt, dafs das Recht gegenüber dem Inhaber der Macht, der militärischen Macht ohnmächtig ist. Zwischen den beiden rivalisierenden Militärmächten Caesar und Pompejus wollte Cicero ernstlich vermitteln; er sah wohl die Monarchie kommen, aber er wollte die Entscheidung hinausschieben. Auch unter der neuen Tyrannis wahrte er im ganzen die Lauterkeit seines Charakters, sein politischer Blick sah aber nicht schärfer als sonst. Wenn er über die Ermordung des Tyrannen Caesar jubelte, so beseelte ihn die Hoffnung auf das Wiedererblühen der idealen aristokratischen Republik. Aber den eitlen „Retter des Vaterlandes", der nach Cauer kein Verständnis für die Macht des Heeres hatte, wufste der junge Oktavian mit genialem Geschick wie viele andre zu überlisten und so seine Anwartschaft auf den Prinzipat zur Geltung zu bringen und die notwendige Monarchie zu begründen. Aber wie Caesars Geist unter den Dolchen seiner Mörder siegreich emporstieg, so wirkte der Fluch, den der sterbende Cicero der usurpierten Monarchie auf ihren Entwicklungsgang mitgab, verhängnisvoll auf die Stellung der Kaiser der folgenden Jahrhunderte. Cicero erblickte in dem römischen Staatswesen etwas Fertiges; ihm fehlte (nach Cauer) der Gedanke der Entwicklung; er glaubte die republikanische Freiheit und den alten haltlosen Besitzstand zugleich retten zu können.

Mit dieser Würdigung Ciceros hat Cauer, der die Quellen und die Literatur genau kennt und den Gegenstand geschmackvoll darzustellen und mit dem modernen Leben zu verknüpfen weifs, einen anerkennenswerten Schritt getan über Drumann und Mommsen hinauszukommen, nicht den Nimbus des Schöpfers der lateinischen Kunstprosa im alten Glanz erstrahlen zu lassen, sondern die komplizierte, an unausgeglichenen Elementen so reiche Persönlichkeit, mit der viele moderne Kulturmenschen die charakteristischen Schwächen teilen, zu klären und zu verstehen. So wird die historische Gerechtigkeit am ehesten geübt, auch wenn sie hinausläuft auf den Satz: Tout comprendre c'est tout pardonner.

Bei einem Stoff, welcher der subjektiven Auffassung so weiten Spielraum bietet, wird gar mancher Leser gegen die Darstellung Cauers trotz ihrer abwägenden Besonnenheit Einwände erheben. So scheint er mir die philosophischen Schriften bei der Aufstellung des politischen Ideals zu hoch zu werten; die πολιτικὴ φιλοσοφία ist vor allem den rhetorischen Schriften zu entnehmen. Und hier ist es wieder die von Karneades stark beeinflufste Rhetorik, das in utramque partem dicere des Anwalts in Rechtssachen, die ἐποχή oder das Zurückhalten der Meinungsäufserung in schwierigen oder heiklen Fragen. Wufste doch Kleitomachos, der die Lehren des Karneades überlieferte, in wichtigen Dingen nicht die Herzensmeinung des Meisters zu eruieren. Das Abwägen des honestum gegenüber dem utile, der sententia gegenüber dem scriptum (Inhalt oder Wille und Form), den Preis der Vorfahren, der Freiheit und der Tyrannenmörder u. a. hat Cicero aus der rhetorischen Rüstkammer. So dürften Ciceros politische Ansichten noch mehr an dem Mafsstab seiner und der Zeitgenossen Bildung zu messen sein. Auch der Entwicklungsgedanke ist ihm so wenig wie seiner Zeit fremd: aber wenn die höchste Vollendung erreicht ist (z. B. in der Kunst, in der Beredsamkeit), so sieht er nur den Verfall folgen, dies auch im römischen Staat. Im einzelnen möchte ich noch berühren: In Pompejus erblickt Cicero bis zum Entscheidungskampf den loyalen Feldherrn, der wie Scipio sozusagen das weltliche Schwert dem geistlichen Schwert des Senats gehorsam unterordnet (vgl. ad Att. VII 1,3. XI 6, 5 und Cauer selbst S. 127); neben einem ruhmgekrönten Reichsfeldherrn dachte sich Cicero seine persönliche Stellung etwa so wie die des Lälius Sapiens neben Africanus, nur etwas glänzender, seiner Beredsamkeit entsprechend. Wenn er eine Vermittlung zwischen den beiden Machthabern für möglich hielt, so stand er mit dieser Meinung nicht allein; Balbus schreibt (Febr. 49) an Cicero (ad Att. VIII 15 A 1): Obsecro te, Cicero, suscipe curam et cogitationem dignissimam tuae virtutis, ut Caesarem et Pompeium perfidia hominum distractos rursus in pristinam concordiam reducas. Die militärische Macht schätzt Cicero nicht so gering, als es Cauer darstellt; aber er konnte es so wenig wie andere verhindern, dafs Cäsar unter abnormen Verhältnissen mit seinem schnell erstarkten und gefügigen Heer der Macht des Senats entglitt. Das verspätete Eingreifen des Senats tadelt Cicero ad Att. VII 3, 4 (vgl. ad Att. VII 6, 2; VIII 3, 3;

ad fam. XVI 11,3). Weil die Monarchie kam, läfst sich unschwer der Weg zeigen, den sie kommen mufste; wenn aber Cicero, der sie auch kommen sah, sie mit allen Mitteln abzuwenden suchte, so können spätere Historiker seinen Gesichtskreis beschränkt oder getrübt nennen, sein Standpunkt war aber berechtigt und fest, soweit einer in der wogenden Entwicklung Roms damals fest sein konnte.

München. G. Ammon.

Heinze Richard, Virgils Epische Technik. Leipzig, Teubner, 1903. VIII u. 487 Seiten.

So verlockend es wäre, Beispiele moderner Auffassung von dem „Nachahmer" Vergil hier vorzuführen, so soll doch davon abgesehen werden; denn nach dem Erscheinen von Heinzes Buch werden jene Kritiker, für die Vergil „erledigt" ist, ihre Ansichten schon etwas revidieren müssen, wenn sie ernst genommen werden wollen. Die Aufgabe, die sich Heinze gestellt hat, ist keine leichte; aber er hat seine Befähigung zur Lösung schwieriger Probleme bereits durch seine Arbeit über Lucretius in der Teubner'schen Sammlung wissenschaftlicher Kommentare erbracht. Er sucht die künstlerischen Absichten, die Vergil bei der Abfassung seiner Aeneis geleitet haben, zu erschliefsen, um vor allem das Verständnis des Gedichtes als epischen Kunstwerkes zu fördern und dann auch die Geschichte der poetischen Technik zu bereichern. Ausdrücklich hebt er hervor, dafs er es mit der ars Vergils zu tun hat und dafs die grofse Wirkung, die das Gedicht ausgeübt hat, auf etwas anderem beruht, nämlich auf der Wärme des Gefühls sowie der Kraft des sittlich-religiösen und nationalen Empfindens. Das Buch zerfällt in zwei Teile; im ersten sind fünf Abschnitte der Aeneis: der Fall Ilions, die Irrfahrten des Aeneas, Dido, die Wettspiele, Aeneas in Latium nach kunsttechnischen Gesichtspunkten analysiert. Die Bedeutung des Werkes rechtfertigt ein ausführlicheres Referat. Zur Berichterstattung über den ersten Teil ist aus naheliegenden Gründen der Fall Ilions gewählt.

Allgemeine Tendenz. Alle Ereignisse der Iliupersis mufsten zu einer einzigen Person, zum Ahnherrn des römischen Volkes, in Beziehung gebracht werden. Dadurch ergab sich der künstlerische Vorteil der Konzentration; auch wurde das Ethos der Erzählung näher bestimmt: die Troer durften nicht kleinmütig erscheinen; denn das Gefühl der Beschämung mufste den römischen Lesern erspart bleiben; in deren Augen mufsten die Trojaner auch gewinnen, wenn der Ruhm der griechischen Sieger verkleinert wurde.

Sinon. Vergilisch sind die rhetorische Ausarbeitung sowie das Ethos der Szene. Die Lüge des Sinon, ursprünglich wohl als Kriegslist erzählt, wird zum verabscheuungswürdigen Trug, der Betrüger selbst zum Typus der verworfenen Danaer gestempelt. Die auf den Charakter der Hörer fein berechnete Rede ist ein rhetorisches Meisterstück; vor allem ist die Dispositon künstlerisch und sachlich angemessen. Die einzelnen Kunstgriffe sind grofsenteils schon von den

alten Erklärern aufgezeigt worden; Heinze weist noch besonders darauf hin, wie scheinbar ohne Absicht zahlreiche edle Eigenschaften des Redners hervortreten, die geeignet sind, das Mitgefühl der Troer für ihn zu erwecken und ihm Glauben zu verschaffen.

Laokoonszene. Die erste Einführung des Laokoon erklärt Heinze aus dem dramatischen Charakter der Vergilschen Erzählung, bezüglich der zweiten gibt er den Kritikern zu, dafs es derselben logisch betrachtet nicht bedurft hätte. Aber es handelt sich hier um ein Motiv der höheren Sphäre: „Es geschieht ja doch in der ganzen Aeneis nichts Grofses, ohne dafs wir hören, solches war der Götter Wille und Werk!" Auch künstlerisch gewann die Szene durch die Steigerung der Stimmung von ernster Ergriffenheit zur Begeisterung. H. sucht die künstlerischen Erwägungen zu erkennen, die Vergil dazu geführt haben, die erste Laokoonszene von der zweiten durch das Auftreten Sinons zu trennen: der Betrüger erscheint in dem Augenblicke, als die Warnung Laokoons ihre Wirkung äufsern mufste, „auf dem Höhepunkte der Aktion Eintreten der Gegenaktion: das ist Vergilische Struktur der Handlung".

Hektors Erscheinung ist nicht zwecklos, sondern von gröfster Bedeutung. Aeneas darf nicht im Zweifel gelassen werden, dafs Troja nicht mehr zu retten ist. Wenn er dann weicht, statt mit der Vaterstadt unterzugehen, so ist das nicht Furcht vor dem Tode; es ist seine Pflicht, die Heiligtümer und Staatsgötter zu retten: Sacra suosque tibi commendat Troia penates. „Wenn Hektor die Flucht anbefiehlt, kann diese nicht schimpflich sein". — Auch die Bedeutung der Worte te eripe his flammis sucht Heinze ins rechte Licht zu setzen. Vergil hebt wiederholt den Brand Trojas in der Unglücksnacht hervor. Es dient der allgemeinen Tendenz, wenn die Trojaner nicht nur mit den Griechen, sondern auch mit dem feindlichen Element zu kämpfen haben. Hierin wird man Heinze zustimmen dürfen. Er geht aber weiter und behauptet, Vergil habe mit der hellenistischen Erzählung vom Brande Trojas auch erreicht, dafs Aeneas nicht das hochragende, hochheilige Pergamon zu verlassen brauche, sondern nur einen rauchenden Schutthaufen; dadurch sei sein Entschlufs auch den patriotischen Lesern nahegebracht worden. Allein dies entspricht nicht römischer Anschauung, wie sich gerade aus der Rede des Camillus bei Livius, auf die sich Heinze Seite 4 f. beruft, ergibt. Ich lasse die entscheidenden Sätze folgen; Livius V, 53: Aber die Sache selbst zwingt uns, die durch Brand und Einsturz verödete Stadt zu verlassen .... Dafs aber diese Behauptung mehr als Vorwand im Munde geführt werde, als berechtigt sei, wird euch, Quiriten, klar sein, wenn ihr euch erinnert, dafs vor dem Erscheinen der Gallier, als noch die öffentlichen Gebäude und die Häuser der Bürger standen, dieselbe Frage der Übersiedlung nach Veji erörtert wurde .... Uns verdriefst es, während noch auf dem Kapitol die Burg und die Tempel der Götter unversehrt stehen, die abgebrannten Häuser wieder aufzubauen! .... Und wie, wenn in Veji eine Feuersbrunst ausbräche und die Flammen, durch den Wind verbreitet, die Stadt zerstörten, wohin

sollten wir dann ziehen? Fesselt uns so wenig der heimatliche Boden, hängt unsere Vaterlandsliebe in dem Mauerwerk und in den Balken?[1]) Besonders aus den letzten Worten geht hervor, wie der patriotische Römer nach Livius dachte. Troja bleibt auch nach dem Brande solum patriae, diesen zu verlassen ist für den Römer beschämend.

Aeneas im nächtlichen Kampfe. Nach der Erscheinung Hektors ist an einen erfolgreichen Widerstand nicht mehr zu denken. Anstatt dem Berichte des Hellanikos zu folgen und von glänzenden Waffentaten des Aeneas zu berichten, umgibt Vergil seinen Helden mit einem einzigartigen Schmucke. „Die Rettung des Vaters aus der brennenden Stadt hat sich aus der ganzen Aeneassage jedem am festesten eingeprägt."

Coroebus. Vergilisch ist die Kriegslist der Troer, welche die Rüstungen der Danaer anlegen, ebenso das tragische Geschick des Coroebus, der beim Versuche, seine Braut zu retten, fällt. Anfangs lächelt den Troern das Kampfesglück. Die Schilderung, wie sie die Griechen vor sich hertreiben, dient wieder der allgemeinen Tendenz, aber auch dazu, um in dramatischer Belebung nachher den Gegenschlag um so schmerzlicher fühlen zu lassen.

Priamus' Tod. In der Überlieferung ist der Tod des Königs nicht als Abschluss der Zerstörung Ilions erzählt; bei Vergil, der nach künstlerischen Gesichtspunkten gruppiert, ist er der Höhepunkt; der Untergang des greisen Helden „fasst im Bilde den Fall Trojas zusammen". Die Kunst des Dichters feiert hier einen Triumph. Manche Nebenumstände der Szene scheinen allerdings entlehnt zu sein; aber die Handlung und die Begründung entsprechen der Weise Vergils, der gerne mit den Mitteln des Dramatikers arbeitet. „Technisch ist der Lanzenwurf des Alten von höchster Bedeutung: so folgt Schlag auf Schlag und jeder ist durch den vorausgehenden motiviert."

Helenaepisode. Die Verse 567—588 sind nur durch Servius erhalten; sie sind aus mehr als einem Grunde unecht. H. fügt einen neuen hinzu, das Ergebnis feiner Beobachtung: das Selbstgespräch 577 ff. würde das einzige in der Erzählung des Aeneas sein. Aber eine Lücke ist vorhanden, die eben durch jene Verse von einem Nachahmer Vergils ausgefüllt wurde.

Theophanie. Venus gewährt ihrem Sohne die Gunst, mit leibhaftigem Auge die Götter zu schauen, wie sie Troja zerstören. Die Vorstellung ist aber zu gewaltig, als dass die Worte des Dichters sie erreichen könnten; sie bleiben hinter ihr zurück. Vergil hat für dieses Schlussbild die Götterschlacht in der Ilias benützt; es ist ihm gelungen, die Szene in die Handlung zu verweben und andrerseits ihren symbolischen Sinn — Zusammenfassung des ganzen Kampfes — zu wahren.

Venus. Auspicien. Der Tradition konnte Vergil nicht ganz

[1]) Dieser Gedanke wird im Folgenden weiter ausgeführt: Equidem .... cum abessem, quotienscumque patria in mentem veniret, haec omnia occurrebant, *colles, campique et Tiberis et adsueta oculis regio et hoc caelum, sub quo natus educatusque essem.*

folgen. Das Versprechen der Venus, ihren Sohn zu beschützen, durfte sich nur auf den Weg bis zum Vaterhause beziehen; sonst hätte von den folgenden Szenen, der Weigerung des Anchises und dem Verluste der Creusa, abgesehen werden müssen. Die dramatische Komposition der ersteren hat H. gut beleuchtet: „Der Zuschauer hört nicht nur Reden, sondern sieht bewegte Handlung: auf die Worte des Anchises folgt das Flehen der weinenden Hausgenossen, Aeneas wappnet sich zum Todesgang, nachdem er seinen Entschluss kundgegeben; an der Schwelle des Hauses bildet sich die rührende Gruppe von Eltern und Sohn, während Creusa ihren Gatten zu bleiben beschwört. Kurz πρᾶξις, ἦθος und διάνοια kommen gleichmäfsig zu ihrem Recht und alles dient dazu, das πάθος des Hörers in lebhaftem Wechsel der Stimmungen zu erregen."

Creusa. Bestimmend für die Wahl der Sage, nach der Creusa beim Auszuge verschwindet, war die Rücksicht auf den Tod des Anchises: Vergil wollte eine Dublette vermeiden. Dafs die Gefahr, in der Creusa schwebt, so sorgfältig motiviert ist, obwohl doch ihre Aufnahme bei der Göttermutter von vornherein feststeht, fällt auf. Heinze erklärt dies aus einem künstlerischen Gesichtspunkte: die Szene hätte verloren, wenn die durch die Gefahr hervorgerufene Spannung gefehlt hätte. — Das Erscheinen des Schattens bildet einen grandiosen Abschluss, der aber künstlerisch nur so lange berechtigt war, als Vergil seine Iliupersis als selbständiges Kunstwerk wirken lassen wollte; in dem Rahmen des Gesamtepos hat die auf Hesperien bezügliche Prophezeiung der Creusa keinen Platz.

Der zweite Teil gibt in den fünf grofsen Abschnitten von der Methode des Schaffens, der Erfindung, Darstellung, der Komposition und den Zielen das System der epischen Technik Vergils. Die Darstellung ist so umfassend, dafs es hier nicht möglich ist, den Inhalt auch nur eines Kapitels zusammenhängend zu skizzieren; es kann nur auf einige Punkte hingewiesen werden. In dem ersten Hauptstücke werden u. a. die Gründe der Imitation und die Selbständigkeit des Dichters behandelt. Infolge der Schwäche seiner Phanatasie, die überall in dem Geistesleben der Römer erkennbar ist, hat dem römischen Volke nicht nur die Fähigkeit, sondern auch das Bedürfnis nach origineller Poesie gefehlt. Die Imitation wurde jedoch nicht als unwürdig empfunden, und nicht einmal im Augusteischen Zeitalter ist ein Wandel in dieser Anschauung eingetreten. Aber Vergil hat nicht mechanisch nachgeahmt; dies beweist Heinze gerade dadurch, dafs er seine künstlerischen Prinzipien aufdeckt. Das selbständige Schaffen Vergils ist in verschiedenen Richtungen zu erkennen, besonders ergaben sich ihm bezüglich der Charaktere und der Handlung neue Forderungen. Auf den fünfzehn Seiten (260—275), die den Charakteren der Menschen gewidmet sind, wird jeden Leser die Auffassung von der langsam sich vollziehenden Läuterung des Aeneas am meisten anziehen. Nachdem Heinze das Sündenregister des Helden aufgerollt, fragt er: Das soll ein Musterrömer sein, ein leuchtendes Vorbild der jüngeren Generation? Er weist dann die allmähliche Ent-

wicklung des Charakters nach: nicht von Anfang an ist Aeneas der Held ohne Furcht und Tadel, sondern erst nach und nach reift er dazu heran; die Probe ist: so wie er XII. 435 ff. zu seinem Sohne spricht, hätte er im zweiten Gesange noch nicht sprechen können. Die Seite 272 aus Seneca beigebrachten Stellen beleuchten die beschriebene Wandlung aufs klarste. — Die Götter mufsten, damit sie den theologischen Vorstellungen Vergils entsprachen, vielfach neu behandelt werden; sie sind in eine höhere Sphäre gerückt; bei Jupiter ist die Menschenähnlichkeit auf ein geringes Mafs beschränkt. Ganz anders als die Homerische μοῖρα erscheint das Vergilische Fatum: es ist Jupiters Wille; bei Homer hat es nur geringen Einflufs auf die Handlung; in der Aeneis dagegen hängt alles von ihm ab. Das Ziel des Fatums ist das imperium Romanum, Aeneas das Werkzeug dazu; nach einer langen und harten Schule „fügt er sich dem Fatum und trägt den Lohn davon". „Von dieser römischen und stoischen Anschauung mufste Vergil ausgehen, wollte er nicht ex alieno ore Märchen erzählen, sondern den Glauben seiner Zeit in poetisches Gewand kleiden." Nicht minder ist es Rücksichtnahme auf die Vorstellungen seines Zeitalters, von denen manche gerade durch Augustus neu belebt wurden, wenn der Dichter die Mittel, den göttlichen Willen zu erkunden, verwendete; sollte, fragt Heinze, der Epiker minderes Recht haben als der Historiker?

Auch in der Struktur der Handlung ist Vergil eigene Wege gegangen. H. vergleicht die Vergilische Handlung mit der Homerischen: die epische Ruhe ist bei Vergil Ausnahme; bei ihm drängt jede Handlung auf ein bestimmtes Ziel hin; gerne wird sie mit einem starken Ruck eröffnet. Beispiele bieten das plötzliche Auftreten des Laokoon, das Erscheinen der Schlangen, die Traumerscheinung Hektors, die Sendung Merkurs und die Abfahrt der Aeneas im vierten Gesang. Die Höhepunkte der Aktion sind vielfach so komponiert, dafs sie wie die Szenen eines Dramas wirken. Ein demselben entlehntes Kunstmittel besteht darin, zwei Handlungen zufällig zusammenfallen zu lassen: „eben ist Sinon mit seiner Erzählung fertig, da kommen die Schlangen über das Meer; gerade als Turnus seine Rede für den Krieg gehalten, läuft die Nachricht vom Anrücken der Feinde ein". In ähnlicher Weise läfst Livius den Camillus vor Rom in dem Augenblicke eintreffen, als den Galliern das Gold zugewogen wird. Das ist ein Zug, der. wie Heinze wohl richtig vermutet, einer poetischen Quelle entnommen sein dürfte.

In der Darstellung hat Vergil ebenfalls seine eigenen künsterischen Grundsätze. Die Erzählung ist voll Empfindungen. Während Homer den Leser selbst aus den Ereignissen die begleitenden Empfindungen erschliefsen läfst, weist Vergil auf sie hin; er erzählt aus der Seele des Handelnden heraus und beseelt sogar die unbelebte Natur wie z. B. bei der Schilderung der Fahrt des Aeneas zu Euander: „Der Gott des Stromes, der die Fahrt geheifsen hatte, hemmt seiner Wasser Lauf und kann sich nicht genug tun in der hilfreichen Teilnahme; Wellen und Wälder staunen, wie Naturkinder, das nie gesehene

Wunder an usw." Ferner leitet Vergil die Stimmung der handelnden Personen auf seine Leser über; so erregen die Wettspiele im fünften Gesange freudige Stimmung (andere Beispiele Seite 358). Auch in kleinen Zügen ist diese Absicht des Dichters vielfach zu erkennen; u. a. hat er statt der formelhaften Wendungen, mit denen Homer den Tagesanbruch ankündigt, deren immer neue gebraucht, die zur jeweiligen Situation passen und die ihr entsprechende Stimmung hervorrufen. — Bei der Exposition verfährt Vergil ökonomisch. So wird anfangs beim jeweiligen Auftreten des Drances nur so viel, als immer gerade nötig ist, keineswegs mehr, mitgeteilt; erst in seiner Glanzszene werden nähere Angaben über ihn gemacht. Heinze erinnert deshalb an die Horazische Regel: iam nunc dicat iam nunc debentia dici, pleraque differat et praesens in tempus omittat. Bei der Erzählung zweier gleichzeitiger Ereignisse, von denen das eine das andere beeinflufst, unterbricht Vergil den Bericht über das erste, setzt dann mit dem zweiten an und führt dieses bis zu seinem Zusammentreffen mit dem ersten weiter. Festen Grundsätzen folgt er auch bei der Erzählung von Vergangenem und bei der Behandlung der Zukunft.

Auch in der Verwendung der direkten Rede unterscheidet sich Vergil von seinem Vorbilde. In eindringender Untersuchung stellt H. die Gesichtspunkte fest, die Vergil bei der Einschränkung der Rede mafsgebend waren: vermieden wird alles, was keine neue Wirkung hervorbringt, den Fortschritt der Handlung hemmt, nur zur Charakteristik dient; die Debatten in den Ratsversammlungen der Götter und Menschen nehmen keine grofse Ausdehnung an, sondern werden immer bald geschlossen; dagegen drängt die Rede aufs Ziel los, fafst alles Sachdienliche kurz zusammen und ist auf das Gemüt der Zuhörer wohl berechnet.

Der Verfasser gibt uns in seinem Buche nicht nur ein Bild von dem epischen Stile Vergils; er läfst auch manches Licht auf die künstlerischen Prinzipien anderer Schriftsteller, auf die Technik der hellenistischen und ganz besonders der alten epischen Poesie fallen. Indem er meistens vom Vergleiche mit Homer ausgeht, führt er die homerischen Kunstmittel vor und erläutert sie vielfach an Beispielen; so handelt er von der epischen Ruhe, der vielfachen Verwendung der direkten Rede, ihrer Erweiterung durch Einschaltung von Erzählungen, von der Ausdehnung mancher Zwiegespräche, die zum Gange der Handlung nichts beitragen, der sinnlich belebenden Umständlichkeit, den Kunstgriffen bei der Erzählung, den verschiedenen Motiven der Handlung usw. Er zeichnet auch die Stellung Vergils zu Ästhetikern seiner Zeit, die das grofse Epos wegen der vielen öden Strecken in ihm überhaupt verwarfen.

Werturteile zu fällen hat Heinze vermieden. Aber dadurch, dafs er mit verlässiger Methode und sicherer Beherrschung des Stoffes die künstlerischen Absichten des Dichters festgestellt, dafs er seiner Eigenart zu ihrem Rechte und ihrer Bedeutung innerhalb des Systems der epischen Technik verholfen hat, hat er für die richtige Beurteilung der Aeneis Hervorragendes geleistet. Doch mit dem Ertrage für die richtige

Beurteilung derselben ist der Wert des Buches keineswegs erschöpft; es wird sowohl die Forschung als die Lehrtätigkeit befruchten. Jeder philologische Leser wird den Wunsch hegen, es möge das Verständnis anderer literarischer Kunstwerke des Altertums in gleicher Weise gefördert werden; möge Heinzes Buch ähnliche Untersuchungen und Darstellungen in so musterhaft feiner Ausarbeitung der Einzelheiten hervorrufen. Auch kommt ihm eine didaktische Bedeutung zu, da es den Blick der Erklärer Vergils mehr als bisher auf die Charaktere, die Motive der Handlung, auf die Darstellungsmittel, den Aufbau und die moralische Wirkung lenken wird.

München. Karl Rück.

Collectio scriptorum veterum Upsaliensis. L. Juni Moderati Columellae opera quae exstant recensuit Vilelmus Lundström. Fasciculus sextus rei rusticae librum decimum continens. Upsalae in libraria Lundequistiana: Lipsiae Otto Harrassowitz. 1902. Preis 1.50 M.

Nach langer Pause läfst Lundström als zweites Stück seiner Columella-Ausgabe nunmehr dem liber de arboribus das 10. Buch, den metrifizierten ‚Cepuricus de cultu hortorum' folgen. Nun wäre ja wohl allen Interessenten eines der prosaischen Bücher lieber gewesen, denn gerade von dem metrischen haben wir bereits die auf moderner Textvergleichung beruhende Ausgabe J. Häufsners. (Die handschr. Überlief. des L. J. Mod. Col. Beilage zu dem Programm des Grofsherzogl. Gymn. zu Karlsruhe f. d. Schuljahr 1888/89.)

Allein auf diesem Felde mufs man für alles dankbar sein, ferner ist Häufsners Arbeit als Programm nicht allgemein zugänglich, auch verfügt Lundström über einen gröfseren handschriftlichen Apparat und schliefslich darf man wohl aus dieser Gabe den Schlufs ziehen, der Herausgeber sei über anderen Beschäftigungen dem Columella nicht untreu geworden, sondern werde uns auch noch die Gesamtausgabe — vielleicht in etwas beschleunigter Gangart — spenden.

Von Heufsner (H.) weicht Lundströms Text (L.) nur in folgenden Punkten ab:

	H.	L.
Praef.	1 [carne]	carne
	2 libidinose	libidinosa
	3 quoniam	quorum iam (e coniect.)
	prorsus subnect exord.	prorsa oratione prioribus subnect. exord.
vers.	17 carpasa	carbasa
	24 Attrahat	Adtrahat
	91 sarcula	farcula (Druckfehler)
	130 monte + Lepuno	m. Lepino
	173 Achaica	Achaia
	178 coramble	corambe

	H.	L.
vers. 192	Tuque suis	Tuque tuis
193	Tuque suis Paphien iterum iam	Tuque tuis, Paphie, Paphien iam
201	pellicit	polluit
242	arbor	arbos
259	conniuentis	conniuentes
346	Tarcho	Tarchon
376	andrachne ... antes	andrachle ... antas
383	E tenui	Et tenui.

Im Apparate läfst Lundström die von Heufsner vielfach angeführten Emendationsversuche der Herausgeber und Erklärer beiseite; gelegentlich lesen auch beide eine Stelle der nämlichen Handschrift verschieden; wer recht hat, liefse sich natürlich nur an der Handschrift selbst entscheiden: übersichtlicher, klarer und den modernen Formen entsprechender ist entschieden Lundström. Selbstverständlich stimmen die beiden Herausgeber auch in der Anwendung der Satzzeichen nicht immer überein.

München. H. Stadler.

Dr. Jos. Menrad, Die lateinische Kasuslehre (Pensum der dritten Klasse) in praktischen Übungsbeispielen. 2. Aufl. München, Lindauersche Buchhandlung (Schöpping) 1904. 67 S. Preis 1.35 M.

Das vorliegende Büchlein erscheint nach Verlauf weniger Jahre in 2. Auflage. Nach der eingehenden Besprechung, welche dasselbe seinerzeit im Bd. 35. Jahrg. 1899 S. 125 ff. erfahren, kann sich Ref. diesmal kürzer fassen. Die Änderungen gegenüber der 1. Auflage erstrecken sich vor allem auf Berichtigungen einer Reihe von Versehen, wie sie sich in ein neues Buch leicht einschleichen. Das Beispielmaterial wurde stellenweise vermehrt. Einer Anregung in der oben erwähnten Besprechung folgend hat der Verf. die Fassung einer Reihe von Sätzen dem Verständnisse der Schüler besser angepafst. Bei dem Satze (S. 10) Cicero libros quosdam suos rhetoricos inscripsit — Cicero betitelte einige seiner Bücher als rhetorische, dürfte inscripsit besser mit „bezeichnete“ wiederzugeben sein. Auf eines sei noch aufmerksam gemacht. Der Verf. hat mehrmals in seinen Beispielen einen erst später zu behandelnden Stoff verwertet, so z. B. S. 6 quae sunt maximae divitiae? contentum rebus suis esse oder S. 27 tantum cibi et potionis consumite, quantum ad vires reficiendas sufficiet. Beim mündlichen Verkehr zwischen Lehrer und Schüler wird nun der erstere dem Schüler den Text so zurecht legen, dafs die Übersetzung ins Lateinische keine Schwierigkeiten bietet. Aber bei der häuslichen Wiederholung, für die das Büchlein ja nach dem Wunsche des Verf. auch mitbestimmt ist, wird der Schüler solchen ihm unbekannten Erscheinungen gegenüber oft ratlos dastehen. Nach dieser Seite hin dürfte das nächstemal die bessernde Hand anzulegen sein.

Als kleineres Versehen sei angemerkt: S. 4 quidam Caesares

statt C. qu. — S. 40 Z. 11 hat sich ein Druckfehler eingeschlichen (Spartiaate st. Spartiatae).

Möge das Büchlein auch in der neuen Auflage namentlich für die Wiederholung zu Haus und in der Schule recht ersprießliche Dienste leisten.

München. Dr. Silverio.

Claudii Ptolemaei Opera quae exstant omnia. Volumen I. Syntaxis Mathematica. Edidit J. L. Heiberg, Professor Hauniensis. Pars II, libros VII—XIII continens. Lipsiae MDCCCCIII. In aedibus B. G. Teubneri. IV u. 608 S. kl. 8°.

Dieser zweite Band der Ptolemaeus-Ausgabe reiht sich in jeder Hinsicht würdig den zahlreichen Editionen an, welche der wohlbekannte dänische Gelehrte von einer ganzen Reihe mathematischer Klassiker veranstaltet hat. Von dem Grundbuche der antiken Sternkunde, dem „Almagest", dessen Geltung bekanntlich in vierzehn Jahrhunderten nur selten eine ernsthafte Anfechtung erfahren hat, erhalten wir jene sieben Bücher, welche speziell der Stellarastronomie und der Ausgestaltung des als das „ptolemaeische" bezeichneten Weltsystemes gewidmet sind. Der Apparat, auf den der Herausgeber sich stützte, ist wesentlich derselbe, der auch schon dem ersten Bande zu grunde lag; doch ist es gelungen, noch eine subsidiäre Handschrift ausfindig zu machen, die gerade an den Stellen eingreifen konnte, für welche die unter D aufgeführte versagte. Sie führt, der alphabetischen Reihenfolge gemäfs, den Buchstaben G und ist identisch mit cod. Vatic. graec. 184, oder, richtiger gesagt, mit sechs nicht numerierten Blättern, welche diesem aus dem XIII. Jahrhundert stammenden Kodex vorgeheftet sind. Dieselben enthalten verschiedenartige Auszüge, die sich auf griechische Mathematik beziehen. Zudem konnten für das dreizehnte Buch noch beigezogen werden das Manuskript H, ein Marcianus, und das Manuskript K, cod. Vatic. graec. 1291; letzterer durch eine Untersuchung Bolls in den Sitzungsberichten der bayerischen Akademie (Philos.-Philol. Klasse, 1899) bereits bekannt geworden.

Der dritte Teil wird, da sich der Druck seines Vorgängers etwas verzögert hat, bereits in Bälde erscheinen können. Derselbe wird den gesamten kritischen Apparat, den Namen-Index und die kleinen astronomischen Schriften enthalten. Da seit der Veröffentlichung der grofsen Ausgabe von Halma, auf welche man sich bisher bei allen Textzitaten berufen mufste, fast neunzig Jahre verflossen sind, so ist es eine sehr erfreuliche Sache, nunmehr den Zeitpunkt nahe vor sich sehen zu können, in dem ein allen modernen Ansprüchen entsprechender Text eines der wichtigsten Werke den Forschern auf dem Gebiete der Wissenschaftsgeschichte zur Verfügung gestellt sein wird.

München. S. Günther.

Beiträge zur historischen Syntax der griechischen Sprache herausgegeben von M. v. Schanz. Heft 14: Die Temporalsätze mit den Konjunktionen „bis" und „so lange als". Von Albert Fuchs, k. Gymnasiallehrer in Aschaffenburg. Würzburg, A. Stuber, 1902. 130 S. 3.60 M.

Heft 15: Die polare Ausdrucksweise in der griechischen Literatur. Von Dr. Ernst Kemmer, Gymnasiallehrer am K. B. Kadettenkorps in München. Würzburg, A. Stuber, 1903. VIII und 264 S. M. 6.—.

Schanz' Beiträge zur historischen Syntax der griechischen Sprache, in denen eine Reihe unserer besten gymnasialen Lehrkräfte die ersten Proben ihrer wissenschaftlichen Tätigkeit niedergelegt hat, haben jetzt nach fast zehnjähriger Unterbrechung eine Fortsetzung gefunden durch die Arbeiten von Albert Fuchs und Ernst Kemmer. Um gleich etwas den beiden Arbeiten Gemeinsames hervorzuheben, sie zeigen eine sorgfältige Durchmusterung der griechischen voraristotelischen Literatur und es fehlt in beiden wohl keine wichtigere Belegstelle. Doch bieten sie mehr eine Nebeneinanderstellung der verschiedenen Arten des Sprachgebrauchs als eine historische Entwicklung; sie enthalten mehr Sprachstatistik als Sprachgeschichte. Aufserdem beschränken sie sich doch zu sehr auf das Griechische; höchstens dafs hie und da ein Beispiel aus dem Deutschen angeführt wird. Und doch dürfte man zumal jetzt, wo nach der Vollendung von Delbrücks grofser vergleichender Syntax der indogermanischen Sprachen der Stoff so leicht benützbar gemacht ist, bei syntaktischen Untersuchungen nicht mehr von der Heranziehung der verwandten Sprachen absehen; so mancher in der Einzelsprache vielleicht unklar erscheinende Sprachgebrauch wird dadurch in das rechte Licht gerückt.

Fuchs behandelt in seiner gründlichen Abhandlung die Temporalsätze mit den Konjunktionen „bis" und „solange als". Er beginnt mit einer besonders ausführlichen Darstellung des homerischen Sprachgebrauchs und geht dann über zu Hesiod, den pseudohomerischen Hymnen und den Lyrikern. Letztere behandelt Verf. gewissermafsen als ein einheitliches Werk, ohne sie nach den Dialekten zu differenzieren; Bakchylides ist nicht erwähnt. Darauf folgen die szenischen Dichter, die älteren Historiker, die Redner, Plato und als letzter Xenophon. Den Schlufs bildet die Anführung der Stellen aus Meisterhans' Grammatik der attischen Inschriften (3. Auflage), die über das Vorkommen der „bis" und „solange als" bedeutenden Konjunktionen in den attischen Inschriften handeln. Es überrascht, dafs Verf. aus diesen Stellen keine Parallelen zu dem Sprachgebrauch der gleichzeitigen Schriftsteller gezogen hat; auch in dem Anhang, der eine Zusammenstellung der wichtigsten Resultate der Untersuchung gibt, ist das epigraphische Material nicht verwertet. Nicht angeführt hat Verf. die Dialektinschriften, die wohl manches Schätzbare geliefert hätten; dagegen zitiert er aus Meisterhans auch nacharistotelische Inschriften.

Fuchs geht bei der Erklärung der Sätze mit ἕως und ὄφρα von der Annahme einer ursprünglichen Parataxe aus; doch ist seine Ansicht nicht stichhaltig, dafs diese beiden Partikeln eigentlich „eine Zeit lang" bedeuten. Nicht demonstrativ-indefinit, sondern relativ-indefinit sind die beiden Wörter, denn ὄφρα ist entstanden aus dem Relativstamm ὁ + dem unerklärten Suffix φρα; und ἕως entspricht dem auf den Relativstamm zurückgehenden skrt. yāvat in Form (bis auf den Ausgang) und Bedeutung. Die wenigen Fälle, wo ἕως μέν (O 547 auch ὄφρα μέν) im Hauptsatze steht, kann man mit Delbrück (vgl. Syntax III, 338) auch für abgekürzte Sätze erklären mit dem Sinn „wie lange es nun sein mochte". Auch bei einigen anderen Ausdrücken, die „bis" oder „solange als" bedeuten, hätte Verf. die anderen zum teil besser befriedigenden Erklärungsversuche wenigstens anführen können. So verweist Delbrück bei εἰς ὅ auf den analogen Gebrauch von yad, dem Neutrum des Pron. relat. im Sanskrit, das aufser der Bedeutung „dafs" auch oft den Sinn von „bis" besitzt, und meint, diesem ὅ, das eigentlich schon selbst „bis" hiefs, sei behufs Erzielung einer genaueren Ausdrucksweise noch εἰς hinzugefügt worden ähnlich wie bei dem an drei Stellen der Odyssee vorkommenden εἰς ὅτε. — Ebenso ist die Deutung von ἔστε S. 43 f. ganz unhaltbar. Von den beiden Erklärungen der neueren Forschung scheint mir die von Brugmann (J. Müllers Handbuch II, 1[3], S. 254) die richtige, der ἔστε aus ἑνσ-τε entstanden sein läfst, entsprechend dem lokr. und delph. ἔντε. Die andere Deutung ἔστε = skrt. acchā, lat. usque (die Literatur siehe bei Brugmann a. a. O.), die auch Delbrück annimmt, ist doch wohl lautlich nicht zu rechtfertigen. — Auch die Argumente, die Verf. aus dem mehr oder minder häufigen Vorkommen der Partikeln zieht, sind nicht immer stichhaltig; denn was beweist es z. B., wenn an 6 Stellen der doch nur fragmentarisch überlieferten Lyriker bei „solange als" der reine Konjunktiv steht, an 4 Stellen aber der Konjunktiv mit ἄν?

Die Beispiele sind gut ausgewählt und sorgfältig erklärt; doch passt das 1. Beispiel S. 19 (Θ 66 ff.) nicht, denn hier entspricht dem ὄφρα μέν nicht τύφρα δέ, sondern ἦμος δέ.

Den Schlufs des Buches bildet eine kurze Zusammenstellung der hauptsächlichsten Ergebnisse. Nachdem schon am Schlufs der meisten einzelnen Abschnitte eine Zusammenfassung gegeben war, war dieser Anhang eigentlich unnötig.

Es ist nicht zu verkennen, dafs Verf. sein Werk mit viel Sorgfalt und Fleifs ausgearbeitet hat; ob aber der Nutzen, den die griechische Syntax daraus zieht, der aufgewendeten Mühe entspricht, ist sehr fraglich.

Ein ähnliches Urteil ist auch über Kemmers Buch „die polare Ausdrucksweise in der griechischen Literatur" zu fällen.

Wie bekannt weist Professor Schanz in seinen Vorlesungen mit Vorliebe auf die im Griechischen so häufigen Gegenüberstellungen von Gegensätzen hin und gibt dieser Erscheinung den Namen „polare Aus-

drucksweise". 1899 erschien, nachdem schon früher von einer Reihe von Autoren dies Gebiet gelegentlich gestreift worden war, eine treffliche Arbeit von Emil Henrich (Gymnasialprogramm von Neustadt a. H. 1899, 31 Seiten), die sich zum erstenmale in extenso mit dieser Frage beschäftigte und auf Grund sprachpsychologischer Momente unter Heranziehung zahlreicher anderer Sprachen die, wie Henrich sich vorsichtig ausdrückt, „sogenannte" polare Ausdrucksweise im Griechischen zu erklären suchte. Ein Hauptmangel von Kemmers Arbeit liegt nun darin, dafs er auf diese Schrift von Henrich nirgends Bezug nimmt, sondern nur sagt, sie sei ihm erst nach Vollendung seiner Arbeit bekannt geworden. Nun erschien Henrichs Schrift im Oktober 1899, der Druck von Kemmers Arbeit aber begann nach einer Andeutung im Vorwort frühestens Ende 1900; man kann daher Verf. nicht von dem Vorwurf freisprechen, dafs er recht gut in der Zwischenzeit die durch ihr Erscheinen als bayerisches Gymnasialprogramm ihm besonders leicht zugängliche Arbeit von Henrich hätte benützen können, zumal er gelegentlich auch andere Arbeiten von 1899 und sogar von 1900 zitiert.

Kemmers Buch besteht im wesentlichen aus 2 Teilen, der psychologischen Grundlegung und der überaus reichen Beispielsammlung, die allerdings nur in ziemlich losem Zusammenhang stehen. Der erste Teil bringt trotz seiner Ausführlichkeit wenig Neues; denn um von Henrichs Arbeit zu schweigen, so bieten Pauls „Prinzipien der Sprachgeschichte" und besonders Wundts „Sprachpsychologie" viel Verwandtes. Ausserdem merkt man gelegentlich, dafs Verf., wie er selbst bekennt, sich erst „neu in die psychologische Technik einarbeiten mufste". — Recht gut ist dagegen der zweite Teil des Buches. Bei der Beschaffenheit des Themas erforderte die Zusammenstellung der Zitate besonderen Scharfsinn und Fleifs; und diesen Teil seiner Aufgabe hat Verf. wirklich glänzend gelöst. Manchmal läfst allerdings die Anordnung etwas zu wünschen übrig, aber Verf. sagt selbst, dafs er „zur logischen Detailarbeit im 2. Teile nicht immer über die erforderliche Ruhe und Sammlung verfügen konnte". Auch lag natürlich die Gefahr nahe in der Annahme einer polaren Ausdrucksweise gelegentlich etwas weit zu gehen, doch zeigt sich Verf. hierin sehr vorsichtig.

Leider hat sich auch Kemmer zu ausschliefslich auf das Griechische beschränkt und aufser ein paar Beispielen aus dem Deutschen es grundsätzlich verschmäht andere Sprachen heranzuziehen. Eine Ausnahme bildet nur der Passus S. 19—21. Was soll aber das Griechische Besonderes bieten können bei einem Sprachgebrauch, der wohl den meisten Sprachen eigentümlich ist, weil er auf allgemein menschlichen Gedankenassoziationen beruht! — Es ist daher natürlich, dafs das Resultat der geleisteten Arbeit nicht entspricht; denn ist es so wichtig nachzuweisen, dafs und an welchen Stellen die Griechen z. B. zur zeitlich uneingeschränkten Geltung eines Prädikats die Verbindung „Tag und Nacht" gebrauchen? Man hat bei der Lektüre des Buches oft das Gefühl, dafs eine an sich einfache Sache viel zu ausführlich

behandelt ist. Jedenfalls kann man sich aus Henrichs kurzer Abhandlung über die Frage mindestens eben so gut orientieren wie aus dem umfangreichen Werke Kemmers.

Der Druck ist bei beiden Büchern, von Kleinigkeiten wie abgesprungenen Akzenten abgesehen, sehr sorgfältig, die Ausstattung gediegen.

München. Dr. Dutoit.

Libanii opera rec. Richardus Förster. Vol. I. Fasc. I. Orationes I—V. Lipsiae, B. G. Teubner, 1903.

Eine neue Ausgabe der Werke des Libanius ist für unsere Wissenschaft ein Ereignis. Sind es doch über 100 Jahre, dafs die gelehrte Ernestina Reiske, die treue Lebens- und Studiengefährtin des Leipziger Professors und Rektors an der Nikolaischule Johann Jakob Reiske, die von ihrem inzwischen verstorbenen Gemahle vorbereitete Ausgabe der Reden und Deklamationen des von diesem Gelehrten innig geliebten und staunend bewunderten Rhetors auf den Büchermarkt ausgehen liefs (Libanii sophistae orationes et declamationes, 4 voll. Altenburg 1791—97; daneben sollte eine gröfsere Ausgabe parallel gehen, doch erschien davon nur Band I, Altenburg 1784). Und für die Briefe desselben Autors sind wir gar auf eine noch ältere Ausgabe angewiesen, die Edition, die Johann Christoph Wolf 1738 in Amsterdam erscheinen liefs (Libanii sophistae Epistolae Graece et Latine. Folio). Seitdem sind nur mehr für einzelne Werke und dies meisteteils nur gelegentlich von der reich besetzten Tafel philologischer Kritik für unsern Libanius und seinen Text da und dort ein paar Krümchen abgefallen. Bei seiner fabelhaft umfangreichen Schriftstellerei erwies sich eben die Wahrheit des Sprüchleins: *μέγα βιβλίον μέγα κακόν*: wie es keine einzige Handschrift gibt, die uns sämtliche Libaniana zusammen aufbehalten hätte — es erlahmte auch die fleifsigste und hingebendste Schreiberhand, wie man dies z. B. deutlich am Cod. Barberinus II. 41 sehen kann —, so hat es auch bisher eines Gelehrten Kraft und Ausdauer nicht gelingen wollen, eine wissenschaftliche Gesamtausgabe des Libanius zuwege zu bringen. Und doch wird eine nach den Anforderungen der heutigen Wissenschaft gestaltete Rezension von den Werken des für die Kenntnis seiner Zeit so überaus wichtigen Autors als ein dringendes Bedürfnis von allen denen empfunden, die sich in das Studium des absterbenden Heidentums, unstreitig einer der wichtigsten und interessantesten Kulturepochen der occidentalischen Menschheit, zu vertiefen suchen. Möge es darum dem neuen Herausgeber beschieden sein, sein angefangenes Werk glücklich zum Ende zu führen!

„Nicht Kunst und Wissenschaft allein, Geduld will bei dem Werke sein; ein stiller Geist ist Jahre lang geschäftig, die Zeit nur macht die feine Gärung kräftig.“ Was uns Förster mit Vol. I. Fasc. I (enthaltend die Reden: *Βίος ἢ περὶ τῆς ἑαυτοῦ τύχης; Πρὸς τοὺς βαρὺν αὐτὸν καλέσαντας; Πρὸς τοὺς νέους περὶ τοῦ λόγου; Περὶ τοῦ μὴ λαλεῖν; Ἀριτμις*) seiner neuen Ausgabe in die Hand gibt, sind die ersten reifen

Früchte 35jähriger selbstloser und aushaltender Mühen. Es sind gegen 500 über Europa und Asien verteilte Handschriften, über deren Wert und Abstammung sich der Herausgeber Klarheit zu verschaffen hatte; er war dabei reichlich durch die Mitwirkung helfender Freunde unterstützt. Was nun die Stemmatisierung der wichtigen Handschriften anlangt, so hat F. den Weg eingeschlagen, für jedes einzelne Werk (Deklamation und Rede) eine eigene Handschriftengenealogie aufzustellen. Mir schiene es praktischer — es würde viel Arbeit erspart — und zugleich angemessener — man erhielte einen Ein- und Überblick über die Geschichte der gesamten Libaniusüberlieferung —, wenn sich F. zu dem Modus hätte entschliefsen wollen, in ausführlichen Prolegomena die gesamte Überlieferung des Libanius darzustellen und in grofsen Zügen die Gruppen zu konstituieren, in die sich die (vollständigen) Libaniushandschriften im grofsen und ganzen nach Mafsgabe der Überlieferung für die Reden, für die Deklamationen etc. einstellen lassen. Für die einzelnen Stücke hätte ja dann immer noch vor Beginn derselben eine kurze Notiz über die Verhältnisse, wie sie in diesem einzelnen Fall sich abweichend gestalten, Platz finden mögen. Dafs dies gegangen wäre, zeigt wohl jetzt schon die tiefgehende Gleichheit, die in den Verhältnissen der von F. für oratio I—V zur Textes-konstitution herangezogenen Handschriften besteht; dies gibt ja auch F. selbst zu, wenn er (p. V) sagt: extant codices, qui ut pro corpore unius generis scriptorum habendi sunt, ita etiam eandem in omnibus scriptis (doch wohl nur eine Gattung!?) affinitatis condicionem exhibeant (lies: exhibent). Aber F. will diese und andere Fragen erst in Epilegomenis behandeln; er sagt p. VI: hoc in unoquoque (opusculo) breviter indicasse satis erit; documenta dabuntur in memoria plena viae, qua Libanii opera ad nostram aetatem pervenerunt, ubi totus horum contentus prela reliquerit — proditura. Warum ist von dem alten und bewährten, einzig rationellen Modus der Prolegomena abgewichen? Zumal in einem Fall, in dem, wie ich fürchte, die verheifsenen Epilegomena noch gar lange auf sich werden warten lassen. F. gibt zur Rechtfertigung des von ihm gewählten Verfahrens an, dafs er wisse, nunc ante omnia textum desiderari (p. V). Aber es ist doch mit dem Text allein nicht allen Anforderungen genügt, die wir an eine neue Ausgabe stellen; wir wollen auch den Boden, auf dem wir stehen, auf seine Beschaffenheit hin prüfen. So empfindet man es z. B. recht unangenehm, dafs bei Aufstellung des Stemmas der für den *Βίος* in Betracht kommenden Handschriften kurzweg diese und jene Abstammung angegeben, aber diese Behauptung nicht eingehend motiviert wird. Das kleine Stückchen Text vom Anfang des *Βίος*, das — nur hier! — mit sämtlichen Handschriftenvarianten abgedruckt ist, „ut (p. 71) stemma a me propositum recte se habere tibi persuadeas", — es sind im ganzen 14½ Zeilen Teubnertext — ist eine Abschlagszahlung, die an die Genügsamkeit ziemlich hohe Anforderungen stellt. So werden wir auch mit allen grammatischen, rhetorischen, orthographischen Fragen, Hiatus und Rhythmus auf besagte Epilegomena vertröstet. Auch in betreff der Frage, ob Libanius den

akzentuierten Satzschlufs befolgt habe, müssen wir uns einstweilen mit dem Bescheid begnügen: Libanium legis Meyerianae studiosum fuisse patet (p. VII).

In seiner schon von anderen Publikationen her bekannten Trefflichkeit zeigt sich auch jetzt in seiner Ausgabe F.s Geschick, die äufsere Geschichte der Handschriften, ihre Wanderungen von Hand zu Hand und was damit zusammenhängt, lichtvoll darzustellen. Solche Partien unterbrechen aufs anmutendste die Eintönigkeit der immer etwas steril ausfallenden Handschriftenbeschreibungen; sie bieten auch reiche Belehrung und können uns jungen Philologen als Muster von lebendiger und plastischer Gestaltung solcher Verhältnisse vorgestellt werden. Dabei ist die Beschreibung der Handschriften äufserst genau; man sieht, wie dem gewissenhaften Herausgeber keine Mühe zu viel war, alle ihm notwendig erscheinenden Arbeiten ganz zu tun, und wie er alles daran setzte, seine recensio auf die Höhe der Zeit zu stellen. So hat er auch den Testimonia und den Fragmenten des Libanius bei den Grammatikern und Rhetoren sein Augenmerk zugewendet und diese nicht nur aus bereits edierten Texten sondern auch aus Handschriften selbst zusammengesucht (p. VII und 73). Auch die Nachahmer des Libanius, wie auch die Vorbilder des „*μικρὸς Δημοσθένης*" sind berücksichtigt. Allein eine solche Fülle von Material mufste den Rahmen der Bibliotheca Teubneriana zu sprengen drohen und F. sagt deshalb p. VIII: In hoc ultimo (Aufführung von Parallelstellen aus Libanius selbst und aus andern Autoren) si erunt qui longius me progredi potuisse arbitrentur, loci angustiis artos fines mihi impositos secum reputent velint (lies velim!). Es wäre wohl besser gewesen, so, wie es z. B. Kohn und Wendland bei Philo gemacht haben, neben der kleinen Handausgabe auch eine Editio maior zu veranstalten; diese hätte dann ohne die von F. beklagten angustiae „commodo lectorum et studiis Libanii fatisque operum eius nec non memoriis veterum auctorum cognoscendis (p. VII)" dienen können. Freilich hängt die Veranstaltung einer derartigen Doppelausgabe nicht nur von den idealen Wünschen des Gelehrten ab.

In der Anlage der einzelnen genealogischen Schemata und in der engeren Auswahl der zur Konstituierung des Textes in jedem einzelnen Fall beizuziehenden Codices wird man dem Herausgeber, soweit man einen Einblick in die Sachlage zu gewinnen imstande ist, in der Hauptsache zustimmen dürfen. In dem Stemma für oratio I will es mir nicht plausibel erscheinen, dafs L (= Laurentianus LVII 20) auf so indirektem Wege auf apographum c zurückzuführen sein soll; für oratio II scheint die Aufnahme von Monacensis 101 in den Apparat als recht überflüssig; auch für oratio IV ist der Ertrag recht minimal. Die Scheidung der handschriftlichen Überlieferung in 2 Gruppen, wie sie von F. angenommen wird, bewährt sich aufs beste; es ist an einer stattlichen Reihe von Fällen ganz evident, wie eine Gruppe der andern zur Ergänzung bedarf. Was die äufsere Gestaltung der Stammtafeln anlangt, so wäre es m. E. nicht ohne Nutzen, wenn der Herausgeber, wie dies ja auch bei historischen Stammtafeln jetzt gern geschieht, die

einzelnen Jahrhunderte durch horizontale Linien gegen einander abgrenzen und in die so entstandenen Spalten die Handschriften nach ihrem Alter einreihen würde; besonders bei grofsen Stemmata, wie das auf p. 303 und p. 237 der Fall ist, würde eine solche Anordnung die Übersichtlichkeit bedeutend erhöhen und die Orientierung erleichtern. Der textkritische Apparat ist mit grofser Sorgfalt ausgearbeitet, doch scheint mir die Akribie zu weit zu gehen, wenn z. B. ständig Varianten wie zwischen *ὥστε* und *ὥστ'* aufgeführt werden oder wenn die im V (Vindobonensis phil. gr. XCIII) sehr häufige und auch in andern Handschriften vorkommende Verwechselung zwischen dem indefiniten und dem interrogativen *τις* jedesmal ausdrücklich registriert wird, wenn die Zusammenschreibung von Praeposition und neutralem Pronomen einmal wie das andere Mal gewissenhaft verzeichnet wird. Solche Dinge machen den Apparat nur überladen.

In der Aufnahme eigener Konjekturen in den Text hat F. grofse Zurückhaltung an den Tag gelegt; die meisten seiner Vorschläge wie auch eine Menge anderer Textänderungen (von Gasda, M. Schmidt) sind im Apparat angeführt. Oratio I p. 83. 7 schreibt F. mit Cobet *θρόνοις ἀρχῶν*; die Handschriften haben: *φόνοις* CL, *φθόνοις* B et e *φόνοις* corr. P^2 et m. rec. (r) supra *φόροις* V. Das im Text stehende *θρόνοις* entspricht keinesfalls dem von der Stelle erforderten Sinn; es ist entweder *φόροις* zu halten oder höchstens die leise Änderung in *φοραῖς* vorzunehmen; zum Ausdrucke vergleiche ich p. 246. 4 F: *αὐτὸς δὲ ταύτην ἐλλείπων τὴν φορὰν εἰκός τι ποιεῖν ἑνόμιζον; τοῖς μὲν γὰρ πρέπειν τὴν λειτουργίαν, ἐμαυτῷ δὲ τὴν περὶ ταῦτα ἀτέλειαν.* Die Sache wird durch Libanius' eigene Worte in Oratio II Cap. 33 ff. illustriert. Synesius im 148. Briefe, der eine Schilderung des Landlebens ferne von Politik gibt, beginnt diesen Brief mit den Worten: *ἀπέλιπον τὴν τάξιν τῶν φόρων κτλ.* Pag. 84. 18 ist m. E. nichts ausgefallen, es ist nur nach *ἀγορᾶς* das Komma zu tilgen, nach *βίβλος* ein *ἦν* zu supplieren und dann — wohl ohne Punkt — noch abhängig von *ὥστε* fortzufahren; also: *ὥστ' οὐδ' ἀπαλλαττομένων τῶν νέων ἀπηλλαττόμην, ἀλλὰ καὶ δι' ἀγορᾶς ἐν χεροῖν τε ἡ βίβλος (ἦν) καὶ ἔδει τὸν ἄνδρα καὶ πρὸς ἀνάγκην λέγειν.* Eine recht verderbte Stelle scheint pag. 91. 1 f. zu sein; ohne Annahme einer Lücke wird man hier nicht auskommen. Aber wenn F. liest: *γενέσθαι δὲ οὐχ ὥσπερ ἔσπευδον, ἀλλ' ὡς ἐβεβίαστο, ταυτὶ δὲ ὧδα Τύχης* und die Handschriften lesen: *ὥσπερ* PBL, corr. ex *ὅσπερ* C^n, corr. manu secunda ex *ὅπερ* ita tamen ut σ denuo deleretur A *ὅπερ* V ‖ *ὡς* ex *ὦ* corr. L^2, so scheint mir in dem *ὥσπερ* ein *ὥπερ* und in dem *ὡς* ein ursprüngliches *ὦ* zu stecken, die beiden Duale entsprechend dem v. 4 folgenden Dual *τὼ σοφιστά*. Es wäre dann etwa zu lesen: *γενέσθαι δὲ οὐχ ὥπερ ἔσπευδον, ἀλλ' ὦ ἐβεβίαστο <διδασκάλω>, ταυτὶ δὲ ὧδα Τύχης. ἐοίκατε τὸ μὲν τῆς εὐπλοίας δέχεσθαι καὶ κατὰ μέλος εἰρῆσθαι συγχωρεῖν, τὰ δ' αὖ περὶ τὼ σοφιστὰ ἀλλοκότως εἰρῆσθαι, εἰ δὴ ἅπερ ἠναγκαζόμην, ἐν τούτοις εὐτυχηκέναι φημί.* Oratio II p. 253. 13 lesen die Handschriften: *εἰδότες ὅτι* (om U) *δόρυ λέγουσιν εὐθὺς ὑπάρξει γαμεῖν.* Neben dem von F. in den Text aufgenommenen *δόρυ ἑλοῦσιν* mag man auch an *δόρυ λαχοῦσιν*

oder λαβοῦσιν denken. Pag. VII in der Mitte ist statt Doxopatri richtiger Doxopatrae zu schreiben (cf. Krumbacher Byz. Litt.[2] p. 462. 3).

Der Druck ist abgesehen davon, dafs vor allem in Oratio I und V häufig Lettern abgesprungen sind, im ganzen mit grofser Sorgfalt überwacht. Einige Nachbesserungen sind noch vorzunehmen: p. X lies P 85. 9; p. 21, Zeile 6 von unten: tituli; 91. 6 αἴνιγμα; p. 148 unter den Testimonien zu v. 8: Plato Phaed. 67 A; p. 204. 5: εἴπερ ποτέ; p. 208 am Ende: 10. Parisinus; p. 215 Zeile 2 von oben: saeculi XIII; zu p. 182. 3 fehlt im Apparat die Lesart von VL. Ist es Absicht, dafs viermal (148. 9; 156. 1; 172. 7 und 195. 5) Αἶσον geschrieben ist? Eine allen Benützern der neuen Ausgabe gewifs willkommene Erleichterung wäre es schliefslich noch, wenn in den folgenden Bändchen über dem Text am obern Rand fol. r nicht wie bisher die gleiche Überschrift wie fol. v stünde, sondern dafür speziellere Angaben, oratio VII, VIII etc. Platz fänden.

Ansbach. W. Fritz.

Georg Stier: Petites Causeries françaises. Ein Hilfsmittel zur Erlernung der französischen Umgangssprache. Für die höheren Knaben- und Mädchenschulen. Coethen, Verlag von Otto Schulze, 1903. (VIII u. 104 S.; geb. 1.50 M.).

F. Rentsch: Talks about English Life. Seitenstück zu Causeries françaises von G. Stier. Ein Hilfsmittel zur Erlernung der englischen Umgangssprache. Coethen, Verlag von Otto Schulze, 1902. (XVI u. 301 S.; geb. 3 M.)

Wie zu erwarten war, hat die Verlagsanstalt den von der Kritik mit Recht ungemein günstig aufgenommenen „Causeries françaises" einerseits eine kleinere Ausgabe, andrerseits eine Übertragung auf das Englische folgen lassen.

Die kleinere Ausgabe der Causeries, unvorteilhaft als „Petites Causeries" bezeichnet, ist von G. Stier selbst bearbeitet worden. Sie soll denjenigen Schulen dienen, welche nur wenig Zeit auf Sprechübungen verwenden können. Auch bei uns in Bayern, wo letzteres im allgemeinen zutreffen wird, dürfte mancher Lehrer das kleine Buch gern zur Einführung bringen. Wissen wir doch alle, wie ungern gewöhnlich der Schüler das in den bisher gebräuchlichen Vokabularien gebotene Wortmaterial zu lernen pflegt und wie wenig dasselbe in seinem Gedächtnisse haftet. Hier dürfte mit Hilfe der „Petites Causeries" ein besseres Resultat erreichbar sein. — Es sei noch bemerkt, dafs die kleine Ausgabe nicht nur eine Kürzung sondern in mancher Beziehung auch eine Umgestaltung der gröfseren darstellt.

Rentschs „Talks about English Life" lehnen sich meist eng an die „Causeries" an und weichen von denselben in der Regel nur da ab, wo die englischen Verhältnisse dazu nötigten. Das Lob, welches von der Kritik dem Originalwerk gespendet worden ist, wird mit einigen

Einschränkungen auch dieser Übertragung gezollt werden dürfen. — Wertvolle Erläuterungen über die Verwendung des Buches sind Seite X—XVI gegeben. Ref. vermag das Bedenken nicht zu unterdrücken, dafs eine Verarbeitung des Stoffes nach der von Rentsch ausführlich dargetanen Methode eine Fülle von Zeit voraussetzt, die dem Lehrer des Englischen kaum jemals, sicher nicht an einer bayerischen Schule, zur Verfügung stehen dürfte.

Dr. phil. Jul. Riegel: Pädagogische Betrachtungen eines Neuphilologen. Ein Beitrag zur Schulreform. Coethen, Verlag von Otto Schulze, 1903. (VII u. 52 S.)

Das Schriftchen, in Nürnberg geschrieben und speziell auf bayerischen Verhältnissen fufsend, enthält manchen beherzigenswerten Satz. So z. B. (S. 46): „Schulvorschriften sind Ideale, deren vollkommene Aus- und Durchführung nur unter idealen Verhältnissen möglich ist." — Im übrigen wäre es schwierig, über seinen Inhalt mehr zu sagen, als dafs der Verfasser ein Anhänger der „neuen" Methode ist und als solcher die Übersetzung aus der Muttersprache wenigstens an den Realschulen, für die speziell er schreibt, grundsätzlich beseitigt sehen möchte. Nach neuen Gedanken, nach einem inneren Daseinsgrund, der diese Broschüre der Öffentlichkeit übergeben liefs, hat Ref. vergebens Umschau gehalten.

Prof. Dr. F. J. Wershoven: Frankreich. Realienbuch für den französischen Unterricht. Geographie und Geschichte Frankreichs. Staatseinrichtungen. Geschichte der französischen Sprache und Literatur. Stoffe zu Sprechübungen und freien Arbeiten. Reden, Synonyma. — 3. verbesserte Auflage. Coethen, Verlag von Otto Schulze, 1903. (VIII und 224 S.; geb. 2.25 M.)

Der Inhalt des reichhaltigen, leider durch eine grofse Anzahl von Druckfehlern entstellten Buches entspricht nicht ganz dem, was man nach dem Titelblatt zu finden erwarten mufs. Diese unvorteilhafte Formulierung des Titels erklärt sich aus der Zwitternatur des Werkes. Dasselbe ist zu einem Teile wirklich „Realienbuch" (I. Connaissances utiles; II. Histoire de France; VIII. La langue française; IX. Histoire de la Littérature française) und wäre als solches in der Tat geeignet, den Schüler durch alle Klassen zu begleiten, wie die Vorrede es wünscht, wenn mit erklärenden Anmerkungen etwas weniger gespart wäre und wenn man wenigstens dem Abschnitte „Connaissances utiles" ein Wörterverzeichnis beigegeben hätte. — Die übrigen Teile (III. Vers à mettre en prose; descriptions; IV. Analyses et critiques littéraires; V. Récits et études historiques; VI. Discours; VII. La France et les Français) entsprechen, verschiedenen Autoren entnommen, teil-

weise dem Haupttitel „Frankreich“ und in ihrer Mehrzahl dem Nebentitel „Realienbuch“ nicht mehr. Sie bilden ein Lesebuch, das viel Wissenswertes enthält, aber in seiner Verwendbarkeit als Grundlage für schriftliche und mündliche Übungen nicht aus der Reihe der anderen modernen Lesebücher hervortritt. — Der Titel der III. Abteilung „Vers à mettre en prose“ führt wieder irre. Es sind nur bei den ersten beiden Stücken die betr. Verse angegeben, während es sich bei Nr. 4—6 um Prosaerzählungen des „Ring des Polykrates“, der „Bürgschaft“ und des „Kampf mit dem Drachen“ nach Rollin, Barthélemy und Vertot handelt. Sollte man nicht nach diesem Titel erwarten, dafs hier der Versuch gemacht würde, den Schüler zur Prosadarstellung einfacher ihm vorgeführter Gedichte anzuhalten?

Über den I. Abschnitt „Connaissances utiles“ sei noch bemerkt, dafs derselbe nach der Vorrede bestimmt ist, „ein isolierendes Vokabular zu ersetzen“, dafs er sich also mit den oben besprochenen Werken von Stier usw. begegnet. Dazu wäre er auch recht wohl geeignet, wenn nicht, wie schon erwähnt, es dem Schüler überlassen wäre, das Wortmaterial selbst aus dem Lexikon zusammenzusuchen und wenn nicht einige wichtige Gebiete des praktischen Lebens gänzlich vernachlässigt wären.

Der Anhang „Synonyma“ (80 deutsche Stichwörter) pafst nicht in dieses Buch und könnte ohne jeden Schaden für dasselbe entbehrt werden.

Heinrich Schneegans, Prof. der romanischen Philologie an der Universität Würzburg: Molière. Mit Bildnis. (42. Bd. der Sammlung: Geisteshelden.) Berlin, Ernst Hofmann & Co., 1902. (X und 261 S.; geheftet 2.40 M.)

Von einer eingehenden Besprechung dieser Molière-Biographie kann in unseren Blättern füglich Abstand genommen werden. Allen Teilnehmern an der Neuphilologenversammlung zu Ostern 1902 in Nürnberg ist ja noch der Vortrag in bester Erinnerung, in welchem der Verfasser einem gröfseren Publikum die Grundgedanken seines Werkes zugänglich machte. Wer aber damals verhindert war, der Versammlung beizuwohnen, wird es nicht versäumt haben, den ihm entgangenen Genufs aus der Lektüre des an neuen Gesichtspunkten so reichen Buches zu schöpfen. Ref. möchte dasselbe allen Fachgenossen, besonders den Studierenden der französischen Literatur, aufs angelegentlichste empfohlen haben. Auch zur Anschaffung für die Schülerlesebibliothek der Oberklassen der Gymnasien und Realgymnasien dürfte sich dasselbe trefflich eignen.

Dr. phil. et jur. M. Thamm: First Steps in English Conversation. For use in schools. Ein Hilfsbuch für den Gebrauch des Englischen als Unterrichts- und Schulverkehrssprache. Auf

Grund der neuen preufsischen Lehrpläne von 1901 bearbeitet. Gotha, Friedrich Andreas Perthes, 1902. (VI und 66 S.; geheftet 0.80 M.)

Der Inhalt des Bändchens wird durch den Titel genügend charakterisiert. Ausgehend von dem Gedanken, dafs eine fremde Sprache nur dann wirklich zur Unterrichtssprache werden kann, wenn man dem Schüler die hiezu nötige Phraseologie möglichst bald zugänglich macht, hat der Verfasser in der Reihenfolge: I. Behörden, Lehrer etc., II. Verschiedene Arten von Schulen, III. Schulgebäude, Schulzimmer, Klassen, IV. Aufnahme der Schüler, Schulbesuch, Schuljahr, Ferien, Feste, V. Verlauf einer Unterrichtsstunde, VI. Unterrichtsfächer, Lehrstoff, VII. Prüfung, VIII. Beruf, unsere deutschen Schüler in die englische Unterrichtssprache einzuführen versucht. Zunächst für Schulen, die nach der „neuen" Methode lehren, geschrieben, wird das kleine, teilweise an Engelkes „La Classe en français" sich anschliefsende Buch auch an solchen Schulen, die dem Englischen weniger Raum gewähren, wohl verwendbar, vor allem aber den Lehrern dieser Sprache und denen, die es werden wollen, willkommen sein.

Heinrich Schmitz, Prof. am Realgymnasium zu Aachen: Englische Synonyma, für die Schule zusammengestellt. Zweite, verbesserte und vermehrte Auflage. Gotha, Friedrich Andreas Perthes, 1902. (VI und 92 S.; geheftet 1 M.)

Das brauchbare, für die oberen Klassen der Realgymnasien oder Oberrealschulen bestimmte Buch bietet unter 206 deutschen Stichwörtern die wichtigsten englischen Synonyma mit Erläuterungen und Beispielen, welch letztere meist aus Macaulay und Chambers entnommen sind. Der Verfasser legt Wert darauf, zu bemerken, dafs die Gruppen vom Standpunkte des englischlernenden Deutschen zusammengestellt sind. — In der 2. Auflage ist durch einige Auslassungen Raum gewonnen worden für ein Wörterverzeichnis (S. 81—87), das dem Lernenden das Verständnis und die Aussprache der Beispiele erleichtern soll. An dieses schliefst sich ein Register, welches die zu unterscheidenden Wörter in alphabetischer Reihenfolge mit Angabe der Gruppe, in der sie zu finden sind, aufführt. — Das Bändchen ist der Beachtung der Fachgnossen würdig.

Dr. Gustav Ploetz & Dr. Otto Kares: Kurzer Lehrgang der Französischen Sprache. — 1. Sprachlehre auf Grund der Schulgrammatik von Dr. Karl Plœtz bearbeitet. Achte verbesserte Auflage. (XX u. 140 S.; ungeb. 1.20 M.) — 2. Elementarbuch, verfafst von Dr. Gustav Ploetz. Ausg. E. Neue Ausgabe für Gymnasien, bearbeitet nach den Lehrplänen von 1901. (XVI u. 235 S.; ungeb. 1.80 M.) Berlin 1902, Verlag von F. A. Herbig.

Die Bücher des „alten" Plœtz und die auf denselben fufsenden Neugestaltungen muten den, der es schmerzlich mitempfunden hat, wieviele halbreife Früchte in unseren Tagen auf den Markt geworfen werden, um den Schülern als allerneueste pädagogische Weisheit vorgesetzt zu werden, wie treue alte Freunde an, die man über den vielen neuen Bekanntschaften einigermafsen aus den Augen verloren hatte. Man ist froh sie wiederzufinden, besonders wenn sie sich zu ihrem Vorteil verändert haben, wie es hier der Fall ist.

Die „Sprachlehre" besitzt alle guten Eigenschaften der alten „Schulgrammatik" und vermeidet die meisten Mängel derselben. Zwar läfst die Einteilung immer noch in manchen Punkten zu wünschen übrig, aber die Neubearbeitung zeigt in noch höherem Grade als das Original sichere Beherrschung des Materials, feines Gefühl für die Bedürfnisse des Anfängers und des Schülers überhaupt, sachverständige Scheidung des Notwendigen vom Unnötigen. Das Verbum, dieser Hauptteil jeder französischen Grammatik, hat eine gänzlich neue, den Anforderungen der Wissenschaft mehr entsprechende Darstellung erfahren. Als sehr wohl gelungen mufs die Darstellung der Aussprache (S. XI—XX) bezeichnet werden, welche in der „Schulgrammatik" nicht enthalten war und dem betr. Teile der „kurzgefafsten systematischen Grammatik" nachgebildet zu sein scheint, ohne aber in den Hauptfehler des letzteren, allzugrofse Reichhaltigkeit, zu verfallen. Die Kasuslehre scheint dem Ref. (in §§ 58—60) zu kurz behandelt. — Bei der Moduslehre ist der Konjunktiv nach zusammengesetzten Konjunktionen in unvorteilhafter Weise dem Konj. nach que und in Relativsätzen gegenübergestellt. — Betreff des bekannten Orthographieerlasses stehen die Verfasser in der „Sprachlehre" sowohl als in dem „Elementarbuch" auf dem gewifs unanfechtbaren Standpunkt, „dafs ein Lehrbuch unmöglich auf die Wiedergabe der alten Regeln verzichten kann, sondern sich im allgemeinen darauf beschränken mufs, im Anschlufs an die Darstellung des bisherigen Sprachgebrauchs von den neuerdings geduldeten Abweichungen Kenntnis zu geben".

Das von demselben praktisch-pädagogischen Sinn durchwehte, nach den neuesten Lehrplänen bearbeitete „Elementarbuch" ist speziell für Gymnasien bestimmt und deshalb unserer Aufmerksamkeit besonders würdig. Beeilen wir uns, hinzuzusetzen, dafs es sich hier um ein sehr brauchbares Buch handelt, welches auch den Anforderungen der neuen bayerischen Schulordnung vollständig entsprechen dürfte und wert ist, bald in das Verzeichnis der genehmigten Schulbücher aufgenommen zu werden. Dafs der hier auf zwei Lehrjahre verteilte Stoff an unseren humanistischen Gymnasien im ersten Jahre würde erledigt werden müssen, ist eine Folge des späten Beginns des franz. Unterrichtes an diesen Anstalten, würde aber keinerlei schultechnische Schwierigkeiten veranlassen. — Auf ein lesenswertes Vorwort (S. III—XII) und ein das Lesebuch, die Grammatik und die Übungen parallelstellendes Inhaltsverzeichnis (S. XIII—XVI) folgt als I. Teil das Lesebuch (S. 1—41) mit einem Anhang von 17 nicht zu Übungen verarbeiteten Lesestücken und 9 Gedichten (S. 42—57); dann als II. Teil

die „Elementargrammatik“ (S. 58—111), endlich als III. Teil Übungen (S. 112—169), und zwar sowohl Umformungs-, als Übersetzungs- und Sprechübungen. Daran schliefst sich (S. 170—175) ein „Anhang“, Material zu Sprechübungen über Vorkommnisse des täglichen Lebens, dann (S. 176—205) ein Wörterverzeichnis zu den Kapiteln des Lesebuches und des Anhanges, endlich (S. 206—234) ein franz.-deutsches und ein deutsch-französisches Wörterverzeichnis, dem noch auf S. 235 eine „Bezeichnung der Aussprache für die Vokabeln“ folgt. — Die Nummern des Lesebuches, der Grammatik und der Übungen entsprechen sich; letztere verarbeiten jeweilig das in dem Lesestück gebotene sprachliche Material. Die Übersetzungen aus dem Deutschen zerfallen in solche, die sich enger, und solche, die sich weniger eng an das Lesestück anschliefsen. Obwohl in der Form von Einzelsätzen auftretend, bieten die letzteren doch einen zusammenhängenden Inhalt, so auf geschickte Weise einem Hauptvorwurf der Neuerer begegnend. — Das Buch vermeidet glücklich den Hauptmangel einiger unserer verbreitetsten Schulbücher: es stellt in seinen französischen und deutschen Stücken keine zu hohen Anforderungen an die Leistungsfähigkeit des Anfängers. Dabei folgt es der Mittellinie zwischen der „alten“ und der „neuen“ Methode und dürfte so, wie schon gesagt, für bayerische Verhältnisse wie geschaffen sein.

Prof. Dr. Karl Meurer: Sachlich geordnetes Französisches Vokabularium mit Phraseologie und Sprechübungen über Vorkommnisse des täglichen Lebens. Anleitung zum Französisch Sprechen. Mit besonderer Berücksichtigung des Wortschatzes der Plœtzschen Unterrichtsbücher und nach den Forderungen der neuen Lehrpläne für alle Klassen höherer Lehranstalten bearbeitet. Dritte verbesserte Auflage. Berlin 1902, Verlag von F. A. Herbig. (XII u. 180 S.; ungeb. 1.50 M.)

Der Verfasser der bekannten Französischen Synonymik bietet uns hier ein Vokabular, das den besten derartigen Büchern an die Seite gestellt werden kann. Es zeichnet sich aus durch vorsichtige Auswahl des Wortmaterials, vor allem aber durch seine praktische Einrichtung. Die Wörter sind nach sachlichen Gesichtspunkten geordnet, was die preufsischen Lehrpläne verlangen und die grofse Mehrzahl der Fachgenossen wohl gutheifsen wird. Dabei ist die Einrichtung getroffen, dafs die für die 1. Stufe bestimmten Wörter gesperrt, die für die mittlere Stufe nicht gesperrt und endlich die für die Oberstufe eingerückt gedruckt sind, wodurch dem Lehrer das zeitraubende Auswählen der Wörter in der Unterrichtsstunde erspart wird. Auf jeden einzelnen Paragraphen folgt ein Abschnitt „Phraseologie“, der, für die Mittelstufe bestimmt, die wichtigsten dazu gehörigen Redensarten enthält. — Das Vokabular (S. 1—140) dürfte allen Anforderungen genügen. Weniger einverstanden ist vielleicht mancher Fachgenosse mit dem darauffolgenden II. Teil: Sprechübungen (S. 141—177), zerfallend in

A. Leichtere Sprechübungen über Vorkommnisse des täglichen Lebens, Erdkunde, Naturlehre und Geschichte (ohne deutsche Übersetzung der Fragen), B. Die gebräuchlichsten Ausdrücke und Redewendungen der Umgangssprache für ausgedehntere Sprechübungen über Vorkommnisse des täglichen Lebens und Verkehrs (mit deutscher Übersetzung). Man wird daran Anstofs nehmen, dafs diese Dinge nicht durch zusammenhängende Lesestücke dem Schüler vorgeführt werden und von demselben einfach memoriert werden müssen. Ref. identifiziert sich nicht mit diesen Bedenken; er glaubt vielmehr, dafs auch diese Teile, besonders B, in der Schule und zum Privatstudium nutzbringend verwendet werden können.

Bamberg. Herlet.

Mathematische Mufsestunden. Eine Sammlung von Geduldspielen, Kunststücken und Unterhaltungsaufgaben mathematischer Natur. Von Dr. Hermann Schubert, Professor an der Gelehrtenschule des Johanneums in Hamburg. Kleine Ausgabe. Zweite durchgesehene Auflage. Leipzig 1904, G. J. Goeschensche Verlagshandlung. 306 S.

Von diesem Büchlein ist bereits in der Gymnasialzeitschrift die Rede gewesen. Der Sinn für die „Problèmes plaisants et délectables", wie der erste Klassiker auf diesem Gebiete, Bachet de Méziriac, sich 1612 bezüglich derartiger Belustigungen des menschlichen Geistes ausdrückte, hat in jüngster Zeit eine entschiedene Zunahme erfahren; die Sammlungen von E. Lucas, Ball, Mittenzwey, Grofse legen davon eine deutliche Probe ab, und das 1901 herausgekommene Werk von Ahrens zeigt, dafs auch die Mathematik als solche Ursache hat, sich mit einer Problemgattung angelegentlich zu beschäftigen, welche zunächst nur der menschlichen Neigung, Scherz mit Ernst zu mischen, entsprungen zu sein scheint. So sah sich auch Professor Schubert veranlafst, von seinem Werkchen eine gröfsere, dreibändige Ausgabe zu veranstalten (Leipzig 1900), die grofsen Anklang fand, den Wunsch mancher, die vergriffene erste Auflage zu besitzen, aber doch nicht vollständig zu befriedigen vermochte. Dieselbe wird somit hier aufs neue, und zwar in wesentlich unverändertem Texte, dem Publikum dargeboten. Das hohe Geschick des Verf., auch schwierigen Dingen eine Einkleidung zu verleihen, in der sie sich leichter verstehen lassen, macht sich sowohl in den arithmetischen wie auch in den zur Syntaktik und Topologie gehörenden Aufgaben so sehr bemerklich, dafs gewifs auch diese Neuauflage in der eleganten Austattung der Verlagshandlung ihren Weg machen und neue Freunde zu den alten gewinnen wird.

München. S. Günther.

Chwolson, O. D., Lehrbuch der Physik. Erster Band. Übersetzt von H. Pflaum. Mit 412 Abbildungen. Braunschweig, Vieweg, 1902. 791 Seiten. Preis 12 M.

Dieses Werk des Petersburger Universitätsprofessors Chwolson, welches in vier Bänden das gesamte Gebiet der Physik etwa in dem Umfange unseres „Wüllner" behandeln soll, verspricht eine ganz hervorragende Bereicherung der physikalischen Literatur zu werden. In der Einleitung wird der Studierende, bei welchem der Verfasser Kenntnis der elementaren Physik voraussetzt, über Ziel und Methoden des Lehrgegenstandes informiert. Chwolson spricht hier unter starker Betonung der erkenntnistheoretischen Seite des Gegenstandes von den Aufgaben der Physik, von dem Unterschiede zwischen experimenteller und theoretischer Physik, von welch letzterer er die mathematische Physik als besonderen Zweig ausscheidet, vom Zustande und von der Erhaltung der Materie, entwickelt dann einige Hilfssätze aus der Mathematik und gibt einen Überblick über die einschlägige Literatur der europäischen Nationen. Dann folgt die Mechanik und zwar zunächst so weit, als sie zum Verständnisse der im Folgenden beschriebenen physikalischen Erscheinungen und Theorieen nötig ist. Dazu rechnet der Verfasser die Lehre von der Bewegung eines Punktes, von den Kräften, die Schwingungsbewegung und das allgemeine Gravitationsgesetz; dann legt er die Elemente der Potentialtheorie dar, läfst hierauf das Kapitel über die Schwerkraft folgen und bespricht zuletzt den Begriff der physikalischen Dimension. Nun kommt ein ausführlicher Abschnitt über Mefsmethoden und Mefsapparate, der für uns Deutsche deswegen von besonderem Interesse ist, weil sich in demselben manche Versuchsanordnung und mancher Apparat findet, die den meisten von uns neu sein dürften. Die letzten drei Abschnitte behandeln die Lehre von den Gasen, dann die von den Flüssigkeiten und zuletzt die festen Körper.

Aus dieser kurzen Angabe des Inhaltes dürfte sich erkennen lassen, dafs die Gruppierung des Lehrstoffes von der bei uns üblichen nicht unwesentlich abweicht; es ist an dieser Stelle nicht möglich auf die Vorzüge derselben näher einzugehen; dafs sie aber wohlbegründet und durchaus zweckentsprechend ist, davon wird sich jedermann beim Studium des Werkes überzeugen. Inhaltlich ist dieser Band, der bis jetzt allein in deutscher Übersetzung vorliegt, von staunenswertem Reichtume; er umfafst sowohl in theoretischer als auch in praktischer Beziehung so ziemlich alles, was wir heutzutage in der Physik wissen. Die Darstellung ist von eminenter Klarheit; der Verfasser versteht es, dem Studierenden durch scharfe Begriffsbestimmungen Klarheit der Vorstellungen zu verschaffen. Es gibt nicht leicht ein Werk, in welchem so deutlich ausgesprochen wäre, wie weit unsere Erkenntnis reicht, welche Voraussetzungen wir machen dürfen und müssen und wie weit der Geltungsbereich unserer Schlüsse sich erstreckt. Auch die mathematischen Entwicklungen sind äufserst klar. Besonders zu erwähnen sind die reichhaltigen Literaturangaben am Schlusse eines

jeden Kapitels, welche zu eingehenderen Studien die nötigen Fingerzeige geben. Die sprachliche Darstellung ist durchaus gewandt, Pflaums Übersetzung, über deren bewunderungswürdige Gewissenhaftigkeit und gröfste Sachkenntnis der Verfasser selbst sich rühmend ausspricht, so trefflich, dafs sich das Werk wie ein solches unserer eigenen Literatur liest. Die typographische Ausstattung der deutschen Ausgabe ist tadellos, besonders schön die perspektivische Darstellung der zahlreichen in dem Bande beschriebenen Apparate.

Herrn Professor E. Wiedemann, der diese Übersetzung veranlafste und das Manuskript der deutschen Ausgabe vielfach ergänzte, kann man nur zu Dank verpflichtet sein für diese Bereicherung unserer Literatur, den weiteren Bänden des Werkes aber mit gröfstem Interesse entgegen sehen.

Julius, Dr. V. A., Der Äther. Vortrag in einem Ferienkurse. Übersetzt von G. Siebert. Mit 12 Figuren. Leipzig, Quandt & Händel, 1902. 52 Seiten.

Es kann kein Zweifel bestehen, dafs wir uns eine ganze Reihe von Naturerscheinungen ohne die Annahme eines sogenannten Äthers nicht erklären können; aber welche Eigenschaften hat dieser, wird er bei der Bewegung von materiellen Körpern mit fortgerissen oder nicht? Wie sich diese Fragen die bedeutendsten Männer von Huygens an bis zur Gegenwart zu beantworten suchten, wird in der vorliegenden Abhandlung, welche ihre Entstehung einem für Mittelschullehrer in Utrecht abgehaltenen Ferienkurse verdankt, dargelegt und die betreffenden Hypothesen werden kritisch untersucht.

Hypothesen sind in der Physik, wie der Verfasser einleitend bemerkt, unvermeidlich; deshalb weist er auch Ostwalds Versuche, die mechanische Naturerklärung durch eine energetische zu ersetzen, mit aller Entschiedenheit zurück; habe doch schon Newton trotz seines bekannten ‚hypotheses non fingo', eines Gedankens, der übrigens nur richtig verstanden sein müsse, Hypothesen gebildet, wie etwa in seiner Lichttheorie. Auf das Thema selbst übergehend spricht Verfasser zunächst von den Ideen Huygens', der sich bekanntlich den Äther als aus sehr kleinen, vollkommen elastischen Kugeln bestehend dachte, die sich berühren. Aber bald habe sich gezeigt, dafs diese Vorstellung zur Erklärung vieler Erscheinungen nicht hinreiche; deshalb haben Fresnel, Cauchy und in neuerer Zeit Thomson (Lord Kelvin) diesem Äther immer neue Eigenschaften beigelegt, ohne jedoch zu einem vollständig befriedigenden Resultate zu gelangen. Von einer anderen Anschauung gingen Faraday, Maxwell und Lorentz aus; sie betrachteten den Äther als einen Behälter für elektrische und magnetische Energie und namentlich letzterem sei es mit seiner bekannten Elektronentheorie gelungen, nicht nur die naheliegenden Erscheinungen der Aberration des Lichtes, der Doppelbrechung, der Interferenzerscheinungen polarisierten Lichtes, sondern auch weitere wie etwa die Schwerkraft und die Molekularkräfte zu erklären.

Das sind die Grundzüge des Inhaltes dieser Monographie; aber der Verfasser beschränkt sich nicht etwa darauf, die einzelnen Hypothesen nur darzulegen, sondern es wird jede auf ihre Haltbarkeit geprüft, es werden Erscheinungen und Versuche beschrieben, welche für oder gegen dieselbe sprechen und, allerdings unter Verzicht auf tiefergehende mathematische Untersuchungen, die Gründe dargelegt, welche sich für die Zulassung oder Abweisung einer Hypothese ergeben. Auf den letzten Seiten spricht der Verfasser auch von der Rolle, welche der Äther nach seiner Auffassung in der Mechanik spielt. Kollegen, welche sich für tiefergehende spekulative Forschungen interessieren, kann die Schrift bestens empfohlen werden.

Auerbach, Dr. F., Die Grundbegriffe der modernen Naturlehre. Aus Natur- und Geisteswelt. Mit 79 Figuren. Leipzig, Teubner, 1902. 156 Seiten.

Auch dieses Werkchen ist die Frucht eines Ferienkurses; in demselben werden die allermodernsten Begriffe und Anschauungen der Naturlehre erläutert. So kommt der Verfasser in dem Abschnitte über den Raum unter anderem auf die Frage nach dem vierdimensionalen Raume zu sprechen, bei der Zeit auf Welt-, Zonen- und Ortszeit, bei der Bewegung auf Strömungsfelder und Niveauflächen, bei der Wellenbewegung auch auf die Polarisation; in dem Kapitel über Kraft und Masse zieht er in den Kreis der Betrachtungen die Fern- und Nahkräfte, das streng wissenschaftliche und das praktische Mafssystem, das Kraftfeld und das Potential, bei den Eigenschaften der Materie die Erhaltung des Stoffes, die Temperatur, das Gay-Lussac'sche Gesetz, das Verhältnis des Äthers zur Materie, die Molekulartheorie; in dem Abschnitte über Arbeit und Energie spricht er auch von Kreisprozessen, vom Verhältnisse zwischen Arbeit und Wärme, von der Erhaltung der Energie und schliefslich von ihrer Entwertung und von der Entropie. Wahrhaftig ein reicher Inhalt, der vom Leser um so leichter zu bewältigen ist, als die Schreibweise des Verfassers zwar durchaus nicht oberflächlich, aber trotzdem leicht verständlich und angenehm zu lesen ist. Von den Begriffen, die in diesem Büchlein in so trefflicher Weise erläutert werden, ist auch beim Physikunterrichte an unseren Gymnasien so vielfach die Rede, dafs dasselbe nicht nur in der Bibliothek der beiden obersten Klassen unbedingt vorhanden sein, sondern den Schülern direkt zur Anschaffung empfohlen werden sollte.

Würzburg. Dr. Zwerger.

Paul Elsner, Bilder aus Neu-Hellas. Aarau 1902, Druck und Verlag von H. R. Sauerländer & Co. 8°. 388 S. 4 M.

Der Verfasser vorliegender Reiseerinnerungen hat bei seinem, wie es scheint, mehrmaligen Aufenthalt in Griechenland sehr vieles gesehen;

er hatte genügend Zeit von der gewöhnlichen Reiseroute oftmals abzuweichen und auch abseits liegende Punkte aufzusuchen; manche Klöster und Städtchen im Innern des Landes hat er kennen gelernt und sich mit der Geschichte auch dieser kleineren Örtlichkeiten vertraut zu machen gesucht. Er bemüht sich vor allem, das heutige Leben und Treiben darzustellen in einer gröfseren Anzahl von längeren oder kürzeren Einzelskizzen, die er in folgende Gruppen vereinigt: Vom griechischen Festland; Allgemeines; Griechische Inseln; Griechische Klöster; Thessalien; Kulturgeschichtliches; Archäologisches. Man erfährt ohne Zweifel manches Interessante aus den verschiedensten Gebieten griechischen Lebens, aber die Lektüre des Buches vermag im ganzen doch nicht zu befriedigen. Die Darstellungsweise des Verfassers leidet vielfach an übertriebenem Pathos insbesondere bei seinen Schilderungen der Landschaft und den Reminiszensen an alte Zeiten. Der Stil ist oft sehr gekünstelt und nicht frei von Fehlern; es ist flüchtiger Feuilletonstil und die einzelnen Artikel waren offenbar auch zuerst in Feuilletons oder illustrierten Zeitschriften abgedruckt. Ich bezweifle es, dafs es sich gelohnt hat, sie in Buchform zu sammeln. Abgesehen davon, dafs manches z. B. die Artikel archäologischen Inhalts sehr dürftig sind, wimmelt das Buch von Druckfehlern, worunter ich auch grammatische Schnitzer rechnen will, und von stilistischen Mängeln jeder Art; schiefe Urteile und merkwürdige Vergleiche liefsen sich in Menge anführen. Ich will nur einige schöne Stellen als Proben hervorheben: S. 32: Hier (in Megara) hatte die Schönheit Aspasias die Herzen der megarischen Männerwelt bezaubert mit dem Blick auf die Ölbäume der megarischen Ebene. S. 38: Immer näher rückte die gewaltige dunkelgrüne Wand des Parnes, der in Dreiecksform, mit dem spitzen Winkel im Vorgebirge Sunium, am nördlichen Fufs des Pentelikon ansetzt und sich bis zur Eleusinischen Ebene hinzieht. S. 41: Unwillkürlich drängt sich hier (auf dem königlichen Landgut Tatoi) dem Literaturfreunde ein Vergleich mit jener poesiereichen Zeit auf, als die Gestalten eines Goethe, eines Karl August in Weimar leuchteten, als Karl August Jahre lang mit Vorliebe das ihm von Goethe geschenkte Borkenhäuschen bewohnte!

Ich denke, diese Proben genügen. Gerne möchte man Gymnasialschülern Bilder aus den klassischen Landen, aus eigener lebendiger Anschauung heraus geschildert, in die Hand geben; aber Elsners Buch eignet sich leider dazu nicht.

Theodor Birt, Griechische Erinnerungen eines Reisenden. Marburg, N. G. Elwertsche Verlagsbuchhandlung, 1902. 304 S. 4 M.

Elsners Reisebildern weit überlegen ist das gleichzeitig erschienene Buch Birts. Der Verf. ist nicht so weit in Griechenland herumgekommen, aber wo er war, hat er mit klarem Blick das heutige Leben erkannt und wo sich Anknüpfungspunkte boten, mit dem Altertum in treffliche

Beziehung gebracht. Es ist äufserst unterhaltend und belehrend, seinen Plaudereien über die heutigen Bewohner zu folgen. An den weihevollen Stätten alter Griechenherrlichkeit erstehen seinem Geiste aus den Trümmern der Vorzeit lebendige Bilder alten Lebens und in formgewandter Darstellung läfst er den Leser mit sich hineinschauen in das Getriebe alter Zeiten, führt ihm in markigen Strichen die Geschichte des Volkes und in charakteristischen Zügen die bedeutendsten Männer, einen Perikles, Sokrates, Plato u. a. in eindrucksvoller Lebendigkeit vor Augen, redend und handelnd, dort in den Strafsen, Tempeln, Gymnasien Athens. Er läfst uns mit empfinden in echter, ungekünstelter Wärme alles Wahre, Gute und Schöne, was aus dem Griechentum unvergänglich bleibt, und was man in der rechten Tiefe nur in der Stimmung, die der klassische Boden selbst erweckt, ergreifen und sich zum dauernden Gute machen kann. Alles was Birt erzählt und schildert, ist gegründet auf das reiche Wissen des Gelehrten, dessen innerstes Wesen, wie er selbst von sich sagt, sicher und ruhig am Geiste des Griechentums lehnt.

So sei das Buch allen Freunden des Hellenentums empfohlen; und niemand urteile angesichts des vielen Vortrefflichen, das es bietet, zu hart, wenn der Verfasser oft einen recht schlechten Witz macht an einer Stelle, wo man ganz und gar nicht etwas Derartiges erwartet. Dem Buche hätte es genützt, wenn diese Reisestimmung nicht so sehr zum Ausdruck gekommen wäre.

Dr. K. Hachtmann, Die Akropolis von Athen im Zeitalter des Perikles. Gütersloh, Verlag von C. Bertelsmann, 1903. Mit 42 Abbildungen. 1,80 M. (Gymn.-Bibliothek Nr. 35.).

Den schon früher in der Gütersloher Sammlung erschienenen Schriftchen über Olympia und Pergamon läfst Hachtmann jetzt eine Abhandlung über die Akropolis von Athen folgen. Es ist wohl berechtigt mit solch bedeutsamen Stätten unsere Schüler genauer bekannt zu machen, um in ihnen eine lebendige Vorstellung zu erwecken durch Wort und Bild. Aber die Worte müssen frisch und anregend und die Bilder gut sein und sie können heutzutage mit Leichtigkeit gut hergestellt werden. Es ist ein grofser Mangel in Hachtmanns Schrift, dafs darauf so wenig Sorgfalt verwendet ist. Was hat ein Schüler von der S. 11 abgebildeten Büste des Perikles? In einem schwarzen Rechteck lassen sich einige hellere Stellen zu einem Gesicht zusammenordnen. So ist es auch mit der Athena Lemnia S. 27 und vielen anderen. Auch ist vieles nach Zeichnungen wiedergegeben oder nur in einfachen Skizzen, wo gute Photographien zur Verfügung stehen. Derartige Anschauungsmittel wirken nicht künstlerisch erziehend auf den jugendlichen Geist.

Was den Inhalt der Schrift betrifft, so ist zunächst ein kurzer Überblick über die Geschichte der Akropolis bis zur Zeit des Perikles gegeben. Dann folgt eine Beschreibung der Burg zur Zeit des grossen

Staatsmanns und schliefslich ein kurzer Abschnitt über die Einwirkung des Phidias auf das Kunsthandwerk in Athen. Der erste historische Teil scheint mir die Bedeutung der Burg und ihre Geschichte nicht präzis und lebendig genug hervorzuheben und ebenso wirkt die lange Beschreibung der Bauten und Kunstwerke im 2. Abschnitt sehr ermüdend; manches hätte kürzer gefafst, manches ganz weggelassen werden können, was nicht speziell den Burgbauten eigen ist: Der Aufbau eines Tempels überhaupt, die einzelnen Säulenordnungen mufste man als bekannt voraussetzen oder, wenn man das nicht will, doch nur in einem Anhang behandeln; im Zusammenhang der Darstellung ist eine Belehrung darüber störend. Die Anlage des Erechtheions zu erklären ist nicht leicht; ich glaube, es ist dem Verfasser nicht zu voller Deutlichkeit gelungen; es mufste auch schon der Plan vervollständigt und anders orientiert sein. Sonst gibt H. ja bei allen Bauten und Kunstwerken das Wissenswerte in einem für Schüler gewifs genügenden Umfang. Aber ich bin überzeugt, der Schüler vermifst das Leben auf dieser Burg. Nur Tempel, Säulen, Bildwerke treten ihm vor die Augen, aber keine Menschen. Es wäre eine sehr dankbare Aufgabe für den Verfasser gewesen, wirkliches Leben auf die geweihte Stätte zu bringen, entweder in einem eigenen Abschnitt nach Beschreibung des einzelnen, um den ermüdeten Sinn wieder frisch zu machen, oder was ich für wirkungsvoller halte, er hätte eine Form der Darstellung finden müssen, in der Beschreibung der Kunstwerke und Einblick in einen wichtigen Teil griechischen Kulturlebens sich vereinigen liefsen. Einige gesunde Phantasie schadet dabei nichts. Ich zweifle, ob die Schüler jetzt das Büchlein mit dem Interesse lesen werden, das die Sache verdient, aber ich möchte es doch für die Bibliotheken unserer oberen Klassen empfehlen; eine Ergänzung zum Geschichtsunterricht bietet es immerhin. Bedauerlich ist freilich, dafs dem ganzen das Kolorit persönlicher Anschauung fehlt; der Verfasser ist selbst nicht in Griechenland gewesen und mufs von anderen entlehnen, was er braucht, um den Anforderungen in dieser Richtung einigermafsen gerecht zu werden.

München. K. Reissinger.

Nissen, Heinr., Italische Landeskunde. 2. Bd. Die Städte. 1. Hälfte. IV. und 480 S. 1902. Preis 7 M.; 2. Hälfte IV und S. 481—1004 (36 S. Register) 1902. Preis 8 M. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung.

Im Jahre 1883 erschien der 1. Bd. von Prof. Nissens Italischer Landeskunde: Land und Leute, welcher in unseren Blättern durch J. Wimmer, der sich selbst durch seine Studien auf dem Gebiete der historischen Geographie einen Namen gemacht hat, eine sachkundige Besprechung fand (Bd. 22, Jahrg. 1886, S. 404—407). Der Verf. schrieb damals: „Wie Italien zur Römerzeit aussah, soll in diesem Handbuch beschrieben werden. Der erste Band versucht ein Gesamt-

bild des Landes zu entwerfen; der zweite wird die Städtekunde enthalten."

19 Jahre hat es gedauert, bis dieser damit angekündigte 2. Bd. in 2 Abteilungen erschien, nicht zu lang, wenn man bedenkt, welche Schwierigkeiten und welche Arbeit es erforderte, ein lebensvolles, auf persönlicher Kenntnis beruhendes Bild der italischen Städte zu geben. Dem ganzen Werke ist eine Einleitung in 9 Abschnitten vorausgeschickt, welche über die Gröfse und Einteilung Italiens, die Landgemeinden, die Munizipien, die Kolonien, die Entwicklung der Städte, die Landstrafsen, Mafs und Münze, die Volkswirtschaft und die Bevölkerung handelt. Man möchte sagen, dafs damit die Verbindung zwischen dem oben genannten, Land und Leute behandelnden 1. Bd. und dem 2. Bd. hergestellt ist. Für die Betrachtung der Städte berücksichtigt Nissen die Einteilung Italiens in 11 Regionen, welche Augustus 13/14 n. Chr. vorgenommen hat. Für die Ordnung der 6 nördlichen Regionen hatte Augustus den natürlichen und geschichtlichen Verhältnissen volle Rechnung getragen, weshalb die Beschreibung der Landschaften im 1. Teil seiner Führung folgt und der Reihe nach Ligurien, Transpadana, Venetien und Histria, die Aemilia, Etrurien, Umbrien und Picenum behandelt. Dagegen hatte Augustus für das mittlere und südliche Italien die Grenzen seiner Regionen so gezogen, dafs sie sich weder mit geographischen noch mit historischen Rücksichten vereinigen lassen. Daher schlägt N. hier eigene Wege ein und bringt folgende Kapitel: Der Hochapennin, Rom (S. 488—541), Latium, Neu-Latium (d. h. das Land der Volsker, Herniker und Aurunker), Campanien, Samnium, Apulien, Lucanien, Bruttium.

Von den Städten allen erfährt seiner Bedeutung entsprechend nur Rom, dem ein eigenes Kapitel am Anfang des 2. Teiles gewidmet wird, eine eingehende Beschreibung. Hier wird auch S. 435—488 kurz die Summe alles dessen zusammengestellt, was an Fleifs und Scharfsinn im Laufe der Jahrhunderte auf die Erforschung dieses Städtebildes verwendet worden ist: Karten, Stadtpläne, Stadtbeschreibungen in alter und neuerer Zeit, Stadtgeschichte. Es mag bemerkt werden, dafs auch Nissen W. A. Beckers Topographie der Stadt Rom (Handbuch der röm. Altertümer I) wegen seiner philologischen Schärfe und Beherrschung der antiken Literatur aufserordentlich hoch schätzt. Übrigens steht der Umfang der Schilderung Roms nicht im Mifsverhältnis zum ganzen Werke, wie z. B. der Verf. sich auch bei der Beschreibung Pompejis, die er durch seine Spezialstudien leicht hätte erweitern können, eine weise Mäfsigung auferlegt.

Es ist schwer auf beschränktem Raume einen Begriff davon zu geben, welche Summe von persönlicher Beobachtung, von Sammelfleifs, der sich auf alle erreichbaren Notizen historischer und literargeschichtlicher Art, auf Münzen, Denkmäler etc. erstreckt in diesem grofsartigen Werke vereinigt ist. Dazu kommt auch noch die Kunst der Darstellung, welche den oft trockenen Stoff belebt und greifbare Städtebilder aus längst vergangenen Zeiten heraufzuzaubern weifs. Proben

davon gewinnt man, wenn man jene Stellen hernimmt, wo entweder Städte von Altitalien vor uns erstehen, die lange vor Rom in Macht standen wie z. B. Tarquinii (S. 329—331) oder Veji, oder solche die mit ihm gleichzeitig wetteiferten, wie Capua (dessen Schilderung eigentlich den ganzen § 2 des Kap. XII Kampanien S. 693—717 umfafst), oder endlich solche, die Roms Bedeutung überdauerten oder vorübergehend ablösten, so die glänzende Schilderung von Ravenna S. 251—255) oder die von Aquileja (S. 229—232). Mit gleichem Interesse liest man, was N. von dem Glanze der grofsgriechischen Städte zu berichten weifs; man bedauert nur, dafs die Geschichte von Pästum (Poseidonia) oder von Sybaris-Thurii so grofse Lücken aufweist, dafs auch die Kunst des Verf. an der Aufgabe einer zusammenhängenden Darstellung scheitert. Um so glänzender ist ihm diese bei Tarent gelungen: die an Umfang gröfste und reichste Stadt Italiens erwacht für uns zu neuem Leben.

Was uns Lehrern das Buch bedeutet, braucht wohl nicht erst hervorgehoben zu werden. Wo bei der Klassikerlektüre Fragen an die Topographie und Stadtgeschichte einzelner Orte auftauchen, wird man sich hier Rat holen können. Es darf wohl angenommnn werden, dafs unsere meisten Lehrerbibliotheken den 1. Bd. von Nissens Italischer Landeskunde besitzen; also werden sie auch die unentbehrliche Fortsetzung dazu erwerben.

Hans F. Helmolt, Weltgeschichte. Zweiter Band: Ostasien und Ozeanien. Der Indische Ozean. Von Max von Brandt, Dr. Heinr. Schurtz, Prof. Dr. Karl Weule und Prof. Dr. Emil Schmidt. Mit 10 Karten, 6 Farbendrucktafeln und 16 schwarzen Beilagen. VIII und 638 S. (wovon 38 S. Register), Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut 1902. Preis in Halbfranzband geb. 10 M.

Der Reihe des Erscheinens nach ist dieser Band der 5. des grofsen, auf 8 Bände und einen Ergänzungsband berechneten Helmoltschen Sammelwerkes. Da inzwischen durch die vor kurzem erfolgte Ausgabe der 2. Hälfte von Band 8 auch dieser vollständig geworden ist, so liegen nunmehr drei Viertel des Werkes vollendet vor; es fehlen noch Bd. 5, welcher Osteuropa und die geschichtliche Bedeutung der Ostsee und Bd. 6, welcher Mittel- und Nordeuropa (darunter auch Deutschland bis 1350, Frankreich bis 1300 und Italien von 500—1800) behandeln soll.

Da mit dem vorliegenden Bande eine empfindliche Lücke zwischen I und III sich schliefst, gewinnt man nun eine ziemlich gute Anschauung von der geographisch-ethnographischen Grundlage, auf welcher sich das ganze Werk aufbaut. Der I. Band behandelte Amerika und die geschichtliche Bedeutung des Stillen Ozeans, der III. Westasien und Afrika; es war also von Amerika aus über den Stillen Ozean hinweg der Weg zu gewinnen nach Ostasien. Dieser führt am ungezwungensten in der Mitte durch nach Japan, daran schliefsen sich

dessen Nachbarstaaten auf dem gegenüberliegenden Festlande, China und Korea, daran wieder Hochasien und Sibirien; eingeschoben ist sodann die Geschichte des fünften und kleinsten Erdteils und seiner Umgebung (Australien und Ozeanien), die im wesentlichen doch nur eine Kolonialgeschichte sein kann, während die zweite Hälfte des Bandes den indischen Kulturkreis als eine Welt für sich behandelt (Indien und Indonesien) und das Schlufskapitel die geschichtliche Bedeutung des Indischen Ozeans würdigt. Dadurch, dafs hier namentlich den Beziehungen nachgegangen wird, welche schon in alten Zeiten der asiatische Westen und Ägypten sowie auch die europäischen Handelsvölker zum indischen Ozean hatten, wird der Weg gebahnt zum III. Bande (Westasien und Afrika) und zum IV. (Die Randländer des Mittelmeeres).

Es ist nun gar keine Frage, dafs der vorliegende Band immerhin von allen bisher erschienenen den einheitlichsten und geschlossensten Eindruck macht und tatsächlich den Beweis liefert, dafs das geographisch-ethnographische Prinzip in einer Darstellung der Weltgeschichte sicher auch seine Berechtigung hat, während es sich in manchem der früheren Bände nicht so geeignet oder wenigstens viel spröder erwies. Dies hängt offenbar damit zusammen, dafs sich hier wenigstens die Geschichte der betreffenden Länder von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart durchführen läfst, ohne dafs gröfsere Zerreifsungen notwendig werden. Dazu kommt noch, dafs der Herausgeber für den 1. Teil wenigstens nicht leicht einen geeigneteren Bearbeiter hätte finden können als Herrn Max von Brandt, den vormaligen deutschen Ministerresidenten in Japan und Gesandten in China. Freilich mufs er aus äufseren Gründen den gewaltigen Stoff, welchen die Geschichte von Japan und China (und Korea) bietet, auf 7 Bogen unterbringen, so dafs wir vielfach eine ganz skizzenhafte Behandlung erhalten. Für den Augenblick allerdings, nachdem die von dem Verf. S. 52/53 auseinandergesetzten Verhältnisse in Korea wirklich zum Kampfe zwischen Rufsland und Japan geführt haben, wird gerade dieser Teil nicht blofs dem Historiker, sondern auch weiteren Kreisen, ja jedem aufmerksamen Zeitungsleser willkommen sein, zumal ein ziemlich ausführliches Register rasch die gewünschten Namen etc. auffinden läfst.

Ähnlich ist die Durchführung des 2. grofsen Abschnittes, den der leider inzwischen verstorbene Kulturhistoriker Dr. Heinrich Schurtz über Hochasien und Sibirien geliefert hat (S. 119—222). Auch hier mufs natürlich zunächst alles skizzenhaft und kurz gegeben werden bis zu Kapitel 3, Hochasien von der Mongolenzeit bis zur Gegenwart. Hier waren nun die gewaltigen Erscheinungen des Djengis Chan und des Timur-i-leng (Tamerlan) zu würdigen; das ist aber auf dem knappen, dem Verf. zu Gebote stehenden Raum nicht möglich, wenn nicht ein Mifsverhältnis zu anderen Teilen eintreten soll. Erst mit dem Eindringen der Russen in einzelne Teile Hochasiens und nach Sibirien wird die Geschichte dieser Länder wieder von gröfserer Bedeutung. Dem gegenüber läfst sich doch fragen, ob sich nicht eine

selbständige Behandlung dieser Länder in der Geschichte entbehren liefs; konnte doch die weltgeschichtliche Bedeutung der Mongolen sonst ganz gut irgendwo in der Geschichte des 13. und des beginnenden 15. Jahrhunderts untergebracht werden und das übrige liefs sich mit der Geschichte Rufslands wohl verbinden.

Da der Australien und Ozeanien gewidmete Teil, wie schon angedeutet, im wesentlichen Kolonialgeschichte bleiben mufs, so ist nur Indien ein gröfserer Raum zugestanden worden (S. 339—518). Den gröfseren Teil davon nimmt nun aber hier sowohl für Vorderindien wie für Ceylon und Indochina die Darstellung der Erschliefsung dieser Länder durch die Europäer und der Kämpfe um die wirtschaftliche Beherrschung derselben ein; darunter mufste naturgemäfs die Behandlung der Geschichte und Kultur des alten Indien leiden. Da die mittelalterliche Zeit ohnehin ganz kurz abgemacht ist, so wäre auch hier eine Einteilung bei der Übersicht über die Gründung des britischen und französischen Kolonialreichs recht wohl möglich gewesen; noch mehr gilt das für das kleine Kapitel Indonesien (S. 521—564).

So läfst sich zusammenfassend dahin urteilen: der vorliegende Band hat als ein mit Aufgebot vieler Arbeitskraft unternommener Versuch dem geographisch-ethnographischen Prinzip in der Geschichtschreibung Geltung zu verschaffen immerhin Beachtung zu beanspruchen, zumal für Ostasien und Hochasien sich dieses Prinzip eher anwendbar erweist; allein der Beweis, dafs diese Methode der bisherigen sehr viel überlegen oder gar allein gültig wäre, ist nicht erbracht: man wird in anderen Darstellungen der Weltgeschichte das hier Gebotene auch finden, wenn auch an geeigneten Stellen verteilt und zwar vielfach eingehender und ausführlicher; denn dafs bei dem ungeheuren hier zu behandelnden Stoff die Darstellung ganz gedrängt und skizzenhaft sein mufste, war zu erwarten.

Die Vollendung der Revolution. Napoleon I. von Karl Ritter von Landmann. 116 S. Mit 119 Abbildungen. Preis geb. 4 M. (Bildet einen in sich abgeschlossenen Bestandteil der Weltgeschichte in Karakterbildern, herausgeg. von Kampers, Merkle und Spahn.) München 1903, Kirchheimsche Verlagsbuchhandlung.

Gemäfs dem Plane der ganzen Sammlung versucht hier Generalleutnant v. Landmann, der Bruder des früheren bayer. Kultusministers, vormals Direktor der bayer. Kriegsakademie und bis vor kurzem Gouverneur der Festung Ingolstadt, weiteren Kreisen das wichtigste weltgeschichtliche Ereignis der 1. Hälfte des 19. Jahrhunderts, die Eroberung Westeuropas durch das neue Frankreich nach der Revolution in knappen, treffenden Zügen darzulegen, wobei natürlich die Persönlichkeit Napoleons I. den Mittelpunkt bildet. Seinen für eine räumlich so eng begrenzte Darstellung eigentlich viel zu gewaltigen Stoff zerlegt sich der Verf. in der Weise in 6 Kapitel von ungleicher Gröfse, dafs er einleitungsweise „die Zerstörung des alten Frankreich

durch die Revolution" schildert, also ein gedrängtes Bild der französischen Revolution gibt, welches sich allerdings nicht durch besondere Züge und eigenartige, neue Auffassung von den bisherigen Darstellungen unterscheidet. Die folgenden Kapitel sind betitelt: „Die Neugestaltung Frankreichs durch Napoleon Bonaparte", „Das kaiserliche Frankreich im Kampfe um die Vorherrschaft in Europa", „Der Kampf des vereinigten Europa gegen Frankreich", „Napoleons Schöpfungen und der Wiener Kongrefs", „Die Umgestaltung des Kriegswesens". Rein sachlich kann natürlich auch hier die Geschichtserzählung, zumal in so engem Rahmen, nichts besonderes Neues bieten. Soll also nicht blofs die Notwendigkeit, in den Rahmen der Sammlung auch eine Schilderung jener stürmischen Jahrzehnte aufnehmen zu müssen, die Entstehung dieser Monographie rechtfertigen, so mufs sie ihre Existenzberechtigung durch irgend eine hervortretende Eigenart beweisen. Diese liegt nun unseres Erachtens in der von der allgemeinen Auffassung vielfach abweichenden Beurteilung der Gestalt Napoleons, „den jüngst der englische General Wolseley in einer geschichtlichen Abhandlung als das gröfste menschliche Wesen bezeichnete, das Gott je auf Erden geschickt hat". Dafs Napoleon der grofse Schlachtenmeister war, dafs die ganze moderne Entwicklung des Heerwesens und der Kriegsführung auf ihn zurückgeht, wird dem sachkundigen Verf. gewifs niemand bestreiten. Allein er wendet für die Beurteilung des „grofsen Kaisers" einen zweifachen Mafsstab an und das mufs beanstandet werden. Was zum Ruhm Napoleons zu sagen ist, seine beispiellose Arbeitskraft und Energie, welche er dem Gröfsten wie dem Kleinsten widmete, sein organisatorisches Talent, sein Scharfblick und sein Feldherrngenie, alles das wird auch als das ureigenste Verdienst des Korsen und zwar mit Recht gepriesen und hervorgehoben. Was dagegen an Napoleon zu tadeln ist: sein kalter Egoismus, seine unersättliche Eroberungssucht, sein System der Lüge und Heuchelei; die Knebelung aller freiheitlichen Regungen, die grausame Gleichgültigkeit, mit der er Hunderttausende seinem Ehrgeiz opferte, die systematische Aussaugung der eroberten Gebiete etc., alles das wird nur, wo es unumgänglich notwendig ist, gestreift und kaum getadelt: „Napoleon erscheint nicht mehr als der unersättliche Eroberer, der nur für seinen Ehrgeiz arbeitet, sondern als das Werk der Vorsehung, welches die grofsen Errungenschaften der Revolution sicher stellen, dadurch die Entwicklung Europas ein gutes Stück vorwärts schieben und so der Menschheit im allgemeinen von Nutzen sein sollte." (S. 3.) Ich fürchte, es werden nicht viele Geschichtskenner diese Auffassung teilen, welche, wie gesagt, dadurch einen ganz verschiedenen Mafsstab anlegt, dafs sie Napoleons schlechte Seiten damit rechtfertigt, dafs sie N. als ein Werkzeug der göttlichen Vorsehung betrachtet, gewissermafsen unverantwortlich, während sie das Bedeutende an ihm dem Menschen Napoleon als Verdienst zumifst. Hier mufste entschieden konsequent verfahren werden, entweder ist N. die Gottesgeifsel und dann sind seine Ruhmestaten auch ein Werk der göttlichen Vorsehung (natürlich im speziellen Sinne!) oder er ist als Mensch

für seine guten und schlimmen Taten verantwortlich. Ich meine, wir bleiben besser bei der letzteren Ansicht und zeichnen darnach sein Charakterbild. Wohin z. B. eine solche im voraus konstruierte Geschichtsbetrachtung wie die des Verf. führen mufs, zeigt ein kleiner Satz S. 108: „An der Spitze stand der Armee-Intendant Daru, der durch seine Fürsorge für den Unterhalt der Truppen und durch die zweckmäfsige Ausbeutung der besetzten Länder Napoleon vortreffliche Dienste leistete." Also die himmelschreienden Erpressungen, die der in dieser Beziehung raffiniert erfinderische Daru z. B. in Preufsen besonders zur Vorbereitung des russischen Feldzuges 1812 vornahm, waren nichts als eine „zweckmäfsige Ausbeutung der besetzten Länder"! Demnach wären Licht und Schatten entschieden gleichmäfsiger zu verteilen gewesen, den bedingungslosen Napoleonskult können wir Deutsche wohl den Franzosen selbst überlassen.

Sieht man von dieser widerspruchsvollen Auffassung Napoleons ab, so hat die Monographie im einzelnen grofse Vorzüge. Diese bestehen vor allem in den wertvollen, wenn auch dem Charakter des Buches entsprechend kurzen Bemerkungen des eminent sachkundigen Verfassers zur napoleonischen Kriegführung und zur Geschichte seiner Feldzüge; hingewiesen sei z. B. auf die kritische Würdigung der beabsichtigten Landung Napoleons in England im Sommer 1803 (S. 38 ff.), die vollkommen ernst gemeint war, kein Scheinangriff, auf die Schilderung des grofsartigen Vormarsches der französichen Armee gegen den Rhein 1805 (S. 42), auf die vergleichende Charakteristik der Sieger von Asparn und Wagram S. 61/62, auf die hervorragende Darstellung der militärischen Verhältnisse der Verbündeten im Befreiungskriege, auf die erfreuliche Beurteilung Gneisenaus S. 99: „Gneisenau erwies sich als der einzige unter den Zeitgenossen, der das Wesen und die Kraft Napoleonischer Kriegführung wirklich in sich aufgenommen hatte, und darum auch den Schlachtenkaiser mit seinen eigenen Waffen schlagen konnte." Besondere Beachtung verdient das letzte Kapitel „Die Umgestaltung des Kriegswesens" S. 105—116, in welchem alle jene Schöpfungen Napoleons zusammengestellt werden, die heute noch bestehen: „Die Pflicht des Staatsbürgers zur Vaterlandsverteidigung, der Generalstab, die Armeekorps, Infanterie- und Kavallerie-Divisionen, die Trainbataillone und Intendanturen", ferner das „Getrennt marschieren und vereint schlagen", die Verwendung grofser Kavalleriekörper vor der Front der Armee, von Kavallerie- und Artilleriemassen in der Schlacht, energische Verfolgung nach dem Siege, einfache und klare Befehlsgebung, Heranbildung des kriegerischen Geistes.

Die Illustration des Bandes ist gut, aber nicht umfänglich genug: Porträtköpfe und Schilderungen militärischer Ereignisse nach Gemälden bilden die Mehrzahl. Am Schlusse ist ein Verzeichnis der Quellen der entnommenen Abbildungen gegeben. Daraus ersieht man, dafs nicht weniger als 23 dem Werke von Pflugk-Harttung, Napoleon I. (Berlin 1900), entnommen sind. Aber das wichtigste vermisse ich. Es ist das in der französischen Originalausgabe leider schon vergriffene

Werk von Dayot, Napoléon en image, das dem Verf. zur reichen Fundgrube hätte werden können.

Im einzelnen wäre folgendes zu bemerken: S. 4 war statt: „Der 1. und 2. Stand besafsen mehr als die Hälfte des gesamten Grundes und Bodens" genauer zu sagen: zwei Drittel. — S. 6 ist als Führer der preufsischen Truppen 1792 irrtümlich der Herzog von Braunschweig genannt, der sich in jüngeren Jahren im siebenjährigen Kriege ausgezeichnet hatte; es ist dessen Neffe, Herzog Karl Wilh. Ferdinand von B., dessen Bildnis richtig S. 6 wiedergegeben ist. — S. 7 war der Zusammenhang zwischen der Proklamation des Herzogs von Braunschweig und den neuerlichen Ausschreitungen in Paris zu betonen (cf. Heigel, Neue geschichtliche Essays, 1902, S. 138 ff.); ebenso S. 8 der Zusammenhang zwischen der Hinrichtung Ludwigs XVI. und der Erweiterung der 1. Koalition. — S. 8 genügt es nicht zu sagen, Dumouriez sei, um sich der Verantwortung zu entziehen, ins österreichische Lager geflüchtet. Das erweckt unrichtige Vorstellungen! — Unklar ist auch S. 38 der Satz: Napoleon setzte sich selbst die ihm vom Papst dargereichte Krone auf etc. — S. 57 heifst es von Napoleons Aufenthalt in Spanien Ende 1808: „Der Krieg in Spanien schien beendigt. Napoleon kehrte wieder nach Paris zurück." Es riefen ihn doch die Nachrichten der Rheinbundfürsten über Österreichs drohende Rüstungen. — S. 76 heifst es bei Beginn des Freiheitskrieges 1813: „Selbst Goethe mufste seinen weltbürgerlichen Standpunkt verlassen und schrieb in „Des Epimenides Erwachen" etc. etc." Bekanntlich hat doch Goethe dieses Festspiel erst nach dem Kriege 1814 auf Ifflands Bitten zur Rückkehr der siegreichen Monarchen nach Berlin gedichtet. — Auch sonst wäre noch an manchen Stellen Mangel an Deutlichkeit zu beklagen; das hängt eben mit der Notwendigkeit die Darstellung gedrängt zu geben zusammen.

München. Dr. J. Melber.

Bernheim, Ernst, Lehrbuch der historischen Methode und der Geschichtsphilosophie. 3. und 4. völlig neu bearbeitete und vermehrte Auflage. 1903. 8°. VIII, 781 S. 15 M.

Das Buch, welches wir im Jhg. XXXI dieser Blätter S. 317—323 angezeigt, war längere Zeit vergriffen, und sein Erscheinen wurde bereits mit Ungeduld erwartet. Es liegt nun in sogleich dritter und vierter, um fast 9 Bogen vergröfserter Auflage vor, vielfach erweitert und ergänzt, zum Teil auch neu bearbeitet; aber was Einteilung und prinzipielle Auffassung betrifft, so ist eigentlich wenig geändert; es ist im Grunde doch der gleiche, alte Bernheim. Wir können uns daher, da hier ja auch nicht der Platz ist, auf methodische Fragen näher einzugehen, wohl etwas kürzer fassen, indem wir zugleich auf unsere frühere Besprechung und die dort ausgesprochenen einzelnen Bedenken verweisen, welche wir auch für die neue Auflage wiederholen müfsten.

Den breitesten Raum unter den Zusätzen nehmen die Auseinandersetzungen mit den naturwissenschaftlich-materialistischen und kollektivistischen Richtungen (S. 76—126, 138—157, 637—695) und die Besprechungen der neuen Forschungen auf den Gebieten der Sozialpsychologie, Soziologie, Anthropogeographie und anderer Hilfsdisziplinen ein (S. 589—637), welche ja charakteristisch sind für die neueste Phase der Geschichtsforschung und Geschichtsschreibung und bei uns in Deutschland besonders bekannt geworden sind durch das Auftreten Karl Lamprechts (in Leipzig) und durch den um seine „Deutsche Geschichte" und seine anderen methodologischen Schriften und Aufsätze entbrannten Streit. Natürlich beschäftigt sich auch Bernheim eingehend mit Lamprecht. Er gibt namentlich S. 659 ff. eine aufserordentlich interessante Analyse der Quellen der Lamprechtschen Theorien, (besonders Comte, daneben Hegel, Jakob Burckhardt) und widerlegt dieselben ausführlich, nicht ohne das Brauchbare in denselben anzuerkennen und das Verdienstliche daran nach Gebühr zu würdigen.

Überhaupt ist Bernheims Standpunkt ein vielfach, nach verschiedenen Richtungen hin vermittelnder — sein Ideal ist ausgesprochenermafsen Lotze — worin wir ihm gerne beipflichten. Ebenso stimmen wir ihm (wie schon seiner Zeit) wieder völlig zu, wenn er in der so oft und auch neuerdings so stark erörterten Frage nach der Gesetzmäfsigkeit in der Geschichte, „in wieweit Gesetze bei der historischen Erkenntnis anzuwenden" (besser „anwendbar") sind, einen entschieden negativen Standpunkt einnimmt und betont (S. 141), dafs „die Geschichtswissenschaft allgemein gültige Gesetze und allgemeine Begriffe nicht finden kann noch will". „Die historische Erkenntniss", sagt er treffend an anderer Stelle (S. 125), „hat es mit den ursächlichen Zusammenhängen von Erscheinungen zu tun, welche ihrem Wesen nach durch psychische Kausalität besimmt und daher ihrem Wesen nach nur von ihren qualitativ differenten Zwecken aus begriffen und regressiv erklärt, nicht aus allgemeinen Gesetzen progressiv abgeleitet und unter allgemeine Begriffe subsumiert werden können. Gesetze und Begriffe naturwissenschaftlicher Art sind nicht zureichende Mittel historischer Erkenntnis" (sie sind nur „sekundär, in bestimmter Beschränkung als Hilfsmittel verwendbar").

Dafs Bernheim übrigens auf die neueren Richtungen und Forschungen entsprechende Rücksicht genommen hat, zeigt auch seine jetzige Definition der Geschichtswissenschaft, welche von der früheren durch einige Zusätze sich unterscheidet. Die ältere, die sich auch in dieser Auflage noch gelegentlich (S. 138, 589) findet, lautete einfacher: „Die Geschichtswissenschaft ist die Wissenschaft von der Entwickelung der Menschen in ihrer Betätigung als soziale Wesen"; die jetzige dagegen heifst: „Die Geschichtswissenschaft ist die Wissenschaft, welche die Tatsachen der Entwickelung der Menschen in ihren (singulären, wie typischen und kollektiven) Betätigungen als soziale Wesen im kausalen Zusammenhange erforscht und darstellt" — die „Tatsachen" der Entwickelung ist ein Ausdruck, der mir nicht recht gefallen will

(wie auch sonst der Stil nicht frei ist von einzelnen Härten). Auch die Hinzufügung auf dem Titel „und der Geschichtsphilosophie", welche ebenfalls eine Folge der neuen Ergänzungen ist, scheint mir ihrem Werte nach fraglich. Besonders aber empfinde ich sehr störend und lästig die überaus häufigen Verweisungen auf andere, spätere oder frühere Partien des Buches und die damit zusammenhängenden vielfachen Wiederholungen. Die klare Übersichtlichkeit, der ruhige Charakter der Darlegung, wie man solche gerade bei einem derartigen Lehrbuch vor allem wünschen möchte, wird dadurch nach meinem Empfinden nicht unbedenklich beeinträchtigt. Über Lamprecht z. B. mufs man die Ansicht Bernheims an den verschiedensten Stellen zusammensuchen.

Dafs das Buch trotzdem sich rasch wieder viele Freunde erwerben wird, und dafs es ein vortreffliches, ja bisher unübertroffenes Hilfsmittel für das Studium der Geschichte nach wie vor ist, liegt schon in der Tatsache begründet, dafs es, wie es Bernheim selbst ausdrückt, in der Tat „der erste Versuch (war und) ist, die Methode der Geschichtswissenschaft von den Grundbegriffen aus bis in die konkretesten Details der technischen Handgriffe einheitlich darzustellen". Namentlich für die Leserkreise dieser Blätter erscheint es mir besonders empfehlenswert, und für diese möchte ich auch noch aus den zahlreichen Einzelzusätzen, mit denen die neue Auflage bereichert ist, den folgenden herausheben (S. 156): „Wenn der Bildungswert der Geschichte als Unterrichtsfach zuweilen angezweifelt wird, so trifft das immer nur die Art der Behandlung, sei es, dafs man einen Unterricht im Auge hat, der in öder Detaillierung die Tatsachen wesentlich als Gedächtnisstoff vorführt oder der von aufdringlichen Tendenzen konfessionellen, nationalen, dynastischen Charakters beherrscht wird; den Stoff der Geschichte selbst kann man dafür nicht verantwortlich machen; mit vollem Recht wird er als einer der bildendsten Unterrichtsstoffe von allen denen geschätzt und verwertet, die eine wahrhaft pädagogische Ader, namentlich eine sozialpädagogische besitzen. In einer Zeit, wie der unseren, da von den verschiedensten Seiten her die dumpfen Gewalten des Egoismus zur Oberherrschaft dringen wollen, kann man nicht genug hervorheben, dafs die historische Erkenntnis die stärkste wissenschaftliche Stütze der Gymnasien ist."

Bei dem Abschnitt „Kulturgeschichte" und Literatur darüber hätte wohl auf die Tätigkeit Wilhelm Heinrich Riehls näher eingegangen werden dürfen, und darf ich mir wohl erlauben, hierüber noch auf meine akademische Festrede „Wilhelm Heinrich Riehl als Kulturhistoriker" (1898) zu verweisen, worin ich mich u. a. z. B. auch gegen Ernst Sasse (cf. Bernheim S. 116) ausgesprochen habe.

München. H. Simonsfeld.

Prof. Dr. A. Baldamus, Wandkarten zur Deutschen Geschichte des 16., 17., 18. und 19. Jahrhunderts.

Desselben Herausgebers Wandkarte „Deutschland und Oberitalien zur Zeit Napoleons I. (1800—1815)".

Kartographischer Verlag von Georg Lang in Leipzig. Preis jeder Karte 15 Mark, auf Leinen mit Stäben und Wachstuchschutz 22 Mark.

Gilt es, erfreuliche Erscheinungen namhaft zu machen, die uns die neueste Zeit für die Förderung des historischen Unterrichtes an den Mittelschulen gebracht hat, so sind die von Baldamus in den Jahren 1900—1904 im Verlage der rühmlichst bekannten kartographischen Verlagsanstalt von G. Lang in Leipzig herausgegebenen Wandkarten in erster Linie zu nennen. Sie verdienen mit gleicher Anerkennung begrüfst zu werden, wie seinerzeit G. Kieperts Wandkarten zur Alten Geschichte und Spruners Historischer Wandatlas zur Geschichte Europas im Mittelalter bis auf die Neuere Zeit allseitig begrüfst worden sind. Da sich Baldamus' Wandkarten in der Hauptsache auf Deutschland und die unmittelbar angrenzenden kleineren Nachbarländer sowie die nächsten Teile der gröfseren beschränken, so behauptet Spruner-Bretschneiders Historischer Wandatlas zur Geschichte Europas auch jetzt noch seine wohlerworbenen Rechte. Für die deutsche Geschichte aber besitzen wir zur Zeit von 1500 bis zum Ende des 19. Jahrhunderts in historisch-geographischer Beziehung nichts, was den von Baldamus veröffentlichten Wandkarten auch nur entfernt an die Seite gestellt werden könnte.

Im Mafsstab 1 : 800000 ausgeführt gewähren sie ein anschauliches und getreues Bild von den in den jeweiligen Zeiträumen eingetretenen territorialen Veränderungen und der sich so ergebenden Gesamtgestaltung Deutschlands. Obwohl es vom wissenschaftlichen Standpunkt aus fraglich sein mag, ob die Ausscheidung nach Jahrhunderten, die ja auch den Herausgeber für die Zeit Napoleons I. zur Beigabe einer eigenen Karte nötigte, überall Beifall finden wird, so ist doch nicht in Abrede zu stellen, dafs allenfallsige Bedenken nach dieser Richtung, wo es die Bedürfnisse der Schule gilt, nicht eben schwer ins Gewicht fallen. Mufs ja doch auch eine Schulwandkarte auf zahlreiche Einzelheiten verzichten, deren man für speziell wissenschaftliche Zwecke nicht entraten kann. Dafs aber der Herausgeber für die Zwecke der Schule auf seinem Gebiete ein volles Verständnis hat, davon zeugen seine kartographischen Leistungen nach den verschiedensten Seiten.

Die Karten sind leicht ersichtlicher Weise darauf berechnet, sowohl während des Unterrichtes als nach ihm den Schülern dienlich zu werden. Durch eine mit sicherem Gefühle gewählte Farbengebung wird nicht blofs die Zerrissenheit Deutschlands in den hier in Betracht kommenden Jahrhunderten gut veranschaulicht, sondern es wird auch durch meist lebendige Farbentöne eine für Schulwandkarten in hohem Grade wünschenswerte Fernwirkung erzeugt. Diese ermöglicht es den Schülern auch von ihrem Platze aus dem Vortrage

des Lehrers auf der Karte zu folgen, so oft es sich um Dinge handelt, welche die Inanspruchnahme der letzteren erheischen. Durch Balkenfärbung sind die in den betreffenden Jahrhunderten vorgekommenen beträchtlicheren territorialen Veränderungen auch aus der Ferne gut kenntlich gemacht; dafs sie für geringfügigere unterblieb, ist nur zu billigen, weil sonst das ohnehin schon recht farbenreiche Gebilde noch beträchtlich buntfarbiger ausgefallen wäre. Abgesehen von den weifs gelassenen kleineren sind die deutschen Reichsgebiete, um sie tunlichst augenfällig hervortreten zu lassen, zweckdienlich mit Flächenfärbung versehen. Aus der bunten Farbenmenge sind durch Anwendung der gleichen Farbe für die des öftern getrennten Teile einzelner Länder die zusammengehörigen Gebiete als solche leicht erkennbar. Beweis dafür, dafs Baldamus den innigen Zusammenhang gar vieler geschichtlicher Ereignisse mit der Bodenbeschaffenheit der Länder richtig wertet, ist die sorgfältige und weitgehende Eintragung der hier einschlägigen Flufsnetze. Dagegen blieben Bodenerhebungen jeder Art unberücksichtigt, wohl wegen der Fülle des hier doch vorzugsweise ins Gewicht fallenden geschichtlich wichtigen Materiales. Nur vereinzelt finden sich Namen eingetragen.

Handelt es sich für die Schüler nach dem Unterrichte um die Betrachtung der Karten aus der Nähe, so bieten diese hiefür eine reiche und zweckmäfsig geordnete Menge belehrenden Stoffes. Ortsnamen, an die sich belangreichere geschichtliche Ereignisse knüpfen, sind, weil hellrot gedruckt, unschwer auffindbar und damit zugleich als vorzugsweise wichtig erkennbar gemacht. Dazu ist eine Überladung mit Namen im ganzen glücklich vermieden und so die Übersichtlichkeit wünschenswert gefördert. Bei zahlreichen Ortsnamen ist durch die Beifügung der einschlägigen Jahreszahlen ersichtlich gemacht, wodurch sie in diesem oder jenem Jahrhundert historisch denkwürdig geworden sind. Berücksichtigt sind hiebei namentlich Schlachten und Belagerungen, Friedensschlüsse und Verträge, indes auch noch gar manches andere.

Ein weiterer nicht zu unterschätzender Vorzug von Baldamus' Wandkarten für Schulzwecke ist in ihrer Übereinstimmung mit dem vom gleichen Autor im Verlage der geographischen Anstalt von Velhagen und Klasing in Leipzig von Baldamus vereint mit Schwabe neu herausgegebenen trefflichen historischen Putzgerschen Schulatlas zu suchen und zwar um so mehr, als gerade dieser Schulatlas unter den Schülern mit gutem Rechte stark verbreitet ist.

Dafs sich bei allen den genannten und noch manch anderen Vorzügen im allgemeinen bei der Einzelausführung doch auch die einen und die anderen Mängel eingeschlichen haben, kann, wo es sich um ein so grofs angelegtes Kartenwerk handelt, nicht wunder nehmen und ist um so weniger auffällig, als die Publikation in einer binnen überraschend kurzer Zeit betätigten Aufeinanderfolge von Karte auf Karte zustande gebracht wurde. Es sei gestattet den Nachweis für derlei Mängel an einzelnen Partien zunächst der Geschichtskarte des 16. Jahrhunderts zu versuchen.

Ein besonderes Interesse ist auf ihr sachgemäfs der Reformation in ihrem Verlaufe und den mit ihr zusammenhängenden Verhandlungen, Kämpfen und Folgen zugewendet; ferner dem Abfall der nördlichen Niederlande, der Erweiterung der schweizerischen Eidgenossenschaft, den Kämpfen der Hanseaten und dem Vordringen der Türken gegen Ungarn und Österreich. Eine grofse Schwierigkeit bietet den Herausgebern von geschichtlichen Schulbüchern und Karten stets die Frage, wie weit in der Aufnahme von Details zu gehen ist. Baldamus zog sich seine Grenzen verhältnismäfsig umfangreich. Darin mag auch der Grund dafür zu suchen sein, warum er nicht den Namen Schulwandkarten, sondern Wandkarten wählte. Indes läfst sich in Anbetracht ihrer Gesamtgestaltung doch nicht bezweifeln, dafs sie vorzugsweise auf den Geschichtsunterricht der oberen Stufe an Mittelschulen zugeschnitten sind. Allein für diesen ist, soweit es sich um die allgemeine und um die deutsche Geschichte handelt und nicht um die Geschichte der einzelnen Ländergebiete Deutschlands, mancherlei Detail miteinbezogen worden, das bei diesem Unterrichte nicht berücksichtigt werden kann, wofern er sich nicht in eine unangemessene Breite verlieren soll. Eine zugleich für die Geschichte der einzelnen deutschen Staaten ausreichende Karte Gesamtdeutschlands läfst sich aber überhaupt nicht herstellen. Ist nun einerseits nur zu loben, dafs Baldamus die verschiedenen für die Reformation belangreichen Reichstage und Religionsgespräche, Kompromifsverhandlungen und Verträge sowie die Jahre des Übertritts der einzelnen Länder zum Protestantismus namhaft macht, so laufen doch anderseits gar manche Einzelheiten nebenher, die für den Unterricht in der deutschen Geschichte allzu belanglos sind und so die ohnedies mit reichem Material ausgestattete Karte unnötig und unfruchtbar noch weiter belasten. So ist z. B. nichts dagegen zu erinnern, wenn Bayern auf der Karte des 16. Jahrhunderts, soweit es sich um historische Daten handelt, völlig leer ausging, obschon am Landshuter Erbfolgekrieg eine grofse Anzahl deutscher Fürsten, Reichsstädte und aufserdeutsche Fürsten beteiligt waren; nur hätte die durch ihn herbeigeführte stark veränderte Gestaltung der Lande der Wittelsbacher und namentlich die Ausscheidung von Pfalz-Neuburg-Sulzbach von der bei der Rheinpfalz verbliebenen Oberpfalz angedeutet werden sollen. Ähnliches könnte von der nicht berücksichtigten Hildesheimer Stiftsfehde gesagt werden. Indes eine gröfsere Bedeutung als der Schlacht bei Schönberg 1504 und der Schlacht bei Soltau 1519 kommt, wo es sich um die deutsche Geschichte im allgemeinen handelt, beispielsweise den Schlachten und Gefechten bei Sindelfingen, Hilzingen und Schladming 1525, Radstadt 1526, Jaicza 1527, Saros Patak 1528, Drakenburg 1547, Erkelenz, Jemmingen und Kloster Heiligerlee 1568 und Turnhout 1597 sicher auch nicht zu. Ähnlich steht es mit dem Frieden von Stockelsdorf 1534, mit den Verträgen zu Bar le Duc 1534, zu Linz 1552, zu Arras 1579 und manch anderem. Alle derartigen Einzelheiten, von denen Deutschland in seiner Gesamtheit nicht tiefer berührt wurde, sollten der Geschichte der einzelnen Länder vorbehalten bleiben; der Geschichtsunterricht an unseren Mittelschulen leidet

ohnehin bereits an einer von Jahr zu Jahr unleidlicher werdenden Überfülle.

Da und dort fügt Baldamus den Ortsnamen ohne jede weitere Andeutung lediglich eine Jahreszahl bei. Wo es sich um allbekannte Ereignisse handelt, besteht gegen dieses Verfahren kein Bedenken. Dies läfst sich aber nicht wohl behaupten von Angaben, wie z. B. Masmünster 1525, Peterwardein 1526, Naarden 1572, Aalst 1576.

Sorgfältig registriert Baldamus die gerade in diesem Jahrhundert häufige Gründung von Universitäten. Nicht unbeachtet waren zu lassen Frankfurt a/O. 1506 und Graz 1586. Für Altdorf wird als Gründungsjahr 1575 angegeben; allein in diesem Jahre erfolgte nur die Verlegung des von Melanchthon in Nürnberg errichteten Gymnasiums nach Altdorf. Seine Erhebung zur Akademie gehört dem Jahre 1578 an, die zur Universität erst dem Jahre 1623. Für die Gründung der Universität Dillingen wird 1549—54 angegeben, insoweit richtig als dort der Augsburger Bischof Otto von Truchsefs-Waldburg 1549 ein Kollegium des hl. Hieronymus errichtete, das 1554 als Universität eröffnet wurde. Allein die gebotene Form der Angabe wird in ferner stehenden Kreisen zumal bei Schülern zu Mifsverständnissen führen.

Von Unrichtigkeiten in historischen Angaben ist die Karte nicht völlig frei; sie sind jedoch meistens von geringem Belange. Da männiglich bekannt ist, dafs die Bauernaufstände von 1525 in Bayern keinen Boden fanden, so hätte es Baldamus nicht begegnen sollen für die Bauernschlacht bei Ingolstadt das in Unterfranken gelegene Ingolstadt mit Ingolstadt an der Donau zu verwechseln. Die Belagerung von Nizza durch die Franzosen und Chaireddin Barbarossa gehört dem Jahre 1543 an, nicht 1544; die Schlacht bei Novara dem Jahre 1513, nicht 1500; die Schlacht bei St. Quentin dem Jahre 1557, nicht 1558, die bei Gravelingen dem Jahre 1558, nicht 1559; die Schlacht bei Stuhlweifsenburg dem Jahre 1593, nicht 1594. Bei Essegg kam es 1537 zu keiner Schlacht (vgl. Huber, Geschichte Österreichs 4, S. 60). Alkmar wurde 1573 belagert, nicht 1572; Middelburg wurde 1574 belagert und erobert, nicht 1547; der Vertrag von Joinville wurde 1585 abgeschlossen, nicht 1584, der von Friedewald 1551, nicht 1552; die hier in Betracht kommende Dordrechter Synode wurde 1574 abgehalten, nicht 1573.

Diese Andeutungen, die sich allerdings nicht unerheblich vermehren liefsen, mögen zum Nachweis genügen, dafs die im grofsen und ganzen vorzügliche und für den gymnasialen Geschichtsunterricht äufserst willkommene Wandkarte zur Deutschen Geschichte des 16. Jahrhunderts gelegentlich einer Neuauflage immerhin noch eine Revision als wünschenswert erscheinen läfst.

M. Doeberl, Bayern und Frankreich. Vornehmlich unter Kurfürst Ferdinand Maria. II. Band. Archivalische Beiträge. München, Eduard Koch, Verlagsbuchhandlung. 1903.

Die in der Vorrede Doeberls zu seinem auf S. 441 ff. des 37. Jahr-

ganges dieser Blätter angezeigten Werke „Bayern und Frankreich" in Aussicht gestellten und an den betreffenden Stellen des I. Bandes zitierten Beilagen. 53 Nummern in einem V und 166 Seiten umfassenden Bande, liegen nunmehr, durch dankenswerte Unterstützung der K. bayerischen Akademie der Wissenschaft gefördert, vor uns. Sie enthalten, bis zu dem 1670 zustande gekommenen Abschlufs des Allianzvertrags mit Frankreich reichend, hochwichtige Nachweise zu den im I. Bande gebotenen Darlegungen und sind zugleich vollauf geeignet ihr Verständnis zu erweitern und zu vertiefen.

Vor allem fesselt unser Interesse trotz ihrer Einseitigkeit und teilweise gerade durch diese die in Nr. 1 mitgeteilte „Ausführliche Beschreibung des ganzen churbayrischen Hofs von der höchsten bis nidrigsten instanz personen und bedienungen, deren beschaffenheiten, qualiteten, inclination und würtschaften und wass dannenhero s. ks. M^t sich mitlerweil von dorten her werden getrösten können. Notanda, weliche von vornemben und warhaften personen zu Minichen in erfarnheit zu bringen gewesen" aus der Feder des Reichsvizekanzlers Grafen Leopold Wilhelm von Königsegg, der 1672 und 1673 in aufserordentlicher Mission am bayerischen Hofe weilte, also zu einer Zeit, in der die Beziehungen zwischen Bayern und Österreich die denkbar schlechtesten waren. Diese Beschreibung enthält zum Teil wenig schmeichelhafte Bemerkungen über Kaspar Schmid, der, schon seit 1656 einflufsreich, seit 1662 als geheimer Reichsvizekanzler, seit der 1667 erfolgten Resignation Oexls mit der Führung der Geschäfte eines Kanzlers betraut und nach Oexls Ableben 1675 mit dem Titel eines Kanzlers ausgestattet bis 1683 namentlich in Sachen der Politik am bayerischen Hofe den weitestgehenden Einflufs ausübte. Nr. 2 bietet eine warm gehaltene Charakteristik dieses hervorragenden und in Doeberls I. Bande die Rolle des Protagonisten spielenden Mannes, entnommen dem in der Münchener Hof- und Staatsbibliothek handschriftlich aufbewahrten Mundus Christiano-Bavaro-Politicus, der vermutlich von Kaspar Schmids ältestem Sohne herrührt. Nr. 3 enthält ein in gutem Latein abgefafstes Drohschreiben des Schwedenkönigs Karl X. an die Kurfürsten, das die bekannte Tintenfafsszene vom 16. Mai 1658 zum Ausgangspunkte hat.

Es kann hier nicht auf die weiteren 50 Nummern im einzelnen eingegangen werden; bemerkt sei nur, dafs sich unter den Beilagen, abgesehen von einigen anderen, zwischen Ferdinand Maria und Leopold I. einerseits, anderseits zwischen dem gleichen Kurfürsten und Ludwig XIV. gewechselte Briefe finden, ferner Weisungen der genannten Fürsten an ihre bei den hier in Betracht kommenden Höfen und beim Regensburger Reichstag akkreditierten Gesandten, Berichte dieser Gesandten an ihre Herren, Allianzprojekte und schliefslich der von Bayern und Frankreich abgeschlossene Hauptvertrag vom 27. Februar 1670 mit zwei Separatartikeln. Sie liefern insbesondere den Nachweis, wie die bayerische Politik unter Ferdinand Maria aus dem von Oexl vertretenen österreichischen Interesse durch Kaspar Schmid Schritt für Schritt zufolge guter Gründe in das französische hinüberschwenkte, bis der

Allianzvertrag von 1670 perfekt wurde. Wie zu diesem Zwecke auch auf die französisch gesinnte Gemahlin des Kurfürsten, Adelheid, eingewirkt wurde, zeigt die 10. Beilage, ein Brief ihrer Mutter, der Herzogin Christine von Savoyen, einer Tochter des französischen Königs Heinrich IV., vom 2. Dezember 1661, der auf den Beitritt Bayerns zur Rheinischen Allianz abzielt, und die 53. Beilage, ein Schreiben aus dem Jahre 1663 des französischen Staatssekretärs Lionne an die Kurfürstin, in dem er, einem Auftrage des Königs entsprechend, eine Erneuerung der «étroite correspondance, amitié, liaison secrète» beantragt.

Wer sich für eine nähere Kenntnis der bayerischen Geschichte in der Regierungszeit Ferdinand Marias und namentlich für die Wirksamkeit seines Kanzlers, Kaspar Freiherrn v. Schmid, interessiert, darf wie Doeberls ersten hochbedeutsamen Band seines Werkes „Bayern und Frankreich" so auch diese gleich schön ausgestatteten Beilagen nicht unbeachtet lassen: in sachlicher Beziehung von grofsem Werte bieten sie auch formell für die damaligen Zeitverhältnisse viel Interesseerregendes. Dank verdient zugleich das zu den beiden Bänden hier angefügte Personenregister.

München. Markhauser.

Alfred Schmidtke, Das Klosterland des Athos. Leipzig, Hinrichs, 1903. 8°. 168 S. mit 16 Abbildungen. Gebunden 3 M.

Ein überaus anregendes Büchlein! Der Verfasser hat sieben Monate auf dem heiligen Berg sich aufgehalten, um handschriftliche Studien zu machen und während der freien Zeit das Land und die Menschen trefflich studiert. Und was er gesehen und gehört hat, weifs er uns in anziehender Weise mitzuteilen. Seine Persönlichkeit tritt nirgends, wie in vielen Reiseberichten, anspruchsvoll hervor; eigene Erlebnisse bilden nur einen ganz kleinen Teil des Werkes. In lockeren Skizzen erzählt uns der Verfasser die Geschichte des Athos, spricht von den einzelnen Arten der Ansiedlung — den Eremiten, Kellioten, Kinowioten und Idiorchytmikern, zeigt uns die drohende Gefahr der Slawisierung und schildert Architektur und Einrichtung der Gotteshäuser. Prächtig ist die Beschreibung seiner Ankunft, der vielen Hindernisse, die er zu überwinden hatte, bis ihm die mifstrauischen Mönche die Benützung ihrer Bibliothek gestatteten. Wir lernen das Leben der Mönche bis ins einzelnste kennen, bei den Gottesdiensten, dem Frühkaffee und beim Kef. Die verschiedensten Typen vom wahrhaft frommen, gottergebenen Mönch bis zum Verbrecher, der hinter den Klostermauern Schutz vor der Justiz sucht, ziehen an unsern Augen vorüber, und darunter mischt der Verfasser eigene Gedanken über die Askese und die wahre Nachfolge Christi, über die Entstehung des weltflüchtigen Ideals aus griechischen Ideenkreisen, über Marienverehrung und anderes. Kurz jeder, der für den seltsamen Mönchsstaat, den noch lebendigen Überrest byzantinischen Mittelalters, Interesse hat, wird mit Genufs und Freude das Büchlein lesen.

Ansbach. Theodor Preger.

Rohrbach, Paul, Vom Kaukasus zum Mittelmeer, eine Hochzeits- und Studienreise durch Armenien; mit 42 Abbildungen im Text. Leipzig, B. G. Teubner, 1903. 8°. 224 S. Pr. 5 M.

— —, Im Lande Jahwehs und Jesu, Wanderungen und Wandlungen vom Hermon bis zur Wüste Juda. Tübingen, J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) 1901. 8°. 432 S. Pr. 6 M.

Paul Rohrbach ist in weiteren Kreisen durch seine Schrift über die Bagdadbahn (Berlin, Wiegandt & Grieben, 1902), durch seine politisch-geographischen Aufsätze in den „Preufsischen Jahrbüchern" über die anatolische Bahn, durch sein Buch über „Turan und Armenien" (Berlin 1901, G. Stielke), endlich durch seine Polemik mit H. Wagner und F. J. Günther bekannt geworden. Seine jüngst erfolgte Ernennung zum Reichskommissar für die Ansiedelung in Deutsch-Südwestafrika hat seine reichen wirtschaftlichen Beobachtungen, die er erst in den „Heften zur Verbreitung geographischer Kenntnisse in in ihrer Beziehung zum Kultur- und Wirtschaftsleben", herausgegeben von K. Dove, in einem Aufsatze über die wirtschaftliche Bedeutung Westasiens (I. Serie 2. Heft, Halle 1902, Gebauer-Schwetschke) dargelegt hatte, zur praktischen Anerkennung und Anwendung gebracht. Die vorliegenden beiden Bücher stehen insoferne in einem innigen Zusammenhang, als sie zum gröfsten Teil der Reise des Verfassers entsprangen, die er mit seiner jungen Frau durch das russische und türkische Armenien und die Gebirgslandschaften bis an die Südküste Kleinasiens unmittelbar nach den grofsen Armeniermassakres der Jahre 1895—1897 und in den Monaten Juli bis Oktober des Jahres 1898 unternommen hatte. Dazu kam noch ein Schlufskapitel über seine späteren Erfahrungen im Winter 1900 auf 1901 in Südarmenien jenseits des Taurus. Das Buch ist der beste Wegweiser, um zu einer gerechten und verständigen Beurteilung der armenischen Frage, etwa im Sinne von J. Lepsius, zu kommen. Auch der Kenner Xenophons, wie der für deutsche Wirtschaftspolitik im Orient Interessierte findet in dem Werke wertvolle Nachrichten. Die Reise ging von Urfa und Diarbekir weiter nach Syrien und Palästina und so hat es der Verf. in dem zweiten Buche unternommen, seine religiösen und biblischen Anschauungen und „Wandlungen" im hl. Lande auseinanderzusetzen, die trotz ihres kritischen Rationalismus und Radikalismus bei der Ehrfurcht, mit der er von dem Erlöser spricht, wie ein Erbauungsbuch wirken. Der Historiker und Religionslehrer kann daraus manchen Gewinn schöpfen, auch wenn er mit den Schlufsfolgerungen nicht einverstanden ist. Möge es dem Verfasser, der zur Zeit in Südafrika „verschollen" ist, bald gegönnt sein, wieder in Sicherheit und Gesundheit den heimatlichen Boden zu betreten!

Ludwigshafen a. Rh. H. Zimmerer.

Schulatlas für die unteren Klassen höherer Lehranstalten (Sexta und Quinta) von C. Diercke. Braunschweig bei Westermann. Preis mit Heimatskarte 1.80 M.

Der erste dieser beiden 1903 erschienenen Schulatlanten bildet eine Vorstufe für den für die höhere Klasse bestimmten 2. Atlas und bietet auf 34 Kartenseiten ein für diese Stufe sehr reichhaltiges Material. Dafs sich die Karten in diesem wie in allen Dierckeschen Kartenwerken durch Sauberkeit und Klarheit auszeichnen, braucht nicht erst besonders hervorgehoben zu werden; insbesonders aber verdient die grofse doppelseitige Karte der Alpen und Karpatenländer ihrer Schönheit halber Anerkennung. Der 2. für die Mittelstufen berechnete Atlas enthält 55 Kartenseiten und bringt neben einer ziemlichen Anzahl von aus der Unterstufe herübergenommener Karten eine grofse Fülle ein- und zweiseitiger Karten mit zahlreichen Einzeldarstellungen in gleich vorzüglicher Ausführung wie im 1. Atlas, so dafs man sich nicht beklagen kann, es sei zu wenig geboten. Im Gegenteile wird man insbesondere in dem Atlas für die Unterstufe eine Reihe von Karten als über das Verständnis von Sextanern und Quintanern hinausgehend und darum überflüssig bezeichnen dürfen. Es sind das die Karten über jährliche Regenmenge, Jahreswärme, Vegetation und Fauna, Industrie, Religion- und Bevölkerungsdichte u. dergl. Es wird hier in bester Absicht zu viel Stoff geboten, den Schüler dieser Unterrichtsstufe noch nicht geistig verarbeiten können. Es ist auch zu bedenken, dafs durch die grofse Zahl der Karten der Preis unnötig verteuert wird. Weniger wäre in diesem Falle wie so oft mehr. Es sei bei dieser Gelegenheit auf die Ausführungen H. Fischers in seiner Besprechung der an den höheren Lehranstalten Preufsens gebräuchlichen Kartenwerke im Oktoberheft dieses Jahrganges von Hettners geographischer Zeitschrift verwiesen und auf einen in Haacks geographischem Anzeiger vom Februar 1903 ebenfalls aus Fischers Feder stammenden Artikel, welche beide sich in gleichem Sinn gegen solche dem Verständnis voraneilende Karten aussprechen. Im übrigen kann man sich unbedenklich den Schlufsworten des zuletzt angezogenen Artikels anschliefsen, dafs der Güte dieser Kartenwerke dadurch, dafs sie in bester Absicht des Guten zu viel bieten, kein wesentlicher Abtrag geschieht.

Frankenthal. Koch.

E. M. Hiemann: Wandtafelskizzen für den Unterricht in der Vaterlandskunde. Leipzig 1902, Verlag der Dürrschen Buchhandlung. 42 S. gr. 8°. Preis 2 M.

Vorstehendes Schriftchen verdankt sein Entstehen dem gesunden Gedanken den schwierigen Erstunterricht in der Vaterlandskunde durch Kreideskizzen an der Tafel zu beleben. Bietet sich doch damit eine Anschauungshilfe in einem Fach, das, wenn irgend eines, hohe Anforderungen an die Vorstellungsfähigkeit der Kleinen stellt. Die übrigen Anschauungsmittel kommen ihr zudem nur zu wenig ent-

gegen: die auf mechanischem Wege hergestellten Anschauungsbilder sind kaum in der erforderlichen Fülle vorhanden und geben dabei in ihren Darstellungen zu viel Beiwerk, welches das Charakteristische der geographischen Formen zu überwuchern droht. Die Wandkarten aber sind für die Unterstufe nur schwer verständlich, da ihre Darstellungsmittel rein historisch gewordene Symbole für die geographischen Gegenstände bieten. So gewähren denn die empfohlenen Tafelskizzen bei einer Beschränkung auf die allernotwendigsten und charakteristischesten Linien eine vollkommene Ergänzung. Diese Forderung, die der Verf. zunächst für die Volksschule aufstellt und an 46 Skizzen aus dem Bereich des Königreichs Sachsen erläutert, läfst sich mutatis mutandis auch auf unsere Mittelschulen übertragen. Freilich sind noch einige Bedenken zu erledigen, die Verf. zum Teil selbst andeutet: Vor allem werden wohl nur wenige der H. Kollegen in der Lage sein solche Skizzen nach der Natur aufzunehmen. Dann sollen diese Zeichnungen in dem Unterricht selbst entstehen, nachdem der Lehrer sich zu Hause entsprechend darauf vorbereitet hat. Dem steht ja nichts im Wege, solange die Darstellungen sich wirklich auf die einfachste Linienführung beschränken. Freilich so komplizierte Gebilde, wie sie Verf. gewissermafsen als Paradigma in der Albrechtsburg zu Meifsen zum besten gibt, scheinen mir sowohl an die Zeit als an die Fertigkeit des Lehrers zu hohe Anforderungen zu stellen. Auch ist das Bedenken nicht abzuweisen, dafs eine längere Zeit erheischende Zeichnung, selbst wenn sie gleich in ihrer Entstehung Besprechung findet, doch den Lehrer nötigt den Schülern unterdessen den Rücken zuzukehren, was im Interesse der Schulzucht wenig wünschenswert ist. Alle diese Gesichtspunkte empfehlen einfachere Gebilde, als die sind, welche Verf. gröfstenteils bietet. Geeignet erscheinen vor allem die Formen einzelner Berge und die Linien ganzer Gebirgszüge, dazwischen hinein könnte man, wie es Verf. für Sachsen betätigt, mit vielem Nutzen Skizzen der charakteristischen Hausformen unserer einzelnen bayerischen Stämme anbringen. Auf diese Weise könnte der Unterricht in der Heimatkunde unter Unterstützung durch den Zeichenunterricht dazu beitragen die Forderungen in die Wirklichkeit umzusetzen, wie sie neuerdings auch in der Zeitschr. f. d. Realschulwesen XXVI. S. 738 im Interesse einer durchgreifenden Kenntnis der Eigenart unseres Landes und seiner Bewohner aufgestellt wurden. Es wäre demnach ein verdienstliches und wohl auch lohnendes Unternehmen, wenn sich einer der H. Kollegen vom Zeichenfache entschlösse die Richtlinien Hiemans unter diesen Gesichtspunkten zu einer Übertragung auf unsere bayerischen Verhältnisse zu verwerten.

Augsburg. Friedrich Beyschlag.

Die Erde in Einzeldarstellungen. II. Abteilung. Die Tiere der Erde. Von Dr. W. Marshall, Professor für Zoologie und vergleichende Anatomie an der Universität Leipzig. Eine volkstümliche Übersicht über die Naturgeschichte der Tiere. Mit mehr

als 1000 Abbildungen nach dem Leben. Vollständig in 50 Lieferungen à 60 Pfg. Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt.

Von diesem Werke, dessen erste Lieferung hier (Bd. XXXIX, 734) bereits angezeigt wurde, liegt nunmehr der 1. Band abgeschlossen vor. Derselbe behandelt die Säugetiere mit Einschluſs der Paarzeher.

Die Einrichtung und Haltung desselben wurden dort bereits gekennzeichnet, es bleibt also zunächst nur zu sagen, daſs die folgenden Lieferungen der ersten an Güte des Textes und Schönheit der Abbildungen entsprechen. Das Buch stellt also ein gutes Hilfsmittel für den zoologischen und geographischen Unterricht dar und kann als solches insbesondere den Lehrerbibliotheken zur Anschaffung empfohlen werden.

München. H. Stadler.

---

1. Das Streichorchester der Mittelschule von H. Schmidt, Heft III.
2. Schulfestchöre von Kriegeskotten Heft I.
3. Gesangschule von E. Zimmermann.
4. Verschiedenes.

Zu den ersten Heften der schon im Jahrgang 1903 p. 350 angezeigten neuen Sammlung klassischer Stücke des „Streichorchester" liegt nun das dritte vor mit folgendem Inhalt: 1. Concerto da chiesa von Evaristo Felice Dall' Abaco, geb. 1675 in Verona, gest. 1742 als Konzertmeister Max Emanuels und kurfürstlicher Rat zu München. 2. Fr. Chopin, Nokturne Op. 9 Nr. 2 (Esdur) für Violinsolo mit Streichorchester. 3. L. van Beethoven, Minuetto aus dem 4. Quartett. 4. L. Cherubini, Ouvertüre z. O. „Lodoiska". Einen Vorzug des Unternehmens sehen wir darin, daſs durch dasselbe auch der kunsthistorische Sinn der Schüler geweckt wird, wozu die den einzelnen Stücken vorgesetzten Einleitungen reichen Stoff bieten. Wird der Unterricht in der Musik, besonders auch im Gesang, am Gymnasium soweit möglich auch in diesem Sinne erteilt, dann gliedert er sich dem Organismus desselben an, statt ein bloſses Anhängsel und demselben gelegentlich umgehängtes Dekorationsstück zu bilden. — Für Schulfeierlichkeiten gibt Fr. Kriegeskotten ein erstes Heft heraus „Schulfestchöre" für gemischten Chor mit Klavierbegleitung (Quedlinburg, Vieweg, Partitur 5 M.) mit folgendem Inhalt: 1. Weihnachtsfeier (a. Choral aus „Paulus" von Mendelssohn „Allein Gott in der Höh", b. Weihnachtsszene aus Händels „Messias"); 2. Jubiläumsfeier (Lobgesang „Alles, was Odem hat" nach der Symphonie-Kantate von Mendelssohn); 3. Einweihungsfeier (Weihe des Hauses, Text nach F. Dahn, komp. von Kriegeskotten); 4. Kaisergeburtstagsfeier (Kaiserkantate, Text von Schwartzkopff, nach Mendelssohns Festgesang an die Buchdruckerkunst); 5. Gedächtnisfeier („Selig sind die Toten" von Kriegeskotten). Der Name des Herausgebers ist in der Schulmusikliteratur genügend bekannt und so sei auch dieses vorliegende Heft Interessenten

empfohlen, die arrangierten und die Original-Komposition verfehlen sicher ihre Wirkung nicht, sind auch für Schülerkräfte angemessen. — Eine Besprechung der „Gesanglehre" von E. Zimmermann (Arnsberg, Stahl, 1902) gehört in Fachzeitschriften, weshalb wir unsere Anzeige kurz fassen können. Der Verfasser huldigt der Ziffermethode, aber in der Weise, dafs nicht die Anwendung der Ziffern (statt der Noten) das eigentliche Wesen der Methode bildet, sondern die zum selbstständigen Singen notwendige Tonvorstellung soll an bestimmte zweckmäfsige Namen gebunden werden. Es werden daher die Ziffer zeichen angewendet, nicht aber die Ziffer namen; als Tonzeichen heifst die 1 ut, die 2 re usw.; diese Silben sollen die Trägerin der Tonvorstellung werden und jedes Intervall hat damit einen bestimmten Namen. Auch in Rhythmus etc. wird in eigenartiger Weise eingeführt. Erst nach der Erlernung des Singens nach Noten wird das Silbensystem auf die gewöhnliche Notenschrift übertragen. Nach beigegebenen Berichten erzielte der Verfasser mit seiner Methode überraschende Erfolge, für die Gymnasien wird dieselbe kaum mehr in Betracht kommen. — Aus unserem sonstigen Vorrat sei noch erwähnt ein „Taschenliederbuch" für Deutschlands Jugend von Hans Hofmann (Leipzig, Dürr, 25 Pf.), die Texte zu 99 Liedern enthaltend mit den Landeshymnen aller deutschen Bundesstaaten. Von Koll. Dr. Reiserts „Kleiner Liederschatz" (Herder, Freiburg, 1 M.), der in unseren Blättern seinerzeit schon empfohlen wurde, liegt die zweite Auflage vor, die aufser drei neuen Liedern nun zu allen Liedern die Melodie bietet. — Zu dem „Einstimmigen Chorbuch" von Riemann (Breitkopf & Härtel) ist nun auch als erwünschte Beigabe eine Klavierpartitur (3 M.) erschienen, welche dem im Jahrg. 1903, S. 350 besprochenen Mangel abhilft.

München. Wismeyer.

Dr. K. Reiserts Stenographische Lehrmittel. Lehr- und Übungsbuch der Gabelsbergerschen Stenographie. Mit einer geschichtlichen Einleitung. 1. Teil: Die Verkehrsschrift. Würzburg, Emil Bauer, 1904. XVI und 144 Seiten.

Der Verfasser behandelt in der Vorrede eingehend die Gesichtspunkte, von denen ausgehend er sein Buch angelegt hat. Er will den Stoff streng logisch und zugleich durchsichtig anordnen und gliedern, die Regeln klar und präzis fassen und mit zahlreichen anregenden und belehrenden Beispielen belegen. Nach einer kurzen historischen Einleitung über die Stenographie im allgemeinen und die Gabelsbergersche Redezeichenkunst insbesondere beginnt die Darstellung der Verkehrsschrift mit allgemeinen Bemerkungen über Laute und Buchstaben, Silben und Wörter und über die stenographischen Schriftzeichen. Von S. 12 an wird die Lehre von der Wortbildung vorgeführt, wieder anfangend mit allgemeinen Regeln über die Verbindung der stenographischen Schriftzeichen zu Silben und Wörtern und über die Rechtschreibung in der Stenographie.

In dem folgenden besonderen Teile werden die einzelnen Vokale der Reihe nach behandelt. Nach Abschlufs desselben folgt die Lehre von der Wortzusammensetzung, den Vor- und Nachsilben in deutschen Wörtern und in Fremdwörtern, die Lehre von den Sigeln, Angabe einiger besonderen Hilfsmittel zur Erhöhung der Kürze und Schreibflüchtigkeit und in einer Schlufsbemerkung ein Hinweis auf den Wert und die Bedeutung der Redeschrift. Dabei werden die einzelnen Regeln durch viele Wort- und Satzbeispiele erläutert, die sehr schön und sauber geschrieben sind, wie überhaupt die ganze Ausstattung des Lehrbuches lobend hervorgehoben werden mufs.

Wenn wir das vorliegende Buch mit anderen stenographischen Lehrmitteln vergleichen, deren die Neuzeit mehr als genug hervorgebracht hat, so tritt als Hauptunterschied vor allem der an den Tag, dafs Reisert Zusammengehöriges immer in einem Zuge behandelt, während die Mehrzahl der anderen Lehrbücher anfangs mehr die Hauptsachen vorführen und die einzelnen Bemerkungen und Ausnahmen später gelegentlich einfügen. Sowenig wir mit diesem Auseinanderreifsen von Dingen einverstanden sind, die eigentlich zusammenhängend vorgeführt werden könnten und sollten, ebensowenig will uns doch das Vorgehen Reiserts gefallen. Er fällt in das entgegengesetzte Extrem, bietet auf einmal zu viel und ermüdet so den Lernenden. Man mag ja die gebräuchlichsten Vor- und Nachsilben in die Lehre von der Vokalisation einreihen. Aber der Verfasser geht in dieser Beziehung zu weit. Da er doch in einem späteren Abschnitte die Vor- und Nachsilben wie auch die Sigel im Zusammenhange darstellt, ist er genötigt eine Unmasse von Rückweisen in seinem Buche aufzunehmen und einmal Gesagtes zum Überdrufs oft zu wiederholen. An diesen Rückverweisungen und Wiederholungen krankt überhaupt das ganze Buch. Auf was für schlimme Wege der Verfasser durch sein Bestreben gerät alles schön zusammen zu behandeln, das zeigt wohl am besten die Fufsnote auf S. 107, wo Reisert die Zusammensetzung mit deutschen Vorsilben mit Vorbemerkungen einleitet und dazu schreibt, vorläufig sei blofs der Abschnitt I und von II nur die Regel 6 zu lesen und einzuprägen. Auf die übrigen Punkte werde später, wenn sie von praktischer Bedeutung sind, hingewiesen werden. — Ja wozu stehen denn die $2^1/_2$ Seiten umfassenden Regeln da, wenn der Schüler sie an dieser Stelle nicht einmal lesen soll? Unglücklicherweise hat der Druckfehlerteufel da dem Verfasser auch noch einen Schabernack gespielt; der II. Abschnitt enthält nämlich nicht 6, sondern nur 5 Nummern.

Weiter ist zu bemerken, dafs die Regeln nicht immer so genau und präzis gefafst sind, wie es der Verfasser versprochen hat. So ist S. 50 die Regel b irreführend; sie lautet: „Wenn das nachfolgende Zeichen nicht verdichtet werden kann, so erfolgt womöglich Verdichtung des vorangehenden unten.“ Aber die System-Urkunde bestimmt S. 13 Regel II, 1 gerade umgekehrt: „Bei zwei verdichtungsfähigen Zeichen wird das vorangehende verdichtet.“ Die Regel S. 77 unten: „Wo Undeutlichkeit ausgeschlossen ist, darf für eu immer ei geschrieben

werden", ist zu weit. Die S. U. gestattet S. 3 Regel 7 Vokalstellvertretung im allgemeinen nur zur Erreichung gröfserer Kürze.

Die Satzbeispiele sind gröfstenteils ebenso öde und geisttötend wie in vielen anderen Lehrbüchern. Die Wortbeispiele sind durchaus nicht frei von Fehlern. Eine Anzahl derselben mag ja wohl durch die Schuld des Autographen hereingekommen sein. Aber wir wollen doch wenigstens die gröberen Verstöfse hier vorführen, damit sie in einer späteren Auflage beseitigt werden können. Falsch geschrieben ist S. 40 *ereifern*, S. 41 *kasteien* (S. U. S. 11, 18, 30). Die Schreibung von *Saft* (S. 42, 93, 101) ist nicht wahlfrei (S. U. S. 6, 12). Ebensowenig wie *Saft* darf *sät* mit ausdrücklichem *a* geschrieben werden (S. U. 18). S. 48 steht ebenso deutlich wie auffällig das Wort *ärnten*, ebenso S. 130 *Aktzie*! Die Schreibung von *Main* und *Rain* S. 49 mit Druck im *ein* ist unmöglich (S. U. 19). Falsch geschrieben ist S. 51 *Diadem* und *Dialekt* (S. U. 29), S. 61 *Oberhand*, S. 70 *flunkern* (S. U. 17), ebenda *skrupulös* (S. U. 16), S. 72 *Ultimo* und *ultimus* (S. U. 32), S. 74 und 95 *Kurs* (S. U. 17), S. 79 *euretwegen* (S. U. 39), S. 79 *bedeuten* und ebenso S. 103 *Bedeutung* (S. U. 23). Verbindungen wie *übergelegt, herübergekommen, hinübergetreten* mit durchgezogenem *ge* (S. 87) kennt die S. U. nicht, ebensowenig ein Sigel für *selten* (S. 23, 138). Falsch geschrieben ist weiter S. 90 *ligurisch* (S. U. 17), *adriatisch* (S. U. 32), S. 91 *Schlaraffen*, S. 92 *Bestien*, S. 94 *authentisch*, S. 125 *Observatorium, antedatieren*, S. 126 *Autodafé* (S. U. 13), S. 126 *Hyperkritik, Hypertrophie*, ebenso S. 127 *superklug, Supernumerar* und *Superlativ* (S. U. 29), S. 126 *hypothetisch* und S. 127 *peripatetisch* (S. U. 32), *transkribieren*, S. 137 *irgend* (S. U. 38), S. 141 *europaeisch* (S. U. 30).

Endlich sind die Regeln über den Fufspunkt vielfach nicht eingehalten, so besonders in *sickern* (S. 52), *Kirche* (64), *Musen, Busen, ruhig* (71), *rauschen* (75), *Nausikaa* (90), *rissig* (92), *Gelnhausen* (99), *verputzen* (109), *wegputzen* (115), *ausputzen* (116), *Verzeihung* (120), *applizieren* (125), *arrangieren, Enthusiasmus, implizite* (126), *reduzieren, transpirieren, Transpiration* (127), *Melange, blanche* (129).

Man sieht, der Verfasser wird noch manches in seinem Buche ändern müssen, wenn es zum allgemeinen Gebrauch in den Schulen ohne Rückhalt empfohlen werden soll.

München. Ruefs.

III. Abteilung.

Literarische Notizen.

Ludwig Aurbacher, Kleine Erzählungen und Schwänke (Nr. 1708 u. 1709 von Hendels Bibliothek der Gesamtliteratur) und des gleichen Verfassers Historie von den Lalenbürgern (Reklams Universalbibliothek Nr. 3780), beides herausgegeben von Jos. Sarreiter. — Ein Schriftsteller, der dem Volke zusagen will, mufs es verstehen einen einfachen Stoff in schlichter Sprache anschaulich und eindringlich zu behandeln, so dafs dem Leser die Anwendung auf seine Verhältnisse leicht wird; zu starke Betonung der Tendenz ist ebenso zu meiden wie Plattheit und Nüchternheit. Allen diesen Anforderungen entsprechen in hohem Mafse die volkstümlichen Schriften Ludw. Aurbachers, mit deren musterhafter Herausgabe sich Herr Kollege Jos. Sarreiter in Speier a. Rh., ein Verwandter des Dichters, seit langem beschäftigt. Ein glücklicher Gedanke war die Sammlung kleiner Erzählungen und Schwänke, deren 21 zum erstenmale hier veröffentlicht werden; nicht wenige derselben enthalten Goldkörner echter Poesie. Freunden gesunden Humors sei auch das köstliche Büchlein von der Lalenbürger absonderlichem Tun bestens empfohlen. Pr.

Exkursionsflora für Nord- und Mitteldeutschland. Ein Taschenbuch zum Bestimmen der im Gebiete einheimischen und häufiger kultivierten Gefäfspflanzen. Für Schüler und Laien von Prof. Dr. Karl Kraepelin, Direktor des naturhist. Museums in Hamburg. Mit 566 in den Text gedruckten Holzschnitten. Fünfte verbesserte Auflage. Leipzig u. Berlin. B. G. Teubner 1903. In biegsamen Leinwandbd. geb. 3.80 M. — Die möglichst leichte und sichere Bestimmung der von dem Schüler selbst aufgefundenen Pflanzen, das Hauptziel dieser Flora, erleichtern ganz wesentlich die sehr lehrreichen Zeichnungen (Darstellungen einzelner besonders wichtiger Pflanzenteile). Aber auch die Tabellen selbst sind sorgfältig und übersichtlich; die vorausgeschickte Erklärung der im Texte gebrauchten botanischen Kunstausdrücke erscheint sehr geeignet etwa Vergessenes wieder ins Gedächtnis zu rufen.

In Bayern wird sie für Franken noch gut zu gebrauchen sein; für Südbayern weicht der Pflanzenbestand leider allzusehr ab, so dafs ein Schüler in manchen Fällen irregeführt werden könnte.

Grundrifs der Naturgeschichte des Pflanzenreiches für die unteren Klassen der Mittelschulen und verwandter Lehranstalten. Bearbeitet von Dr. Günther Ritter Beck von Mannagetta, o. ö. Prof. der Botanik und Direktor des Botan. Gartens der K. K. Deutschen Universität in Prag. Mit 193 Originalabbildungen, davon 160 Pflanzenbilder in Farbendruck. Wien 1903. A. Hölder. Geb. 3 M. — Der verdiente Verfasser der „Flora von Niederösterreich" gibt hiemit ein nach den neuesten methodischen Anschauungen verfafstes Lehrbuch der Botanik. Auf eine kurzgefafste Gestaltslehre — die aber durchaus nicht zuerst durchgenommen werden soll — folgen Beschreibungen ausgewählter Pflanzen mit leicht erkennbaren Blüten, sodann Erläuterungen weiterer Pflanzen und der Hauptgruppen des Pflanzenreiches, ferner ein Abschnitt: Aus dem Leben der Pflanzen (Tiere und Pflanzen, Die Bildung und Verbreitung der Pflanzenkeime, Bedingungen des Pflanzenlebens), und: Winke zur Anlage eines Herbariums. Hiezu kommen noch Verzeichnisse der für den ersten Unterricht geeigneten Pflanzen nach der Blütezeit und der deutschen Pflanzennamen unter Hinzufügung der wissenschaftlichen lateinischen Benennung. Eigentümlich ist dem Buche der reiche, farbige und in den Text eingedruckte Bilderschmuck, der im ganzen wohlgelungen erscheint. Deshalb und wegen des verhältnismäfsig sehr billigen Preises dürfte sich das Buch bei uns zur Empfehlung als Geschenk und zur Einstellung in Schülerbibliotheken vortrefflich eignen.

Kunst-Formen der Natur von Ernst Haeckel. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut. 8. Lieferung. Preis 3 M. — Von dieser Prachtpublikation des Bibliographischen Institutes — hier angezeigt und nach seiner Bedeutung für den Unterricht gewürdigt Bd. XXXVIII (1902) S. 478 — ist nunmehr nach längerer Pause die achte Lieferung erschienen. Dieselbe bietet als Glanzpunkt die beiden Tafeln der Laubmoose und Orchideen, aber auch die Tafeln der Radiolarien (Stephoidea) und Eidechsen sind hochinteressant; ja dafs selbst den Saug- und Bandwürmern künstlerische Schönheiten abzugewinnen sind, dürfte mancher aus der ihnen gewidmeten Tafel zum erstenmale ersehen.

Sammlung Göschen Nr. 158. Die Pflanzenwelt der Gewässer von Professor Dr. W. Migula. Leipzig 1903. — In der ersten Nummer des zweiten Jahrganges von „Natur und Schule" klagt Dr. F. Ludwig nicht mit Unrecht über die mangelhafte Behandlung der Algen und besonders unserer Süfswasserflorideen in den Schullehrbüchern und somit auch im Unterrichte. Auf die Gründe dieser Erscheinung kann hier nicht näher eingegangen werden, beigetragen hat jedenfalls auch der Umstand, dafs die einschlägige Literatur nicht leicht zugänglich ist. Wenigstens in etwas vermag vielleicht diesem Mifsverhältnisse vorliegendes Büchlein abzuhelfen, in dem der als Kryptogamen- und gerade als Algenkenner bereits erprobte Verfasser in kurzer aber für die Bedürfnisse der Schule ausreichender Fassung sowohl die Flora der Gewässer als auch das eigentliche Leben der Wasserpflanzen schildert.

Grundzüge der Chemie und Mineralogie. Methodisch bearbeitet von Prof. Dr. Rudolf Arendt. Achte Auflage. Nach dem Tode des Verfassers bearbeitet von Dr. L. Köhler. Mit 279 in den Text eingeschalteten Abbild. und einer Buntdrucktafel. Hamburg u. Leipzig, Verlag von Leop. Vofs. 1903. — Von diesem vielverbreitetem Lehrbuche wurde in diesen Blättern bereits die 5., 6 und 7. Auflage besprochen (XXXIII 143; XXXV 746; XXXVI 616). Vorliegende achte Auflage hat nach dem Tode des Verfassers, der für einen der verdientesten Methodiker des chemischen Unterrichtes galt, L. Köhler bearbeitet und, nachdem auch dieser allzufrüh verschieden, Dr. L. Doermer herausgegeben. Die neuen Bearbeiter haben die Methode ganz und gar beibehalten, dagegen in stofflicher Hinsicht manches geändert, insbesondere überall möglichst die Resultate der neueren Forschung berücksichtigt. Neu eingeführt sind u. a. die Kapitel über verflüssigte Gase, über elektrolytische Dissoziation, über Elektrometallurgie, über die Gewinnung der Metalle und über die organische Elementaranalyse. Auch in der Anordnung des Stoffes sind vorteilhafte Änderungen eingetreten; die Lektionseinteilung ist weggelassen, aber die Zahl der Experimente besonders im organischen Teile wesentlich vermehrt worden, so dafs das Buch jetzt auch den höchsten Anforderungen einer Oberealschule genügen dürfte.

Einladung zum I. Internationalen Kongrefs für Schulhygiene in Nürnberg, 4.—9. April 1904.

Das deutsche Hauptkomitee, welches im Auftrage des internationalen Komitees für Schulhygiene-Kongresse und des allgemeinen deutschen Vereins für Schulgesundheitspflege den vom 4.—9. April 1904 in Nürnberg tagenden I. internationalen Kongrefs für Schulhygiene vorbereitet, lädt zur Beteiligung am Kongresse ein.

Das vorläufige Programm läfst die grofse Reichhaltigkeit an Vorträgen erkennen; denn für die Allgemeinen Sitzungen sind 6, für 10 Abteilungssitzungen (1. Hygiene der Schulgebäude, 2. Hygiene der Internate, 3. Schulhygienische Untersuchungsmethoden, 4. Hygiene des Unterrichts und der Unterrichts-Mittel; 5. Hygienische Unterweisung der Lehrer und Schüler; 6. Körperliche Erziehung der Schuljugend; 7. Krankheiten und ärztlicher Dienst in den Schulen; 8. Sonderschulen; 9. Hygiene der Schuljugend aufserhalb der Schule; 10. Hygiene des Lehrkörpers) nicht weniger als 110 Vorträge und aufserdem noch 19 Referate angemeldet (bis Ende Dezember 1903).

Der Mitgliedsbeitrag beträgt 20 Mark und ist an den Schatzmeister, Kaufmann Emil Hopf, Nürnberg, Blumenstrafse 17, einzusenden. Die dafür zugesandte Mitgliedskarte berechtigt zur Teilnahme an allen Sitzungen und Veranstaltungen des Kongresses, zur Ausübung des Abstimmungs- und des Wahlrechtes und zum Bezug des Kongrefsblattes und Kongrefsberichtes. Die Red.

IV. Abteilung.

Miszellen.

Ministerialentschliefsung
die Pflege der Turnspiele an den Mittelschulen betreffend.

Das Kgl. Staatsministerium des Innern für Kirchen- und Schulangelegenheiten hat unter dem 17. Dezember 1903 nachfolgende Entschliefsung ergehen lassen:

„Seit Jahren wird nicht blofs in der Fachliteratur, sondern auch in der Öffentlichkeit, in den Kreisen der Volksvertretung etc. auf die Bedeutung hingewiesen, welche dem Betriebe von Turnspielen für die körperliche und geistige Entwicklung der heranwachsenden studierenden Jugend zukommt. Die bayerische Unterrichtsverwaltung, von der Wichtigkeit dieser Angelegenheit überzeugt, ist seit langem nach Kräften bestrebt, Einrichtungen zu treffen, welche der Förderung der Jugendspiele zugute kommen. Seit Jahrzehnten wird darauf gesehen, dafs bei Errichtung neuer Anstaltsgebäude neben den Turnhallen ausreichende Turn- und Spielplätze bereitgestellt werden; für eine entsprechende Einrichtung der Turnhallen mit Turn- und Spielgeräten wird allenthalben Sorge getragen; in dem Lehrprogramm für den Turnunterricht an den Mittelschulen sind bei allen Klassen Turnspiele vorgeschrieben und es ist aufserdem vorgesehen, dafs bei geeigneten Verhältnissen von den Vorständen der Anstalten Spielstunden mit freiwilligem Besuch unter Beaufsichtigung eingerichtet werden können.

Nach der letzteren Richtung sollte aber noch mehr, als das bisher der Fall war, geschehen. Es ist der bestimmte Wunsch und Wille des Kgl. Staatsministeriums, dafs an allen Mittelschulen auf die geistige Erholung der studierenden Jugend durch Veranstaltung körperlicher Übungen aufserhalb der eigentlichen Turnstunden nach Möglichkeit Bedacht genommen werde. Hiefür ist neben der Bedachtnahme auf die körperliche und geistige Entwicklung der studierenden Jugend insbesondere auch die Erwägung mafsgebend, dafs, wenn die Schüler namentlich der oberen Klassen zum Zwecke körperlicher Übungen in freien Vereinigungen zusammengefafst und festgehalten werden, dadurch dem oft und schwer beklagten Übel der verbotenen Schülerverbindungen ein wirksames Gegenmittel entgegengestellt werden dürfte.

Die Anstaltsvorstände werden daher beauftragt, dafür Sorge zu tragen, dafs an allen Anstalten, soweit es nach den örtlichen Verhältnissen irgendwie geschehen kann, den Schülern ausgiebige Gelegenheit zu körperlichen Übungen aufserhalb der Turnstunden gegeben wird. In erster Linie ist hiebei an die Veranstaltung von Turnspielen — am besten wohl klassenweise — zu denken. Aber auch zum Schwimmen, Schlittschuhlaufen etc. sollte je nach den örtlichen Verhältnissen Gelegenheit unter Beihilfe der Anstalten geboten werden; für ältere, des Schwimmens kundige Schüler kann unter Umständen auch das Rudern in Betracht kommen.

Zur Mitwirkung in der Leitung und Beaufsichtigung derartiger Veranstaltungen sind in erster Linie die Turnlehrer berufen. Aber auch zu den übrigen Lehrern der Mittelschulen wird vertraut, dafs sie je nach Neigung und Befähigung ihre Mitwirkung in Bezug auf diese wichtige Seite der Erziehung der ihnen anvertrauten Jugend nicht versagen werden; eine ersprielsliche Tätigkeit auf diesem Gebiete wird künftighin bei der Feststellung der Qualifikation der beteiligten Lehrer nicht aufser acht gelassen werden.

Die Kgl. Rektorate und Subrektorate werden demnach angewiesen, im Sinne der vorstehenden Entschliefsung die weiteren Einleitungen zu treffen. Bezüglich der Gewinnung von Plätzen zum Baden, Schwimmen, Schlittschuhlaufen etc. wird es sich vielfach empfehlen, mit den Stadtverwaltungen ins Benehmen zu treten und im Verein mit denselben auf eine Förderung der Sache hinzuwirken.

Weiter ergeht der Auftrag, binnen vier Wochen näher zu berichten,

1. ob und welche Einrichtungen an der Anstalt zur Pflege von Turnspielen und anderen körperlichen Übungen schon bestehen?, welche Lehrer sich bisher der Sache besonders angenommen haben?, dann ob diese Einrichtungen ausreichend erscheinen? etc.

(Im Falle der Verneinung der Frage 1 im ganzen oder zum Teil):

2. Auf welche Weise an der Anstalt Einrichtungen zur Pflege der Turnspiele oder anderer körperlicher Übungen getroffen werden könnten?, wie insbesondere ein ausreichender Turn- und Spielplatz beschafft werden könnte?, welcher Aufwand hierauf etwa erwachsen würde?, welche Lehrer bereit und geeignet wären, bei der Förderung der Jugendspiele mitzuwirken? etc.

Künftighin ist alljährlich im Jahresberichte vom Anstaltsvorstande besonders hervorzuheben, was in dem betreffenden Schuljahr an der Anstalt zur Pflege der freiwilligen körperlichen Übungen geschehen ist."

Wie aus Zeitungsartikeln zu ersehen ist, wird von seiten mancher Kollegen der in vorstehender Entschliefsung über die Qualifikation enthaltene Passus irrtümlich aufgefafst. Nach autoritativen Erklärungen sollen jene Kollegen, die sich nicht an den Turnspielen beteiligen und beteiligen können, keine Zurücksetzung erfahren. Nur ceteris paribus kann demjenigen, der sich mit Eifer der Turnspiele annimmt, ein Vorzug zuerkannt werden. Auch wünscht man, dafs keinerlei Zwang bei Lehrern und Schülern zur Teilnahme an den Turnspielen angewendet werde.

Die wichtige Frage der Haftpflicht wird, wie wir gleichfalls von autoritativer Seite hören, eine Ministerialentschliefsung in nächster Zeit in einer Weise regeln, die jede Beunruhigung der beteiligten Lehrer auszuschliefsen geeignet ist.

Bei dieser Gelegenheit sei bemerkt, dafs inzwischen diese wichtige Frage einer aus der amtlichen Tätigkeit der Lehrer sich ergebenden Haftpflicht in Württemberg eine staatliche Erledigung gefunden hat. Der Lehrer soll von der stets drohenden Gefahr eines Haftpflichtanspruches befreit werden, ohne dafs er deshalb gleichgültig und unvorsichtig werden darf. Nach Artikel 202 des württembergischen Ausführungsgesetzes zum Bürgerlichen Gesetzbuche übernimmt der Staat die Haftung für die Handlungen seiner Beamten, denen die Ausübung der öffentlichen Gewalt anvertraut ist. Ein Erlafs des Württembergischen Kultusministeriums bestimmt nun, dafs diese Haftung auch auf die Lehrer ausgedehnt wird. Somit kann ein Verletzter nur an den Staat Ansprüche auf Schadenersatz stellen. Dieser hat sich jedoch das Recht vorbehalten Regrefsansprüche gegen die Beamten nur dann geltend zu machen, wenn ihnen grobes Verschulden nachgewiesen wird. (Vgl. Pädagog. Wochenblatt, Nr. 18. S. 141/42.)

Die Redaktion.

Vorschlag zu dem Ministerialerlafs, betr. die Revision und Überwachung der Schülerlesebibliotheken.

In der Voraussetzung, dafs der Inhalt des jüngst an den einzelnen Anstalten verlesenen ministeriellen Erlasses über die Revision und die Überwachung der Schülerlesebibliotheken den Herren Kollegen bekannt sein wird, erlaubt sich der Unterzeichnete im Einverständnis mit dem Vereinsausschusse einige Vorschläge zu machen, welche geeignet sein dürften einerseits die dem einzelnen daraus erwachsende Arbeit zu erleichtern und andrerseits eine gewisse Übersicht über beachtenswerte Erscheinungen und damit auch manche Anregung zu bieten.

Es soll in unseren Blättern bei der Abteilung „Miszellen“ eine etliche Seiten umfassende ständige Rubrik „Schülerlesebibliothek“ eingereiht werden.

Unter dieser Rubrik sollen zunächst 1. alle jene Werke verzeichnet werden, welche sich nach dem reiflich erwogenen Urteil eines Herrn Kollegen für die Schülerlesebibliothek dieser oder jener Klasse besonders eignen, nachdem der betreffende Beurteiler sie aus eigener freiwilliger Lektüre genau kennen gelernt hat. Jeder von uns hat in Bezug auf Lektüre und Privatstudium seine besonderen Neigungen und seine Vorliebe. Es wäre im Interesse der Allgemeinheit sehr zu wünschen, wenn der einzelne die Erfahrungen, die er bei dieser Gelegenheit gemacht hat, hier mitteilen würde.

2. Jedoch ist die Redaktion jederzeit bereit auch in der Weise den Wünschen der Herrn Kollegen entgegenzukommen, dafs sie neue Erscheinungen, welche sich nach ihrem Titel oder nach anderweitigen Andeutungen für unsere Schülerlesebibliotheken eignen dürften, auf Verlangen von der betreffenden Verlagshandlung einfordert und denjenigen Herren zur Prüfung und kurzen Besprechung zur Verfügung stellt, welche sie erbeten haben.

3. Endlich würde sich die Redaktion auch erlauben solche Neuerscheinungen, welche ihr unaufgefordert zugegangen sind, denjenigen Herren Kollegen, die sich dafür interessieren, zu kurzer Anzeige unter dieser Rubrik zu übersenden.

Im einzelnen wäre noch zu bemerken: ein Unterschied soll bei der Anführung und kurzen Charakterisierung der im obigen verzeichneten Kategorien von Büchern nicht gemacht werden. Dieselben sollen vielmehr in jedem Heft nach fortlaufenden Nummern geordnet verzeichnet werden, es soll genau angegeben werden, für welche Stufe (Klasse) unserer Anstalten sie etwa passen; insbesondere aber soll nachdrücklich darauf hingewiesen werden, welche Bücher sich für unsere Schüler in hervorragender Weise eignen, damit sie eventuell für bestimmte Klassen in mehreren Exemplaren angeschafft werden können. Auf alle Fälle aber sollen die Angaben ganz knrz sein.

Die Richtpunkte, nach welchen die Bewertung der Bücher zu erfolgen hat, sind in der angezogenen Ministerialentschliefsung angegeben. Eines wird selbstverständlich unerläfslich sein, dafs nämlich der Beurteiler mit seinem Namen für sein Urteil eintritt, wie es ja auch in der Entschliefsung in Bezug auf das Hauptverzeichnis der Schülerlesebibliotheken jeder Anstalt verlangt wird.

Es bleibt abzuwarten, ob etwa das Kgl. Staatsministerium sich dazu verstehen wird, den unter oben bezeichneter Rubrik in unseren Blättern erscheinenden kurzen Beurteilungen dadurch eine allgemeine Bedeutung beizumessen, dafs es gestattet, dafs sich diejenigen Herren Kollegen, welche auf Grund solcher Empfehlungen Anschaffungen für ihre Klassenbibliothek machen, einfach auf die betreffende Nummer und das Heft unserer Blätter berufen, wodurch dem einzelnen ein gutes Stück Arbeit abgenommen würde. Dadurch würde unser Vorschlag natürlich erst die rechte Bedeutung gewinnen, aber auch ohne das wird jeder aus der neuen Rubrik soviel Anregung, Förderung und Unterstützung finden, dafs es ein berechtigter Wunsch ist, es möge von der hier gebotenen Möglichkeit gegenseitiger Unterstützung in der Erfüllung einer neuen Obliegenheit recht eifrig Gebrauch gemacht werden.

Es bedarf wohl nach dem Vorstehenden kaum der Bemerkung, dafs sich die Vorschläge nur auf neue Erscheinungen und künftige Anschaffungen beziehen.

München. Dr. J. Melber, Redakteur.

Privat-Gymnasialkurse für Mädchen in München.

Herr Adolf Sickenberger, K. Gymn.-Prof. und Realschulrektor a. D. in München, der Unternehmer nnd Leiter der genannten Kurse veröffentlicht soeben 2 Schriftstücke: 1. Prospekt für das Schuljahr 1904/5, 2. Statut, genehmigt durch Entschliefsung des Kgl. Staatsministeriums des Innern für Kirchen- und Schulangelegenheiten vom 5. Februar 1904.

Diesen beiden Schriftstücken seien einige für weitere Kreise interessante Angaben entnommen.

Das Unternehmen wurde im Herbst 1900 unter der Bezeichnung „Privat-Gymnasialunterricht für Damen“ gegründet und konnte, auf 3 Jahrgänge berechnet, am Ende des Schuljahres 1902/03 8 Schülerinnen der Oberklasse an der Absolutorialprüfung (am K. Maximiliansgymn. in München) teilnehmen lassen, von denen 7 das Reifezeugnis erhielten. Nach dem Allerhöchsten Erlafs vom 1. Oktober 1903 sind die Absolventinnen wie überhaupt die Frauen nach Erfüllung der allgemeinen Vorbedingungen als vollberechtigte Studierende an den bayerischen Hochschulen zugelassen.

Durch Ministerialentschliefsung vom 2. Dezember 1903 erhielt das Unternehmen unter der im Titel angegebenen Bezeichnung den Charakter einer staatlich genehmigten und beaufsichtigten Privatlehranstalt mit der Bestimmung, dafs der bisher dreijährige Lehrgang auf vier Jahre auszudehnen sei und dafs als Vorbedingung für die Aufnahme das Abgangszeugnis einer vollständigen höheren Mädchenschule zu gelten habe. Das daraufhin ausgearbeitete „Statut“ ist durch Ministerialentschliefsung vom 5. Februar 1904 genehmigt worden und bildet fortan die Grundlage.

Der 1894 begründete „Verein zur Gründung eines Mädchen-Gymnasiums in München“ hat es durch finanzielle Beihilfe ermöglicht, dafs mit Beginn des Schuljahres 1904/05 für die wesentlich erweiterte Anstalt neue Räumlichkeiten gewonnen werden können, die den vom K. Staatsministerium gestellten Anforderungen entsprechen.

Dem neuen „Statut“ entnehmen wir folgendes: Der Unterricht wird in 4 Jahrgängen erteilt: Erster oder Unterkurs (Tertia), zweiter oder Mittelkurs (Sekunda), dritter oder Oberkurs (Unterprima), vierter oder Absolutorialkurs (Oberprima) und zwar so, dafs jeder Kurs in jedem Fach gesonderten Unterricht erhält.

Die Verteilung der Unterrichtsstunden auf die einzelnen Fächer ist folgende

Unterrichtsfächer	I. Unterkurs (Tertia)	II. Mittelkurs (Sekunda)	III. Oberkurs (Unterprima)	IV. Absolutorial-kurs (Oberprima)	Summa
	Wochenstd.	Wochenstd.	Wochenstd.	Wochenstd.	Wochenstd.
Religion	1	1	1	1	4
Deutsch	2	2	2	2	8
Latein	10	6	6	6	28
Griechisch . . .	—	6	6	6	18
Französisch . .	1	1	1	1	4
Mathematik . .	5	4	4	4	17
Physik	—	1	1	1	3
Geschichte . . .	1	1	1	1	4
	20	22	22	22	86

Der Lehrplan sieht vor:

A) für Religion: Den Lehrstoff der oberen 4 Gymnasialkl. nach den kirchl. Vorschriften (1 Std.)

B) für Deutsche Sprache: Deutsche Aufsätze, Literaturgeschichte und Klassikerlektüre nach dem Gymnasiallehrplan (2 Std.).

C) für Lateinische Sprache: I. Unterkurs: Formenlehre, das Wichtigste aus der Satzlehre, eingehender die Kasuslehre; Übersetzungsübungen; Cäsar (10 Std.).

II. Mittelkurs: Rest der Satzlehre: Übersetzungsübungen; Cäsar, Curtius, Livius, Ovid, Vergil (6 Std.).

III. Oberkurs: Stilistik; Versionen; Sallust, Cicero, Vergil, Horaz (6 Std.).

IV. Absolutorialkurs: Stilistik; Versionen; Cicero, Tacitus, Horaz (6 Std.).

D) für Griechische Sprache: II. Mittelkurs: Formenlehre, Übersetzungsübungen, Xenophon (6 Std.).

III. Oberkurs: Satzlehre; Übersetzungsübungen; Lysias, Herodot, Lukian, Homer (6 Std.).

IV. Absolutorialkurs: Versionen; Plato, Demosthenes, Homer, Sophokles (6 Std.).

E) für Französische Sprache: I. Unterrichtskurs: Wiederholung und Befestigung der Formenlehre (1 Std.).

II. Mittelkurs: Das Wichtigste aus der Satzlehre (1 Std.).

III. Oberkurs: Erweiterung und Abschluſs der Satzlehre (1 Std.).

IV. Absolutorialkurs: Wiederholung der gesamten Grammatik, namentlich in französischer Sprache; Übersetzung schwierigerer zusammenhängender Stücke (1 Std.). — In allen Kursen geeignete Lektüre.

F) für Mathematik: I. Unterkurs: Die vier Grundrechnungsarten mit allgemeinen Zahlen; die lineären Gleichungen mit einer und mehreren Unbekannten; Kongruenz, Gleichheit und Ähnlichkeit der Figuren (5 Std.).

II. Mittelkurs: Potenzen und Wurzeln; quadratische Gleichungen; geometrische Formeln, Kreislehre (4 Std.).

III. Oberkurs: Logarithmen; Reihenlehre; Zinseszinsrechnungen Trigonometrie; Sterometrie (4 Std.).

IV. Absolutorialkurs: Wiederholungen und Übungen (4 Std.).

G) für Physik: II. Mittelkurs: Statik; Akustik; Wärmelehre (1 Std.).

III. Oberkurs: Dynamik; Optik; Magnetismus; Elektrizität (1 Std.).

IV. Absolutorialkurs: Wiederholung; mathematische Geographie (1 Std.)

H) für Geschichte: I. Unterkurs: Altertum;

II. Mittelkurs: Mittelalter;

III. Oberkurs: Neuere Zeit bis 1789;

IV. Absolutorialkurs: Neueste Zeit; Wiederholung und Zusammenfassung des gesamten Lehrstoffes. — Betonung des geograph. Momentes in allen Kursen. (Je 1 Std.)

In diziplinärer Hinsicht gelten die Satzungen der Gymnasien (für Privatstudierende); ebenso in bezug auf Beginn und Schluſs des Schuljahres, Ferien, Feiertage.

Das Schulgeld beträgt jährlich 450 Mk., in 9 Monatsraten à 50 Mk. vorauszahlbar (1. Oktober bis 1. Juni).

Gegenwärtig beträgt die Zahl der Schülerinnen im Unterkurs: 18, im Mittelkurs: 9; im Oberkurs: 8, also zusammen 35.

Das Lehrpersonal (nach dem Stande vom Febr. 1904): Kath. Rel.: a. o. Univ.-Prof. Joseph Sickenberger; — Prot. Rel.: Prof. Böhmländer (Luitpoldg.) — Deutsch und Geschichte: Gymnl. Kempf (Ludwigsgymn.); — Latein und Griechisch: Prof. Hamp (Wilhelmsgymn.); Prof. Hoferer (Wilhelmsgymn.); Prof. Stapfer (Wilhelmsgymn.); — Französisch: Reallehrer Herberich (Luitpoldkreis-Realsch.); — Mathematik und Physik: Prof. Effert (Luitpoldgymn.) und Prof. a. D. Adolf Sickenberger.

Dr. J. Melber.

W. Hefs, Geschichte des Kgl. Lyzeums Bamberg.

Entgegnung des Verfassers auf eine Besprechung.

Im heurigen Jahrgange dieser Zeitschrift, S. 74—76, ist eine Besprechung meiner „Geschichte des Kgl. Lyzeums Bamberg etc." erschienen. Es möge mir gestattet sein, auf dieselbe etwas breiter, als es sonst einer Rezension gegenüber üblich ist, zu antworten, da ich die Überzeugung hege, dafs ebenso wie einzelne Äufserungen der Kritik auch die nachstehenden Rückäufserungen ein allgemeineres Interesse beanspruchen und mit den Zwecken und Zielen dieser Zeitschrift wohl vereinbar sein dürften.

Vorerst möchte ich nicht verfehlen, dem Herrn Referenten Dr. Lurz für die mühsame und opferwillige Durcharbeitung meines Buches und für sein günstiges Urteil hierüber meinen herzlichsten Dank auszusprechen. Die leichten Einschränkungen aber, die das letztere an zwei Stellen erfahren hat, glaube ich wenigstens teilweise hinwegräumen zu können.

Sachlich wird beanstandet, dafs einzelne in das Werk übergegangene Notizen über das altbayerische Schulwesen nicht ganz genau seien. Hierauf habe ich folgendes zu bemerken. Um die Geschichte des „fränkischen" Lyzeums zu schreiben, war es unbedingt notwendig, erstens alle seit der Errichtung des Lyzeums im Jahre 1803 über die höheren Schulen in Bayern erflossenen staatlichen Verordnungen, Verfügungen, Entschliefsungen und Bekanntmachungen von allgemeiner Tragweite und zweitens die gesamten auf den besonderen Schulkörper in Bamberg bezugnehmenden Akte der Schul- und Oberbehörden zu studieren. Der ersteren, zumeist im Drucke erschienen, mögen es mehrere hunderte, der letzteren, fast ausnahmslos handschriftlich vorliegend, einige tausende gewesen sein. Für die Richtigkeit der Übertragung derselben und die Zulässigkeit der auf sie gebauten Schlufsfolgerungen glaube ich die volle Verantwortung übernehmen zu können. Anders dagegen liegt die Sache bei den wenigen Berufungen auf einzelne schulgeschichtliche Vorkommnisse vor der Säkularisation, welche mehr als einleitende Bemerkungen dienen, denn einen Ansatz zur Untersuchung darbieten sollten. Sie durfte ich sicherlich aus zweiter oder dritter Hand schöpfen, ohne mich — und diesen Gedanken hat bereits der Herr Berichterstatter ausgesprochen — eines Vorwurfs zeihen lassen zu müssen: indem ja etwaige überkommene Unvollständigkeiten und Unrichtigkeiten durchaus den benützten Autoren zur Last fallen.

So habe ich, obgleich ich aus Hutter (Die Hauptmomente der Schulgeschichte des Alten Gymnasiums zu München. Festschrift zur dreihundertjährigen Stiftungsfeier etc. 1859/60 S. 27) entnommen hatte, dafs von den zu Ende des 18. Jahrhunderts bestehenden kurfüstlichen Lyzeen 5 im Jahre 1799 aufgehoben worden seien, als Jahreszahl der Auflösung dennoch 1800 gesetzt, und zwar um eine Einigung mit Ratzinger (Versuch einer Geschichte der Studien-Anstalt in Neuburg a. D. Programm z. Schlusse d. Studienj. 1850/51, S. 16) herbeizuführen, der das letztere Jahr als dasjenige der Auflassung des Neuburger Lyzeums angibt. Die Zuverlässigkeit der Ratzingerschen Angabe in Zweifel zu ziehen, fiel mir dabei um so weniger ein, als ich annehmen mufste, dafs dem Autor das Aktenmaterial seines Gymnasiums uneingeschränkt zu Gebote stand. Ich nahm vielmehr das Jahr 1800 als dasjenige des wirklichen Vollzugs der unterm 24. September 1799 dekretmäfsig getroffenen kurfürstlichen Anordnung der Aufhebung der 5 Lyzeen an, indem ich nach Analogie mit einer nicht seltenen Gepflogenheit im höheren Schulwesen früherer Jahre schlofs, dafs man dem Lyzeum Neuburg noch eine bis in das Jahr 1800 erstreckte Gnadenfrist gewährt habe. Erst nach deren Umflufs war die Auflösung der 5 in Rede stehenden Lyzeen — über deren Charakter, ob vollständig oder nicht, ich mich übrigens in keiner Weise ausliefs — die geschichtliche Tatsache geworden, als welche ich sie bezeichnet habe. — Ein ganz ähnliches quid pro quo scheint bei der Anführung des Jahres 1782 — statt 1781 — als eines Reformationsjahres für das höhere Schulwesen in Bayern obgewaltet zu haben. Die von mir ins Auge gefafste ungemein wichtige kurfürstliche Verordnung vom 14. Dezember 1781 (v. Seydel, Bayerisches Staatsrecht. Erster Band, S. 79) erschien nämlich so nahe dem Schlusse des Jahres 1781, dafs sie in demselben nicht mehr wirksam werden konnte, um so weniger, als mit dem Prälatenstande, der das gesamte höhere Schulwesen nunmehr in die

Hand bekam, noch nähere Vereinbarungen getroffen werden mufsten. Im übrigen ist das Jahr 1782 als Träger einer Schulordnung bei Döllinger (Sammlung der im Gebiete der inneren Staatsverwaltung des Königreichs Bayern bestehenden Verordnungen usw. München 1850. 9. Bd. S. 567) verzeichnet. — Des Jahres 1783 ist als eines Organisationsjahres bei Rixner (Geschichte der Studienanstalt zu Amberg. Sulzbach 1832) gedacht. — Die Jahre 1773 und 1777 endlich bezeichnen die geschichtlichen Marksteine der mit der Aufhebung des Jesuitenordens verbundenen Umlagerung im bayerischen Studienwesen, aus welcher der Schulplan des 1. September 1777 (v. Seydel, a. a. O., S. 74) hervorging.

Die von dem Herrn Referenten befürchteten Anachronismen sind also, unter dem besonderen Gesichtspunkte betrachtet, dafs in den erwähnten Abhandlungen statt des Geburtsjahres eines Organisationsentwurfes das Jahr des vollendeten Tatbestandes als entscheidend angesehen wurde, kaum vorhanden oder doch leicht entschuldbar. Allerdings bietet schon die blofse Möglichkeit ihres Daseins ein treffliches Bild der mannigfachen Schwierigkeiten, denen der Verfasser einer gröfseren schulgeschichtlichen Darlegung ausgesetzt ist. Und man wird sich mit dem Herrn Berichterstatter durchaus in dem Wunsche eins fühlen müssen, dafs durch eine umfassende und — fügen wir hinzu, wortgetreue! — Ausgabe aller auf die höheren Schulen Bezug nehmenden behördlichen Akte allgemeiner Tragweite jedem eigenmächtigen Deutungsversuche ein Riegel vorgeschoben werden möge.

Als sprechendes Beispiel für die Berechtigung dieses Verlangens möchte hier nachstehendes, dem Schreiber unterlaufenes Vorkommnis Platz finden. Auf S. 63 meiner Arbeit ist die Miegsche Sch.O. vom 10. Okt. 1824 als eine blofse „Ergänzung" der Niethammerschen Sch.O. vom 3. Nov. 1808 verzeichnet und diese Behauptung auf eine Selbstangabe der ersteren Ordnung gegründet worden. Eine briefliche Auseinandersetzung mit Herrn Kollegen Dr. Lurz veranlafste mich, der Quelle, aus der ich den Ausdruck erholt hatte, auf den Grund zu gehen. Dabei stellte sich folgende Begebenheit heraus, die eines stark humoristischen Beigeschmacks nicht entraten möchte. Die Kgl. Kreisregierung von Oberfranken hatte als Vollzugsorgan des Miegschen Normativs unterm 25. Oktober 1824 8 Sonderabzüge einer Beilage zu demselben, der sogenannten „Bestimmungen" (Döllinger a. a. O., 9. S. 574), dem Gymnasialrektorate in Bamberg überschickt, nicht aber ein Exemplar des Normativs selbst, welches vielmehr anscheinend nur zur Kenntnisnahme der Zentral- und Durchgangsbehörden diente. Die „Bestimmungen" sollten als Erläuterungen bzw. Ergänzungen zu der eben in der Einführung begriffenen Miegschen Sch.O. aufgefafst und der Neuorganisation der einzelnen Gymnasien zugrunde gelegt werden. Diesem Gedanken wollte offenbar auch die begleitende Bayreuther Reg.E. des 25. Okt. 1824 Raum geben. Indem sie dabei aber gegen Mifsstände, die sich im Schuleinrichtungswesen eingestellt hätten, zu Felde zog, zwischen den Bestimmungen des neuen Schulplans (ohne Anführungszeichen) und den nunmehr überschickten „Bestimmungen" zu dem letzteren (in Anführungszeichen) nicht unterschied und endlich durch ihre ganze Anlage nicht sowohl auf eine Auslassung der Zwischenbehörde als eine originale Kundgebung der höchsten oder allerhöchsten Stelle schliefsen liefs, mufste sie den Glauben erwecken, dafs sich in der Niethammerschen Sch.O. Mifsstände eingestellt hätten, welche nun durch den Miegschen Lehrplan behoben werden sollten — wobei dann der letztere die Eigenschaft einer blofsen „Ergänzung" zuerkannt erhalten hätte. Dafs in der Tat gerade diese Auffassung naheliegt, beweist der Umstand, dafs auch Kilian in seiner vorzüglichen Geschichte des Alten Gymnasiums dahier (Chronik der Kgl. Studienanstalt Bamberg. Progr. d. Gymn. Bamberg, 1879) sie sich zu eigen gemacht hat.

Um nun auch ein Wort über die in meiner Arbeit gewählte Form der Darstellung zu sagen, so rügt der Herr Berichterstatter vornehmlich den allzu reichlichen Gebrauch der Fremdwörter. Hierauf ist zunächst zu entgegnen, dafs allerdings viele solche Wörter zwanglos und unabsichtlich eingestellt worden sind. Es hängt dies mit der beruflichen Stellung des Autors als Vertreters der mathemathischen und naturwissenschaftlichen Lehrfächer zusammen: dadurch, dafs man gezwungen ist, sich jahraus jahrein der unzähligen in den exakten Wissenschaften eingebürgerten, oft unentbehrlichen Fremdwörter zu bedienen und solche in fachwissenschaftlichen Abhandlungen zum Zwecke der besseren internationalen Verständigung in möglichst ausgiebiger Weise anzuwenden, gewöhnt man sich halb

unbewufst so stark an deren Gebrauch, dafs sie sich auch bei schriftstellerischen Versuchen auf anderen Gebieten förmlich aus der Feder drängen. Andererseits aber wurde an sehr vielen Stellen das betreffende Fremdwort mit voller Absichtlichkeit gewählt. Und zwar geschah dies in folgenden Fällen. Erstens, wenn das Wort im Deutschen nicht genau oder nicht eindeutig gegeben werden konnte, wie etwa das Wort „Institution". Zweitens umgekehrt, wenn der fremde Ausdruck eine mehrfache Deutung zuläfst, die man aufrecht erhalten wollte: dahin gehört z. B. das Wort „Hierarchie", welches sowohl den Inbegriff der Kirchenregierung als auch einer ihr untergeordneten Zweigkörperschaft als endlich auch der einzelnen „Subjekte" der einen oder andern dieser Regierungen bezeichnen kann. Drittens der Abwechslung halber: wenn jemand gezwungen ist, auf wenigen Seiten vielleicht 30 mal das Wort „bischöflich" zu lesen, wird er die gelegentliche Einfügung eines „episkopal" sicherlich nur als Wohltat empfinden können. Viertens aus Gründen des Wohllautes, so besonders bei der Häufung deutscher Wörter mit Zischlauten etc. Fünftens bei der Herübernahme von terminis technicis aus fremden Wissenschaftsgebieten, wo sie, wie „Kompetenz", „Kompetenzkonflikt", „Jurisdiktion" usf. ganz spezifische Bedeutung oder geschichtliche Berechtigung haben. Endlich sechstens bei der Konstruktion von Bildern, Vergleichen und Redefiguren, wo eine Übertragung des fremdsprachlichen Wortes in das Deutsche den Vergleichungspunkt verrücken oder eine völlige Unverständlichkeit zeitigen oder aber eine längere Umschreibung erfordern würde.

Nun läfst sich ja allerdings über den Wert oder Unwert der Verwendung von Ausdrücken wie „asymptotische Näherung", oszillatorische Bewegung", „labiles Verhalten" usw. in einer geschichtlichen Abhandlung streiten. Ein allenfallsiger Einspruch dagegen dürfte sich aber weniger gegen die Richtigkeit und Schärfe der Bilder, als vielmehr gegen deren Ungewohntheit oder Unverstandenheit richten. Was den ersteren Punkt anlangt, so bieten die technischen Wissenschaften in Wirklichkeit eine unendliche Fülle von solchen Bildern, die man leider bis jetzt nur in sehr geringem Mafse der Stilistik zunutze gemacht hat — ich erinnere nur an Ausdrücke wie „auslösen", „ausschalten", „Worte prägen", „Entgleisung", „Resonanz", „Dissonanz", „Legierung" u. a. Was aber den zweiten Einwurf anlangt, so würde ich es nicht gerade für ein Unglück halten, wenn der betreffende Leser gezwungen würde, sich einmal einige Augenblicke in einer Realenzyklopädie nach der Bedeutung der gebrauchten Redewendung und des ihr zu Grunde liegenden Prinzips umzusehen. Vielleicht gewinnt derselbe dann auch die von anderer Seite bereits mehrfach ausgesprochene Überzeugung, dafs gerade derartigen nicht alltäglichen Vergleichen ein gewisser Reiz innewohne.

Übrigens ist das Gefühl hiefür rein subjektiv, wie denn auch Herr Kollege Dr. Lurz in seiner Kritik betonte, dafs er bezüglich dieser Punkte nur seinem persönlichen Empfinden Ausdruck gegeben habe. Gerade hiefür aber bin ich ihm nochmals verbunden. Nicht nur dafs hiedurch Rede und Gegenrede auf einen höheren Ton abgestimmt und aufser Gefahr bleiben, sich in ein in manchen Zeitschriften so beliebtes rechthaberisches Gezänke zu verlieren: ich werde auch von vorneherein in den Stand gesetzt, das gleiche Recht des „Subjektivismus" für mich selbst in Anspruch nehmen zu dürfen.

Bamberg. Lyzealprofessor Dr. Hefs.

Personalnachrichten.

In Ruhestand versetzt: a) an humanistischen Anstalten: Berichtigung: Bei der Mitteilung von der Pensionierung des Herrn Oberstudienrates Frz. Chr. Höger in Freising S. 701 des vorigen Jahrganges ist durch Versehen das Wort „ersprieslichen" vor „Dienste" weggeblieben, was hiemit nachgetragen wird; b) an Realanstalten: der im zeitlichen Ruhestand befindliche Professor der neueren Sprachen an der Ludwigskreisrealschule in München Joh. Bauer wurde wegen nachgewiesenen körperlichen Leidens unter wohlgefälliger Anerkennung seiner langjährigen mit Treue und Eifer geleisteten Dienste in den dauernden Ruhestand versetzt; der Reallehrer (u. Spr.) an der Realschule Bad Kissingen Michael Bässler wegen nachgewiesenem körperlichen Leidens auf die Dauer eines Jahres.

Gestorben: a) an humanistischen Anstalten: Franz Siessl, Gymnprof. in Neuburg a. D.

Seite
E. M. Hiemann, Wandtafelskizzen für den Unterricht in der Vaterlandskunde, bespr. von Beyschlag 289
W. Marshall, Die Tiere der Erde, Lief. 2—17 (1. Bd.), bespr. von Stadler 290
Musikalia, bespr. von Wismeyer 291
K. Reisert, Lehr- u. Übungsbuch der Gabelsbergerschen Stenographie. 1. Teil: Verkehrsschrift, bespr. von Ruefs 292
Literarische Notizen 295
Einladung zum I. Internationalen Kongrefs für Schulhygiene in Nürnberg, 4.—9. April 1904 296
Miszellen:
Ministerialentschliefsung die Pflege der Turnspiele an den Mittelschulen betreffend 297
Vorschlag zu dem Ministerialerlafs, betr. die Revision und Überwachung der Schülerlesebibliotheken 298
Privat-Gymnasialkurse für Mädchen in München 299
W. Hefs, Geschichte des Kgl. Lyzeums Bamberg. Entgegnung des Verf. auf eine Besprechung 302
Personalnachrichten 304

In Angelegenheiten des Gymnasiallehrervereines wolle man sich an den ersten Vorstand, Gymnasialprofessor Eugen Brand in München (Steinsdorffstr. 3/III) oder an den Stellvertreter des Vorstandes, Gymnasialprofessor Dr. Aug. Stapfer in München (Preysingstr. 27/III) wenden; **alle die Redaktion dieser Blätter betreffenden Zuschriften sind an den Redakteur, Gymnasialprofessor Dr. Joh. Melber in München, Schellingstrasse 3, Gartengebäude II/r., zu richten,** jedoch mögen Artikel über Standesverhältnisse direkt an den 1. Vereinsvorstand gesandt werden.

Alle die Zusendung unserer Zeitschrift betreffenden Reklamationen oder Mitteilungen sind an den Vereinskassier, Gymnasialprofessor Dr. Friedrich Burger in München (Thierschstr. 21/III l.) zu richten.

Frühere Jahrgänge unserer Zeitschrift können, soweit der Vorrat reicht, von Vereinsmitgliedern zu ermäfsigtem Preise durch das Ausschufsmitglied Gymnasialprofessor Joseph Zametzer, München, Luitpoldgymnasium, bezogen werden.

Den sehr verehrlichen Mitarbeitern diene zur Kenntnis, dafs fortan die Rezensionsexemplare und, wenn möglich, die Abzüge der Beiträge (Abhandlungen und Rezensionen) zugleich mit den jeweilig ausgegebenen Heften an die betr. Herren Obmänner versandt werden sollen. Letztere werden gebeten, diese Sendungen den Herren Adressaten zu übergeben. (Die Red.)

An die Herren Obmänner.

Der Einfachheit wegen wird die Einlage einer 10 Pfg.-Marke in die Postpakete bei Versendung der Hefte künftig unterlassen und gebeten, die Auslagen bei Einsendung der Vereinsbeiträge in Abrechnung zu bringen.

Diesem Hefte liegen folgende Beilagen bei:

1 W. Kohlhammer, Verlag, Stuttgart.
1 Wilhelm Rudolph, Giessen.
1 Bernhard Teichmann, Erfurt.
2 B. G. Teubner, Verlag, Leipzig.

PIANOS von ℳ 350 an. HARMONIUMS von ℳ 30 an.
Höchster Rabatt. Kleinste Raten. 20jähr. Garantie. Pianos u. Harmoniums zu vermieten; bei Kauf Abzug der Miete. — Illustr. Kataloge gratis-frei.
Spec.: PIANINOS mit bis jetzt unerreicht guter Stimmhaltung! (Pat. Rud.)
Wilh. Rudolph, Giessen gegr. 1851.

Seitenstück zu „Sachs-Villatte" und „Murer-Sanders"

Griechisch-deutsches Schulwörterbuch

mit besonderer Berücksichtigung

der Etymologie

verfaßt von Professor Dr. Hermann Menge,

[illegible]

[illegible]

Langenscheidt's Taschenwörterbücher

für den Schulgebrauch.

Griechisch [illegible]
[illegible]
von
Prof. Dr. Hermann Menge.
[illegible]

Lateinisch [illegible]
[illegible]
von
Prof. Dr. Hermann Menge.
[illegible]

Preis jeden Wörterbuchs in eleganten Leinenbänden mit [illegible] Prägung 2 Mk.

[illegible]

Langenscheidtsche Verlagsbuchhandlung

[illegible] — Hauptstraße Nr. 17.

[illegible] **Rundschrift** [illegible]

von F. Soennecken, mit Vorwort von Geh. Kgl. Prof. Rheinaux

[illegible]

[illegible]

[illegible] F. SOENNECKER

Berlin, [illegible] • F. SOENNECKER • BONN • Leipzig

Lichtbilder-
Projektions-Apparate.

Verlangen Sie bitte
unsern Katalog.
[illegible]

Ed. Liesegang, Düsseldorf 79.

[illegible]

BLÄTTER

FÜR DAS

GYMNASIAL-SCHULWESEN

HERAUSGEGEBEN VOM

BAYER. GYMNASIALLEHRERVEREIN

REDIGIERT VON

DR. JOHANN MELBER.

VIERZIGSTER BAND.

V. & VI. HEFT.

MAI-JUNI.

MÜNCHEN, 1904.
J. LINDAUER'SCHE BUCHHANDLUNG
(SCHÖPPING)
KAISERSTRASSE 39

Die Bücher für das Gymnasialbibliothekar, das Organ des Deutschen Gymnasialbibliothekarvereins, erscheinen in 6 Doppelheften jährlich im Gesamtumfang von 36 Bogen und kosten für Nichtmitglieder 10 M.

Inhalt des V. & VI. Heftes.

Abhandlungen

Th. Ludwig, Zum Abiturientenexamen in Griechischen . . . 321
C. Wunderer, Kritisch-Exegetisches zu Platons Ion . . . 326
J. Mesk, Kritisch-Exegetisches zu Plato . . . 341
K. Meiser, Zu Aischines . . . 347
H. Stich, Das Lehrziel im Geschichtsunterricht und die Gesamtkonferenzen . . . 349
Drei Jahresberichte über Gymnasialwesen, Verhandlungen in Lübeck, Wien & Bad . . . 359

Besprechungen

Fr. Stolberg, Ein Buch für Eltern, I. u. II. Lauge von Ohlenschlager . . . 370
Gg. Bauer, Neubearbeitung von Zettel-Nicklas, Lesebuch, I. Teil, besprochen von Lechmüller . . . 372
M. Berger, Neubearbeitung von Zettel-Nicklas, Lesebuch, II. Teil, besprochen von Seidenberger . . . 374
L. Kroll, Neubearbeitung von Zettel-Nicklas, Lesebuch, IV. Teil, besprochen von Bauer . . . 376
F. Schmitz, Neubearbeitung von Zettel-Nicklas, Lesebuch, V. Teil, besprochen von Bauer . . . 377
W. Schrod, Lesebuch aus Ovids Werken, besprochen von Herrmann . . . 377
Norbert Peter, Wörterbuch zu den Kommentaren Caesars über d. Gall. Krieg, besprochen v. Stählin . . . 378
H. Ebelings Schulwörterbuch zu Caesars Kommentaren über d. Gall. Krieg, 5. Aufl. von Fil. Lenke, besprochen von Wiesinger . . . 379
H. Wesener, Verzeichnis griech. Schulausgaben, I. Teil, Textausgaben, besprochen von Ammon . . . 380
A. Weidner, Kritische Erklärung von Sophokles Antigone, besprochen von Wecklein . . . 380
K. Dieterich, Geschichte der griechischen und lateinischen Literatur, besprochen von Jentsch . . . 380
Z. Schriftleitung, Prüfungsordnung. — Fr. Hirschfeld, Didaktik und Methodik des mod. Unterrichts, Wien. — Der Unterricht der neueren Sprachen, Schriften von Gaudig, Lange, Münch, besprochen von Wolpert . . . 381
W. Paul, Lehrbuch der analytischen Geometrie für Obere, besprochen von Krumme . . . 382
Fr. Dürrbaum, Lehrbuch der Arithmetik, II. Teil. — A. Scheibe, Aufgabensammlung, besprochen von Schülke . . . 382
Encyklopädie der mathematischen Wissenschaften Bd. II, 2, Heft 1, Bd. III, 2, Heft 1, Bd. III, 3, Heft 2 u. 3, Bd. IV, 1, Heft 1, besprochen von Grimsehl . . . 383
L. Kalischer, Das Periodensystem, besprochen von Zwerger . . . 383
A. Oncken, Württemberg und Deutschland — der II., III. u. IV. Jahrhundert und der Zeit Napoleons. — Verhagen & Klasings Historische und politische Gesellschaft zu Deutschland, besprochen von Hartmann . . . 384
J. Loserth, Geschichte des späteren Mittelalters 1197—1492. — Th. Lindner, Weltgeschichte seit der Völkerwanderung, Bd. I—3, besprochen von Müller . . . 384
K. Roth, Geschichte des Römischen Reiches, besprochen von Clemens . . . 385
Natur und Kultur, Zeitschrift. — Natur und Schule, Zeitschrift f. Erziehung und Unterricht, besprochen von Stadler . . . 385
K. Kaiser, Naturwissenschaftliche Lesestoffe. 3 Teile für Realschule, besprochen von Kurz . . . 386
Literarische Notizen . . . 386

I. Abteilung.

Abhandlungen.

Zum Anfangsunterricht im Griechischen.

Grammatica nisi . . fundamenta fideliter iecit,
quidquid superstruxeris, corruet. Quintil. I 4, 5.

Die folgenden Zeilen, die im wesentlichen einen im pädagogisch-didaktischen Seminar gehaltenen Vortrag wiedergeben, sollen nicht die Zeitfrage des griechischen Anfangsunterrichtes erörtern, also ob das Griechische in der vierten Klasse wie bei uns zur richtigen Zeit einsetzt oder etwa in die sechste Klasse hinauf- oder auch unter die vierte herunterzurücken sei; ob das Griechische nicht besser dem Lateinischen vorausginge u. ä.; auch in der Frage über Art und Umfang des Stoffes wollen sie keine grundstürzenden Meinungen vortragen und verteidigen. Man hat neuerdings den Versuch von H. L. Ahrens, mit Homer den Anfang zu machen vom Standpunkt der geschichtlichen Entwicklung aus mit mehr Nachdruck empfohlen, so R. Agahd, der die Schulbücher von Ahrens im Verein mit Hornemann neu herausgibt, in dem Aufsatz „Homer als Grundlage des griechischen Unterrichts" in der Monatsschrift für das höhere Schulwesen 1903, August, S. 433—446; die Gegengründe wurden vor kurzem von O. Kohl, der in W. Reins Pädagogischer Enzyklopädie den griechischen Unterricht bearbeitet hat, in der Zeitschr. f. d. Gymn.-Wesen 1903 S. 762—769 und neuestens von R. Becker Lehrpr. 79, April 1904 S. 29 ff. dargelegt. Mit noch weniger Berechtigung und Erfolg hat man (vgl. Progr. Schwetz 1893, I. Teil) versucht, mit Xenophons Anabasis anzufangen; nach elf Monaten waren mit einer Klasse von etwa zwanzig Schülern kaum die ersten acht Kapitel der Anabasis „durchgearbeitet". Wir verfolgen diese Versuche nicht weiter[1]), sondern halten uns an die altbewährte, noch vielfach geübte Methode, mit Einzelsätzen auch den griechischen Unterricht (attische Formenlehre) zu beginnen, was neuerdings Hoffmann in der tüchtigen Programmabhandlung Grofsstrelitz 1900 (S. 5) als das Beste für den Anfangsunterricht be-

[1]) Mit einem Abiturienten eines Realgymnasiums, der am humanistischen Gymnasium die Ergänzungsprüfung aus dem Griechischen und Lateinischen machen wollte und nach einem halben Jahre auch mit Erfolg machte, konnte ich nach den ersten drei Monaten Xenophon und Homer, im fünften und sechsten Monat auch Plato, Demosthenes und Sophokles lesen. Dabei mufste die Arbeitskraft des Kandidaten zwischen Latein und Griechisch geteilt werden. Mit einer Klasse möchte ich das nicht probieren, schon deshalb nicht, weil die rasche Ausstaffierung mit den notdürftigen Sprachkenntnissen keinen dauernden Bildungswert hat.

fürwortet (vgl. Becker a. a. O. S. 35). Auch unsere Übungsbücher, so die von Bauer-Stapfer, Pistner-Lang, Römer halten an diesem Grundsatz fest; lassen sich nach einiger Zeit zusammenhängende Stücke aus einem Autor ausheben oder komponieren, um so besser (vgl. E. Bachof, Griech. Elementarbuch[3], Gotha, Perthes 1902), aber à tout prix nur gröfsere Ganze bieten zu wollen, führt zu Verrenkungen oder Mifsgestalten; ein gewisser Zusammenhang ist auch gewonnen, wenn die Einzelsätze bestimmte Gruppen von Vorstellungen und Begriffen vorführen (s. u. „Vokabelschatz").

Das Ziel des griechischen Unterrichtes mufs der, welcher mit Einzelsätzen beginnt, womöglich noch schärfer ins Auge fassen als die, welche mit Homer oder Xenophon gleich eine bestimmtere Richtung einschlagen. Lateinisch hat man bei uns gesprochen und geschrieben; griechisch zu schreiben und zu sprechen waren in der Schule nur vereinzelte übertriebene Bestrebungen von Neuhumanisten; die Lektüre der freilich mit etwas schwankender Gunst kanonisierten Autoren galt stets als erstes Ziel. Dafs man aber bei der Erlernung einer Sprache, die ohne Meinungsverschiedenheit von allen Gebildeten jederzeit als der vollendete Typus einer Kultursprache bewundert und studiert wurde, den Bau der Sprache, die Sprache als ein historisches Kunstwerk allerersten Ranges auch zu erfassen strebe, ist eine natürliche Forderung, (s. u. a. O. Jäger, Lehrkunst und Lehrhandwerk S. 207). Diese Forderung ist in einer Zeit, die im Gegensatz zu Männern wie Humboldt, Schlegel, Grimm in den Sprachschöpfungen überhaupt nicht viel mehr als leere Lautkomplexe zu erblicken geneigt ist, mit verschärftem Akzent zu wiederholen, wie dies in seinem herrlichen Sonett auf das Wort Gabriele d'Annunzio vor kurzem tat (parola, o cosa mistica e profonda). Verständnisvolles Lesen und sichere Sprachkenntnisse stehen in unlöslicher Wechselwirkung, vgl. O. Willmann, Didaktik[3] II. Bd. § 47 die gehaltreichen Erörterungen über „Sprachkunde", besonders S. 103. Darum heifst es mit Recht in den neuesten bayerischen Anweisungen für den altsprachlichen Unterricht an den humanistischen Gymnasien (vom 10. April 1903): „Was zunächst den grammatischen Unterricht (Grammatik, Wortschatz- und schriftliche Übungen) anlangt, so ist vor allem daran festzuhalten, dafs eine gründliche, systematisch fortschreitende Schulung und fortwährende Übung allein eine tragfähige Unterlage für eine das volle Verständnis erzielende und darum wirklich fruchtbare Klassikerlektüre bilden können. Damit will aber diese Seite der Unterweisung keineswegs ausschliefslich in den Dienst der Schullektüre gestellt werden; vielmehr beansprucht besonders der Unterricht in der lateinischen Grammatik — also in zweiter Linie in der griechischen — innerhalb der durch § 10 Absatz 1 der Schulordnung gezogenen Grenzen eine selbständige, weitreichende Bedeutung, indem er, richtig gehandhabt, zur reichen Quelle sprachlich logischer Ausbildung wird; er fördert vor allem die Entwicklung des Sprachgefühls überhaupt, die dem gesamten sprachlichen Unterrichte, nicht an letzter Stelle auch dem tieferen Verständnis der Muttersprache sehr zu statten

kommen kann und soll." Diese beiden Hauptgesichtspunkte bestimmen den griechischen Unterricht von Anfang an.

I. Gang des Anfangsunterrichtes.

Ich skizziere zunächst den Gang des griechischen Anfangsunterrichtes bei der Durchnahme der O- und A-Deklination, die in vier Wochen erledigt sein können; daran reiht sich die Erörterung einzelner einschlägiger Fragen; die viel kompliziertere sog. dritte Deklination (der Substantiva und Adjektiva) soll in einem späteren Aufsatz behandelt werden.

Das Interesse der Schüler ist beim Beginn des Griechischen durch die Neuheit des Gegenstandes noch mehr erweckt als sonst; es bedarf daher kaum einer Steigerung durch den Hinweis auf die welthistorische Bedeutung der Sprache und der Literatur. Von dieser spricht man besser beim Abschlufs der alten Geschichte, der fast gleichzeitiges Pensum der Klasse ist (*Ἕλληνες ποιητικοί — Ῥωμαῖοι πρακτικοί*). Die Vorführung des Alphabets kann wohl sehr interessant gemacht werden, aber man verweile nicht lange bei Schreib- und Akzentuierübungen; ist das kleine Alphabet notdürftig eingeübt, so komme man dem Verlangen der Schüler Griechisches zu verstehen und zu sprechen entgegen und zwar gleich mit Sätzen kleinen Umfangs und konkreten Inhalts, die man grofs und deutlich an die Tafel schreibt und vorspricht, nachsprechen und übersetzen läfst. „Hier lernt der Schüler lesen, schreiben, Wörter, deklinieren und Akzente, alles zugleich", s. Arlt in d. Jahrb. f. Philol. 1883 S. 312. Die grofsen Anfangsbuchstaben, deren weitere Entwicklung in der romanischen und gotischen Schrift zu den gelegentlichen Leckerbissen der Belehrung gehört, übt man später einmal ganz zwanglos an Dingen, die Scharfsinn und Beobachtung der Schüler wecken, wie etwa in dem Streit der Brüder Leon und Pantoleon um den Wortlaut des Textes im väterlichen Testament: *ΤΑΕΜΑΧΡΗΜΑΤΑΠΑΝΤΑΛΕΩΝΕΧΕΤΩ*, ob *πάντα* zu *χρήματα* oder zum Eigennamen zu ziehen sei, oder die Antwort, die der Abderite Demokritos einem Bauern auf die Frage, was sein Sohn benötige, gegeben haben soll: *ΔΕΙΤΑΙ ΒΙΒΛΙΟΥ ΚΑΙΝΟΥΚΑΙΓΡΑΦΙΔΙΟΥΚΑΙΝΟΥ*, wobei den Schülern die Scheidung *καὶ νοῦ* von *καινοῦ* viel Freude macht, oder man schreibt bekannte Literaturwerke oder eine Inschrift, etwa die auf Kyros d. Ä., zum Teil in Unzialen an; den Münchner Schülern empfehle man die Inschriften in den Propyläen zu lesen. Auch an den Aufschriften der Cybulskischen Tafeln kann eine solche Übung vorgenommen werden (doch ist hier Akzent und Spiritus gesetzt). Auf die richtige, d. h. die übliche deutsche Schulaussprache wird gebührend Rücksicht genommen: *ει* vielleicht am besten schwäbisch zu sprechen, *αι* kaum wie ae, obwohl Bursian mit diesem seinem Vorschlag Beifall gefunden hat, ebensowenig *αυ* — af, aw etc.; der Streit um Etazismus und Itazismus (vgl. O. Kohl, Methodik des griech. Unterr. bei Rein) kann gelegentlich im Anschlufs an das Lateinische omneis — omnīs — omnēs oder

Dareus — Darīus oder bei Idol, Ikonoklasten, Miozān und Pliocān (*πλεῖον* und *καινός*), Nil, Paradies oder auch in der Geschichte des Humanismus bei Erasmus und Reuchlin, in der Geographie bei Ira, Pirāeus, Stawropol und Wladikawkas berührt werden. Wir beginnen also mit Sätzen; in diesen nur bekommt das Wort Gehalt und die grammatische Funktion zeigt ihre Wirksamkeit.

Zur induktiven Darstellung der Kasusausgänge der O-Deklination spricht und schreibt [1]) man eine Anzahl Sätzchen vor, an denen die Schüler unter Vergleichung mit dem Lateinischen und Benützung sonstiger Stützpunkte tunlichst alles selbst finden.

Ein Lehrer sagt in der Zeichenstunde zum Schüler — so leitet man das Anschreiben etwa ein —:

γράφε ἵππον scribe equum,

γράφετε λύκον scribite lupum (beachte die Quantität — ⏑ ⏑ ⏒!).

In Neapel fallen dem Fremden an den Pferdegeschirren manche schöne Abzeichen und Schmuckgegenstände auf:

ἵππος φέρει κόσμον —

Auch ohne Hinzusetzung des Lateinischen wird von den Schülern die Übersetzung gefunden und das Entsprechen: *ον* — ŭm

ος — ŭs

festgestellt; der Akzent kann anfangs unbeachtet bleiben.

Man spricht zur weiteren Übung und Vorführung des Artikels *γράφω τὸν ἵππον — γράφομεν τὸν κόσμον, γράφετε κύκλον.*

Dann *οἱ ἵπποι φέρουσι κόσμον.*

„Denkt an die russischen Steppen:

οἱ ἵπποι φεύγουσι τοὺς λύκους.“ Aber es sind natürlich auch Wörter anzugeben:

οἱ ὄνοι (Esel) *φεύγουσι πόνους* (labores).

Daraus das Entsprechen

von *οι* — ī, vielleicht mit einer Bemerkung über den Itazismus und

von *ους* — ōs; Diphthong — langer Vokal.

Zur Übung *θαυμάζομεν — θαυμάζεις τοὺς (νέους) ἵππους* usw., um noch einmal die Verbalformen aufzugreifen.

Zur weiteren Vorführung:

γράφεις τὸν τοῦ ἵππου κόσμον (δρόμον).

γράφετε τοὺς τῶν ἵππων κόσμους (equūm für equorum).

Daraus *ου* — ī (Zusammenfallen von Ausgängen im Lateinischen!)

ων — ōrum (liberūm loco, talentūm).

Dann *ὁ κόσμος τοῖς ἵπποις πρέπει* (geziemt, paßt);

daraus *οις* = is wie *οι* = ī.

„Wird das lange ō im Dat. Sing. des Lateinischen nicht auch diphthongisch im Griechischen zu schreiben sein? Welchen Schlufsvokal zeigt uns die konsonantische dritte Deklination? dolor-i.

ὁ κόσμος πρέπει τῷ ἵππῳ.

[1]) Mit dem Anschreiben soll abgesehen von der Unsicherheit der Phonetik besonders die Fähigkeit Gedrucktes zu verstehen, was bei den „toten“ Sprachen doch Hauptsache ist, gefördert werden.

Wir wollen nicht, wie man früher schrieb und bisweiten jetzt noch tut, *τῶι ἵππωι* schreiben, sondern das *ι* drunter schreiben, subskribieren. Es ergibt sich uns diese tabellarische Zusammenstellung:

N.	*ος* = ŭs	*οι*	= ī
G.	*ου* = ī	*ων*	= orum (daneben um)
D.	*ῳ* = ō	*οις*	= īs
Akk.	*ον* = ŭm	*ους*	= ōs[1])

Der Vokativ kann einstweilen wegbleiben oder durch den Hinweis auf das Lateinische kurz erledigt werden. „Hat das Griechische keinen Ablativ?" fragen die Schüler. Antwort:

ὁ ἵππος διαφέρει (differt) *τῷ κόσμῳ* (*τῶν ἄλλων*),

Ersetzung des lateinischen Ablativs (*δόλῳ* dolo).

Wir üben dann — auf Hauchzeichen und Akzente noch kein Gewicht legend — an neuen Substantiven (Paroxytonen) mit und ohne Artikel und an neuen Verben die 8 Ausgänge und zugleich den Indikativ Präsens und die zweite Person des Imperativs, bald in griechisch-deutschen, bald in deutsch-griechischen[2]) Sätzen tunlichst mit einem konkreten Inhalt und in systematischer Gruppierung der Begriffe: „Ein Freund vertraut einem Freund" usf. Wirksam ist es, wenn der gesprochene oder geschriebene Satz durch das Anschauen des Gegenstandes unterstützt wird[3]); auf den einfachen Katheder zeigend sagt man etwa *ὁ ψρόνος οὐκ ἔχει κόσμον*. Eine tabellarische Übersicht der 8 behandelten Verbalformen an der Tafel ist zu empfehlen. Nach den Paroxytonen — s. eine Zusammenstellung bei R. Wessely, Vereinfachte griech. Gramm. S. 95 — übt man die Oxytona wie *ὁ πιστὸς ἰατρὸς σῴζει τὸν γεωργόν*. Dann die übrigen Betonungen, in der Regel mit einem gleichtonigen Adjektiv:

ὁ πλούσιος ἔμπορος, ὁ Μιλήσιος τύραννος.

Die wechselnde Aussprache in den verschiedenen Kasus weckt das Interesse der Schüler für den Akzent. „Nennt ähnliche Betonungswandlungen im Lateinischen: animus — animorum — animisque; amo — amavi — amavisti — amavistine. Die Gegenüberstellung der Deklination von animus und *ἄνεμος* lehrt uns, dafs im Lateinischen nicht blofs die Mannigfaltigkeit der Ausgänge, sondern auch der Akzente geringer ist, wenigstens für unser modernes Ohr." Hier behandeln wir erst die Akzentlehre. Das vielfach erörterte Für und Wider in der Frage über Abschaffung der Akzente hat uns nicht weiter zu beschäftigen, vgl. neuerdings Fel. Schwarzbach in dem Preufs. Jahrb. 1901 Bd. 103, S. 123—132 und U. v. Wilamowitz-Moellendorff bei Lexis, Reform des höheren Schulw. in Preufsen, 1902 S. 164. Eine Bemerkung, wie unser Ohr durch die Verletzung des musikalischen Elementes unserer Muttersprache[4]) durch einen Ausländer unangenehm

[1]) Dessen Entstehung aus *ους* hat man den Schülern nicht wohl zu entwickeln.

[2]) Um zum Verständnis zu gelangen mufs man vergleichen, mufs hinüber- und herüberschauen, mufs herüber- und hinübersetzen, vgl. diese Blätter 33, 1897 S. 52 ff.

[3]) Doch darf das nicht überschätzt werden, vgl. E. von Sallwürk, Fünf Kapitel vom Erlernen fremder Sprachen 1898 S. 34 ff. gegen Gouin.

[4]) Vgl. Hildebrand, Vom deutschen Sprachunterricht.

berührt wird, führt zur Erklärung des Wortes ac-centus und seines Originals *προσῳδία* sowie der Bedeutung der Sache, ferner der Wörter *τόνος*, acutus (*ὀξύς*); auch der Hinweis auf scheinbar ähnliche Betonungen im Deutschen: gewifs, Gewifsheit, gewissenhaft; Gebōt, Gebōte oder Únsegen, Gebirgsschwelle, Strómschwelle (zu *ἄνθρωπος*) fördert das Erfassen der Akzente; dabei kann gleichwohl auf den Grundunterschied des Griechischen und Deutschen in diesem Punkte hingewiesen werden. Ob man statt der unhandlichen und im Mund der Schüler so oft durcheinander geworfenen griechischen Bezeichnungen (s. v. Wilamowitz bei Lexis. Ref. S. 164) nicht deutsche nehmen könnte, wie Scharfschlufs, sei nur nebenbei gefragt. An Sätzen (und Paradigmen) wie *ὁ γεωργὸς φέρει τοὺς τοῦ ἀγροῦ καρποὺς, Θεόφραστος γράφει περὶ τοῦ βίου, τῶν βίων, πλούτου* werden die verschiedenen Akzente vorgeführt, erkannt und geübt und dann in einer Tabelle übersichtlich zusammengestellt:

1. *ὁ (πιστὸς) ἰατρός* . . . vgl. Artikel,
2. *ὁ (ξένος) ἵππος* . . . . bleibt,
   ὁ (φαῖλος) ταῦρος . . ταύρου
   (φαῖλοι) ταῦροι ταύροις
3. *ὁ (πλούσιος) ἄνθρωπος — ἀνθρώπου.*

Die Fälle *ταῦροι — ταύροις* usf. bedürfen, da sie nicht in unser Ohr fallen, der besonderen Einschärfung (lohnt sich die Mühe?).

Man spricht die zusammengestellten Paradigmen wegen des Rhythmus, wie *ὁ Μιλήσιος τύραννος*, auch im Chor — wenigstens ab und zu —, zunächst in Verbindung mit gleichtonigen, dann mit verschiedentonigen Adjektiven, durch. Das „sinnliche Element" spielt eine wichtige Rolle nicht blofs auf der Bühne sondern auch im Unterricht; bei manchen Schülern hemmt Zunge wie Ohr den Fortschritt in diesen Dingen. Das Akzentschlagen wird von verschiedenen Kollegen als praktisch gerühmt, von Wilamowitz wenigstens als eine unschädliche Körperbewegung bezeichnet; lange fortzusetzen ist es kaum; auch das ermüdende Bestimmen der Akzente dauere nur kurze Zeit. Durch fleifsiges Anschreiben wird mehr erreicht. Nach Erledigung der Akzentlehre könnte man die Feminina der O-Deklination behandeln, *νῆσος* etc., aber mit Rücksicht auf die Femininbildung der Adjektiva lassen wir sie erst nach der A-Deklination folgen.

Hier noch ein Wort, warum mit der O-Deklination begonnen wurde. Nur eine schwache Tradition spricht für die Ordnung wie für die Zahl (bis 10) der Deklinationen. Für den Anfänger ist die O-Deklination einfacher und durchsichtiger in der Bildung; sie ist ergiebiger für die Vergleichung mit dem Lateinischen (auch mit den deutschen Fremdwörtern); sie enthält mehr und gebräuchlichere Grundwörter: *πόνος, λόγος, νόμος, οἶκος, δῆμος.* Hier läfst sich das Adjektiv ohne weiteres mit dem Substantiv verbinden.

Neutra der O-Deklination.

Mit Rücksicht auf den Wortschatz lassen wir die Neutra der O-Deklination erst auf die Maskulina folgen, obwohl sie noch einfacher

in der Behandlung sind. Auch hier werden in griechischen kleinen Sätzen die Formen vorgeführt und mit dem Lateinischen verglichen (*ἄστρον, βιβλίον, ποτόν, σκῆπτρον, γυμνάσιον*); durch planmäfsige Verbindung mit Adjektiven gleicher und verschiedener Betonung übt man die Akzente

1. *τὸ καλὸν ἱερόν . . . νέον, πλούσιον ἱερόν*
2. *τὸ* ⟨*νέον ἔργον . . . καλὸν . . . ἀθάνατον ἔργον* / *τὸ δῆλον σημεῖον . . . νέον . . . ἄδηλον σημεῖον*
3. *τὸ Λύκειον γύμνασιον — νέον — παλαιὸν γύμνασιον.*

Für den Sprachgebrauch *τὰ ὅπλα λάμπει ἐν τῷ ἡλίῳ* ist auf das Deutsche zu verweisen: Das Gewaffen hängt an der Wand (Gebirge, Gefilde).

Wie schon angedeutet, erachte ich es für die sprachliche Ausbildung für vorteilhaft mit den Substantiven passende Adjektiva zu verbinden; Schwierigkeiten sind bei der O-Deklination nicht gegeben und die Sätze werden viel mannigfaltiger und gehaltreicher. Zu diesem Zwecke empfiehlt es sich, aufser *πολλοὶ* und *πολλάκις* vorwegzunehmen: auch a) einige Pronomina, wie *ἄλλος αὐτός, ὅς, τίς*, deren Neutrum an den Artikel *τὸ* sich anschliefst, vielleicht auch *ἐμός* und *σός; ποῦ;* b) von den Zahlwörtern *δύο, δέκα, ἑκατόν, χίλιοι;* c) einige Präpositionen; vgl. Artur Joost, Der griech. Vokabelschatz, Progr. Königsberg 1897 S. 6. Nach Erledigung der Substantiva mache man die Schüler nachdrücklich darauf aufmerksam, wie sie durch Vorsetzung des verneinenden *ἀ* oder *ἀν* sich selbst eine Masse Adjektiva bilden können: *ἄπονος, ἄφιλος, ἄκαρπος, ἀθάνατος, ἄτεκνος; ἄνοπλος;* auch für die scheinbaren Abweichungen in *ἄοικος, ἄοινος, ἀργός* eine Erklärung zu finden macht ihnen Freude.

Um so weniger schadet hier der Wermutstropfen der Enklitika, die sich an den neu gefundenen Adjektiven gut üben lassen. Früher sollte *εἰμί* überhaupt nicht gebracht werden; auch im Lateinischen wird gegen die Stellung des allgemeinsten Verbums gefehlt, wenn gleich beim Anfang des Lateinischen geboten wird (Schiller, Handb. d. prakt. Päd.[3] S. 417 f.), rotae est forma rotunda („dem Rad gebührt eine runde Form"!). Die Regeln werden auch hier Sätzen entnommen wie *ἰατρός εἰμι* Arzt bin ich — auch dem Deutschen ist diese Anlehnung nicht fremd —, *ἰατροί ἐσμεν* usf.; *ἄνθρωπος — θεῖος* (Oheim) — *φίλος*. Zuletzt kommt das nicht enklitische *εἶ*. Als entgegengesetzte Erscheinung nimmt man einige Beispiele für den Anschlufs an das folgende Wort *ἐν, εἰς, ἐκ;* ebenfalls unter Hinweis auf ähnliches im Deutschen (auch auf *ὁ, οἱ*). H. Bonitz Zum Schulgebrauch der Curtiusschen griechischen Grammatik (Curtius, Erläut. zur griech. Gramm. S. 217) wünscht, dafs alle Atona gleich beim ersten Begegnen gelernt werden; die Enklitika will er schon vor der Flexion behandelt wissen. Man sieht, hier geht die neue Schule wie in vielen wichtigeren Dingen einen anderen Weg als die alte. *Ὁπότεροι δὲ ἡμῶν ἔρχονται ἐπὶ ἄμεινον πρᾶγμα, ἄδηλον παντὶ πλὴν ἢ τῷ θεῷ*, möchte man scherzend beifügen, wenn man unsere moderne methodologische Wichtigtuerei und die Erfolge von heute und sonst vergleicht.

A-Deklination.

An die O-Deklination reiht sich die A-Deklination; die dort gewonnenen Beobachtungen und Gesetze werden hier verwertet und selbst wieder durch neue gefestigt, wie *οις* = īs und *αις* = īs. *Ὁ ἀδελφὸς σῴζει τὴν ἀδελφήν, ἡ ἀδελφὴ διαφέρει ἀρετῇ* usf. So werden zunächst die Ausgänge und der Artikel an 8 Sätzchen festgestellt, am besten an Oxytona; dann die Nominativ-Paroxytona, im Anschlufs an *ἵππος*, behandelt, dabei *τεχνῶν* entwickelt und die Benennung A-Deklination erklärt. Wörter und Formen, bei welchen die Schüler gerne den Akzent verfehlen, führt man in bestimmten Gruppen vor: *ἐπιστῆμαι, ἐπιστήμαις, γνῶμαι; νῆκαι, ὕλαι, πύλαι.* „Warum kommen bei den Wörtern auf *η* Formen mit Properispomena, aber keine mit Proparoxytonon vor?“ Die Verbindung mit Adjektiven gleicher und verschiedener Betonung (*ἡ λευκὴ* oder *καλὴ φωνή, ἡ δήλη γνώμη*) empfiehlt sich auch hier: Nom. u. Gen. Plur. *ἴδιαι, ἰδίων, δήλων* kann man einstweilen vermeiden. Der Übergang von vielen Adjektiven zu (scheinbaren) Substantiven wird an denen auf *ικῆ* gezeigt: *μουσικός, ἡ, όν*, ähnlich Logik, Metrik, Arithmetik, Optik, Symbolik.

Zu den Substantiven auf *α* purum leitet man durch Gegenüberstellung von Verbalsubstantiven auf *ῆ* und *ά* über, dabei kann man wieder an die O-Deklination anknüpfen:

τρόπος — τροπή	*φόρος — φορά* (*εἰσ-, συμ-, δια-, μετα-*)
στόλος — στολή	*σπορά* (*διασπορά*; Sporaden, in der Diaspora).
λόγος — (ἐκ-, συλ-) λογή	
στρόφος — στροφή	

Daran reiht sich *πέτρος — πέτρα, θεός — θεά* (*στρατός — στρατιά*) und die Erklärung der Substantiva auf *εία* von den Verben auf *εύω*: *δουλεία, στρατεία, παιδεία.* Dagegen dürfte der Menge der Substantiva auf *-εια, ἐγκράτεια, εὐγένεια, ἀληθεια, ἀσθένεια, λυσιτέλεια* ihr Platz nach ihren Stammsubstantiven (*κράτος, γένος, σθένος, τέλος*) und -Adjektiven anzuweisen sein. Auch *σφαῖρα* kann hier ausscheiden, weil vereinzelt, und *βασίλεια, ἱέρεια* nimmt man wohl auch besser im Anschlufs an *βασιλεύς, ἱερεύς.* Die so beschränkte Gruppe der Substantiva mit *α* purum wird nach den verschiedenen Akzenten mit *εἰμί* und mit entsprechenden Adjektiven (*λαμπρά, νέα, ἰδία*) geübt.

Bei den Substantiven mit *α* impurum werden erst in 8 Sätzchen die mit dem purum zusammenfallenden Formen rasch erledigt, dann *μούσης, μούσῃ* besonders herausgehoben; wirksam für das Einprägen ist es, wenn man die Ausgänge mit andersfarbiger Kreide an die Tafel schreibt. Oxytona finden wir bei *α* impurum nicht.

An die Wörter auf *η* der A-Deklination lehnen sich die Maskulina auf *ης* an. Wie oben bei *α* purum und impurum werden die gleichlautenden Formen kurz genannt bezw. gefunden, die abweichenden scharf (auch durch Schrift) herausgehoben, der Gen. *ου* aber nicht sprachwissenschaftlich erklärt. Eine vollständige Vorführung der einzelnen Kasus bei den Wörtern auf *ης* kann unterbleiben und bei den

Wörtern auf *ας* genügt die Verknüpfung mit den Wörtern auf *α* purum und die Betonung des Genitivs. Eine tabellarische Übersicht über alle Ausgänge am Schlufs der Behandlung unterstützt ihre Beherrschung. *Ὁ κλεινὸς ποιητὴς* und poeta clarus erheischen für Finger und Ohr eine ähnliche Übung (selbst im Massenschreiben, Chorsprechen), wie sie oben bei *πλούσιος γεωργός* geraten wurde. Deshalb möchte ich die Feminina auf *ος* der O-Deklination als Gegenstück hierher ziehen: *ὁ πιστὸς ταμίας* und *ἡ λαμπρὰ Ῥόδος* oder *ἡ καλὴ παρθένος* stellen an das Sprech- und Denkvermögen die gleichen Anforderungen. Man wiederholt die lateinischen Regeln, erinnert an Nepos Milt. c. 2 tota Chersoneso potitus und übt auch die Wörter der Ausnahmen, besonders *ὁδός, εἴσοδος, ἔξοδος, περίοδος* in kleinen Sätzen, auch *ἡ ἄρκτος* (Wessely bietet das seltene *ὁ ἄρκτος*).

An *ἡ ἤπειρος, ἄνυδρος, Πελοπόννησος, διάμετρος, διάλεκτος* schliefsen sich wohl am besten die Adjektiva zweier Endung an: wie *ἡ σύγκλητος* sc. *βουλή* so *ἡ ἀθάνατος ψυχή;* hier ist auch noch einmal der Akzent des Fem. im Nom. und Gen. Plur. in Erinnerung zu rufen: *αἱ βέβαιαι δόξαι, αἱ ἀβέβαιοι δόξαι, τῶν βεβαίων δοξῶν, τῶν ἀβεβαίων δοξῶν.*

Nach Erledigung der regelmäfsigen Formen der Substantiva der O- und A-Deklination wird man die Kontrakta beider Wortklassen behandeln; ob man hier die O- oder A-Deklination voranstellt, ist ziemlich gleichgültig. Wir nehmen auch hier die O-Deklination zuerst, besonders wegen der Adjektiva; von diesen (*λεοντῆ, κυνῆ, παρδαλῆ, πορφυρᾶ*) läfst sich eine bequeme Verknüpfung mit den kontrahierten Substantiven der A-Deklination gewinnen. Von *νοῦς* und *πλοῦς*, deren Kontraktion an den bekannten Wörtern *φρουρά, Ἀνκοῦργος, ἐνθουσιασμός* beleuchtet wird, sollten *εὔνους, ἄνους, ἄπλους* und andere Komposita nicht gesondert werden.

Bei den Kontrakten der A-Deklination sind die Formen *οἱ ἑρμαῖ* unter Hinweis auf Nep. Alc. c. 2 omnes hermae, qui in oppido erant und *τοῦ ἑρμοῦ* sehr zu betonen; man lasse lieber *Ἀθηνᾶ ἡ θεός* als *Ἀθηνᾶ ἡ θεά* deklinieren und gebrauchen. Das Sprichwort *ὗς Ἀθηνᾶν* sus Minervam kann man schon hier erwähnen, da solche gelegentliche Vorwegnahmen, die keine Schwierigkeiten in dem Zusammenhang bereiten, nicht nachteilig wirken. *Ἡ Θάλεω σοφία* streicht man. An den Genitiv *βορρᾶ* reihe man auch die Genitive auf *α*: *Ὀρόντα, Ἀβροκόμα, Ἀννίβα, Σκόπα.*

Kleinere Nachträge von minder belangreichen Dingen mache man bei dieser Ruhepause am Schlufs der O- und A-Deklination und vor Beginn der sog. dritten Deklination, so den Vokativ *-δη*. Auf die lange mitgeschleppten Raritäten *ὦ θεός, ὦ δέσποτα, ὦ ἄδελφε* (in den Klassikern jetzt *ὦ ἀδελφέ*) heifst Wissenschaft und Praxis gleichmäfsig verzichten. Die attische Deklination wird, wenn man sie mit Schiller (und Wessely ZGW. 1903 S. 513) nicht lieber ganz beiseite läfst, noch vor der 3. Deklination genommen, der Dual nach der 3. Deklination (inkl. Adjektive). Vgl. über den Dual Albrecht, Ztschr. f. Gymn.-W. 44 S. 577 ff.

II. Einige Fragen des Unterrichts in der griechischen Grammatik.

1. Die Beschränkung.

Unsere Schulgrammatiken sind seit Buttmann, Rost, Krüger, Kühner immer dünner geworden; welche Delikatessen früher aufgetischt wurden, zeigt an einigen Beispielen Koll. Dr. Menrad (Bayer. Gymn.-Bl. 31 [1895] S. 239); ja die gesunde Schlankheit wird bald zur Abmagerung, so dafs der Wunsch des Prof. Dr. Fr. Vogel: „Unsere Grammatiken müssen wieder dicker, die Übungsbücher dünner werden" wenigstens das Mifsverhältnis richtig kennzeichnet. Aber gleichwohl kann selbst in unserem Englmann-Haas, dem die Vereinfachte griechische Grammatik von R. Wessely 1904 an äufserem Umfange nahesteht, wie oben angedeutet wurde, das eine oder andere ohne Schaden gestrichen werden. So dürfte ἡ πλίνθος, ἡ σποδός wegbleiben; τὸ βίβλος und ein Dutzend andere müssen doch erst suo loco aufgenommen werden. Die Akkusative Ἄθω, Τέω, Κέω, Κῶ, der Genitiv Θάλεω sind ein Ballast (wie weiterhin τὸ δίψα und τὸ δίψος u. a.). Sehr beachtenswert ist die Durchführung der Vereinfachung, welche Tycho Mommsen im Einverständnis und unter Mitwirkung seines Kollegiums gibt im Frankfurter Progr. 1883. Objektiv spricht vom Standpunkt der Schulklassiker für die Beschränkung die sorgfältige Zusammenstellung von Dr. Emil Albrecht, Progr. des Friedrichsgymnasiums in Berlin 1894, 4°, 28 S. Da sehen wir z. B. den Genitiv auf α (Ὀρόντα) ziemlich häufig, dagegen ροῦς (Thuc. I 54) sehr selten. Die Form εὖνοα (eher ἄνοα), die nach Albrecht nirgends vorkommt[1]), sollte wenigstens durch den Druck nicht mehr Aufmerksamkeit beanspruchen als etwa τῷ ποιητῇ. Albrechts Sammlung sowie seine eigenen Zusammenstellungen legt Kaegi seinen vorgenommenen und vorgeschlagenen Kürzungen zugrunde. Noch weiter geht, besonders beim Verbum, R. Wessely (in Berlin), der in einem gehaltreichen Aufsatz „Wie kann der griechische Unterricht auf einfachere Weise sein Ziel erreichen?" (Zeitschr. f. d. Gymn.-W. 1903 S. 505—525) uns einen Einblick in den Plan seiner vereinfachten griechischen Grammatik tun läfst. Mit Kaegi (Schulgramm. S. XI) kann man streichen γεωμέτρα, ἄδελφε, ἀνώγεων u. a. Dagegen nimmt es mich wunder, dafs die so häufig gebrauchten (auch von Her., Xen., Plut., Dem., Plat.) Verwandtschaftsbezeichnungen ἀδελφιδοῦς, ψυγατριδοῦς, ὑιδοῦς in unseren gebräuchlichsten Schulgrammatiken keine Erwähnung finden. Auch ich meine, dafs nur das wirklich häufig Vorkommende — aber nicht blofs in einem äufserst eng gezogenen Kreis von Schulschriftstellern, deren Kanonisierung nicht einhellig und einwandfrei ist, Vorkommende —, dann das für Entwicklung und Charakterisierung der griechischen Sprache Typische[2]) gelernt werde. „Es ist pāda-

[1]) auch das μάρτυσι der 3. Deklination komme nirgends vor.

[2]) So wird z. B. die Ableitung von Verben auf σείω: γελασείω, θρασείω, (χεσείω), πολεμησείω, ἀπαλλαξείω (Thuc. III 84) begreiflicherweise fast gar nicht beachtet, aber die Form des Desiderativs ist charakteristisch für das Griechische — in diesem Sinne auch von Cicero mit seinem proscripturit und sullaturit nachgebildet — und ohne Kenntnis dieser Ableitung stürt der Übersetzer im Nebel herum.

gogisch richtiger und wichtiger, eine regelmäfsige Hauptsache", wie τῷ δικαστῇ, den Ablaut λέγος-λόγος, „zehnmal zu üben, als eine vereinzelte Unregelmäfsigkeit", wie ὦ δέσποτα oder ἔγρεσθαι für ἐγρέσθαι, „nur einmal zu erwähnen".

2. Wortschatz.

„Der Grund und Boden einer Sprache, sozureden, sind die Worte, darauf die Redensarten gleichsam als Früchte wachsen" (Leibniz bei Sallwürk a. a. O. S. 12). Man hat den Gedanken oft erwogen, dafs der Unterricht auf dem Wortschatz aufzubauen sei. Ist die copia verborum, die lexikalische Wohlhabenheit, wie sie Herbart nennt, für die gegenseitige Verständigung, wie jeder sich auf Reisen überzeugen kann, notwendiger als grammatische Regeln, so ist sie für den wissenschaftlichen Betrieb einer Sprache, besonders für die fremdsprachliche Lektüre, jedenfalls das zweitwichtigste. Es widerspricht daher gar nicht der Forderung nach Beschränkung, wenn in der bayerischen Instruktion (Ziff. 44) wie in anderen die Aneignung eines reichen Wortschatzes als wesentliche Aufgabe des Anfangsunterrichtes hingestellt wird (vgl Schiller Handb.[3] S. 509 f., dort auch die Literatur; dazu Dörwald, Griech. Wortschatz, Berlin 1903). Aber eine mehr oder minder lange Reihe von zusammenhang- und beziehungslosen Vokabeln in alphabetischer Reihenfolge einzupauken ist jedenfalls nicht die feinste Art der Lösung der Aufgabe und widerspricht besonders dem verwöhnten Geschmack unserer grofsstädtischen Knaben. Das Interesse für ein Wort oder eine Wortgruppe sollte geweckt, das Bedürfnis der Einprägung empfunden sein: *Ἔνδοξοι κωμῳδίαι Ἀριστοφάνους εἰσὶ Νεφέλαι, Πλοῦτος, Εἰρήνη, Βάτραχοι, Ἱππῆς, Σφῆκες* etc. *Κακοῦ κόρακος κακὰ ὠά. Βόσκε τὰ πρόβατά μου.* So spricht oder schreibt man die Sätze nach einer knappen sachlichen Einführung vor. Auch für die Anlage des griechischen Vokabelschatzes sind die Gesichtspunkte wichtig, welche die bayerische Instruktion Ziffer 34 für das Lateinische aufstellt.

Zur Stütze dient für den Anfänger häufig ein bekanntes lateinisches oder deutsches Wort: *ἀγρὸς* — ager, *ἄνεμος* — animus, *δόλος* — dolus, *πόλος* — polus, *πόντος* — pontus; *ἵππος* — equus, *λύκος* — lupus, *ὕπνος* — somnus; *φηγός* — fagus, *φύλλον* — folium; *φήμη* — fama (fari). Strategie, Demagoge, Thema (*θέμα*), *θέσις*, *θήκη* (*ἀποθήκη*); antarktisch, subtrapisch; Bibliothek, ophthalmologisches und optisches Institut, ethnographisches Museum; Arithmetik, Polemik; Emporium. Wichtiger ist natürlich für einen systematischen Aufbau die Reihenfolge und Verknüpfung innerhalb des Griechischen selbst. Zunächst möchte ich sagen, was hier nicht geschehen sollte — necesse non erat monere, nisi fieret —: Es sollten Wörter wie *ἀργία*, *ἐπιθυμία*, *πολυκαρπία*, *μετάνοια*, *ἐγκράτεια*, *εὐγένεια*, *πυλωτέλεια*, *ἀσθένεια*, *σωφροσύνη*, *ἐνέδρα* nicht vor ihren Stammwörtern *ἔργον*, *θυμός*, *καρπός*, *νοῦς*, *κράτος*, *γένος*, *τέλος*, *σθένος*, *φρήν*, *ἕδρα* genommen werden; es sollte das Abstrakte nicht dem Konkreten vorausgehen; der frische Junge sollte an den Vokabeln der Tugenden und Laster nicht so viele wertlose Moralpredigten erhalten. Bei einem

neuen Stammwort trete zuerst die Grundbedeutung auf: *ὄνος* Esel, nicht Mühlstein, *τρόπος* Wendung, nicht Charakter. Verschiedene Bedeutungen, wie *ὄνυξ* Nagel, Klaue, Kralle werden in Sätzen vorgeführt und erfafst. Dann folgt die Anwendung in übertragener Bedeutung. Wenn irgend tunlich, lasse man das Wortindividuum nicht vereinzelt stehen, sondern besehe sich seine ganze Sippe oder einen Teil derselben: *τρόπος, τροπή, τρέπω, ἀποτρέπω* — dies fordert besonders W. Schrader, Erziehungs- und Unterrichtslehre[4] S. 377 — und diese Ableitungen und Komposita werden wieder mit ähnlichen verglichen: *στροφή* usw.; zu *νοῦς*: *ἀπο — δια — ἐν — μετα — πρό — νοια* und mit diesen etwa *ἀπο — δια — ἐμ — μετα — προ — βολή*. Oder *παῖς — παιδίον — παίζω — παιδιά — παιδεύω — παιδεία* (Typus) — (*παίδευσις — παίδευμα — ἀπαίδευτος — ἀπαιδευσία*) — *παιδαγωγέω — παιδαγωγός*, und hier kann jede Bildung wieder durch die anderen Stämme gestützt werden: *παιδίον — ὑηρίον — βιβλίον; παιδαγωγὸς — δημαγωγὸς — ψυχαγωγός* etc. So dürfte ein organischer Ausbau des Sprachschatzes erfolgen. Vgl. H. Hoegg, Jahrb. f. Philol. 72 (1855), „Über Aneignung des nötigen Wortschatzes im Lateinischen" S. 354. Förderlich ist es auch nach anderen Gesichtspunkten Wörter zu gruppieren: *προδότης — νομοθέτης — προστάτης* im Hinblick auf das Lateinische und die später zu lernenden Formen (*διδόναι, τιθέναι, ἱστάναι*); oder mehr äufserlich: *ἑσπέρα, ἡμέρα, Ἀθῆναι, εἰρῆναι, γνῶμαι κῶμαι, Ἀθηναῖος, Θηβαῖος, Ῥωμαῖος, σχολαῖος, ἀναγκαῖος*. Vgl. jetzt die Gruppen bei R. Wessely, Vereinf. gr. Gr. 1904, S. 95—113. In solchen Gruppierungen läfst sich auch manches Seltenere, aber für die Bildungsfähigkeit des Griechischen Charakteristische mitteilen; zu *εὔνους εὔνοια* auch *εὔπλους εὔπλοια*, zu *ἁπλοῦς* auch das sprichwörtliche *διπλοῦς καὶ πολλαπλοῦς*; solche Mitteilungen beschweren nicht, sondern helfen das Vereinzelte stützen. So weise man zeitig auf die Bildung und Bedeutung von Eigennamen hin: *Φιλόδημος, Φιλόλαος*. Auf die Weise bekommt der Schüler Durchblicke durch den Wortreichtum, die Bildungsfähigkeit und die tatsächliche Begriffsbildung. Auch die Übungssätze beleben sich mit buntern Bildern und Gedanken. Aufser den Gruppierungen nach lexikalisch-begrifflichen Gesichtspunkten empfehlen sich aber auch solche nach sachlichen, vgl. Sallwürk, „Fünf Kapitel" Kap. 3: „Von der sachlichen Grundlage, die dem Sprachunterricht gegeben werden mufs." So stellte ich gleich nach Abschlufs der O-Deklination zusammen: 1. Personen: Mensch, Sohn, Bruder — *θεῖος* und *ἀνεψιός* sind kaum nötig — Vorfahren; Freund, Gefährte, Bote; Bauer, Sklave, Arzt, Feldherr, Volk; 2. Tiere, 3. Pflanzen, 4. Raum und Zeit, 5. Handlungen, 6. Staat, 7. Religion, 8. Leben (Geräte). Gesellen sich dazu passende Adjektiva und Verba in ansprechenden griechisch-deutschen und deutsch-griechischen Sätzen, so freuen sich die Schüler der Erfolge einer vierwöchentlichen Tätigkeit. Hier weckt aber das Bedürfnis nach Zusammenhang und Vervollständigung das Interesse für neue Wörter. Für diese Altersstufe noch nicht recht fafsbar, aber darum für den Gesamtunterricht nicht unwichtig ist die Zusammenstellung der Wörter nach den fünf

Sinnen des Menschen, nach den Grundaffekten und der Versuch einer Antwort auf die Frage: Wie befriedigt der Grieche das allgemeine Bedürfnis, Geistiges durch Sinnliches auszudrücken? (*λόγος* Rede, Vernunft, von Cicero vielfach durch ratio et oratio übersetzt). Dafs die Griechen, das Volk der Denker, viel mehr Ausdrücke für Geistiges haben als das Bauernvolk der Römer, beobachten die Schüler bald. Aber auch ihr Fortleben in unseren staatlichen und wissenschaftlichen Einrichtungen verrät uns den Unterschied der *ποιητικοί* und *πρακτικοί*: Man suche mit den Schülern das Griechische in unserem Gymnasium (*γυμνάσιον, σχολή, καθέδρα, βίβλος, βιβλιοθήκη*), in einzelnen Wissenschaften, in wissenschaftlichen Anstalten und Sammlungen (Glyptothek ist nebenbei bemerkt moderne Analogiebildung aus der Zeit Ludwig I.), im Sport (Auto), im Verkehrsleben. Aber es gilt hier nur das Interesse, so durch den Hinweis auf internationale Termini der Künste und Wissenschaften, zu wecken, nicht systematisch und tiefgründig Allotria zu treiben. Für die Festlegung von Wortgruppen hat das jedenfalls seinen Vorteil. Und wenn Schiller, Handb.[3] S. 427 die Führung von Heften, in denen die Vokabeln nach Sachgruppen geordnet sind, für das Ideal des Vokabellernens hält, so erachten wir den Grundgedanken für richtig, meinen aber, es sollte das Gruppierte nicht im Heft hübsch säuberlich beisammenstehen, sondern im Kopf. Das Abfragen der Vokabeln und Redensarten, das die Instruktionen für die Gymnasien in Österreich nachdrücklich fordern, wird sich in der oben angedeuteten Weise durch Besseres ersetzen lassen, besonders sollten die Vokabeln in der immanenten Repetition mittels der Übungssätze lebendig erhalten bleiben. Freilich ein Fundieren erfordert auch Stampfen — und die trägen Schüler sind auch noch nicht ausgestorben.

3. Lautgesetze und Sprachvergleichung.

Die Lautregeln, auch nur die wichtigsten (Englmann-Haas § 16 ff.), vor der Deklination lesen oder gar einprägen zu lassen wird heute kaum mehr einem Lehrer beikommen. Bei jeder sich bietenden Gelegenheit wird das Einschlägige beobachtet und mit Bekanntem verknüpft und bei der Wiederkehr in Erinnerung gebracht: *αων — ῶν ωι — ῳ, φρουρά* zu *πρό* und *ὁρᾶν; ψέγω — ψόγος, πόνος — πενία, φέρω — φορά* (tego — toga) (vgl. Wessely Gr. § 9); *θάνατος — θνητός* (decerno — crevi, Born Brunn, Brennstein — Bernstein); *βάσις* [1]) — *βέβαιος; πλοῦτος — πλούσιος, Μίλητος — Μιλήσιος, θάνατος — θανάσιμος; ϝ: ἔργον, ἄοικος ἄοινος, ἀγός*. Gelegentlich ein Wort über die Entwicklung des griechischen Alphabets zu sagen, schadet nichts (vgl. Fel. Solmsen, Inscript. Graecae), besonders wenn etwa vorgelegte Münzen dazu Anlafs bieten.

Die Lautangleichung wird in der Hauptsache dem Lateinischen entnommen: scribo — scripsi — scriptum, veho etc., dazu werden

[1]) Hier ist wie bei *χορός θρόνος, θέσις, δόσις, στάσις* (Ekstase) auf die veränderte Quantität im Deutschen hinzuweisen, ähnlich bei *πρᾶξις*; vgl. Toga, Datum.

auch deutsche Fremdwörter herangezogen: optisches, ophthalmologisches Institut, Diphtherie, Komma, Symphonie (italienisch Sinfonia). Nebenbei sei bemerkt, dafs Handschriften und Inschriften keineswegs die streng geregelte Angleichung zeigen, wie unsere Grammatiker fordern (*συνχάνω, μὲγ γάρ, ἐγβάλλω* u. ä.); auch auf die Trennung (*δικα-στής, δικασ-τής* — so die Herkulanensischen Rollen vielfach — , *ἐσθλός*) ist nicht das üblich grofse Gewicht zu legen, vom *ν ἐφελκυστόν* oder von Inklinationsfällen wie *ξένῳ τῳ* gar nicht zu reden.

Sprachvergleichung.

Eine Art Sprachvergleichung ist die im Vorausgehenden dargelegte Behandlung des Unterrichts fast durchaus. Hinsichtlich der Sprachvergleichung im engeren Sinn, der Resultate der Sprachforschung über den Bestand des Griechischen in verschiedenen Perioden und seine Verwandtschaft entscheiden sich die pädagogischen Anweisungen (Schiller, Handb.[3] S. 501, Österr. Instr.[3] S. 92) im Hinblick auf Darlegungen von Lattmann, Stier, Osthoff für eine mafsvolle Verwendung des Gesicherten im Dienste der nächsten Zwecke des Unterrichtes, und dies mit Recht. Etwas weiter zu gehen dürfte sich empfehlen in der Darlegung des durch bedeutende Schriftwerke gekennzeichneten Entwicklungsganges des Griechischen (*ἄστεα, νέες, πόλῑς*), da es dem jetzigen Unterricht in erster Linie darauf ankommt, die mannigfaltigen Formen erkennen zu lehren, nicht *ἀττικιστὶ γράφειν;* dementsprechend halte ich unter Umständen es auch für zweckmäfsig, dafs die Erklärung etwa *μουσάων* der fest einzuprägenden attischen Form *μουσῶν* vorausgehe (anders H. Bonitz). In der Regel bieten aber auch bei uns die griechischen Sätze die „fertige" Form zuerst; vgl. Becker a. a. O. S. 39. Endungen und Ausgänge werden mit dem Lateinischen verglichen (s. o.), auch die Abweichungen *ἀγρὸς, κάπρος, Ἀλέξανδρος,* oder *Ἀλκιβιάδης, Μιλτιάδης* u. a. nach verschiedener Deklination. Von dem Vokalismus ergibt sich das Wichtigste beim Unterrichte von selbst, *Λἰνείας, Λαρεῖος* (vgl. omneis = omnis = omnēs), Kaegi schreibt jetzt auch *ξεῖ, φεῖ, χεῖ, ψεῖ.* Auf ein solches Schwanken mufs, weil typisch für die hellenistische Zeit (Inkonsequenz unserer Schreibung: Nil, Krokodil, Paradies), besonders hingewiesen werden. Zu *Κροῖσος* (oe) stellt man auch *τραγῳδία — κωμῳδία* — abweichend Ode (*ᾠδή*); *φήμη* — fama, *φηγός* — fagus; vielleicht ist auch hinzuweisen auf die Dorier in Graecia magna und Sizilien (*Ἀάμων = Ἀ᾽μων* [Schiller!], Archidamos; Archimedes' Wort: *τὰν κεφαλὰν καὶ μὴ τὰν γραμμάν*). Das Digamma verfolgen die Schüler selbst gern (*ἑσπέρα, ἔργον, ἀργός, Λυκοῦργος*), ebenso den spiritus asper für s: *ὕλη* — silva, später *ἅλς, ἑξ.* Auch die Vergleichung von *ἄλλος* alius und *φύλλον* folium ist für das Erfassen zahlreicher Erscheinungen fruchtbar.

Was überhaupt die Stellung des griechischen Anfangsunterrichtes zur Wissenschaft anlangt, so hat die Schule wie sonst neue Aufklärungen oder Verbesserungen rechtzeitig aufzunehmen, wie *Κλυταιμήστρα* an Stelle des unerklärlichen und unbeglaubigten *Κλυταιμνήστρα*;

wo aber die Fragen nicht abgeschlossen sind, wie bezüglich der Schreibung *ει* — *ῑ* — *η* oder *ὑός* für *υἱός*, *ἑόρακα* für *ἑώρακα*, mufs das Gymnasium nicht immer das Allerneueste haben (wie *οἰκτίρω* [1]), *μεῖξις*, *ξεῖ φεῖ ψεῖ*), auch im Lateinischen hat man quoiusquomque u. ä. von Schulausgaben ferngehalten. Der Schule tut gröfsere Stetigkeit not, als die rege Einzelforschung für gut zu finden scheint.

4. Die Hilfsbücher und der griechische Anfangsunterricht.

Es soll hier natürlich nicht eine Prüfung der zahlreichen Elementargrammatiken und Hilfsbücher für den griechischen Unterricht vorgenommen oder gar ein Ideal für sie aufgestellt werden, sondern wir haben nur die Frage zu beantworten: Wie stellt sich der oben skizzierte Gang des griechischen Anfangsunterrichtes zu den Hilfsbüchern? Zugrunde gelegt wird eine Schulgrammatik — Englmann-Haas, Kaegi, Curtius-Gerth —, nicht eine Elementargrammatik, die nur fürs erste Jahr dienen soll; auch ein Übungsbuch mit griechisch-deutschen und deutsch-griechischen Sätzen, ab und zu mit zusammenhängenden Stücken und Vokabularien, wird benützt — bei uns das Buch von Bauer-Stapfer. Entsprechend dem Grundsatze, dafs der Unterricht nicht ein Buchunterricht sein soll, wird weder vom Lesen der Grammatikregeln noch von den Sätzen des Übungsbuches ausgegangen, sondern Hauptsache ist der freie mündliche Unterricht. Die neue Spracherscheinung wird in einem oder mehreren griechischen Sätzchen vorgeführt — durch Vorsprechen und Anschreiben zugleich; diese Mustersätze sind natürlich besonders sorgfältig zu wählen und zu bauen — bekannte Wörter, Vorstellungen und Gefühle — geschickte Unterbringung des zu suchenden Neuen; oft bietet das Übungsbuch in den griechisch-deutschen oder deutsch-griechischen Sätzen einen willkommenen Anhalt; sie werden von einem oder mehreren Schülern nachgesprochen, von den gleichen oder anderen übersetzt; dann erfolgt die Ableitung der Regel, die in der Grammatik nachgelesen und für die nächste Stunde memoriert wird. Das mufs gefordert werden, trotzdem der Schwerpunkt des Lernens im Unterricht liegt. Die selbständige mündliche Behandlung ist vielfach schon deshalb nötig, weil die Lehreinheiten in den Hilfsbüchern oft zu grofs sind, weil diese nicht selten die Beispiele für die Hauptregeln alsbald mit solchen über die Ausnahmen mischen. Für die weiteren Übungen wird natürlich das Buch benützt, einige zu Hause übersetzte Sätze aus demselben werden korrigiert, indem anfangs alles Griechische an die Tafel geschrieben wird — semel scriptum decies lectum gilt besonders für den Tiro des Griechischen — unter Heranziehung aller Schüler; später genügt es, nur die „schwierigeren Sachen" dem Auge vorzuhalten. Um so lebhafter werden die mündlichen Übersetzungsübungen betrieben: Was gerade im Vordergrund des Interesses steht — Geo-

[1]) Für die ältere Schreibweise spricht, worauf mich Herr Oberstudienrat N. Wecklein aufmerksam machte, das Futur *οἰκτερῶ* (auch bei Jacobitz-Seiler); das neueste Wörterbuch von H. Menge bietet nur *οἰκτῑ́ρῶ* (neben *οἰκτιῶ*).

graphie, Geschichte, Lektüre, Tagesereignisse —, gibt den Stoff; ein klassisches Witzwort oder eine gehaltreiche Sentenz, auch in Versform (z. B. *ἁπλοῦς ὁ μῦθος τῆς ἀληθείας ἔφν, καὶ κεραμεὺς κεραμεῖ κοτέει*) würzt die sonst magere Kost. Wenn dabei ein Wort wie *ἔφν* einstweilen einfach „experimentell" gelernt wird, so schadet das gar nicht. *Καιρὸς μέγας θεός*, das Wort gilt auch für das gelegentliche Erlernen: wenn so bei *νίκη πρᾶξις* u. a. die Form *ἐνίκησαν ἔπραξαν* benötigt und genannt wird, so prägt sie sich in ihrer glorious isolation besser ein, als wenn sie später unter der Masse gleichartiger Formen mittrabt. So wird man *λέγει ὅτι, μὴ λέγε ὅτι* und viele andere sog. syntaktische Sachen erledigen. Dem Geiste der Jetztzeit entspricht es, dafs der Sprachunterricht zugleich ein gehaltreicher Sachunterricht sei. Auch der griechische Anfangsunterricht kann dies in seiner Art erfüllen, indem er Interessantes aus der Geschichte, Literatur und Kunst der Griechen mitteilt, wie das z. B. bei Bauer-Stapfer des öfteren geschieht; manche Anregung gewährt auch das alte (1805[1], 1823[9]) Elementarbuch der griechischen Sprache von Friedrich Jacobs.

Der hier skizzierte Gang im griechischen Anfangsunterricht sowie die Erörterung einiger Fragen sollten andeuten, wie auch in diesem Teil des Gymnasialunterrichtes vielseitiges Interesse geweckt, fruchtbare Selbsttätigkeit der Schüler entfaltet, die Sprachform durch reichen Inhalt belebt, die Fühlung mit der Gegenwart, namentlich mit unseren deutschen Kulturformen erhalten werden kann; insbesondere aber wie der Gymnasiast für die Aufnahme der edelsten Literaturwerke vorbereitet wird und zugleich einen Einblick in den herrlichen Bau der Sprache der Dichter, Denker und Künstler bekommt. Die ersten Wochen des Unterrichtes sind äufserst wichtig; was der Schüler hier nicht suo loco lernt, lernt er in der Regel nicht mehr. Man schreite darum langsam vorwärts, verteile auch die Schwere der Skriptionen vorsichtig, dafs kein jäher Umschwung in der „griechischen Stimmung" eintrete, dringe peinlich auf Akribie; bringe nichts, was nur Ballast bildet oder später der Berichtigung bedarf, und lasse für Ergänzungen und Ausbau reichlich Raum. Das ist das bescheidene, aber solide Geschäft der grammatica militans: „quae vel sola in omni studiorum genere plus habeat operis quam ostentationis."

München. G. Ammon.

Kritisch-exegetische Studien zu Polybios. II.[1])

Die Konjekturalkritik steht gegenwärtig unter dem Zeichen der Papyrusforschung, ohne genaue Kenntnis der Papyri, sagt man, gebe

[1]) S. Blätter für das Gymnasial-Schulwesen 37. Band S. 465—495. Leider hat Beloch in dem neuesten Band seiner geistreichen griechischen Geschichte III, 1 Strafsburg, Trübner 1904, den ersten Aufsatz für die Beurteilung des Demetrios v. Phaler. und Democharcs nicht genügend berücksichtigt; was Beloch III S. 301 Anm. 1 gegen meinen Vorschlag Polyb. 4, 38, 4 die bestbeglaubigte Lesart *δέρματα* statt *θρέμματα* beizubehalten sagt, ist nicht stichhaltig aus den dort angegebenen Gründen.

es überhaupt keine rationelle Textkritik. Darüber kann auch kein Zweifel sein, dafs zum Verständnis der Überlieferung unserer Texte, zur Erklärung der mannigfachen Kürzungen. Erweiterungen, Verschreibungen die Kenntnis der alten Schreibweise in den Papyri sehr viel beiträgt, aber es sind damit doch mehr äufserliche Hilfsmittel gegeben. Das A und O aller Konjekturalkritik bleibt die intime Kenntnis des Schriftstellers selbst, seinen Gedanken und seiner Ausdrucksweise nachzugehen ist die vornehmste Aufgabe des Kritikers. Dies Resultat haben jedenfalls die Papyrusfunde ergeben, dafs die Gestaltung unserer Texte, die verhältnismäfsig früh erfolgte, gröfseres Vertrauen verdient, als man früher angenommen hat. Es gilt darum eigentlich mehr, die vorhandene Überlieferung auf ihre Richtigkeit zu prüfen und sie, wo sie bereits aufgegeben ist, in ihr Recht einzusetzen, als sich an mangelhaft überlieferten Stellen mit neuen Einfällen zu versuchen. Im folgenden soll an einigen interessanten Stellen die Probe gemacht und die Lösung der Schwierigkeit nach den angeführten Prinzipien aus dem Schriftsteller selbst gesucht, damit zugleich die Untersuchung allgemeiner Fragen, die die Sprache und historische Forschung des Polybios betreffen, verbunden werden.

I. Aus dem Gebiet der Literaturgeschichte.

Der Briefwechsel zwischen Polybios und Zenon. Polyb. 16, 20, 5 ff.

Ein interessantes Gegenstück zu dem poetischen Briefchen[1]), das Polybios an den syrischen Prinzen Demetrios schrieb 32, 21, 12, ist der Brief an seinen Fachgenossen, den rhodischen Staatsmann und Historiker Zenon; er verdient in mehrfacher Beziehung eine nähere Betrachtung.

An die Schilderung der Kämpfe zwischen Philipp V. und den Rhodiern knüpft Polybios eine Kritik der rhodischen Historiker Antisthenes und Zenon, welche dieselbe Zeit behandelt haben; Polybios spendet ihnen so hohes Lob wie keinem seiner Fachgenossen, um dann um so schärfer den einseitigen Lokalpatriotismus, den Mangel topographischer Kenntnisse und endlich die Ungenauigkeit bei taktischen Schilderungen zu rügen. Pol. 16, 14—19. Bezüglich des 2. Punktes schrieb der Historiker an Zenon selbst, um ihn auf Irrtümer aufmerksam zu machen c. 16. Nach Zenons Bericht war Nabis von Lakedaimon aufgebrochen, überschritt den Eurotas und marschierte am sogenannten Hoplites entlang durch den Engpafs am Poliasion vorbei nach Sellasia; von da wandte er sich nach Thalamä und kam in der Nähe von Pharä an den Pamisos, natürlich um dann Messene zu überfallen. Abgesehen von dieser widerspruchsvollen topographischen Schilderung habe sich Zenon, wie Polybios weiter hinzufügt,

[1]) S. Philologus LIV (N. F. VIII) S. 430—437.

durch den Namen *πύλη Τεγεᾶτις* von Messene über die Lage von Tegea täuschen lassen, auch den Lauf des Alpheios habe er nicht genau beschrieben. Aus der Kritik des Historikers (c. 16, 4) können wir nun den Inhalt des Briefes entnehmen. Da Polybios ausdrücklich bemerkt, er habe nur die Fehler bezüglich Lakoniens für so schwerwiegend gehalten, dafs die betreffende Stelle geändert werden sollte, so dürfen wir annehmen, dafs er von den beiden letzten Versehen nichts schrieb, sondern seinen Fachgenossen nur belehrte über die Lage Sellasias und des Pamisos zu Sparta; jener Ort liege nordöstlich, der Pamisos aber südwestlich von Sparta; wenn Nabis nach Messene ziehen wollte, so habe er den Eurotas gar nicht überschreiten, geschweige denn so weit nach Norden ausbiegen müssen. Sehr wahrscheinlich machte Polybios dem Fachgenossen seinen Irrtum durch die Parallele 16, 4 klar, indem er bemerkt, es wäre ebenso verkehrt von Korinth nach Argos über den Isthmos zu marschieren; denn für griechische Leser war diese Parallele sehr überflüssig, wollte er aber den Römern den Irrtum klar machen, so hätte er wohl eine Parallele aus Italien genommen. Die Antwort Zenons enthielt den Ausdruck des lebhaften Bedauerns (*ἐλυπήθη μὲν ὡς ἔνι μάλα*) über die Unmöglichkeit, den Irrtum noch ändern zu können, weil er das Werk schon herausgegeben, veröffentlicht habe (*προεκδεδωκέναι*), und zugleich den aufrichtigen Dank für die gute Absicht.

Dieser Abschnitt trägt so recht den persönlichen Charakter, durch den sich überhaupt das Geschichtswerk des Polybios vor allen andern unterscheidet, es sind ganz persönliche Mitteilungen, die er hier in der *παρέκβασις* über Zenon macht, zwar für den grofsen Zusammenhang der geschichtlichen Darstellung ohne Bedeutung, aber für uns von hohem literarischen Werte und von dem Reiz der Unmittelbarkeit. Nach drei Seiten erhalten wir wertvolle Aufklärung aus diesem brieflichen Verkehr der zwei Fachgenossen.

1. Von Zenon [1]) wissen wir durch Diogenes Laertios VII, 35, dafs er eine Geschichte seiner Heimat schrieb *τὴν ἐντόπιον γεγραφὼς ἱστορίαν;* Polybios dagegen rechnet ihn hier 16, 14, 1 zu den Historikern, die Spezialgeschichte *(τὰς κατὰ μέρος γραφόντων πράξεις)* verfafst haben und zwar über die Ereignisse, die sie als Zeitgenossen und *ἄνδρες πολιτικοί* miterlebten. Demnach scheint der Ausdruck bei Diogenes sehr ungenau zu sein; denn Heimatgeschichte kann wohl ein Teil der Spezialgeschichte sein, aber nicht umgekehrt. Polybios liefert mit den Beispielen aus dem Geschichtswerk des Zenon den besten Beweis dafür; von den 3 Kriegen, die er berührt, Philipp gegen Attalos, Nabis gegen Messene, Antiochos gegen Skopas, gehört doch nur der erste Krieg in die rhodische Geschichte. Auch die Äufserung des Historikers *τὰς αὐτὰς γράφειν ἡμῖν πράξεις* weist darauf hin, dafs Zenon allgemeine Geschichte seiner Zeit, vielleicht auf Griechenland und den Osten beschränkt, geschrieben hat. Auch der Vorwurf des Lokal-

[1]) Siehe Susemihl, Griech.-alex. Lit.-Gesch. I S. 641 und die Anmerkungen, wo dem Historiker allerdings nur eine Geschichte seiner Heimat von den ältesten Zeiten an zugeschrieben wird.

patriotismus hätte nicht die Bedeutung, die ihm Polybios beilegt, wenn Zenon nur die Geschichte seiner Heimat beschrieben hätte; denn in diesem Fall ist es doch selbstverständlich, dafs der Historiker sein Vaterland in den Vordergrund stellt. Es wird also nicht Heimatgeschichte, sondern Zeitgeschichte gewesen sein, der Exkurse *(παρεκβάσεις)* über die älteste Geschichte von Rhodos eingeflochten waren. Was die Quellen des Zenon betrifft, so mufs er über den Zug des Nabis einen sehr genauen Bericht benutzt haben, denn sonst hätte er die einzelnen Orte nicht so im einzelnen angeben können[1]); freilich können wir auch daraus entnehmen, dafs die alten Historiker Kartenmaterial nicht immer zur Verfügung hatten, sondern sich eben an ihre historischen Quellen halten mufsten. Die Hauptstärke des Zenon lag in der Schilderung der Operationen zur See, worin ihm Polybios auch vielfach folgte, aber eben darum betont er auch seine Meinungsverschiedenheit in der Beurteilung der beiden Seeschlachten bei Chios und Lade. 16, 14, 4 *τῷ τῆς πατρίδος ὀνόματι καὶ τῷ δοκεῖν οἰκειοτάτας εἶναι Ῥοδίοις τὰς κατὰ θάλατταν πράξεις.* — Überraschend ist das hohe Lob, das Polybios seinen Fachgenossen in Rhodos spendet. er rühmt an ihnen den Idealismus ihrer Auffassung vom Beruf eines Historikers und die Vereinigung von wissenschaftlicher und praktischer Tätigkeit 16, 14, 3 *πεπoίηνται τὴν πραγματείαν οὐκ ὠφελείας χάριν ἀλλὰ δόξης καὶ τοῦ καθήκοντος ἀνδράσι πολιτικοῖς;* es scheint, als habe er in ihnen etwas von seiner eigenen Geistesrichtung gefunden.[2])

2. Auch über Polybios selbst können wir aus diesem brieflichen Verkehr manches entnehmen, das bisher nicht beachtet wurde. Zunächst ersehen wir daraus, dafs der Historiker schon vor seinen Beziehungen zu Panaitios mit Rhodos im Verkehr stand; wenn er die Werke der beiden rhodischen Fachgenossen sofort nach ihrem Erscheinen erhielt, wird er wohl auch von ihrem grofsen Landsmann Panaitios nicht erst in Rom gehört haben. Leider fehlen uns über das Leben des Zenon genauere Angaben, so dafs wir die Abfassungszeit des Briefes nur annähernd bestimmen können. Zenon hat als Zeitgenosse die Kriege Philipps gegen Rhodos, die Erhebung des Nabis und den Kampf des Antiochos gegen Skopas miterlebt, folglich kann sein Tod kaum später als etwa 170 angesetzt werden. Polybios hätte nun sicherlich nicht an Zenon geschrieben, wenn er sich nicht schon damals mit diesem Abschnitt seines Geschichtswerkes beschäftigt hätte und andererseits hätte Zenon die Verbesserung des Polybios nicht so dankbar angenommen, wenn Polybios nicht selbst schon einen Namen als Historiker gehabt hätte.[3]) Weiter führt uns leider diese

[1]) Eine andere Frage ist allerdings, ob Polybios sich nicht doch getäuscht hat und Nabis den von Zenon so genau angegebenen Weg einschlug vielleicht um die Gegner zu täuschen oder ursprünglich in anderer Absicht. Zenon konnte bei dem Mangel topographischer Kenntnisse die Sache nicht beurteilen.

[2]) Auch über Antisthenes hören wir aus dieser Stelle, dafs er Zeitgeschichte verfafste und ebenfalls den Krieg des Königs Philipp V. gegen Rhodos behandelte; er ist der jüngere von den beiden und wohl weniger bedeutend als Zenon.

[3]) Schon aus diesem Grunde halte ich es nicht für wahrscheinlich, was neuerdings Ed. Schwartz (Charakterköpfe S. 79) betont hat, Polybios habe erst in Rom sein Geschichtswerk begonnen.

wichtige Schlufsreihe nicht, weil wir das Todesjahr des Zenon nicht kennen, aber soviel ist gewifs, dafs man die Herausgabe eines Teiles des Polybian. Geschichtswerkes möglichst früh ansetzen mufs. — Aber auch über die Arbeitsweise des Historikers gewinnen wir wichtigen Aufschluſs, indem er 20, 6 den Grundsatz aufstellt *μὴ μόνον τῶν ἰδίων ὑπομνημάτων ἀλλὰ καὶ τῶν ἀλλοτρίων, καθ' ὅσον οἷοί τ' ἐσμέν, ποιεῖσθαι πρόνοιαν καὶ διόρθωσιν*, es gilt nicht nur an den eigenen Schriften sondern auch an denen der Fachgenossen nach Kräften zu berichtigen und zu bessern; der Historiker spricht damit den von echt wissenschaftlichem Sinn zeugenden Grundsatz aus, unermüdlich an einem Werke zu arbeiten, alles Neue nachzutragen, um es auf die Höhe wissenschaftlicher Forschung zu bringen. Es sind damit die *διορθώσεις*, Nachträge und Verbesserungen, im Prinzip anerkannt, die freilich manchen Widerspruch in das Werk hineintragen, aber hier ihre schönste Rechtfertigung finden.

3. Sehr wichtig ist ferner die Annahme des Historikers, die er in dem Briefe ausspricht, es sei eine Änderung in dem Werke seines Fachgenossen noch möglich. Polybios wufste sich ein Exemplar der *συντάξεις* des Zenon zu verschaffen und hofft mit seinem Brief noch rechtzeitig zu kommen, um eine Verbesserung der topographischen Fehler herbeizuführen. Es scheint also eine erste Auflage gewesen zu sein, die man veröffentlichte, um sie dem Urteil von Freunden und Fachgenossen zu überlassen, darauf folgte nach einiger Zeit die zweite grössere Auflage, dann war eine Änderung unmöglich *(γνοὺς ἀδύνατον οὖσαν τὴν μετάθεσιν διὰ τὸ προεκδεδωκέναι τὰς συντάξεις)*. Die Anwendung dieses Falles auf das Geschichtswerk des Historikers selbst hat K. J. Neumann, Polybiana (Hermes 31, 1896, S. 526 f.) insofern gemacht, als er darin einen Hinweis auf eine Vorpublikation der Bücher 1—15 sieht; ich gebe Cuntz[1]) völlig recht, wenn er diese Begrenzung bestreitet. Aber daran ist doch nicht zu zweifeln, dafs das allgemeine Verfahren bei der Herausgabe eines Werkes auch auf die Historien Anwendung findet. Auch Polybios wird von seinem Werk einzelne Abschnitte zuerst in kleiner Auflage, dann in gröfserer und verbesserter Auflage haben erscheinen lassen. Wenn der Historiker nicht weiter davon spricht, worin Cuntz einen Gegenbeweis gegen Veröffentlichung in einzelnen Abschnitten sieht, so ist zu erwidern, dafs das allgemein Übliche auch nicht weiter Erwähnung verdient. Neuerdings hat Cuntz die Ansicht vertreten, dafs Polybios sein Werk nicht mehr, auch nicht abschnittweise, veröffentlicht, sondern nur bis zu seinem Lebensende Ergänzungen und Verbesserungen nachgetragen habe. Nur zwei Punkte will ich hier anführen, die gegen die Anschauung von Cuntz sprechen, zunächst die lebhafte Beziehung, in der der Verfasser zu seinen Lesern und Hörern steht, immer wendet er sich ganz persönlich an sie, begegnet Einwänden, erregt Erwartungen und fühlt sich ihnen verpflichtet. Dies wäre nimmermehr der Fall, wenn nicht durch Herausgabe von einzelnen Abschnitten dieses Ver-

[1]) Siehe O. Cuntz, Polybius und sein Werk, Leipzig, Teubner 1902. S. 84.

hältnis zwischen Schriftsteller und Lesepublikum neue Nahrung erhalten hätte. Auf einen zweiten Punkt habe ich schon Polybiosforschungen I S. 86 hingewiesen, freilich hat Cuntz diese Bemerkung gar nicht beachtet. 2, 68, 2 erzählt Polybios eine Episode aus der Jugendzeit Philopoimens, ohne auf seine Biographie hinzuweisen, obwohl wir annehmen müssen, dafs er die Jugendzeit ausführlich behandelt hat; erst 10, 21, 6 zitiert er seine Biographie; der Grund liegt natürlich nicht darin, dafs er vielleicht anfangs aus Bescheidenheit seine eigene Schrift nicht erwähnte, sondern darin, dafs er sie erst später verfafste, als die früheren Bücher schon herausgegeben waren.

Angabe über den Umfang der Historien (3, 32, 2).

In einer *παρέκβασις*, die später in die ausführliche Schilderung der Gründe des 2. Punischen Krieges eingeschoben wurde, bespricht der Historiker den Segen des Studiums der Geschichte und reiht daran einige persönliche Bemerkungen. In ärgerlicher Stimmung darüber, dafs sein Werk nicht den gewünschten Absatz fand, weist er die Klagen über den grofsen Umfang und den teuren Preis damit zurück, dafs er den Gewinn einer umfassenden, vergleichenden Geschichtschreibung in scharfen Worten betont. In diesem Zusammenhang gibt er den Umfang seines Geschichtswerkes an, wobei er einen östlichen und westlichen Schauplatz unterscheidet; die Grenzen der Geschichte des Ostens sind genau bezeichnet, Anfang Flucht des Kleomenes 221, Ende Schlacht auf dem Isthmos 146; ebenso bestimmt ist das Ende der Geschichte des Westens: Einnahme von Karthago, dagegen hat die mangelhaft überlieferte Angabe über den Anfang der westlichen Geschichte vielfach zu Änderungen des Textes Anlafs gegeben.[1]) Die Überlieferung der besten Handschriften lautet: *καὶ παρακολουθῆσαι σαφῶς ταῖς μὲν κατὰ τὴν Ἰταλίαν καὶ Σικελίαν καὶ Λιβύην πράξεσιν ἀπὸ τῶν κατὰ Πύρρον καὶ Τίμαιον συγγραφέων καὶ καιρῶν ἐξηγήσεως εἰς τὴν Καρχηδόνος ἅλωσιν ABM.* Hultsch schrieb einfach *ἀπὸ τῶν κατὰ Πύρρον καιρῶν*, Büttner-Wobst *ἀπὸ τῶν κατὰ Πύρρον*, während er alle übrigen Worte in Klammer setzt.

Abgesehen von der gewaltsamen Änderung, die um so mehr Bedenken erregt, je besser unsere Überlieferung erscheint, spricht vor allem der Umstand dagegen, dafs die Zeitbestimmung *ἀπὸ τῶν κατὰ Πύρρον καιρῶν* zu allgemein wäre und auch zu dem tatsächlichen Anfang seiner Geschichte (264) nicht stimmte. Auffallend wäre ferner, wenn der Schriftsteller gerade hier, wo er etwas Reklame für sein Werk machen will, den Namen des Historikers nicht genannt hätte, an den er anknüpft, für dessen Werk er die Fortsetzung bieten will, während Polybios ihn an anderen Stellen, wo er den Plan seines Werkes angibt, ausdrücklich nennt; so 1, 5, 1 *αὕτη* (sc. *ἡ πρώτη διάβασις ἐξ Ἰταλίας Ῥωμαίων*) *δ' ἐστὶν συνεχὴς μὲν τοῖς ἀφ' ὧν Τίμαιος ἀπέλιπεν* und ebenso in der Zusammenfassung am Schlufs 39, 19, 4

[1]) Siehe Jahns Jahrb. 1857 S. 832 ff., wo Hultsch die obige Stelle erörtert und die verschiedenen Änderungen anführt.

τῆς μὲν προκατασκευῆς ποιησόμεθα τὴν ἀρχὴν ἀφ' ὧν Τίμαιος ἀπέλιπεν.[1]) Aus dieser zweimaligen mehr negativen, ziemlich unbestimmten Begrenzung seines Geschichtswerkes nach rückwärts können wir einerseits entnehmen, dafs Polybios das Werk seines Vorläufers, vor allem auch die Ausdehnung desselben bei seinen Lesern als bekannt voraussetzen mufs, andererseits dafs er auch da, wo er an Bekanntes anknüpft, wie an der obigen Stelle, sicherlich diesen bekannten Historiker genannt hat. Hätte Polybios eine historische Tatsache anführen wollen, so würde etwa *πρώτῃ διάβασις τῶν Ρωμαίων εἰς Σικελίαν* wie 1, 5, 1; 1, 12, 5 oder das entsprechende Jahr nach dem Übergang des Pyrrhos wie 2, 20, 6 genügt haben. Vielmehr wollte er sich gleichsam in die Reihen der Historiker einführen und sein Werk, so eigenartig es ist, doch in den Zusammenhang der historischen Literatur stellen, wie er auch 1, 13, 9 *ἡμεῖς τε δόξομεν εὐλόγως ἐφάπτεσθαι τῶν ἤδη προϊστορημένων ἑτέροις* auf diesen Punkt aufmerksam macht. Damit hängt es auch zusammen, dafs er in den ersten Büchern so vielfach sein Verhältnis zu den bekannten früheren Historikern berührt und seine Vorgänger oft sehr scharf kritisiert, so 1, 14 den Fabius und Philinos, 2, 56 ff. den Phylarchos, 3, 8 Fabius, 3. 20 Chaireas und Sosilos, 3, 26 Philinos, 2, 40, 3 Aratos; auch der Historiker, welche die asiatische und aigyptische Geschichte allgemein zugänglich gemacht haben, gedenkt er, um sich zu entschuldigen, dafs er nicht in der Darstellung dieser Geschichte weiter zurückgreift; 2, 37, 6. Der Name des Historikers Timaios ist an der obigen Stelle sicherlich nicht zu entbehren, eher könnte man daran denken, in *Πύρρον* einen Schreibfehler für *Φύλαρχον* zu finden, aber dann erheben sich andere Schwierigkeiten. So müssen wir annehmen, dafs Polybios, wenn er von den *συγγραφεῖς Πύρρος καὶ Τίμαιος* spricht, eben an die *ἴδια ὑπομνήματα*[2]) und vielleicht auch an die *Τακτικά* des Pyrrhos dachte, zwei Werke, die sicherlich mehr gelesen wurden, als man nach den spärlichen Nachrichten[3]) gewöhnlich annimmt. Wahrscheinlich hat auch Timaios in seiner Biographie *Πύρρος* eben auf die Schriften desselben hingewiesen und aus ihnen geschöpft, auch dadurch wird die Zusammenstellung der beiden, so ungleichartigen Schriftsteller mehr erklärlich. — Was den sprachlichen Ausdruck betrifft, so bleibt die Stelle schwerfällig, so lange *ἐξηγήσεως* beibehalten wird; darum möchte ich für dieses Wort *ἐφεξῆς ἕως* vorschlagen, so dafs die schwierige Stelle so lauten würde: *ἀπὸ τῶν κατὰ Πύρρον καὶ Τίμαιον συγγραφέων καὶ καιρῶν ἐφεξῆς ἕως εἰς τὴν Καρχηδόνος*

[1]) Diese Stelle widerlegt auch die Bedenken, die Hultsch in der oben angegebenen Besprechung gegen die Erwähnung des Historikers Timaios äufsert; denn auch 39, 19, 4 nennt er zwar den Timaios als seinen Vorläufer auf dem Gebiet der westlichen Geschichte, aber nicht den Aratos, sondern ein bestimmtes historisches Faktum, die Flucht des Kleomenes.

[2]) Siehe Susemihl, Griech.-alex. Lit.-Gesch. I S. 559; vgl. insbesondere die Stelle bei Dionys. Halic. Ant. Rom. 19, 11 *ὡς Πρόξενος ὁ συγγραφεὺς ἱστορεῖ καὶ αὐτὸς ὁ Πύρρος ἐν τοῖς ἰδίοις ὑπομνήμασι γράφει.*

[3]) Siehe Cic. epist. 9, 25, 1 plane nesciebam te tam peritum esse rei militaris: Pyrrhi te libros et Cineae video lectitasse.

ἄλωσιν; gerade der Gegensatz im zweiten Gliede 32, 3 *ἀπὸ τῆς Κλεομένους . . . φυγῆς κατὰ τὸ συνεχὲς μέχρι τῆς . . . . παρατάξεως* erfordert auch an der obigen Stelle eine ähnliche Betonung des Zusammenhanges und scharfe Bestimmung des Endpunktes.[1])

Zur Arbeitsweise des Historikers.

Um einen Historiker zu beurteilen, kann man einerseits von dem grofsen Ganzen ausgehen und so von dem Plan des Geschichtswerkes Rückschlüsse ziehen auf den historischen Standpunkt des Verfassers, auf die Auffassung von den Ereignissen, die er zu erzählen unternimmt. So hat jüngst Ed. Schwarz in seiner trefflichen Schrift (Charakterköpfe aus der antiken Literatur S. 80) darauf hingewiesen, dafs schon in dem einen Umstand, dafs der Historiker die Erhebung Roms nach der furchtbaren Niederlage bei Cannä aus seiner Verfassung erklärt, ein historisches Verständnis zutage trete, wie wir es bei den gleichzeitigen römischen Geschichtschreibern nicht finden. Andererseits gehört aber zum vollen Verständnis auch der Einblick gleichsam in die Arbeitsstätte des Historikers, d. h. in die Arbeitsweise und die Art, sein Quellenmaterial zu verwerten. Leider ist die Betrachtungsweise uns nur auf indirektem Wege möglich, weil uns keine Spur der Schriften erhalten ist, aus denen Polybios geschöpft hat. Würde ein günstiges Geschick einmal ein Bruchstück aus Fabius, Philinos, Phylarchos, Aratos oder den syrisch-aigyptischen Historikern zutage fördern, dann wäre es möglich zu vergleichen und zu prüfen, inwieweit Polybios selbständig seinen Quellen gegenüberstand. Schon früher habe ich darauf hingewiesen, dafs sich Polybios in der homerischen Frage durchaus an Krates von Mallos anschlofs[2]), in der Kritik des Timaios eine andere Gegenschrift (Antitimaios)[3]) verwertete, ohne sie genügend mit seinem eigenen Material zu verarbeiten. Wie der Inhalt, so bietet auch die Form selbst Gelegenheit, den Historiker bei seiner Arbeit zu beobachten. Gleichnisse, Zitate, Sprichwörter nimmt er auch aus seiner Vorlage, so dafs die einzelnen Abschnitte je nach der Art des vorliegenden Historikers einen verschiedenen Charakter tragen. Zuweilen sieht sich der Schriftsteller natürlich auch genötigt seine Vorlage zu kürzen, manches zu übergehen, das ihm nicht wesentlich erscheint, und andere Abschnitte zusammenzuziehen.

An einer Stelle (5, 104, 2), die auch zu textkritischen Änderungen Anlafs gegeben hat, eben weil man diesen Gesichtspunkt nicht genügend berücksichtigte, möge dieses Verfahren mit seinen Folgen nachgewiesen werden. 5, 101—104 ist von den Verhandlungen zwischen Philipp und den Aitolern die Rede, die zu dem Frieden von Naupaktos

[1]) Bei Zeitbestimmungen ist *ἕως εἰς* sehr häufig, so 3, 21, 10 *ἕως εἰς τοὺς καθ' ἡμᾶς καιρούς*; 3, 27, 10 *ἕως εἰς τοὺς κατ' Ἀννίβαν καιρούς*; 3, 41, 1 *ἕως εἰς τὴν Ἀννίβου παρουσίαν*; 4, 1, 5; 4, 46, 4.

[2]) Siehe Polybios-Forschungen II S. 21—24.

[3]) Siehe krit.-exeget. Studien zu den Historien des Polybios in diesen Blättern 37. Bd. S. 484.

217 geführt haben. Polybios sagt deutlich, dafs er den vorliegenden Stoff kürzen wolle 103, 8 *διαποστολαὶ πρὸς ἀλλήλους, ὧν τὰς μὲν πλείους παρήσομεν διὰ τὸ μηδὲν ἔχειν ἄξιον μνήμης.* Dagegen erwähnt er die Rede des Naupaktiers Agelaos als eine besonders schöne Äufserung griechischen Nationalbewufstseins, aber auch nur in verkürzter Form, wie wir aus der Verwendung eines Gleichnisses ersehen. Das schöne Bild von den Leuten, die Hand in Hand einen Flufs überschreiten, um sich vor der Gewalt des Stromes zu bewahren, wollte sich der Historiker nicht entgehen lassen, doch hat er das Gleichnis nicht klar genug mit dem wirklichen Fall in Verbindung gesetzt: *συμπλέκοντες* (sc. *οἱ Ἕλληνες*) *τὰς χεῖρας καθάπερ οἱ τοὺς ποταμοὺς διαβαίνοντες δύναιντο τὰς τῶν βαρβάρων ἐφόδους ἀποτριβόμενοι συσσώζειν σφᾶς αὐτοὺς καὶ τὰς πόλεις.* Statt des Ausdruckes der Einmütigkeit, durch die die Griechen eben die Barbaren abwehren könnten, wird mit Übergehung dieses vermittelnden Gedankens die Haupthandlung gesetzt *τὰς τῶν βαρβάρων ἐφόδους ἀποτρίβεσθαι.* Im folgenden hat das Bestreben zu kürzen den Historiker sogar zur Undeutlichkeit im Ausdruck verleitet: wenn auch dauernd keine Einigung erzielt werden könne, fährt Agelaos fort, sollten sie wenigstens jetzt auf der Hut sein *φυλάττεσθαι προϊδομένους τὸ βάρος τῶν στρατοπέδων καὶ τὸ μέγεθος τοῦ συνεστῶτος πρὸς ταῖς δυνάμεσι πολέμου;* denn es sei kein Zweifel, dafs Karthager oder Römer nach einem Siege ihre Arme auch nach Griechenland ausstrecken werden (*ἧξειν δὲ καὶ διατενεῖν τὰς ἐπιβολὰς καὶ δυνάμεις αὐτῶν πέρα τοῦ δέοντος*). Agelaos meint den hannibalischen Krieg. Reiske hat nun *πρὸς ταῖς δύσεσι* geschrieben und die Herausgeber sind ihm gefolgt; indes halte ich diese Konjektur für unmöglich. Die Verbindung *τοῦ συνεστῶτος πρὸς ταῖς δύσεσι πολέμου* „Krieg bei dem Westen, d. h. da wo die Sonne untergeht“[1]), ist schon deshalb auffallend, weil hier die Himmelsrichtung als ein bestimmter Punkt aufgefafst wird, mit Recht kann Agelaos im weiteren Verlauf seiner Rede sagen *πρὸς τὰς δύσεις βλέπειν* und Polybios selbst 5, 105, 7 *οἱ Φιλίππῳ δυσαρεστούμενοι . . . οὐδὲ πρὸς μεσημβρίαν καὶ τας ἀνατολὰς ἔνευον, ἀλλ' ἐπὶ τὴν ἑσπέραν . . . ἔβλεπον* oder Lykiskos 9, 37, 10: *ἐπισπασάμενοι τηλικοῦτο νέφος ἀπὸ τῆς ἑσπέρας*; aber davon kann doch keine Rede sein, dafs für Agelaos Italien identisch ist mit dem Lande des Sonnenunterganges.

Ist die Entscheidung hierüber allerdings mehr Sache des Sprachgefühls, so wird die Konjektur Reiskes widerlegt durch den Zusammenhang, durch die Verbindung mit dem Partizip *προϊδομένους τὸ βάρος τῶν στρατοπέδων καὶ τὸ μέγεθος τοῦ συνεστῶτος . . . . πολέμου*, in der Präposition *προ* liegt doch der deutliche Hinweis darauf, dafs die Handlung oder der Zustand, den man voraussieht[2]), eben für den Betrachtenden erst eintritt, noch nicht vollendet ist, also hier die

[1]) Siehe Beloch, Griech. Geschichte III, 1 S. 759; auch S. 2 Anm. 2 wird diese merkwürdige Rede kurz berührt.

[2]) So erklärt Hultsch diese Konjektur; s. Jahn'sche Jahrb. 1857 S. 833.

[3]) Siehe 9, 38, 1 *ἅπαντας μὲν οὖν δεῖ τοὺς Ἕλληνας προϊδέσθαι τὸν ἐπιφερόμενον καιρόν*; 9, 39, 1 *ὑπίδοιτο μὲν τὴν Ῥωμαίων ἐφοδον.*

Überschwemmung Griechenlands mit den Heeren Hannibals oder der Römer, die Größe des dann — nämlich wenn die Heere nach Griechenland übersetzen — bestehenden Krieges. Der aufmerksame Leser wird sofort einsehen, daſs in dieser Verbindung von einem Krieg im Westen nicht die Rede sein kann; denn wenn die Heere gefährlich werden für Griechenland, ist es eben nicht mehr ein Krieg im Westen. Wie läſst sich nun die überlieferte Lesart *τοῦ συνεσιῶτος πρὸς ταῖς δυνάμεσι πολέμου* erklären? Unter den *δυνάμεις* können sowohl die griechischen Streitkräfte gemeint sein, die zu schwach wären im Verhältnis zur Gefahr, als auch die Truppen Hannibals und der Römer, mit denen es zu kämpfen gälte. Der Redner Agelaos hatte wohl ausführlicher von den furchtbaren Massen gesprochen, die in Italien einander gegenüberstanden, und von der verheerenden Wirkung, die sie haben müſsten für den Fall, daſs der Krieg nach Griechenland hinüberspiele. Polybios wollte den Gedanken möglichst kurz fassen, verfiel aber dabei in den psychologisch wohl verständlichen Fehler, für die Leser, die den ausführlichen Wortlaut der Vorlage nicht kennen, undeutlich zu werden, indem wir die Beziehung auf die Punier oder Römer wohl erraten, aber nicht beweisen können. — Ähnliche Gedanken wie Agelaos spricht später im Jahre 210 der Akarnane Lykiskos aus, weil eben gerade die westlichen Griechen am meisten bedroht waren und darum auch die Gefahr am ehesten erkannten. 9, 32, 11 *ἀκούσαντας τῆς ἐπιφερομένης τοῖς Ἕλλησι περιστάσεως καλόν τι βουλεύσασθαι*; 9, 39, 6 *εὐλαβηθέντας δὲ τὴν Ῥωμαίων ἔφοδον . . . ἔτι καὶ νῦν μισοτονορῆσαι*; besonders stimmt mit den Gedanken des Agelaos auch Lykiskos überein, wenn er sagt 9, 37, 9 *ὥσπερ γὰρ οἱ κατὰ τὰς πολεμικὰς περιστάσεις βαρυτέρας ἐπαγόμενοι φυλακὰς εἰς τὰς πόλεις τῆς αὑτῶν δυνάμεως*; so fürchtet auch Agelaos, daſs die Truppen aus Italien herüberkommen und die Macht der Griechen vernichten werden.

Unter diesem Gesichtspunkt lassen sich gar manche auffallende Kürzungen und Häufungen im Ausdruck erklären wie z. B. 2, 33, 1 *τῶν χιλιάρχων ὑποδειξάντων ὡς δεῖ ποιεῖσθαι τὸν ἀγῶνα κοινῇ καὶ κατ' ἰδίαν ἑκάστου*, wo die Herausgeber *κοινῇ καὶ κατ' ἰδίαν ἑκάστους* schrieben; ebenso die Überlieferung in der Verlustliste der Seeschlacht bei Chios [1]) (201) 16, 7, 6 *ἐάλωσαν δὲ ζωγρίᾳ τῶν μὲν συμμάχων καὶ Μακεδόνων εἰς δισχιλίους, τῶν δ' Αἰγυπτίων εἰς ἑπτακοσίους*; die Lesart Niebuhrs *τῶν δ' ὑπεναντίων* (Schweighäuser *τῶν δ' Ἀτταλικῶν*) haben die Herausgeber aufgenommen, obwohl man ja nicht einsehen kann, wie an Stelle des landläufigen Wortes der Eigenname hätte treten können; auch wäre die Zahl der Gefangenen im Verhältnis zu den Toten (130) und zu den gekaperten Schiffen viel zu groſs; ferner scheint mir die Betonung des Wortes *τῶν μὲν συμμάχων καὶ Μακεδόνων* darauf hinzudeuten, daſs in dem mit *δέ* korrespondierenden Satzglied nicht von den Leuten des Attalos, sondern von einer Abteilung Philipps die Rede war; denn die Gegenpartei hat auch Bundes-

[1]) Siehe A. Holm, Griech. Geschichte IV S. 436 ff.

genossen, also dürfte dieser Begriff nicht so hervorgehoben werden. Solange nichts Besseres gefunden ist, halte ich an der Überlieferung *τῶν δ' Αἰγυπτίων* fest und erkläre sie ähnlich wie die oben behandelte Stelle. Polybios teilt die Verlustliste nach den rhodischen Geschichtschreibern Zenon und Antisthenes mit, die zwar die Seekämpfe sehr einseitig vom lokalpatriotischen Standpunkt darstellten, aber jedenfalls ausführlich davon berichteten. Der Historiker scheint den Bericht seiner Vorlage sowohl bezüglich des Verlaufes als auch der Verluste gekürzt zu haben; so vermissen wir unter den verlorenen Schiffen Philipps die *ὀκτήρης*, die Attalos nach 3, 2 in den Grund bohrte, dann die Angabe der Schiffe Philipps, die auf dem rechten Flügel gekapert wurden; so erklärt es sich auch, dafs die *σύμμαχοι*, die wohl mit Namen aufgeführt waren, nun vor den Makedoniern genannt werden und die Aigyptier hier auftauchen, von denen bisher nicht die Rede war. Diese aigyptischen Seeleute, wohl aus den aigyptischen Städten an der phönikischen Küste, mochten in der Schilderung der rhodischen Historiker eine gewisse Rolle gespielt haben, indes hat dies Polybios in der Beschreibung selbst übergangen und nur am Schlufs ihrer Erwähnung getan, wie er ja auch die Byzantier bei der Aufzählung 16, 2, 10 anführt, ohne sie später noch einmal zu nennen. Aigypten war mit Philipp schon längst im Bunde und dieses Land das Ziel seiner Politik (s. 16, 10, 1); es ist darum nicht unwahrscheinlich, dafs Philipp auch Aigyptier vielleicht als Seeleute gedungen hatte, ohne sie zu den *σύμμαχοι* zu rechnen. — Diese Beispiele mögen genügen, um die Aufmerksamkeit des Lesers auf diesen für die Textkritik so wichtigen Gesichtspunkt hinzulenken.

2. Aus dem Gebiet der politischen Geschichte.

Zur Charakteristik Kleomenes' III.

5, 36, 2 Sosibios, der Minister des Königs Ptolemaios Philopator, glaubt in Kleomenes einen geeigneten Helfershelfer für seine verbrecherischen Pläne zu finden und wendet sich darum an ihn, da er den fremden Söldnern aus Griechenland nicht völlig traut. Mit folgenden Worten begründet der Historiker das Verhalten des Sosibios: *τότε δὴ κατανοῶν ὁ Σωσίβιος τὸν Κλεομένην δεόμενον μὲν τῆς ἐκ τῶν βασιλέων ἐπικουρίας, ἔχοντα δὲ γνώμην καὶ πραγμάτων ἀληθινῶν ἔννοιαν*, die Gründe liegen also in der hilflosen Lage des Kleomenes und in seinem Charakter, der Klugheit und Erfahrung zeige; so die überlieferte Lesart, Naber Mnemosyne VI, 136 schlug *ἀληθινὴν ἔννοιαν* vor und so schrieben nach ihm die Herausgeber Hultsch und Büttner-Wobst. Von der sprachlichen Seite läfst sich die Konjektur Nabers nicht anfechten, denn es gibt Vorstellungen, die der Wirklichkeit entsprechen, und solche, die nur auf Täuschung beruhen 12, 25 i, 8 *γένοιτ' ἂν τις ἔννοια τοῦ πράγματος ἀληθινή;* 13, 3, 4 *ἀληθινὴν ὑπελάμβανον εἶναι κρίσιν πραγμάτων;* 1, 15, 13 *εἰς ἀληθινὰς ἐννοίας*

ἄγειν. Und doch ist an der obigen Stelle die Konjektur nicht nur nicht nötig sondern in dem Zusammenhang, auf den bei dem Historiker alles ankommt, unrichtig. Wer wie Naber *πραγμάτων ἀληθινὴν ἔννοιαν* schreibt, statuiert einen Gegensatz von wirklicher und scheinbarer Einsicht, der hier nicht am Platz wäre, da es doch selbstverständlich ist, daſs Sosibios nicht einen Mann wählt, der sich nur den Anschein eines viel erfahrenen Mannes gibt, und andererseits Sosibios den König Kleomenes doch nicht so genau kennt, um ihn ganz zu durchschauen. Ferner wäre durch die Verbindung *ἔχειν γνώμην καὶ πραγμάτων ἀληθινὴν ἔννοιαν* der Nachdruck in beiden Wendungen auf die intellektuelle Seite des Charakters gelegt und eine Tautologie nicht vermieden. Ganz anders, wenn wir die überlieferte Lesart beibehalten, dann bezeichnet *γνώμη* allgemein die Einsicht, Urteilskraft, während mit *πραγμάτων ἀληθινῶν ἔννοια* die praktische Erfahrung gemeint ist. Was der Historiker damit sagen will, erkennen wir am besten aus der Parallele 5, 63, 13, Ptolemaios wählt nur solche Leute zu Führern, die wirklich schon gekämpft haben *κατὰ ποσὸν ἔννοιαν εἶχον τῆς ἀληθείας καὶ καθόλου τῆς ἐν τοῖς ὑπαίθροις χρείας*. Der Historiker hat die mannigfachsten Wendungen, um den Gedanken von der praktischen Erfahrung auszudrücken 6, 26, 6 *τοὺς ἐπιτηδειοτάτους πρὸς τὴν ἀληθινὴν χρείαν*; 10, 24, 4 *μήτε τῶν πρὸς τὴν ἀλήθειαν μηδὲν ἐλλείπῃ*; 24, 8, 11 *ἁρμοζόμενος πρὸς τὰς ἀληθινὰς χρείας*; 2, 47, 5 *κατανοῶν δὲ τὸν Ἀντίγονον καὶ πρᾶξιν ἔχοντα καὶ σύνεσιν*, womit der Historiker genau dasselbe sagen will, wie an der obigen Stelle; 1, 35, 9 *καλλίστην παιδείαν ἡγητέον πρὸς ἀληθινὸν βίον*. Der Ausdruck *πράγματα ἀληθινά* ist nur eine Umschreibung für das Wort *ἀλήθεια*, das die Wirklichkeit im Gegensatz zur Theorie, das praktische Leben, die Tätigkeit im Gegensatz zu dem Entschlufs bezeichnet; freilich eine ganz entsprechende ähnliche Stelle findet sich nicht, denn 2, 61, 11 *πρὸς ἀληθινῶν πραγμάτων καὶ βεβαίων κοινωνίαν* hat einen etwas anderen Sinn; aber dies darf nicht hindern, die dem Gedankengang völlig entsprechende Lesart beizubehalten, der Historiker hat eben diese Ausdrucksweise später nicht mehr gewählt.

Ebenso ist an einer anderen Stelle der Historien, die gleichfalls den Kleomenes betrifft, 2, 49, 4 die überlieferte Lesart nicht verstanden und durch eine Konjektur Dindorfs verdrängt worden. Die Megalopoliten setzen dem König Antigonos im Auftrag des Aratos die bedrängte Lage der Achaier auseinander, indem sie zunächst auf die Aitoler hinweisen, die sich bei ihrer Habsucht nicht mit dem Peloponnes oder mit Griechenland begnügen; die andere Gefahr bestehe in der Politik des Kleomenes: *τήν τε Κλεομένους φιλοξενίαν καὶ τὴν ὅλην ἐπιβολὴν κατὰ μὲν τὸ παρὸν αὐτῆς ἐφίεσθαι τῆς Πελοποννησίων ἀρχῆς, τυχόντα δὲ ταύτης τὸν προειρημένον κατὰ πόδας ἀνθέξεσθαι τῆς τῶν Ἑλλήνων ἡγεμονίας*. Dindorf schrieb *φιλοδοξίαν* und stellt damit der Habsucht der Aitoler den Ehrgeiz des Kleomenes gegenüber; indes hat Dindorf das folgende Wort *τὴν ὅλην ἐπιβολήν* zu wenig beachtet, worin doch nur ein das Vorhergehende erweiternder Begriff liegen kann. Nun bezeichnet aber *ἐπιβολή* das Streben, das Vorhaben

hier speziell auf politischem Gebiet, also Politik, mit *φιλοδοξία* wäre nun nicht ein engerer Begriff (species) desselben genus angegeben, sondern eine allgemeine Eigenschaft — also ein heterogener Begriff; es ist ersichtlich, dafs der Ausdruck *φιλοδοξία* viel zu unbestimmt wäre, während die überlieferte Lesart *φιλοξενία* eben gerade die Politik des Kleomenes trefflich vor Augen führt. Die Verbindung mit Ausländern, mit Aigypten, war in der Tat eine wesentliche Seite seiner Politik[1]), so hoffte er zunächst über den Peloponnes und dann über Griechenland Herr zu werden. Aber es ist noch eine andere *φιλοξενία*, die sich in der Reform der inneren Verhältnisse Spartas zeigte. Plut. Cleom. c. 10 (Ausg. von Sintenis p. 135, 15) *ἔφη πᾶσι τὴν γε γῆν ἅπασαν εἰς μέσον τιθέναι, καὶ χρεῶν τοὺς ὀφείλοντας ἀπαλλάττειν καὶ τῶν ξένων κρίσιν ποιεῖν καὶ δοκιμασίαν, ὅπως οἱ κράτιστοι γενόμενοι Σπαρτιᾶται σώζωσι τὴν πόλιν τοῖς ὅπλοις καὶ παυσώμεθα τὴν Λακωνικὴν Λίτωλῶν καὶ Ἰλλυρίων λείαν οὖσαν ἐρημίᾳ τῶν ἀμυνόντων ἐφορῶντες;* 4000 Hopliten hat er so aus der Zahl der Fremden aufgebracht. Aber seine *φιλοξενία* zeigt er auch im Verkehr mit den Fremden Plut. Cleom. c. 13 (Sintenis p. 137, 30); hier tadelt Kleomenes einen seiner Freunde, der den Fremden auch die spartanische Suppe vorsetzte mit den Worten: *οὐ γὰρ ἔφη δεῖν ἐν τούτοις οὐδὲ πρὸς τοὺς ξένους λίαν ἀκριβῶς λακωνίζειν*, nicht bestechen wollte er die Fremden, sondern durch seinen Umgang, seine Persönlichkeit, gewinnen. c. 13 (p. 138, 11) *τὸ δὲ ὁμιλίᾳ καὶ λόγῳ χάριν ἔχοντι καὶ πίστιν οἰκειοῦσθαι καὶ προσάγεσθαι τοὺς ἐντυγχάνοντας ἐφαίνετο κάλλιστον αὐτῷ καὶ βασιλικώτατον.* Mit diesen Belegen aus Plutarch ist die überlieferte Lesart gegenüber der Auffassung der neueren Herausgeber glänzend gerechtfertigt.

Der Imperialismus Philipps V.

Zu den interessantesten Persönlichkeiten der nachalexandrinischen Zeit gehört ohne Zweifel Philipp V., der einem römischen Konsul gegenüber das stolze Wort aussprach *φοβεῖσθαι . . . οὐδένα πλὴν τοὺς θεούς, ἀπιστεῖν δὲ τοῖς πλείστοις τῶν παρόντων, μάλιστα δ' Αἰτωλοῖς* (18, 1, 7) und eben durch diesen Stolz dem Römer selbst Respekt einflößte. Aber nicht nur der Charakter dieses Königs hat hohes psychologisches Interesse, auch die Politik dieses Nachfolgers Alexander des Grofsen erregt unser Staunen. Durch die entscheidende Stelle bei Polybios 3, 2, 8 werden wir mitten in die Situation versetzt. Polybios entwirft den Plan seines Werkes, das uns leider gerade für diese Periode nur bruchstückweise erhalten

[1]) Siehe Holm, Griech. Geschichte IV S. 297 ff. und über die Beziehungen zu Ägypten S. 304; doch betont Holm zu wenig, dafs es *ξένοι* waren, die ins Heer der Spartaner aufgenommen wurden, ebensowenig findet sich in der neuesten Schilderung dieser Verhältnisse (Beloch, Griech. Geschichte III, 1 S. 725 u. 739) diese so charakteristische Neuerung des spartanischen Reformers betont; eingehend hat Pöhlmann diese Seite der Politik des Kleomenes geschildert Gesch. des ant. Kommunismus u. Sozial. II S. 403.

ist, und er deutet hierbei ganz kurz hin auf das Bündnis [1]), das nach dem Tode des aigyptischen Königs Ptolemaios Philopator (204) die beiden mächtigen Herrscher Antiochos und Philipp zur Aufteilung des aigyptischen Erbes schlossen *Ἀντίοχος καὶ Φίλιππος ἐπὶ διαιρέσει τῆς τοῦ καταλελειμμένου παιδὸς ἀρχῆς ἤρξαντο κακοπραγμονεῖν καὶ τὰς χεῖρας ἐπιβάλλειν. Φίλιππος μὲν τοῖς κατ' Αἴγυπτον καὶ Καρίαν καὶ Σάμον, Ἀντίοχος δὲ τοῖς κατὰ Κοίλην Συρίαν καὶ Φοινίκην.* Nach dem Vorgange Niebuhrs haben die Herausgeber *κατ' Αἴγαιον* geschrieben und wollten somit das aigaiische Meer nebst Karien und Samos als die Beute verstanden wissen, die dem König Philipp zufallen sollte.

Um auch hier die rein sprachliche Seite zunächst zu besprechen, so wäre die Verbindung der Ländergebiete von Karien und Samos mit dem Meer eine höchst eigentümliche, *πέλαγος* wäre hier zur näheren Erklärung von *Αἴγαιον* wohl unentbehrlich. Ferner setzt der Ausdruck *τὰς χεῖρας ἐπιβάλλειν* ‚die Hand auf etwas legen', mit Beschlag belegen, einen Gegenstand voraus, den man besitzen kann, um mit ihm nach Belieben zu verfahren; dies gilt aber doch nicht von der Herrschaft über ein Meer, ganz abgesehen davon, dafs auch die griechischen Staaten wie die Athener noch zur See mächtig waren. Sodann haben die Herausgeber übersehen, dafs es sich um eine Aufteilung des aigyptischen Erbes handelt, das aigaiische Meer müfste also wie Karien, Phoinikien, Koilesyrien als ein Bestandteil des aigyptischen Reiches angesehen werden, davon kann gar nicht die Rede sein. Schon aus diesen sprachlichen Gründen ist die Konjektur Niebuhrs abzulehnen, aber auch durch die Betrachtung der allgemeinen Politik Philipps werden wir zu diesem Resultat geführt.

Der jugendliche König richtete seine Blicke nach dem Westen, wo die Römer mit Hannibal kämpften, und nach dem Osten, wo Antiochos mit Aigypten im Streite lag, von beiden wollte er gewinnen, um in der Mitte ein Universalreich aufzurichten. Zuerst hören wir von diesen Plänen, als Philipp insgeheim dem Demetrios aus Pharos die Nachricht von dem Sieg Hannibals am trasimenischen See mitteilt, worauf dieser die Gedanken des Königs selbst ausspricht mit den Worten: *τὴν δ' Ἰταλίαν ἔφη καὶ τὴν ἐκεῖ διάβασιν ἀρχὴν εἶναι τῆς ὑπὲρ τῶν ὅλων ἐπιβολῆς* (5, 101, 10); der Historiker begründet diese Bestrebungen mit den grofsen Traditionen des makedonischen Königshauses: *πρὸς δὲ τούτοις ἐξ οἰκίας ὁρμώμενον τοιαύτης, ἥ μάλιστά πως ἀεὶ τῆς τῶν ὅλων ἐλπίδος ἐφίεται* (5, 102, 1). Die Siege der Römer verhinderten weitere Erfolge Philipps nach dieser Seite.

Im Osten ist natürlich Aigypten das Ziel seiner hochfliegenden Pläne; freilich griff Philipp, solange er durch den Krieg mit den Römern und ihren Bundesgenossen, den Aitolern beschäftigt war und Ptolemaios Philopator regierte, nicht direkt in die Wirren des Orients ein, wir hören nur, dafs der makedonische Gesandte sich jede Unterstützung der Gegenpartei Philipps verbittet *πρέσβεις οἱ παρακαλέσοντες αὐτὸν*

[1]) Siehe Holm, Griech. Geschichte IV c. 16; indes wird hier dieses Streben Philipps nach einer Universalmonarchie gar nicht berührt, weshalb ich im folgenden ausführlich darüber gehandelt habe.

μήτε κτήματα πέμπειν τοῖς Αἰτωλοῖς μήτ' ἄλλο μηδὲν χορηγεῖν κατὰ Φιλίππου καὶ τῶν συμμάχων (4, 30, 8). Aber nach dem Tode des Königs Ptolemaios Philopator (204) schliefst Philipp mit dem syrischen König jenes Bündnis zur Aufteilung Aigyptens, dessen einzelne Vereinbarungen uns der Historiker an der obigen Stelle angibt (3, 2, 8). Es handelt sich nun um die Frage, ob Philipp Aigypten selbst bei dieser Aufteilung zu erhalten hoffen konnte. Zunächst ist darauf hinzuweisen, dafs jeder Vertrag eben ein Wechsel für die Zukunft ist und alle Bestimmungen eben nur Wünsche, noch nicht Wirklichkeit sind. Ferner ist von Wichtigkeit das Urteil, das der Historiker über die Politik der Vorgänger Ptolemaios Philopators abgibt; sie hätten, sagt er 5, 34, 9, die ganze Küste Kleinasiens bis zum Hellespont beherrscht und selbst Thrakien und Makedonien gefährdet; dann fährt der Historiker fort: *τῷ τοιούτῳ τρόπῳ μαχρὰν ἐκτετακότες τὰς χεῖρας καὶ προβεβλημένοι πρὸ αὐτῶν ἐκ πολλοῦ τὰς δυναστείας, οὐδέποτε περὶ τῆς κατ' Αἴγυπτον ἠγωνίων ἀρχῆς*, also nach dem Besitz des Küstenlandes strebten die Vorgänger Philopators, nicht nach dem Meer, um Aigypten zu behaupten. Wer an der obigen Stelle *Αἴγαιον* schreibt, verkennt durchaus die Bedeutung der See bei den Alten, nicht auf den Besitz des Meeres, sondern auf den der Küstenländer kam es den Alten an.[1]) Indes läfst sich aus der letzten Bemerkung des Historikers auch noch die Folgerung ziehen, dafs nach seiner Anschauung Aigypten sofort gefährdet ist, wenn die Vorländer nicht mehr behauptet werden können. Unter der schwachen Regierung des Königs Ptolemaios Philopator war dies auch der Fall, nun führte Philipp gegen Aigypten den Gegenstofs, zunächst nur indirekt, dann nach dem Tode Philopators offen. Polybios berichtet 15, 20, 2 die Pläne der beiden Könige *ὥρμησαν ἐπὶ τὸ διελόμενοι τὴν τοῦ παιδὸς ἀρχὴν ἐπανελέσθαι τὸν ἀπολελειμμένον*, also eine völlige Auflösung des aigyptischen Reiches war geplant, und wenn nun Antiochos Phoinikien und Koilesyrien beanspruchte, so blieb für Philipp noch Kleinasien und das eigentliche Aigypten; dorthin strebte er auch; 16, 10, 1 *δῆλον ὡς ἐξῆν γε τελεῖν τῷ Φιλίππῳ τὸν εἰς τὴν Ἀλεξάνδρειαν πλοῦν*. Aber so weit kam es nicht, Philipp sah eben die Gefahr von Westen, von den Römern und Aitolern, die seine Politik durchschauten *διότι πέρας ἔχει τὰ κατὰ τὴν Λιβύην* (16, 24, 3), schliefslich lassen die Römer dem Philipp ausdrücklich sagen, der Senat habe beschlossen *μήτε τῶν Ἑλλήνων μηδενὶ πολεμεῖν μήτε τοῖς Πτολεμαίου πράγμασι ἐπιβάλλειν τὰς χεῖρας* (16, 34, 3). So scheitert die Grofsmachtpolitik Philipps an der Macht der Römer, aber auch an dem haltlosen Charakter des Königs.

Auf den letzten Punkt weist der Historiker hin, indem er den Widerspruch zwischen den Zielen und den Mitteln Philipps[2]) betont

[1]) In diesem Sinne ist auch die Bemerkung von Ed. Schwartz (Charakterköpfe S. 72), wo er von einer Beherrschung des aigaiischen Meeres spricht, einzuschränken.

[2]) Über seine letzten Pläne vgl. B. Niese, Gesch. der Griech. u. Maked. St. III S. 30 u. 31. Jul Beloch, Griech Geschichte III, 1 S. 752—759; leider führt Beloch noch nicht zum Abschlufs der Bestrebungen und Kämpfe Philipps.

15, 24, 6 *τὸ δ' ἐπιβαλλόμενον τοῖς μεγίστοις καὶ περιλαμβάνοντα ταῖς ἐλπίσι τὴν οἰκουμένην καὶ .... ἐπικηρύττειν ἅπασι τὴν ἀθεσίαν αὐτοῦ καὶ τὴν ἀβεβαιότητα πῶς οὐκ ἂν δόξειεν ἀλόγιστον εἶναι καὶ μανικόν.*

Die Schlacht bei Telamon 224 (Pol. 2, 29, 3).

Die Schilderung dieser Schlacht, in der die Gallier von den Römern eingeschlossen und völlig besiegt wurden, bietet dem Historiker Veranlassung zu einer kurzen *παρέκβασις* über Nachteile und Vorteile der *τάξις ἀμφίστομος*, d. h. der Aufstellung mit zwei Fronten.[1]) Die Gallier sind auf dem Rückzug nach dem Norden begriffen, werden aber von zwei Seiten angegriffen und machen nun gegen die beiden römischen Heere Front. Diese Aufstellung wird von dem Taktiker Polybios als sehr zweckmäfsig anerkannt, weil die Gallier zwar nach zwei Seiten kämpften, aber doch dabei im Rücken gedeckt waren; als wichtigstes Moment aber will er folgendes anführen: *ἀποκεκλειμένης πάσης τῆς εἰς τοὔμπροσθεν ἀναχωρήσεως καὶ τῆς ἐν τῷ λείπεσθαι σωτηρίας· ἡ γὰρ τῆς ἀμφιστόμου τάξεως ἰδιότης τοιαύτην ἔχει τὴν χρείαν.* Die Herausgeber schrieben nach dem Vorgang Gronovs *τῆς εἰς τοὔπισθεν ἀναχωρήσεως* und keine Konjektur scheint einleuchtender zu sein, denn eine Bewegung nach vorwärts ist eben kein Rückzug. Und doch ergibt sich bei näherer Betrachtung die Möglichkeit, die überlieferte Lesart als die richtige zu erklären.

Was will der Historiker sagen? Die *τάξις ἀμφίστομος* sei deshalb so vorteilhaft, weil der Rückzug und die Rettung im Fall einer Niederlage unmöglich sei, es also für die Gallier nur zweierlei gäbe, entweder zu sterben oder zu siegen; denn diesen Nutzen, nämlich den moralischen Zwang zum Kämpfen, gewähre die eigenartige Aufstellung mit zwei Fronten. Statt einfach zu sagen wie 2, 32, 10 *μίαν ἑαυτοῖς ἀπολείποντες ἐλπίδα τῆς σωτηρίας τὴν ἐν τῷ νικᾶν* drückt Polybios den Gedanken negativ aus, Rückzug und Rettung sei im Fall einer Niederlage unmöglich. Nun bestimmt er den Begriff *ἀναχώρησις* noch näher durch *εἰς τοὔμπροσθεν*, indem er damit sagen will, dafs es sich hier nur um einen Rückzug nach der Frontseite handeln kann; die Gallier kehren von Rom zurück und machen Halt, indem sie nach beiden Seiten Front machen, aber die eigentliche Frontseite des Heeres bleibt doch diejenige, welche der ursprünglichen Marschrichtung entspricht (s. 2, 28, 3); ein Rückzug nach rückwärts, also nach Rom zu, hätte keinen Sinn, da sie sich dadurch erst recht in Gefahr begeben würden. Es ist kein Zweifel, dafs der Historiker hier den allgemeinen Fall mit der speziellen Lage bei Telamon verquickt und dadurch schwer verständlich wird, aber eine andere Erklärung läfst der überlieferte Wortlaut nicht zu. — Würde man mit Gronov *πάσης τῆς εἰς τοὔπισθεν ἀναχωρήσεως* schreiben, so wäre die Rückzugslinie der zwei nach entgegengesetzten Seiten kämpfenden Abteilungen gemeint, aber

[1]) Über *φάλαγξ ἀμφίστομος* s. Aelian, *τακτικὴ θεωρία* 37, 1 (Köchly, Griech. Kriegsschriftsteller II, 1. S. 446).

nach dem Vorhergehenden (*τὴν ἀφ' ἑκατέρων ἀσφάλειαν ἐκ τῶν ὄπισθεν αὐτοῖς παρασκευάζοντες*) wäre diese Bemerkung, dafs sie sich nicht aufeinander zurückziehen können, selbstverständlich, aufserdem ist aus dem allgemein gehaltenen Ausdruck *τῆς ἐν τῷ λείπεσθαι σωτηρίας* ersichtlich, dafs es sich um einen Rückzug des ganzen Heeres handelt; also der Widersprüche sind auch bei dieser Konjektur genug. — Wir ersehen eben aus dieser Stelle, dafs der Historiker hier, wie auch sonst in den ersten Büchern, eine gewisse Ungewandtheit im Stil zeigt und seinen Gedanken noch nicht den klaren, bestimmten Ausdruck gibt wie später.

3. Aus dem sprachlich-grammatikalischen Gebiet.

Zur Bedeutung von *πρᾶγμα*.

In der Kritik gegen Phylarchos bespricht der Historiker das schwankende Verhalten von Mantinea, das sich anfangs dem Kleomenes anschliefst, dann aber von Aratos bezwungen sich durch dessen rücksichtsvolles Verhalten für die Achaier gewinnen läfst.[2]) Den Gegensatz in der Lage der Mantineer schildert Polybios 2, 57, 7 *καὶ πρὸς οὓς μικρῷ πρότερον μαχόμενοι πολλοὺς μὲν τῶν ἀναγκαίων ἐπεῖδον ἀπολλυμένους, οὐκ ὀλίγους δ' αὐτῶν βιαίοις πράγμασι περιπεσόντας, τούτους εἰς τὰς ἰδίας οἰκίας εἰσαγαγόμενοι . . . οὐδὲν ἀπέλειπον τῆς μετ' ἀλλήλων φιλοφροσύνης.* Der Sinn ist offenbar: Diejenigen, von denen sie kurz vorher im Kampfe Verluste und Gewalttätigkeiten erlitten, nahmen die Mantiner freundlich auf. Reiske hat an *πράγμασι* Anstofs genommen und wie die Herausgeber nach ihm *βιαίοις τραύμασι περιπεσόντας* geschrieben. Nichts ist scheinbar einleuchtender als diese Konjektur, sagt doch der Historiker von dem Unglücksfall des Philopoimen 2, 69, 2 *αὐτὸν δὲ πεζομαχοῦντα περιπεσεῖν τραύμαι βιαίῳ δι' ἀμφοῖν τοῖν μηροῖν.* Trotzdem ist die Konjektur Reiskes nicht nur nicht nötig sondern auch nicht passend. Nötig ist sie nicht, weil *περιπίπτειν* die eigentliche Bedeutung des ‚Fallens' ganz verloren hat und nur noch ein leidendes Verhältnis ausdrückt, also zur Umschreibung des Passivums verwendet wird; Polybios gebraucht sogar die für uns befremdliche Wendung 3, 116, 9 *Ἀμίλλιος περιπεσὼν βιαίοις πληγαῖς ἐν χειρῶν νόμῳ μετήλλαξε τὸν βίον.* Ferner gehört *πρᾶγμα* zu den Wörtern, die wie *μέρος* vielfach zur Umschreibung des adjektivischen Begriffes dienen, in dem Ausdruck *βιαίοις πράγμασι περιπεσόντας* liegt der Hauptnachdruck auf dem Beiwort, wie 5, 36, 2 *ἔχοντα δὲ γνώμην καὶ πραγμάτων ἀληθινῶν ἔννοιαν* auf *ἀληθινός*. Aufserdem wird *βίαιος* im passiven Sinn mit Substantiven der verschiedensten Art, sowohl konkreten als abstrakten, verbunden 3, 116, 9 *βίαιοι πληγαί;* 6, 23, 5 *βίαια βέλη;* 9, 26, 9 *βίαιοι προφάσεις*, warum nicht auch mit *πρᾶγμα*? Aber die Konjektur ist nicht einmal dem Sinne der Stelle

[2]) Siehe Beloch, Griech. Geschichte III, S. 728 u. 738. Die beiden Berichte über den Anschlufs Mantineas an Sparta (Polybios und Plutarch, Kleom.) stimmen nicht überein.

entsprechend, wenigstens bei schärferer Beobachtung des Zusammenhangs. Nicht darauf kommt es ja dem Historiker an, gleichsam eine Verlustliste zu geben: 1. viele getötet, 2. nicht wenige verwundet; Polybios will vielmehr schildern, was die Mantineer im Kampf gegen die Achaier erleben mufsten (*ἐπεῖδον*); in diesem Zusammenhang ist es nun undenkbar, dafs den Getöteten die Verwundeten gegenübergestellt werden, denn auch diejenigen, die fielen, sahen sie eben an ihren Wunden umkommen; der durch die Konjektur eingesetzte Begriff wäre also zu eng. Den Getöteten können hier nur solche gegenübergestellt werden, die auf andere Weise Schlimmes erlitten, unter den *βίαια πράγματα* sind Gewalttätigkeiten jeder Art gemeint, Schläge, Gefangenschaft und Entehrungen. Demnach ist die überlieferte Lesart nach allen Seiten gesichert.

φάσις und *φύσις*.

4, 40, 1 *ἐπεὶ δ'ἐπὶ τὸν τόπον ἐπέστημεν, οὐδὲν ἀφετέον ἀργὸν οὐδ' ἐν αὐτῇ τῇ φύσει κείμενον, ὅπερ οἱ πλεῖστοι ποιεῖν εἰώθασι τῶν συγγραφέων, ἀποδεικτικῇ δὲ μᾶλλον τῇ διηγήσει χρηστέον.* Dieser Satz bildet den Übergang von der allgemeinen Schilderung der Strömungen in der Maiotis und im Pontos zu einer eingehenden Begründung dieses Naturvorganges. Bekker schrieb *οὐδ' ἐν αὐτῇ τῇ φάσει κείμενον*, worin ihm die neueren Herausgeber folgten, indes hat dieser treffliche Kenner der klassischen Gräzität für die Sprache unseres Historikers nicht die gleich feine Empfindung gezeigt. Polybios hat die zwei Gründe für diese Bewegung der beiden Binnenmeere in ganz allgemeiner Weise (Zufluſs von Wasser in ein Becken und Anschwemmung von Land) angegeben, indem er beifügt, dafs diese Erklärung nicht auf der phantastischen Schilderung von Schiffern und Reisenden beruhe, sondern auf der Beobachtung physikalischer Gesetze *ἐκ τῆς κατὰ φύσιν θεωρίας*. Mit den obigen Worten geht er nun zur Begründung dieser Erscheinung in dem speziellen Fall über; er will das Thema erschöpfen, keinen Punkt unerörtert lassen und sich nicht damit begnügen zu sagen, dafs der Vorgang in der Natur der Örtlichkeit begründet sei, vielmehr will er diesen natürlichen Vorgang mit all seinen Folgeerscheinungen erklären, während die meisten Schriftsteller eben mehr äufserlich sich auf die Natur. d. h. die natürliche, einmal gegebene Beschaffenheit eines Vorganges oder einer Örtlichkeit berufen. Ich wüfste nicht, was gegen diese Erklärung einzuwenden wäre.

Gegen die Konjektur Bekkers *οὐδὲν ἀφετέον ἀργὸν οὐδ' ἐν αὐτῇ τῇ φάσει κείμενον* spricht der Zusammenhang und der Sprachgebrauch. Die natürlichen Gründe hat ja der Historiker schon angegeben, doch will er sich nicht damit begnügen, sondern sie eingehend mit allen Folgeerscheinungen besprechen; also kann von einem blofsen Berichten (*αὐτὴ φάσις*) nicht mehr die Rede sein. Aber auch vom rein logischen Standpunkt aus ist die Verbindung *οὐδὲν . . . οὐδ' ἐν αὐτῇ τῇ φάσει κείμενον* unmöglich, weil *κείμενος* die Grundbedeutung ‚begründet sein auf etwas' noch nicht verloren hat, s. 4, 51, 1

κείμενον ἐν ταῖς κατὰ τὸν Ἀχαιὸν ἐλπίσιν; κείμενον ἐν τῇ φάσει könnte sich nur auf die Äufserung eines andern beziehen, auf die man sich gründet. Da dies hier nicht der Fall ist, vielmehr Stützpunkt und das was sich darauf stützt zusammenfällt, also das Verhältnis von Ursache und Wirkung nicht vorliegt, so kann ein so logisch denkender Schriftsteller wie Polybios nicht anders geschrieben haben als uns überliefert ist; vgl. dagegen die völlig richtige Ausdrucksweise 8, 1, 4 *οὐ μὴν οὐδ' αὐτόθεν ἀποστατέον τῆς ἀποφάσεως ἀργῶς.*

Die Steigerungsformen bei Polybios.

An so zahlreichen Stellen wurden von den Herausgebern des Historikers an Komparativ- und Superlativformen Änderungen vorgenommen, dafs man sich billig fragt, ob hier nicht etwa eine Täuschung vorliegt und der Mafsstab des Attischen, wie in anderen Fällen, auch auf die Komparation angewendet wurde, während es nötig ist die spätere Gräzität[1]) zum Verständnis der Sprache des Historikers heranzuziehen. Es sollen darum im folgenden jene Stellen einer genaueren Prüfung unterzogen und dabei überhaupt die Bedeutung der Steigerungsformen bei Polybios kurz erläutert werden.

Wir finden wiederholt Positiv und Komparativ oder Komparativ und Superlativ in Gegensätzen verbunden, wo man nach dem gewöhnlichen Sprachgebrauch einen der beiden Grade erwartet. 4, 53, 7 *τῶν δὲ Γορτυνίων οἱ μὲν πρεσβύτατοι τὰ τῶν Κνωσίων, οἱ δὲ νεώτεροι τὰ τῶν Ἀντιόν αἱρούμενοι.* Bekker schrieb *οἱ μὲν πρεσβύτεροι,* Hultsch schlofs *πρεσβύτατοι* ein. Unmittelbar darauf werden dieselben Parteien mit Komparativ und Positiv bezeichnet 53, 9 *οἱ πρεσβύτεροι . . . τοὺς μὲν ἐξέβαλον, τοὺς δ' ἀπέκτειναν τῶν νέων*; gerade dieser eigentümliche Wechsel dürfte ein Fingerzeig sein für die obige Spracherscheinung. Zur Bezeichnung der verschiedenen Altersklassen durch die Endpunkte ‚alt und jung' verbindet der Schriftsteller Positiv und Komparativ 1, 1, 4 *παρορμῆσαι πάντα καὶ νέον καὶ πρεσβύτερον*; 12, 26, 7 *τοὺς πρεσβυτέρους ὑπὸ τῶν νέων ὑάπτεσθαι*; 32, 16, 1 *ἡδεῖαν μὲν . . . τοῖς πρεσβυτέροις, ὠφέλιμον δὲ τοῖς νέοις τὴν τοιαύτην ἱστορίαν; πρεσβύτερος* hat hier die Bedeutung von *πρεσβύτης.* Liegt dagegen ein wirklich komparatives Verhältnis vor, so wird in beiden Fällen der Komparativ gebraucht 5, 1, 9 *τὸν τε πρεσβύτερον καὶ τὸν νεώτερον Ἄρατον* oder 15,18,8 *μὴ νεωτέρους τετταρεσκαίδεκα ἐτῶν μηδὲ πρεσβυτέρους τριάκοντα*; 33, 8, 2 *Πτολεμαῖος ὁ νεώτερος,* demgegenüber 8, 4 *παρὰ τοῦ πρεσβυτέρου.* An der obigen Stelle ist nun von einem Vergleich nicht die Rede, es werden nur die beiden Altersklassen einander gegenübergestellt; wird in der Verbindung *πρεσβύτεροι—νέοι* das eine Glied verstärkt zu *νεώτεροι,* so liegt es nahe, auch das andere Glied zu heben, um gleichsam das Gleichgewicht herzustellen, und so mag jene Verbindung *οἱ μὲν πρεσβύτατοι—οἱ δὲ νεώτεροι* entstanden sein; der doppelte

[1]) Siehe Fr. Blafs, Gramm. des neutestamentl. Griech. S. 138: „Die beiden Gradus werden nicht etwa wie im Neugriechischen oder Französischen durch das Zutreten des Artikels zum Superlativ geschieden, sondern sind ununterscheidbar."

Komparativ, wie Bekker, vermutet hat, würde hier nicht passen, da ein eigentlich komparatives Verhältnis gar nicht vorliegt, und entbehren läfst sich der Begriff *πρεσβύτατοι* erst recht nicht.

Aber nicht nur in jener Verbindung mit *νέος* hat *πρεσβύτερος* ganz die Bedeutung eines Positivs[1]), auch wenn der Begriff für sich allein steht, wird bald Komparativ bald Positiv gesetzt; 21, 26, 14 *Ἀλέξανδρος . . . πρεσβύτερος ἄνθρωπος* = senex in demselben Sinne wie 32, 20, 9 *Μύρτωνα πρεσβύτην ἄνθρωπον*. Andererseits steht der Positiv statt des logisch allein richtigen Komparativs 28, 23, 4 *Πτολεμαίου τοῦ πρεσβύτου;* 31, 20, 8 *παρὰ τοῦ πρεσβύτου βασιλέως;* nichts ist leichter als die Handschriften zu korrigieren und doch läfst sich der Positiv rechtfertigen durch den Hinweis auf die Unsicherheit im Gebrauch der Komparationsformen; wie Polybios 22, 18, 9 *τὸν νεώτατον υἱὸν Δημήτριον* sagt, obwohl nur zwei Söhne in Betracht kommen, so kann er umgekehrt auch den Positiv statt des Komparativs setzen. Endlich ist hier noch 9, 22, 3 zu erwähnen, wo von den jüngeren Brüdern Hannibals die Rede ist: *τά τε κατὰ τὴν Ἰβηρίαν διὰ τοῦ πρεσβυτέρου τῶν ἀδελφῶν Ἀσδρούβου, μετὰ δὲ ταῦτα διὰ τοῦ πρεσβύτου Μάγωνος,* schon Schweighäuser hat *πρεσβύτου* eingeschlossen, aber daran ist nicht zu zweifeln, dafs die Konzinnität bei dem zweiten Gliede *Μάγωνος* ein Attribut erfordert, *διὰ τοῦ Μάγωνος* hat Polybios sicherlich nicht geschrieben und an die Stelle des gewöhnlichen *τοῦ νεωτέρου* wäre auch nicht *πρεσβύτου* getreten; vielmehr halte ich *διὰ τοῦ πρεσβύτου Μάγωνος* für die richtige Lesart, die mehr psychologisch zu erklären ist; der Schriftsteller fafst das Alter wie eine Eigenschaft, die mehr oder weniger dem einzelnen zukommt, ein gewisses Alter haben beide, nur der eine in höherem Mafse. Wie man die Beobachtung gemacht hat, dafs der Ausdruck sich durch den folgenden Gedanken bestimmen läfst, so scheint hier das vorhergehende Wort *πρεσβύτερος* nachgewirkt und die folgende immerhin ungewöhnliche Wendung veranlafst zu haben.

Diese Abschwächung der Bedeutung von Komparativ und Superlativ zeigt sich auch darin, dafs beide Steigerungsformen miteinander verbunden werden können. 8, 2, 7 *ἐνεργέστερον δ' ἔσται καὶ τοῖς καιροῖς ἔγγιστον* FS; 13, 4, 5 *καταπληκτικώτατος καὶ τολμηρότερος* FS; 14, 12, 5 *τῷ γράφοντι ῥᾳδίαν ἔσεσθαι καὶ τοῖς ἀναγινώσκουσιν εὐμαθεστέραν;* 30, 12, 2 *ἐπὶ τοσοῦτον . . . . ἀσεβέστερος καὶ παρανομώτατος;* die Herausgeber haben diese Stellen zu korrigieren versucht, aber ohne Grund. Weil eben die Grenzen in der Bedeutung verschwindend waren, wie wir schon oben gesehen haben, konnten auch Komparativ und Superlativ leicht miteinander verbunden werden, nämlich da, wo nicht ein eigentlicher Vergleich mit *ἤ* oder dem Genitiv vorliegt. Man ist um so weniger zu Änderungen berechtigt, als die Verbindung der verschiedenen Grade keineswegs so selten sich zeigt. 39, 12, 3 *προσκύψαι*

[1]) Nur so erklärt sich, dafs *πρεσβύτερος* die Bedeutung ‚Priester' erhielt. Der Komparativ hatte eben seinen Wert besonders in diesem Wort völlig verloren; so erklärt sich auch N. T. Joh. II, 1 *Ἰωάννης ὁ πρεσβύτερος* = *ὁ πρεσβύτης*, wofür man gar mannigfache Deutungen gesucht hat.

τοῖς πρεσβυτέροις καὶ τοῖς ἀξιολογωτάτοις τῶν Ῥωμαίων; 8, 15, 5 *τὸ μὲν πολὺ μέρος καὶ χρησιμώτατον τῶν εὐζώνων;* 9, 20, 6 *φιλοτιμότατός εἰμι καὶ σπουδάζων;* 27, 4, 7 *ὅσῳ γὰρ πλεῖον ὀρέγονται . . . τοσούτῳ καὶ τὴν ἐναντίαν προαίρεσιν μάλιστα δεῖν αὐτοὺς προορᾶσθαι;* 27, 7, 12 *ἀλαζονικώτερον ὄντα καὶ κενόδοξον;* 27, 9, 3 *τατεινὸς καὶ πολὺ καταδεέστερος ἀνταγωνιστής;* 10, 25, 2 *τὰ κοῦφα καὶ τὰ πρακτικώτατα τῆς δυνάμεως;* 38, 8, 8 *οἱ χείριστοι καὶ τοῖς θεοῖς ἐχθροί.* Diese Beispiele, die sich leicht vermehren liefsen, genügen, um zu zeigen, dafs das Gefühl für scharfe Unterscheidung der Grade immer mehr schwindet. So kommt es, dafs der Komparativ, auch wenn er allein steht und nicht gerade ein vergleichendes Verhältnis vorliegt, fast ebenso wie der Superlativ gebraucht wird 27, 8, 5 *ἐδόκει τοῖς πλείοσι τῶν φίλων;* 27, 8, 14 *τῶν πλείστων φίλων ἐπιτιμώντων αὐτῷ;* 32, 23, 4 *τὸ δὲ πλεῖστον ὑπέλαβε τὸν καιρὸν ἐπιτήδειον εἶναι;* 32, 24, 4 *τὸ δὲ πλεῖον συγκαταστησομένους πρὸς τὸν Ἀριαράθην* beidemal im Sinn von ‚hauptsächlich'. Eine eigentümliche Stelle, die von Naber mit Unrecht umgeändert wurde, gehört hierher 32, 7, 15 *τοὺς μὲν γὰρ πλείστους σχεδὸν ἅπαντας ὁ χρόνος ἤδη κατηναλώκει, τούς γε δὴ καὶ μνήμης ἀξίους,* wo der Superlativ in Verbindung mit *ἅπαντας* nur dann erträglich wird, wenn er nicht mehr als höchster Grad empfunden wird, sondern als ein allgemeiner Quantitätsbegriff: die Mehrzahl hatte fast sämtlich die Zeit dahingerafft. — Nach dem Vorhergehenden besteht kein Zweifel, dafs der Komparativ nicht nur in Verbindung mit Superlativen, sondern auch alleinstehend einen relativ hohen, aber auch den höchsten Grad bezeichnen kann. 21, 21, 10 *νὴ Δί' ἀλλὰ κάλλιόν ἐστι τοὺς δουλεύοντας ἐλευθεροῦν,* wo Ursini *κάλλιστον,* Dindorf *καλόν* schrieb. 15, 29, 11 *γινώσκω, διότι καὶ φρονεῖθ' ἡμῖν ἐναντία καὶ ταῖς θεαῖς εὔχεσθε τὰ δυσχερέστερα καθ' ἡμῶν,* Reiske und nach ihm die Herausgeber haben den Superlativ korrigiert.[1])

Der Superlativ kann aber auch verstärkt werden, weil er seine ursprüngliche Kraft verloren hat. 38, 4, 2 *ἔπταισαν δὲ τελέως ὀλίγιστοι, μάλιστα δὲ τούτων Ἀθηναῖοι,* natürlich nicht mit Cobet in *τελέως ὀλίγοι* zu ändern. Eine andere Verstärkung lesen wir 12, 17, 1 *παρατάξεως, ἣν ἅμα μὲν μίαν ἐπιφανεστάτην εἶναι συμβέβηκεν,* gemeint ist die Schlacht bei Issus, an die Polybios seine Kritik anknüpft als an die bedeutendste Schlacht. Casaubonus hat *μίαν* gestrichen, Büttner-Wobst gar *οἵαν* geschrieben. Will man nicht *μίαν* als Verstärkung des Superlativs, entsprechend dem lateinischen unus gelten lassen, so läge es doch viel näher *λίαν* zur Verstärkung des Superlativs zu schreiben; indes ist nach meiner Meinung die Überlieferung völlig richtig.[2]) Um

---

[1]) Siehe darüber in dem trefflichen Werk von W. Schmid, Der Atticismus I S. 238; III S. 62; IV S. 62 und 614. — Fr. Blafs, Grammat. des neutestamentl. Griech. S. 139, wo aus acta apost. 25, 10 angeführt wird: *κάλλιον ἐπιγινώσκεις = ἄριστα.* — Siehe J. Fritsch, Der Sprachgebrauch des griech. Romanschriftstellers Heliodor (Progr. Kaaden 1901) S. 22: ‚bis zum Überdrusse werden die Komparative in absolutem Sinn verwendet. Verwandt damit ist die Erscheinung, dafs Komparative vielfach die Geltung von Superlativen haben'.

[2]) Siehe W. Schmid, Der Atticismus IV S. 614; III S. 61: Superlativverstärkungen mit *πάνυ* und *λίαν* sind in der Vulgärsprache häufig.

das Vorhergehende zusammenzufassen, so können wir schon bei Polybios eine Schwächung des Sprachgefühles für Unterscheidung der einzelnen Grade wahrnehmen, zunächst bei *πρέσβυς* und *νέος*, dann überhaupt in Verbindungen der einzelnen Grade miteinander, ferner in dem absoluten Gebrauch des Komparativs und in der Verstärkung des Superlativs.

Erlangen. Carl Wunderer.

Kritisch-Exegetisches zu Plato.

Es sei mir gestattet, zwei wichtige Platostellen, die ich in meiner Euthyphron- und Lachesausgabe (Perthes, Gotha) verbessert zu haben glaube, hier näher zu beleuchten.

1. Euthyphron 15 E: *Ἀπ' ἐλπίδος με καταβαλὼν μεγάλης ἀπέρχει, ἣν εἶχον, ὡς παρὰ σοῦ μαθὼν τά τε ὅσια καὶ μὴ καὶ τῆς πρὸς Μέλητον γραφῆς ἀπαλλάξομαι, ἐνδειξάμενος ἐκείνῳ, ὅτι σοφὸς ἤδη παρ' Εὐθύφρονος τὰ θεῖα γέγονα καὶ ὅτι οὐκέτι ὑπ' ἀγνοίας αὐτοσχεδιάζω οὐδὲ καινοτομῶ περὶ αὐτά, καὶ δὴ καὶ τὸν ἄλλον βίον ἔτι* (st. *ὅτι*) *ἄμεινον βιωσοίμην.*

Die Schwierigkeit der Auffassung und Satzkonstruktion ist hervorgerufen worden durch das drittletzte Wörtchen *ὅτι* vor *ἄμεινον*. Chr. Cron hat diese Stelle ausführlich besprochen in N. Jahrb. f. Phil. u. Päd. 1891. S. 169 ff. Die älteren Kommentatoren wie Cron und Wohlrab koordinierten dieses *ὅτι* mit den beiden vorausgehenden *ὅτι*, welche von *ἐνδειξάμενος* abhängig sind. Dies ist aber schon sachlich nicht möglich, weil man wohl Vergangenes und Gegenwärtiges (*γέγονα, καινοτομῶ*), aber nicht Zukünftiges (*βιωσοίμην*) nachweisen kann. Andere fafsten *ὅτι* als eine Verstärkung des Komparativs *ἄμεινον*, was sprachlich nicht möglich ist, denn nur der Superlativ wird mit *ὅτι* verstärkt. Die richtige Lösung hat M. Schanz angebahnt, indem er (Plat. Studien p. 43, Kritische Ausgabe p. 25 u. Komment. Ausg. p. 69) den Fehler in dem Wörtchen *ὅτι* selber erblickte und es als eine Interpolation beseitigte, ferner nachwies, dafs *καὶ δὴ καὶ — βιωσοίμην* zu *ὡς — ἀπαλλάξομα*, koordiniert werden mufs. Dieser Auffassung sind die neueren Herausgeber (Schneider, Th. Christ, Bertram) gefolgt.

In zwei Punkten jedoch kann ich der Schanzschen Exegese nicht beipflichten. Das allseitig überlieferte *ὅτι* vermag ich deshalb nicht als eine Interpolation anzusehen, weil der Interpolator nicht zu so aufsergewöhnlichen, ungebräuchlichen und verdunkelnden Formen greifen würde. Ich halte die Form *ὅτι* vielmehr für eine sehr naheliegende Verderbnis aus *ἔτι*, welches hier die Bedeutung von „künftighin, in Zukunft" haben mufs, was sich natürlich ohne Störung und sehr bezeichnend in den Sinn dieses zukünftigen Gedankens fügt. Die angegebene Bedeutung des *ἔτι* ist zweifellos und läfst sich aus Homer, den Tragikern und sonst aus Plato nachweisen.

Der zweite Punkt ist folgender. Ich kann nicht zugeben, dafs die beiden von *ὡς* abhängigen Verbalformen *ἀπαλλάξομαι* und *βιωσοίμην*

„keinen Unterschied des Sinnes begründen". Ich behaupte vielmehr, dafs die zwei verschiedenen Formen auch zwei verschiedene Auffassungen enthalten, die zugleich der Natur der bezeichneten Sache angepafst sind. „Ich hatte gehofft, will Sokrates sagen, dafs ich frei werde" (*ὡς ἀπαλλάξομαι*). Dieser Indikativ Futur bezeichnet die Gewifsheit der Vorstellung. „Ferner dafs ich besonders mein übriges Leben in Zukunft besser gestalten würde" (*ὡς βιωσοίμην*). Dieser Optativ bezeichnet nur die Möglichkeit der Vorstellung, eine angenommene Eventualität, in welcher ein Zug sokratischer Ironie nicht zu verkennen ist, welche in deutlicherer Weise lauten würde: „dafs ich so würde wie du."

2. Laches 182 A. „Die Waffenübung, heifst es, ist für die Jugend in vielfacher Hinsicht nützlich. Erstens bewahrt sie vor Müfsiggang und dessen Folgen. Zweitens stärkt und stählt sie den Körper. Drittens geziemt sie und die Reitkunst dem freien Manne." Daran schliefsen sich die schwer zu erklärenden Worte: *οὗ γὰρ ἀγῶνος ἀθληταί ἐσμεν, καὶ ἐν οἷς ἡμῖν ὁ ἀγὼν πρόκειται, μόνοι οὗτοι γυμνάζονται οἱ ἐν τούτοις τοῖς περὶ τὸν πόλεμον ὀργάνοις γυμναζόμενοι.*

Die Hauptschwierigkeiten bilden die beiden Wörter *ἀγῶνος* und *ὁ ἀγών*. Es geht nämlich nicht an, bei *ἀγῶνος* sich eine andere Bedeutung vorzustellen als bei *ἀγών*. Denn es findet sich kein deutlich unterscheidendes Merkmal. Man kann nicht das eine Wort im eigentlichen, das andere im übertragenen Sinne nehmen. Chr. Cron zitiert zwar (5. Aufl. p. 28) zur Beihilfe einige Platostellen, gibt aber keine Entscheidung in der Schwierigkeit. Bertram sieht in *ὁ ἀγών* den gegenwärtigen Peloponnesischen Krieg, in *ἀγῶνος* die Übung in der Palästra. Diese Verschiedenheit der Bedeutung ist durch nichts gerechtfertigt; aufserdem spricht die nachfolgende Weiterführung gegen die Erklärung von *ὁ ἀγών* als Krieg. Schanz hat nach meiner Ansicht die Heilung der Stelle angedeutet, dadurch dafs er (Krit. Ausg. p. 35) das erste *ἀγῶνος* als unrichtigen Zusatz ausscheiden wollte. Dafs dieser Rat befolgt werden mufs, will ich nun nachweisen.

In dem Schanzschen Vorschlag bekundet sich, meine ich, ein bestimmtes Sprachgefühl, welches verlangt, dafs dem Ausdruck *ἐν οἷς* das korrespondierende Relativ *οὗ* entspricht und dafs dem *ὁ ἀγὼν πρόκειται* das vorausgehende *ἀθληταί* gegenübersteht. Was nun zuerst *ἀθληταί* bedeutet, lehrt uns ein Abschnitt aus Platos Politeia (403 D—405 A), wo der Wert der Leibesübungen für die Jugenderziehung besprochen wird. Die *φύλακες* des Staates nämlich werden dort *πολεμικοὶ ἀθληταί* genannt und wiederholt unter dem weiteren Begriff *ἀσκηταί* zusammengefafst (404 A u. C). Ja, es wird von ihnen gesagt, dafs sie einer besonders sorgfältigen Übung (*κομψοτέρας ἀσκήσεως*) bedürfen. Unter *ἀθληταί* haben wir also hier solche Leute zu denken, welche sich berufsmäfsig mit dem Waffenhandwerk befassen. Der sprechende Feldherr Nikias rechnet sich auch dazu. *οὗ* mufs also den Gegenstand der Übung bezeichnen. Dieser ist kein anderer als die eben gesehene Waffenübung, die mit dem Gattungsbegriff *γυμνάσιον* oben bezeichnet wurde. Der Gedanke ist demnach: *οὗ* (sc. *γυμ-*

νασίου) *ἀθληταί ἐσμεν* = wo wir uns berufsmäfsig üben = in unserem Berufe der Waffenübung. Das überlieferte *ἀγῶνος* ist also ein mifsglückter Erklärungsversuch eines Interpolators. Der korrespondierende Begriff *ἐν οἷς* weist hin auf die Vereinigung zweier Übungen, nämlich auf die obengenannten *γυμνάσιον* und *ἱππική*, die dem freien Manne ziemen, Waffenübung und Reitkunst.

Es erübrigt noch die Worte *ὁ ἀγὼν πρόκειται* inhaltlich zu bestimmen. Mit *ἀγών* kann der Krieg nicht gemeint sein, erstens weil der Kriegszweck weiter unten als ein besonders wichtiger für sich gesondert behandelt wird, zweitens weil unser Satz als eine Begründung zu dem vorausgehenden Begriff *ἐλεύθερος* zu verstehen ist, indem gezeigt werden soll, inwiefern die Waffenübung mit Einschlufs der Reitkunst zur Erziehungs- und Vorbereitungsaufgabe des freien Mannes gehört. Man darf also unter *ὁ ἀγών* nichts anderes als einen Wettkampf, ein Kampfspiel verstehen und zwar, wie der Plural *ἐν οἷς* verlangt, in Waffen und zu Pferd (*γυμνάσιον* und *ἱππική*). Dafs ein solcher ritterlicher *ἀγών*, ein turnierartiges Spiel, in Athen üblich war, darauf hat Paul Wolters in einem Programm der Universität Würzburg „Zu griechischen Agonen" (1901) eingehend aufmerksam gemacht. An dem Bilderschmuck einer Vase aus Eretria athenischen Ursprungs zeigt er die besondere Art dieses ritterlichen Kampfspieles auf. Es ist die Übung des Schildstechens. Die Reiter sprengen an und schleudern ihren Speer auf einen befestigten Schild. Bestätigt wird diese Übung, wie Wolters S. 20 ff. nachweist, durch attische Inschriften sowie durch Platons Gesetze 834 D und Xenophons *ἱππαρχικός* und *περὶ ἱππικῆς*.

So sind also sämtliche Begriffe des dunklen Satzes meines Erachtens hinlänglich aufgeklärt und wir übersetzen demzufolge: „Denn auf dem Gebiete unserer berufsmäfsigen Waffenübung und worin wir das Ritterspiel zu leisten haben, darin üben sich nur diejenigen, welche sich in diesen (eben gesehenen) Kriegswerkzeugen üben."

Würzburg. Nusser.

Zu Alkiphron.

III. 25. (Schepers); III. 61. (Seiler).

Ein Parasit klagt in einem Briefe an einen Genossen, dafs er, der Sohn des reichsten Atheners und der vornehmsten Athenerin, jetzt als Parasit sich von einem Menschen gemeiner Herkunft mifshandeln lassen müsse, der die erste Rolle im Staate spiele. „Ich in meiner niedrigen Stellung, schreibt er, bin nach dem Verluste meines väterlichen Vermögens zufrieden, wenn ich meinem Magen die nötige Nahrung verschaffen kann; Dosiades aber, ihr Götter, beherrscht als Redner die Volksversammlung, zählt zu den Richtern in der Heliäa und führt die Zügel der Regierung bei dem Volke, bei welchem Miltiades, der Sieger von Marathon, im Gefängnisse schmachtete und Aristides der Gerechte durch das Scherbengericht verbannt wurde."

ἐγω μὲν ἐν ταπεινῷ τῷ σχήματι τὴν πατρῴαν ἀποβαλὼν οὐσίαν ἀγαπῶ τὴν ἀναγκαίαν ἐκπορίζειν τῇ γαστρὶ τροφήν· Δωσιάδης δ', ὦ θεοί, τὴν πνύκα καταλαμβάνει δημηγορῶν κἀν τοῖς ἐν Ἡλιαίᾳ καταριθμεῖται δικάζουσι καὶ τὰς ἡνίας ἔχει τοῦ δήμου, παρ' ᾧ Μιλτιάδης ἐδέδετο ὁ τὸ ἐν Μαραθῶνι τρόπαιον ἐγείρας καὶ Ἀριστείδης ὁ δίκαιος ἐξωστρακίζετο. Der codex Venetus, der für die Kritik Alkiphrons von grofser Wichtigkeit ist, weil er, obwohl sehr fehlerhaft geschrieben, doch häufig die Spur des Richtigen erhalten hat, bietet hier im Texte nach dem Namen *Μιλτιάδης* seltsamer Weise den Zusatz *γραμματικός*. Meineke macht deshalb in seiner Ausgabe des Alkiphron seiner Entrüstung über diese krasse Unwissenheit des Mönches, der die Handschrift schrieb, in folgenden Worten Luft:

„verba *Μιλτιάδης ἐδέδετο* perridiculo augmento ditata sunt in Ven., qui post *Μιλτιάδης* inserit *γραμματικός*. Hoc igitur praeclaris suis laboribus Miltiades consecutus est, ut a futili monacho grammaticorum genti insereretur vir a grammaticis subtilitatibus tantum distans, quantum monachus iste a *περινίνοις* illis *μαραθωνομάχαις*."

Aber Meineke hat hier dem armen Mönche doch unrecht getan. *γραμματικός* war ohne Zweifel ursprünglich eine Randbemerkung, die in den Text geraten ist und zwar an falscher Stelle. Denn sie gehörte nicht zu *Μιλτιάδης*, sondern zu dem kurz vorher genannten *Δωσιάδης*. Ein kundiger Leser wufste nämlich, dafs es einen Grammatiker Dosiades gab und bemerkte dies am Rande. Dieser Dosiades ist im codex Venetus B (und im Townleyanus) der Homerscholien erwähnt zu Ilias 20, 234, wo es in bezug auf den Raub des Ganymedes heifst: *Μνασέας δέ φησιν ὑπὸ Ταντάλου ἁρπάσθαι — —, Δωσιάδης δὲ ὑπὸ Μίνω — —.*

Es verdient noch bemerkt zu werden, dafs Alkiphron auch III. 56 einen Grammatiker erwähnt, dessen Name nicht sicher ist, und III. 74 den Autochthon (*τοῦτο γὰρ Αὐτόχθονος ἴκουσα τοῦ γραμματικοῦ*), der neunmal in den Iliasscholien genannt ist (zu 4, 132 und 133. 9, 132. 10, 252. 13, 407. 14, 31. 15, 627. 20, 271 und 22, 3.).

III. 40. (Schepers); I. 23. (Seiler).

Ein Parasit schildert einen strengen Winter in Attika: „Noch nie habe ich in Attika einen solchen Winter erlebt. Denn nicht nur die Winde tosten auf uns ein, nebeneinander blasend oder vielmehr durcheinander stürmend, sondern bereits hüllte auch Schnee, der in dichten Flocken aufeinander wirbelte, zuerst den Erdboden ein, dann erhob sich der ausgiebige Schneegufs nicht blofs über die Oberfläche, sondern in die Höhe, so dafs man zufrieden war, wenn man beim Öffnen der Haustüre noch die Strafse sah."

Οὐπώποτε ἐγὼ κατὰ τὴν Ἀττικὴν ὑπέμεινα τοιοῦτον χειμῶνα. οὐ γὰρ μόνον ἐκ παραλλήλου φυσῶντες. μᾶλλον δὲ φύρδην φερόμενοι κατεκτύπουν ἡμῶν οἱ ἄνεμοι, ἀλλ' ἤδη καὶ χιὼν πυκνὴ καὶ ἐπάλληλος φερομένη πρῶτον μὲν τοὔδαφος ἐκάλυπτεν, ἔπειτα οὐκ ἐπιπολῆς ἀλλ' εἰς ὕψος ἤρετο τῆς νιφάδος χῦμα πάμπολυ, ὡς ἀγαπητὸν εἶναι τὸ θύριον ἀνοίξαντα τῆς οἰκίας τὸν σιενωπὸν ἰδεῖν. Nun heifst es im Texte

weiter *ἐμοὶ δὲ οὔτε ξύλον οὔτε ἄσβολος παρῆν. πῶς γὰρ ἦ πόθεν;* dann folgt der Satz: „Die Kälte aber drang mir in Mark und Bein". *ὁ κρυμὸς δὲ εἰσεδύετο μέχρι μυελῶν αὐτῶν καὶ ὀστέων.*

Die nicht übersetzten Worte müfsten deutsch lauten: „Mir aber stand weder Holz noch Rufs zu Gebote. Denn wie sollte ich sie bekommen oder woher?"

Niemand hat daran Anstofs genommen und doch ist Rufs als Heizmittel sinnlos und lächerlich, wie auch die lateinische Übersetzung bei Seiler: mihi vero neque lignum neque fuligo suppetebat. Herel hilft sich damit, dafs er übersetzt (Altenburg 1767): „Ich hatte, du kannst es leicht begreifen, kein Holz, nicht das geringste von brennbaren Sachen im Vermögen". *ἄσβολος* heifst nichts als Rufs, es kann nicht etwa Kohlen (*ἀνθράκιον*) bedeuten. Man höre, wie Lukian, Alkiphrons Vorbild, das Wort *ἄσβολος* gebraucht:

Timon 2. Timon sagt zu Zeus: Dein Blitzstrahl ist erloschen und erkaltet, die Menschen fürchten sich nicht mehr davor. Er wirkt wie ein ausgelöschter Feuerbrand, der weder Feuer noch Rauch mehr entwickelt, der, wenn er trifft, höchstens den Schaden bringt, dafs man mit Rufs bedeckt wird (*ὅτι ἀναπλησθήσονται τῆς ἀσβόλου*).

deorum dial. 5, 4. Das Gesicht des Hephästos ist schwarz von Rufs (*ὑπὸ τῆς ἀσβόλου κατηθαλωμένον τὸ πρόσωπον*).

bis accusatus 8. Hier werden Leute erwähnt, die den Kessel von aufsen mit der Fingerspitze berührt und sich rufsig gemacht haben (*ἐπιχρισάμενοι τῆς ἀσβόλου*).

Saturn. 2. nennt Lukian einen, der sich das Gesicht mit Rufs geschwärzt hat, *ἀσβόλῳ κεχρισμένον τὸ πρόσωπον.*

Also mit dem Worte *ἄσβολος* (Rufs) ist an unserer Stelle des Alkiphron nichts zu machen. Man braucht aber nur das σ zu streichen, so ist dasjenige Wort gefunden, das Sinn und Zusammenhang erfordern. Denn *ἄβολος* bedeutet einen Mantel, die abolla, die bei römischen Schriftstellern der Kaiserzeit öfter erwähnt ist. „Dick und doppelt, wie die laena, aber eine ausländische Tracht, war die abolla." (J. Marquardt, Das Privatleben der Römer S. 553.) Vergleiche den Artikel im Thesaurus linguae Latinae und Rich, illustriertes Wörterbuch der römischen Altertümer.

Im Griechischen findet sich das Wort bei [Arrian] Periplus maris Erythraei § 6: *Ἀρσινοητικαὶ στολαὶ καὶ ἄβολοι* (so der codex) *νόθοι χρωμάτιναι.* Servius zu Verg. Aen. 5, 421 haec fatus duplicem ex umeris reiecit amictum] duplicem amictum i. e. abollam, quae duplex est sicut chlamys.

Die abolla ist erwähnt bei Martial 4, 53. 8, 48. Juvenal 3, 115. 4, 76. Sueton. Calig. 35.

Der Parasit sagt also: „Mir aber stand weder Holz noch Mantel zu Gebote", womit zu vergleichen ist die Erzählung des Odysseus bei Homer (Od. 14, 457—503) von der kalten Nacht und dem fehlenden Mantel (V. 487 *ἀλλέ μ' χεῖμα | δάμναται· οὐ γὰρ ἔχω χλαῖναν*).

München. Karl Meiser.

Das Lehrziel im Geschichtsunterricht und die Gesamtwiederholungen.

Unter den in den Zeitungen gemachten Verbesserungsvorschlägen, welche durch den jüngsten Ministerialerlafs zur Förderung der Turnspiele hervorgerufen worden sind, war auch der zu lesen, man möge in der Geschichte (und Geographie) von Schulaufgaben entweder ganz absehen oder dieselben auf kleinere Gebiete des Lehrstoffes beschränken. Andrerseits mehren sich die Klagen über zu geringe Geschichtskenntnisse der auf den Gymnasium herangebildeten jungen Leute. Um nur zwei gewichtige Zeugnisse anzuführen, so hat in der ersten bayerischen Kammer ein Mann, der als Berater der Krone wie als Rechtslehrer das höchste Ansehen geniefst, vor einiger Zeit bittere Beschwerde geführt über die Unwissenheit der Studenten in der Geschichte, und dafs beim I. Abschnitt der philologischen Staatsprüfung die schlechtesten Noten in der Geschichte herauskommen, ist allgemein bekannt. Nun wäre es gewifs einseitig für die unbefriedigenden Geschichtskenntnisse der angehenden Philologen und Juristen dem Unterricht auf den Gymnasien die ausschliefsliche Verantwortung zuzuschieben. Die Universitäten bieten ja so reichliche Gelegenheit zur Weiterbildung in der Geschichte, dafs es nur auf den Studenten ankommt diese Gelegenheiten: Vorlesungen, Seminare, Bibliotheken, zu benützen. Aber zweierlei mufs allerdings der Studierende vom Gymnasium mitbringen: 1. geschichtliches Interesse; 2. einen sicheren Grundstock geschichtlichen Wissens.

Mit diesen beiden Stücken meine ich zugleich das Ziel des Geschichtsunterrichtes am Gymnasium bezeichnet zu haben. Dafs dies Ziel, so bescheiden es sich ausnimmt, nicht ohne viel redliche Arbeit seitens des Lehrers erreicht werden kann, wissen alle, die mit diesem Unterricht zu tun haben oder zu tun gehabt haben. Insbesondere dürften alle Kundigen darin übereinstimmen, dafs gerade die von wohlmeinenden Laien oft beanstandeten Wiederholungen gröfserer Gebiete aus der Geschichte unerläfslich sind, wenn das bezeichnete doppelte Ziel erreicht werden soll. In der bayerischen Schulordnung von 1891 wie in den preufsischen Lehrplänen von 1901 sind denn auch Wiederholungen aus der Geschichte nachdrücklich empfohlen. Aus der bayerischen Schulordnung sind Anführungen hier überflüssig, in den Lehrplänen und Lehraufgaben für die höheren Schulen in Preufsen aber heifst es VII, 4: „Sehr zu empfehlen ist die vielfach mit bestem Erfolge ausgeführte vergleichende und den Stoff nach verschiedenen Gesichtspunkten gruppierende Zusammenfassung geschichtlicher Tatsachen. Dies gilt vorzugsweise für die Wiederholungen, die ohne Überlastung mit unnützem Zahlenballast regelmäfsig auf allen Stufen anzustellen sind, um (den?) einmal erworbenen Gedächtnisbesitz dauernd zu befestigen."

Die letzte Wiederholung des gesamten Geschichtspensums auf den Gymnasien fällt naturgemäfs in das letzte Trimester der Oberklasse. Hier gilt es das ganze grofse Gebiet der Geschichte noch einmal zu durchwandern. Der Gedanke daran hat etwas Abschreckendes,

wenn man nur die eine der beiden Aufgaben des Geschichtsunterrichtes, die Aneignung der Daten, im Auge hat. Und viele Schüler und wohl auch einzelne Lehrer, auch solche, die sonst nicht für das Drillen sind, legen doch in den drangvollen letzten Wochen das Hauptgewicht darauf, möglichst viel Wissen zu sammeln. Allein der geringe Wert eines solchen forcierten Einlernens liegt auf der Hand. Wenige Wochen nach der Prüfung ist das ganze Wissen verflogen, geblieben ist nur die unangenehme Erinnerung an die Mühe des Einlernens. Aus dem Bestreben der Überlastung mit Gedächtnisarbeit entgegenzutreten, ging der Antrag der 19. Generalversammlung der bayerischen Gymnasiallehrer (im Jahre 1897) hervor, es möge der Prüfungsstoff aus der Geschichte auf das Pensum der (8. und) 9. Klasse beschränkt werden.[1]) Die oberste Schulbehörde hat diesem Antrag keine Folge gegeben. Es läfst sich in der Tat manches dafür anführen, dafs in der Abgangsprüfung des humanistischen Gymnasiums die alte Geschichte einen Gegenstand bilden müsse; aber auch dafs der Abiturient eine übersichtliche Kenntnis der allgemeinen Geschichte dartun müsse, ist keine unbillige Forderung.[2])

Es fragt sich nur, wie dieser Forderung Genüge geschehen kann, ohne dafs man in das mit Recht verabscheute blofse Einpauken von Tatsachen verfällt. Ein Versuch einen Weg hiefür zu zeigen, waren die 1897 erschienenen Wiederholungsfragen des Verfassers, die nun in 2. Auflage vorliegen. Es gibt auch andere Wege; und befreundete Kollegen haben mir offen erklärt, dafs sie es für besser halten, wenn man den Schülern nur das „Rohmaterial" in die Hand gebe. Welche „Gebäude" sie daraus aufführen könnten, das werde sich unter der Leitung der Lehrer im Unterrichte selbst zeigen. Etwa wie es die meisten Lehrer auch vorziehen bei der Lektüre der alten wie der deutschen Klassiker Ausgaben ohne Erklärungen zu benützen. Freilich sind Fragen schliefslich auch nur Anleitungen und keine „fertigen Gebäude", namentlich solange nicht wie z. B. bei Zurbonsens Repetitionsfragen gleich die Beantwortungen beigegeben sind. Darauf kommt es an, den Schüler von vornherein zu veranlassen, sich den geschichtlichen Stoff von bestimmten Gesichtspunkten aus zu betrachten, ihn schon bei der häuslichen Vorbereitung zu einer Auswahl aus dem Buch (oder noch besser aus dem Gedächtnis) zu nötigen. Es ist ja durch die Erfahrung

[1]) Der Antragsteller (Prof. Dr. Baier-Würzburg) hatte bekanntlich zunächst den Antrag auf schriftliche Prüfung aus dem Gesamtstoffe der 9. Klasse und der bayerischen Geschichte der 7. und 8. Klasse im engsten Anschlusse an die deutsche Geschichte" gestellt, hatte aber bei der Abneigung vieler Kollegen gegen die Wiedereinführung einer schriftlichen Prüfung aus der Geschichte keine Mehrheit für seinen Antrag gefunden.

[2]) Es sei gestattet auch hier auf die preufsischen Lehrpläne zu verweisen. Auch in Preufsen wird aus der Geschichte nur mündlich geprüft. Die besondere Vorschrift hierüber lautet: „Die geschichtliche Prüfung hat vornehmlich die Geschichte Deutschlands und des preufsischen Staates zum Gegenstande; bei den Gymnasien sind auch Fragen aus der griechischen und römischen Geschichte zu stellen" Zu denjenigen Fächern, in welchen die Note „ungenügend" der Ausgleichung durch ein „Gut" in einem andern Gegenstande bedarf, gehört die Geschichte nach den preufsischen Lehrplänen nicht.

bestätigt, dafs es den Geist ermüdet, denselben Stoff immer wieder in derselben Reihenfolge zu lernen. So gibt es Schüler, die bei geschichtlichen Wiederholungen überhaupt lieber andere Bücher benützen als die beim ersten Unterricht gebrauchten, offenbar weil sie bis zu einem gewissen Grad gegen die alten Bücher abgestumpft sind. A. Messer in seinen Bemerkungen zur pädagogischen Psychologie und Physiologie (Neue Jahrbücher 1904, II, 1 S. 2) sagt daher, dafs „das beste Mittel Kenntnisse zu festem geistigen Besitz der Schüler zu machen darin besteht, die Schüler immer wieder zur Verwertung derselben und zwar in möglichst verschiedenen Zusammenhängen und Verwendungsweisen anzuhalten. Dadurch werden die Vorstellungen mit den verschiedenartigsten anderen verknüpft, die sich in der Folge als Reproduktionshilfen erweisen."

Nun darf man ja wohl annehmen, dafs bei der Gesamtwiederholung der Geschichte in der Oberklasse meist so verfahren wird, dafs der Stoff nach neuen Gesichtspunkten durchgenommen wird. Die Verschiedenheit des Verfahrens mag sich darauf beschränken, dafs der eine Lehrer es vorzieht, die Schüler schon für die häusliche Vorbereitung auf bestimmte solche Gesichtspunkte hinzuweisen, während der andere die Aufmerksamkeit der Schüler dadurch zu steigern sucht, dafs er sie erst in der Klasse mit dem wiederholten Stoffe frei operieren läfst.

Im letzteren Fall wird sich für die häusliche Vorbereitung des Schülers ein Geschichtsauszug oder eine Zeittafel empfehlen; vielleicht kann man auch für einzelne Abschnitte, nicht für das ganze Pensum, zum Lehrbuch zurückgreifen. Ungern sehe ich als Hilfsmittel bei der Wiederholung so inhaltreiche Bücher wie den grofsen Plötz in den Händen der Abiturienten. Da wäre freilich Grund von Überbürdung zu sprechen, wenn man alles, was darin steht, von den Schülern fordern wollte. Nein, wenn der Schüler nicht selbstgemachte Auszüge benützen kann, mag er zu bescheideneren Büchlein greifen, allenfalls selbst zum kleinen Plötz. Recht brauchbar habe ich die Geschichtsrepetitionen von Junge gefunden, welche auf etwa 120 Seiten in übersichtlicher Form das Erforderliche bieten. Auch von Zurbonsen, dem Verfasser der obenerwähnten vielverbreiteten geschichtlichen Repetitionsfragen und Ausführungen (vier Heftchen zu je 1 M. — 1 M. 40 Pf., die bereits in 5., bzw. 4. Auflage vorliegen) ist ein Tabellarischer Leitfaden der Geschichte erschienen (Berlin, Nicolai-Stricker 1904[3]), welcher auf 60 Seiten eine im ganzen ausreichende Übersicht bietet; natürlich müfste daneben noch ein besonderer Auszug aus der bayerischen Geschichte gebraucht werden. Viel knapper noch ist der Kanon geschichtlicher Jahreszahlen, den Neubauer, der Verfasser der trefflichen Lehrbücher der Geschichte herausgegeben hat (Halle, Verlag des Waisenhauses 1902). Hier ist auf nur 30 Seiten, die noch dazu durchaus nicht eng gedruckt sind, das zusammengestellt, was von der Geschichte unveräufserlicher Besitz sein sollte. Ob sich alle Geschichtslehrer mit einer solchen Beschränkung des Stoffes einverstanden erklären werden, möchte ich freilich bezweifeln. Es fehlen z. B. aus der alten Geschichte

die Schlacht bei Delion wie die Einnahme von Olynth, von Hammurabi und den Amarnabriefen, die Zurbonsen natürlich hat, ganz zu schweigen. Dafs aus der mittleren Geschichte die Namen aller Chalifen und aller Merovinger (mit Ausnahme Chlodovechs) verschwunden sind, wird man nicht bedauern. In der neueren Geschichte sind z. B. die beiden Schlachten von Fleurus und von Neerwinden gestrichen worden; aber dafür sind ein paar leere Seiten für eigene Nachträge beigegeben, so dafs man es mit dem Heftchen immerhin wagen könnte. Ich möchte also die bayerischen Kollegen auf den Neubauerschen Kanon ausdrücklich aufmerksam machen und zwar nicht etwa nur die Geschichtslehrer, sondern auch die Vertreter der übrigen Fächer, damit sie sehen, wie wenig an Zahlenmaterial anderwärts in der Geschichte verlangt wird.

Zweibrücken. H. Stich.

Drei farbentragende Gymnasiasten-Verbindungen in Lübeck.

Man wird kaum seinen Ohren trauen, wenn man hört: am Catharineum, dem Gymnasium der Freien und Hansestadt Lübeck, bestehen drei farbentragende Primanerverbindungen, welche in ihren Formen den Korporationen der Studenten nachgebildet sind (St. Katharinen-Fechtklub [„Die Grünen“] — Lubeca — Germania, die Verbindung des Realgymnasiums) und welche von der Lübecker Oberschulbehörde gebilligt und mit endlosen Satzungen und mit studentischen Korporationsrechten ausgestattet sind, z. B. Kneiprecht usw. Denn als der Direktor des Gymnasiums sich in einem Gutachten für Aufhebung aussprach, hat die Oberschulbehörde unter dem 28. April 1896 (also bereits vor 8 Jahren!) beschlossen von einer Aufhebung der 3 Verbindungen zurzeit abzusehen, jedoch unter der Voraussetzung, dafs die Verbindungen in ihren Satzungen eine Reihe von Grundsätzen zum Ausdruck bringen und sie strenge befolgen. Nachzuweisen, dafs letzteres nicht geschieht, diese Verbindungen also nicht zu Recht bestehen, dafs sie eine lächerliche Antizipation sind, der Schule eine Last, ein Bleigewicht am Fufse manches sonst guten Schülers, dies nachzuweisen unternimmt ein Vater [1]) im Namen vieler, indem er in einer höchst lesenswerten Broschüre den Tatbestand und die Klagen feststellt und dann in 2 gröfseren Hauptabschnitten einerseits Recht und Unrecht der Verbindungen durch Mitteilung der behördlich genehmigten Satzungen darlegt (bei den „Grünen“ z. B. 66 §§!), von denen einige Bestimmungen von der Behörde selbst herrühren, andrerseits aber Brauch und Sitte der jungen Leute durch authentischen Abdruck eines der gültigen Kneipkomments an uns vorüberführt. Dieser, festgesetzt am 22. September 1899, enthält 83 §§, die voll des törichtesten Trinkzwanges sind und überhaupt unglaubliche Bestimmungen enthalten.

Die Schlufsfolgerung gipfelt natürlich in der unweigerlichen Forderung der Schliefsung dieser Verbindungen durch die Behörde. — Wir wollten hier die Kollegen nur auf dieses interessante Dokument hinweisen, das dem staunenden Schulmann zeigt, was mancherorts noch möglich ist. (Die Red.)

[1]) Die farbentragenden Verbindungen am Lübecker Gymnasium. Ihr Recht und Unrecht, Brauch und Sitte aktenmäfsig geprüft von Johannes Biernatzki. Hamburg 1904 Verlag der Heroldschen Buchhandlung. 48 S. Preis 80 Pf.

II. Abteilung.

Rezensionen.

Friedr. Siebert: Ein Buch für Eltern. I. Den Müttern heranreifender Töchter. 128 S. II. Den Vätern heranreifender Söhne. 120 S. München. Seitz & Schauer. 1903.

Die Frage, wann, durch wen und auf welche Weise man die Jugend in die Kenntnis des Sexuallebens einführen soll, ist schon vielfach besprochen worden. Alle sind darüber einig, dafs es das bedenklichste und gefährlichste ist die ganze Angelegenheit dem Zufall zu überlassen. Aber die herrschende Prüderie und die allzugrofse Rücksichtnahme, welche auch vernünftige Leute gegen diese Prüderie üben, die mitunter nur der verhüllende Mantel für eine Dippoldsche Phantasie ist, bewirken, dafs die Schule diese Aufgabe dem Hause zuschiebt, das Haus aber wieder der Schule, und so unterbleibt die richtige Aufklärung. Manche Eltern ziehen sich aus der Affäre, indem sie ihren heranwachsenden Söhnen und Töchtern ein aufklärendes Buch in die Hand geben, so z. B. Campe: Väterlicher Rat an meinen Sohn bzw. an meine Tochter. Schade nur, dafs diese Bücher entweder zu spät kommen oder, wenn sie frühzeitig genug gegeben werden, nicht ganz verstanden werden, da sie sich eigentlich an ein etwas fortgeschrittenes Alter wenden. Das gilt wenigstens von Campe ganz sicher. Zudem ist diese Art der Einführung doch etwas plump und auffällig. Diese Klippe wird auch die gelegentlich angewandte Methode — Aufklärung durch Vorträge eines Arztes — schwer umschiffen können. Gleichwohl kann hier innerhalb des weiten Rahmens hygienischer Belehrung und vergleichender naturwissenschaftlicher Betrachtungen die Auffälligkeit erheblich gemindert werden. Das ist unseres Erachtens übrigens immer noch der beste Weg, wenn die Schule keine Schneid hat und die Eltern aus Sentimentalität die Sache nicht selbst in die Hand nehmen wollen oder aus Mangel an Bildung und Geschick nicht können. Indes sind doch nicht alle Eltern gleich zimperlich und nicht alle gleich gewissenlos und gedankenlos, sondern gar manche fühlen wohl, dafs es ihre Pflicht wäre, auch in dieser Frage ihrem Kinde gesunde Ansichten einzupflanzen, aber sie wissen nicht recht, wie sie diese immerhin heikel erscheinende Sache anpacken sollen. Diesen nun will der praktische Arzt Dr. Friedrich Siebert in den oben genannten zwei Büchlein Führer sein. Die Form, die er wählte, ist die briefliche, die ihm mehr stilistische Freiheit gewährt und sich auch erheblich angenehmer und frischer liest als die wissenschaftliche

Darstellung, durch die sich bekanntlich manche von der Lektüre abschrecken lassen. Obwohl Arzt beschränkt sich Siebert keineswegs auf das Hygienische und Medizinische, sondern wohlwissend, dafs das Geschlechtsleben seine Wirkungen auf den ganzen leiblich-geistigen Organismus ausdehnt und wiederum von allen Seiten her Reizungen und Anregungen erhält, greift er das Problem tiefer und dehnt seine fesselnden Betrachtungen weiter aus. Wiederholt führen ihn diese auf das pädagogische Gebiet. Als klarblickender Menschenbeobachter erkannte er, dafs der Grund zu einer gesunden Entwickelung des Geschlechtslebens schon sehr früh gelegt werden müsse und zwar durch Erziehung für die Wirklichkeit und Wahrheit, wodurch allein der Schwärmerei, diesem fruchtbarsten Nährboden für alle geschlechtlichen Verirrungen, mit Erfolg entgegengearbeitet werden kann. Im Kampf gegen diese Schwärmerei betont er wieder und wieder, dafs es nur überspannte Romantik ist, freilich eine viel verbreitete auch in sonst gesunden Köpfen, wenn man das Geschlechtsleben als etwas ganz Besonderes, gewissermafsen als den Brennpunkt des Weltlebens hinstellt. Dann aber zeigt er, wie man an der Hand naturwissenschaftlicher Beobachtungen, die fast jedem Gebildeten mehr oder weniger geläufig sind, durch die aufsteigende Reihe der Lebewesen in der Pflanzen- und besonders Tierwelt schliefslich auf leichte und unauffällige Weise zum Menschen selbst kommt und damit dem ganzen Gebiete den verhängnisvollen lockenden Reiz des Verborgenen, Verbotenen, Aufserordentlichen nimmt. Diesen Weg der Unterweisung hat übrigens schon vor fünfzig Jahren der edle Franzose J. Michelet in seinem leider zu wenig bekannten Buche „Die Frau“ empfohlen. Als Zeitpunkt, wo die Aufklärung vorgenommen werden sollte, nachdem schon manche naturwissenschaftliche Unterweisung, um einen Unterbau zu schaffen, längst vorausgegangen ist, schlägt Siebert das 12.—14. Jahr vor. Das mag manchen etwas früh erscheinen. Aber auch die Verführung zu geschlechtlichen Verirrungen, besonders zur Onanie, vor der ja gerade diese Belehrung schützen soll, tritt oft sehr früh an die Kinder heran. Gerade ihre Bekämpfung läfst sich Verf. sehr angelegen sein. Freilich hat ihn seine Erfahrung als Arzt gelehrt, dafs die übliche Einschüchterungsmethode nicht viel nützt, oft genug zu neurasthenischen Schädigungen führt. Sein Schutzmittel ist hier wieder die Erziehung und zwar die schon früh einsetzende Erziehung zur Verantwortlichkeit, zum Bewufstsein der Folgen, welche ein unsittliches Handeln für den Einzelnen wie für das Volksganze haben mufs. Wir schliefsen diese Besprechung mit dem Wunsche, dafs recht viele Eltern und Erzieher die beiden Bücher Sieberts zur Hand, seine Ratschläge zu Herzen nehmen möchten.

Ingolstadt. Dr. M. Offner.

Zettel-Nicklas' Deutsches Lesebuch für höhere Lehranstalten. Erster Teil. Zwölfte, durchaus neu bearbeitete Auflage, herausgegeben von Dr. Georg Maurer, Kgl. Gymnasiallehrer am Ludwigsgymnasium in München. München 1904. J. Lindauersche Buchhandlung (Schöpping). VIII u. 153 S., Preis geb. 1,60 M.

Wenn man je bei einem Schulbuche mit Recht von einer völligen Neubearbeitung sprechen kann, so ist dies bei oben genanntem Lesebuche der Fall. Denn unter den 113 Prosastücken sind 68, unter den 85 Gedichten 24 neu aufgenommen. Der entscheidende Grund zu dieser völligen Umarbeitung ist einerseits in der stärkeren Berücksichtigung des Lehrprogramms der 1. Klasse des humanistischen Gymnasiums für deutsche Sprache, andererseits in der gründlicheren Durchführung der Konzentration der Unterrichtsgegenstände zu suchen.

Bekanntlich bildet die Nacherzählung in der 1. Klasse einen Hauptbestandteil der mündlichen und schriftlichen Übungen im Deutschen. Mit Recht hat also der Verfasser der Neuauflage in dem beschreibenden Teil der Prosa die rein beschreibenden, vielfach sehr langen und auch deshalb für den Unterricht weniger brauchbaren Stücke völlig ausgemerzt und an ihrer Stelle kürzere und solche gesetzt, die eine Beschreibung in erzählender Form bieten. Der auf diese Weise gewonnene Raum wurde für den erzählenden Teil, besonders für Märchen, verwendet. Gleich begrüfsenswert ist die Beseitigung der Darstellungen von Ereignissen aus der bayerischen Geschichte, die gröfstenteils umfangreichen und gelehrt abgefafsten Geschichtskompendien entnommen sind, aus der neuen Auflage und die Ersetzung derselben durch Erzählungen einzelner Züge aus dem Leben berühmter Männer unseres engeren Vaterlandes. Denn man mufs bedenken, dafs dieses Lesebuch 9—10jährigen Kindern in die Hand gegeben wird, die für gelehrte Geschichtsaufsätze kein Verständnis und darum kein Interesse haben, wohl aber mit grofser Lust und gespannter Aufmerksamkeit kurzen Erzählungen oder Anekdoten aus dem Leben berühmter Männer lauschen. Das Kind will Leben, Bewegung und Handlung sehen, darum hat das Lesebuch in erster Linie Geschichten und nicht gelehrte Abhandlungen zu bringen.

Eine völlige Neubearbeitung des Zettel-Nicklas'schen deutschen Lesebuchs verlangte auch eine allumfassende Konzentration der Unterrichtsgegenstände. Das Lesebuch soll mit den anderen Unterrichtsfächern enge Fühlung behalten. Die Vorstellungen, welche in der einen Lehrstunde gewonnen werden, müssen in den anderen Verknüpfung, Erhellung und Befestigung finden. Eine nutzbringende und vielseitige Konzentration der verschiedenen Unterrichtsfächer ermöglicht aber in erster Linie der deutsche Unterricht. In geschickter Weise sucht nun Dr. Maurer durch Auswahl passender Lesestücke die jeweiligen Kenntnisse der Schüler in der Geschichte, Geographie und ganz besonders in der Naturkunde festzuhalten, zu erweitern und zu vertiefen.

Im übrigen entspricht Dr. Maurers Neuauflage in allen Stücken den Anforderungen, die man heutzutage an ein gutes Lesebuch stellt. Vor allem pflegt sie neben den allgemeinen sittlichen Ideenkreisen den patriotischen Gedanken. Ferner werden die Beispiele, Pläne und Skizzen für Ausarbeitungen jedem Lehrer hochwillkommen sein; zugleich geben sie ihm einen deutlichen Fingerzeig, wie einzelne Lesestücke im Aufsatzunterrichte Verwendung finden können. Dem Verfasser selbst mufs ehrliches Streben nach Gründlichkeit, peinlichste Sorgfalt und Genauigkeit nachgerühmt werden, mit der er sich bemühte, überall auf die Originale der in sein Lesebuch aufgenommenen prosaischen und poetischen Stücke zurückzugehen und diese auf die Richtigkeit des Textes zu prüfen. Manchmal jedoch hätte man besonders in letzterer Beziehung diese Genauigkeit lieber vermifst und es gerne gesehen, wenn sich der Verfasser nicht gar so genau an seine Vorlage gehalten hätte. Denn Wendungen wie z. B. in Nr. 12 des prosaischen Teiles: „Der Igel, als er spürte, dafs der Winter sich nahe, bat den Maulwurf etc." sind nicht deutsch und sollten in keinem Lesebuche stehen, das den Schülern nur nachahmenswerte Muster zu bieten hat. Auch wäre es besser gewesen an Stelle veralteter oder nicht mehr gebräuchlicher Ausdrücke des Originals die jetzt üblichen zu setzen. So weit darf die Vorliebe für das Alte nicht gehen, dafs das deutsche Lesebuch mit den Regeln der deutschen Grammatik in Konflikt gerät. Was der Schüler in der deutschen Grammatik als richtig erkennt und lernt, das soll auch im Lesebuch Geltung haben und Anwendung finden.

Orthographie und Zeichensetzung endlich verraten gröfste Sorgfalt und es sind hiebei die neuesten Vorschriften genauestens befolgt. Auch das Äufsere des Lesebuchs, der saubere Druck, das gute Papier und das grofse und breite Format empfehlen die Neuauflage.

Wenn man diese grofsen Vorzüge mit den kleinen Mängeln, falls man sie so nennen darf, zusammenstellt und genau abwägt, so kann man wohl mit gutem Gewissen behaupten, dafs sich die von Dr. Maurer besorgte Neuauflage würdig in die Sammlung der Lesebücher von Zettel-Nicklas einreiht und mit vollem Rechte überhaupt den besten dieser Art beizuzählen ist.

Landshut. Dr. Lochmüller.

Zettel-Nicklas, Deutsches Lesebuch für höhere Lehranstalten. II. Teil. Elfte, durchaus neu bearbeitete Auflage, herausgegeben von Dr. M. Hergt, K. Professor am Theresiengymnasium in München. München 1903. J. Lindauersche Buchhandlung (Schöpping). XII u. 243 S. Preis geb. 2,20 M.

Das vorliegende Buch schliefst sich in seiner äufseren Form und in der genauen Durchführung der für die Neubearbeitung der ganzen Sammlung aufgestellten Grundsätze an den bereits in diesen Blättern

(S. 558 ff. d. Jahrg. 1903) von Bullemer besprochenen III. Teil an. Daher kann ich auf ein Referat über die zugrunde gelegten allgemeinen Gesichtspunkte verzichten und mich sofort der Behandlung der einzelnen Teile des mit liebevoller Sorgfalt bearbeiteten Buches zuwenden.

Der Stoff des Buches ist sehr bereichert (243 gegen 208 S. d. fr. Aufl.), viele, besonders Prosastücke sind ausgeschieden und zum gröfsten Teil durch andere gleichen oder ähnlichen Inhalts ersetzt, manche ganz neue hinzugefügt. Die Wahl war hiebei meistens glücklich; mit einigen neueren Autoren, die dabei zu Worte gekommen sind, kann ich allerdings nicht ganz einverstanden sein. Nr. 11 Spatz der Prahlhans von Böhm ist für eine Fabel viel zu breit und lehrhaft, Nr. 29 Bürgertugend von Edmondo de Amicis ist eine Übersetzung. Ich bin nun der Ansicht, dafs für Übersetzungen überhaupt in deutschen Lesebüchern kein Platz ist; das vorliegende Stück zeigt zudem eine so ausgesprochene südländische Färbung und eine so übertreibende Rhetorik, dafs das Ausländische an ihm sofort auffallen und mifsfallen mufs.

Die deutschen Sagen und Geschichtsbilder — die Trennung in Sagen bis zu Hermann Billungs Berufung und von da ab in Geschichtsbilder, wie sie über den Seiten zu lesen ist, ist wohl ein Versehen — haben manche gute Bereicherung erfahren. Aufgefallen ist mir, dafs die Siegfriedsage nur mehr durch ein Stück — Siegfrieds Tod — vertreten ist, das zudem in der trockenen Inhaltsangabe von Böhm Leben und Farbe vollständig eingebüfst hat. Die Einfügung der Gudrunsage ist zu begrüfsen, doch Böhms Manier eine Sage zu behandeln macht sie fast wertlos. Nr. 60b Wittekinds Tod enthält so viele nur für den Geschichtskenner interessante Einzelheiten, dafs die Einheit verloren geht. Nr. 61 ‚Der Greis mit dem Engel' ist wohl mit Rücksicht auf bayerische Verhältnisse eingesetzt; aber ich kann nicht recht glauben, dafs diese Klosterlegende, die den unglücklichen Verteidiger bayerischer Selbständigkeit gegen fränkische Übermacht den geschichtlichen Tatsachen zuwider als Verbrecher hinstellt, zur Förderung des Patriotismus beiträgt. Dagegen helfen auch alle sentimentalen Phrasen, Ausrufe und Fragen nicht, die fast auf jeder Zeile begegnen. Nr. 66 Der Tod Ludwigs des Kelheimers ist stilistisch minderwertig; Wiederholungen wie: ‚schon aber eilten auch mehrere Kammerfrauen' und gleich darunter: ‚doch schon eilten mehrere Ritter' sind zu auffallend. Die Bemerkung: ‚man ahnte auch, wer ihn mochte gedungen haben' zwingt den Lehrer auf den häfslichen, nicht besonders begründeten Verdacht einzugehen; sie wäre also besser weggeblieben.

In Nr. 69 feiert Albrecht Dürers Mutter Barbara ihren Namenstag im April. Ist dieser Tag vielleicht erst später auf den 4. Dezember verlegt worden? Dann wäre wohl eine kleine Anmerkung am Platz gewesen. Ferner hätte auch erwähnt werden können, dafs das reizende Selbstbildnis Dürers als Knabe noch vorhanden ist. In Nr. 75 ‚Der Star' ist unten auf die Abbildung einer Affenart verwiesen, obwohl dieselbe nur ganz nebenbei in dem Stück angeführt wird; ich meine, dafs das Vorzeigen dieser Abbildung den Eindruck der rührenden Erzählung in arger Weise stört. Überhaupt wäre bei den Hinweisen

auf Abbildungen eine gewisse Einschränkung zu wünschen, so dankenswert die Bemühungen des Herausgebers in dieser Hinsicht sonst sind. In den Stücken 77 und 79 ist besonders der Satzbau nicht mustergültig; die vielen aneinandergereihten, nur durch Beistriche getrennten Sätze geben den Schülern kein gutes Vorbild. Aufserdem ist in 79 die Darstellung der Heldentat nicht ganz kriegsmäfsig. In Nr. 78 ist die Phantasie über die Jungfrau von Orleans dem begeisterten Krieger sehr wohl zu verzeihen; ob sie in ein deutsches Schulbuch gehört, ist dagegen fraglich. Die Bezeichnung „Eroberer" für die Deutschen gibt eine unrichtige Anschauung.

Bei den Aufsätzen aus der Länder- und Völkerkunde vermisse ich das Glanzstück „Deutschland" von Luden, vor allem wegen seiner klaren Disposition eine seltene Ausnahme unter geographischen Stücken. In Nr. 85 ‚Besteigung des Herzogenstandes' sind durch die Anmerkung noch nicht alle sachlichen Bedenken gehoben. Der Stil Kutzens ist für diese Stufe zu schwer und unklar (Nr. 86; z. B. Ende d. 2. Abschn.). Schilderungen wie 88 ‚Auf dem Heidelberger Schlosse' sind ziemlich wertlos, weil sie zu wenig auf die Sache eingehen. Der Königsstuhl (nicht Kaiserstuhl!) ist natürlich nur etwa 500 m, nicht 1500 m hoch und vom Heidelberger Schlofs kann man ebenso wenig wie von „den eleganten Räumen der Restauration" aus die hohen Vogesen sehen, da das Tal sich nach dieser Richtung gar nicht öffnet. Auch in anderen Stücken finde ich manches unklar oder unwahrscheinlich. Was sind in Nr. 97 „die weifsen Bogen über den Fenstern"? Lehmann bezeichnet in Nr. 100 einen ganz gewöhnlichen Witz als „herrliche Worte". In Nr. 98 findet sich die unschöne Wendung: „und hat es demnach eine ungeheure Menge Salz geliefert".

Die Auswahl geographischer Stücke ist ja besonders schwierig, weil die meisten an Unklarheit und Unvollständigkeit leiden; könnte man aber da nicht vielleicht die neuesten Werke, besonders die schönen Monographieen zu Worte kommen lassen?

Die Naturbilder betonen fast ausschliefslich das biologische Moment, so dafs das Muster einer Pflanzenbeschreibung überhaupt fehlt; das halte ich für einen Mangel. Warum mufste wohl das schöne Stück „Das Pferd" von Rud. Meyer fallen und einem Aufsatz von Krumbach Platz machen, in dem soviel von Meyer abgeschrieben ist?

Von den ausgelassenen Gedichten werden wohl manche besonders gute wie „Das Johanniswürmchen", „Der Mops und der Mond" im Bändchen für die erste Klasse erscheinen. Der Ersatz für diese kleinen Fabeln scheint mir nicht ganz vollwertig. Unter den Legenden ist Nr. 21 zu breit und umständlich, unter den Sagen „Hugin und Munin" zu schwer für diese Stufe; dagegen hätte das Gedicht „Pipin der Kurze" beibehalten werden sollen, weil die Schüler daran Freude und Interesse haben. Aufserdem ist die Sammlung der Gedichte durch verschiedene sehr gute Nummern, auch durch einige Dialektproben in erfreulicher Weise gemehrt worden.

Am wenigsten kann ich mit dem Anhang einverstanden sein; ich halte ihn überhaupt in dieser Verbindung mit einem deutschen Lese-

buche für der Form nach unberechtigt, für hemmend und überflüssig. Mag der Herausgeber mit vollstem Recht den Vorwurf von sich weisen, dafs er den Lehrer damit bevormunden wolle, der Anhang wird tatsächlich dadurch, dafs er in einem von der obersten Schulbehörde eingeführten Buche steht, in gewissem Sinne mit dem Lesebuch mitsanktioniert und als Muster aufgestellt. Daher sollte er getrennt sein wie andere Aufsatzbücher, die selbständig ihr Dasein fristen müssen. Aufserdem nimmt er, wie schon oft erwähnt wurde, die besten Themen gewöhnlich dem Lehrer vorweg.

In den vorliegenden Musterbeispielen kann ich den Stil nicht billigen, dem fast allenthalben Leben und natürliche Frische mangelt. So ist das Gedicht „Der Lotse" in der Nacherzählung sehr entstellt, die Veränderung des Standpunktes sehr gezwungen durchgeführt. Glaubt denn z. B. der Verfasser, dafs der Kapitän die beiden Männer am Ufer beobachten konnte? Dann hätten ihm diese wohl auch Signale geben können. Wollte der Kapitän überhaupt landen? Woher kommen „die versammelten Fischer?" Warum wendet sich der Kapitän nicht an den Kameraden des Ertrunkenen? usw. In Nr. 9 mufs der Verfasser das Mütterchen erst sterben und begraben werden lassen um dessen Tat mit Standpunktveränderung zu erzählen, noch dazu mit vielen Plusquamperfekten in zwei verschiedenen Absätzen. Das hätte viel einfacher und natürlicher gemacht werden können. Die beiden Dispositionen 10 und 12 sind verfehlt, weil nach ihnen ein ganzer Hauptteil der Erzählung wegfallen mufs. Nr. 11 A „Mitteilung eines Knaben an seine Eltern, dafs Kaiser Karl die Schule besucht habe" ist kein nachahmenswerter Ausdruck für eine Disposition. Nr. 13 liegt dem Gedankenkreise der Schüler für eine Erweiterung wohl nicht nahe genug. Die Disposition Nr. 19 Klein Roland berücksichtigt nur den rein äufserlichen Gang der Versöhnung, die doch Nebensache ist, und geht zu wenig auf den Inhalt der Handlung ein. Die Beschreibung Nr. 20 von Krumbach sollte die trockenen Aufzählungen vermeiden. Nach Disposition Nr. 21 Unser Schulhaus läfst sich die Beschreibung nicht machen, weil die richtige Reihenfolge, wie sie sich nach der Beobachtung ergibt, nicht eingehalten, wichtige Teile wie Treppen und Gänge überhaupt ausgelassen sind; oder sollte man das unter „Andere Räume" verstehen? In Nr. 23 Ein Wolkenbruch stimmt die Disposition mit den einzelnen Abschnitten absolut nicht überein. Da ein Wolkenbruch regelmäfsig lokaler Natur ist, so kann nicht von Flüssen die Rede sein, höchstens von einem Flusse.

Die Anführung dieser Einzelheiten macht nicht den Anspruch auf Vollständigkeit; manches mufs sich wohl erst im Unterrichte erproben. Doch genug damit! Das Buch ist gut und für die Zwecke der Schule in hohem Grade brauchbar. Nur der Anhang degradiert es einigermafsen; er hätte nicht beibehalten werden sollen.

München. Inglsperger.

Zettel-Nicklas' deutsches Lesebuch für höhere Lehranstalten. Vierter Teil. 10. durchaus neu bearbeitete Auflage, herausgegeben von Dr. Ernst Knoll. München, Lindauersche Buchhandlung, 1904. XII u. 264 S. Preis geb. 2,20 M.

Der Menrad'schen Neubearbeitung des 3. Teils von Zettel-Nicklas ist nunmehr auch der 4. Teil gefolgt, gänzlich umgearbeitet von Professor Dr. Knoll. Das Buch erlebt damit seine 10. Auflage; die 9. stammt von 1898. In den etwas elegischen Ton, mit dem der Rezensent des 3. Teiles, Bullemer, auf die rasche Folge der Neuauflagen unserer heutigen Lesebücher gegenüber der ruhigen Stetigkeit der guten alten Zeit hinweist, vermag Ref. nicht einzustimmen: wo eine Neubearbeitung sich zweifellos als Verbesserung darstellt, hat sie ihr Daseinsrecht bewiesen: materielle Erwägungen sekundärer Natur dürfen den pädagogischen Fortschritt niemals aufhalten.

Nachdem Anlage und Tendenz der Nicklas'schen Sammlung genügend bekannt sind und ihre Geschicke neuerdings von Bullemer in der erwähnten Besprechung — S. 558 des vorigen Jahrgangs dieser Blätter — gut zusammengefafst worden sind, erübrigt dem Ref. hauptsächlich auf die Abweichungen der 10. Auflage gegenüber der 9. hinzuweisen und hieran einige Bemerkungen allgemeiner Art anzuschliefsen. Schon äufserlich erfreut die 10. Auflage durch ihr schmuckes grünes Gewand und ihr etwas gröfseres Format, das eine nicht unbedeutende Vermehrung des Inhaltes trotz fast gleich gebliebener Seitenzahl ermöglichte. Wie durchgreifend übrigens der Neuherausgeber seines Amtes gewaltet hat, wird am besten ein Rundgang durch die einzelnen Abteilungen des Buches zeigen.

Als allgemeine Gesichtspunkte, die dem Herausgeber offenbar vorgeschwebt haben, seien zunächst genannt das Bestreben eines engeren Anschlusses des Wortlautes der Lesestücke an ihre Quellen. Dafs das Prinzip wörtlicher Herübernahme der Stücke aus den Quellen keine absolute Gültigkeit beanspruchen kann, hebt der Herausgeber selbst hervor: wo es sich nicht um subjektive Färbung des Ausdrucks, sondern geradezu um Unrichtigkeiten einzelner Redewendungen in sonst gut brauchbaren Stücken handelt, hätten dieselben wohl ohne Bedenken verbessert werden können. Oder hätte es geschadet, wenn etwa im Lesestück Nr. 15 Ausdrücke wie: Ein Dolch mit giftigen Zeichen, oder: Beowulf fühlte wohl, dafs er zu Ende getragen habe die Frist seiner Erdenwonnen, durch verständlichere und geläufigere ersetzt worden wären? Dafs freilich Änderungen an den Vorlagen nur mit zarter Hand und nur in Fällen wirklicher Not, also nicht in der Häufigkeit der vorigen Auflage, vorgenommen werden dürfen, ist ohne weiteres klar und auch insofern bedeutet die 10. Auflage einen Fortschritt.

Ein weiteres Bestreben des Herausgebers war, allzu blutlose und rein lehrhafte Lesestücke durch anregendere und erfrischendere zu ersetzen unter richtiger Ausnützung gerade der neueren und neuesten Literatur. Soll das deutsche Lesebuch nicht zum reinen Realienbuch herabsinken, so darf sich kein Stück nur durch seinen stofflichen Gehalt

zur Aufnahme legitimieren; nirgends weniger als hier ist eine trockene Nomenklatur am Platze. Unter diesem Gesichtspunkt hatten Nummern der alten Auflage wie 36: Deutschlands Kolonien, und 37: Amerika gewifs keine Berechtigung und sind mit gutem Grund gestrichen und durch lebensvollere Stücke ersetzt: man vergleiche nur etwa mit Nr. 36 der alten Auflage Nr. 64 der neuen, so erkennt man den Fortschritt: dort eine trockene Aufhäufung von Notizen, die sich über ein viel zu breites Gebiet verteilen, um anschaulich zu wirken, hier Beschränkung des Stoffes, aber lebensvolle Plastik des Gebotenen. Ebenso berechtigt erscheint der Ausschlufs von Nummern der alten Auflage wie 17: Oktavianus Augustus, die kaum mehr bot als jedes gewöhnliche Geschichtsbuch, oder 23: Hermann, der Retter der deutschen Freiheit. Was soll es nützen, Stoffe, die dem Schüler schon aus dem Geschichtsunterricht und sämtlichen lateinischen Übungsbüchern zur Genüge bekannt sind, immer wieder zu behandeln, dazu unter sorgfältiger Konservierung der alten historisch schiefen Vorstellungen: nicht Kerntruppen waren es, die Hermann erlagen, sondern junge, neu rekrutierte Legionen, während die alte Mannschaft nach Pannonien beordert worden war.

Dem gegenüber bedeutet unser Buch eine Modernisierung im besten Sinn: man nimmt mit Freude wahr, wie ausgiebig und mit welcher Sachkenntnis gerade der neuesten, schulmäfsig wohl noch wenig ausgenützten Literatur recht wertvolle Beiträge entnommen sind. Man vergleiche hiefür etwa die Nummern 24: Der Untergang der Ostgoten (aus Gotthold Klee, Die alten Deutschen während der Urzeit und Völkerwanderung), 38: Die Bedeutung der Römerherrschaft in germanischen Landen (aus Ernst Schulze, Die römischen Grenzanlagen in Deutschland und das Limeskastell Saalburg 1903), 67: zwei Eisbärenabenteuer Nansens (aus Nansen, In Nacht und Eis) etc.

Der wesentlichste Gesichtspunkt bei der Stoffauswahl aber war dem Herausgeber nach seiner eigenen Aussage eine möglichst ausgiebige und vielseitige Berücksichtigung des Kulturgeschichtlichen im weitesten Sinne des Wortes, und hiefür liefert sein Buch auch prächtige Beiträge. Lebensweise, Kultur, Kunsttätigkeit und soziale Verhältnisse unserer Vorfahren treten uns in äufserst charakteristischen Proben entgegen. Auch der Lehrer wird an Nummern wie 45: Marktverkehr in einer mittelalterlichen Stadt (neu), 46: Wohnräume, Tischgeräte und Tafelgenüsse im bürgerlichen Haushalt des späteren Mittelalters (Ersatz der alten Nummer 30; enthält jetzt viel mehr anschauliche Züge), 47: Einfluls der Kreuzzüge auf Handel und Städtewesen (= 31 der alten Auflage, zeichnet sich aber durch gröfsere Abrundung und Geschlossenheit aus), 53: Deutscher Handel im Mittelalter, und so vielen seine helle Freude haben. Dafs der Herausgeber auch einige charakteristische Beschreibungen hervorragender Bauwerke — Dom zu Speier und zu Regensburg, Löwenhof der Alhambra — aufgenommen hat, kann ihm nur gedankt werden: dieselben sind gut geeignet, in gewisse Grundbegriffe der Kunstbetrachtung einzuführen und gerade Erklärungen auf diesem Gebiete sind, wenigstens wenn sie angeknüpft

werden an Anschauungsmaterial der eigenen Heimat des Schülers, sehr fruchtbar und wohl geeignet, den vielfach behaupteten Gegensatz zwischen Schule und Leben mit überbrücken zu helfen.

Das Buch beginnt also mit „Märchen" (das der Ersatz des bisherigen umfassenderen Abteilungstitels: Erzählende Darstellungen). Dieser Abschnitt ist gegenüber der vorigen Auflage sehr bedeutend gekürzt und enthält nur mehr 5 Nummern statt der bisherigen 16. An sich mufs diese Verkürzung bedauert werden, denn gerade dieser erste Abschnitt gehörte nach Ansicht des Ref. zu den bestgelungenen der alten Auflage und enthielt fast durchaus Perlen der Erzählungsliteratur. Freilich soll durchaus nicht verkannt werden, dafs die Kürzung dieses Abschnittes nur erfolgte, um Platz für Notwendigeres zu schaffen, doch dürfte gerade bei einem deutschen Lesebuch, das doch keineswegs nur für die Benützung im Unterricht bestimmt ist, ein etwas gröfserer Umfang kein Schaden sein; jedenfalls aber hätten, wenn einmal gekürzt werden mufste, statt der schon in Volksschullesebüchern anzutreffenden und eines tieferen Gehaltes entbehrenden Geschichte Nr. 1: Der Wolf und der Mensch, lieber so gemütstiefe Erzählungen beibehalten werden sollen wie etwa Nr. 14 oder 16 der alten Auflage.

Das Buch geht über zu: „Darstellungen aus der germanischen Götter-, Dämonen- und Heldenwelt". Hier zeigt sich die Überlegenheit der neuen Auflage recht deutlich. Die alte Auflage zählte nur 3 Nummern, eine bei der unendlichen nationalen und poetischen Bedeutung des fraglichen Gebietes bedauernswert geringe Berücksichtigung, die neue 13, also mehr als das vierfache. Damit ist einem wirklichen Bedürfnis abgeholfen und besteht Hoffnung, dafs die deutsche Mythologie, für deren etwas eingehendere Durchnahme die 2 Geschichtsstunden der Klasse kaum Zeit bieten, nun doch zu ihrem Rechte kommt. Die eingefügten Lesestücke sind fast alle trefflich für ihren Zweck geeignet. Wie hübsch ist das Stück Nr. 9: Die Grottimühle, mit seinen prächtigen Beispielen von Volksetymologie, wie schön und lehrreich Nr. 16: In Treue fest, recht geeignet zur Einführung des Schülers in mittelalterliche Geschichtsauffassung und zur Vorbereitung der Privatlektüre von Werken wie Schwabs Volksbücher. Besonders kommt es dem poetischen Reiz der Stücke dieser Abteilung zu gut, dafs in sie zahlreiche Stellen wörtlich aus der Edda übernommen sind. Dabei begnügt sich der Herausgeber nicht die naive Freude an der Sage erweckt zu haben, sondern sucht auch durch Aufsätze wie Nr. 6: Wesen und Abstammung der germanischen Mythen, oder 13: Entstehung und Wesen der deutschen Heldensage, ein tieferes Verständnis der Entstehung von Volkssage und religiösen Vorstellungen zu vermitteln.

Den bedeutendsten Zuwachs hat der 3. Teil erfahren: Darstellungen aus Geschichte und Kulturgeschichte. Aus den bisherigen 18 Nummern sind 36 geworden. Vermissen wird der Freund des alten Buches etwa Nr. 18: Untergang von Pompeji, und Nr. 24: Familienleben der Germanen, doch läfst sich in beiden Fällen annehmen, dafs der Inhalt der Stücke dem Schüler von anderswoher bekannt sein

mag. Wo im übrigen schon vorhandene Stücke umgestaltet oder durch andere Bearbeitungen desselben Stoffes ersetzt sind, läfst sich überall ein Fortschritt wahrnehmen. Man vergleiche etwa Nr. 19 der neuen Aufl. gegen 19a der alten (hat durch weiteres Ausholen und anregende Vergleiche mit der Gegenwart entschieden gewonnen), Nr. 36: Das altdeutsche Wohnhaus, das viel reicheres und anschaulicheres Detail bietet als die alte Nr. 30, Nr. 37 gegen 30 (Vorzüge: gröfsere Texttreue, bessere Gliederung, befriedigenderer Abschlufs), Nr. 42: Das Sängertum im Mittelalter mit Nr. 33, wo die doch vom Schüler selbst leicht zu gebende Umwandlung der Goetheischen Romanze: Der Sänger, durch eine anregende Schilderung des Sängerwettstreites auf der Wartburg ersetzt ist, etc. Weniger glücklich ist wohl nur der für Nr. 35 der alten Aufl.: Die wichtigsten Erfindungen des Mittelalters, gebotene Ersatz Nr. 54. Das neue Stück läfst manches interessante Detail weg, der Fall Konstantinopels und seine Folgen pafst nicht zum Titel des Stückes; die Schlufspartie ist für ein Lesebuch etwas summarisch ausgefallen.

Auch unter den neu aufgenommenen Stücken finden sich wieder zahlreiche Treffer erster Güte, so der schöne Aufsatz über Attila, die sehr gut charakterisierende Chlodwiganekdote Nr. 23, die Schilderung vom Fall Jerusalems Nr. 31, das sehr instruktive und schön geschriebene Stück Nr. 33: Heinrich VII., die frische und anschauliche Schilderung des mittelalterlichen Marktlebens Nr. 45 usw.

Vielleicht weniger geeignet erscheinen Nr. 51: Acht und Bann, das recht bekannte Verhältnisse behandelt und in der Einleitung doch gar zu weit ausholt — wie wäre als Ersatz die Szene I 2 aus Uhlands Herzog Ernst von Schwaben, einem Drama, das bereits Nr. 34 der Gedichte beigesteuert hat, eine Szene, die mit ihrem dröhnenden Pathos gerade auf dieser Stufe sehr gut wirken würde — und Nr. 28: Otto III. Tod, Leichenzug und Begräbnis, das abgesehen von einer überflüssigen Nomenklatur nichts bietet, was dem Schüler nicht schon aus dem Geschichtsunterricht bekannt sein dürfte. Recht begrüfsenswert ist es dagegen, dafs auch gröfsere Darstellungen sich finden wie Nr. 27: Die Schlacht auf dem Lechfeld. Gerade solche Nummern gestatten die vielfältigste Verwendung, nicht nur zu Dispositionsübungen, sondern auch zu mündlichen Referaten nach gegebenen Gesichtspunkten als Vorübung zu den späteren Vorträgen.

Berichtigend ist zu erwähnen, dafs die Einleitung zu Nr. 52 die Vorstellung erweckt, es habe zu Karls des Grofsen Zeiten nur Schöffengerichte gegeben, während doch auch ein dreimal jährlich zu berufendes echtes Ding aller Freien in jeder Grafschaft bestand.

Ein Wunsch sei hier dem Ref. gestattet: es möge den historischen Stücken auch das eine oder andere aus der römischen Kaiserzeit beigegeben werden. Wie fast überall, ist auch hier diese einzig interessante Epoche der Weltgeschichte zu kurz gekommen. Die Kulturzustände der späteren Kaiserzeit verdienen doch eine eingehendere Kenntnis; nicht minder Männer wie Diocletian, Constantin und Theodosius, zumal da gerade jetzt Hermann Schillers Geschichte der rö-

mischen Kaiserzeit und Otto Seeks Geschichte des Untergangs der Antiken Welt Material in Fülle liefern.

Auch der nächste Abschnitt des Buchs, „Darstellungen aus der Länder- und Völkerkunde", hat eine Verdoppelung seines Inhalts erfahren (16 Nummern gegen 8 der alten Aufl.). Dafs gerade dieser Abschnitt im besten Sinn modernisiert erscheint, ist schon erwähnt. Vermifst möchte etwa werden das frisch und gut geschriebene Stück Nr. 38: Fahrt nach Amerika und bei Nr. 70 der Wegfall der interessanten statistischen Angaben am Schlufs des Lesestücks der vorigen Auflage. Was neu geboten wird, ist durchaus den besten Quellen mit gutem Geschmack entnommen und wohl geeignet Interesse für geographische Dinge zu erwecken und der lebhaften Phantasie der Altersstufe Genüge zu leisten. Jede Nummer wird das Gesagte bestätigen. Bedenken hegt Ref. nur gegen Nr. 68: Die Küstenvölker (aus Ratzel), das mit seiner etwas abstrakten, durch ausgeführte Beispiele wenig unterstützten Betrachtungsweise vielleicht doch über die Fassungskraft der Klasse etwas hinausgeht.

Der sich hieran in dem alten Buch anschliefsende Abschnitt „Abhandlungen", ist in der neuen Auflage ausgefallen und man wird das nicht bedauern können. Es ist schwer abzusehen, welche Verwendung diese an sich guten, aber lediglich moralisierenden Darbietungen im Unterricht oder gar für die Privatlektüre finden sollten.

Der poetische Teil erscheint nur unwesentlich, um 4 Nummern, vermehrt, dagegen vielfach umgestaltet. Dafs die Epik über die Lyrik überwiegt, ist für diese Altersstufe selbstverständlich. Schade ist es im epischen Teil um die ausgestofsenen Nummern 11. Belsazar, 13. Der Zauberlehrling, 23. König Karls Meerfahrt, 46. Der Kanadier, 51. Eine Seeräubergeschichte. Der Wegfall des letzteren köstlichen Stücks ist um so mehr zu bedauern als gerade an humoristischen Sachen, die man doch nicht gern entbehren möchte, das Buch fast nichts bietet. Doch steht dem Verlust ein viel reicherer Gewinn gegenüber, einen entschieden glücklichen Griff bedeutet die Aufnahme der echt volkstümlichen Gedichte Nr. 9: Archibald Douglas, 10: John Mainard, 35: Das Lied vom Kaisersohn und dem getreuen Grafen, des ergreifenden Gedichtes Nr. 13: Wassernix, des stolzen Dahnschen Römerliedes Nr. 18, der klanglich wunderbar malerischen Ballade Dietrich von Bern, des innigen Gedichtes Nr. 31: Deutsche Herzen, des rührenden Liedes Nr. 51: Des Deutschritters Ave, des stimmungsvollen Situationsbildes Nr. 53: Sakkara, und so noch mancher. Weniger sprechen den Ref. an Nr. 26: Gelimer und 38: Hartmann von Siebeneichen, beide nicht viel mehr als gereimte Prosa; bei einigen andern hegt er Bedenken, ob sie der richtigen Klafsstufe zugewiesen sind: Nr. 39: Der Schenk von Limburg und namentlich Nr. 30: Die Schule der Stutzer, dürften auf einer unteren Stufe mehr Anklang finden.

Die Abteilung der lyrischen Gedichte endlich erscheint um ein Kleines gekürzt, im Prinzip ganz mit Recht. Freilich wird der Benützer auch hier liebe Bekannte missen, das tiefe, aber wohl zum Verständnis zu bringende Schiller'sche Gedicht: Worte des Glaubens, Rückerts

stimmungsvolles Lied aus der Jugendzeit, Schillers frisches und gerade dieser Stufe kongeniales Reiterlied; wohl auch Nr. 73: Des Deutschen Vaterland, und Nr. 78: Schenkendorfs Freiheitslied. Die neu aufgenommenen Stücke befriedigen durchaus wohl, besondere Erwähnung verdient Nr. 69: Frisch gesungen.

Nun zu den Beilagen des Buches! Der Anhang beigegebener Aufsatzproben ist vom Herausgeber auf ein Minimum beschränkt worden, das wohl nur im Interesse der Konformität der ganzen Sammlung belassen wurde; tatsächlich sind von den 4 neuaufgenommenen Originalstücken die beiden letzten viel mehr Lesestücke als wirkliche Aufsätze, während die Dispositionen einen wohltuenden Gegensatz zu den in der Form beinahe durchaus gänzlich mifsglückten Dispositionen der vorigen Auflage bilden. Die Beschränkung dieser Abteilung begrüfst Ref. und wohl auch die Mehrzahl der Benützer mit besonderer Freude nicht sowohl aus dem vom Herausgeber im Vorwort angegebenen Grund, dafs seit dem Bestehen der pädagogischen Kurse ein wesentliches Bedürfnis nach solchen Aufsatzproben nicht mehr bestehe — die pädagogischen Kurse können hier naturgemäfs nur eine erste Einführung und auch diese keineswegs für alle Klafsstufen gleichmäfsig geben, — als weil sie trotz aller neuangedeuteten Themen eben doch manche recht dankbare Stoffe der praktischen Verwendung entziehen, vor allem aber, weil aus fertigen Aufsatzproben noch niemals ein Schüler einen Aufsatz machen gelernt hat. Solche Proben müssen induktiv im Unterricht entstehen: ein Musteraufsatz des Lehrers bildet den Abschlufs, nicht aber den Beginn solcher Besprechungen. Kein Lehrer oberer Klassen empfiehlt zurückgebliebenen Schülern das Studium von Aufsatzbüchern; was aber oben recht ist, sollte auch unten billig sein.

Das beigegebene Autorenverzeichnis bietet einmal, was einen grofsen Fortschritt bedeutet, sehr oft eine kurze Charakterisierung der Stilgattung und literarischen Bedeutung der angeführten Werke, und dann verzichtet es auf Rückverweisungen auf frühere Bände und macht damit das Buch erst in jeder Beziehung selbständig.

Damit ist unser Rundgang beendet. Im einzelnen sei noch darauf hingewiesen, dafs einige Dialektstücke aufgenommen sind, die wohl brauchbar erscheinen zur Erläuterung elementarer Gesetze der Sprachentwicklung.

Auch in den Anmerkungen scheint im wesentlichen ganz das richtige Mafs eingehalten. Nirgends drängt sich das Buch zwischen Lehrer und Schüler: Erklärungen über Sinn- und Gedankenzusammenhang des Gebotenen fehlen mit Recht gänzlich. Etwas anders ist es mit der Erklärung einzelner entlegenerer Ausdrücke. Hierin hätte der Herausgeber wohl noch etwas weiter gehen können, zumal das Verständnis des Wortsinns erforderlich ist, mag im übrigen die Behandlungsweise des Lehrers noch so verschieden sein; Ausdrücke wie: Leilach (Nr. 43), Aneroid (Nr. 58), Farinha und Veado (Nr. 65), Psyllen (Nr. 71) hätte man gern erklärt gesehen; so wüfste man z. B. Nr. 34 auch gern, was dem Arnold von Peterswaldau die Ehre der aus-

drücklichen Erwähnung seines Ritterschlags in so illustrer Gesellschaft verschafft.

Doch genug der Kleinigkeiten! Soll Ref. sein Urteil zusammenfassen, so kann er nur seiner Überzeugung Ausdruck geben, dafs die Neuauflage einen sehr wesentlichen Fortschritt bedeutet, dafs fast durchaus mit glücklichem Griff gestrichen worden ist — wie individuell alle, also auch seine Beanstandungen auf diesem Gebiet beeinflufst sind, weifs Ref. sehr wohl —, mit noch glücklicherem viel wertvoller Stoff neu aufgenommen worden ist; und dafs die ganze Neubearbeitung ein Muster pädagogischer Treffsicherheit, umfassender Literaturkenntnis und peinlicher Akribie der Arbeit — auch von Druckfehlern ist das Buch in seltenem Mafse frei — wohl wert ist recht grofse Verbreitung an unsern Anstalten zu finden.

Aschaffenburg. J. Jakob.

Zettel-Nicklas' Deutsches Lesebuch für höhere Lehranstalten. Fünfter Teil. Zehnte, durchaus neubearbeitete Auflage, herausgegeben von Dr. Peter Schmitt, Kgl. Professor am Alten Gymnasium in Würzburg. München 1904. Lindauersche Buchhandlung (Schöpping). VIII u. 311 S. Preis geb. 2,40 M.

In den Tagen, da die Nachricht vom Tode Karl Zettels durch die Blätter ging, lag es mir ob, in die vor kurzem erschienene neue Auflage vom 5. Teil seines Lesebuchs genauere Einsicht zu nehmen. Freilich haftet an dem Buch nicht viel mehr als Zettels Name. Um so verdienstvoller ist es, dafs der vorliegende 5. Teil diesem Namen, unter dem das ganze Lesebuch wohl immer bekannt bleiben wird, vollauf Ehre macht. Schmitt hat die Mängel, die dem 5. Teil in der 8. und 9. Auflage anhingen, gut erkannt und ist deshalb bei seiner Neubearbeitung mit Recht radikal vorgegangen. Von den 54 Prosastücken der früheren Auflage hat er sich nicht gescheut, 39 ganz über Bord zu werfen; nur 12 Stücke behauptet der Herausgeber in der Vorrede beibehalten zu haben; bei etwas weitherzigerer Zählung kommen 15 heraus. Durch die neue Auswahl von prosaischen Darstellungen aber, die zum Ersatz für die ausgemerzten dienen sollen, hat Schmitt ein doppeltes erreicht: er hat den vaterländischen Zug, der dem Buch von Anfang an zugedacht war, in glücklicher Weise aufgefrischt, verstärkt und hat die früher spärliche Zahl wirklicher Stilmuster vermehrt, indem er Meister der Darstellungskunst wie G. Freytag ausgiebiger zu Wort kommen liefs oder andere wie Treitschke, Moltke, Alexander von Humboldt überhaupt neu einführte. Die neuen Stücke 16 (Friedrichs d. Gr. Ruhm nach der Schlacht bei Rofsbach), 21 (Rückkehr des französischen Heeres aus Rufsland 1812), beide aus Freytags „Bildern", 45 (Der Landwirt aus Freytags Soll und Haben), 27 (Blücher aus Treitschkes Deutscher Geschichte statt der

früheren Charakteristik Blüchers von Varnhagen von Ense), 29 (Die eigentliche Ursache des deutsch-französischen Krieges von Moltke), 55 (Das Leben in der Schöpfung aus Alexander von Humboldts Ansichten der Natur) rechne ich neben den aus der früheren Auflage übernommenen Stücken von Riehl, „Der Wald" und „Der Bauernstand", zu den Perlen des Buches, für die eine nur einigermafsen empfängliche Jugend dem Herausgeber ebenso dankbar sein müfste wie der Lehrer, der diese Schätze des Lesebuchs vor den Jungen auslegen darf.

Das Prinzip der Konzentration, dem schon in der früheren Auflage ergiebig Rechnung getragen war, ist in der neuen fast noch strenger durchgeführt worden. Mit Ausnahme von 4 Lebensbildern können sämtliche Stücke (auch das 5. Lebensbild Eleonora Prohaska rechne ich dazu) als naheliegende Ergänzungen zum geschichtlichen, geographischen oder naturkundlichen Unterricht der 5. Klasse betrachtet werden. Namentlich treten unter den historischen Stücken drei grofse Gruppen hervor, die sich auf das fredericianische Zeitalter, auf die Befreiungskriege und auf den deutsch-französischen Krieg von 1870/71 beziehen. Man wird dem von Schmitt bei der Auswahl verfolgten Grundsatz gern beistimmen und über einzelnes mit ihm nicht rechten, zumal da natürlich auch der Geschmack eine Rolle hiebei spielt. Ich für meinen Teil würde z. B. Jean Pauls „Neujahrsnacht eines Unglücklichen" gern missen, obwohl ich weifs, dafs dieses düstere Gemälde der Gewissensqualen seit Generationen in unseren Schullesebüchern wiederkehrt, oder ich würde die Charakteristik Scharnhorsts von Häusser durch das anschaulichere Bild ersetzt haben, das Treitschke in der Deutschen Geschichte (I. 269 ff.) von dem Mann zeichnet. Aber von solchen Aussetzungen abgesehen bin ich dem Herausgeber dankbar, dafs er mit den Ueberarbeitungen und mit allen Stücken aufgeräumt hat, die „nach" anderen gefertigt oder aus zwei verschiedenen Darstellungen zusammengeschweifst waren. Indem er so die Leser des Buches an die Quellen selbst führt, bietet er den Text der Originale meistens unverändert. Über vereinzelte Abweichungen von den Urtexten und Kürzungen mich mit ihm auseinanderzusetzen, mufs ich mir vorläufig versagen, weil er in der Vorrede ankündigt, dafs er diese Änderungen demnächst in den „Blättern" zu rechtfertigen gedenke.

Um noch eines über den prosaischen Teil anzuführen, so erscheint mir neu, dafs der Herausgeber auch ganze Prosastücke in den Kanon des auswendig zu Lernenden aufnimmt, wenn er auch dabei nicht auf wörtliche Wiedergabe dringen will. Der Gedanke ist mir im allgemeinen sympathisch; doch meine ich, man sollte sich auf kleinere Stellen, auf besonders markige Sätze aus hervorragenden prosaischen Darstellungen beschränken, die aber ad verbum auswendig lernen lassen, so wie der Jurist den Text seiner Gesetzesparagraphen lernen mufs. Nur wünsche ich, dafs durch Schmitts wohlgemeinten Vorschlag nicht noch ein neuer Kanon heraufbeschworen werde. Mögen die vorhandenen genügen!

Der zweite Teil des Buches, der poetische, ist ja wohl auch vielfach, aber doch nicht so durchgreifend geändert worden wie der

erste. Von 88 Gedichten sind 35 ausgemerzt und durch neue ersetzt worden. Eines von diesen, „Des Sängers Fluch", hat der Herausgeber des 4. Teiles aufgenommen, viele andere, die ganz verschwunden sind, wird man gerne vermissen, da unter ihnen nicht wenige minderwertige waren. Über die den Ersatz bildenden neuen Gedichte werden nicht alle gleich urteilen. Für Uhlands Bertran de Born oder für die kleinen lyrischen Gedichte Goethes, Meeresstille und Glückliche Fahrt, scheinen mir Schüler der 5. Klasse noch nicht reif zu sein. Das Lesebuch von Baldi und Brunner behält diese Gedichte einer höheren Altersstufe, der 6. und 7. Klasse, vor.

Dafs auch im poetischen Teil der Gedanke der Konzentration vorwaltet, ist ganz gewifs löblich. Nur sollte man sich dadurch, meine ich, nicht verleiten lassen, blofs um auf geschichtliche Ereignisse hinzuweisen, Gedichte aufzunehmen, die nicht viel mehr als gutgemeinte Reimereien sind. Es ist wohl nicht anmafsend, wenn man einem Gedicht wie Polozk von Fernau poetischen Gehalt abspricht, und das Gedicht Orleans von Arnold, das ursprünglich für ein Lesebuch für Kapitulantenschulen bestimmt war, schätze ich nicht viel höher ein. Diesen beiden gegenüber wäre also meines Erachtens die Eliminationsmethode auch am Platz gewesen.

Um einen Zusammenhang unter den Gedichten einerseits und zwischen diesen und den Prosastücken andrerseits herzustellen, hat der Herausgeber zahlreiche Hinweise vom einen aufs andere beigefügt. Ich möchte fast befürchten, dafs der grofsen aufgewandten Mühe der Erfolg nicht ganz entspricht und dafs die Mühe teilweise überflüssig gewesen ist. Warum braucht man z. B. bei einem Gedicht vom Schmied von Kochel noch auf drei andere zu verweisen, die auch die Liebe zur angestammten Heimat und den Heldentod preisen wie Andreas Hofer, Alexander Ypsilanti und Der Trompeter an der Katzbach?

Günstiger wie diese Verweisungen möchte ich die Anmerkungen beurteilen, die der Herausgeber da und dort zur Erklärung des Textes beigefügt hat. Sie können Lehrern wie Schülern gute Dienste leisten, ohne dafs sie sich aufdringlich ausnehmen, und es steckt in ihnen mehr Arbeit, als man bei flüchtiger Lektüre glaubt.

Auch bei den „Beispielen für Ausarbeitungen" hat der Herausgeber eine Sichtung vorgenommen. Er hat die Stücke aus der früheren Auflage teilweise etwas anders gruppiert, dabei die Nachbildungen und manches weniger Geeignete ganz gestrichen, hat die Zahl der Dispositionen vermehrt, diese auch in der Form sorgfältiger gestaltet, einzelne Aufsätze wie die Vergleichung Pflug und Schwert ganz umgearbeitet, mehrere aus neueren Sammlungen wie aus Edel, Der deutsche Aufsatz in Lehre und Beispiel, übernommen, auch eine klar disponierte Abhandlung über das Salz, die früher im prosaischen Teil stand, unter die „Beispiele" versetzt. Dafs er ein Muster der Chrie beibehalten hat, halte ich trotz der Verteidigung in der Vorrede für überflüssig, überhaupt erscheinen mir Aufgaben wie „Ans Vaterland, ans teure usw." oder die zur Bearbeitung empfohlene „Weshalb ist der Rhein der gefeiertste der deutschen Ströme?" trotz des Hin-

weises auf das Schenkendorfische Lied vom Rhein in der 5. Klasse als verfrüht. Bei dem Aufsatz „Wandervögel und Reisende“ hätte wohl die Sammlung von Jonas als Quelle angegeben werden können.

Wenig, nach mancher Ansicht vielleicht zu wenig ist an der Verslehre geändert. Verdienstvoll ist es, dafs der Herausgeber hier auf die Gedichte des zweiten Teils selbst als auf Proben der erläuterten Versarten verweist. Dadurch bekommt er die Möglichkeit, andere inhaltlich schwerer verständliche Beispiele der früheren Auflage wegzulassen. Freilich bedauere ich, dafs so auch die schönen Verse A. W. von Schlegels über den Hexameter fallen mufsten.

Was ich noch über das Buch zu sagen habe, sind reine Äufserlichkeiten. Durch Gliederung und Zerlegung gröfserer Lesestücke ist es möglich, diese nur teilweise in der Klasse zu behandeln, anderes davon der Privatlektüre zuzuweisen; ebenso ist die Übersicht über die Gedichte durch Numerierung der Strophen erleichtert. Sinnsprüche sind unter Stichwörtern in Gruppen zusammengefafst (der Spruch von Goethe Zwischen heut und morgen usw. S. 191 steht bereits in der neuen Auflage des 4. Teils S. 247); das Verzeichnis der Schriftsteller am Schlufs des Buches ist inhaltreicher geworden (manchen enthält es vielleicht zu viele Einzelnotizen); der Druck ist sorgfältig (S. 63 Z. 10 v. u. steht Hefs statt Heu, S. 266 Z. 14 v. u. Feude statt Freude); an Hinweisen auf Anschauungsmittel und Quellenwerke fehlt es nicht.

Dafs allerlei Aussetzungen im einzelnen an dem Buch noch werden gemacht werden, dafs er dem einen hier zu viel, dort zu wenig geneuert haben wird, sieht wohl Schmitt selbst voraus. Darüber aber soll der Dank nicht vergessen werden, den wir ihm schuldig sind: er hat unseren Schülern in dem neuen Buch eine gute geistige Kost vorgesetzt und damit unserem Gymnasium einen trefflichen Dienst geleistet.

Regensburg. Karl Raab.

Lesebuch aus Gustav Freytags Werken. Ein Hilfsbuch für den deutschen und geschichtlichen Unterricht an höheren Lehranstalten. Ausgewählt und eingeleitet von Dr. Willy Scheel. Berlin, Weidmann.

Der klassische Bildersaal, den Gustav Freytag mit Stoffen „aus der deutschen Vergangenheit“ füllte, ist seit vielen Jahren als vorzügliches Mittel für die Vorbereitung zum Geschichtsunterricht ausgenützt worden; einer vielseitigen Benützung stand jedoch öfters der hohe Preis des Gesamtwerkes, der in der Regel nur einmalige Anschaffung für die Lehrerbibliothek gestattete, im Wege und selbst dann, wenn zahlreichere Exemplare zur Verfügung standen, gehörte die Ausbeute zum gröfseren Teile dem Lehrer; der Schüler konnte nur zuhören, allenfalls einen Band zur häuslichen Lektüre bekommen. Bekanntlich verzeichnet jedoch der Kulturhistoriker noch einiges mehr, als für Schüler zu wissen nützlich ist: man erinnere sich z. B. in diesem Werke an die Beschreibung mittelalterlicher Badestuben mit gefälliger

Damenbedienung oder an des Herzog Moritz erotische Beziehungen zu der schönen Augsburger Jüdin. Deshalb werden viele den Gedanken W. Scheels, ein Lesebuch aus G. Freytags Werken herzustellen, das für die Hand jedes Schülers berechnet ist, froh begrüfst haben, sie werden auch der geschickten Auswahl ihren Beifall nicht versagen. — Es ist im Gegensatz zu der Kompositionsweise der „Bilder aus der deutschen Vergangenheit", in welchen bald der Historiker, bald seine Quellen zu uns sprechen, hier nur G. Freytag — der Sprach- und Denkmeister, der einen fast unsichtbaren Schleier der Poesie um die Geschichte der Wahrheit zu weben weifs — der zu uns spricht. Die besten Partien des Gesamtwerks, welche, mit der plastischen Deutlichkeit des Hochreliefs gearbeitet, stets die Freude des Lesers waren, hat Scheel herausgelöst und ein ideales Lesebuch daraus gefertigt; 5 Stücke sind aus den „politischen Aufsätzen", die gleiche Anzahl aus den „Ahnen" dazugegeben. Die „Germania des Tacitus" eröffnet die Galerie, „Das Deutsche Reich als Grofsmacht" bildet das historische Schlufsbild. Ein Krittler mag ja erschrecken, wenn gleich das erste Stück, die „Germania", mit ihrem Leitgedanken, dafs „Tacitus in der Halle eines Batavers oder Chauken Ale zu trinken genötigt war" der Berichtigung und Abweisung bedarf, und mifslich ist es ja, dafs der Herausgeber gleich beim einführenden Stücke seinen Autor in einer Anmerkung desavouieren mufs — aber das will nichts sagen, angesichts des Nutzens, der sich für jeden Leser aus der feinen Beobachtung und der lichtvollen Deutung, die gerade diese kurze Partie auszeichnet, bieten mufs. Stark ideal sind die Farben in dem 6. Abschnitt „Einwirkung der Wanderzeit auf den germanischen Heldencharakter" gehalten. Auch schmeckt die Bemerkung, dafs „das Lachen des Lear auch dem griechischen Zuschauer als durchaus ungehörig Mifsfallen erregt hätte", nach der alten Phrase von der „stillen Gröfse des Altertums"; haben doch die Griechen auch die herzzerreifsenden Dissonanzen, die Äschylos anschlägt, lebhaft mitzufühlen gewufst. So ist auch im zehnten Stücke: „Sinnigkeit des deutschen Volksgemüts" aus Ausdrücken, wie „Herr Fuchs" oder „Frau Krähe" für die so gern gerühmte Unübertrefflichkeit des deutschen Gemütes nicht viel zu erweisen, wenn man sich erinnert, dafs der Franzose in seinen Fabeln auch madame la bellete (das Wiesel) und maitre Grippeminaud (Katze) auftreten läfst.

In dem Abschnitte „Dr. Luther" ist die schlagende Abfertigung der Jeremiaden vom „Abfall Luthers und der dadurch hervorgerufenen Trennung der Deutschen in zwei Heerlager" gestrichen; kaum mit Recht, denn in einem prononziert katholischen Unterrichte wird ein solches Stück, vermutlich überhaupt das ganze Freytagbuch, nie Durchsprache finden. Auf S. 104 ist Schärtlin von Burtenbach als „bürgerlich" bezeichnet, auf der nächsten finden wir ihn als einen der drei „Adeligen", die Selbstbiographien hinterlassen haben; im Original aber findet sich an passender Stelle die Erläuterung, dafs Schärtlin die Ritterwürde seinen militärischen Taten verdankte.

Der Verfasser denkt sich das Buch als Lesebuch, den Schüler vom Beginne der Einführung in den deutschen Geschichtsunterricht

(Untertertia) bis zur Entlassung des Absolventen, also mehr als ein halbes Jahrzehnt, begleitend. Es läfst sich demgegenüber die Befürchtung nicht unterdrücken, dafs ein solches Buch auf der oberen Stufe, wo das rechte Verständnis erst anfängt, die frische Sympathie und rechte Schätzung nicht mehr findet; der Schüler hat alles in vergangenen Jahren, wenn nicht in der Klasse, so doch sicher zu Haus, vermutlich mehrfach, schon gelesen. Würde es sich bei einer Neuauflage nicht empfehlen, zwei Sonderbände, einen für die mittlere, einen für die obere Stufe herzustellen? Eine solche Teilung würde auch eine bedeutende Erweiterung des bis jetzt Gebotenen ermöglichen.

Auch in vorliegender Gestalt jedoch ist das Buch ein wertvolles Hilfsmittel für den deutschen und geschichtlichen Unterricht; sollte es als „Lesebuch" bei uns keine Zulassung finden, so möchten wir doch dringend empfehlen, es in zahlreichen Exemplaren den Schülerbibliotheken einzuverleiben und es in die Reihe der Bücher aufzunehmen, auf die der Unterricht häufig Bezug nimmt und deren Lektüre jedem Schüler aufs wärmste empfohlen wird.

Augsburg. Karl Hartmann.

Wörterbuch zu den Kommentarien des C. Julius Cäsar über den Gallischen Krieg und über den Bürgerkrieg, sowie zu den Schriftwerken seiner Fortsetzer. Von Dr. Otto Eichert. Zwölfte, verbesserte Auflage, besorgt von Prof. Dr. Franz Fügner. Hannover und Leipzig, Hahnsche Buchhandlung. 1903. 282 S. M. 1.80.

Eicherts Wörterbuch zu Cäsar wird auch in der neuen Auflage von Fr. Fügner, der sich durch seine bei Teubner erschienene Schülerausgabe Cäsars als tüchtiger Kenner des Autors gezeigt hat, überall gute Dienste tun, wo man es überhaupt für zweckmäfsig hält den Gymnasiasten Spezialwörterbücher in die Hand zu geben. Freilich wird gerade die sorgfältige Angabe der Stellen bei den verschiedenen Bedeutungen eines Worts einer gedankenlosen Präparation Vorschub leisten, der es nicht auf die Grundbedeutung des Wortes, sondern auf einen für die Übersetzung verwendbaren Ausdruck ankommt. Die angegebenen Bedeutungen sind, soweit ich es nachgeprüft habe, gut gewählt und erleichtern eine gute Übersetzung. Im Vorwort fehlt die Angabe, dafs alle Vokale kurz sind, die nicht als lang bezeichnet sind. Letzteres ist übrigens nicht ganz konsequent durchgeführt vgl. z. B. die Verba der 1. Konjugation. Auch die Erklärung der Zeichen * und † fehlt. Der S. 178 erwähnte Nebenflufs des Rhone heifst Drance, nicht Dranse.

München. Otto Stählin.

H. Ebelings Schulwörterbuch zu Caesars Kommentarien über den Gall. Krieg und den Bürgerkrieg. Fünfte, vollständig umgearbeitete Auflage von Dr. Jul. Lange (Leipzig, Teubner, 1902).

Vorliegende Neubearbeitung des bekannten Ebelingschen Caesar-Wörterbuches, dessen vorhergehende Auflagen Dräger redigierte, bezeichnet sich als eine durchgreifende in Verbesserung und Ergänzung der Zitate und Übersetzungen, in der Anordnung der einzelnen Artikel mit sorgfältiger Benützung der einschlägigen Literatur, so dafs das Buch ein ganz neues Aussehen gewonnen hat, wozu auch besonders die Ausstattung mit zahlreichen Abbildungen und Plänen beiträgt. Eine Durchsicht des Buches bestätigt, dafs mit demselben ein zuverlässiges und praktisches Hilfsmittel geboten ist, eine Tatsache, die durch folgende Bemerkungen nicht abgeschwächt werden soll. So wäre vielleicht dem angehenden Caesarleser und Wörterbuchbenützer ein Hinweis willkommen, etwa als Vorbemerkung, wie er zusammengesetzte Ausdrücke aufsuchen soll, z. B. signa convertere, ob beim Substantiv oder beim Verbum Aufschlufs zu finden ist. Die gegebenen Erklärungen und Übersetzungen sind sehr reichhaltig, und da meist die betr. Stellen angeführt sind, kann ein fleifsiger Präparator sein Caesarpensum ziemlich fix und fertig schon in die Schule mitbringen, ein Umstand, in dem man auch eine zu weitgehende Unterstützung der Vorbereitung erblicken kann. Dahin gehört auch, dafs z. B. der Genitiv bei esse (fortunae est) und der gen. qualitatis (genus summae sollertiae) gleich in schöner Phrase übersetzt sind, ebenso die Genitive bei potestas, spes, studium. Dagegen kann die Angabe commeatus (commeo) = Sendung den Anfänger irreführen, da dieser nun glaubt, commeare bedeute „senden"; bei exerceo sollte nicht als Grundbedeutung „ich übe ein" stehen, für mitto und seine Komposita ist es in den meisten Fällen besser von „lassen", nicht „schicken" auszugehen. Nicht selten findet man als erste Bedeutung ein Fremdwort (z. B. subsidium = Reserve, commendo = rekommandieren, integer = intakt), das offenbar die Brücke zum deutschen Ausdruck sein soll. Vernünftigerweise wird niemand die Fremdwörter ganz vermieden wissen wollen, oft sind sie geradezu unentbehrlich; doch ist von dieser Freiheit ein sehr weitgehender Gebrauch gemacht, wie eine kleine Auslese beweist. So z. B. wurden Übersetzungen geboten wie: Regierungsformen nachjagen, kolossale Gelage, Situation, Chance, Garantie, kompakte Massen, formieren, organisieren, reduzieren, Reglement, Disposition, System, Methode, Theorie, rationell (ratio = Taktik fehlt), Motiv, Kriegspassion, exemplarisch, die Feindschaft datiert usw. Die Abbildungen und Pläne, die gröfstenteils auch in Füguers Caesarausgabe vom gleichen Verlage enthalten sind, bilden eine gute Bereicherung des Wörterbuches; eigentümlich ist, dafs der „Rheinbrücke" gar keine Erläuterung beigegeben ist.

München. Wismeyer.

Vereinfachte Griechische Schulgrammatik von Dr. Rudolph Wessely, Oberlehrer am Sophiengymnasium zu Berlin. Erster Teil: Formenlehre. Leipzig und Berlin, Teubner, 1904. 8°. 113 S. M. 1.40.

Der Unterricht im Griechischen, seit der Erklärung gleicher Berechtigung der drei höheren Schulgattungen in Preufsen eine Sonderaufgabe des humanistischen Gymnasiums, soll und wird nicht den grammatischen Drill früherer Zeiten wiederkehren lassen, bei dem die flotte Beherrschung der attischen Formenlehre der Hauptzweck war oder zu sein schien. Die grammatische Unterweisung soll vor allem dazu anleiten und befähigen durch verständnisvolles Lesen der Originale in die griechische Geisteswelt einzuführen; die Formen sollen erkannt und verstanden werden. In diesem Sinne hat man (A. Kaegi, E. Albrecht, Joost; (vgl. neuestens Becker in den Lehrpr. 1904 Aprilheft) den grammatischen Unterricht zu vereinfachen gesucht; bei uns in Bayern zeichnet sich die Grammatik von Englmann-Haas schon lange durch eine im ganzen recht anerkennenswerte Vereinfachung aus. Neuerdings hat R. Wessely in der Zeitschr. f. d. Gymn.-W. Bd. 57, 1903, S. 505—525 in einem gehaltreichen Aufsatz (mit Angabe der ausgedehnten Literatur) seine Ansicht dargelegt, wie der griechische Unterricht auf einfachere Weise sein Ziel erreichen könne. Die praktische Ausführung seiner Gedanken liegt in der Gestalt der „Vereinfachten Griechischen Grammatik" nun vor, auf den ersten Blick unserm Englmann-Haas sehr ähnlich.

„Mafsgebend für die Begrenzung des Lernstoffes kann allein das mehr oder minder häufige Auftreten der einzelnen sprachlichen Erscheinungen innerhalb der Schullektüre sein." Mit diesem Grundsatz spricht Wessely im Vorwort wohl die übereinstimmende Ansicht der Vereinfacher aus. Aber einmal ist der Umfang dessen, was die moderne Pädagogik der Jugend zu bieten für gut findet (U. v. Wilamowitz-Möllendorff bei Lexis, Reformen der höheren Schulen in Preufsen S. 161), doch nicht so konstant; dann sollte den Philhellenen am humanistischen Gymnasium — andere besuchen andere Schulen — für eine weitere Wanderung in die griechische Geisteswelt doch durch Hinweis auf das Typische in den sprachlichen Ausdrucksformen eine ausreichende Ausstattung geboten werden. Ein Einblick in die Fülle, Klarheit, Verwendbarkeit der Formen, Ableitungen und Zusammensetzungen und Satzgefüge ist an sich etwas Wertvolles, worauf in den neuesten bayerischen Anweisungen für den altsprachlichen Unterricht an den humanistischen Lehranstalten (10. April 1903) ausdrüklich hingedeutet ist (I).

Nach dem ins Auge gefafsten Ziel behandelt Wessely 1. vollständig die regelmäfsige Flexion und von der unregelmäfsigen alles wirklich Häufige: so μείζω und μείζους neben den volleren Formen, τοῦ neben τίνος etc. 2. Seltenere, aber immer noch typische Erscheinungen, z. B. „viele aktive Verba haben ein mediales Futur — ἀκούω — φεύγω —", auf die Anführung der beiden beschränkt er sich.

„Viele Verba", „eine Reihe von Verben" wird so noch öfters durch einen Beleg erledigt (zum Teil nach Kaegi). 3. Hat Wessely einzelne besondere Seltenheiten in ein alphabetisches Verzeichnis in § 94 zusammengenommen und meist in der Form einer alphabetischen Präparation gegeben: so *κάλως* Tau, *θυγατριδοῦς* Enkel, *ἀρήν* Schaf, *τέρην* zart — *τέρεινα*, *ἔπορον*, *κέκονα* (habe getötet), *εἰσφρέσθαι* lasse ein unter *φ*, *ἦμι*, *ἠφίειν*, in diesem Verzeichnis stehen aber auch *γῆρας*, *ἰχθύς*, *μῦς*, *σῦς*, *πέλεκυς*, *αἰδώς*, *πειθώ*, *γαμῶ*, *ἔπλασα* und viele andere. Wesselys Verzeichnis lehnt sich an Kaegi Schulgr. § 125 an, ist aber reicher. Ich habe gegen diese alphabetische Hintertür meine Bedenken: Dafs unsere Gymnasiasten nicht gerne nachschlagen, ist nicht ihr schlimmster Fehler; ausgemerzte Raritäten werden in alphabetischer Ordnung nicht kostbarer; was aber nicht so unbedeutend ist, lasse man besser im Zusammenhang lernen, wie die Wörter auf *ντς*, *πειθώ*, *Ἄρης*, *σῴζω*, *ἔστρωμαι*.

Im ganzen ist die Vereinfachung des Stoffes nach den drei von Wessely gegebenen Gruppen verständig und übersichtlich: wer sollte noch das unbeglaubigte *ὦ ἄδελφε*, *ὦ θεός*, *τοῖς μάρτυσιν* u. ä. lernen und üben lassen? Aber Mifsverhältnisse dürfte man bei der Benützung der Grammatik noch mehr empfinden, als mir beim Durchlesen aufgefallen sind: so wird über das Genus der 3. Deklination kein Wort gesagt, kein Hinweis auf das Lateinische gegeben (wie *νεότης*— novitas), dagegen werden die Pronomina und Präpositionen verhältnismäfsig zu eingehend behandelt; auch von den Konjunktionen wird man *καὶ δή καὶ* oder die Wendung *ἄλλο τι ἤ*, bei der übrigens *ἤ* fehlen kann, leicht entraten. Die übliche Reihe der Feminina der O-Deklination (*ἡ ἄρκτος*) ist verschwunden; im Wörterverzeichnis stehen *ὁ ἄρκτος*, *ἡ βίβλος*, *ἡ πλίνθος*, *ἡ ἀτραπός*, *ἡ νῆσος*.

Die Anordnung des Stoffes scheint mir beim Nomen besser als beim Verbum. Die O-Deklination geht natürlich voran; hier wie bei den anderen Deklinationen werden die Adjektiva passend eingereiht (vgl. meine Bemerkungen über den Anfangsunterricht im Griechischen in diesem Heft oben S. 305 ff.). Die Adjektiva auf *ής* wie *εὐκλεής* sollten aber den Eigennamen *Σωκράτης*, *Περικλῆς* vorausgehen. Was hat *βέβληκα* und *πέπονθα* gemein (§ 91)? Warum soll man den Dual (Nom. u. Verb.) zwischen die Verba auf *ω* und *μι* einschieben?

Bei der Behandlung des Einzelnen wird die Sprachvergleichung in zweckmäfsiger Weise ausgenützt (*ϝ*, *ϛ*, nicht *j*), die philologische Forschung gebührend berücksichtigt und der pädagogische Zweck im Auge behalten. In den Paradigmen begegnen uns vielfach die alten Bekannten, doch *νικῶ* u. a. neue. Für das seltene *στρατός* empfiehlt sich *καρπός*, zumal da *ἡ στρατιά* bei der A-Deklination verwendet wird. Praktisch ist oft die Verdeutschung wie *ὠφελέω*, *ὀνίημι* ich unterstütze; unklar bisweilen die Fassung der Lautgesetze wie § 69.

In der Schreibweise schliefst sich Wessely an die meist rezipierte an: *μιμνήσκω*, *ἀποθνήσκω*; falsch ist aber *ἐσῴθην* S. 78 (richtig *σῴζω*). Neben *ἑώρακα* sollte *ἑόρακα* nicht fehlen. Eine wahre Crux für unsere Schüler ist das alte Schwanken zwischen *ει* — *ῑ* — *η*;

Wessely schreibt nicht mit Kaegi *ξεῖ, φεῖ* etc., aber *μείγνυμι — ἔμειξα* (dagegen natürlich *ἐμίγην*), *τείσω — ἔτεισα*, erwähnt *τέθηκα* neben *τέθεικα*[1]), bietet S. 83 nur *ὀκτίρω*. Aber *μείγνυμι* ist nicht so absolut sicher, und wenn *οἰκτιρμώς* auf *οἰκτίρω* weist, so ist die handschriftliche Überlieferung Fut. *οἰκτερῶ* doch nicht zu verachten. Für unsere jetzigen Zwecke erscheinen störend die Proteusformen *ἐτίθην, ἐτίθεις, ἶεν, ἶεις* u. ä. (s. *εἰδέναι, ἰέναι*); vgl. auch über die Schreibung der Herkulanensischen Rollen meine Bemerkungen Bayer. Gymn.-Bl. 35, 1899, S. 139.

Von dem Auszug aus der Syntax S. 84—90 und aus der Homerischen Laut- und Formenlehre S. 91—94, der durch einfache Vorführung der Beispiele noch kürzer und übersichtlicher hätte gefafst werden können (so bei Kaegi), zu sprechen, enthebt uns die Aussicht auf den zweiten Teil von Wesselys Grammatik, den wir in Bälde wohl erhoffen dürfen.

Wertvoll ist der dritte Anhang „Die wichtigsten Vokabeln" S. 95—113. Auswahl und Gruppierung sollten für manche unserer Sammlungen Muster werden; einige von den nahezu zweitausend Vokabeln dürften aber doch zu streichen sein: wie *ὁ ἀνεψιός* Vetter, *ἡ δείλη* Nachmittag, oder solche, deren Stämme bekannt sind, wie *δεσμωτήριον, λεηλατέω* und *λῄζομαι, τραυματίζω*. Das „seltene" *ὁ ἄρκτος* sollte durch *ἡ ἄρκτος* ersetzt werden. Wenn bei *σέβομαι* D. M. steht (S. 107), so meint der Schüler, er dürfe *σέψομαι* und *ἐσεψάμην* bilden.

Wie bei der Deklination und Konjugation verwandte Erscheinungen, auch wenn sie zahlreicher sind, als Einheit leichter erfafst und behalten werden als in der Zerstreuung, so ist durch eine übersichtliche Wortbildungslehre dem Aufbau und der Gliederung des Vokabelschatzes Halt und Richtung zu geben (*φέρω, φόρος, φορά, συμφορά* etc., *δρᾶμα, χρῆμα, ποίημα, γράμμα, κόμμα, πρᾶγμα, θέμα, θέσις, δόσις, στάσις* etc.; *Ἕλληνίς* Adj. (fehlt bei W.); *στρατηγέω, ψυχαγωγέω, συντιθέναι — σύγκειται — συνθήκη, διατιθέναι — διάκειμαι — διάθεσις;* Adj. auf *ειδής*). Durch induktives Verfahren, durch Ausnützung der Kenntnisse im Lateinischen läfst sich ein weiter und klarer Durchblick durch die Sprache eröffnen (bei Englmann-Haas, Krüger u. a. geschieht dies zum Teil). Auf das Erkennen der Wortformen kommt es uns heutzutage beim griechischen Unterricht besonders an. Hier zeigt Wesselys Buch eine empfindliche Lücke.

Im ganzen haben Verfasser und Verleger das ihrige getan die neue Grammatik solid und gefällig auszustatten. Von den wenigen Druckfehlern stört besonders S. 54 *ἄνθρωπε* für *ἀνθρώπω;* S. 66 ist *ἐλᾷς* zu schreiben. Aber die Rücksicht auf das Reformgymnasium, die S. 32 durch den Hinweis auf das passé défini offen sich kundgibt, hat den Verfasser in der Vereinfachung und Umstellung des Stoffes wohl weiter zu gehen veranlafst, als das Bedürfnis des humanistischen Gymnasiums es gegenwärtig erheischt.

München. G. Ammon.

[1]) In den Ausgaben z. B. Dionys. Hal. op. ed. Usener-Radermacher schwankt die Form, auch bei demselben Autor; vgl. Englmann-Haas[13] S. IV.

Martin Wohlrab, Ästhetische Erklärung Sophokleischer Dramen. Erster Band: Antigone (vierter Band der Sammlung: Ästhetische Erklärung klassischer Dramen). Berlin, L. Ehlermann. 1904. 68 S. 8°. M. 1,50.

Nach der im Vorwort ausgesprochenen Absicht des Verfassers soll diese ästhetische Erklärung neue Anregungen zum tieferen Verständnis des Stückes, zu besserer Würdigung der dramatischen Kunst des Dichters bieten. Das Büchlein ist zunächst für die Lehrer bestimmt, welche die Antigone zu erklären haben, soll aber auch Schülern und besonders denjenigen dienen, welche die Sophokleischen Stücke nur durch eine Übersetzung kennen lernen. Die doppelte Bestimmung hat die Folge gehabt, dafs manche Ausführung, z. B. die über die Eigenheiten der griechischen Tragödie und ihrer Aufführung, sich auf ziemlich tiefer Stufe hält und das für den Lehrer Wichtigste vermissen läfst, z. B. zur Bühnenfrage keine Stellung nimmt. Auch die psychologische Motivierung der Handlung scheint mir nicht zur Genüge berücksichtigt zu sein. So erfahren wir nicht, was der Dichter damit erreicht hat, dafs er zuerst den Wächter ohne Kenntnis des Täters auftreten läfst. Bei anderer Gelegenheit hätte der Sophistik der Leidenschaft gedacht werden sollen. Im übrigen aber bringt die Schrift gewifs manchen Gedanken, welcher das Verständnis des Werkes fördert und auch den Lehrer zu weiteren Erwägungen anregt. Sehr gut wird S. 44 in betreff der sog. Schuldfrage folgendes bemerkt: „Dafs hier die Heldin zum Tode abgeführt wird wie die schlimmste Verbrecherin, läfst sich mit unserer Denkart schwer in Einklang bringen. Wir müssen uns aber hüten, diese mit der der Griechen ohne weiteres zu identifizieren und in ihren Werken wiederfinden zu wollen. Wir haben von Anfang an volle Sympathie mit der Heldin und der Sache, die sie vertritt, und haben Nachsicht mit ihr, wenn sie in übergrofsem Eifer ihrer korrekten Schwester und dem nicht edlen König gegenüber das rechte Mafs überschreitet. Und wenn sie denn an diesem Fehler zugrunde gehen soll, so scheint uns wenigstens ein glorreiches Ende wohlverdient zu sein. Anders die Griechen. Ihnen steht die Majestät des Staates, er mag vertreten sein, von wem er will, unendlich höher als uns. Der unschuldig verurteilte Sokrates bringt ihr willig sein Leben zum Opfer dar. Und von den sittlichen Forderungen nimmt bei ihnen die oberste Stelle ein die Besonnenheit. Auf ihr beruht schliefslich ihre weltgeschichtliche Bedeutung; sie gab ihnen für alle Leistungen in Kunst und Literatur das rechte Mafs. Die Staatshoheit wie das oberste Sittengesetz sind denn auch die Felsen, an denen Antigones Nachen erbarmungslos scheitert." Hiezu möchte ich nur bemerken, dafs nach V. 817 *οὐκ οὖν κλεινὴ καὶ ἔπαινον ἔχουσ' ἐς τόδ' ἀπέρχῃ κεὔθος νεκύων;* auch der griechische Dichter seiner Heldin ein ruhmvolles Ende gönnt. Für die „Schuld" der Antigone, d. h. für den Beitrag, welchen sie zu dem unglücklichen Ausgang liefert, hätte besonders auf *λόγον ἄνοια* 603 hingewiesen werden sollen. Nicht für richtig kann ich die Auffassung halten, dafs Kreon mit dem Verbote

der Bestattung den gesetzlichen Sinn seiner Untertanen auf die Probe stellen wolle. Kreon will mit dem Verbote nur das hochverräterische Unternehmen gegen das Vaterland exemplarisch strafen und dadurch abschrecken; erst die Übertretung des Verbotes bringt ihn auf den Gedanken, dafs politische Gegner ihre Hand im Spiele haben. Auch sonst begegnen uns Gedanken, die nicht einwandfrei scheinen. Um leidenschaftliche Erregungen zu kennzeichnen, dürfte ein griechischer Dichter niemals von der korrekten Ausdrucksweise abgewichen sein. Verf. will damit die sprachlichen Unebenheiten im Anfange des Stückes erklären. — „Die Mahnung, das Unternehmen heimlich auszuführen, weist Antigone nicht nur schroff ab, sondern beschimpft Ismene sogar durch die Aufforderung, sie öffentlich anzuzeigen." In V. 86 wird keine wirkliche Aufforderung, sondern nur eine leidenschaftliche Redeweise mit dem Sinne: „ich halte meine Tat für so rühmlich, dafs ich die öffentliche Bekanntgabe derselben nur wünschen kann" geboten. — Eine „rohe Denkart" würde auch bei dem Wächter nicht angemessen sein. — „Das erstemal hat sich Antigone mit dem Allernotwendigsten begnügt, mit dem Bestäuben der Leiche." Dem entspricht nicht *ἐφαγιστεύσας ἃ χρή* 247. Antigone tritt also gleich im Anfange mit einer Kanne in der Hand auf zum Beweis, dafs ihr Entschlufs gefafst sei. Für das zweite Auftreten derselben mufs also eine andere Motivierung gesucht werden. — Nicht den König nennt Antigone 470 einen Toren, sondern den Chorführer; denn die Worte *σοὶ δ' εἰ δοκῶ νῦν μῶρα δρῶσα τυγχάνειν* beziehen sich augenscheinlich, worauf mich mein Freund K. Meiser aufmerksam gemacht hat, auf die Worte des Chorführers *ἐν ἀφροσύνῃ καθεlόντες* 383. — Gut wird in betreff der Hämonszene bemerkt: „Hämon kommt, nicht die Braut gegen den Vater, sondern den Vater gegen sich selbst zu schützen." Die Äufserung des Hämon, das sei schwerlich ein rechter Staat, dessen König von der Zustimmung und dem Vertrauen seiner Untertanen verlassen sei, kann ich in 737 nicht finden. Ob übrigens dieser Vers einen unauslöschlichen Beifall im athenischen Zuhörerraum entfesseln mufste, ist mir zweifelhaft. — Die bekannte Partie 904—920 wird verteidigt. Die Rede der Antigone müsse als Selbstgespräch aufgefafst werden. Es sei psychologisch wohl zu begreifen, dafs Antigone, da ihr eigentlich niemand Recht gebe, sich zu ihrer eigenen Beruhigung noch an ein Argument anklammere, das sich an den Ausgangspunkt ihres ungesetzlichen Handelns, an ihre Liebe zum Bruder anschliefse und dieser eine hervorragende Bedeutung beilege. Möglich sei es, dafs dem Dichter die von seinem Zeitgenossen Herodot überlieferte Sage vom Weibe des Intaphernes den Anlafs zu dieser Stelle gegeben habe. Wir halten dies nicht nur für möglich, sondern für sicher und sehen darin, wenn die Stelle echt ist, die einzige Entschuldigung des Dichters, der dem Freunde etwas zu Gefallen tun wollte, das operis lex nicht gestattete.

Die mit dem vorliegenden Bändchen begonnene Sammlung ästhetischer Kommentare zu Sophokles ist ein Wahrzeichen für die

neue Richtung der klassischen, besonders der griechischen Schullektüre. Möge diese gute Früchte tragen!

München. Wecklein.

Dieterich Karl, Geschichte der byzantinischen und neugriechischen Literatur. Leipzig 1902. Amelang. X u. 242 SS. 8°.

Dieses Büchlein ist wohlgeeignet weiteren Kreisen einen Überblick über das reiche Schrifttum des byzantinischen Mittelalters und der „Neugriechen" zu geben. Der durch eine Anzahl Schriften insbesondere zum Folklore der Balkanvölker bekannte Verfasser nimmt, wie er selbst im Vorwort sagt, die alexandrinisch-hellenistische Literatur als Grundlage und Ausgangspunkt des gesamten späteren griechischen Schrifttums an. Die byzantinische Literatur ist ihm nicht der Boden, aus dem das neugriechische Schrifttum erwachsen ist, sondern nur Bindeglied zwischen der hellenistischen und der neugriechischen Literaturperiode.

Für die Behandlung der byzantinischen Literatur hatte er eine feste Basis, die Geschichte der byzantinischen Literatur seines Lehrers Krumbacher. Für die späteren Zeiten fehlt bisher allerdings ein einigermafsen befriedigendes Handbuch. Im Gegensatz zum Précis de la litérature néohellenique des gelehrten Dichters Alexandros Rísos Rangawis legt er das Hauptgewicht auf die Herausarbeitung der grofsen Literaturzusammenhänge.

Die Aufgabe, die sich der Verfasser gestellt hat, ist nicht leicht. Die fast ununterbrochene und mannigfache Durchsetzung der ganzen byzantinischen Kultur mit orientalischen Elementen, die in den Zeiten der Kreuzzüge zu einer Trennung vom Abendlande in Politik, Religionsauffassung im weitesten Sinn und Kunst geführt hat, verlangt weit ausgebreitete Kenntnis der gesamten osteuropäischen und vorderasiatischen Verhältnisse.

Dafs es in der byzantinischen und späteren griechischen Literatur Erscheinungen wie Dante und Petrarca in der italienischen Renaissance nicht geben konnte, beruht auf dem Zwang von geschichtlichen Tatsachen und deren Folgen. Einen Vorwurf aus einem solchen Mangel dem Griechentum zu machen, mufs uns fern liegen.

Auf Einzelheiten einzugehen, selbst auf solche, in denen der Berichterstatter mit dem Verfasser nicht einer Meinung sein kann, ist hier nicht recht möglich. Ich halte z. B. immer noch nach dem consensus omnium daran fest, dafs Rigas von Welestínos das Kriegslied *Ὡς πότε παλληκάρια*, usw. gedichtet hat. Für meine Pflicht erachte ich darauf hinzuweisen, dafs die „klassizistischen" Schriftsteller (wie z. B. der oben genannte Rangawis) eben Kinder ihrer Zeit waren und nicht aus ihrer Haut fahren konnten, darum in keiner Weise Zurücksetzung hinter den Schriftstellern, die sich der Vulgärsprache bedienen, erfahren dürfen.

Alle literarischen Erscheinungen aufzuführen beabsichtigte der Verfasser nicht. Es war ihm nur darum zu tun, die charakteristischen

Persönlichkeiten unter Anführung besonders bezeichnender ins Deutsche übersetzter Stellen aus ihren Werken herauszuheben. Das ist ihm gelungen. Ich kann das Büchlein dem, der einen Blick in eine reiche und anziehende Literatur tun will, mit gutem Gewissen empfehlen. Die Bemerkung auf S. VIII, dafs die Namen auf -is und -as im Griechischen fast stets auf der letzten Silbe betont werden, ist cum grano salis zu verstehen.

München. L. Bürchner.

Aufgaben aus der Hauptprüfung der Lehramtskandidatinnen für neuere Sprachen in Oberbayern. Gesammelt und herausgegeben von Eugen Stollreither. Nachtrag 1898—1903. München 1904, Piloty & Loehle. Dazu: Schlüssel ebenda.

Schon im Jahre 1898 hatte Herr Dr. Stollreither eine Sammlung der in den Jahren 1881—1898 in der Prüfung für Lehrerinnen der neueren Sprachen gestellten Aufgaben, mit Ausschlufs des Italienischen, herausgegeben. Die freundliche Aufnahme, welche jene Sammlung gefunden hat, veranlafste den Herausgeber nicht nur zur Fortsetzung derselben bis zur letztjährigen Prüfung, sondern auch zur Verfassung eines Schlüssels zu allen Jahrgängen der französischen und englischen Prüfung und zu den deutsch-italienischen Aufgaben seit 1898. Da die Übertragungen in alle drei Sprachen mustergültig genannt zu werden verdienen, kann die Aufgabensammlung nebst Schlüssel zur Vorbereitung auf die Prüfung, nicht minder aber auch für Zwecke des Selbststudiums bestens empfohlen werden.

Didaktik und Methodik des englischen Unterrichts von Dr. Fr. Glauning, Prof. u. Schulrat in Nürnberg. Zweite, umgearbeitete Auflage. München 1903, Becksche Verlagshandlung. Geh. M. 2.50, geb. M. 3.50.

Der etwa vor Jahresfrist in diesen Blättern (Bd. 39 S. 162 f.) angezeigten Neuauflage von Münchs Didaktik und Methodik des französischen Unterrichts folgt nunmehr die des Englischen von Glauning. Da bei diesem Buche nicht minder als bei dem von Münch vorausgesetzt werden darf, dafs dessen von der gesamten Kritik freundlichst aufgenommene erste Ausgabe den Fachgenossen allgemein bekannt sei, möge auch hier der Hinweis auf die nennenswerten Änderungen genügen.

Prof. Glauning hat seine Methodik natürlich nicht nur der durch die vielfach eingetretenen Modifizierungen der Unterrichtspläne gebotenen Überarbeitung unterzogen, sondern auch eine Reihe wichtiger Fragen neu behandelt, so dafs einzelne Abschnitte in völlig veränderter Fassung erscheinen, wie z. B. die über Bezeichnung der Aussprache und Lautschrift, von der gesagt wird, „dafs sie bei der Vorbereitung wie bei der Wiederholung der Unterrichtsaufgaben wertvolle Dienste

zu leisten vermag"; ferner der vom Übersetzen, in welchem Verfasser einer starken Beschränkung der Übersetzungsübungen aus der Muttersprache das Wort redet. Auch zu den vielgerühmten und angefochtenen Methoden Berlitz und Gouin äufsert er sich in der an ihm bekannten, angenehm berührenden objektiven Weise. Im grofsen und ganzen ist sein Standpunkt heute wie früher der steten Fortschreitens in mafsvollen Grenzen.

Weiter liegen zur Besprechung vor: 1. Zur Methodik des neusprachlichen Unterrichts von Prof. Gutersohn. Lörrach, Gutsch, 1902.

2. O. Thiergen, Methodik des neusprachlichen Unterrichts. Leipzig, Teubner, 1903 und

3. Bemerkungen zur Methode des neusprachlichen Unterrichts nebst Lehrplänen für das Französische von Dr. O. Börner. Ebenda 1903.

Von angesehenen Fachmännern herrührend enthalten diese 3 Veröffentlichungen eine Menge interessanter, anregender Erörterungen. Besonders zeigt Gutersohns als Programm des Gymnasiums in Lörrach gedruckte Schrift von aufsergewöhnlicher Belesenheit und Fachkenntnis, mit der er von Münch-Glauning, welches er mit Recht als Standard-work bezeichnet, ausgehend in höchst übersichtlicher Kürze einen sehr vollständigen Überblick über die Gesamtbewegung der letzten 5—6 Jahre auf neusprachlichem Gebiete gibt. Vor allem verdient sein Rückblick über die methodische Bewegung der Aufmerksamkeit der Leser empfohlen zu werden; aber auch die folgenden über die Verbreitung der Lehrbücher neuerer Art können auf allseitige Beachtung Anspruch erheben.

Weniger ist dies bei Börners Schrift der Fall, da sie als mehr oder weniger „pro domo" geschrieben betrachtet werden mufs. Nach der Bemerkung auf dem Titelblatte „Begleitschrift zu Börners neusprachlichem Unterrichtswerk" soll sie auch wesentlich keinem anderen Zwecke dienen als dem zu zeigen, wie der Unterricht nach diesen Büchern am zweckmäfsigsten zu gestalten sei; dafs Börner dabei eine Reihe gemeingültiger Bemerkungen einfliesen läfst, versteht sich von selbst. Ein bedeutend höheres Ziel hat sich Thiergen gesetzt. Seine Methodik ist dazu bestimmt, dem künftigen Lehrer und dem Anfänger ein Ratgeber und Wegweiser zu sein. In der Tat kann dieser aus dem Buche reiche Belehrung schöpfen; aber auch der erfahrene Schulmann wird in einzelnen Abschnitten viel des Interessanten finden, vor allem in den allerdings etwas lang gewordenen Kapiteln über den Wortschatz und die Lektüre in Verbindung mit der Sprachfertigkeit.

München. Wolpert.

Pözl, W., Lehrbuch der analytischen Geometrie der Ebene für den Gebrauch an Mittelschulen und zum Selbststudium. München 1904, J. Lindauersche Buchhandlung. Preis brosch. M. 2,40, geb. M. 2,80

Das Werk behandelt die analytische Geometrie des Punktes, der geraden Linie, des Kreises; der Parabel, der Ellipse und Hyperbel mit lobenswerter Klarheit und Gründlichkeit und solcher Ausführlichkeit, dafs es in der Tat auch zum Selbststudium als ein recht brauchbares Hilfsmittel empfohlen werden kann. Die Anordnung und der Druck sind übersichtlich und die Ausstattung würdig.

Von den bayerischen Schulen dürften nur die Industrieschulen in der Lage sein, das Buch dem Unterrichte zugrunde zu legen. Dagegen würde ein Auszug, der nicht nur die Kegelschnitte sondern auch in den vorhergehenden Kapiteln einzelne Partien wie schiefwinklige und Polarkoordinaten, Pol und Polare ausschliefst, im Realgymnasium mit Nutzen zu verwenden sein. Besonders wertvoll ist die grofse Auswahl an Aufgaben aller Art, die den Lehrstoff vollständig erschöpfen.

Bei der genaueren Durchsicht ergaben sich folgende Ausstellungen, die vielleicht wenigstens zum Teil bei einer Neuauflage Berücksichtigung finden könnten. Die Bedingung des Senkrechtstehens zweier Geraden (S. 26) erfährt eine nach unserm Gefühle stilistisch anfechtbare Einkleidung. Bei der Besprechung der Bedingung, unter der 3 Gerade durch 1 Punkt gehen (S. 30), wundert man sich, dafs die Bedingungsgleichung zwischen den Koëffizienten nicht abgeleitet wurde, obwohl nur noch ein letzter Schritt zu machen gewesen wäre. Dafs dabei Determinanten, wie überhaupt im ganzen Buch, grundsätzlich vermieden werden, können wir nur billigen. Die Bemerkung (S. 56): „da p die einzige Konstante in der Gleichung der Kurve (nämlich der Parabel) ist, so sind alle Parabeln einander ähnlich" wäre namentlich im Hinblick auf das Selbststudium zu erläutern. Es fehlt vor allem die Definition der Ähnlichkeit von Parabeln, während S. 75 definiert wird: „Solche Ellipsen, in welchen irgend ein Paar Durchmesser sich wie die Achsen verhalten, heifsen ähnlich." Beim Kreis fehlt dagegen eine Bemerkung über die Ähnlichkeit ganz. In der letzteren Definition fehlt übrigens bei Durchmesser das Attribut „entsprechend" und letzteres wäre gleichfalls erst wieder zu definieren. Die Bemerkung auf S. 57, dafs die Parabel im unendlich fernen Punkt geschlossen ist, wird für den Anfänger doch erst dann verständlich, wenn er gelernt hat, diese Kurve als einen speziellen bezw. Grenzfall der Ellipse zu betrachten. In erhöhtem Mafse gilt dieses für die Begriffe „Mittelpunkt" und „Durchmesser" der Parabel. Es dürfte sich also vielleicht empfehlen, solche Betrachtungen erst bei der Ellipse nachzuholen, wenn man auch sonst mit Recht die Parabel wegen der geringeren analytischen Schwierigkeiten vor der Ellipse behandelt.

München. Braun.

Dicknether, Frz., Lehrbuch der Arithmetik nebst Übungsaufgaben für Mittelschulen. II. Teil. München 1903. J. Lindauersche Buchhandlung. M. 1,40 brosch., M. 1,80 geb.

Vorliegender 2. Teil dieses Lehrbuchs (I. Tl. s. Bd. 38, S. 625) enthält den Unterrichtsstoff der 3. und 4. Klasse: Schlufs der Dezimalbrüche, Schlufsrechnungen und Mafsreduktionen, wobei auch der Kettensatz verdiente Berücksichtigung erfährt, Prozent- und Zinsrechnungen, Körper- und Gewichtsberechnungen, Verhältnisse, Teilungs- und Mischungsrechnungen, endlich einen sehr zweckmäfsigen Abschnitt, der Wiederholungsaufgaben aus dem gesamten Lehrstoffe bietet. Die Erklärungen und Entwicklungen treten gegenüber dem 1. Teil etwas zurück, um so gröfserer Nachdruck ist auf ein umfangreiches, wohlgeordnetes Aufgabenmaterial gelegt, das auch mündliche Übungen weitgehend berücksichtigt. — Auf S. 19 Z. 4 v. u. l. 13, 266 st. 13, 276; der Divisor von A. 24, S. 20 ist negativ; S. 38 Z. 7 v. u. l. M st. x.

Schülke, Dr. A., Aufgaben-Sammlung aus der Arithmetik, Geometrie, Trigonometrie und Stereometrie. Leipzig und Berlin 1902, B. G. Teubner. M. 2,20 geb.

Das Buch enthält Aufgaben für den rechnenden Mathematik-Unterricht in den oberen Klassen höherer Schulen; in systematischer Anordnung behandelt es die Arithmetik von den Potenzen bis zur Entwicklung von Funktionen in Reihen; Planimetrie und analytische Geometrie, Trigonometrie und Raumlehre. Der Abschnitt „Anwendungen" enthält eine Fülle von Aufgaben aus allen möglichen, mathematischer Formulierung zugänglichen Gebieten; da finden sich Beispiele aus der Volkswirtschaftslehre, Geodäsie, Erd- und Himmelskunde — darunter die schönen Aufgaben über Vorausberechnung der Planeten-Erscheinungen —, Nautik, Physik, Krystallographie, über Dach- und Brückenkonstruktionen — alles Aufgaben, geeignet das Interesse der Schüler lebendig zu erhalten und den Unterricht mit bleibenden, nachwirkenden Anregungen auszustatten. — Alle Beispiele sind auf vier geltende Ziffern durchgeführt, die Winkel in Dezimalteilung des Grades gegeben. Eine besondere Berücksichtigung erfuhren die graphischen Darstellungen und die Bestimmungen über Genauigkeitsgrenzen und Fehler, die in einer für den Schüler geeigneten Fassung darzustellen der Verfasser sich mit Erfolg bemüht hat. Die Theorie beschränkt sich auf wenige Formeln und knappe Erklärungen.

München. Sondermaier.

Enzyklopädie der mathematischen Wissenschaften mit Einschlufs ihrer Anwendungen, herausgegeben von H. Burkhardt und W. Fr. Meyer. Leipzig, Verlag von B. G. Teubner. B. II_2 (Analysis) Heft 1, 1901; B. III_2 (Algebraische Geometrie) Heft 1, 1903;

B. III$_3$ (Differentialgeometrie) Heft 1, 1902 und Doppelheft 2/3, 1903; B. IV$_1$ (Mechanik) Heft 3, 1903.

Das erste Heft des Bandes II$_2$ enthält zwei umfangreiche Abhandlungen: die „Allgemeine Theorie der analytischen Funktionen a) einer und b) mehrerer komplexer Gröfsen" von W. F. Osgood in Cambridge, Mass. und „Algebraische Funktionen und ihre Integrale" von K. Wirtinger in Innsbruck. Die erste Abhandlung zerfällt in vier Abschnitte, in denen die Grundlagen der allgemeinen Theorie der analytischen Funktionen einer komplexen Gröfse, die geometrische Funktionentheorie, die Darstellung der Funktionen durch geometrische Prozesse und die analytischen Funktionen mehrerer komplexer Gröfsen behandelt werden. Sehr anschaulich geschrieben gibt der Artikel über alle hier einschlägigen Fragen Aufschlufs, verschmäht es nicht, auch die ältere Literatur zu besprechen oder doch auf zugängliche Abhandlungen zu verweisen, in denen man Näheres hierüber finden kann, und ist, soweit wir dies bei der Fülle des Stoffes nachprüfen konnten, in den Zitaten sehr verlässig. Der zweite Artikel gibt in 6 Abschnitten zunächst die Definition und allgemeine Eigenschaften der algebraischen Funktionen und ihrer Integrale, behandelt dann die besonderen Darstellungen von Clebsch-Gordan mit Benützung der homogenen Variabeln einerseits und die Weierstrassche Theorie andererseits, bespricht eingehend das fundamentale Abelsche Theorem, dessen Anwendungen und Erweiterungen, sowie die Korrespondenztheorie und die singulären Gebilde. Den Schlufs bildet eine Menge von Notizen über die noch wenig bearbeiteten algebraischen Funktionen mehrerer Variabeln. Auch diese Abhandlung ist, trotz der Schwierigkeit des behandelten Gegenstandes, gut lesbar und gibt über die vorhandene umfangreiche Literatur genügenden Aufschlufs. Auf S. 167 dürfte bei Anm. 190 aufser Jacobi unter denen, die sich mit der Reduktion hyperellistischer Integrale auf elliptische beschäftigten, auch L. Königsberger zu nennen sein (Journal für Mathem. Bd. 85, 273—294; 86, 317—352; 89, 89—126).

Der dritte Band der Enzyklopädie zerfällt in drei Teile; der erste umfafst die rein geometrischen Theorien, der zweite die algebraische Geometrie und der dritte die Differentialgeometrie. Vom zweiten Teile liegt zunächst nur das 1. Heft vor, welches auf 161 Seiten einen Artikel von F. Dingeldey in Darmstadt über „Kegelschnitte und Kegelschnittsysteme" enthält, der wohl zu den besten bis jetzt erschienenen Artikeln der Enzyklopädie gehört. Der erste Teil desselben behandelt den Kegelschnitt als Einzelgebilde und zwar die elementaren Erzeugungsweisen und Eigenschaften, die allgemeine Theorie der Kegelschnitte, Normale und Krümmungskreis, Quadratur und Rektifikation und endlich Apparate zum Zeichnen der Kegelschnitte; der zweite Teil fafst unter dem Titel „Kegelschnittsysteme" die Lehre von den Kegelschnittbüscheln und -Scharen, von den gemischten Kegelschnittsystemen (Kegelschnitte, die irgend vier Bedingungen genügen), von Kegelschnittnetzen und -Geweben, von der

konjugierten Lage von Kegelschnitten und deren Systemen und endlich von den Invarianten von zwei und drei Kegelschnitten zusammen. Was die Abhandlung besonders auszeichnet, das ist das Zurückgehen auf die Literatur vor dem 19. Jahrhundert, so dafs man auch die geschichtliche Entwicklung der einzelnen Sätze und Theorien recht gut verfolgen kann. Die nahezu 600 Anmerkungen, welche unzählige mit grofser Gewissenhaftigkeit verfafste Zitate bringen, zeigen ein eingehendes Studium der im Laufe der Jahrhunderte riesig angewachsenen Literatur und machen den Leser mit einer Menge neuer historischer Notizen bekannt, die für eine noch zu schreibende Geschichte der analytischen Geometrie von unschätzbarem Werte sind. Wir glauben, dafs jeder, der sich in Dingeldeys Artikel über einschlägige Fragen und die sie betreffende Literatur orientieren will, auf seine Rechnung kommen wird. — Wir haben nur noch ein paar kleine Bemerkungen beizufügen. So wäre bei Anführung der Sätze von Quetelet und Dandelin p. 13 noch zu verweisen auf Booth, A treatise on some new geometrical methods, 2 Bände, London 1873 und 1877, ein Werk, das sehr viel Interessantes über Kegelschnitte enthält und speziell im II. Bande p. 347—419 eine Ableitung der wichtigsten Eigenschaften dieser Kurven auf Grund jener Sätze gibt. Vgl. auch noch Proceedings of the Irish Academy I, 1836, 53—54 von demselben Verfasser. Ferner wäre S. 18 Anmerk. 40 oder S. 19 Anmerk. 48 darauf hinzuweisen, dafs Desargues die hauptsächlichsten Eigenschaften der Polarentheorie schon kannte, und die Schrift „Desargues' Verdienste um die Begründung der projektivischen Geometrie" von Sta. Chrzaszczewski (Archiv für Math. [2] 16, 1898, 119—148) zu erwähnen.

Weniger vollständigen Charakter zeigt der den 3. Teil des III. Bandes beginnende Artikel H. v. Mangoldts über die „Anwendung der Differential- und Integralrechnung auf Kurven und Flächen". Wohl ist der Stoff übersichtlich gruppiert und sind die im Laufe der Zeit aufgetretenen Probleme besprochen, sowie die zahlreichen Definitionen den modernen Anforderungen an Strenge entsprechend gegeben, aber vollständige Literaturangaben, wie in dem eben angezogenen Artikel, wird man hier nicht finden; namentlich ist die ältere Literatur, der eine Menge der interessantesten Probleme der geometrischen Anwendung der Differential- und Integralrechnung ihr Dasein verdanken, gewöhnlich nur durch Hinweise auf Schriften, wo man sie finden kann, abgetan. Da aber solche, wie das alte mathematische Lexikon von Klügel, nicht mehr in jedermanns Händen sind, so wäre es schon wünschenswert gewesen, dafs wenigstens die Hauptquellen direkt angeführt worden wären. So dürfte, um nur ein Beispiel anzuführen, S. 45, wo von der Huygensschen Trajektorie die Rede ist, doch darauf hingewiesen sein, dafs sie Huygens 1693 in den Acta Eruditorum p. 476 zum erstenmale behandelte, während sie nach Leibniz' Angabe von Perault gefunden wurde. Auch hätten die Zitate, welche Cantors Geschichte der Mathematik Bd. III anführen, auf die 2. Auflage statt auf die 1. bezogen werden sollen, was tunlich gewesen wäre,

da diese Auflage bereits mehr als ein Jahr vor Abschluss des Artikels erschienen war. Bezüglich der auf S. 34 Nr. 15 besprochenen innern Geometrie wäre auf die vorzügliche Abhandlung von E. Wölffing in Bibliotheca mathematica 1900, 142 ff. über den gegenwärtigen Stand der Lehre von den natürlichen Koordinaten hinzuweisen gewesen, aus der unter anderm hervorgeht, dass der von Cesàro gebrauchte Name „geometria intrinseca" von dem englischen Philosophen Whewell (intrinsic equation) (1849) herstammt. Die erwähnte Abhandlung stellt die reichhaltige Literatur über diesen Gegenstand nach ihrer geschichtlichen Entwicklung dar. — Die Stoffeinteilung des Mangoldtschen Artikels ist folgende: Nach einer Einleitung allgemeinen Inhaltes werden die Grundbegriffe von Linie und Fläche besprochen, dann folgen die Scharen von Linien und Flächen, die Inhaltsberechnungen, die Kurven im Raume und die Anfangsgründe der Flächentheorie.

Im engen Anschluss an diesen Stoff steht der nächste Artikel von R. v. Lilienthal über „Die auf einer Fläche gezogenen Kurven". Zunächst werden die Methoden von Euler und Meusnier, Monge und Dupin zur Untersuchung der Krümmung in einem Flächenpunkte besprochen, dann wird die Krümmungstheorie der Raumkurven, die sphärische Abbildung usw. behandelt; weiter folgt das Wichtigste über die geodätische Krümmung, über die geodätischen und die isothermen Linien mit kurzem geschichtlichen Rückblick, sowie die Einführung von Parameterlinien und die darauf basierende Theorie der Flächenkurven, wobei die Methoden von Gauss, von Codazzi, von Darboux, Lipschitz und Ribaucour geschildert werden. Daran schliefsen sich Abschnitte über die allgemeinen Methoden von Laguerre und Enneper, über die verschiedenen Krümmungsmafse und über Krümmungslinien, Haupttangentenkurven und konjugierte Linien, sowie über andere spezielle Flächenkurven. Der reichhaltigen in diesem Abschnitte besprochenen Literatur wäre vielleicht noch folgendes beizufügen. S. 145 Zeile 15 hätte die Abhandlung des Unterzeichneten, „Über die reduzierte Länge eines geodätischen Bogens", die sich unmittelbar an jene von A. Brill in den Abhandlungen der Münchner Akademie 2. Kl. 14 (1883) S. 94—110 anschliefst, erwähnt werden können; ferner sind S. 149 in Nr. 18 die Arbeiten Cayleys über die geodätischen Linien (Collected papers VII, 15—25 [1870], 34—35 [1871]; VIII, 156 und 188—199), die Berechnung einer solchen Linie auf dem dreiaxigen Ellipsoid durch den Referenten (Mathem. Annalen XX [1883], 557—586) und die Bestimmung jener Linien, die sich durch elliptische Funktionen ausdrücken (Mathem. Annalen XXVI [1886], 151—153), sowie die Ausführung dieser Resultate in der Dissertation von Lampart, München, 1901, übergangen, weiter wäre S. 150 Anm. 119 zu erwähnen gewesen, dass die daselbst angeführte Gleichung der geodätischen Linien auf dem Ellipsoid sich schon bei Liouville (Note II zu Monges Application de l'analyse à la géométrie 2. Aufl. 1850 S. 580) findet.

Die nächsten beiden ein Doppelheft bildenden Hefte des Bandes III

umfassen drei umfangreiche Artikel: „Besondere transzendente Kurven" von G. Scheffers, „Besondere Flächen" von R. v. Lilienthal und „Abbildung und Abwicklung zweier Flächen aufeinander" von A. Voss. Über den Stoff der ersten Abhandlung liegt eine gediegene Vorarbeit vor in dem 1902 erschienenen Werke von G. Loria über spezielle algebraische und transzendente ebene Kurven, auf das sich der Verfasser stützen konnte. Sein Artikel bespricht in 5 Abschnitten die Rollkurven, die sogenannten W-Kurven oder anharmonischen Kurven, das sind jene Kurven, welche als Bahnkurven eines Punktes auftreten, auf den man alle Transformationen einer kontinuierlichen eingliedrigen projektiven Gruppe (im Sinne von Lie und Klein) ausübt, dann die Sinusspiralen und ihre Verallgemeinerungen, die transzendenten Raumkurven und endlich noch einige speziellen nicht zu diesen Klassen gehörigen Kurven. Der Aufsatz zeichnet sich durch klare systematische Darstellung, sowie durch sehr schön gezeichnete Figuren aus, geht auch an der älteren Literatur nicht achtlos vorbei (zum mindesten ist auf das allgemein zugängliche Buch von Loria hingewiesen) und wird dadurch noch wertvoller, dafs ein am Schlusse beigegebenes Register die Aufsuchung der vielen speziellen Kurven erleichtert.

Der 2. Artikel über besondere Flächen gliedert sich in 8 Abschnitte, in welchen die geradlinigen Flächen und andere durch Bewegung erzeugbare, wie die zyklischen- und die Schraubenflächen, die Translations- und die Spiralflächen, dann die Krümmungsmittelpunktsflächen, die Flächen mit ebenen und sphärischen Krümmungslinien, die Weingartenschen — und die Minimalflächen, die Flächen konstanter Krümmung und andere spezielle Flächen behandelt werden. Die Abhandlung ermöglicht eine gute Orientierung über den ebenso umfangreichen als interessanten Stoff, wenn auch die zum gröfsten Teil der Neuzeit angehörige, in unzähligen Journalen zerstreute Literatur kaum erschöpfend benützt ist. So fiel uns auf, dafs S. 289 bei Behandlung der Spiralflächen Anm. 95 zwei Abhandlungen von L. Raffy (Comptes rendus de l'Acad. de Paris 112 [1891], p. 518 und 1421), sowie desselben Verfassers umfangreiche Abhandlung über die Bestimmung der harmonischen Spiralflächen (Annales de l'école Norm. [3], 12 [1895], p. 145) übersehen sind; S. 298 in Nr. 13 oder 14 wäre noch eine Arbeit desselben Verfassers, die sich auf die Flächen mit einer Schar ebener Krümmungslinien bezieht (Annales de l'école Norm. [3], 18 [1901], p. 345), zu bemerken.

Der Schlufsartikel des Doppelheftes stammt, wie schon erwähnt, aus der Feder von A. Voss, der das hier besprochene Gebiet auch selbsttätig bereichert hat. Seine Abhandlung beginnt, wie es leider nicht bei allen Artikeln der Enzyklopädie der Fall ist, mit einer kurzen historischen Übersicht über die Entwicklung der Probleme der Abbildung und Abwickelung der Flächen aufeinander; es werden vier Perioden unterschieden: die erste umfafst die älteren Arbeiten über die Einzelprobleme von 1698 bis 1822, die zweite beginnt mit dem Erscheinen der fundamentalen Gaussschen Arbeiten (1822 und 1827), von welcher Zeit ab erst von einer systematischen Behandlung der

beiden Probleme die Rede sein kann; die dritte beginnt mit Riemanns Habilitationsschrift 1854, durch welche die Transformation der quadratischen Differentialausdrücke angeregt wurde, und reicht etwa bis zum Jahre 1870, wo die neueste Periode mit ihren die früheren Untersuchungen von neuen Gesichtspunkten aus fortführenden, noch keineswegs zum Abschlusse gelangten Arbeiten beginnt. Dann folgt eine Präzisierung der beiden Hauptaufgaben und hierauf eine Darstellung der verschiedenen ursprünglich aus dem Probleme der Kartenprojektion entstandenen, später aber theoretisch weitergebildeten Flächenabbildungen. Die auf S. 367 Anm. 34 im Anschlusse an Lagrange gemachte Bemerkung, dafs die Winkeltreue der stereographischen Projektion nach Hipparch wieder in Vergessenheit geraten sei, ist insofern nicht ganz richtig, als sie sich in dem 1593 erschienenen Astrolabium von Clavius findet, der diese Projektion auf das ausführlichste behandelt. (Vgl. S. Haller, Beitrag zur Geschichte der konstruktiven Auflösung sphärischer Dreiecke durch stereographische Projektion, Bibliotheca math. [2], 13 [1899], p. 75.) Im dritten Abschnitt wird dann die Isometrie der Flächen behandelt, d. h. die von Gauss als Abwicklung (explicatio) bezeichnete Beziehung zweier Flächen aufeinander, die hier vom allgemeinsten Standpunkte der Transformation aus betrachtet wird. Die Einführung des Namens Isometrie ist dadurch gerechtfertigt, dafs bei dieser Operation von einer stetigen Biegungsdeformation, wie z. B. bei den sogenannten developpabeln Flächen, im allgemeinen nicht die Rede ist, sondern als Charakteristikum nur die Erhaltung der Winkel- und Längenmafse der Figuren auftritt. Der Abschnitt zerfällt wieder in zwei Teile; im ersten wird die allgemeine Theorie besprochen, im zweiten werden spezielle Untergruppen der allgemeinen Isometrie ins Auge gefafst, die bisher ihre ganze oder teilweise Erledigung fanden. Der vierte Abschnitt handelt über die infinitesimale Isometrie, eine Bezeichnung, mit der ein etwas allgemeinerer Begriff als der der infinitesimalen Deformation einer Fläche verbunden ist; im fünften Abschnitte endlich wird auf die zur Realisierung der Abbildung und Abwicklung der Flächen konstruierten Modelle aufmerksam gemacht. Es war nicht leicht in die ungeheure Fülle der vornehmlich der neueren und neuesten Zeit angehörigen Spezialuntersuchungen Ordnung zu bringen, sie zu Gruppen zu vereinigen und die leitenden Gesichtspunkte in knapper Gestalt zu formulieren; doch ist dies dem Verfasser in geradezu mustergültiger Weise gelungen. Die Hauptprobleme dieses Gebietes treten in plastischer Weise hervor und an sie schliefsen sich nach ihrer Wichtigkeit abgestuft die Einzelaufgaben organisch an. Dabei ist es sehr wertvoll, dafs der Verfasser nicht nur angibt, was und mit welchen Mitteln es erreicht wurde, sondern auch auf die noch vorhandenen Lücken hinweist und die Richtungen hervorhebt, nach denen eine Fortsetzung der Arbeiten tunlich oder wünschenswert erscheint. Dadurch wird der Artikel vielfach Anregung zu neuen Untersuchungen bieten.

Vom ersten Teile des IV. Bandes, der die Mechanik behandelt,

liegt uns das dritte Heft vor. Dieses enthält zwei umfangreiche Artikel: „Die Geometrie der Massen" von G. Jung in Mailand und die „Graphische Statik der starren Körper" von Henneberg in Darmstadt. Der Name „Geometrie der Massen" stammt von Hâton de la Goupillière (1857), während die erste Idee einer solchen Geometrie, bei welcher man die einzelnen Raumpunkte mit Massen behaftet denkt, die durch positive oder negative Zahlen ausgedrückt werden, bereits auf Carnot (1803) zurückgeht. Zu einer selbständigen Disziplin, ähnlich wie die Kinematik, ist jedoch diese Geometrie bis heute noch nicht gediehen, soviel Material auch schon vorhanden ist. Ihre größte Bedeutung liegt natürlich in der Mechanik, indem zu ihr die Theorien der statischen Momente, des Schwerpunktes, sowie der Trägheits- und Deviationsmomente gehören. Der Artikel behandelt das lineare Moment und den Schwerpunkt, die quadratischen Momente und das Antipolarsystem, sowie die höheren Momente und zwar in übersichtlicher Darstellung, in welcher auch der historischen Entwicklung einzelner Partien, wie z. B. der Lehre von den Trägheitsmomenten und Trägheitsflächen (S. 325—329), Rechnung getragen ist. Jedoch ist leider der Text an verschiedenen Stellen durch Fehler entstellt, von denen der bedeutsamste im I. Abschnitt Nr. 4 sich findet. Die daselbst (S. 287) für beliebige Projektion ausgesprochenen fundamentalen Sätze gelten nämlich nur für Orthogonalprojektion, ein Umstand, dessen Nichtbeachtung verschiedene Fehler nach sich zieht, so z. B. in den auf S. 302 ausgesprochenen Sätzen. Ferner mufs es auf S. 297, Zeile 10 von oben heifsen: $\sqrt{\frac{J_P^{(e)}}{C}}$ und in der Formel 25 S. 301 mufs statt des daselbst angegebenen Nenners $\sqrt{U^2+V^2+W^2}$ $\sqrt{U'^2+V'^2+W'^2}$ stehen.

Der Artikel über die „Graphische Statik", von einem bedeutenden Fachmanne geschrieben, beginnt mit einer kurzen historischen Einleitung und behandelt dann in einem 1. Abschnitte die Grundzüge der graphischen Statik, die das ebene Kräftesystem und seine Anwendungen, sowie das räumliche Kräftesystem umfassen. Im 2. Abschnitte werden die bestimmten ebenen und räumlichen Fachwerke und im 3. Abschnitte die speziellen Fachwerksträger besprochen. Die Abhandlung ist, wie nicht anders zu erwarten, mit grofser Sachkenntnis geschrieben und gibt ein sehr gutes Bild dieser für den Ingenieur so eminent wichtigen Disziplin. Sowohl der Theoretiker, den sie nur insoferne sie Anwendung geometrischer und kinematischer Prinzipien bietet, interessiert wie der Praktiker, der einen Überblick über die direkt verwendbaren Methoden wünscht (vgl. das Kapitel über die Fachwerkträger), wird bei der Lektüre des Artikels seine Rechnung finden.

München. A. v. Braunmühl.

Rellstab, Dr. L., Das Fernsprechwesen. Mit 47 Fig. und 1 Tafel. Sammlung Göschen. Leipzig 1902. 127 Seiten. Preis 80 Pfg.

Das flottgeschriebene Büchlein enthält im ersten Abschnitte das Wichtigste über Theorie und Einrichtung der verschiedenen Arten von Mikrophonen und Telephonen, über Starkstromschutz und Batterien; im zweiten werden die Anlagen und Eigenschaften der Telephonleitungen, im dritten die Einrichtung der Vermittlungsämter und im letzten noch die Grundzüge der Lautsprech-, der Lichttelephonie und Ähnliches dargelegt.

Theorie und Praxis sind gleichmäfsig berücksichtigt; die physikalischen Erscheinungen werden erläutert und durch den konsequent durchgeführten Vergleich mit denen bei Flüssigkeitsströmen klar gemacht; die zahlreichen Apparate mit ihren verschiedenen Modifikationen und die technischen Einrichtungen sind eingehend beschrieben. Nicht unerwähnt läfst der Verfasser die grofsen Schwierigkeiten, welche die praktische Ausführung theoretisch oft einfacher Ideen bietet und welch grofses Kapital in den staatlichen Telephonanlagen steckt. Zahlreiche teils schematisch, teils perspektivisch gezeichnete Figuren erläutern den Text. Schülern der beiden oberen Klassen, welche sich für das Telephonwesen interessieren, kann das Büchlein empfohlen werden.

Würzburg. Dr. Zwerger.

Prof. Dr. A. Baldamus, Wandkarten zur Deutschen Geschichte des 17., 18. und 19. Jahrhunderts, ferner Deutschland zur Zeit Napoleons I. (1806—1815). — Kartographischer Verlag von Georg Lang in Leipzig.

Auf S. 282 ff. dieses Bandes wurden Baldamus' Wandkarten im allgemeinen besprochen und daran hinsichtlich der Wandkarte des 16. Jahrhunderts etliche Einzelheiten angereiht. Letzteres soll im nachstehenden auch bezüglich der die folgenden drei Jahrhunderte und speziell die Zeit Napoleons I. umfassenden Wandkarten geschehen.

Die beiden Wandkarten zur Deutschen Geschichte des 17. und 18. Jahrhunderts unterscheiden sich, wie schon die Überschrift „in weltgeschichtlichem Zusammenhange" andeutet, von den übrigen vor allem äufserlich dadurch, dafs sie gegenüber diesen 180 cm hohen eine Höhe von 230 cm aufweisen. So werden sie, wo nicht zum Aufhängen verschiebbare Vorrichtungen zur Verfügung stehen, für den Schulgebrauch etwas unhandlich; denn wenn sie in der richtigen Entfernung vom Fufsboden angebracht sind, bleiben die nördlich gelegenen Teile zumal kurzsichtigen Schülern schwer leserlich. Die Höhe der Hauptkarten allerdings ist die gleiche wie die der anderen von Baldamus zur Deutschen Geschichte herausgegebenen Wandkarten; allein der des 17. Jahrhunderts sind am unteren Rande Nebenkarten zur Geschichte Grofsbritanniens in der Zeit der Stuarts, für das Frankreich des Jahres 1659 und die Eroberungen Frankreichs in Deutschland und Spanien von 1610 bis 1697, für Schwedens Oberherrschaft

und für die Kolonisierung der Ostküste von Nordamerika in diesem Jahrhunderte beigegeben. Der Karte zur Geschichte des 18. Jahrhunderts sind Nebenkarten angefügt zu Südwesteuropa nach den Friedensschlüssen von Utrecht, Rastatt und Baden von 1713/14 und Haag von 1720, ferner zu den Besitzveränderungen nach dem Wiener Frieden von 1735; zur Veranschaulichung Nordamerikas im Jahre 1763 und nach 1783, endlich zu den Gebietsveränderungen nach dem Nordischen Kriege. Zudem ist beiden Hauptkarten am südöstlichen Seitenrande ein Segment der für das Vordringen Österreichs gegen die Türkei wichtigen Ländergebiete eingefügt: lauter für den Unterricht hochschätzbare Beigaben, die durch ihren inneren Wert für eine etwaige äufsere Unbequemlichkeit reichlich entschädigen.

Innerhalb des der Karte des 16. Jahrhunderts zugewiesenen Raumes enthalten auch die des Zeitalters Napoleons I. und die des 19. Jahrhunderts äufserst zweckdienlich gewählte und geschickt hergestellte Nebenkarten: erstere zu Napoleons Feldzug in Rufsland, letztere zur Veranschaulichung der ersten Anfänge und der weiteren Entwickelung des für Deutschland so segensreich gewordenen Zollvereines. Durch Benützung eines für die Geschichte des einschlägigen Zeitraumes wenig belangreichen Teiles Ungarns hätte sich wohl auch eine Nebenkarte für Napoleons Feldzug nach Ägypten und eine zweite für den Krieg auf der Pyrenäischen Halbinsel unterbringen lassen. In ersterer Beziehung ist allerdings zu bemerken, dafs die Karte nur die Feldzüge von 1803 bis 1815 darstellen soll; allein die erforderliche Korrektur wäre durch ein erklärendes Wort leicht zu geben gewesen.

Abweichend von der Karte des 16. Jahrhunderts sind als weitere glückliche Neuerungen der hier in Rede stehenden Karten zu verzeichnen, dafs durch farbige an den betreffenden Ortsnamen angebrachte Pfeile auf der des 17. Jahrhunderts die Feldzüge der namhaftesten Heerführer des 30jährigen Krieges und die des Grofsen Kurfürsten in der Zeit des 2. Raubkrieges angedeutet sind, auf der des 18. Jahrhunderts die Richtung der wichtigsten Heereszüge von 1792 bis 1800 und die Züge des Schwedenkönigs Karl XII., auf den beiden übrigen Karten die für ihre Zeit wichtigen Heereszüge. Leicht ist es allerdings durch das eingeschlagene Verfahren dem Schüler gerade nicht immer gemacht, wofern er nicht die Richtungen schon im voraus ziemlich genau kennt, die jeweiligen Verknüpfungspunkte aufzufinden. Beispielsweise sei in dieser Beziehung nur auf den Zug des Herzogs von Braunschweig von Öls nach Helgoland im Jahre 1809 verwiesen.

Für manche Neueinträge anderer Art auf den Karten der späteren Jahrhunderte waren lediglich die in den einschlägigen Zeiten neu eingetretenen Ergebnisse mafsgebend. So finden sich hier Entwüstungen von Landstrecken, neu erbaute Kanäle und Eisenbahnen u. dgl. verzeichnet, im Hinblick auf die Vervollständigung der Karten durchaus zu loben, insofern allgemeine Interessen für die deutsche Geschichte in Betracht kommen. Auch das verdient Lob, dafs auf den zwei letzten Karten in zutreffender Auswahl für besonders wichtige Ereignisse die Monatsdata angegeben sind.

Allein dafür, dafs Baldamus die Grenzen für das einzubeziehende geschichtliche Material, soweit es sich um Schulzwecke handelt, doch mitunter allzuweit zog, bieten die beiden Karten des 17. und 18. Jahrhunderts noch mehr Belege als die des 16. Zum Nachweise hiefür seien lediglich aus der des 17. Jahrhunderts etliche Beispiele herausgegriffen. Von Schlachten und Treffen werden auf ihr namhaft gemacht aus dem Jahre 1614 Staraja, aus 1626 Efferding, Gmunden, Vöcklabruck und Wolfsegg, aus 1629 Stuhm und Gorzno, aus 1654 Arras, aus 1658 Odense, aus 1679 Telsche, aus 1689 Batatschina; von Friedensschlüssen die zu Stolbowa 1618, Nikolsburg 1622, Leutschau 1626, Nimwegen 1691; von Verträgen die zu Nimes 1615, Laudun 1616, Dresden 1621, Stockholm 1641, Munkacz 1645, Passau 1647, Frankfurt a. M. 1658. Finden sich bereits unter diesen sogar für Kundige manche nicht eben leicht lösbare Rätsel, so ist dies noch mehr der Fall bei ziemlich vielen Ortsnamen, denen blofs eine Jahreszahl beigegeben ist und zwar, obwohl sich die betreffenden Ereignisse wahrlich keinerlei weltgeschichtlicher Bedeutung berühmen können, ohne jede weitere Andeutung, worauf abgezielt wird. Nach dieser Richtung seien nur genannt Bormio und Chiavenna 1624, Serajewo 1626, Gravelingen und Malmö 1644, Tournay 1656, Gollnow 1675, Neukamp 1678, Widdin 1689. Für die Schlacht am Slaak 1631 fehlt der Name dieses Armes der Osterschelde.

Wird mit derlei Einzelheiten nicht allein einer Schulwandkarte, sondern teilweise auch einer nicht auf die Interessen einer Spezialgeschichte berechneten Wandkarte überhaupt unzweifelhaft zuviel zugemutet, so werden anderseits doch auch wieder historische Data vermifst, die, weil für die von dieser Karte vorzugsweise vertretenen Interessen beträchtlich belangreicher, auf ihr unliebsamerweise nicht aufzufinden sind. Hieher dürften z. B. zählen die Belagerung von Ostende 1601—04, die Eroberung von Philippsburg durch die Kaiserlichen 1676, das Bombardement von Genua 1685, die Verwüstung Speiers, Mannheims, Frankenthals und Worms' durch die Franzosen 1689, die Schlacht am Eisernen Tor 1659, die Riesenschlacht im Kanal 1666, der Wiener Friede von 1615, der Prefsburger Friede von 1626, der grofse Kurfürstentag zu Augsburg 1689.

Bei aller Rücksichtnahme auf die grofsen Schwierigkeiten, denen der Herausgeber einer historischen Wandkarte bezüglich der Aufnahme oder Nichtaufnahme geschichtlicher Data nur allzu oft begegnet, wurde doch wohl mit den vorstehenden Beanstandungen nicht zu weit gegangen.

Als irrtümlich seien aus der gleichen Karte angemerkt die Schlacht bei Klausenburg 1659 statt 1660, die bei Mülhausen 1675 statt 1674; der Friede von Cherasco 1631 statt 1633, der von Vigevano 1695 statt 1696. Jülich und Berg kamen 1614 an Pfalz-Neuburg, nicht an die Pfalz. Für Valenciennes wird auf der Hauptkarte ein Friede des Jahres 1667 verzeichnet, auf der einschlägigen Nebenkarte des Jahres 1661. Der früher von den Türken besetzte Teil Ungarns wird als in den Jahren 1787—99 von Österreich zurückerobert vorgeführt statt 1687—99. Als Druckversehen in der Schreibung von Ortsnamen

finden sich Varvar statt Vasvar, Widin statt Widdin, Stafforda statt Staffarda. Auch war Baucourt zu bieten statt Bocourt.

Auf der Karte des 18. Jahrhunderts wird eine Schlacht bei Cassano des Jahres 1706 verzeichnet statt 1705. Für das Jahr 1706 war Aidenbach bei Vilshofen wichtiger als Braunau. Die Angabe „Lothringen 1735—66 französisch" wird irre führen, da dieses Land in den genannten Jahren den früheren Polenkönig Stanislaus Lezczinski zum Regenten hatte mit der Bestimmung, dafs nach dessen Ableben die volle Souveränität an Frankreich übergehen solle.

Ebenso wird auf der Karte des Zeitalters Napoleons I. die Bemerkung „Avignon 1791—97 französisch" mifsverstanden werden, da es erst im Frieden von Tolentino förmlich an Frankreich abgetreten wurde; desgleichen „Nizza 1793—96 französisch"; denn es verblieb nach einer kurzen Unterbrechung des Jahres 1800 bis zum Jahre 1814 französisch. Auch bei Helgoland sollte es statt „1808 britisch" heifsen 1807. Für die Schlacht bei Laon war zum 9. März der 10. beizufügen; dagegen war bei Wavre der 19. Juni wegzulassen. Bei Paris war statt des 30. Juli 1815 der 30. Juni zu setzen; bei Kobryn statt des 15. Juli 1812 der 27. Juli. Recklinghausen gehörte vor dem Übergang an das Haus Arenberg nicht zu Münster, sondern zum Erzstift Köln. Übrigens verdient an dieser Karte besonders rühmend hervorgehoben zu werden, dafs die grofsen Schwierigkeiten von den zahlreichen territorialen Veränderungen der Jahre 1803—15 namentlich in Württemberg, Baden, Hessen-Darmstadt, Nassau sowie im bayerischen Schwaben und Franken ein tunlichst vollständiges und trotzdem klares Bild herzustellen mit ungewöhnlichem Geschick überwunden wurden.

Auf der Karte des 19. Jahrhunderts ist bei Aschaffenburg ein Gefecht des 15. statt des 14. Juli 1866 eingetragen; bei Loigny eine Schlacht des 1. statt des 2. Dezember 1870. Die blutigen Kämpfe bei Beaugency in den Tagen vom 7. bis 10. Dezember 1870 sind unbegründet nicht berücksichtigt worden. Nicht minder ist auf die Unabhängigkeitskämpfe Belgiens im Jahre 1831 zu wenig Bedacht genommen. Wenn es bei diesem neuen Staate heifst: „seit 1834 Königreich", so ist unberücksichtigt geblieben, dafs Leopold I. schon 1831 in Brüssel einzog.

Alles in allem genommen verdienen Baldamus' Wandkarten zur Deutschen Geschichte die wärmste Empfehlung. Ihr Preis ist in Anbetracht des Gebotenen ein anerkennenswert mäfsiger. Möge ihnen an unseren Mittelschulen allseitig die wohlverdiente Beachtung zuteil werden!

Velhagen u. Klasings Physische Schulwandkarte von Deutschland.

Velhagen u. Klasings Politische Schulwandkarte von Deutschland. Preis: Aufgezogen u. mit Stäben je 25 M.

Verlag von Velhagen u. Klasing in Bielefeld und Leipzig.

Lehrer, welche im Geographieunterricht der unistischen Methode

eine mäfsig gehaltene dualistische vorziehen, — und in Anbetracht der mancherlei Schattenseiten, die der ersteren ungeachtet ihrer grofsen Vorzüge namentlich auf der unteren Lehrstufe anhaften, sind ihrer kaum wenige, — werden Velhagen und Klasings obengenannte Schulwandkarten freudig begrüfsen. Im grofsen Mafsstabe von 1 : 800 000 auf einem Formate von 193 : 195 ausgeführt, sind sie in hohem Grade geeignet beim Unterrichte gute Dienste zu tun. Können sie auch hinsichtlich der das Auge bestechenden Schönheit mit manchen einschlägigen Erscheinungen der neuen so überraschend weit vorgeschrittenen Kartographie nicht wetteifern, so stehen sie doch anlangend die praktische Verwendbarkeit beim Schulunterricht hinter anderen durchaus nicht zurück.

Sie umfassen aufser dem Deutschen Reiche noch fast ganz Dänemark, die Niederlande und Belgien, das östliche Frankreich, die Schweiz, Italien bis südlich von Florenz, fast ganz Österreich-Ungarn und Russisch-Polen.

Auf der Physischen Karte erscheinen als Grenzen für die farbigen Höhenstufen die Isohypsen 100, 200, 500, 1500 und über 1500 m. Das zur Unterscheidung verwendete Kolorit läfst, ohne sich grell geltend zu machen, die Übergänge und Abstände auch in der Fernwirkung deutlich hervortreten. Die beleuchtete Schummerung unter 1500 m ist durchweg sauber und instruktiv gehalten. Etwas weniger gilt dies von der nach dem Grundsatz „je höher, desto dunkler" an den über 1500 m hohen Gebirgen zur Anwendung gekommenen Höhenschichtenfarbe. Zwar bringen Flüsse und Randseen, Haupt- und Nebentäler, Schneefelder und Gletscher in die langgezogene dunkelbraune Alpenkette für das Auge eine wohltätige Abwechslung; allein schön wird sie darum doch nicht und, was für den Unterricht wichtiger ist, die angemessen gewählte und auf der Karte sonst überall deutliche und leicht lesbare Schrift wird sogar in unmittelbarer Nähe schwer, mitunter selbst kaum leserlich. Auch das wirkt hinsichtlich der Farbenwirkung störend, dafs das auf das nordwestliche Blatt folgende westliche Mittelblatt völlig unvermittelt ein erheblich helleres Grün aufweist als das erstere. Hiedurch wird der Schüler zu der Annahme verleitet, die Rheinische Tiefebene gehe gänzlich unmotiviert plötzlich in eine andere Höhenlage über. Dafs die Läufe der Hauptströme kräftig gezeichnet sind; dafs die mit grofser Sorgfalt eingetragenen Nebenflüsse allenthalben auch in der Ferne gut erkennbar werden; dafs die wichtigeren Kanäle entsprechende Berücksichtigung fanden; dafs die Bergeshöhen, vereinzelt auch die Höhenlage von Städten angegeben wurden; desgleichen die hier in Betracht kommenden Meerestiefen und so noch vieles andere: darin ist es nicht zuletzt begründet, dafs die mit gründlicher Sachkenntnis und löblicher Umsicht hergestellte Karte, wie bereits angedeutet, für den Schulgebrauch eine erfreulich empfehlenswerte Gestalt gewonnen hat. Es mag ja zugegeben werden, dafs sich die Flufsnetze in blauer Farbe naturgemäfser und zugleich hübscher ausnehmen würden; allein das ihnen zugewiesene Schwarz tritt weit stärker hervor und verdient so unzweifelhaft den Vorzug.

Von den das Kartenbild so oft störend beeinträchtigenden politischen Grenzen, beim Deutschen Reiche ins einzelne gehend gleich vielgestaltig wie unentbehrlich, konnte auf der Physischen Karte ganz abgesehen werden, weil sie auf der Politischen zu ihrem vollen Rechte gelangt sind. Auch an ihr ist es nicht so fast der Gesichtspunkt der Schönheit als der der Zweckmäfsigkeit, dem gern gezolltes Lob gebührt.

Da eine exakte Vorführung der dritten Dimension mit Rücksicht auf die vorliegende Physische Karte hier ohne Belang war, so konnten sich die Herausgeber selbst bezüglich der weitestgehenden Höhenschichten durchweg auf eine leichte Schummerung beschränken. Dies kam der Darstellung der Siedelungen trefflich zu statten und zwar um so mehr, als mit anerkennenswerter Bedachtnahme auf die Verhältnisse der Schule jede Überladung auch mit unnötigen Städtenamen vermieden wurde. Gerade darin liegt ein sehr beachtenswerter Vorzug der beiden Karten, dafs sie, nach dem Grundsatze non multa, sed multum nicht wie so viele andere mit überreichem Material belastet sind, sondern stetig auf die den Unterrichtszwecken so sehr förderliche Klarheit, Anschaulichkeit und Übersichtlichkeit abzielen. So sind auf der Politischen Karte zu den belangreicheren Siedelungen lediglich noch die wichtigsten Eisenbahnen, Kanäle und Alpenpässe verwertet. Um so gröfsere Sorgfalt ist einer sehr scharf heraustretenden Abgrenzung der einzelnen Staatengebiete zugewendet, jedoch ohne die Einteilung in Provinzen zu berücksichtigen. Vielleicht entspricht die kräftige Färbung der Terrainflächen und ihre Abtönung nicht immer einem wählerischen Geschmacke; indes ist sie durchweg geeignet Umfang und Gestalt der einzelnen Länder dem Gedächtnisse der Schüler mit voller Bestimmtheit nachdrücklich einzuprägen. Wie auf dem Gebiete der physischen Geographie die Alpen, so sind auf dem der politischen die Kleinstaaten des Deutschen Reiches mit ihren verwickelten Verhältnissen eine hervorragend schwierige Lehraufgabe. Deshalb ist es als besonders dankenswert zu bezeichnen, dafs die Herausgeber für die in der Hauptkarte als Ganzes eingetragenen thüringischen Staaten in doppelt vergröfsertem Mafsstabe ein Nebenkärtchen beigaben, das die einzelnen Teile eines jeden sorgfältig abgegrenzt wiedergibt. Wie sonst so zeigt sich auch hierin wieder das anerkennenswerte Verständnis der Herausgeber für den richtigen Schulbedarf. Möge ihm in einer recht weitgehenden Benützung der beiden Karten die gebührende Würdigung zuteil werden!

München. Markhauser.

Loserth, Dr. Joh., Prof. an der Universität Graz, Geschichte des späteren Mittelalters von 1179 bis 1492 (Handbuch der Mittelalterlichen und Neueren Geschichte, herausgegeben von G. von Below, Prof. an d. Univ. Tübingen, und F. Meineke, Prof. an d. Univ. Strafsburg. II. Abteil. Politische Geschichte). XV u. 727 S. (davon

16 S. Register). München u. Berlin, Druck u. Verlag von R. Oldenbourg, 1903. Preis M. 16,50.

Über den Plan und Umfang dieses neuen Handbuches der mittelalterlichen und neueren Geschichte, welches für alle Geschichtslehrer von gröfster Wichtigkeit ist, wurde oben S. 131 f. ausführlicher gesprochen. Mit dem Ende 1903 ausgegebenen Bande von Loserth ist die II. Hauptabteilung in Angriff genommen: Politische Geschichte. Für sie sind 8 Bände in Aussicht genommen, über welche die Verhandlungen mit den Verf. bereits abgeschlossen sind: 1. Allgemeine Geschichte der germanischen Völker bis zum Auftreten Chlodwigs (Prof. Dr. Ernst Kornemann); 2. Allgemeine Geschichte vom Auftreten Chlodwigs (mit Rückblick auf die ältere Geschichte der Franken) bis zum Vertrag von Verdun (Privatdoz. Dr. Alb. Werminghoff); 3. Allgemeine Geschichte des Mittelalters von der Mitte des 9. bis zum Ende des 12. Jahrhunderts (Prof. Dr. H. Bresslau); 4. Allgemeine Geschichte des späteren Mittelalters vom Ende des 12. bis zum Ende des 15. Jahrhunderts, 1197—1492. (Prof. Dr. Joh. Loserth); 5. Allgemeine Geschichte von 1492—1648 (Prof. Dr. Felix Rachfahl); 6. Geschichte des europäischen Staatensystems von 1648—1789 (Privatdozent Dr. Max Immich); 7. Geschichte des Zeitalters der französischen Revolution und der Befreiungskriege (Privatdoz. Dr. Adalb. Wahl); 8. Geschichte des neueren Staatensystems vom Wiener Kongrefs bis zur Gegenwart (Prof. Dr. Erich Brandenburg).

Der zuerst ausgegebene 4. Band dieser Hauptabteilung kommt schon deshalb einem dringenden Bedürfnisse entgegen, weil die letzte auf wissenschaftlicher Grundlage ruhende Darstellung dieser Periode bereits aus dem Jahre 1890 stammt: Th. Lindner, Deutsche Geschichte von 1273—1437. Dabei berücksichtigt Lindner nur die deutsche Geschichte und auch von dieser wieder nur einen kürzeren Zeitraum und verzichtet ferner ganz auf die Anführung literarischer Hilfsmittel. Nun erschien freilich von Th. Lindners Weltgeschichte seit der Völkerwanderung (in 9 Bänden) 1903 im September der 3. Band (Vom 13. Jahrhundert bis zum Ende der Konzile. Die abendländisch-christliche Kultur. Anfänge einer neuen Zeit), der von 1197 bis 1440 reicht,[1]) allein dessen ganze Anlage und Bestimmung ist eine andere, so dafs also dadurch die Bedeutung des vorliegenden Handbuches nicht berührt wird, zumal dasselbe von einem Manne herrührt, der gleich Lindner gerade in die Geschichte dieses Zeitraumes Resultate eigener Forschung einführen konnte; denn ihm selbst werden wichtige Arbeiten zur Geschichte der österreichischen Kronländer im späteren Mittelalter und zur Klärung des Verhältnisses zwischen Wiclef und Hus verdankt. Und so ist es denn ein erster Vorzug des Werkes, dafs es überall die Resultate neuester Forschungen bietet. Das ist keine geringe Leistung, wenn man bedenkt, welche Fülle von Arbeiten für die Geschichte des späteren Mittelalters in den

[1]) Derselbe wurde übrigens nach der Vollendung des Loserthschen Handbuches ausgegeben und konnte von diesem nicht mehr benützt werden.

letzten Jahrzehnten erschienen sind. Freilich beklagt der Verf. in der Vorrede, dafs noch so vieles aussteht; aber was veröffentlicht worden ist, das hat er in ausgezeichneter Weise verwertet. Die Abschnitte über die Geschichte der ersten Habsburger und der Luxemburger, über die Templerprozesse, namentlich aber über Wiclef und Hus zeigen das jedem aufmerksamen Beobachter sofort.

Ein zweiter Vorzug des Werkes ist die Klarheit und Übersichtlichkeit der Anordnung, die Hervorhebung des Bedeutsamen und besonders die für ein Handbuch unerläfsliche Genauigkeit in der Angabe von Jahrzahlen und Daten. Der ganze Band zerfällt in zwei etwa gleich grofse Teile: I. Die Zeit der päpstlichen Oberherrlichkeit (1198—1378) und II. Die Zeit der grofsen Konzilien und des Humanismus (1378—1492). Der erste Teil gliedert sich wieder in I: Von der Wahl Innozenz' III. bis zum Tode Bonifaz' VIII. Die Zeit der unbedingten Vorherrschaft des Papsttums (1198—1303) und II: Das Papsttum unter französischem Einflusse 1303—1378 (Die babylonische Gefangenschaft der Päpste); ebenso der 2. Hauptteil: I. Die Zeit des Schismas und der grofsen Konzilien 1378—1449 und II. Das Zeitalter des Humanismus und der Ausbildung moderner Staaten. Jeder dieser 4 Teile zerfällt wieder in 2—4 Abschnitte und diese wieder in 2—6 Kapitel, sämtlich mit eigenen Titeln versehen. Aber auch diese Kapitel sind wieder in Paragraphen der leichteren Übersicht wegen zerlegt (der ganze Band umfafst 160 Paragraphen), wodurch die Verweisungen sehr erleichtert werden. Im einzelnen hat sich bekanntlich diese Sammlung von Handbüchern das Handbuch der klassischen Altertumswissenschaft von Iwan v. Müller zum Vorbild genommen. Jedem Paragraphen gehen also in kleinerem Drucke Übersichten voraus einerseits über die Quellen (Urkunden wie darstellende Quellen) und andrerseits über die Hilfsschriften (älterer, neuerer und neuester Zeit). Kurze Bemerkungen weisen auf die gröfsere oder geringere Zuverlässigkeit, auf kritiklose Bearbeitung etc. hin und betonen vor jedem Abschnitt die grundlegenden Hauptwerke besonders. In dieser Beziehung ist die Vollständigkeit und Genauigkeit musterhaft; einzelne während des Druckes erschienene Arbeiten werden S. 725—727 nachgetragen. Endlich ist der Text der einzelnen Paragraphen selbst wieder in Abschnitte zerlegt, die mit Nummern bezeichnet sind; innerhalb dieser wird das Allerwichtigste durch gesperrten Druck hervorgehoben, damit es sofort ins Auge fällt. Die Darstellung wahrt durchaus den Charakter des Handbuches, ist klar und einfach, dabei aber nicht im mindesten trocken, sondern fliefsend, durch eingestreute Zitate aus den Quellen belebt und, was besonders hoch anzuschlagen ist, fast völlig frei von Verstöfsen gegen den richtigen deutschen Ausdruck. Nur zwei stilistische Fehler habe ich in dem umfangreichen Bande gefunden: S. 220 letzte Zeile heifst es: „Da handelt es sich .... um die Herstellung einer alles und jedes beherrschenden Staatsgewalt, wie sie die Imperatoren Roms besafsen und von den „Legisten" in den Schulen des römischen Rechtes für den Herrscher gefordert wurde"; „sie" ist einmal Objekt, einmal Subjekt, es mufs also „wie

sie" nach und wiederholt werden. — S. 558 wird mit Bezug auf die Jungfrau von Orleans gesagt: „Ohne selbst etwas zu tun, was den Aberglauben förderte, konnte es nicht fehlen, dafs die grofse Menge in ihr die gottgesandte Retterin erblickte etc." Hier ist der Nebensatz mit „ohne zu" grammatisch falsch abgekürzt. — Leider finden sich in dem Buche viele Druckfehler; trotzdem eine Anzahl S. 725—727 verbessert ist, sind doch sehr viele und zwar gerade die sinnstörendsten stehen geblieben,[1]) während andere jedermann leicht selbst verbessern kann.

Der Kleindruck ist abgesehen von den Quellen und Hilfsschriften noch an zwei Stellen verwendet: 1. mitten im Texte der Darstellung, wenn über einen Punkt etwas ausführlicher berichtet werden soll, z. B. über den Inhalt der goldenen Bulle, über Wenzels Vorgehen gegen den Prager Erzbischof und seinen Vikar Joh. von Pomuk, über die äufsere Erscheinung und den Charakter einer fürstlichen oder sonst hervorragenden Persönlichkeit nach den Quellen; 2. in den Anmerkungen unterhalb des Textes werden spezielle Belege und Ergänzungen zur Darstellung im Kleindruck gegeben.

Über die Zuverlässigkeit, Bestimmtheit[2]) und Objektivität der Darstellung in bezug auf den Inhalt wurde schon oben gesprochen. Natürlich fehlt es bei dem grofsen Umfang und dem reichen Stoff nicht an kleineren Ungenauigkeiten oder Versehen, die zum Teil davon herrühren, dafs eben der Verf. seinen Stoff völlig beherrscht und sich nicht immer auf den Standpunkt des Benützers seines Buches zu stellen vermag. Einiges sei hier kurz erwähnt: S. 61, Anm. 1 heifst es in bezug auf die Zeit Waldemars II.: „Nach einer (freilich nicht einwandfreien) Berechnung belief sich Dänemarks Bevölkerung damals auf 600 000 — heute auf 340 000 — Seelen." Wie die letztere Zahl aufzufassen ist, ist schwer zu verstehen; zählt doch Kopenhagen allein heute über 400 000 Seelen! — S. 70, Anm. 1: „Lehrreich ist das Schreiben des lateinischen Kaisers Heinrich an den Papst" etc. etc. Dieser wird erst S. 73 als der Bruder Balduins mit seiner Regierungszeit 1206—1216 angegeben; er war also schon hier näher zu bezeichnen um Verwechslungen zu vermeiden. — S. 99 ist nicht ersichtlich, von wem eigentlich auf dem grofsen Hoftag zu Worms am 1. Mai 1231 das privilegium in favorem principum erlassen worden

[1]) Nur diese seien kurz hier verzeichnet: S. 187, Z. 12 v. u. steht irrtümlich Wenzel statt Ottokar; S. 201 Z. 14 v. u. wird das Todesjahr Wenzels II. von Böhmen mit 1205 statt 1305 angegeben; S. 237 Z. 3 v. o. steht nachstehende statt nahestehende; S. 283 Z. 6 v. o. steht 1326 st. 1336; S. 368 Z. 5 v. u. 1282—1290 statt 1382—1390; S. 413 Z. 7 v. o. heifst es „an sich zu stehen" st. an sich zu ziehen; S. 585 Z. 13 v. u steht verbreitet statt vorbereitet; S. 600 Z. 1 v. o. ist der Name der griech. Landschaft Phthiotis zu schreiben, nicht Phthyotis!

[2]) Hiezu ist auch das lobenswerte Bestreben zu rechnen, historische Namen bei ihrem ersten Vorkommen deutlich zu erklären, z. B. Jaquerie, Lollarden, Goldene Horde, Sizilianische Vesper etc., dagegen sollte mit genaueren Ortsangaben nicht gespart sein. Vereinzelt ist z. B. die Anm. 1 S. 121 zu Fossalta (zwischen Modena und Bologna); wer aber kennt z. B. gleich Raitenhaslach S. 428 als die Abtei oberhalb Burghausens an der Salzach?

ist; nach dem Zusammenhang denkt man ja an König Heinrich, den Sohn Friedrichs II., aber ausgesprochen ist es nicht. — S. 102: Der Ort bei Nördlingen, wohin Friedrichs II. Sohn, der König Heinrich nach seiner Gefangennahme 1235 gebracht wurde, heifst Alerheim, nicht Allersheim (urkundlich Alreheim; Allersheim ist ein Markt im Bezirksamt Ochsenfurt, Unterfranken). — S. 148 am Schlusse ist der Hinweis auf die Verwandtschaft Friedrich des „Freidigen" von Thüringen und Meifsen mit den Staufern zu undeutlich; erst S. 179 finden sich die genaueren Angaben. — S. 185 ist nicht blofs die Form (Z. 7 v. o.) „mit Otto, dem Sohn Herzogs Heinrichs" zu beanstanden, sondern es sollte, wo Heinrich von Bayern genannt wird, genauer heifsen: „von Niederbayern" (gemeint ist Heinrich XIII.); ebenso sollte sein Sohn Otto S. 201 f. so bezeichnet sein. — S. 234 wird nicht jedermann ohne weiteres verstehen, dafs mit König Friedrich von Trinakrien der jüngste Sohn Peters von Aragonien, Enkel Manfreds, also König von Sizilien, gemeint ist. — S. 285 sollte bei der Erwähnung des Besuches, welchen Eduard III. von England seinem deutschen Bundesgenossen Ludwig d. Bayern in Koblenz machte (5. Sept. 1338), gesagt sein, dafs beide Schwäger waren; davon wird erst S. 289 gesprochen. — S. 545 nennt der Verf. den Vater Isabellas, der Gemahlin Karls VI. von Frankreich, Herzog von Bayern-Hennegau. Das ist unmöglich; denn gemeint ist doch Stephan der Knäufsel, Sohn Stephans mit der Hafte, Herzog von Bayern-Ingolstadt; nachdem Stephan I. an seine jüngeren Stiefbrüder bereits 1353 die niederländischen Besitzungen und Straubing abgetreten hatte, hat Stephan der Knäufsel damit keine Beziehungen. Im weiteren Verlauf der Darstellung ist zu wenig von der Anteilnahme Isabeaus am englisch-französischen Sukzessionskrieg die Rede; auch ihr Bruder Ludwig im Bart, von 1413—1447 Herzog von Bayern-Ingolstadt, der in den blutigen Parteikämpfen in Frankreich damals eine grofse Rolle spielte, wird nicht genannt. — S. 555 sollte das Verwandtschaftsverhältnis zwischen Jakobäa von Bayern-Hennegau und Philipp dem Guten von Burgund angegeben sein, auf Grund dessen Philipp das bayerische Erbe erwartete (die Vatersschwester Philipps, Margareta von Burgund, ist die Gemahlin Wilhelms VI. von Holland, des Vaters Jakobäas). Übrigens ist es unrichtig, wenn S. 660 das Jahr 1436 für die Erwerbung der Länder Jakobäas durch Philipp angegeben wird. Die Sache ist so: Am 3. Juli 1428 erkannte Jakobäa im Vertrag von Delft Philipp als „ruwaert ende oir (Erbe)" von Hennegau, Holland, Seeland und Friesland an, rettete sich aber zunächst noch die Grafenkrone; als sie sich gegen die Abmachung wieder verheiratete, zwang sie Philipp am 12. April 1433 zur Abtretung ihrer Länder und vertauschte seinen bisherigen Titel ‚ruwaert' mit dem Grafentitel. Am 9. Oktober 1436 ist dann Jakobäa in Elend und Verzweiflung gestorben. — Zu S. 583—585 (Literatur über die Geschichte der Türkei) möchte ich den Verf. noch hinweisen auf die interessante Schrift von Theodor Menzel, Das Korps der Janitscharen (Beiträge zur Kenntnis des alten Orients Bd. I, 1902/03 S. 1—48).

Am Schlusse erübrigt nur noch, dafs wir das an so vielen Vorzügen reiche Werk, welches einen bedeutsamen Zeitraum der Geschichte so bequem und übersichtlich zusammenfafst, nicht blofs allen Kollegen, welchen die Erteilung des Geschichtsunterrichts obliegt, zum Studium, sondern auch allen unseren Lehrerbibliotheken zur Anschaffung dringend empfehlen.

Theodor Lindner, Weltgeschichte seit der Völkerwanderung. In neun Bänden. 1. Bd. Der Ursprung der byzantinischen, islamischen, abendländisch-christlichen, chinesischen und indischen Kultur. 1901. XX u. 479 S. (davon 13 S. Register). — 2. Bd. Niedergang der islamischen und byzantinischen Kultur, Bildung der europäischen Staaten. 1902. X u. 508 S. (davon 25 S. Register). — 3. Bd. Vom dreizehnten Jahrhundert bis zum Ende der Konzile. Die abendländisch-christliche Kultur. Anfänge einer neuen Zeit. X u. 592 S. (davon 22 S. Register). Stuttgart und Berlin; J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger. Preis des Bandes geh. 5,50 M.; in Leinen geb. 7 M., in Halbfranz geb. 7,50 M.

Theodor Lindner, Professor der Geschichte an der Universität Halle, hat diesem seinem abschliefsenden Werke einer Weltgeschichte seit der Völkerwanderung als Einleitung eine Geschichtsphilosophie (1901, gleichfalls bei Cotta) vorausgeschickt, worin er darlegt, dafs seine Weltgeschichte das Werden unserer heutigen Welt in ihrem gesamten Inhalt erklären und erzählen soll, dafs sie also im wesentlichen als Entwicklungsgeschichte gedacht ist. Den dort entwickelten Gedankengang hat er in den Hauptzügen als Vorwort zum 1. Bande wiederholt. Er will, da die alte Geschichte ein eigenes Blatt in dem grofsen Buche der Menschenwelt bildet, mit der Völkerwanderung beginnen und dabei einerseits zeigen, wie die Zerstörung des Altertums sich vollzog, und anderseits, wieviel kostbare Erbschaft übrig blieb, die dann den Nachkommen förderlich wurde; er will in 9 Bänden die Darstellung bis zur Gegenwart führen und zwar so, dafs im 4. Bande die Erzählung der Ereignisse bis in die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts geführt wird, also die gröfsere Hälfte des Werkes der neueren Geschichte vorbehalten bleibt. Der Verf. erklärt ausdrücklich, eine Weltgeschichte könne und solle nicht eine Geschichte der gesamten Menschheit sein und stellt sich damit in Gegensatz zu Helmolt; denn es hat bisher nie eine Einheit der Menschheit gegeben und viele der jetzt lebenden Völker sind an sich nicht ungeschichtlich, aber historisch unwirksam. Man wird wohl dieser Anschauung beistimmen können.

Für die Beurteilung seines Werkes im einzelnen wird man gut tun sich an die Andeutungen zu halten, welche der Verf. in dieser Beziehung gibt. Einzelforschung, sagt er selbst, schätzt er nicht gering, da auf ihr jede geschichtliche Kenntnis ruht, aber fufsend auf lang-

jährigen Arbeiten in der Einzelforschung wendet er sich nun diesem allgemeinen Werke zu. Demgemäfs wird es nicht verwundern, wenn in manchen Abschnitten das, was an Einzelheiten geboten wird, nicht über den Rahmen eines ausführlichen Lehrbuches hinausgeht. Ja man kann noch weiter gehen und sagen, die Einzelheiten mufs sich der Benützer des Werkes vielfach selbst mitbringen; die Darstellung setzt also ein gewisses Mafs historischer Bildung und historischen Wissens voraus und ist daher in erster Linie für den Lehrer der Geschichte wertvoll. Dabei mag aber ausdrücklich betont werden, dafs Lindners Weltgeschichte sich ebenso wie seine früheren Werke in hohem Grade durch die unerläfsliche Genauigkeit und Richtigkeit in Zahlen und sonstigen Angaben auszeichnet. Denn wenn auch nur ein Teil des Werkes unmittelbar aus den Quellen geschöpft ist, so war doch der Verf. nach seiner eigenen Versicherung bemüht sich überall eine eigene Anschauung zu erwerben.[1])

Der Schwerpunkt des Werkes ruht demnach nicht auf Einzelerzählung, sondern auf der Gesamtauffassung und auf der Würdigung der Ereignisse in ihren Folgen. An den Anfang also ist die Schilderung des Unterganges des weströmischen Reiches gestellt; dann aber erscheinen an der Spitze der eigentlichen Darstellung die byzantinische Geschichte und Kultur und in enger Verbindung mit ihr die Darstellung der persischen und islamischen Kultur. L. geht also von der wohlbegründeten, aber doch erst allmählich durchgedrungenen Ansicht aus, dafs die byzantinische Kultur es ist, welche den Übergang vom Altertum zum Mittelalter vermittelt und zugleich auch wieder befruchtend auf die Kultur des Islams gewirkt hat, welche aber auch mit der orientalischen (persischen, arabischen) in engem Zusammenhang steht. Die vorurteilsfreie und mafsvolle Würdigung dieser Kulturkreise, besonders des byzantinischen hat L. vor allem den Beifall der Forscher auf dem Gebiete der byzantinischen Literatur eingetragen; ein Kenner wie Krumbacher erklärt geradezu (Byzant. Zeitschrift 1902 S. 248), wenn ihn ein Laie um eine kurze allgemeine Einführung in die byzantinische Geschichte befragen würde, so wüfste er nichts Passenderes zu nennen als dieses Buch. — Nachdem so die byz. Geschichte bis auf Kaiser Heraklius, die des Islams bis ins 9. Jahrhundert verfolgt ist, schildert L. die Anfänge der abendländischen Kultur in den Zeiten der Merovinger und Karolinger (sonderbar ist der Titel des 24. Abschnittes „Karls innere Waltung“ !) und den Zerfall des karolingischen Reiches bei gleichzeitigem Emporkommen des Papst-

[1]) Dies schliefst nicht aus, dafs hie und da einmal eine Angabe zu verbessern ist; z. B. steht I, S. 328 unten: Herzog Thassilo von Bayern sei beschuldigt worden, er habe die Avaren zu Hilfe gerufen. Deshalb fällte die Reichsversammlung in Ingelheim das Todesurteil. Das ist bekanntlich nicht richtig; man griff in durchaus willkürlichem Verfahren auf den Harisliz zurück, dessen sich Thassilo vor 25 Jahren, 763, in Aquitanien gegen König Pippin schuldig gemacht hatte und worauf nach fränkischem Gesetze der Tod stand. — Aber wir wollen absichtlich von solchen vereinzelten Versehen absehen, weil darnach das Werk nicht beurteilt werden darf.

tums (Hervorhebung der Bedeutung Nikolaus des I.) [1]) Scheinbar gegen seine Anschauung, die oben berührt wurde, läfst Lindner am Schlusse des 1. Bandes ein 4. Buch: China und Indien folgen. Vorrede S. IX rechtfertigt er dies mit dem Hinweis, dafs eine Zusammenfügung der ganzen Erde zu einer Interessengemeinschaft, wie sie am Ende des XIX. Jahrhunderts die Chinaexpedition aufweist, erst aus langem Wandel hervorgegangen ist und dafs es daher unerläfslich war auch alle Völker, welche zu diesem Wandel beigetragen haben, wenigstens zu seiner Charakteristik heranzuziehen. Aber auch sonst hätten China und Indien nicht fehlen dürfen, weil ihre Geschichte gestattet hochgespanntes menschliches Werden auch unter Verhältnissen, die von den unseren abweichen, zu beobachten.

Auch der 2. Band dient noch dazu die Stoffe zu beschreiben, welche die Grundlage bildeten, auf der sich der spätere Aufbau vollzog. Auch hier ist ein grofser Teil der arabischen Kultur gewidmet, betitelt: „Der Niedergang der islamischen Welt". Mit Recht wird der Glanz und die hohe Bedeutung der arabischen Kultur geschildert (auch in Spanien!), die Gründe des Rückganges werden dargelegt in den Abschnitten „Der Verfall des Khalifates" und „Die seldschukischen Türken". Aber auch die Bedeutung der Mongolen wird S. 71—102 dargestellt und somit gezeigt, dafs sich ihre Geschichte ganz gut und ausführlich genug im Rahmen der allgemeinen Geschichte darstellen läfst ohne dafs man ihnen eine selbständige Darstellung (cf. Helmolt, Bd. II!) einräumte. Das 2. Buch „Byzanz und die Kreuzzüge" erzählt die Geschichte von den mazedonischen Kaisern bis auf Alexios I., also bis zum Ende des 12. Jahrhunderts, schildert dabei in eigenen Abschnitten Italiens Beziehungen zum Orient (handelspolitische wie kriegerische), berichtet sodann vom 1. Kreuzzug und der Staatenbildung im hl. Lande und von der Fortsetzung der Kreuzzüge bis zum Tode Kaiser Heinrichs VI.; das lateinische Kaisertum und der Ausgang der Kreuzzüge sowie die Anfänge der russischen Geschichte bis auf das moskowitische Rufsland werden dargestellt. Auch hier tritt die Bedeutung des byzantinischen Reiches, wie es sich des Ansturmes der Orientalen und Okzidentalen erwehrt, in den Vordergrund, wie andrerseits die kulturgeschichtliche Bedeutung der Kreuzzüge richtig gewürdigt wird. Die beiden übrigen Bücher behandeln das deutsche Kaisertum von seiner Begründung bis zur Schlacht von Bouvines und die übrigen abendländischen Reiche (den skandinavischen Norden, Frankreich und England in diesem Zeitraume).

Erst der 3. Band ist in seinem Inhalt räumlich und zeitlich beschränkter wie die beiden vorausgehenden. Dies ist zunächst durch den Stoff bedingt: nachdem die grofsartigen orientalischen Weltkulturen entweder nicht weiter fortschritten oder zurückgingen, erhob sich langsam die abendländisch-christliche Kultur und zwar in der Gestalt der

[1]) Ob das Bild S. 360 aufrecht erhalten werden kann: „Je lockerer das Reich wurde, desto fester setzte sich der Bau der Kirche, stolz überwölbt von der krönenden St. Peterskuppel"? — In den Zeiten Nikolaus' I. kann doch nur an die alte Basilika von St. Peter gedacht werden!

christlichen Kirche, Kirche und Papsttum geben der Darstellung in diesem ganzen dritten Bande die Einheit; da die zu berücksichtigenden Verhältnisse an Umfang und Interesse zunehmen, wird auch die Erzählung ausführlicher. Zudem betritt hier L. ein Gebiet, welches er auch als Spezialforscher ausgezeichnet beherrscht. Hierher gehört seine in der Sammlung „Bibliothek deutscher Geschichte" bei Cotta erschienene 2bändige „Deutsche Geschichte unter den Habsburgern und Luxemburgern" (1273—1437), seine „Geschichte der Hanse" etc. Dem äufseren Umfang nach betrachtet reicht dieser Band von den Anfängen Friedrichs II. bis zur Wahl Friedrichs III. (von 1212—1440), dabei werden aber alle historischen und kulturhistorischen Fragen auf das gründlichste erörtert. Während das 1. Buch den Kampf der letzten Staufer mit dem Papsttum schildert, ist das ganze 2. Buch der abendländischen Kultur im 13. Jahrhundert gewidmet: sowohl die Allmacht der christlichen Kirche und ihr Sieg über jeden Widerstand als auch Wissenschaft und Kunst, Rittertum und Dichtung in dieser Zeit, die Wirkungen der Kreuzzüge und der mit der emporkommenden Herrschaft des baren Geldes eintretende Umschwung, die Entwicklung des Handels, das selbständige Hervortreten der bisher leidenden Masse im Städtewesen und Bürgertum, die nordöstliche Kolonisation und die Anfänge der Hanse, alles wird nach grofsen Gesichtspunkten erörtert. Das 3. Buch schildert den Niedergang der politischen Macht der Päpste und die Entwicklung der Staaten zu innerlich abgeschlossenen Mächten, den Beginn nationaler Bildungen (die Zeit des Schisma und der grofsen Konzile — England und Frankreich).

Es ist hier unmöglich auf Einzelheiten einzugehen; diese gedrängte Übersicht mag genügen, um Raum zu geben zu einer kurzen Charakterisierung sonstiger Vorzüge des Werkes. Gelehrte Anmerkungen und Literaturnachweise im einzelnen fehlen, dagegen gibt der Verf. am Schlusse jedes Bandes nach den einzelnen Abschnitten geordnet Literaturangaben, damit der Leser sich über die im Texte behandelten Dinge selbständig unterrichten und sich nach Wunsch weiterbilden könne. Zu diesen sorgfältigen und mit wohlerwogener Auswahl vorgelegten Angaben kommt zu jedem Bande ein umfängliches Personen- und Ortsverzeichnis. Zu rühmen ist an dem Werke weiter die Schönheit und Gewandtheit der sprachlichen Form, welche teilweise musterhaft zu nennen ist und die Lektüre nicht zu einem ermüdenden Studium sondern zu einem wahren Genusse macht, so zwar, dafs man gerne ohne Unterbrechung ganze Abschnitte durchliest. Aber auch das mafsvolle und gerechte Urteil des Verfassers in politischen und namentlich in konfessionellen und kirchenpolitischen Fragen ist ein Vorzug, der hervorgehoben zu werden verdient. Wird auch der Leser dem Urteile des Verf. nicht immer beistimmen, so wird er sich doch in seinen Gefühlen nicht verletzt fühlen, sondern das Bemühen des Verf. streng sachlich zu bleiben anerkennen müssen.

Demnach steht aber auch gar nichts im Wege Theodor Lindners Weltgeschichte allen Lehrern der Geschichte an unseren Gymnasien

angelegentlichst zu empfehlen: tieferes historisches Verständnis, sichere Stützpunkte für die Erfassung gröfserer Zusammenhänge und die Erkenntnis wichtiger Resultate, reichhaltigen Hinweis auf die Kulturgeschichte und dabei den Genufs einer formschönen, anregenden Lektüre wird ihm jeder danken, der sich eingehender damit beschäftigt.

München. Dr. J. Melber.

Roth, Dr. K., Geschichte des Byzantinischen Reiches. Leipzig, G. J. Göschen, 1904. 128 S. Preis 80 Pfg.

Die „Sammlung Göschen" hat durch einen unserer bayerischen Kollegen, Karl Roth in Kempten, eine wertvolle Bereicherung gefunden. Mit fruchtbarer Ausnützung der grundlegenden Vorarbeiten eines Krumbacher, Gelzer, Hertzberg, Hopf, Gibbon, Paparhigopulos, Lampros, Gfrörer, Weil, Kondakow und der russischen Literatur hat der Verfasser ein leicht und flüssig lesbares Handbüchlein geschaffen, das in kurzer Frist in dem Labyrinth der oströmischen Geschichte zurechtweist. Dabei hat er mit Selbständigkeit und Kritik manches neue Bild und manchen neuen Gedanken dem vorhandenen Riesenmateriale hinzugefügt. Prägnant spricht sich der Verfasser in der Einleitung über die Grundsätze aus, die ihn bei seinen gründlichen Studien geleitet haben. Ein grofses Unrecht haben wir Westländer an dem Reich der Byzantiner gutzumachen, indem wir auch ihm mehr denn als bisher unsere Teilnahme entgegenbringen. Halbkenntnis und Unkenntnis, erstere gefährlicher als letztere, weil in ihrem Urteil anmafsender, haben den Stab über ein grofses Reich gebrochen, das ein jahrtausendlanges Verdienst um den Westen hat, nur weil man gelegentlich von Thronrevolten und Weiberregiment, von Hofintriguen und Falschheit aller Art, von Mord und Blutgier hörte, von rohem Übermut und sklavischem Servilismus — denn nichts anderes soll „byzantinisch" bedeuten. Es ist diesen Kritikern entgangen, dafs ein Reich doch nicht so schlecht sein mufste, das einen jahrtausendelangen Kampf um seine Existenz gegen ununterbrochen von allen Seiten andringende Völker und Horden aushalten konnte, dafs dieses verachtete Byzantinertum dem Westen die Gefahr der Slaven ferne hielt, bis diese seine Kultur sich zu eigen gemacht hatten, dafs es jahrhundertelang das starke Bollwerk war, das den Ansturm des Islam zurückhielt, der erst nach dem Untergange des Reiches dem Westen gefährlich werden sollte. Man hat vergessen, dafs an seiner Spitze Fürsten standen, die es teils sehr ernst mit ihrem Herrscherberufe nahmen, ja mit der Glorie des Heldentums umgeben sind, wie Nikephorus Phokas, Johannes Tsimiskes, Basileios II., Johannes Komnenos und sein ritterlicher Sohn Manuel, teils wenigstens in einer Welt von Schwierigkeiten den besten Willen zeigten.

Ludwigshafen a. Rh. H. Zimmerer.

Natur und Kultur. Zeitschrift für Jugend und Volk. Schriftleiter, Herausgeber und Verleger: Dr. Frz. Jos. Völler unter Mitwirkung hervorragender Fachmänner. München, Viktoriastr. 4. Monatlich erscheinen 2 Hefte. Preis pro Quartal 2 Mark. Durch die Buchhandlungen und die Post zu beziehen.

Vorliegende Zeitschrift hat sich zur Aufgabe gestellt, dem Volke und der Jugend eine wahre gediegene Bildung auf dem Boden positiv christlicher Weltanschauung zu vermitteln und die weitesten Kreise vertraut zu machen mit den fest begründeten Ergebnissen der wissenschaftlichen Forschung der Neuzeit.

Dabei soll jede „Tendenz" abgelehnt und ängstlich alles vermieden werden, was den ruhigen Genuſs der Erkenntnis aus der Sache selbst beeinträchtigen könnte. Auf dieses Programm hin haben sich aus den verschiedensten Gegenden Deutschlands, aus allen Lagern und Kreisen Gelehrte als Mitarbeiter zusammengefunden, von denen hier nur Namen wie E. Ruhmer-Berlin, S. Günther und L. Graetz-München, F. W. Neger-Eisenach, Calzecchi-Onesti-Mailand, P. Wagner-Dresden, W. Schoenichen-Schöneberg, P. Altmann-Wriezen, C. Lampert-Stuttgart angeführt seien. Auch bayerische Kollegen von Realschulen und Gymnasien finden sich in ziemlicher Anzahl unter den Mitarbeitern, die bemüht sind, die Ergebnisse eigener und fremder Forschung in allgemein verständlicher Form weiter zugänglich zu machen, als dies durch teure Bücher und nur wenigen zugängliche Spezialzeitschriften geschehen kann. Der Inhalt ist ungemein reichhaltig und umfafst das ganze weite Gebiet der Naturwissenschaften nebst der Mathematik. Wir finden neben Aufsätzen über chemisch-physikalische Stoffe wie: Über das Selen mit besonderer Berücksichtigung der Lichttelephonie, Ursprung des Kohärer und seine Anwendung in der drahtlosen Telegraphie, Die bisherigen Erfolge der Licht-Therapie, Die Grundlagen der Abstimmung in der Wellentelegraphie, Der elektrische Ferndrucker, Über Materie, Äther und Elektrizität usw. solche technologischen (Die Kraftmaschinen des Kleingewerbes, Unterseeboote, Die Fortschritte im Dampfmaschinenbau), astronomischen (Aus der Welt der Fixsterne, Kenntnis der Sternbilder), geographischen (Die Organisation des internationalen Erdbebendienstes, Altes und Neues über den Sitz vulkanischer Kräfte, Sven v. Hedin und die Erschliefsung Innerasiens, Form und Entstehung der Vulkanberge, Norwegens Fjorde und ihre Entstehung, Gletscher usw.), biologischen (Natur- und Lebensbilder aus dem pazifischen Südamerika, Aus dem Leben der Ameisen, Insektenbesuch bei der Puffbohne, Die Entwicklung ausdauernder Pflanzen in unserer Heimat, Aus dem Bienenleben [E. Komprecht], Ungleiches Dickenwachstum der Bäume, Regenwurm und Maulwurf, Die Benutzung des luftverdünnten Raumes im Tierreiche, Biologische Meeresstationen, Das Pflanzenleben unserer Wälder im Winter usw.) und mineralogischen Inhaltes (Das Gold in der Natur und als Kulturmacht, Der Diamant u. a.). Dazu kommt noch eine Rundschau über alle einschlägigen Gebiete mit kleineren Mitteilungen der verschiedensten Art,

eine Bücherschau sowie eine Experimentier- und Beobachtungsecke; der Briefkasten erteilt Antworten auf Anfragen aus dem Leserkreise. Nicht zu übergehen ist auch der reiche und gut ausgewählte Bilderschmuck, der wohl nicht wenig dazu beigetragen hat, dem neuen Unternehmen rasch viele Freunde zu gewinnen.

So eignet sich denn die Zeitschrift Natur und Kultur, die auch vom Kgl. Bayerischen Staatsministerium des Innern für Kirchen- und Schulangelegenheiten laut Ministerialblatt Nr. 6 vom 27. Februar 1904 in das Verzeichnis der für den Unterricht geprüften und gebilligten Lehrmittel aufgenommen wurde, ganz besonders zur Einstellung in die Schülerbibliotheken der oberen drei Gymnasialklassen. Ich möchte mir daher erlauben, gerade jetzt anläfslich der Revision der Schülerbibliotheken die sehr geehrten Rektorate auf dieses sicher niemals Anstofs erregende Unternehmen hinzuweisen.

Natur und Schule, Zeitschrift für den gesamten naturkundlichen Unterricht aller Schulen. Herausgegeben von B. Landsberg, O. Schmeil, B. Schmid. Zweiter Band. Mit einer Tafel in Farbendruck, einem Plan und 99 Textabbildungen. Leipzig-Berlin, B. G. Teubner, 1903. Preis geb. 12 M.

Den ersten Band dieses hervorragenden Unternehmens habe ich im vorigen Jahrgange dieser Blätter bereits entsprechend gewürdigt (XXXIX. Bd. S. 497), nunmehr liegt auch der zweite Band vor und zeigt von neuem die Unentbehrlichkeit dieses Zentralorganes des naturkundlichen Unterrichtes für jeden, der mit der Entwicklung der Methodik Fühlung behalten will. Es ist hier unmöglich auf die überquellende Fülle des Inhaltes auch nur auszugsweise einzugehen; hervorheben möchte ich aber doch, dafs zwar die Mehrzahl der Aufsätze der naturwissenschaftlichen Methodik und Didaktik oder der Geschichte des Unterrichts gewidmet ist, wobei von den einschlägigen Fragen gerade diejenigen besonders behandelt werden, welche im Vordergrunde des Interesses stehen (Museen als Volksbildungsstätten, Exkursionen, Schulgärten, Photographie und naturkundlicher Unterricht, Stellung zu anderen Fächern und anderen Lehrplanfragen, Pflanzengeographie, Stellung und Berücksichtigung der Geologie usw.), daneben aber auch die Wissenschaft selbst, soweit sie mit den Bedürfnissen des Unterrichts zusammenhängt, nicht zu kurz kommt. So möchte ich insbesondere auf Noacks Fortschritte auf dem Gebiete der Botanik und Kohlschütters Fortschritte in der Chemie aufmerksam machen, die vor allem dem Lehrer in der Provinz willkommen sein werden, auf H. de Vries' am Stiefmütterchen durchgeführte Studie zum Begriff der Art und J. U. Dürsts kulturgeschichtlich wichtigen Aufsatz über wilde und zahme Rinder der Vorzeit. An diese gröfseren Abhandlungen schliefsen sich wiederum „kleine Schulversuche, Selbstbeobachtetes, Irrtümer und Streitfragen, Lehrmittelschau, Buchbesprechungen, Versammlungsberichte, Sprechsaal und Programmschau".

Um schliefslich noch hervorzuheben, welch hoher Wert auch von anderer Seite dieser Zeitschrift beigemessen wird, will ich nur auf Matzdorffs Anzeige in Rethwischs Jahresberichten für das höhere Schulwesen (XVII, 1902, XIII, 4) verweisen und die sorgfältige Beachtung, welche die einzelnen Abhandlungen des I. Bandes ebenda gefunden haben.

München. H. Städler.

Dr. K. Reiserts Stenographische Lehrmittel. Lehr- und Übungsbuch der Gabelsbergerschen Stenographie. 2. Teil: Die Redeschrift. Würzburg, Emil Bauer, 1904. VII u, 62 S.

Die Systemurkunde der Gabelsbergerschen Stenographie enthält die Lehre von der Redeschrift in einer Reihe von kurz gegebenen Sätzen und belegt dieselben mit den notwendigsten Beispielen. Aufgabe eines Lehrbuches ist es die Vorschriften der Systemurkunde zu verdeutlichen und vor allem durch eine zweckentsprechende Anordnung und Verteilung des Stoffes dem Lernenden verständlich zu machen. Da die Systemurkunde nur Wortbeispiele enthält, während die Redeschrift in erster Linie dem praktischen Bedürfnisse gerecht werden mufs, hat der Verfasser eines Lehrbuchs die zweite nicht minder wichtige Aufgabe die einzelnen Regeln durch Beispiele in Sätzen und zusammenhängenden Stücken zu erläutern.

Beiden Aufgaben ist Reisert in seinem Lehrbuche der Redeschrift nachgekommen; er führt den Schüler zunächst durch allgemeine Vorbemerkungen in das Wesen und die Aufgabe der Redeschrift ein und behandelt dann, Schritt für Schritt vorgehend, die Kürzung deutscher Wörter in eingehender Weise, wobei er der Reihenfolge der Systemurkunde entsprechend erst die Stammkürzung, dann die Formkürzung und hierauf die gemischte Kürzung in praktischer Weise abgeteilt vorführt. Während die Systemurkunde die Kürzung der Fremdwörter in ihrem allgemeinen Teile bespricht, hat Reisert dieser Art von Kürzung in richtigem Verständnis ihren Platz erst nach der Kürzung deutscher Wörter angewiesen. Sämtliche Regeln sind durch Wortbeispiele, durch Einzelsätze und durch zusammenhängende Lesestücke in völlig genügender Weise erläutert und daneben auch Aufgaben zum Übertragen gegeben. Dafs zur Einführung in erster Linie vielfach Beispiele mit Sigeln gegeben werden, welche den eben vorgeführten Regeln der Redeschrift entsprechend gebildet sind, ist eine für denkende Schüler sehr zu begrüfsende Einrichtung.

Nun verlangt die Systemurkunde ausdrücklich, dafs sie als einzige Quelle für die geltende Schriftform anzusehen sei. Daraus ergeben sich ganz bedeutende Schwierigkeiten für den Verfasser eines Lehrbuchs, besonders der Redeschrift. Er hat die in der Urkunde aufgestellten Regeln zu erweitern und auszugestalten, darf aber über die nicht immer ganz klar gegebenen und jeden Zweifel ausschliefsenden Vorschriften und Einschränkungen der Urkunde in keiner Richtung hinausgehen. Wir stimmen der Erklärung, die Reisert den verschiedenen Regeln der Systemurkunde gibt, im allgemeinen wohl bei,

sind aber in einzelnen Dingen mit ihm nicht einverstanden, so ganz besonders nicht mit dem ersten der allgemeinen Grundsätze für die Anwendung der Redeschrift, welcher S. 2 lautet: „Diejenigen Wörter, für welche besondere Sigel aufgestellt sind, dürfen nie in anderer Weise gekürzt werden.“ Dieser Satz war in der älteren Schriftform nicht uneingeschränkt richtig, jetzt ist er unmöglich. Die Systemurkunde zählt die unregelmäfsige Schreibung von ganzen Wortfamilien, die wir bisher als Ausnahmen zu bezeichnen gewohnt waren, unter die Sigel, so besonders die Stämme *form, kom* und *mit(t)* = *miet* = *myth*. Aber sie verlangt durchaus nicht, dafs diese Wortfamilien oder Sigel überhaupt von der Redeschrift ausgeschlossen sein sollen, sie führt im Gegenteil unter den Beispielen S. 45 Wörter wie *Vorkommnis, Abkömmling* und S. 48 *Bedürfnis* nach den Regeln der Redeschrift gekürzt vor. Und Reisert selbst hält den allgemein aufgestellten Grundsatz auch selbst nicht ein; er kürzt z. B. S. 21 *grofs*, S. 25 *brauchbar*, 27 *Arbeitslosigkeit* und *Abkömmling* und 45 *Bedürfnis*. Also wird er den allgemeinen Grundsatz in einer neuen Auflage entweder streichen oder mindestens wesentlich einschränken müssen.

Viel zu eng gefafst scheint dagegen die Regel b S. 6 zu sein: „Bei Stämmen mit dem Inlaut e, welche mit einem einfachen Konsonanten beginnen, darf der blofse Anlaut (s und l mit Ausstrich) zur Kürzung nur verwendet werden in zusammengesetzten Wörtern, wenn dem Stamme Vorsilben oder ein Bestimmungswort vorhergehen.“ Die Systemurkunde verlangt S. 42, 2 weder, dafs in diesem Falle l und s mit Nachstrich zu schreiben sei, noch enthält sie die Einschränkung, dafs in zusammengesetzten Wörtern ein ungekürztes Bestimmungswort vorausgehen mufs. *Recht* ist also völlig gleich durch blofses *r* zu kürzen in *gerecht* und in *Rechtspflege*.

Zu weit hinwiederum ist die Regel S. 22: „Ein ganzes Wort kann entweder durch eine einfache Vorsilbe vertreten werden oder durch zwei oder mehrere (unverbunden nebeneinander gestellt oder zusammengeschrieben). Der Schüler mufs aus dieser Fassung annehmen, dafs es völlig gleichgültig sei, ob mehrere Vorsilben unverbunden nebeneinander gestellt oder zusammengeschrieben werden. Das ist aber keineswegs der Fall. Ein Hinweis auf den ersten Teil des Lehrbuchs S. 116 f. hätte dieser fälschlichen Auffassung vorgebeugt.

An Einzelheiten haben wir nur wenig zu bemerken. Für unrichtig halten wir die Kürzungen *ti* für *mächtig* S. 39 und dementsprechend auch *ti-eit* für *Schlechtigkeit* S. 26, *be-ft* für *bestraft* S. 36, *ver(ü)ftig* für *vernünftig* S. 44 und tief gestelltes *sch* für *Schutz* S. 58. Eine falsche Stellung hat regelmäfsig die Nachsilbe *tum* S. 26, 27 und 44. Vgl. Systemurkunde S. 45, 3. Falsch geschrieben ist, abgesehen von Kleinigkeiten, S. 9 *marschieren*, S. 10 und 17 *Kirche*, 17 *rechtzeitig*, 18 *wünschte*, 29 *Saft*, 38 *materiell* und 39 *Normaluhr*.

Da Schrift und Ausstattung des Buches ebenso lobenswert sind wie beim ersten Teil, so kann es zum Gebrauch für den Unterricht wohl empfohlen werden.

München. Ruess.

III. Abteilung.

Literarische Notizen.

Meyers grofses Konversations-Lexikon. Ein Nachschlagewerk des allgemeinen Wissens. 6. gänzlich neubearbeitete und vermehrte Auflage. Mit mehr als 11000 Abbildungen im Texte und auf über 1400 Bildertafeln, Karten, Plänen sowie 130 Textbeilagen. Sechster Band: Erdeessen bis Franzén. Leipzig und Wien 1904, Bibliographisches Institut. 908 S. Preis in Halbfranzband geb. 10 M. — Pünktlich 3 Monate nach dem Erscheinen des fünften Bandes ist der sechste ausgegeben worden, einerseits ein erfreulicher Beweis für das gleichmäfsige Fortschreiten des gewaltigen Werkes und andrerseits eine neue glänzende Probe für die Leistungsfähigkeit des Bibliographischen Institutes. Denn erst bei genauerem Studium einzelner Artikel merkt man, dafs das Wort „neubearbeitet" nicht blofs als Reklame im Titel steht, sondern dafs auch die kleinsten Beiträge sorgfältig geprüft, ergänzt, berichtigt worden sind. Wir haben diesmal besonders jene Artikel, welche aus dem Bereiche der Geographie, Geschichte, Kunst- und Kulturgeschichte, Literaturgeschichte stammen, ferner eine Reihe von Biographieen genauer geprüft und sind erstaunt über die Sorgfalt und Genauigkeit, mit der vor allem die seit der letzten Auflage neu hinzugekommene Literatur angegeben ist und alle Ergebnisse neuerer Forschung verzeichnet sind.

Im einzelnen weist dieser Band namentlich inhaltreiche Beiträge zur Geographie und Länderkunde auf, indem zunächst der Artikel Erdkunde über deren Begriff und Bedeutung, über ihre Geschichte im Altertum, Mittelalter, Zeitalter der Entdeckung und der Neuzeit, über Literatur und Atlanten dazu handelt, ferner, um nur Bedeutenderes zu nennen, Europa und Frankreich in ausführlichen Abschnitten behandelt werden, denen in dankenswerter Weise zur leichteren Übersicht eigene Inhaltsangaben vorgedruckt sind. Besonders sei hingewiesen auf den Artikel „Erfindung", dem eine 8 Spalten lange Beilage beigegeben ist, welche die wichtigsten Erfindungen in alphabetischer Reihenfolge aufzählt und so eine rasche Orientierung ermöglicht. Solche statistische Angaben machen auch den Artikel „Erdöl (Petroleum)" wertvoll. „Fabrikgesetzgebung" und „Fernsprecher" verraten besonders den Einfluss der Neuzeit.

Die prachtvollen Farbentafeln des Bandes gehören abgesehen von der doch mehr schematischen Darstellung der Flaggen alle der Naturkunde an: Euphorbiazeen, Farne, Fasanen, Fische, Flechten, Fliegen- und Schneckenblumen, und besonders instruktiv 2 Tafeln Forstinsekten. Auch von den schwarzen Tafeln gehört eine gröfsere Anzahl diesem Gebiete zu: Erdfrüchtler, Erle, Esche, Fichte, Erzlagerstätten, Eulen, Farne, Fährten und Spuren, Falschnetzpflügler, Farbpflanzen, Faserpflanzen, Fische (4 Tafeln, dazu 2 Fischerei und 2 künstliche Fischzucht), Fledermaus etc. Andrerseits ist hier die Technik gut vertreten: Fahrräder (3 Tafeln), Feldeisenbahnen (2 Tafeln), Felssprengung unter Wasser, Fernsprecher, Festungsbau (3 Tafeln) und namentlich Festungskrieg (dargestellt an der Belagerung von Strafsburg und der Befestigung von Kopenhagen und einer 3. mehr typischen Tafel), Feuerlöschwesen, Feuerungsanlagen, Fördermaschinen.

Abgesehen von einigen Stadtplänen (Erfurt, Essen, Florenz, Frankfurt a. M., Umgebung von Frankfurt) schmücken den Band auch wieder verschiedene instruktive Karten, so 2 Karten zur Geschichte der Erdkunde, 2 zu Erdmagnetismus, verschiedene Karten zu dem Artikel Europa (Politische Übersicht, Flufs- und Gebirgskarte, Klimakarte, Volks- und Sprachenkarte, Bevölkerungsdichtigkeitskarte), 3 Stern-

karten (nördlicher und südlicher Sternhimmel und Äquatorialzone), Frankreich (vollständige Karte, nordöstlicher Teil, geologische Karte) etc. etc.

Alles in allem ist auch dieser sechste Band in jeder Hinsicht, nach Inhalt wie Ausstattung eine hervorragende Leistung.

Kalender des Deutschen und Österreichischen Alpenvereins für das Jahr 1904. Herausgegeben vom Zentralausschufs des D. u. Ö. Alpenvereins, 17. Jahrgang. München, J. Lindauersche Buchhandlung (Schöpping.) Preis 1 M. 50 Pf. — Vorliegender, auch in seiner neuen Auflage gediegen und reichhaltig ausgestattete Alpenvereinskalender ist für jeden Touristen, insbesondere für die Ausschufsmitglieder der einzelnen Sektionen ein unentbehrliches Vademecum. Er gibt in allen Fragen, die sich auf das alpine Vereinsleben beziehen, zuverlässigen Aufschluís und weiís für alle Bedürfnisse der Touristen Rat. Neben einer Tabelle für Zeitkorrektion und einem Kalendarium enthält das handliche Büchlein ein Verzeichnis der Veröffentlichungen des Deutschen und Österreichischen Alpenvereins, dessen Satzungen, eine Zusammenstellung der Fahrpreisbegünstigungen für Alpenvereinsmitglieder, eine Zusammenstellung der übrigen alpinen Vereine und ihrer Publikationen. Der Kalender bietet auch eine vortreffliche Übersicht der bekanntesten Reisehandbücher und Spezialführer sowie der bedeutendsten Reise- und Touristenkarten, macht mit den Notsignalen und dem alpinen Rettungswesen bekannt, zählt die Rettungsstellen im Gebirge auf, enthält Geldumwechslungstabellen, ein ausführliches Verzeichnis der Schutz- und Unterkunftshütten, sowie der autorisierten Bergführer im gesamten Alpengebiet. Den Schluís bildet eine Zusammenstellung der Laternbilder der Tauschstelle des Deutschen und Österreichischen Alpenvereins, ein Verzeichnis der Sektionen desselben und ein Notizbuch mit Tourentabellen. Eine willkommene Beigabe ist das Panorama der Plose bei Prixen, von Kunstmaler Rud. Reschreiter gezeichnet. Der Kalender, dessen Preis im Vergleich zu der Fülle des Gebotenen ein geringer ist, kann jedem Bergfreund auf das wärmste empfohlen werden. R.

Dr. th. O. Baumgarten, Professor der Theologie an der Universität Kiel, „Neue Bahnen". Der Unterricht in der christlichen Religion im Geist der modernen Theologie. Tübingen u. Leipzig. Verlag von B. Mohr (Paul Siebeck). 1903. 120 S. 1 M. 20 Pf. — Der bekannte Vertreter der „modernen" Theologie in Kiel, dessen Anschauungen und Forderungen in Hinsicht auf den kirchlichen Unterricht den entschiedenen Widerspruch der protestantischen Geistlichen in Schleswig-Holstein hervorgerufen haben, veröffentlicht in diesem Buche, einem „Vorstoís gegen die herrschende Praxis", Vorlesungen, die von ihm im Sommersemester 1902 an der Universität Kiel gehalten worden sind. Der Verfasser beabsichtigt die Grundzüge eines den heutigen Ansprüchen genügenden Religionsunterrichtes darzustellen. Dieser Unterricht soll „nicht in den Geleisen einer uns fremd gewordenen religiösen und theologischen Denkart sich bewegen, nicht ein objektives System von kirchlich approbierten Lehren bieten und nicht ein vielverwobenes Ganzes eines mit der Konfirmation abgeschlossenen Lehrgebäudes erzielen". Da wir Baumgartens Auffassung vom „Wesen des Christentums", wie sie im zweiten den notwendigen Inhalt des Unterrichtes behandelnden Teil des Buches niedergelegt ist, grundsätzlich nicht zu teilen vermögen, so kann uns auch der vorliegende Versuch die „neuen Bahnen eines unserem neuzeitlichen Denken und religiösen Erleben entsprechenden Unterrichtes" zu skizzieren nicht befriedigen. Der Verfasser wird es nicht namens haben wollen und doch sind seine „neuen Bahnen" oft nur die viel begangenen „alten Bahnen" des berüchtigten Vulgärrationalismus; man lese zum Beweis, was S. 76 u. f. über die Behandlung des biblischen Wunders, des Auferstehungsglaubens und des Pfingstvorgangs im Unterricht gesagt ist. Womöglich schon in der Volksschule müsse versucht werden die „krassen" Wunder, sonderlich die Johanneischen als „Gleichnisbilder" zu deuten, was „gerade bei Johannes sich ungemein schlicht mache". Jesuheilungen seien unter Hinweis auf psychophysische Zusammenhänge und den Einfluís einer starken Persönlichkeit auf Gemüt und Nerven verständlich zu machen usw. So solle die Jugend gewöhnt werden aus mythischer Schale den religiösen Kern herauszulösen. Wir nennen ein solches Verfahren ein Einlenken in sehr alte ausgefahrene rationalistische

Geleise. Ganz anders können wir uns über den dritten, methodischen Teil: „die Verteilung des Stoffes auf die Stufen der Entwicklung“ aussprechen. Aus den Vorschlägen des Verfassers spricht eine feine richtige Bewertung des jugendlichen Gemütes, gesundes Urteil und reiches erzieherisches Verständnis. Die trefflichen Abschnitte über die erste religiöse Unterweisung im Elternhaus, dann über den Fortbildungsunterricht und den Unterricht der Erwachsenen wird jeder Fachmann, der daraus vielfache Belehrung und Anregung zu weiterem Nachdenken über die Materie schöpfen kann, mit Interesse lesen. Als wertvollster Teil erscheint uns aber der erste Abschnitt des Buches, die Beurteilung des üblichen Unterrichtsbetriebs, in welchem die oft zu tage tretenden Mängel und Fehler der kirchlichen Unterweisung einer unerbittlichen Kritik unterstellt werden. Was der Verfasser aus persönlichen Erlebnissen und Erkenntnissen heraus in diesen Kapiteln als Anklagen der Pädagogik und des christlichen Wahrheitssinnes uns vorführt, enthält sicher manche bittere Wahrheit, die gebieterisch zu einer Reform der Katechese drängt. Möge der scharfe und gewiß nicht ganz unberechtigte Appell des Verfassers an das erzieherische Gewissen in den Kreisen der Religionslehrer, auch wenn sie sonst zu den Forderungen der „modernen“ Theologie grundsätzlich eine ablehnende Stellung einnehmen, nicht unbeachtet bleiben. H. M.

Cottasche Handbibliothek. Hauptwerke der deutschen und ausländischen schönen Literatur in billigen Einzelausgaben. Nummer 66—82. Stuttgart u. Berlin, Verlag der J. G. Cottaschen Buchhandlung Nachfolger G. m. b. H. — Von der Organisation und Bedeutung des neuen Unternehmens des Cottaschen Verlages, der Cottaschen Handbibliothek ist ausführlicher im Jahrgang 1902 S. 684—686 gesprochen worden, während auf die 2. Serie von Bändchen derselben Sammlung im vorigen Jahrgang S. 501 kurz hingewiesen wurde. Jetzt hat das Unternehmen durch das Erscheinen der Nummern 66—82 eine weitere wertvolle Bereicherung erfahren Einerseits treffen wir eine Reihe bekannter Werke unserer Klassiker in billigen und handlichen Neuausgaben, so wird Herders Andenken zu passender Zeit durch eine Ausgabe seiner „Stimmen der Völker in Liedern“ erneuert, andrerseits sind aus der Cottaschen Bibliothek der Weltliteratur „Schillers Leben“ von Karoline von Wolzogen und „Lessings Leben“ von Hugo Goering der neuen Sammlung einverleibt worden; besonders beifällig wird aber das Erscheinen des 3. Bandes der Goethe-Briefe von Eduard von der Hellen begrüßt werden, da diese Auswahl bei ihrer Billigkeit und Sorgfalt sich rasch Freunde erworben hat; der neue Band umfaßt die Zeit von 1788 bis 1797, bis zur Rückkehr aus der Schweiz. Sonst sind noch Bürger (Gedichte), Hebbel (Genoveva), Jean Paul (Doktor Katzenbergers Badereise), Shakespeare (Julius Cäsar und Wie es euch gefällt) vertreten. Bei dieser Gelegenheit erhält man auch eine billige Ausgabe des „Sonnenwirt“ von Hermann Kurtz, in welchem dieser einen schon von Schiller bearbeiteten Stoff „Der Verbrecher aus verlorener Ehre“ in mehr realistischer Weise und mit feiner psychologischer Entwicklung behandelt.

Daneben hat die Verlagshandlung das dankenswerte Verfahren fortgesetzt verschiedene Werke, deren ausschließliches Verlagsrecht ihr zusteht, zu billigen Preisen zu veröffentlichen. In dieser Beziehung ist zu nennen Ludwig Anzengrubers Schauspiel „Der ledige Hof“, Franz Nissels Historisches Lustspiel „Ein Nachtlager Corvins“; Marie von Ebner-Eschenbach mit der Erzählung „Ein Spätgeborener“ und besonders Otto Roquette, Rebenkranz zu Waldmeisters silberner Hochzeit, das jeder begrüßen wird, der Roquettes reizende Dichtung „Waldmeisters Brautfahrt“ kennt.

Auch diese Bändchen sind in Druck und Papier trefflich ausgestattet und verdienen in jeder Beziehung empfohlen zu werden. J. M.

Salzer, Prof. Dr. Anselm, Illustrierte Geschichte der deutschen Literatur. Vollständig in 20 bis 25 Lieferungen à 1 M. München 1903; Allgemeine Verlags-Gesellschaft m. b. H. (bisher 9 Lieferungen S. 1—320 enthaltend). — Dieses Werk soll die Geschichte der deutschen Literatur von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart umfassen; es wird mit 22 vielfarbigen, 14 zweifarbigen, 74 schwarzen Beilagen geschmückt sein und außerdem im Text noch über 300 Abbildungen aufweisen. Erscheinen soll es etwa in 25 drei- bis vierwöchentlichen

Lieferungen mit je 2—3 Textbogen und 5—6 Beilagen. Sein Verfasser, Prof. Dr. Salzer hat sich durch die Neubearbeitung der Lindemann'schen Literaturgeschichte einen Ruf begründet, indem er die dichterischen Erzeugnisse gerecht bewertet, sich mit den neuesten Ergebnissen der literarhistorischen Forschung vertraut zeigt und auch ein sicheres ästhetisches Urteil bekundet. Allein diese Neubearbeitung genügte nicht, weil das Lindemannsche Buch vor allem den Charakter eines Lern- und Repetierbuches für Studierende trägt und aufserdem nicht illustriert ist. Daher dieses vollständig neue Werk, welches für weitere Kreise der Gebildeten bestimmt und deshalb in allgemein verständlicher Weise geschrieben ist; auf einen gelehrten Apparat in Anmerkungen etc. verzichtet der Verf. grundsätzlich, sucht aber durch genaue Darlegung der historischen Entwicklung das Verständnis für die einzelnen Perioden zu fördern, was ihm insbesondere in der sprach- und kulturgeschichtlichen Einleitung und in der Darstellung des Verhältnisses der deutschen Literatur im Mittelalter zu der lateinischen Dichtung gelungen sein dürfte. Dabei gibt der Verf., um seine ästhetischen Urteile zu begründen und zu stützen, bei den bedeutendsten Literaturwerken Skizzen des Inhaltes, die bei aller Knappheit geschickt und vorsichtig abgefafst sind und sich unterhaltend lesen. Um jedoch auch vom Original eine Vorstellung zu geben, sind Textproben mit neuhochdeutscher Übersetzung eingestreut (so auch bei der lat. Dichtung in der Ottonenzeit: Waltharlied, Ecbasis Captivi, Ruodlieb). Der Standpunkt des Verf. ist der positiv christliche und zwar der katholische; dadurch sollte sich aber niemand von dem Studium des Werkes abhalten lassen; es finden sich verschiedene Partien, aus denen man sich ein Urteil über die Stellungnahme des Verf. bilden kann, so namentlich die Bewertung der Persönlichkeit Gregors VII. und Innozenz' III. und der Stellung Walters von der Vogelweide zu letzterem. Man wird da bald erkennen, dafs die Ansichten des Verf. mafsvoll und gerecht sind und dafs gerade sein Standpunkt ihm für einen guten Teil der Dichtungen des Mittelalters erst das richtige Verständnis anbahnt. (Religiöse Dichtung, Marienlieder!)

Eines aber zeichnet diese Literaturgeschichte äufserlich noch vor anderen aus und das ist ihre geradezu glänzende Illustration. Nach jeder Hinsicht reiflich erwogen und mit Bedacht ausgewählt, dienen die bildlichen Beigaben vor allem zur Belehrung und zur Förderung des Verständnisses des Textes; sie zeigen die Kultur der alten Germanen, die Entwicklung der Schrift, die unbeholfene Ausführung bildlicher Darstellungen in der Miniaturmalerei, die Ausstattung der Büchertitel in verschiedenen Zeiten, die Handschrift unserer Literaturgröfsen in Faksimiledrucken und natürlich auch ihre Bildnisse. Besonders aber in farbigen Tafeln ist Hervorragendes geleistet; die Beilagen z. B. nach der grofsen Heidelberger Liederhandschrift sind von wunderbarer Frische und Treue.

Das Werk ist bis jetzt in 9. Lief. bis zum Abschlusse der Betrachtung über Walter von der Vogelweide vorgerückt. Soviel läfst sich aber schon jetzt sagen, dafs es sich ganz besonders für die heranwachsende Jugend, für die beiden oberen Klassen des Gymnasiums eignet, da sorgfältig alles vermieden ist, was irgend bedenklich ist und Anstofs erregen könnte. Möge es also in Schülerbibliotheken fleifsig gelesen werden. Nach Abschlufs des Werkes werden wir darauf zurückkommen.

Poetisches Kaleidoscop von Irene Wahlström. E. Piersons Verlag, Dresden 1903. — Eine stattliche Sammlung von lyrischen Dichtungen liegt hier vor uns. Die Inhaltsangabe zeigt uns „Vermischte Gedichte" in 2 Abteilungen, wovon der ersten sieben Einzelgruppen mit gemeinsamem Titel angefügt sind. „Schon wieder Lyrik!" wird mancher rufen. Unsere realistische Zeit mit ihrem ätzenden Kritizismus ist an sich der reinen Gefühlsdichtung nicht hold, und welche Bemerkungen kann man erst hören, wenn eine Frau ihr Herz aufschliefst und uns wie hier in die Ideale und Kämpfe ihrer Jugendzeit einen tiefen Einblick gewährt! Als ob nicht die echte Kunst mit ihrer innigen Verbindung von Wahrheit und Schönheit, wo sie uns Menschen auch begegnen mag, gleich einem Gebild aus Himmelshöhen das mühevolle Leben verklärte!

Dafs wir es hier mit echter Poesie zu tun haben, zeigt, abgesehen von der im Gebiete idealer Anschauung sich sicher bewegenden Phantasie, die Kraft und Naturwahrheit, mit der die Dichterin die augenblickliche Stimmung in wenigen

Strichen oft zu kleinen, anmutigen, fast immer fesselnden Bildern zu gestalten weifs. Wer aufmerksam und wiederholt liest, wird gestehen müssen, dafs er hier in ein Herz schaut, dem alles Gemachte und Halbwahre fernliegt, dafs Frau W. singt, wie sie singen mufs. So triumphiert sie in den ersten sechs Liedern der ersten Sammlung, die eine Art Einleitung bilden, namentlich im Hinblick auf die Hindernisse, die sie schaffend und kämpfend überwunden hat. In Enttäuschungen bitterster Art und schwere, erschütternde Kämpfe, die ihr die Flügel zu lähmen drohen, oder mit tiefem Schmerz ihr das Herz zerreifsen, läfst sie uns hineinblicken gleich im 7. Lied „Zenith", ferner in „Doch lieber noch" S. 21 (s. dagegen S. 75: „Mein letztes Gebet") sowie im nächsten: „Es mufs doch Frühling werden"—?— oder in den 4 Liedern auf S. 36—39, von denen sich das letzte „Todessehnen" wie ein aus den Qualen der verzweifelnden Seele sich losringender Schrei ausnimmt, während in anderen die elegische Stimmung hervortritt, wie in den Liedern: „Alles versöhnend" (S. 34), „Leise, leise nur" (S. 41), ferner in „Nacht in der Seele" (45), „Lockung" (48), „Nachtlied" (49) u. a. Bitter oder auch heftig wird der Ton, wo Mangel an Verständnis oder gar Hohn und Gehässigkeit ihr entgegentreten, vgl. S. 29: „Zur Sonne", „Den Gehässigen" (61) und „Vade mecum" (62). Dafs Liebeswonne und Liebesschmerz hier eine grofse Rolle spielen, versteht sich von der Tochter des leider gar zu wenig bekannten Heinrich Stadelmann, des hochbegabten Romantikers und trefflichen Übersetzers, von selbst. Man lese nur Lieder wie „Fern im Leben", „Nah im Traum!" (43) und „Letztes Mittel" (70). Unter dem aus Wagners Meistersingern genommenen Titel „Fanget an!" sind 11 Naturlieder, die meist dem Preis des Frühlings gewidmet sind, zusammengefafst; den Preis möchte ich dem letzten „Frühlingsgebet" (89) geben. Dafs auch Heine und Lenau nicht geringen Eindruck auf die Verf. gemacht haben, zeigen vor allem die Lieder „Heinrich Heine" S. 67 und „Durch die Sterne" S. 150, wo „Seingedenken" sich als Reminiszenz aus Lenaus „Schilflied" erweisen dürfte. Die Allgewalt der Kunst findet ergreifenden Ausdruck in den fünf Liedern auf S. 31—35.

In ähnlicher Weise sind 2 Reihen von Liebesliedern angefügt unter den Titeln „Nichts ohne dich!" und „Von damals". Wie die erste Reihe das Glück der Liebe durchtönt, so die zweite der leidenschaftliche, bis zur Verzweiflung gesteigerte Schmerz über die Treulosigkeit der Geliebten. Welche Innigkeit begegnet uns in den Liedern „Heimliche Liebe" (104), „Ewig vereint" (107), „Um dein Fensterlein" (110) u. a., und wer könnte ohne tiefes Mitgefühl Lieder lesen wie „Wandermüd" (136) und das folgende: „Ein Lied von Tod oder Leben!" In einer Art Verklärung steht vor unserer Seele der Schmerz der Jungfrau, welcher der Tod den Liebsten genommen hat, in den unter der Aufschrift „Einst im Mai" gesammelten Liedern. Vergessen kann die Liebende nicht (147), vielmehr möchte sie mit ihm im Tod ewig vereint sein. In 5 sich anschliefsenden Liedern, „Sursum corda!" betitelt, sehnt sich die Verf. nach dem ewigen Frieden im Jenseits, ja, das ganze Volk erscheint ihr krank, darum „Fleh' zu dem Helfer, suche deinen Retter, der einzig dieses Zerrbild retten kann!" In 4 Liedern „An der Wiege" findet die Liebe der Mutter zum schlafenden Kindlein rührenden Ausdruck: „Was soll d'rum ich noch singen, Wenn zu ihm wieder dringen Viel Engelsstimmen süfs?" Die paar angefügten Anacreontica sind vorübergehender, übermütiger Laune entsprungen, sie klingen zum Teil sehr burschikos. Der 2. Teil der „vermischten Gedichte" besteht in einer Nachlese von Liedern aus verschiedenen Gebieten; sie zeigen, wenigstens teilweise, dafs die Kraft der Empfindung und Leidenschaft noch nicht erloschen ist. In dem Lied: „O Liebe mit deiner Zaubermacht" (197) kommt das Liebesverlangen voll und ganz zum Ausdruck, und im vorangehenden „Pst . . .!" bricht es in neckischen Übermut aus, während im allgemeinen der Ton ernster Trauer die Oberhand behält, und öfters die poetische Empfindung eine mehr oder weniger plastische Gestalt annimmt, wie in dem Lied „Der junge Mönch" und in der „Vision". Die 4 auf S. 227—230 beigefügten Sinngedichte sind nicht von besonderer Bedeutung.

Was die Form anlangt, so fühlt man unwillkürlich, dafs sie nicht gemacht ist, sondern unmittelbar aus dem poetischen Gedanken hervorgeht. Freilich findet sich öfters der gleiche Gedanke in verschiedenartiger Fassung wieder (vgl. S. 204, 216 u. 284). Störend ist die Zusammenstellung von „Ihr ihr" auf S. 37 V. 3, dann der Ausdruck in V. 5 S. 74, das „Als" S. 93, S. 101 das unpoetische „genieren",

und der 2. Vers auf S. 117 ist mifslungen. Ferner sind Abkürzungen wie Pfarr, S. 207, 10 und könnt' statt „könntet" (S. 134, 7), auch „sehe" als Imperativ (S. 214, 5) unstatthaft. Mit dem Metrum springt die Verf. nicht selten recht sorglos um. So fügt sich S. 8 der 6. Vers nicht ins Metrum, S. 125, 6; 142, 5; 148, 4 sind die jambischen Dimeter unbrauchbar. S. 178, 5 erwartet man anstatt des einsilbigen „laut" einen Trochäus. S. 34, 7 kann „wölbte" nur als Doppelkürze gedacht sein. S. 195, 5 ist „ruhig" unbrauchbar (statt „stumm"?). S. 210, 3 ist „jugéndlich" betont. S. 215, 3 ist „gleicht" als Kürze; S. 224, 5 „willst du" als Jambus recht hart u. a. m.

Es sind das Kleinigkeiten, die bei dem vielen Schönen, das die Sammlung enthält, nicht besonders ins Gewicht fallen und in einer 2. Auflage, die wir der Verf. von Herzen wünschen, leicht entfernt werden können. Rb.

Löschhorn, H., Museumsgänge. Eine Einführung in Kunstbetrachtung und Kunstgeschichte. Mit 262 Abbildungen im Text, einem Titelbild und einem Einschaltbild. Bielefeld u. Leipzig. Verlag von Velhagen u. Klasing, 1903. Preis 3 M. — Vorliegendes Werk verfolgt denselben Zweck wie das oben S. 166 besprochene von Warnecke. Auch in der Anlage gleicht es ihm. Es werden die grofsen Meisterwerke der Kunst zur Charakterisierung der einzelnen Epochen in den Vordergrund gestellt und dann, um die historische Verbindung zwischen denselben herzustellen, die Künstler zweiten und dritten Grades angereiht. Aber was einem Buche nottut, das einen Neuling in ein ihm fremdes Gebiet einführen soll: Klarheit und Übersicht sowie eine weise Beschränkung des Stoffes, das vermifst man leider in dem Werke. Ganz unvermittelt, ohne irgendwie vorbereitet zu sein, wird der Schüler in die Kunstgeschichte in der Weise eingeführt, dafs er sogleich vor das Meisterwerk einer bereits vorgeschrittenen Kunstepoche gestellt wird. Denn das Buch beginnt sofort mit der Schilderung von Myrons Diskobol, aufserdem in einer Darstellungsform, die einem Anfänger nicht gerade sehr geläufig ist. Hat dieser sie dann gelesen und sich bemüht sich zu einem Verständnisse hiefür durchzuringen, so erfährt er erst, dafs es einen langen Weges bedurft hat, bis die griechische Kunst soweit gekommen war. Während also die Kunst bis zu einem Diskobol des Myron einen langen Weg zurückzulegen hatte, mutet man dem Schüler zu, dafs er die Kunst bereits auf dieser höhern Stufe verstehe, statt dafs man ihn selbst diesen Weg der Entwicklung vom Einfachern zum Komplizierteren im Geiste durchmachen läfst und ihn so zum Verständnisse des Meisterwerkes befähigt. Wie das erste Kapitel, so beginnt auch jedes nachfolgende ohne jegliche Anknüpfung an das vorausgehende. Die Verbindung mit demselben, bzw. die nötigen Ergänzungen werden im klein gedruckten Texte nachgeholt. Dabei ist es unvermeidlich, dafs auf etwas hingewiesen wird, wovon noch gar nicht die Rede war. So z. B. wird S. 4 von einzelnen Skulpturen als Teilen des griechischen Tempels gesprochen, während vom Tempelbau erst später die Rede ist; oder S. 81 wird auf Giottos Malerei als etwas Bekanntes hingewiesen, während ausführlicher darüber erst S. 98 gesprochen wird.

Bei dieser Darstellungsweise wird jeglicher Zusammenhang zerrissen, statt dafs bei einem Werke, das als Einführung in eine Wissenschaft dienen soll, darauf ganz besonders gesehen wird. Abgesehen von dem oft seitenlangen kleinen Druck, der dem Auge wehe tut und nur zu leicht zur Ermüdung führt, leiden diese Ausführungen teilweise auch an zu grofser Weitschweifigkeit. Es werden dabei oft Künstler blofs mit Namen angeführt ohne irgend eine Probe ihrer Werke so z. B. ganz besonders S. 182. Dies hat umsoweniger Wert für einen Anfänger, als es teilweise nur lokale Berühmtheiten sind (wie auf S. 258). Diese Vielheit von Namen erzeugt aber nur Unklarheit und Verwirrung im Kopf des Lesers und zwar umsomehr, als am Schlusse eines jeden Kapitels einige zusammenfassende, die ganze Epoche charakterisierende Worte fehlen, die das eben Gelesene befestigen und zugleich einen Ruhepunkt in der Lektüre eintreten lassen könnten. So aber geht es ohne Ruh und Rast und ohne Überleitung im nächsten Kapitel weiter und es ist sehr zu fürchten, dafs der Leser mit der Lektüre des Buches zu Ende gelangt keineswegs ein befriedigendes Bild von der Gesamtentwicklung der Kunst gewonnen hat. Bei einer Neuauflage müfste ganz besonders nach dieser Seite hin die bessernde Hand angelegt werden.

Die Abbildungen sind im allgemeinen gut, nur die Werke der klassischen Malerei teilweise zu schwarz oder etwas zu verschwommen geraten. Die Auswahl hätte mit Rücksicht auf den Zweck des Buches, das doch auch für jüngere Schüler berechnet ist, eine etwas strengere sein dürfen; denn es befinden sich immerhin solche darunter, welche die Aufnahme des Werkes in Schülerbibliotheken ängstlichen Gemütern als bedenklich erscheinen läfst. O. S.

Paul Heyse, Novellen. Wohlfeile Ausgabe. 60 Lieferungen à 40 Pf. Alle 14 Tage eine Lieferung. Verlag der J. G. Cottaschen Buchhandlung Nachfolger G. m. b. H. in Stuttgart und Berlin. — Im Anschlufs an die soeben vollständig gewordene wohlfeile Ausgabe von Paul Heyses Romanen beginnt die Cottasche Buchhandlung, nachdem dieses erste Unternehmen mit Recht beifällig aufgenommen worden ist, nun auch mit der Herausgabe einer Novellenserie, welche 72 Novellen des Dichters in zehn gefällig ausgestatteten, von dem Meister selbst geordneten Bänden bringen soll (Übersicht: Bd. I u. II: Italienische Novellen; Bd. III: Moralische Novellen; Bd. IV: Neue moralische Novellen; Bd. V: Troubadour-Novellen; Bd. VI: Buch der Freundschaft; Bd. VII: Frau von F. und andere Novellen; Bd. VIII: Neue Novellen; Bd. IX: Geteiltes Herz und andere Novellen; Band X: Kleopatra und andere Novellen). Mit Recht bezeichnet man Heyse als den Meister der deutschen Novellendichtung; denn nicht durch seine Romane und Dramen, sondern durch seine Novellen in Prosa und Versen wird seine literargeschichtliche Stellung bestimmt. Heyse hat die Kunstform der Novelle auf eine Höhe gebracht, welche noch lange einen Gipfelpunkt der erzählenden deutschen Literatur bilden wird und worin ihm zahlreiche Schüler und Nachahmer gefolgt sind ohne ihn zu erreichen. Man bewundert an seinen Novellen einerseits die überaus fruchtbare Phantasie und andrerseits die spielende Leichtigkeit, mit welcher dieser Meister der Form jeden Stoff in das entsprechende Gewand zu kleiden versteht. Und so bietet auch jede einzelne Novelle einen doppelten Genufs: sie erfreut durch ihren Gehalt ebensosehr wie durch ihre Form.

Unter diesen Umständen werden die Freunde der Heyseschen Erzählungskunst es besonders dankbar begrüfsen, wenn die Verlagshandlung durch diese billige Volksausgabe auch die Anschaffung der Novellen erleichtert, welche bisher in der Gesamtausgabe der Werke des Dichters doch zu kostspielig war. — Die beiden ersten Lieferungen (Italienische Novellen I) bringen: L'Arrabbiata (1853), Am Tiberufer (1853), Barbarossa (1869) und den Anfang von Andrea Delfin (1859).

Geschichte der deutschen Kultur von Dr. Gg. Steinhausen, Stadtbibliothekar und Vorsteher der Murhardschen Bibliothek in Kassel. Mit 206 Abbildungen im Text und 22 Tafeln in Kupferätzung und Farbendruck. 15 Lieferungen zu je 1 M. oder in Halbleder gebunden zu 17 M. Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig und Wien, 1904. 1. Lieferung. — Das berühmte Verlagshaus des Bibliographischen Instituts hat bereits eine ganze Reihe populärwissenschaftlicher Werke veröffentlicht (aus dem Gebiete der Länderkunde, Anthropologie, Himmelskunde, Kunstgeschichte, Volkstum, Geschichte), denen sich das oben angekündigte als ein besonders interessantes anreihen wird. Dafür bürgt schon der Name seines Verfassers. Bibliothekar Steinhausen ist nicht blofs der Schriftleiter der einzigen periodisch erscheinenden Zeitschrift für Kulturgeschichte und ebenso der Herausgeber der durch Inhalt und bildliche Ausstattung bedeutenden Monographien zur deutschen Kulturgeschichte (bis jetzt 11 Bände), sondern er hat sich auch durch selbständige Werke als Kulturhistoriker einen Namen gemacht, so z. B. durch die „Geschichte des deutschen Briefes", durch seine 1899 erschienenen „Deutschen Privatbriefe des Mittelalters I. Bd." etc. Aufserdem wird das Werk an sich eine fühlbare Lücke ausfüllen; denn es fehlte bis jetzt an einer systematisch gegliederten und organisch zusammenhängenden Gesamtdarstellung der deutschen Kulturgeschichte von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart. Daran ändert auch das Erscheinen des oben S. 131—137 ausführlich besprochenen Werkes von A. Schultz, „Das häusliche Leben der europäischen Kulturvölker vom Mittelalter bis zur 2. Hälfte des XVIII. Jahrh." nichts, zumal dieses räumlich zwar erweitert, stofflich und zeitlich aber enger begrenzt ist. — Die vorliegende 1. Lieferung gibt eine gute Probe davon, wie der Verfasser Volkstümlichkeit in gutem Sinne und Verständlichkeit mit

wissenschaftlicher Gründlichkeit und Zuverlässigkeit zu verbinden weifs. Inhaltlich gehört diese 1. Lieferung dem ersten, als Einleitung aufzufassenden und daher kürzeren Abschnitt der Darstellung an: Der germanische Mensch und sein Anschluſs an die Weltkultur, und schildert die frühesten Einflüsse fremder Kulturen auf die Germanen, speziell keltische und römische, gibt ein anschauliches Bild von der germanischen Kultur in der Römerzeit und wendet sich dann von S. 36 ab dem Stamme zu, der die wichtige kulturelle Vermittlerrolle für das spätere Deutschland hat, nämlich den Franken: ihre Romanisierung und Christianisierung sowie ihre Kulturstufe wird kurz geschildert, worauf am Schlusse zu den von den Franken unterworfenen, in viel geringerem Maſse mit der römischen Kultur in Berührung gekommenen innergermanischen Stämmen, den Alemannen, Bayern und Thüringern einerseits, zu den frankenfeindlichen Friesen und Sachsen andrerseits übergegangen wird. Dem ohne jedes gelehrte Beiwerk auftretenden gediegenen Inhalt entspricht die illustrative Ausstattung, welche, abgesehen von einer Farbentafel und einer Kupferätzung, besonders im Texte zahlreiche Reproduktionen von Darstellungen der Trajans- und der Markussäule (nach den grofsen Publikationen von Cichorius, Berlin 1896, und von Petersen, Domaszewski und Calderini, München 1896), von ersteren 6, von letzteren 7 aufweist, dazu Gräberfunde, Limesfunde etc. Wir begnügen uns damit auf das bedeutende Werk hinzuweisen und werden nach seiner Vollendung wieder darauf zurückkommen.

Klassiker der Kunst in Gesamtausgaben. I. Bd. Raffael. Des Meisters Gemälde in 202 Abbildungen. Mit einer biographischen Einleitung von Adolf Rosenberg. Preis gebunden 5 M. — 2. Bd. Rembrandt. Des Meisters Gemälde in 405 Abbildungen. Mit einer biographischen Einleitung von Adolf Rosenberg. Preis geb. 8 M. Stuttgart (und Leipzig) 1904. Deutsche Verlagsanstalt. — Wie oft ist schon gegen die verkehrte Methode des Unterrichtes in der Literaturgeschichte gesprochen worden, welche dem Schüler im Anschluſs an ein Kompendium möglichst viele Daten, Jahrzahlen, Büchertitel und fertige Urteile über unsere Klassiker vermittelt, ohne ihnen Gelegenheit zu geben, sich aus deren Werken selbst mehr oder minder ein selbständiges Urteil zu bilden. Mit diesem Verfahren ist ein Studium der Kunstgeschichte zu vergleichen, welches schön nach Epochen und Schulen geordnet die einzelnen Meister betrachtet, ihre Lebenszeit verzeichnet und ihre hauptsächlichsten Werke aufzählt und vielleicht auch kurz beschreibt, dabei aber die Anschauung dieser Werke — es soll wirklich an manchen Schulen noch so betrieben werden! — ganz oder gröſstenteils entbehren zu können glaubt. Freilich auch die mit Illustrationen am besten ausgestatteten Kunstgeschichten bieten doch immer nur eine spärliche Auswahl, weiter gehen schon umfassende Bildersammlungen, wie der „Klassische Skulpturenschatz“ oder das „Museum“, aber auch hier bleibt es bei einer Auswahl.

Da setzt nun die deutsche Verlagsanstalt mit einer für das Studium der Kunstgeschichte in gutem Sinne epochemachenden Publikation ein. Der Leitsatz, welcher dem Titel nachgedruckt ist und den jeder Kunstfreund unterschreiben wird, lautet: „In der Kunst ist die Beschreibung nichts, die Anschauung alles; dazu gehört der Besitz guter Nachbildungen der Werke unserer grofsen Meister, der nunmehr bei diesen auſserordentlich billigen Gesamtausgaben jedermann möglich ist. Neben Goethe, Schiller, Lessing sollen fortan in jeder Hausbibliothek auch die Klassiker der Kunst, Raffael, Rembrandt, Dürer u. a. zur Hand sein.“ — Das Neue und Eigenartige an dieser Publikation ist also, daſs von jedem Klassiker der Kunst das ganze Lebenswerk, sozusagen eine vollständige Textausgabe seiner Werke ohne langatmige Analysen, Kunsturteile etc. gegeben wird; eine knappe, aber genaue biographische Einleitung ist vorausgeschickt, die notwendigen Grundlagen für das Studium bieten chronologische Anordnung und die sachlichen Angaben über Gröfse, Material, Standort der einzelnen Kunstwerke, die demnach für sich selbst zu sprechen haben.

Nach diesen Gesichtspunkten sind nun zu Anfang dieses Jahres zunächst 2 Bände ausgegeben worden: 1. Raffael, d. h. die Reproduktionen von 191 authentischen und 11 zweifelhaften oder ihm mit Unrecht zugeschriebenen Gemälden. Die grofse Zahl wird begreiflich, wenn man hört, daſs auch die Kompositionen der Vatikanischen Stanzen und besonders die 52 Bilder der Loggien, ferner die Fresken

der Farnesina und endlich die Arazzi des Vatikans, letztere nach Aufnahmen der Teppiche selbst reproduziert sind. Hinter den Gemälden folgt ein dreifaches Register: 1. Chronologisches Verzeichnis der Gemälde; 2. Aufbewahrungsort und Besitzer der Gemälde, nach diesen Schlagwörtern alphabetisch geordnet, und 3. Alphabetisches Verzeichnis der Gemälde. Staunt man schon in rein physischer Beziehung beim Überblick über diese Masse von Werken die Schaffenskraft des kurzlebigen Künstlers an — nebenbei gesagt gewinnt man erst durch eine solche Gesamtausgabe in dieser Hinsicht die richtige Vorstellung — so wird man noch mehr überrascht durch die 405 Reproduktionen Rembrandtscher Werke im 2. Bd. Welche Fülle, entstanden unter welchem Künstlerelend gegen Ende des Lebens Rembrandts, wie es Roseuberg in einer trefflichen biographischeu Einleitung, so wie sie zum Verständnis der Werke notwendig ist, vorführt! Wer kann sich überhaupt von Rembrandts Produktionsfähigkeit eine richtige Vorstellung machen, wenn ihn nicht eine solche Gesamtausgabe belehrt hat? Schon aus den Personen der Dargestellten, aus den zahlreichen Selbstporträts und aus der Wahl der Modelle läfst uns die einfache Betrachtuug der Bilder von selbst wichtige Schlüsse ziehen.

Also über das Eigenartige und Wertvolle der neuen Publikation werden alle Kunstkenner und Kunstfreunde leicht einig seiu. Rechnet man dazu noch die ausgezeichnete Wiedergabe der Werke durch Autotypie und die vornehme Ausstattung, welche die deutsche Verlagsanstalt den beiden Bänden auch äufserlich gegebeu hat, andererseits deu für das Gebotene erstaunlich niedrigen Preis, der ihre Anschaffung auch dem Minderbemittelten ermöglicht, während bisher die wenigen existierendeu Gesamtausgaben einzelner Meister gerade wegeu des hohen Preises für die meisten unerschwinglich waren, so ist zur Empfehlung des neuen Unternehmens wohl das Wichtigste gesagt. Es eignet sich in seinen einzelnen Bändchen sowohl als ein vornehmes Festgeschenk für Kunstliebhaber und Kunststudierende, wie auch zur Anschaffung für Lehrerbibliothekeu vorzüglich.

Erfreulich ist es natürlich, dafs die Verlagsanstalt eine rasche Fortsetzuug des Werkes in Aussicht stellt; so sollen noch im Laufe dieses Jahres zunächst Michelangelo, Dürer und M. v. Schwind folgen, in Vorbereitung sind ferner Tizian, Van Dyk, Rubens, Murillo, Velasquez, Holbeiu, kurz es wird die Sammlung mit der Zeit eine wahre Bibliothek der Klassiker der Kunst werden. J. M.

Alte Meister. In den Farben des Originals wiedergegebeu. — Die Sammlung erscheint im Verlag von E. A. Seemann in Leipzig und Berlin in jährlich 5 Lieferungen mit je 8 Tafeln. Preis der Lieferung (in Mappe) 5 M. Jede Lieferung ist auch einzeln käuflich. Der vollständigen Lieferuug dürfen einzelne Bilder nicht entnommen werden, sondern solche müssen zum Einzelkaufe (1 M.) ausdrücklich besonders bestellt werden. — 14.—17. Lieferung. Die neuesten Lieferungeu dieses in unserem Blättern schon öfters als für die Anschauung wichtig erwähnten Sammelwerkes zeigen besonders das Bestreben der Verlagshandlung, die Zahl der Werke solcher Meister, welche bereits in der Sammlung vertreten sind, zu vermehren, um ein besseres Urteil über sie zu ermöglichen. So sind zu den 4 bereits vorhandenen Reproduktionen nach Gemälden von Raffael 4 weitere hinzugekommen: die Sixtinische Madonna, die schöne Gärtnerin, die Madonna del duca di Terranuova und der hl. Georg, dieses kraftvolle kleine Holztafelbild aus Raffaels Frühzeit (1504), jetzt in Petersburg; ebenso kommen zu den 7 Rembrandts noch 3 weitere: das Selbstporträt in Karlsruhe, die lachende Saskia in Dresden und eines von den sogenanuten Judenbildern, David und Absalon (auf der Reproduktion steht irrtümlich Saul und Absalon); zu 4 Tizans kommt seine Lavinia in meisterhafter Wiedergabe; und so sind von den bereits in der Sammluug erscheineuden Künstlern weiter meist mit je einem Bilde vertreten: Dürer, Van Dyck (dieser mit 2 Bildern), Andrea del Sarto, Palma Vecchio, Paolo Veronese, Annibale Caracci, Giorgione, Caravaggio, Murillo, A. v. Ostade, Gerard Dou (mit 2 Bildern), Vermeer van Delft und Adrian van der Werff.

Andrerseits aber ist die Verlagshandlung auch bemüht, die Sammlung fortwährend durch neue Namen zu vermehren und dadurch den Kreis der Anschauung zu erweitern; so erscheinen in diesen 4 Lieferungen zum ersteumale: Lukas Cranach mit seinem bekanuten Bilde: Ruhe auf der Flucht (Berlin), Tiepolo, Madonna mit 2 Heiligen (Strafsburg); Ruisdael, Die Jagd (Dresden); Batoni

mit der allbekannten büfsenden Magdalena (Dresden); Jan von Goyen mit einer seiner Landschaften (Braunschweig), Adrian Hannemann mit dem Bildnis des jugendlichen Prinzen Wilhelm II. von Oranien (St. Petersburg); Raffael Mengs mit einem Amor (Dresden); Jan Livensz d. Ä., Abrahams Opfer (Braunschweig).

Die Sammlung Alte Meister wird bis auf 200 Tafeln fortgeführt werden, also im ganzen 25 Mappen umfassen; nachdem 17 bereits erschienen sind, werden die Mappen 18—25 in den beiden Jahren 1904 u. 1905 zur Ausgabe gelangen. Damit wird dann eine kleine, für sich geschlossene Galerie der Werke der alten Meister geschaffen sein, in der keiner der grofsen Maler fehlt. Der kurze Text, welcher den einzelnen Mappen getrennt beigegeben ist, stammt aus der Feder Ad. Philippis, eines bewährten Mitarbeiters der um die Förderung des Kunstverständnisses hochverdienten Verlagshandlung.

Hundert Meister der Gegenwart in farbiger Wiedergabe. Leipzig, E. A. Seemann, 1903/04. Eine Sammlung farbiger Faksimiles nach Gemälden moderner deutscher Künstler. Mit begleitendem Texte. — 15.—18. Lieferung. Das Werk erscheint in 20 Heften mit je 5 Bildern zum Abonnementspreise von 2 M. für das Heft. Einzelpreis des Heftes 3 M. Regelmäfsig monatlich eine Lieferung, so dafs das Werk zu Ostern 1904 vollendet vorliegen wird. — Von den letzten 4 Lieferungen (vgl. unsere Blätter, Jahrg. 1903 S. 218 u. S. 360) ist eine, die 15. vollständig der Berliner Kunst, die 16. vollständig der Münchener Kunst gewidmet, während sich die Bilder der beiden übrigen auf einzelne Künstler verteilen. Den Berlinern ist nunmehr schon das 4. Heft eingeräumt: es enthält einen lieblichen Kinderreigen von Dora Hitz und ein im Gegenstand ähnliches Bild „Jugendlust" von Ludwig von Hofmann, eine Taufe von Philipp Frank, hervorstechend durch die Kunst, mit der die um den Kaffeetisch im Freien versammelte bürgerliche Familie gegen den grünen Gartenhintergrund gesetzt ist; auch Der Sonntagssänger von Hans Baluschek gehört der Freilichtmalerei an; anders das packende Bild „Abschied" von Arthur Kampf, dessen Malweise uns in München wohl am besten von der Ausstellung des „Zuges der geschlagenen französischen Armee durch eine deutsche Stadt (1812)" bekannt ist; auch hier packt uns die Treue der realistischen Beobachtung. — Auch den Münchnern ist bereits das 4. Heft gewidmet; es enthält ein prachtvolles Seestück von Hans v. Petersen, Ochsen im Wasser von Heinrich Zügel, Waldinneres von Peter Paul Müller, Morgensonne von René Reinicke und einen köstlichen Zug der Landsknechte von Wilhelm Diez, lauter alte Bekannte, aber wir freuen uns, sie nun in farbiger Wiedergabe zu besitzen.

In den beiden anderen Heften sind vertreten Eduard von Gebhard mit einer für ihn äufserst charakteristischen Studie einer Mutter mit ihrem Kinde aus seinem neuesten Bilde „Die Bergpredigt", Benjamin Vautier auch mit einer Studie „Der Herr Pfarrer", weil diese bezeichnender für ihn ist als eines seiner „berühmten" Bilder, Ludwig Munthe, Friedrich Fehr, Leopold Horovitz, einer der gröfsten Wiener Porträtmeister, mit einem wunderbar wirkenden Bilde der Gräfin von der Gröben, Ludwig Passini, der Obmann der Österreicher in Venedig, mit einem „Venezianischen Mädchen", der in München wohlbekannte Karl Strathmann mit einem Bilde „Musikanten im Schnee", der Münchener Akademieprofessor Ludwig Herterich mit seinem Ulrich von Hutten und Oswald Achenbach „Am Golf von Neapel". Man sieht, lauter bekannte Namen, bei denen man sofort an eine bestimmte Eigenart denkt, welche man denn auch mit einer gewissen Befriedigung auf diesen farbigen Reproduktionen wiedererkennt.

Unter diesen Umständen wäre es an sich bedauerlich, wenn diese anregende Sammlung schon mit den beiden nächsten Lieferungen schliefsen würde; allein mit grofser Genugtuung können wir melden, dafs die Verlagshandlung einer auch von uns hier wiederholt ausgesprochenen Anregung gefolgt ist, es möchten doch auch die aufserdeutschen Meister der Gegenwart in so wirksamer Weise der Betrachtung weiterer Kreise zugänglich gemacht werden, und zwar, wie die folgende Besprechung zeigen wird, in sehr weitgehender Form.

Eben sind noch die Lief. 19 und 20 als Abschlufs der Sammlung erschienen. Sie behandeln nicht mehr eine einzelne Schule, sondern bieten gewissermafsen eine Nachlese. Es werden uns, um nur einige zu nennen, Bilder von E. Harburger (reizendes Stillleben), L. Corinth, Pettenkofen (Wiener Kinder), W. Stein-

hausen (Porträt des Künstlers und seiner Frau) geboten, andrerseits Künstler von solcher ausgesprochener Eigenart wie M. Klinger, G. Klimt und Th. Heine wenigstens mit einer Probe vorgeführt; nicht zu vergessen ist besonders das berühmte Selbstbildnis A. Böcklins aus d. J. 1872 (Berliner Nationalgalerie), der malende Künstler, dem der geigende Tod über die Schultern blickt.

Schliefslich wollen wir nicht versäumen, auf ein wichtiges Zeugnis über den Wert der in dieser nun abgeschlossenen Sammlung enthaltenen farbigen Reproduktionen zu verweisen. Würde man von einem Literaturwerke einen kleinen und schlechten Nachdruck veranstalten, so könnte sich der betreffende Autor mit Recht beklagen; nun haben aber die Maler selbst sich sehr beifällig über die Wiedergabe ihrer Bilder geäufsert, so Menzel, Knaus, Uhde, Dill, Kallmorgen u. a., und diese müssen es doch am besten wissen, ob sie darin einen entsprechenden Ersatz für die Originalgemälde finden. Wir erblicken in ihren zustimmenden Äufserungen einen wertvollen Beleg für die Bedeutung der Sammlung.

Meister der Farbe. Europäische Kunst der Gegenwart. Verlag von E. A. Seemann in Leipzig (Filialverlag in Paris, London, Stockholm, Leiden, Moskau, Budapest). 12 Monatshefte. Jahrespreis 24 M. 1904. Erstes und zweites Heft. (Monatlich ein Heft mit 6 Bildern und Text. Einzelne Hefte kosten 3 M., aufserdem ist jedes Bild für eine Mark zu beziehen und geschmackvoll gerahmt für 3 M.) — „Anschauung statt der Worte, die Werke selbst statt der Urteile darüber zu geben, ist der Grundgedanke des hiermit begonnenen Unternehmens.“ Die für die Verbreitung des Interesses an Kunst und Kunstgeschichte so eifrig und erfolgreich tätige Verlagshandlung kommt mit dieser neuen Sammlung dem vielfach ausgesprochenen Wunsche nach, es möge doch die eben abgeschlossene Sammlung „Meister der Gegenwart“ fortgesetzt und auch auf das Ausland ausgedehnt werden. Sie bietet also Beispiele der gegenwärtigen Malerei in Europa in Faksimilenachbildungen; einerseits gibt sie damit eine Nachlese zu der vorausgehenden Zusammenstellung deutscher Meister, welche bei jener ersten Durchmusterung der deutschen Kunst keinen Platz gefunden hatten, andrerseits reiht sie darin die hervorragendsten Künstler des übrigen Europa. Auch in diesem Falle hat die Verlagshandlung den beteiligten Künstlern meistens ihre Reproduktion seines Werkes zur Begutachtung und Genehmigung vorgelegt und fast alle Künstler waren darüber des Lobes voll. Damit ist eine wertvolle Anerkennung des Wertes dieser farbigen Nachbildungen gegeben.

Welche Bedeutung die Farbenphotographie im Laufe weniger Jahre gewonnen hat als ein Mittel zu beliebiger Verbreitung der Kenntnis malerischer Kunstwerke, bedarf einer weiteren Hervorhebung nicht. Schon hört man manchmal Stimmen von Kunstfreunden, die es beklagen, dafs sie sich seinerzeit besonders zur Erinnerung an Reisen nicht ohne beträchtliche Kosten ziemlich zahlreiche Photographien von Gemälden angeschafft haben; denn durch die farbigen Nachbildungen sind diese sehr entwertet; und besonders für die Kunst der Gegenwart bedeutet doch eigentlich die Farbe oft alles.

Die kleinen Kunstwerke sind in dieser neuen Sammlung auf rein schwarzen Grund gesetzt worden, um durch den Gegensatz die Leuchtkraft der Farben zu erhöhen. Die beiden ersten Lieferungen sind in ihrer Zusammenstellung absichtlich buntscheckig gehalten, um zu zeigen, dafs jedem etwas geboten werden soll. Da erscheinen der Schwede Anders Zorn, der Russe Ilja Repin, der Spanier Ignacio Zuloaga, der Deutsche Max Klinger mit seinem farbigen Marmordenkmal Beethovens im Museum zu Leipzig, der Franzose P. Carrier-Belleuse, der Schwede Karl Larsson, der Deutsche Adolf Menzel mit seinem berühmten Bilde „Abfahrt König Wilhelms zur Armee am 31. Juli 1870“, der Däne Julius Paulsen, der Deutsche (Münchener) Franz Simm, der Holländer Willem Maris und der Franzose Alfred Roll.

Obwohl die neue Sammlung vielfache, kostspielige Vorbereitungen, darunter auch Reisen ins Ausland notwendig machte, hat die Verlagshandlung doch den Preis der einzelnen Hefte dadurch noch niedriger gestellt wie bei der vorigen Sammlung, dafs das Heft 6 Bilder (gegen 5) enthält. Wünschen wir also dem hochwillkommenen Unternehmen lebhafte Unterstützung und allen Erfolg. Niemand wird die Erwerbung dieser herrlichen Blätter bereuen.

Land und Leute. Monographien zur Erdkunde. In Verbindung mit hervorragenden Fachgelehrten herausgegeben von A. Scobel. XVI. Dresden und die sächsische Schweiz von Prof. Dr. Sophus Ruge. Mit 148 Abbildnngen nach photographischen Aufnahmen, zwei Skizzen und einer farbigen Karte. 148 Seiten Text, 7 S. Register. Preis geb. 4 M., Bielefeld nnd Leipzig 1903, Verlag von Velhagen & Klasing. — Schon der Name des leider inzwischen verstorbenen Verfassers bürgt dafür, dafs wir hier eine auf solidester wissenschaftlicher Grundlage beruhende wenn auch für weitere Kreise berechnete landeskundliche Schilderung erhalten. Das Talbecken von Dresden einerseits und die sächsische Schweiz andrerseits sind Gegenstand der Darstellung. Bei dieser aber kommen Geologie und Geographie ebensosehr zu ihrem Rechte wie Geschichte und Kulturgeschichte. Nach einer allgemeinen geologischen Einleitung und der rein geographischen Schilderung des Dresdener Talbeckens wird eine Geschichte der Siedelung und Bevölkerung gegeben; darauf folgt eine Wanderung durch die Städte des Beckens, welche mit Meifsen und seiner Albrechtsburg beginnt, namentlich aber in ihrem weiteren Verlaufe eine bei aller Kürze klare Geschichte der Entwicklung Dresdens als Knnststadt bietet. Der Abrifs über die Geschichte der weltberühmten Gemäldegalerie wird jedem Kunstfreunde willkommen sein. Nach derselben Einteilnng wird sodann die sächsische Schweiz behandelt; besonders die Bewässerungsverhältnisse, die Entstehung der Klüfte und Verwitternngen werden eingehend und streng wissenschaftlich erörtert. Dann folgt wieder eine Wanderung zn den einzelnen „Steinen" und Felsenhöhen und zuletzt erst steigen wir mit dem Verf. herab und lernen einerseits die Städte der sächsischen Schweiz, Pirna voran, andrerseits ihre ländliche Bevölkerung genauer kennen. Wie im ersten Teile die Schilderung der Meifsener Porzellanindustrie, so nimmt hier die interessante Beschreibnng des Betriebes in den gewaltigen Steinbrüchen des Elbsandsteingebirges (das Stürzen einer Wand!) nnd des lebhaften Schiffahrtsverkehrs auf der Elbe (mit statistischen und vergleichenden Nachweisen und Zahlen) eine hervorragende Stelle ein. Anch auf die alten Sitten und Bräuche der Bevölkerung wird nnsere Aufmerksamkeit gelenkt und zum Schlusse eine gröfsere Probe von ihrer Mundart gegeben. 148 Abbildungen, zwei Skizzen nnd eine farbige Karte dienen zur Veranschaulichnng des Geschilderten, wobei hervorzuheben ist, dafs im Texte stets auf die bildliche Darstellung Bezug genommen wird, besonders wo es sich um geologische Erscheinnngen handelt.

Alles in allem genommen haben wir eine von der Verlagshandlnng vortrefflich ausgestattete vorzügliche Landeskunde der betreffenden Gebiete vor uns, welche in hohem Mafse geeignet ist zur Belebung des Geographieunterrichtes zu dienen. Diese Monographie eignet sich auch sehr zur Einstellung in die Schülerlesebibliothek der 5. Klasse, wo die reiferen Schüler bei der eingehenden Wiederholung der Geographie Deutschlands gewifs mit Interesse davon Kenntnis nehmen werden.

Land und Leute. Monographien zur Erdkunde. In Verbindung mit hervorragenden Fachgelehrten herausgegeben von A. Scobel. XV. Bd. Deutschland im Stillen Ozean. Samoa-, Karolinen-, Marschall-Inseln, Marianen-, Kaiser-Wilhelms-Land, Bismarck-Archipel und Salomo-Inseln. Von Georg Wegener. Mit 140 Abbildungen nach photographischen Aufnahmen und einer farbigen Karte. Preis geb. 4 M. 149 S. Text, 6 S. Register. Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig 1903. — Wir kennen Gustav Wegener als einen vielgewanderten und scharf beobachtenden Reisenden. Seine Schilderungen verfolgen vor allem den Zweck, weiteren Kreisen das, was er gesehen, zu vermitteln und zum Verständnis zu bringen; sie haben abgesehen von ihrem sachlichen Gehalte den Vorzug grofser Lebhaftigkeit und Wärme der Darstellnng; so z. B. sein Buch „Herbsttage in Andalnsien". Diese Vorzüge weist anch der vorliegende, in Anbetracht seines Inhaltes gewifs zeitgemäfse Band der geographischen Monographien auf. Einerseits hat Wegener selbst die deutschen Kolonien der Südsee auf einer Reise teilweise kennen gelernt und sich für ihre landschaftliche Schönheit und in Samoa z. B. auch für die Schönheit und Liebenswürdigkeit ihrer Bewohner begeistert, andrerseits benützt er gewissenhaft ausführlichere Werke von Forschern, welche einzelne Teile unserer Südseeländer durch längeren Aufenthalt kennen, so vor allem das von Finsch, dem besten Kenner der Südsee. Ein einleitendes Kapitel behandelt die Welt der Südsee im allgemeinen, daran schliefst sich II. Samoa, besonders ausführlich und

mit besonderer Liebe und Wärme namentlich in bezug auf die Ethnographie seiner Bewohner geschrieben. Hiefür boten auch vorzügliche Werke, so das des Marinearztes Dr. Krämer, Die Samoa-Inseln 1902 und Reinicke, Samoa, neben der persönlichen Anschauung des Verf.s eine sichere Grundlage. Von S. 54 ab beginnt Kap. III Die Karolinen. Hier interessieren besonders die Bemerknngen über die rätselhaften Ruinen auf der Insel Ponape, bestehend aus gewaltigen Basaltsäulen und Basaltblöcken (ein Torweg von 10 m Höhe!), die wie ein Werk von Titanen aus den Zeiten einer älteren Bevölkerung sich erhalten haben. Ähnliche Überreste finden sich auf Jap (Yap), wo auch die wnnderlichste aller menschlichen Münzsorten vorkommt, riesige Kalkplatten von der Gröfse nnd Form der Mühlsteine. Von S. 78 an werden IV. Die Marschall-Inseln geschildert, benannt nach dem englischen Kapitän dieses Namens, der sie 1788 näher bekannt gemacht hat; S. 88 V. Die Marianen, von S. 98 an VI. Kaiser Wilhelms-Land auf Neu-Guinea, wo natürlich die geographische Einzelbeschreibung heute noch im wesentlichen sich auf eine Beschreibung der Küsten beschränken mufs. Den interessanten Schilderungen der Papuas liegt meist das Werk von Dr. B. Hagen, „Unter den Papuas in Deutsch-Neu-Gninea", zngrunde. Von S. 123 ab folgt VII. Der Bismarckarchipel. Auch hier kann bei der Unbekanntheit dieser ganzen Inselwelt die Einzelschilderung nur einige wenige Punkte ins Auge fassen; dasselbe ist bei VIII. Die Deutschen Salomo-Inseln von S. 143 an der Fall.

Besonderen Wert erhält die Beschreibung dadurch, dafs auch die Denkschriften für den Reichstag über die Entwicklung der deutschen Schutzgebiete in der Südsee, wie die Gouverneure sie lieferten (so der Bericht 1901/02), hineinverwoben werden. Diese Angaben gewähren auch die richtige Grundlage für eine kritische Besprechung des wirtschaftlichen Wertes nnserer Kolonien in der Südsee; übrigens wird in einem eigenen Schlufswort auch der ideale Wert derselben von dem für ihre Schönheit begeisterten Verf. gebührend hervorgehoben.

Die 140 Abbildungen nach mehr oder minder gut gelungenen photographischen Anfnahmen ergänzen den Text in hervorragender Weise; Landschaftsbilder und ethnographische Darstellungen machen den Hauptteil aus. Letztere verbieten allerdings das Bnch dem Schüler in die Hand zu geben, auch der Inhalt einzelner Stellen macht das unmöglich; denn es kommen naturgemäfs auch die sittlichen Zustände anf den Inseln und besonders die geschlechtlichen Verhältnisse zur Sprache, weil mit ihnen (Unterbilanz der Gebnrten!) teilweise der Rückgang der Bevölkerung zusammenhängt. Für jeden Lehrer der Geographie aber ist das bescheidene und anspruchslose Werkchen deshalb interessant und willkommen, weil er alles für ihn Wissenswerte knapp und übersichtlich nnd dabei doch nach authentischen Quellen dargestellt beisammen findet. In diesem Sinne verdient es gewifs Empfehlung.

Deutsche Alpenzeitung. 4. Jahrgang 1904/1905. 1. Heft (1. Aprilheft). München, Verlag der deutschen Alpenzeitung, Gustav Lammers (Finkenstrafse 2), Monatlich 2 Hefte. Preis des Vierteljahres 3 M. — Der neue, vierte Jahrgang führt sich mit diesem Hefte gut ein. Dasselbe bringt znnächst aus der Feder von Hans Barth (Wien) einen Aufsatz „Mit Rucksack, Rad nnd Eispickel in Südwest-Tirol" welcher in der Hauptsache eine Besteigung des Adamello an der steilen und schwierigen Nordwand schildert und mit zahlreichen Eigenaufnahmen, darunter auch 2 prächtigen Tafeln (Blick vom Hüttenweg Mandronhaus-Genovatal auf Mandrongletscher und M. Pisgana — der Adamello von der Malga Levedole) illustriert ist. Auf eine kleine Skizze (Föhnnacht von Albert Halbe, München) folgt der erste Teil einer gröfseren Schilderung „Wanderungen durch Bosnien, die Herzegowina, Montenegro und Dalmatien" von Thea Kaiser. Mit Illnstrationen von Otto S. Peters-Graz (München), eine interessante Studie von Land und Leuten, welcher eine sowohl durch den Gegenstand wie durch die Künstlerin fesselnde Tafel beigegeben ist: Jajce mit dem Plivafall, nach eigenen Naturstudien für die D. A. Z. gezeichnet von Ihrer Kgl. Hoheit Frau Prinzessin Ludwig von Bayern. Wir erfahren weiterhin, dafs die hohe Frau am 17. März das Verlagshaus der D. A. Z. mit ihren Töchtern besucht und besonderes Interesse für die Reproduktion dieses Kunstblattes gezeigt hat. — Th. Freiherr von Rotberg (Berlin) gedenkt in umfänglicherer Weise Schilderungen „Aus den Algäuer

Alpen" zu geben, die er zunächst mit einer Einleitung: Oberstdorf eröffnet, um zu zeigen, dafs der verständnisvolle Naturfrennd in der Umgebung von Oberstdorf eine lange Reihe genufsreicher Wanderungen vorfindet und dafs Oberstdorf für Bergtouren rings im weiten Bogen ein Standquartier allerersten Ranges ist. — Den Schlufs bilden neben einem technischen Aufsatze: Fernphotographische Aufnahmen im Hochgebirge von Gg. Neumann (München) zahlreiche Alpine Nachrichten.

Der reiche und vielseitige Inhalt, die vorzügliche Ausstattung und namentlich die schönen Kunstbeilagen zeigen, dafs der neue Jahrgang hinter den früheren in keiner Weise zurückstehen wird.

Direktor Prof. Dr. Thomés Flora von Deutschland, Österreich nnd der Schweiz in Wort und Bild. Mit 616 Pflanzentafeln in Farbendruck und ca. 100 Bogen Text. Beschrieben sind etwas über 5400 Arten, Abarten und Bastarde; abgebildet 769 Pflanzen auf 616 Tafeln mit 5050 Einzelbildern. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage; gänzlich neu bearbeitet. Vollständig in 56 Lieferungen à 2 Bogen Text und 11 Tafeln à 1 M. 25 Pf. oder nach Erscheinen in 4 Bänden. — Vom zweiten Bande dieses hier (Bd. 40 S. 151) bereits eingehender besprochenen Werkes liegen nunmehr die ersten sechs Liefernngen (16 mit 21) vor. Dieselben behandeln von den Dicotyledoneae die Unterklasse der Archichlamydeae von den Salicales bis zu den Ranales (Familie der Ranunculaceae, Gattung Batrachium). Von den künstlerisch ausgeführten Tafeln verdienen besonderse Anerkennnng die prächtigen Darstellungen der Weidenarten. Die mittelalterliche Bezeichnung filius ante patrem geht übrigens auf Colchicum autumnale und nicht, wie es S. 129 heifst auf Hepatica triloba (cf. Söhn, Unsere Pflanzen S. 85[a]).

Kurze Anleitung zum Sammeln und Bestimmen sowie zur Beobachtung der Pflanzen nnd zur Einrichtung eines Herbariums von Dr. K. G. Lutz, neu bearbeitet und erweitert von M. Kohler, Ravensburg 1903. O. Maier. Preis kart. 1 M. 20 Pf. — Die erste Auflage dieses Büchleins wurde hier (Bd. 36, 773) bereits angezeigt. In vorliegender Neubearbeitung erscheint dasselbe um das dreifache vermehrt durch Anpassung an die modernen Grundsätze des naturkundlichen Unterrichtes. Zu diesem Behufe ist neben einer Erklärung der Fachausdrücke ein kurzer Abrifs der Physiologie und Biologie der Pflanzen, Anweisungen zn Beobachtungen nnd eine phänologische Tabelle neu aufgenommen. Die systematische Übersicht über die verbreitetsten höheren Gewächse Deutschlands (nach Brann-Eichler) dürfte für die Ordnung eines Schülerherbars genügen.

Der praktische Ratgeber in Obst- und Gartenbau. Verantwortlicher Redakteur J. Böttner. Druck und Verlag der Kgl. Hofbnchdrnckerei Trowitzsch nnd Sohn in Frankfurt a. d. O. Erscheint an jedem Sonntag und kostet vierteljährlich durch die Post oder Bnchhandlung bezogen 1 M., bei freier Znstellung 1 M. 12 Pf. — Bei herannahender Sommerszeit möchten wir wieder einmal auf diese vortreffliche Gartenbauzeitung aufmerksam machen, die jedem glücklichen Gartenbesitzer eine reiche Quelle von Belehrung ist.

Von den zahlreichen Abhandlungen des 18. Jahrganges (1903) heben wir noch hervor: Das Brechen der Fruchtzweige, Pflanzengallen, Zimmergewächshäuschen, Maikäfer, Samenzucht im Privatgarten, Verdorbene Erde in Pflanzenkübeln, Etwas vom Ein- und Überwintern, Herbstastern, Topfobst und Topfrosen, Obst für kalte Gegenden.

Der laufende 20. Jahrgang bringt u. a. Äpfelkultur im Norden und im Süden, Die amerikanischen Aepfel in Hamburg, Edeldisteln, Die Samenvorräte, Keimproben, Ein Ringelversuch, Schönste Sommergewächse für die Ausstattung des Gartens nsw.

Mücks kolorierter Pflanzenatlas in Taschenformat. 124 Abbildnngen der bemerkenswertesten Gewächse mit Angabe der botanischen Namen. Preis: 50 Pf. Verlag: Szelinski u. Comp. Bnchhandlung, Wien I. Am Hof 5. — Die Ausführung vorliegender Pflanzenbilder ist in anbetracht des billigen Preises nicht schlecht, nur die Pilze lassen, wie so oft, zu wünschen übrig. Soweit kann das

Büchlein als brauchbar bezeichnet werden für Leute, welche, ohne eigentlich in die Pflanzenkunde eindringen zu wollen, die ihnen auf einem Spaziergange aufstofsenden Pflanzen mit Namen bezeichnen möchten.

Botanik zum Gebrauche in Schulen und auf Exkursionen bearbeitet von Hermann Günther, Lehrer am Johanneum zu Lüneburg. Teil I. Morphologie, Systematik, Bestimmungstabellen, Ausländische Kulturpflanzen. Sechste vermehrte und verbesserte Auflage. Mit 147 in den Text gedruckten Holzschnitten. Hannover 1903, Helwingsche Verlagsbuchhandlung. — Dies handliche Buch hat sich gegen die früheren Auflagen im ganzen wenig verändert; nur sind für die Unterstufe dreifsig Pflanzenbeschreibungen eingefügt worden, in denen auch die Biologie berücksichtigt wird; dieser werden auch die Abschnitte: Bestäubung, Einrichtung zur Verbreitung der Samen usw. gerecht. Die Übersicht der Kreise und Klassen des natürlichen Systems ist im wesentlichen nach A. Braun gegeben; die Morphologie ist befriedigend korrekt. Methodologisch wäre etwa noch zu bemerken, dafs z. B. S. 224 ff. der Ausdruck „Kelch" für das involucrum der Kompositen trotz der richtigen Erklärung auf der vorhergehenden Seite und trotz des Linnéischen ‚calyx communis' doch den Schüler verwirren kann und daher besser durch „Hülle" ersetzt wird. Alles in allem erscheint das Buch als praktisch angelegt, brauchbar und empfehlenswert.

Hermann Wagners Illustrierte deutsche Flora bearbeitet von Dr. August Garcke. Dritte vermehrte und verbesserte Auflage. Mit 1500 Pflanzen-Abbildungen. Stuttgart, Verlag für Naturkunde (Dr. Jul. Hoffmann). Das Werk erscheint in 16 Lieferungen à 75 Pf. — Schreiber dieses erinnert sich noch immer dankbar der guten Dienste, die ihm in seiner Schülerzeit beim Auffinden der Futterpflanzen seiner Raupen Wagners Flora in erster Auflage leistete. Somit freut es ihn sehr heute der dritten Auflage ein freundliches Geleitwort geben zu können Denn wenn beim Pflanzenbestimmen auch immer die Diagnose weitaus die Hauptsache ist, so verleiht doch das Bild gerade dem Anfänger eine gewisse Sicherheit, dafs er richtig bestimmt hat, und erspart ihm manch quälenden Zweifel und manchen Mifsgriff. Nun findet man hier die Pflanzenabbildungen so zahlreich wie selbst in teuren Werken nicht und da der Text von einem so gründlichen Kenner der deutschen Flora wie A. Garcke bearbeitet wurde, so trägt Berichterstatter kein Bedenken das — nach den vorliegenden zwei Lieferungen zu schliefsen — gut ausgestattete und verhältnismäfsig sehr billige Buch allen Anfängern in der Pflanzenkunde und insbesondere allen Schülern jetzt schon bestens zu empfehlen. Eine eingehendere Besprechung wird hier nach Abschlufs des Ganzen folgen.

Das Mineralreich von Dr. Reinhard Brauns. Stuttgart, Fritz Lehmanns Verlag. Vollständig in 30 Lieferungen à 1 M. 50 Pf. oder in 5 Abteilungen à 9 M. — Die ersten zwei Lieferungen dieser in bezug auf Ausstattung alles bisher Gebotene weit übertreffenden Mineralogie sind hier (Bd. XL S. 150) bereits angezeigt worden. Die nunmehr vorliegenden Lieferungen 3—6 führen den allgemeinen Teil des Textes zu Ende und beginnen sodann die Besprechung der Metalle und ihrer Erze (Gold, Platin, Silber, Kupfer, Blei und Zink). Von den prächtigen Tafeln hebe ich hervor: 40a Antike Gemmen; 8. Golderze und Silbererze; 13. Kupfererze (Malachit). 14. Kupfererze (Lasur, Atacamit, Dioptas etc.); 56. Amethyst; doch stehen die übrigen diesen an Sorgfalt der Ausführung nicht nach.

Der Vulkan. Die Natur und das Wesen der Feuerberge im Lichte der neueren Anschauungen für die Gebildeten aller Stände in gemeinfafslicher Weise dargestellt von Dr. phil. Hippolyt Haas, Professor an der Hochschule zu Kiel. Mit 63 Abbildungen auf 32 Tafeln. Berlin, Verlagsbuchhandlung A. Schall. (Verein der Bücherfreunde). Preis geheftet 4 M. — Der Verfasser geht aus von einer Darlegung der neueren Ansichten über den Aggregatzustand des Erdinnern (Toula, Günther, Powk, Stübel, Kelvin, Ratzel, Hopkins, Royer, Svante Arrhenius) und schildert sodann den Streit um die vulkanische Spalte — einige Arbeiten Brancos und Bückings konnte er hiezu leider nicht mehr benützen — mit dem Endergebnisse, dafs wir eigentlich auf diesem Gebiete über recht schwankende Hypothesen

noch nicht viel hinausgekommen sind. Weiterhin behandelt er den Mechanismus des Vulkans (treibende Kraft und Aufbau des Berges), unterseeische Eruptionen, sowie tätige und erloschene Vulkane und schliefst mit einer auch im Unterrichte sehr gut verwendbaren Schilderung der vulkanischen Ereignisse auf den kleinen Antillen (1902). Auch die hübschen Bilder lassen sich für unsere Zwecke gut verwerten; ebenso wird in seinem reichhaltigen Literaturverzeichnis das empfehlenswerte Buch manchem Lehrer der Geographie willkommene Weisungen für eigenes Studium bieten.

Naturbetrachtung und Naturerkenntnis im Altertum. Eine Entwicklungsgeschichte der antiken Naturwissenschaften von Dr. phil. Franz Strunz. Hamburg und Leipzig, Verlag von Leopold Voss. 1904. Preis geheftet 5 M. — Die Absicht des Verfassers ist in knapper Fassung zu zeigen, wie sich die Naturbetrachtung und Erkenntnis des Altertums zur Naturwissenschaft herausgestaltete. So bildet denn sein Buch, das ganz besondere Rücksicht nimmt auf theoretische Ideengänge und ihre psychischen Voraussetzungen eine willkommene Ergänzung zu Dannemanns Grundrifs einer Geschichte der Naturwissenschaften. Denn während dort eigentlich nur die praktische Naturforschung geschildert wird, finden wir hier in eingehenderer Weise auch die theoretischen Grundlagen der Naturbetrachtung der orientalischen Völker sowie der klassischen Antike und ihres Ausganges, ihre Naturphilosophie und die Zusammenhänge mit der Entwicklung religiöser Ideen dargelegt. Der Spezialforscher findet ja im einzelnen noch manches zu verbessern, so wäre z. B. die Pflanzengeschichte des Theophrast nach Bretzl anders zu bewerten gewesen als es hier geschehen ist, das echte Werk des Dioskorides heifst nicht ὑλικὰ sondern περὶ ὕλης ἰατρικῆς, die Abhandlungen περὶ σιλλητρίων φαρμάκων und περὶ ἰοβόλων sind wie schon E. Meyer, Geschichte der Botanik II 107 f. nachgewiesen hat, sicher unecht, ebenso die gar nicht erwähnte vierte Schrift εὐπόριστα cf. M. Wellmann in Pauly-Wissowas RE. V 1 Sp. 1140. So liefsen sich auch noch auf anderen Gebieten verschiedene Versehen nachweisen, wie sie eben bei einer so vielerlei umfassenden Arbeit kaum zu vermeiden sind, das beeinträchtigt aber nicht den Wert der ganzen Schrift als einer geist- und kenntnisreichen und daher anregenden Einführung in diesen schwierigen Abschnitt kulturgeschichtlicher Forschung.

Dr. K. Scheid, Chemisches Experimentierbuch für Knaben. Mit 78 Abbildungen im Text. Leipzig u. Berlin, B. G. Teubner. 1904. Preis geb. 2,80 M. — Beim Unterrichte in der Mineralogie fragten mich jedes Jahr Schüler, welche besondere Teilnahme bezeigten, um ein Buch, das Anleitung zu kleinen, selbständig auszuführenden chemischen Versuchen gäbe. Was bisher auf diesem Gebiete vorhanden war, fanden sie meist etwas zu schulmäfsig: ich wufste daher nicht recht, was ich ihnen empfehlen sollte. Dieser Not hilft vorliegendes Buch ab, auf das ich daher alle Kollegen aufmerksam machen möchte. Die Anordnung und Auswahl der Versuche ist so getroffen, dafs nichts als bekannt vorausgesetzt wird. Die in den leichteren Anfangsversuchen gewonnenen Kenntnisse werden immer wieder von neuem verwertet und vertieft. Dem Sinn und Wunsch der Jugend ist tunlichst durch Auswahl auffallender Versuche Rechnung getragen, auch sind vielfach Andeutungen gegeben, wie sich einzelne Experimente für harmlose Scherze ausgestalten lassen. Doch ist es auch kein Spiel- und Zauberbuch, denn diese Kunststückchen finden stets in ihrem Zusammenhange die sachgemäfse Erklärung. Auch auf den Preis der Chemikalien ist stets Rücksicht genommen und gezeigt, wie einerseits teure Gerätschaften durch billige Hausgeräte ersetzt werden und andrerseits manches Erfordernis des täglichen Lebens billig selbst hergestellt werden kann. Zu jedem Versuch wird eine genaue Anleitung gegeben und auf alle möglichen Gefahren ausdrücklich aufmerksam gemacht; stark wirkende Stoffe werden nur ausnahmsweise angeführt; feuergefährliche und explosive Substanzen und Mischungen sind grundsätzlich ausgeschlossen.

Grefslers Lehr- und Lernbücher für den realistischen Unterricht in Seminar-, Stadt- und Mittelschulen auf neumethodischer Grundlage. I. Physik und Chemie;

III. Geographie, Verkehr und Handel. Langensalza, Schulbuchhandlung von F. G. L. Greifsler, Preis für das geb. Bändchen 1 M. — Die Grundlagen, auf der diese geschickt abgefafsten Bücher aufbauen, heifsen: Anschauung, wo nur irgend möglich, und Forschen nach dem „Warum?". Namen, Zahlen und sonstige Notizen wurden daher möglichst beschränkt, dafür aber überall an das praktische Leben angeknüpft. Anhangsweise ist jedem Bändchen eine Übersicht des „Veranschaulichungsapparates" nebst Preisverzeichnis beigegeben. Ist die Sammlung auch nicht für das Gymnasium bestimmt, so verdient sie doch aus methodischen Gründen auch bei uns bekannt zu werden.

Kunstformen der Natur von Ernst Haeckel. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut. 9. Lieferung, Preis 3 M. — Die vorliegende 9. Lieferung dieses hier schon öfter angezeigten Prachtwerkes bietet wieder eine Anzahl ganz wundervoller Abbildungen, so die zierlichen Gehäuse von Foraminiferen und Diatomeen, fernerhin Scheibenquallen, Beutelsterne, Zehnfufskrebse und von Wirbeltieren Knochenfische und Schildkröten; den Höhepunkt nimmt aber entschieden die prächtige Darstellung der Seescheiden ein. Das Pflanzenreich vertreten die Flechten und die herrlichen Lebermoose.

Die Erde in Einzeldarstellungen. II. Abteilung. Die Tiere der Erde. Von Dr. W. Marshall, Professor für Zoologie und vergleichende Anatomie an der Universität Leipzig. Eine volkstümliche Übersicht über die Naturgeschichte der Tiere. Über 100 Abbildungen und 25 farbige Tafeln. Vollständig in 50 Lieferungen à 60 Pf. Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart-Leipzig. — Der erste Band dieses Bilderwerkes wurde hier bereits besprochen. Vom zweiten liegen nunmehr die Lieferungen 17 mit 27 vor; in denselben werden die Säugetiere beendet und (mit 26) die Vögel begonnen. Es scheint also auch in diesem Werke ähnlich wie in Haackes „Tierleben der Erde" der Löwenanteil den Wirbeltieren zuzufallen, was ja auch nahe liegt. Der Text und der meist nach photographischen Aufnahmen lebender Tiere hergestellte Bilderschmuck sind nach wie vor gleich anerkennenswert; besonders schön erscheint das Farbenbild „Kronenkranich". Von Okapi bringt Lieferung 19 zwei Bilder und einen Auszug aus Harry Johnstons Entdeckungsbericht. H. St.

Biedermann, Geographischer Leitfaden. 12. unveränderte Auflage. Regensburg, Verlagsanstalt vormals Manz 1903. — Bei der Anzeige dieses Büchleins oben S. 167 unserer Blätter hat sich ein unliebsames Druckversehen eingeschlichen; statt unveränderte mufs es natürlich umgeänderte Auflage heifsen, nachdem gerade diese Neuauflage völlig umgestaltet worden ist. Man bittet also diesen Druckfehler zu verbessern.

IV. Abteilung.

Miszellen.

Schülerlesebibliothek.[1])

8. und 9. Klasse.

1. Waldwinter, Roman aus dem schlesischen Gebirge von Paul Keller. Mit Bildern von Paul Brockmüller. Herausgegeben von der deutschen literarischen Gesellschaft. 3. Aufl. München, Allgemeine Verlags-Gesellschaft m. b. H. Preis br. 4 M., eleg. geb. 5 M.

Sehr geeignet. Ausführlichere Besprechung siehe oben S. 159.

2. Die Heimat. Roman aus den schlesischen Bergen von Paul Keller. Mit Buchschmuck von Philipp Schuhmacher. München, Allgemeine Verlags-Gesellschaft m. b. H. Preis br. 3 M., geb. 4 M.

Sehr geeignet. Ausführlichere Besprechung siehe oben S. 159/60.

München. Dr. J. Melber.

5.—9. Klasse.

Physikalisches Spielbuch für die Jugend. Zugleich eine leichtfaßliche Anleitung zu selbständigem Experimentieren und fröhlichem Nachdenken. Von Dr. B. Donath. 547 S. mit 156 Abbildungen. Braunschweig, F. Vieweg u. Sohn, 1902. In biegs. grauem Leinenband geb. 6 M.

Das preiswerte, handliche Büchlein verdankt seine Entstehung einer Anregung von Prof. E. Wiedemann (Erlangen), der der Verlagshandlung gegenüber den Wunsch äußerte, es möchte das schon vor 60 Jahren erschienene Buch von W. F. A. Zimmermann „Physikalische Kunststücke", dem er selbst sehr viel verdanke, erneuert werden. Daß diese Erneuerung nicht mit einer Neuauflage identisch sein konnte, ist selbstverständlich. Das vorliegende Werkchen ist etwas ganz Selbständiges geworden; von dem Zimmermannschen Buch geblieben ist fast nur die Idee: „Unter der Form leichter Beschäftigung und amüsanten Spieles zu unterhalten und zugleich zu belehren." Und wir sind der Meinung, daß der Verfasser beide Zwecke erreicht hat. Die gegebenen Versuche sind so ausgewählt, daß sie einerseits mit geringem Kostenaufwand ausgeführt werden können, andrerseits auch wirklich Einsicht in das Wesen der Vorgänge gewähren. Es ist das ganze Gebiet der Physik behandelt; ein letzter Abschnitt gibt sogar noch Versuche aus der Chemie. Auch sind überall die neuesten Ergebnisse der Wissenschaft verwertet. — Daß in kleineren Städten die Beschaffung verschiedener Bedarfsartikel, bes. von Glaswaren, schwierig oder unmöglich sein dürfte, braucht kein Grund zu sein das Buch nicht anzuschaffen. Es wird dasselbe auch von dem, der keines der angegebenen Experimente ausführen will oder kann, mit Gewinn und Genuß gelesen werden.

Die Ausstattung ist, was Papier, Druck und besonders Figuren betrifft, mustergültig. Wir würden das Buch für Schüler von der 5. Klasse an aufwärts vorschlagen. Denn wenn manches darin Enthaltene auch für noch kleinere Jungen interessant und ausführbar wäre, so dürfte doch das Ganze erst von etwas gereifteren Schülern ausgenützt werden können. Von der angegebenen Stufe an aber kann jeder, ich glaube bis zum Physiker von Fach hinauf, etwas daraus lernen.

Speyer. Dr. H. Wieleitner.

[1]) Hiemit eröffnen wir die oben S. 158/59 genauer angekündigte Abteilung „Schülerlesebibliothek" mit dem Wunsche, es möge recht fleißig Gebrauch davon gemacht werden. Die Red.

6. Klasse.

Gurlitt Ludw., Virtus Romana. Erzählung aus dem altrömischen Leben. Der reiferen Jugend gewidmet. Mit 8 Bildern nach Zeichnungen von Johannes Gehrts. Leipzig, Ferdinand Hirth u. Sohn, 1904. 256 Seiten. Prachtband 5 M., geheftet 3 M. 50 Pf.

Die Erzählung spielt um 200 v. Chr. Hauptpersonen sind der Censor Cato, der sittenstrenge Vertreter der alten virtus Romana und sein Sohn Markus, ein sympathischer Charakter, der im Gegensatz zum starrsinnigen Vater nach der neuaufkommenden griechischen Bildung förmlich dürstet.

Die Erzählung leidet an zwei Mängeln, die gerade der jugendliche Leser besonders fühlen wird: Die Handlung ist ziemlich dürftig und ihr Fortschreiten wird immer wieder durch breite, fast ermüdende Betrachtungen gehemmt. Aber in eben diesen Betrachtungen liegt der eigentliche Wert des Buches, welches sich mehr das prodesse als das delectare zum Ziele setzt; der Leser bekommt eine lebendige Vorstellung vom Leben und Denken der Römer in jener bedeutungsvollen Zeit.

Zu Beanstandungen im einzelnen ist wenig Anlafs geboten. Ein grober Anachronismus ist es, wenn S. 52 Cato († 149) von Scipio Afrikanus als dem Sieger von Numantia spricht.

Im übrigen entspricht das Buch durchaus den Anforderungen, welche die M.E. vom 23. 1. 04 stellt: Der gebotene Stoff wirkt bildend und veredelnd; religiöse, sittliche, patriotische, ästhetische Gefühle werden weder durch den Text noch auch durch die Abbildungen verletzt, der Druck ist grofs und deutlich, das Papier gut; die amtliche Rechtschreibung ist eingehalten.

Das Buch kann also zur Anschaffung empfohlen werden. Am besten eignet es sich für die Bibliothek der 6. Klasse. Eine Probe hat gezeigt, dafs es von Schülern dieser Altersstufe gerne gelesen wird.

Münnerstadt. Harbauer.

Für die Schülerbibliotheken zu empfehlende Bücher.

Empfohlen durch Prof. Dr. Stadler.

5. Klasse.

Dr. Karl Scheid, Professor an der Oberrealschule zu Freiburg i. B., approb. Chemiker. Chemisches Experimentierbuch für Knaben. Mit 78 Abbild. im Text. Leipzig u. Berlin, B. G. Teubner 1904. Ausführlichere Besprechung siehe oben unter Lit. Notizen S. 420.

2.—3. Klasse.

Scheidt L., Vögel unserer Heimat. Für Schule und Haus dargestellt. Mit 8 Tafeln in Farbendruck nach Original-Aquarellen von Prof. A. Goering und 65 Textbildern. Zweite, verbesserte und vermehrte Auflage. Freiburg i. B., Herdersche Verlagsbuchhandlung 1902. Preis geh. 4 M. 50 Pf., geb. 6 M.

7.—9. Klasse.

Natur und Kultur. Zeitschrift für Jugend und Volk. Schriftleiter, Herausgeber und Verleger O. Jos. Völler, München, Adalbertstrasse 10. Monatlich 2 Hefte. Preis pro Quartal 2 M. Vom Kgl. bayer. Staatsministerium des Innern für Kirchen- und Schulangelegenheiten in das Verzeichnis der für den Unterricht geprüften und gebilligten Lehrmittel aufgenommen. Ausführlichere Besprechung s. oben S. 401 f.

Verschiedene Klassen (s. unten).

Naturwissenschaftliche Jugend- und Volksbibliothek. Verlagsanstalt von G. J Manz, München-Regensburg.

Die Bändchen sind alle zu empfehlen, wenngleich hie und da die Polemik gegen die moderne Naturwissenschaft, auf deren Resultaten doch die ganze Darstellung fufst, über das Ziel hinausschiefst.

I. Der Weltbau und sein Meister. Von J. Niessen. Mit 11 Illustrationen. VIII u. 158 S. Preis geh. 1 M. 50 Pf.

II. Im Reiche der Blumen. Von J. Niessen. Mit 30 Illustrationen. 184 S. Preis geh. 2 M.
III. Treue Freunde in Haus und Hof. Von H. Bals. Mit 19 Illustrationen. 160 S. Preis geh. 1 M. 20 Pf.
IV. Kunsthandwerker im Tierreich. Von J. Niessen. Mit 38 Illustrationen. 164 S. Preis geh. 1 M. 20 Pf.
V. Lustige Musikanten in Feld und Wald. Unsere Singvögel in Wort n. Bild. Von Heinrich Bals. Mit 17 Illustrationen. 152 S. Preis geh. 1 M. 20 Pf.
VI. Im Telegraphen- und Telephonbureau. Von W. Engeln. Mit 20 Illustrationen. 174 S. Preis geh. 1 M. 20 Pf.
VII. Wetterpropheten. Von J. Bendel. Mit 29 Illustr. 156 S. Preis geh. 1 M. 20 Pf.
VIII. Das Staatswesen und Staatsleben im Tierreiche. Von H. Bals. Mit 18 Illustrationen. 156 S. Preis geh. 1 M. 20 Pf.
IX. Vogelwanderleben. Von J. Bendel. Mit 14 Illustrationen. 144 S. Preis geh. 1 M. 20 Pf.

Bd. I erscheint bereits für die I. Klasse geeignet, II, V u. XI für die II. u. III.; I, IV, VIII für die III. u. IV.; VI u. VII etwa für die V. Klasse.

München. Dr. H. Stadler.

Die dritte Hauptversammlung des Bayerischen Neuphilologenverbandes in München

am 28., 29. und 30. März 1904.

Der 1899 zum Zwecke der Förderung des Studiums und des Unterrichts der neueren Sprachen und der Vertretung der speziellen Interessen der neuphilologischen Lehrerschaft gegründete Neuphilologenverband, dem auch die meisten Fachgenossen im Gymnasiallehrer- und Realschulmännerverein angehören, bekundete in seiner dritten Hauptversammlung ähnlich wie früher in München und Nürnberg den regen Sinn seiner zahlreich erschienenen Mitglieder für die Lösungsversuche der mannigfachen immer noch nicht vollständig geklärten oder entschiedenen Fragen bezüglich des Lehrbetriebes der modernen Sprachen an den Hoch- und Mittelschulen.

Am Begrüfsungsabend, den 28. März, im „Roten Hahn" teilte der 1. Vorsitzende G.-P. Dr. Rosenbaner-Lohr mit, dafs in zwei Jahren zu Pfingsten die Vollversammlung des Allgemeinen Deutschen Neuphilologenverbandes in der bayerischen Landeshauptstadt stattfinden werde und veranlafste hinsichtlich der Abhaltung und Finanzierung befriedigende Beschlüsse.

In der „Öffentlichen Festsitzung" am nächsten Tage in der Aula der städt. Höheren Töchterschule in der Louisenstrafse, zu welcher sich gegen 50 neuphilologische Lehrer an den Mittelschulen und als Gäste u. a. Ihre Kgl. Hoheit Prinzessin Ludwig Ferdinand, Ministerialrat Schätz, die Universitätslehrer Dr. Breymann, Dr. Hartmann, Dr. Schick, Dr. Schneegans, Dr. Siebert, Dr. Simon, Dr. Varnhagen und Dr. Pierson, dann Oberstudienrat Dr. Weeklein und als Vertreter des Gymnasiallehrervereins G.-P. Dr. Brand eingefunden hatten, betonte in seiner Eröffnungsrede Dr. Rosenbauer die ununterbrochene Vorwärtsbewegung der neuphilologischen Bestrebungen, welche besonders durch Genehmigung ansehnlicher Reisestipendien seitens des Landtages gefördert worden seien. Als mehr subjektive Wünsche erwähnte er die Errichtung von Oberrealschulen und gründlichere Ausbildung der Kandidaten in pädagogischen Seminaren. Als Hausherr begrüfste herzlich auch Direktor Dr. Winter die Anwesenden, bedauernd, dafs wegen der Ferien „der schöne lebendige Schmuck seiner Anstalt" fehle oder hervorhebend, die Lehrer der neueren Sprachen möchten stets ein volles Verständnis für die praktischen Anforderungen des Lebens pflegen, das Publikum aber der wissenschaftlichen Schule nicht „geistloses Plappern" und andere minderwertige und utopische Dinge als Hauptzweck zumuten. Sehr interessant war der Vortrag von U.-P. Dr. Breymann-München über „Calderon auf dem Deutschen Theater". Die Dramen dieses „neben Dante hervorragendsten Vertreters des idealen Katholizismus, der, stets das Niedrige und Gemeine meidend, unübertrefflich die ritterliche Vasallentreue, das fast krankhafte Ehrgefühl und die leidenschaftlich aufwallenden Liebesempfindungen des

spanischen Nationalcharakters schilderte", fanden schon frühe in Deutschland in Übersetzungen und Nachahmungen ein lebhafteres Interesse als in sämtlichen romanischen Ländern mitsammen. Redner hob besonders die Tätigkeit der Theaterdirektionen in Hamburg, Wien und Berlin hervor, durch welche allerdings oft mehr als groteske Erzeugnisse der dramatischen Literatur begünstigt wurden, bis Männer wie Lessing, A. W. von Schlegel und besonders Goethe die calderonische Muse in einer mehr den Anforderungen des guten Geschmackes entsprechenden Weise zu würdigen wufsten.[1]) Der nächste Redner G.-P. Dr. Steinmüller-Würzburg fesselte die Versammlung durch seine gehaltvollen Ausführungen: Über Ziele und Wege der „vermittelnden Methode". Da dieselben auf seinem 1903 erschienenen Programm des Alten Gymnasiums Würzburg fufsen und aufserdem in diesen Blättern Abdruck erfahren werden,[2]) so kann sich Schreiber dieses kurz fassen. Ausgehend von dem „Trompetenstofs", den Vietor unter dem Pseudonym „Quousque tandem?" in der Broschüre „Der Sprachunterricht mufs umkehren" gegen die bisherige grammatische Methode erschallen liefs und hiedurch bis gegen 800 Schriften veranlafste, beschrieb Redner anschaulich die beiden Heerlager, die sich noch heute befehden, nämlich das der radikalen Reformer, welche schliefslich in der Betonung des utilitaristischen Prinzips sogar den Angriff auf die wissenschaftliche Behandlung der neueren Sprachen an den Universitäten wagten und deren Führer Vietor, Klinghardt und Walter (der Direktor des Frankfurter Reformgymnasiums) sind, während ihnen im andern Heerlager als Verfechter des wissenschaftlichen Standpunktes Koschwitz, Kaluza, Thurau, Winkler etc. gegenüberstehen und im vollen Gegensatz zu ihren Feinden neben den praktischen Zwecken der Spracherlernung als Ziel die Vermittlung einer höheren Geistesbildung verlangen, dabei aber den Unterricht nach der ausschliefslich induktiven Methode energisch bekämpfen. Die vermittelnde Methode sucht nun die Induktion möglichst zu retten, fordert sowohl Hin- als Herübersetzung, verlangt Diktate in der Fremdsprache zur Bildung des Ohres, mafsvolle Einschätzung der Sprechfähigkeit, Stellung der Lektüre in den Vordergrund gegenüber der einseitig dominierenden Grammatik usw. Reicher Beifall belohnte den Vortragenden, wie auch G.-P. Eidam-Nürnberg, der trotz der vorgerückten Stunde durch einige ästhetisch-didaktische Erläuterungen zum Monolog Macbeth I, 7 die Aufmerksamkeit der Zuhörer noch wachzuhalten verstand.

In der Nachmittagssitzung behandelte in einem äufserst sorgfältig ausgearbeiteten und rhetorisch blendenden Vortrag Reallehrer Dr. Uhlemayer-Nürnberg den fremdsprachlichen Unterricht an den Mittelschulen in seiner Beziehung zum Schulzweck und mit besonderer Berücksichtigung der neuen bayerischen Lehrpläne. Redner will kein grundsätzlicher Gegner jeder Übersetzung aus dem Deutschen in die Fremdsprache sein, verlangt aber entschieden die Abschaffung der „Hinübersetzung" im Absolutorium, da es sich psychologisch begründen lasse, dafs „Herübersetzungen" eine sicherere Gewähr für die geistige Reife der Schüler bieten. Nur der rezeptive auf das Verständnis der gesprochenen und geschriebenen Sprache abzielende Unterricht könne den Schulzweck vollkommen erfüllen. Gegen ihn verteidigen lebhaft Dr. Modlmayr-Würzburg, Dr. Steinmüller und Dr. Gassner-München die bezüglichen Vorschriften der bisherigen Prüfungsordnung und überhaupt die Hinübersetzung. Die Hinübersetzung sei nach einem Diktum des verlebten Gymnasialprofessors Schramm-Würzburg mit einem Schleifstein zu vergleichen, der das Eisen des Verstandes schärfe. Sei dies geschehen, habe also der Schüler überhaupt studieren gelernt, so könne man den Schleifstein ruhig in die Ecke stellen. Bei der Abstimmung fiel der Antrag auf Abschaffung der Hinübersetzung bei der Schlufsprüfung mit Stimmengleicheit (24 gegen 24), obwohl sich Eidam und Privatdozent Dr. Siebert-München seiner aufs eifrigste annahmen. Von den 9 anwesenden neuphilologischen Lehrern am humanistischen Gymnasium stimmte übrigens nur Eidam dafür. Damit fiel auch der weitere Antrag: An Stelle der abzuschaffenden Hinübersetzung sollen ein Diktat und eine Herübersetzung eingeführt werden.

Noch stärkere Opposition traf Uhlemeyers dritten Antrag: Die dritte Hauptversammlung möge beschliefsen, beim Deutschen Neuphilologentag den Antrag zu stellen, dafs seitens des Deutschen Neuphilologenverbandes die deutsche Regierung

[1]) Breymanns Vortrag ist seitdem in Nr. 85 der Beilage zur Allgemeinen Zeitung erschienen.
[2]) Jedoch erst nach den grofsen Ferien, vgl. Mitteilung S. 431 (Die Red.)

angegangen werde, eine internationale Regelung des fremdsprachlichen Unterrichtes im Sinne der Rezeption einzuleiten.

Ohne Debatte wurde dagegen der Antrag des Studienlehrers Fauner-Annweiler angenommen, ähnlich wie bei den Altphilologen pädagogisch-didaktische Seminarien für die Kandidaten der neueren Sprachen vor deren Anstellung zu errichten.

Nach einer aufserordentlich fröhlichen geselligen Zusammenkunft in einem Separatzimmer des Kgl. Hofbräuhauses, in welcher gediegene musikalische Produktionen mit den köstlichsten Gaben des Humors wechselten und die ein erfreuliches Bild von dem freundschaftlichen Zusammenwirken der Dozenten der drei bayerischen Landesuniversitäten mit ihren ehemaligen Hörern gewährte, fanden am Mittwoch die Sektionssitzungen statt.

Hinsichtlich der französischen und englischen Lektüre hatten G.-L. Dr. Manger-Zweibrücken und R.-G.-L. Dr. Bock-Nürnberg gründliche Referate ausgearbeitet und wurden ersucht, ersterer für das humanistische, letzterer für das Realgymnasium das bereits vorhandene und noch einlaufende Material zu Kanons zusammenzustellen. Das gleiche soll an der Realschule durch den Referenten Reallehrer Müller-Kulmbach geschehen.

Lebhaften Meinungsaustausch veranlafsten die Ausführungen des Reallehrers Dr. Wimmer-Zweibrücken bezüglich der Art und Weise, wie das französische Diktat an den bayerischen Realschulen zu gestalten sei. Man einigte sich schliefslich für ein zweimaliges Vorsprechen des Textes in Sprechtakten und nochmalige zusammenhängende Lesung, während eine solche am Anfang, vor dem taktmäfsigen Dictée, zu unterlassen sei.

In der noch am selben Vormittag abgehaltenen Allgemeinen Sitzung, welcher wiederum Ministerialrat Schätz anwohnte, fanden die Ausführungen des U.-P. Dr. Schneegans-Würzburg, dafs an allen bayerischen Universitäten Lektoren für französische und englische Sprache und in München ein solcher auch für das Italienische anzustellen seien, wie es an allen deutschen Hochschulen wenigstens für die beiden ersten Sprachen der Fall sei, ungeteilten Beifall und einstimmige Annahme des betreffenden Antrages. Das gleiche Interesse wurde der Rede des U.-P. Dr. Varnhagen-Erlangen entgegengebracht, zumal dieser in unwiderleglichen Worten und drastischen Beispielen die jetzige neuphilologische Prüfungsordnung kritisierte und die nachgewiesenen Übelstände abzuschaffen beantragte. Seine Rede, die hauptsächlich die unzuträgliche Präponderanz des deutschen Aufsatzes beleuchtete, fand keinen Widerspruch. Bezüglich Vorarbeiten für eine neue Prüfungsordnung wurde eine Kommission von 3 Universitäts- und 3 Mittelschullehrern mit dem Rechte der Kooptation eingesetzt, deren Vorschläge seinerzeit der obersten Schulbehörden zu unterbreiten sind.

In der Nachmittagssitzung berichtete U.-P. Dr. Breymann ausführlich über die Entstehung der in den letzten Jahren für die Mittelschulen getroffenen Lehrprogramme, Instruktionen und über die gebilligten Lehrmittel. Hierauf referierte Dr. Rosenbauer über Abänderungsvorschläge zum Lehrprogramm, von welchen wir lediglich den Beschluls erwähnen, Chrestomathien seien auch an den humanistischen Gymnasien zu gestatten.

Die Neuwahl des Ausschusses für die nächsten beiden Jahre ergab: G.-P. Dr. Christoph-München, 1. Vorsitzender; Dr. Martin, Lehrer an der Höheren Töchterschule München, 2. Vorsitzender; Dr. Gafsner, Lehrer an der Kadettenschule, Kassier; Reallehrer Dr. Öftering-München, Schriftführer; Reallehrer Dr. Herberich-München, Industrieschulprofessor Rösle-Augsburg, G.-P. Eidam-Nürnberg als Beisitzer.

Wenn mir einige persönliche Schlufsbemerkungen gestattet sind, so ist es zunächst die, dafs ich den Eindruck bekam, als sei die Begeisterung für die induktive Methode, deren Wunderkraft seinerzeit gepriesen wurde wie das catholicon d'Espagne von dem Charlatan in der Satire Menippée, im Schwinden. Die „Zeitschrift für französischen und englischen Unterricht" von Kaluza, Koschwitz und Thurau scheint also manchem bei eigener Erfahrung die Augen etwas geöffnet zu haben. Sehr erfreulich ist, dafs von einer zu grofsen Betonung einer elementaren Sprechfertigkeit niemand mehr etwas wissen will und jedermann überzeugt ist, an den humanistischen Gymnasien müsse endlich einmal eine Vermehrung der französischen Stunden eintreten, selbst wenn den bisherigen Lehrern aus der übergrofsen Anzahl der nach

Verwendung bang sich sehnenden Kandidaten Assistenten beigegeben werden müssen. Im Falle nicht vollständig ausreichender Beschäftigung könnten dieselben ja den Kollegen der klassischen Philologie Geographiestunden abnehmen. Auf gleiche Weise halte ich auch den Lektorenmangel an den Universitäten Erlangen und Würzburg für „ein bayerisches Reservatrecht“ zweifelhaften Wertes, da ich selbst als Universitätsstudent in Straßburg und in Heidelberg die Wohltat der Lektorate empfunden habe. Dagegen kann ich mich — man verzeihe diese Ketzerei — weder für die Errichtung von Oberrealschulen noch für pädagogisch-didaktische Seminarien erwärmen.

Würzburg. Dr. Hans Modlmayr.

Dr. K. Reiserts Lehr- und Übungsbuch der Gabelsbergerschen Stenographie. I. Teil.

(Entgegnung auf die Besprechung Bl. S. 292 ff. Zugleich über einige dunkle Punkte der Systemurkunde.)

Nur sehr schwer konnte ich mich entschließen, auf die oben bezeichnete Besprechung des Herrn Kollegen Dr. Ferd. Ruefs zu erwidern.

Meinem im September v. Js. erschienenen Buch folgte nämlich im November das „Lehrbuch der Stenographie nach dem System G.s von Dr. Ferd. Ruefs“, auf das ich mich in meiner Entgegnung öfter beziehen muß. Es ist aber immer etwas Mißliches auf die Arbeiten eines unmittelbaren „Konkurrenten“ eingehen zu müssen. Wenn ich mich nun gleichwohl mit der Besprechnng des Herrn Dr. Ruefs näher befasse, so nötigt mich dazu der Umstand, daß znnächst seine allgemeinen Beanstandungen in wesentlich anderem Lichte oder zum Teil ganz unbegründet erscheinen, wenn man alle bei der Kritik zu erwägenden Punkte berücksichtigt, daß ferner mehrere Schreibweisen meines Buches für falsch erklärt sind, die sich aus der S. U. als richtig erweisen lassen, und daß es endlich der Herr Rezensent in mehreren strittigen Punkten unterlassen hat, seinen Standpunkt zu begründen. Denn jede Kritik soll doch auch Positives leisten.

Fürs erste beanstandet nun der H. Rez., „daß ich auf einmal zu viel biete und den Lernenden ermüde“. Aber eine Vergleichung mit anderen Lehrbüchern, so auch mit seinem eigenen, zeigt, daß der Verwurf in dieser Allgemeinheit unbegründet ist. Denn was z. B. der Schüler bei R. auf den ersten 8½ Seiten fast nur mechanisch sich einprägen muß, das wird von mir auf 21½ Seiten (S. 14—36) in stufenmäßiger Reihenfolge nnd in kleinen Abschnitten vorgeführt und in zahlreichen Wort- und auch schon Satzbeispielen geübt. Und ebensowenig wird man den Vorwurf aufrecht erhalten können, wenn man anßerdem vergleicht, daß ich z. B. „die gebräuchlichsten Vor- und Nachsilben schon in die Lehre von der Vokalisation einreihe“, während andere (auch der H. Rez.) alle Vor- und Nachsilben auf einmal bringen usw.[1])

Bei dem zweiten Vorwurf betr. „die Unmasse von Rückverweisungen und Wiederholungen“ hat der H. Rez. nnberücksichtigt gelassen, daß ich mein Buch in bewußter Absicht „Lehr- und Übungsbuch“ genannt habe und daß die „Rückverweisungen und Wiederholungen“ (von denen die ersten übrigens ohne weiteres ganz weggelassen werden könnten, da sie nur znr Erleichterung für Lehrer und Lernende namentlich beim Selbstunterrichte beigesetzt sind) zum weitaus größten Teil auf die Beispiele und den Übungsstoff treffen, daß endlich die „Wiederholungen“ auch nicht ein bloßes Wiederaufwärmen sind, sondern höheren didaktischen Zwecken dienen (der weiteren Begründung und Vertiefung), was auch von anderer Seite, z. B. in der Dtsch. Sten. Ztg. vom 20. Dez. 1903, anerkannt wurde, wo es heißt: „So stellt sich das Buch überall als die Arbeit eines erfahrenen Schulmannes dar.“

Auch der dritte Vorwurf betr. die nicht immer genaue und präzise Fassung der Regeln ist durch die zwei angeführten Fälle sicher nicht genügend begründet, ganz abgesehen davon, daß die für den ersten Fall angezogene Regel der S. U. auch bei mir (S. 51) steht und ebenso der allgemeine Grundsatz für die Vokalstellvertretung

[1]) Man vgl. zu diesem Punkte auch die unterdessen erschienene Besprechung meines Lehrbuches im „Korrespondenzblatt“ (Amtl. Zeitschr. des K. Sten. Instituts zu Dresden) 1904, Nr. 5 S. 160 ff., wo es heißt: „Löblicherweise hält sich der Verf. bei diesem logischen Aufbau von dem Fehler vieler anderer Lehrbücher frei, dem Schüler nun in den einzelnen Abschnitten z. B. bei den Konsonanzen zuviel zuzumuten. Der Stoff ist vielmehr durch geschickte Anordnung etc.“ —

schon S. 13 ein für allemal gelehrt ist. Wozu also in jedem einzelnen Fall die „Rückverweisung“?

Beim vierten Vorwurf endlich, dafs „die Satzbeispiele gröfstenteils ebenso öde und geisttötend seien, wie in vielen anderen Lehrbüchern“, hat es der H. Rez. unterlassen zu berücksichtigen, 1. was ich bieten wollte und 2. was ich bieten konnte. Denn wenn ich schon in der ersten Lektion „Sätzchen“ bringe (während z. B. der H. Rez. wartet bis nach der Darstellung sämtlicher Konsonantenzeichen, der Vokale e und a), so kann ich fast nur mit Eigenem dienen. Aber ich wollte auch nicht immer ‚mit dem Dichter‘ reden und habe im Vorwort ausdrücklich nur zahlreiche anschauliche und belehrende Beispiele (nicht ‚anregende‘ wie der H. Rez. falsch zitiert) und möglichst inhaltreiche Einzelsätze versprochen, schon deswegen, weil doch ein stenographisches Lehrbuch für Leute mit verschiedenster Vorbildung dienen soll, und dann, weil die Einübung des Lehrstoffes die Hauptsache sein mufs. Aufserdem habe ich mich aber noch bemüht, leichtere und schwerere Sätze in einer für den Schüler aufmunternden Weise abwechseln zu lassen, dabei aber mich ängstlich davor gehütet, trivial zu werden, während z. B. R. bei seinem System, nur Dichterstellen zu bringen, sich genötigt sieht, diesen oft geradezu Gewalt anzutun, indem er nur abgerissene Wörter oder Satzteile und Nebensätze ohne Hauptsatz zitieren mufs, wie z. B. die Lesübung aus Schillers Glocke (II, 23) zeigt: „Festgemauert in der Erden. Von der Stirne heifs. Was durch die schwache Kraft entspringt. Da wird es von uns zeugen laut“ u. s. w.

Was dann die falschen Schreibweisen meines Buches anlangt, so gestehe ich gerne zu, dafs der Ruefs'sche Hinweis mich in ein paar Fällen zu einer anderen Auffassung der S.-U. geführt hat, ich gestehe auch zu, dafs sich noch mehr Fehler vorfinden mögen, als R. aufzählt — aber ist das in einem Buch mit etwa 19000 stenographischen Wörtern etwas so Schlimmes? Ich hätte alle Fehler ‚unschädlich‘ machen können, wenn ich, dem Beispiele des H. Rez. in seinem „Ausführlichen stenographischen Wörterbuche“ (2. Aufl. 1903) folgend, im Vorwort um Indemnität gebeten oder sie im Verzeichnis der Berichtigungen aufgeführt hätte. Aber ich unterliefs beides, weil ich mir dachte, dafs kein Sachverständiger aus offenbaren Schreibversehen (die an anderen Stellen richtig stehen) einen schweren Vorwurf machen könne; denn was müfste man dann dazu sagen, dafs in dem oben angeführten Wörterbuche des H. Rez. unter den 212 Berichtigungen sich wieder mehr als ein Dutzend neue Fehler finden?[1]) Ebenso würde ich mich auch scheuen, es dem H. Rez. allzu schwer anzurechnen, dafs auch sein Lehrbuch nicht frei von Fehlern ist. Denn wenn er im Vorwort desselben sagt, dafs ihm „bei der Bearbeitung zwei Kollegen wesentliche Dienste dadurch geleistet haben, dafs der eine das Manuskript, der andere die Druckbogen durchzusehen die Freundlichkeit hatte“, während ich nur auf mich angewiesen war, so liefert er damit den unumstöfslichen Beweis, dafs es fast unmöglich ist, ein stenographisches Buch ganz ohne Fehler herzustellen, aufser man wollte übermäfsig viel Zeit und Mühe aufwenden. Ich lege deshalb auch auf die mehr als 60 Einzelfehler und falschen Wortbilder (darunter auch mehr als ein Dutzend Verstöfse gegen die Fufspunktregel), die ich angemerkt habe, kein besonderes Gewicht und will nur hinweisen auf die über das ganze Buch sich erstreckende oft ungenaue Behandlung des Binde- oder Vokalstriches (vgl. S.-U. S. 10 und 11), der öfter für ee zu lesen ist statt e, oder auch nicht selten ein e erscheinen läfst, wo es nicht hingehört, oder gar zu ei wird und namentlich bei ü nach einem f nicht mit der S.-U. übereinstimmt, da diese die Verlängerung des f bis zur Oberlinie fordert. Solche Fehler werden sich überall finden.

Dagegen hätte sich der H Rez. äufsern müssen über seine abweichende Darstellung des Inf.-zu (§ 14) und der Silben to usw. (§ 19), ebenso über die von mir verlangte Schreibung von po (pö) ohne Grundstrich, weil dies von anderen bestritten und von ihm nicht klar durchgeführt ist, obwohl die Beispiele der S.-U. zwingend sind. Auch über seine mit der S.-U. nicht übereinstimmende Schreibung der Silben bu, du usw. wäre zu sprechen gewesen und ganz besonders über die von mir aufgestellte Regel, dafs das Inf.-zu als Vorsilbe zu behandeln ist, weil dann Verbindungen wie: zu adeln usw. statthaft sind, während sie R. (S. 27) ausdrücklich für falsch erklärt.

[1]) Ich mufs mich natürlich hier und später nur mit summarischer Angabe begnügen. Spezialverzeichnis steht übrigens zu Diensten.

Ich will endlich nicht weiter sprechen über die doch wohl allzu mechanische Auffassung der betr. Abschnitte der S.-U. S. 34 f. (Verbindungen von Wörtern), wenn man nach R. zwar zusammenschreiben dürfte: habe ich, nicht aber: hast du, ferner: hattest, hättest du, nicht aber: hatten, hätten wir, oder wollten, sollten wir, nicht aber: könnten, dürften wir, sondern wende mich noch kurz zur Betrachtung der Fälle, in welchen die vom H. Rez. als falsch bezeichneten Schreibweisen sich durch die S. U. usw. stützen lassen.

So kann 1) kasteien nach S.-U. S. 6 Reg. 3 auch von oben begonnen werden, weil bei der Schreibung von unten ein Absetzen notwendig wird, während z. B. Anastasius bei R. II, 84 falsch geschrieben ist, weil diese Voraussetzung nicht vorliegt; — 2) Saft mit ausdrücklichem a steht S.-U. 32, ebenso sät 18 (in sättigen); — 3) Main und Rain mit verstärktem ein darf als möglich angenommen werden, möglich, weil ‚ein' S.-U. 4 ohne Einschränkung als verstärkungsfähig bezeichnet ist und auch die Regel S.-U. 19 nicht entgegensteht; also Rebe: Rabe — rein: Rain — Freund: umzäunen; — 4) Kurs und ligurisch mit tiefgestellten r sind nicht falsch; wenn nämlich S.-U. 17 Reg. IV lautet: „Das Zeichen für ur wird nur (in den nachstehenden Fällen) verwendet", so folgt daraus nicht, dafs es in diesen auch immer verwendet werden mufs, und R. selbst schreibt daher Wörterb. 148 Ligurien und in den Verbesserungen 355 sogar Kurszettel mit tiefgestelltem r und ebenso im Lehrb. 42 prokurieren und 18 Dioskuren, obwohl hier ‚kur' doch weit eher als End- oder Nebensilbe zu behandeln ist, wie in antedatieren ‚dat'; — 5) ‚selten' wurde von mir als feststehende Kürzung unter die Sigel eingereiht (s. meine Definition S. 131) mit weit mehr Recht, als R. mehrfach ausdrückliche Sigel der S.-U. nur als unregelmäfsige Schreibungen aufführt. — 6) Da durch die Berichtigung zu S.-U. 29 Reg. 3 die Schreibung von super mit pr als tonlose Endsilbe aufgehoben ist, so mufs dies konsequenterweise auch Geltung haben für Regel 4, wenn z. B. Supernumerar getrennt geschrieben wird, da die Vorsilbe dadurch nicht zu einem selbständigen Worte wird, sondern Wortteil bleibt; oder schreibt man z. B. auch (im umgekehrten Verfahren) Körperteil mit pr, dagegen Körperfülle mit per? — 7) Endlich gründet sich meine Schreibung von implizite und applizieren nicht nur auf S.-U. 9 Reg. 9 e, sondern S. 29 steht replizieren und explizieren ebenso und es schreibt so auch Ruess selbst im Wörterb. S. 102 und 215 und ebenso im Lehrb. 42 reduplizieren und replizieren.

Doch genug! Ich glaube hinlänglich gezeigt zu haben, dafs der H. Rez. mit seinen Beanstandungen durchaus nicht immer im Recht ist.

Würzburg. Dr. K. Reisert.

Personalnachrichten.

Ernannt: a) an humanistischen Anstalten: Dr. Karl Rück, Gymnprof. am Ludwigs-Gymnasium in München, zum Gymnasialrektor in Neuburg a. D.; die nachbenannten Gymnl. zu Gymnprof. befördert und zwar: der Gymnl. am Ludwigs-Gymnasium in München Cölestin Schmid zum Gymnprof. am humanistischen Gymnasium Landau; der Gymnl. für Arithmetik und Mathematik am neuen Gymnasium in Würzburg Joseph Klug zum Gymnprof. für Mathematik und Physik am Realgymnasium Nürnberg und der Gymnl. am humanistischen Gymnasium Landshut Dr. Josef Amsdorf zum Gymnpr. am humanistischen Gymn. in Neuburg a. D.; der Gymnl. am human. Gymnasium Eichstätt Dr. Arnold Pischinger zum Gymnprof. in Ingolstadt; der Gymnl. am Progymnasium St. Ingbert Dr. Frz. Ranuinger auf Ansuchen zum Subrektor an der Lateinschule Hammelburg ernannt; die nachbenannten geprüften Lehramtskandidaten und Assistenten zu Gymnl. ernannt und zwar der Assistent am alten Gymnasium Würzburg Josef Röder zum Gymnl. am Progymnasium St. Ingbert; der Assistent am Progymnasium Nördlingen Dr. Alfred Georg zum Gymnl. am Progymnasium Weissenburg a. S., der Assistent am Progymnasium Schäftlarn Dr. Karl Mederle zum Gymnasiallehrer am humanistischen Gymnasium Lohr, der Assistent am humanistischen Gymnasium Dillingen Rudolf Blümel zum Gymnl. am humanistischen Gymnasium Münnerstadt und der Assistent am physikal. Institute der Universität Würzburg Dr. Karl Stöckl zum Gymnl. für Arithmetik und Mathematik am neuen Gymn. Würzburg; der Assistent am Real-

gymnasium in Nürnberg Dr. Joh. Baurnschmidt zum Gymnl. am humanistischen Gymnasium Dillingen.

b) an Realanstalten: zu Reallehrern wurden ernannt und zwar der Assistent für Chemie und beschreibende Naturwissenschaften der Industrieschule München Joseph Scheck an der Realschule Bad Kissingen und der Assistent für die neueren Sprachen der Realschule Wasserburg Friedrich Kratz an der Realschule Ansbach.

Versetzt auf Ansuchen: a) an humanistischen Gymnasien: der Gmnprof. Dr. Adolf Wilhelm Wunderer am humanistischen Gymnasium Landau an das Wilhelms-Gymnasium in München, der Gymnprof. für Mathematik und Physik Otto Hoffmann vom Realgymnasium Nürnberg an das humanistische Gymnasium Zweibrücken; der Gymnl. Gotthard Brunner vom humanistischen Gymnasium Lohr an das Ludwigs-Gymnasium in München; der Gymnasiallehrer Dr. Anton Huber vom humanistischen Gymnasium Münnerstadt an das humanistische Gymnasium Landshut und der Gymnl. Richard Bezzel vom Progymnasium Weifsenburg a. S. an das neue Gymnasium in Nürnberg; der Gymnprof. Dr. Otto Kronseder vom humanistischen Gymnasium in Ingolstadt an das Ludwigs-Gymnasium in München; der Gymnl. Priester Friedrich Degenhart vom humanistischen Gymnasium Dillingen an das humanistische Gymnasium Eichstätt.

Entlassen auf Ansuchen: a) an humanistischen Anstalten: Dem Gymnl. am neuen Gymnasium in Nürnberg Dr. Georg Schmidt wurde die erbetene Entlassung aus dem bayerischen Staatsdienst bewilligt.

b) an Realanstalten: der Reallehrer für die neueren Sprachen der Realschule Ansbach Dr. Hans Scherer wurde auf Ansuchen aus dem Staatsdienste entlassen und demselben zugleich der Wiedereintritt in diesen Dienst auf die Dauer von drei Jahren vorbehalten.

Assistenten: als Assistenten wurden beigegeben a) an humanistischen Anstalten: dem alten Gymnasium Würzburg der geprüfte Lehramtskandidat Konrad Meyer aus Thiersheim, B.-A. Wunsiedel, dem humanistischen Gymnasium Dillingen der geprüfte Lehramtskandidat Karl Grofs aus Cham, dem Progymnasium Schäftlarn der geprüfte Lehramtskanditat Ludwig Grubmüller aus Aicha v. W., B.-A. Passau, dem Progymnasium Nördlingen der geprüfte Lehramtskandidat Theodor Herrmann aus Schweinfurt.

b) an Realanstalten: der Industrieschule München der geprüfte Lehramtskandidat für Chemie und beschreibende Naturwissenschaften Joh. Kopp aus Sulzbach, dermalen Lehrer an der gewerblichen Fortbildungsschule Sulzbach, und der Realschule Wasserburg a. I. der geprüfte Lehramtskandidat der neueren Sprachen Friedrich Schmidt, zur Zeit Aushilfslehrer an der Kreisrealschule II in Nürnberg.

Stipendien: Folgenden Lehrern der neueren Sprachen wurden Reise-Stipendien zu dem beigesetzten Betrage verliehen: a) 900 M.: 1. Dr. Plazidus Glogger, P., Lehrer am Gymnasium St. Stephan in Augsburg; 2. Jos. Steinmayer, Assistent an der Kreisrealschule I Nürnberg; 3. Heinrich Thyret, Prof. an der Realschule Schweinfurt. b) 700 M.: 4. Dr. Jos. Ebner, Reall. an der Kreisrealschule Passau; 5. Dr. Friedr. Holl, Assistent am Gymnasium Freising; 6. Dr. Friedr. Köhler, Reall. an der Kreisrealschule Kaiserslautern. c) 500 M.: 7. Dr. Ludw. Appel, Reall. an der Kreisrealschule Würzburg; 8. Dr. Friedr. Christoph, Prof. am Maximiliansgymnasium in München; 9. Joseph Maria Fauner, Studienlehrer an der Lateinschule Amweiler; 10. Dr. Otto Fest, Reallehrer an der Kreisrealschule I Nürnberg; 11. Wilh. Kreuter, Reall, an der Kreisrealschule Passau; 12. Herm. Lüst, Gymnl. in Passau; 13. Michael Schlund, Prof. an der Realschule Erlangen; 14. Phil. Schmachtenberger, Reall. an der Realschule Freising; 15. Primus Walter, Gymnl. in Dillingen; 16. Frz. Weinthaler, Prof. am Realgymn. Augsburg. — Gesamtsumme der 16 Reisestipendien 9800 Mark.

In Ruhestand versetzt: a) an humanistischen Anstalten: Der Gymnasialrektor am humanistischen Gymnasium in Neuburg a. D. Johann Einhauser wurde auf Ansuchen wegen körperlichen Leidens und hiedurch herbeigeführter Dienstesunfähigkeit in den dauernden Ruhestand versetzt und demselben bei diesem Anlasse in Anerkennung seiner langjährigen mit Treue und Eifer geleisteten ersprieſslichen Dienste der Titel und Rang eines K. Oberstudienrats verliehen; der Gymnasialprofessor für Mathematik und Physik am humanistischen Gymnasium Zweibrücken Dr. Emil Trutzer wurde auf Ansuchen wegen körperlichen Leidens und hiedurch

herbeigeführter Dienstesunfähigkeit in den dauernden Ruhestand versetzt unter Anerkennung seiner langjährigen mit Treue und Eifer geleisteten Dienste; der Gymnasialprofessor am Wilhelms-Gymnasium in München Max Toussaint auf Ansuchen wegen körperlichen Leidens und hiedurch herbeigeführter Dienstesunfähigkeit in den Ruhestand auf die Dauer eines Jahres versetzt und der zeitlich quieszierte Gymnasiallehrer Franz Steininger, vormals am humanistischen Gymnasium in Straubing, wurde auf Ansuchen wegen Fortdauer seines Leidens und der dadurch herbeigeführten Dienstesunfähigkeit unter Anerkennung seiner mit Treue und Eifer geleisteten Dienste in den dauernden Ruhestand versetzt.

b) an Realanstalten: Der im zeitlichen Ruhestande befindliche Gymnasialprofessor für Chemie und beschreibende Naturwissenschaften des Realgymnasiums München Wilhelm Bachmeyer wurde auf Ansuchen wegen fortdauernden körperlichen Leidens und hiedurch herbeigeführter Dienstesunfähigkeit unter Anerkennung seiner langjährigen mit Treue und Eifer geleisteten Dienste in den dauernden Ruhestand versetzt; der im zeitlichen Ruhestande befindliche Reallehrer für Mathematik und Physik der Realschule Neustadt a. H. Eduard Marx auf Ansuchen wegen fortdauernden körperlichen Leidens und der dadurch herbeigeführten Dienstesunfähigkeit in den dauernden Ruhestand versetzt; der Professor für Chemie und beschreibende Naturwissenschaft der Realschule Bad Kissingen Max Bottler auf Ansuchen wegen körperlichen Leidens und hiedurch herbeigeführter Dienstesunfähigkeit auf die Dauer eines Jahres in den Ruhestand versetzt.

Gestorben: a) an humanistischen Anstalten: Dr. Karl Zettel, Gymnasialprofessor a. D. in München.

b) an Realanstalten: Joh. Gg. Gottlieb Kellermann, Reallehrer a. D. in München.

Professor Dr. Karl Zettel †.

Am 30. März 1904 schied der seit langem in stiller Zurückgezogenheit lebende, aber unermüdlich weiterschaffende Gymnasialprofessor a. D. und Schriftsteller Dr. Karl Zettel aus dem Leben, welcher von der Begründung unserer Gymnasialblätter an bis auf den heutigen Tag ein treuer Mitarbeiter derselben geblieben ist. Aus Anlafs der Feier seines 70. Geburtstages (22. April 1901) wurde in unseren Blättern Jahrg. 1901, S. 317—319 von Freundeshand sein Lebensgang kurz gezeichnet und eine Übersicht über sein schriftstellerisches Wirken gegeben. Darauf mag hiemit verwiesen sein. Hier soll heute nur darauf aufmerksam gemacht werden, dafs der Verstorbene eben noch die letzten Druckbogen korrigieren konnte zum 3. Bändchen seiner Monacensia, welches soeben ausgegeben worden ist.[1]) Als echtes Münchner Kind bietet der anspruchslose und liebenswürdige Dichter bunte Bilder aus Münchens Vergangenheit und Gegenwart, teils in Poesie teils in poetisch klingender Prosa. Man merkt es diesen kleinen Skizzen an, mit welcher Liebe er sie zu wohlabgerundeten Bildern gestaltet hat. Möge sich also sein letzter Wunsch erfüllen, den er in dem kurzen im Februar 1904 niedergeschriebenen Vorworte zum Ausdruck gebracht hat: „Ich gebe mich der freundlichen Hoffnung hin, dafs auch dieses neue Büchlein meinen lieben Stadtgenossen und den bayerischen Landsleuten gefallen möge.“ — Nebenbei bemerkt schmückt das Bändchen auch ein wohlgelungenes Bildnis des Dichters.

Vorläufige Mitteilung über den Inhalt des Heftes 7/8.

Das nächste Doppelheft 7/8 (Juli-August) unserer Blätter, welches wo möglich noch vor den Ferien ausgegeben werden soll, wird vollständig ausgefüllt werden durch eine inhaltreiche Abhandlung unseres derzeitigen Vereinsvorstandes, Prof. Brand, Die Entwicklung des Gymnasiallehrerstandes in Bayern von 1773—1904. Weiteres für unsere Blätter bestimmtes Manuskript kann daher in diesem Hefte nicht abgedruckt werden.

Die Redaktion.

[1]) Monacensia. Zeit und Stimmungsbilder aus Alt- und Jungmünchen. Von Dr. Karl Zettel. Dritte Folge. München 1904. J. Lindauersche Buchhandlung (Schöpping). 177 S. Preis br. 1 M. 50 Pf., geb. 2 M. 30 Pf.

Bericht

über das Ergebnis der Umfrage betr. den Physikunterricht an den Gymnasien und Realschulen Bayerns.

Die Sektion Bayern des deutschen Vereins zur Förderung des Unterrichts in Mathematik und Naturwissenschaften versandte anfangs Mai 1904 folgenden Auszug aus dem in der Sitzung vom 9. IV. 04 in Nürnberg erstatteten Bericht über das Ergebnis der Umfrage betr. den Physikunterricht an den Gymnasien und Realschulen: Die nach dem von der Sektion ausgegebenen „Normal-Inventur" gemessene Reichhaltigkeit der Sammlungen ist durchschnittlich

für die Gymnasien $60 \pm 10\%$
„ „ Realschulen $81 \pm 10\%$

Im günstigsten Falle waren an den Gymnasien 161
„ „ „ „ „ „ Realschulen 192
von den 192 Nummern des Verzeichnisses,
im ungünstigsten Falle an den Gymnasien 85
„ „ „ „ „ „ Realschulen 94 Nummern vorhanden.

Der Jahresetat für Physik und phys.-math. Bibliothek ergibt sich im Durchschnitt
für 42 Gymnasien zu 136 ± 90 ℳ,
„ 44 Realschulen „ 278 ± 152 ℳ.

An 7 Gymnasien und an 4 Realschulen wird keine physik. und mathem. Zeitschrift gehalten.

Bisheriger jährlicher Gesamtaufwand für Physik und Spezialbibliothek
an 44 Gymnasien ca. 6000 ℳ,
„ 54 Realschulen ca. 15000 ℳ.

	wünschen		wünschen nicht	
Verteilung des Physikunterrichts auf Kl. 7, 8 u. 9 des Gymn. bzw. auf Kl. 5 u. 6 der Realschule	Gymn.	Realsch.	Gymn.	Realsch.
Erhöhung der Stundenzahl für Physik	25	10	19	38
Propädeutische Experimente	20	26	24	22
Fakultative Schülerübungen	10	10	34	38
Behandlung der chem. Grundgesetze im Gymnasium	22	27	22	21
	30	—	14	—

Auf Grund der statistischen Erhebung und des Abstimmungsergebnisses wurden dem Kgl. Staatsministerium d. I. f. K.- u. Sch.-A. folgende Wünsche unterbreitet:

I. Das Kgl. Staatsministerium möge veranlassen, dafs an allen Gymnasien und Realschulen künftig der Etat für Physik und math.-phys. Spezialbibliothek auf mindestens 300 ℳ p. Jahr erhöht werde.

II. Das Kgl. Staatsministerium möge zeitweise gröfsere Summen zur gleichzeitigen Anschaffung kostspieligerer Apparate an mehreren Mittelschulen verwenden und, wie bisher, wissenschaftliche Arbeiten der Lehrer für Mathematik und Physik durch Anschaffung geeigneter Messinstrumente unterstützen.

III. Das Kgl. Staatsministerium möge anordnen oder wenigstens zulassen, dafs künftig in den Gymnasien der Physikunterricht auch auf die Oberklasse verteilt werde, derart, dafs jede der 3 letzten Gymnasialklassen mit je 2 Stunden an demselben beteiligt ist.

IV. Das Kgl. Staatsministerium möge anordnen, dafs an den Realschulen die durch Einziehung der Rechenstunden in Klasse 5 und 6 gewonnene Zeit der Weiterführung und Wiederholung des mathematischen und physikalischen Unterrichtsstoffes zugewendet werde.

V. Das Kgl. Staatsministerium möge zulassen, dafs an den Gymnasien und Realschulen, welche über die geeigneten Räumlichkeiten verfügen, fakultative Schülerübungen aus dem Bereich der Physik ausgeführt werden und nötigenfalls entsprechende Geldmittel zur Verfügung stellen.

Die Erfüllung der unter I. vorgetragenen Bitte würde
für die Gymnasien eine Mehrausgabe von ca. 7500 ℳ p. Jahr
„ „ Realschulen „ „ „ „ 3800 ℳ „ „ veranlassen.

Seite
Schulnachrichten 193
Die 8. Hauptversammlung des Bayerischen Realschulmännervereins in München am 26.—27. März 1910. Referat von Realmayer 193
Die K. Bayerische Lehr- u. Prüfungsbücher für Gymnasien, Studienseminare, Lyzeen, Realgymnasien, Realschulen und Progymnasien. Zusammengestellt nach dem Stande vom 1. Juli 1910. Nachtrag über einige dritte Bücher der Serien gebunden 197
Personalnachrichten 198
Professor Dr. Karl Bertel † 201
Verlagsanzeigen 201
Vorschlag: Mitteilung über das Inhalt des nächsten Heftes 201
Ergebnis der Umfrage betr. den Physikunterricht an den Gymnasien u. Realschulen in Bayern 202

In Anschluß an die Gründung des Gymnasialvereinsverbandes wurde auch an den ersten Vorstand, Gymnasialrektor Eugen Bauer in München (Adalbertstr. XVIII) oder an den Schriftführer des Vereins, Gymnasialprofessor Dr. Aug. Stapfer in München (Prinzregentstr. XVIII) wenden, **alle die Redaktion dieser Blätter betreffenden Zuschriften sind an den Redakteur, Gymnasialprofessor Dr. Joh. Meßner in München, Schellingstrasse 3, Gartengebäude II/r. zu richten**, jedoch möge Artikel über Standesverhältnisse direkt an den 1. Vorsitzenden gesandt werden.

Alle die Zusendung unserer Zeitschrift betreffenden Reklamationen oder Mitteilungen sind an den Verwaltungs-Gymnasialprofessor Dr. Friedrich Berger in München (Theresienstr. XVIII) zu richten.

Früheren Jahrgänge unserer Zeitschrift können durch den Verein soweit noch Vorräte vorhanden sind, zu ermäßigten Preisen durch den Ausschußmitglied Gymnasialprofessor Joseph Kastner, München, Ludwigsgymnasium, bezogen werden.

Das sehr verehrliche Mitgliedern dieses Vereins, die Bezahlung des Beitrages für das Vereinsjahr 1910/11 gefl. sofort einzusenden. Auf diese Weise ersparen sie dem Vereinskassier viele Mühe und Arbeit, und den jährlich wiederkehrenden Mahnungen. Wir bitten die verehrl. Herren Obmänner ebenfalls, wenn möglich, die Beiträge der Vereinsmitglieder sammeln zu wollen. Auch diesmal wurden gebeten, diese Beiträge den Herren Kassenverwaltern einzusenden. Die Red.

An die Herren Obmänner.

Der Einschluß wegen wird der Beitrag einer 10 Pf.-Marke in die Umschläge bei Versendung der Hefte kaum zweckmäßig gefunden. Die Anzeigen bei Einsendung der Vereinsbeiträge in Abrechnung zu bringen.

Diesem Hefte liegen folgende Beilagen bei:
1. Ed. Avenarius' Verlag, Wermsdorf.
2. C. L. Krabbes Verlag, Leipzig.
3. B. Teubner Verlag, Berlin.
4. K. A. Brockhaus Verlag, Leipzig.
5. Carl Duncker Verlag, Berlin.
6. J. Lindauersche Buchhandlung, München.
7. Modern Philology, Journal Verlag, Charlottenburg.
8. Wilh. Ruprecht, Göttingen.
9. Weidmannsche Buchhandlung, Berlin.

Ein
Gymnasialprofessoren-Uniform,
noch sehr gut erhalten, mittlere Figur, mittlere Größe, ist **billig zu verkaufen**. Näheres durch die Redaktion.

Im Verlage von Ferdinand Schöningh in Paderborn erschien [illegible]

Die Idee und die Hauptcharaktere der Nibelungen. [illegible]

Die Schrift verfolgt den Zweck, [illegible] Würdigung der Nibelungen zu liefern.

PIANOS von 2 bis 2 **HARMONIUMS**

[illegible] Abzug der Firma [illegible]

Spez.: PIANINOS [illegible]

Wilh. Rudolph, Giessen [illegible]

Schöningh'sche Klassiker-Ausgaben mit Erläuterungen.

Neueste Bände. Shakespeares Hamlet. [illegible]

Dr. F. Wolfersteiner [illegible] M 1.20.

Prosaschriften von Goethe. [illegible]

[illegible]

— Verlag von Ferdinand Schöningh in Paderborn. —

Spenneckens Schulfeder Nr. 11 [illegible]

[illegible]

Lichtbilder-
Projektions-Apparate.

Verlangen Sie sofort
unsern Katalog.
Bildersorten [illegible]

Ed. Liesegang, Düsseldorf 78.

Erstklassige Fabrikate.

Firma 1870 gegründet.
[illegible]

Emmer-Pianinos Flügel — Harmoniums.

Fabrik **Wilhelm Emmer**
Berlin SO. Kaiserstr.

Längste Garantie.

[illegible]

BLÄTTER

FÜR DAS

GYMNASIAL-SCHULWESEN

HERAUSGEGEBEN VOM

BAYER. GYMNASIALLEHRERVEREIN

REDIGIERT VON

DR. JOHANN MELBER.

VIERZIGSTER BAND.

VII. & VIII. HEFT.

JULI-AUGUST.

MÜNCHEN. 1904.
J. LINDAUER'SCHE BUCHHANDLUNG.
(SCHÖPPING.)

Die Blätter für das Gymnasialschulwesen, das Organ des Bayer. Gymnasiallehrervereines, erscheinen in 6 Heften jährlich im Gesamtumfange von 45 Bogen und kosten für Nichtmitglieder M. 9.

Inhalt des VII. & VIII. Heftes.

Abhandlung

E. Brand, Die Reformen des Gymnasialschulwesens in Bayern im Jahre 1902 481

In Vereinsangelegenheiten des Gymnasiallehrervereins wolle man sich an den ersten Vorstand, Gymnasialprofessor Dr. Brand in München, ehemalige Schillerstraße 25/III oder an den zweiten Vorstand, Gymnasialrektor Dr. Arp, ebenda in Maximilianeum (Bayerstraße 27/II) wenden. **Alle die Redaktion dieser Blätter betreffenden Zuschriften sind an den Redakteur, Gymnasialprofessor Dr. Joh. Welker in München, Seitzstraße 3, Gartengebäude III/r., zu richten.** Jedem solchen Artikel über Vereinsangelegenheiten wird es das 1. Vereinsvorstand gestattet werden.

Für die Einsendung unserer Zeitschrift entstehende Buchhandlungen und Postanstalten sind an den Verantwortlichen, Gymnasialrektor Dr. Friedrich Bothe in München (Thierschstr. 24/III) zu senden.

Jedem Eingang unserer Zeitschrift Aufmerksamkeit schenken, wird der Verein durch die Veröffentlichung derselben zu wenigstens Preise durch die Abonnentenzahl Gymnasialprofessor Joseph Zwerger, München, Luitpoldgymnasium, belohnt werden.

Den sehr geehrten Mitgliedern diene zur Kenntnis, daß jeder an Regierungsexemplaren, sowie jeglichen die Anzeige der Beiträge (Abhandlungen und Rezensionen) nachteilig und den jeweilig ausgegebenen Heften an die lieben Herren Abonnenten versandt werden sollen. Letzteres könnte gewiß dem Interesse der Herren Abonnenten zu Hergehen. [Die Red.]

An die Herren Abonnenten.

Der Einschluß unserer Zeitschrift an die Anfrage einer 10 Pfg. Marke in die Postkasse des Versandes der Blätter könnte unterbleiben und erhalten die Abonnenten bei Einsendung des Vereinsbeitrags in Abrechnung gebracht.

Unserer Zeitschrift liegen folgende Prospekte bei:

1. Holzing & Pontes, Stuttgart.
2. Karl Schöningh, Paderborn.
3. Hunter & Reiser, München.

J. Lindauersche Buchhandlung (Schöpping) München.

Zweckmäßig und Schönheitlich vervollständigt:

K. Reiserts Taschenbuch

für die

Lehrer an höheren Unterrichtsanstalten.

XVII. Jahrgang 1904/05.

Mit Beiträgen: Personalstatus der Gymnasien, Progymnasien, Lateinschulen, Realgymnasien, Realschulen und Lehrerinnenschulen nach Amtlichen Quellen vom 1. September 1904.

Preis eleg. gebd. 1.50 M.

Die Entwicklung des Gymnasiallehrerstandes in Bayern

von

1773—1904

dargestellt von

EUGEN BRAND,
Kgl. Gymnasialprofessor am Ludwigsgymnasium in München.

Vorrede.

Seit längerer Zeit mit der neueren Schulgeschichte beschäftigt fafste ich den Entschlufs, die Entwicklung des Gymnasiallehrerstandes in Bayern seit der Aufhebung des Jesuitenordens im Jahre 1773 meinen Vereinsgenossen darzulegen. Für manche Kollegen werde ich nur wenig Neues bringen. Doch den meisten, namentlich den jüngeren, dürfte sehr vieles unbekannt sein. Wollen wir aber die gegenwärtigen Verhältnisse verstehen und richtig würdigen, so müssen wir die früheren kennen. Man möge es mir deshalb zugute halten, wenn meine Ausführungen und Hinweise manchmal nicht eben kurz ausfielen, wie ich es ursprünglich beabsichtigt hatte.

Wenn ich das Jahr 1773 als Ausgangspunkt nehme, so liegt der Grund darin, dafs vor dieser Zeit kaum die Anfänge eines Gymnasiallehrerstandes zu finden sind. In den katholischen Gegenden war die wissenschaftliche Ausbildung der Jugend den einzelnen Orden, besonders den Jesuiten, überlassen. Erst mit der Aufhebung der Klöster begann die Laisierung des Unterrichtswesens. Auch an den protestantischen Gymnasien wirkten zumeist Theologen einige Zeit als Lehrer, bis sie zu einer Pfarrstelle gelangten; nur die Rektoren waren hier meist Männer, welche das Lehramt sich zur Lebensaufgabe gesetzt hatten.

München, Mai 1904.

Eugen Brand.

I. Periode: 1773—1799.

Am 28. März 1759 war die Akademie der Wissenschaften zu München ins Leben getreten. Von ihr aus ging vor allem der Kampf gegen die Jesuiten, welche das höhere Schulwesen in Händen hatten.[1] Peter von Osterwald geifselte in einer Akademierede das Jesuitenlatein.[2] Adam Freih. von Ickstatt erhob den Vorwurf, dafs unreife Leute, die eben erst die Schule verlassen hätten, nur vorübergehend als Lehrer wirkten und das Lehramt als Durchgangsposten für höhere Stellen betrachteten.[3] Heinrich Braun[4] setzte den Kampf gegen die Jesuiten[5] fort. In die Enge getrieben sahen sich diese veranlafst, selbst Abänderungsvorschläge ihrer Schulorganisation zu machen.[6] Ehe aber die schon genehmigten Pläne zur Einführung gelangten, ward der Orden durch das bekannte Breve des Papstes Clemens XIV. „Dominus ac Redemptor noster" **(21. Juli 1773)** aufgehoben und seine Güter wurden eingezogen.

Mit der Leitung des Schulwesens übernahm der Staat auch die Pflicht für den Unterhalt der Schulen und der Lehrer zu sorgen. Hiezu verwendete man einen Teil von den Zinsen aus dem Jesuitenfond.[7] Der Mangel an den nötigen Mitteln für die Schulen, ferner die Absicht die Jesuitenpensionen zu sparen, sowie die Schwierigkeit sofort neue Lehrer zu finden zwangen die Schulverwaltung die

---

[1] Franz Maria Baader: Was hat die Stiftung der Akademie zur Aufklärung des Vaterlandes beygetragen? Akad. Rede, 1783. (München). — Lor. Westenrieder: Geschichte der baierischen Akademie der Wissenschaften. 1. Theil. München 1784.

[2] Akad. Rede von der lateinischen Sprachlehre. 1765. (München). — J. Gebele: Peter von Osterwald, kurbayerischer geheimer Rat etc. Ein Beitrag zur Geschichte der Aufklärung in Bayern unter Kurfürst Max III. München 1891.

[3] Aug. Kluckhohn: Der Freiherr von Ickstatt und das Unterrichtswesen in Bayern unter dem Kurfürsten Maximilian Joseph. Akad. Rede vom 25. Juli 1868. 1869. (München). — Vergleiche: „Zu den Zeiten der Jesuiten war das Lehramt ein institutsmäfsiges Geschäft. Wer in die Gesellschaft trat, mufste lehren." (Beyträge zu einer Schul- und Erziehungsgeschichte in Bayern. 1778. pag. 230—231).

[4] H. Braun: Beantwortete Fragen von der Lehrart in den lateinischen Schulen. München 1767.

[5] Ign. Weitenauer: Fragen über die Lehrart in den lateinischen Schulen. 1765.

[6] J. Gebele pag. 123—125.

[7] Derselbe soll 7 382 500 fl. betragen haben.

Exjesuiten als Lehrer beizubehalten; nur die Rektorate wurden Weltgeistlichen übertragen.[1])

Vergeblich forderte damals die Schrift „Wie sind die Plätze der PP. Jesuiten in den Schulen zu ersetzen, wenn ihr Institut aufgehoben ist?“[2]) die Anstellung von Weltgeistlichen oder noch besser von Weltlichen als Professoren „aus Staatsgründen“.[3]) Dagegen sprach sich in der Schulkommission der damalige Finanzminister Freih. von Berchem aus, weil der Schulfond durch die Pensionen der unbrauchbar gewordenen Professoren und deren Familien zu sehr belastet würde.[4]) Nur an den Realschulen in München, Amberg und Burghausen waren grofsenteils weltliche Lehrer verwendet.[5])

Schon die **erste Schulordnung (1774),** von Steeb und Kohlmann verfafst, bestimmte in § XIV über den Rang der Professoren:[6])

„Ingleichen trägt das äufserliche Ansehen der Schulrectoren und Professoren zur inneren Besserung der Schulen sehr vieles bey. Dessentwegen wolle Se. kurfürstl. Durchlaucht, dafs beyde (so lange sie in officio stehen) als siegelmäfsig[7]) gehalten, sohin solchen von den Collegien (exclusive des Schuldirectorii und der Schulcommifsionen) keine Signaturen, sondern Befehle zugefertiget, auch sie in dem Range nach den wirklichen und Titularräthen zu gehen haben sollen.“

Der folgende § XV sagte über die Anstellung der Lehrer:

„Wenn es auf Translocationen oder wirkliche Amotionen oder aber auf Anstellungen neuer Professoren ankömmt, so mufs Sr. kurfürstl. Durchlaucht der mündliche Vortrag durch das Schuldirectorium hierüber gemacht und Ihre höchste Entschlüfsung erbethen werden.“

---

[1]) Ausführlich wird über diese Zeit gehandelt in folgenden Schriften:

a) Martin Gückel: Heinrich Braun und die bayerischen Schulen von 1770—1781. München 1891.

b) L. Wolfram: H. Braun. Ein Beitrag zur Aufklärungsepoche in Bayern. München 1892.

c) Gg. Lurz: Zur Geschichte der bayerischen Schulreformation in der Aufklärungsepoche. (In den Mitteilungen d. Gesellschaft f. Deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte. XIII. Jahrg. 4. Heft pag. 261—287).

[2]) Beantwortet von J. M. P. (Pseudonym von H. Braun?) Frankfurt 1773. (cf. M. Gückel pag. 42 und L. Wolfram pag. 37).

[3]) Kurfürstliche (Lyzeen und) Gymnasien bestanden damals in München, Amberg, Burghausen, Landshut, Straubing, Landsberg, Mindelheim, Ingolstadt.

[4]) cf. M. Gückel pag. 42.

[5]) Eine Zusammenstellung der Lehrer von 1773/74 befindet sich als Manuskript in der Universitätsbibliothek zu München (Cod. Ms. 413).

[6]) Schulordnung vom 8. Oktober 1774. Alle Lehrer an den höheren Schulen werden Professoren genannt.

[7]) Nach Max v. Seydel (Bayerisches Staatsrecht, I. Bd. pag. 17) stand das Recht der Siegelmäfsigkeit neben dem Adel den Graduierten der Rechte, der Theologie und der Medizin, den Oberoffizieren, den Priestern, dem Bürgermeister und den Patriziern der Hauptstadt, sowie den höheren Staatsbeamten zu und gab den Inhabern verschiedene Rechte auf dem Gebiete des bürgerlichen Rechtes, im Prozefsrechte und in der freiwilligen Gerichtsbarkeit. (Errichtung

Auch für den Gehalt der Lehrer soll gesorgt werden. Deshalb wurde im § XVII erklärt:

„Werden Se. kurfürstl. Durchlaucht den Bedacht nehmen, dafs (sobald es möglich) ein gewisses Quantum zur Unterhaltung der Professoren und des gesammten Schulwesens ausgeworfen und von der kurfürstlichen Fundationsgüterdeputation [1]) an das Schuldirectorium der weiteren Dispositionswillen in quatemberlichen Ratis allezeit ohne Abgang entrichtet werde."

Ferner wurden über die Kleidung der Lehrer Bestimmungen getroffen. Es lautete § XL:

„Zur Erhaltung einiger Gleichförmigkeit will man also, dafs die Schulrectoren und Professoren sowohl der oberen als der niederen Schulen, sie mögen Weltpriester, Exjesuiten oder wessen Ordens sonst seyn, in Gottesdiensten, Schulen, öffentlichen Prüfungen, Disputationen oder wo sie noch vi officii und als Professoren sich zu zeigen haben, in einem langen schwarzen Talar mit einem breiten Kragen und halbabgeschnittenen Ärmeln und wenn sie Sr. kurfürstl. Durchlaucht die unterthänigste Aufwartung machen, noch dazu mit langen Mänteln; die weltlichen Professoren hingegen in Degen und mit rothen Mänteln erscheinen sollen. Wo man aufserdem die von jedem gebrauchte Kleidung einsweilen noch hingehen, doch allen die Reinlichkeit auf das beste empfohlen haben will."

Nach dem § LXIX sollen bei Beginn des Schuljahres die neuangestellten Professoren vereidigt werden und „sodann das Glaubensbekenntnifs mit dem gewöhnlichen Anhange de immaculata Conceptione ablegen."

Den Rang der Professoren unter sich regelte § CIV dahin, dafs er sich „secundum diem der Anstellungsresolution ohne Unterschied der Real-, gymnastischen oder oberen Schulen" und bei den zu gleicher Zeit angestellten Lehrern „secundum senium Sacerdotii" richten solle, „wobei die Schulrectores den Vorgang unter den Professoren zu geniefsen" hätten. [2])

An Gehalt bezog der Lyzealrektor in München 600 fl., auswärts 500 oder 400 fl. Die Professoren an Lyzeen und Gymnasien erhielten 500 fl., in den kleineren Orten 400 oder 300 fl. Der ganze Aufwand für die höheren Schulen betrug im Jahre 1774: 30600 fl. Durch die Vermehrung der Klassen besonders in der Hauptstadt erhöhten sich die Ausgaben, so dafs sie für das Jahr 1777 auf 47217 fl. anwuchsen. [3])

---

von Privaturkunden mit der Kraft öffentlicher Urkunden, Fertigung von Vollmachten, Verträgen etc.)

[1]) Diese Kommission hatte die Verwaltung des eingezogenen Jesuitenbesitzes und der daraus eingehenden Gelder. Cf. Pragmatische Geschichte der Schulreformation in Baiern aus ächten Quellen. 1783. pag. 94–96. (Von H. Braun? cf. M. Gückel [Anhang] und L. Wolfram pag. 72 und 95).

[2]) Für die Beibehaltung des „Klafslehrersystems" soll vor allem Kreittmayr eingetreten sein. Cf. Prantl: Bavaria I, 1. Bd. pag. 555.

[3]) M. Gückel pag. 67 und 71.

Da aber der Jesuitenfond aufserdem die Kosten für den Gottesdienst, den bis dahin die Jesuiten abgehalten hatten, sowie zur Errichtung von Priesterhäusern, Universitätsgebäuden und Bibliotheken zu bestreiten hatte, so mufste gespart werden — bei den Schulen. Um ihren Betrieb billiger zu gestalten, wurden sie neu organisiert. Diese Aufgabe übernahm Heinrich Braun. Auf Betreiben der Jesuiten-Fundations-Güter-Deputation zum Schuldirektor ernannt (1777), wufste er den Ausgabeetat von 47219 fl. auf 30697 fl. herabzusetzen, wovon 25000 fl. auf die Gymnasien und Lyzeen, das übrige auf die bürgerlichen (=Real) Schulen kam. Wie wurde dies möglich? Die Parallelklassen in München wurden aufgehoben; statt fünf Klassen bekam das Gymnasium deren vier; jedem Professor aufserhalb Münchens wurden von seinen 500, 400 oder 300 fl. Gehalt 100 fl. abgezogen und als Entschädigung eine freie Wohnung in den ehemaligen Jesuitenklöstern angewiesen. Auch durch die Beiziehung der Schuldirektoren und Repetitoren [1]) zum Unterricht wurden Lehrer überflüssig. In den Kosthäusern (Instituten) kamen die Inspektorenstellen in Wegfall, da sie von Professoren mitübernommen werden mufsten. [2]) Von den so überzähligen gewordenen Lehrern wurden die Ordensgeistlichen in ihre Klöster geschickt und die Exjesuiten pensioniert. [3])

Zur Entschuldigung Brauns hat man mit Recht darauf hingewiesen, dafs er bei den bestehenden Verhältnissen, wo der Staat die Leitung des Schulwesens beanspruchte, aber nichts für dasselbe aufwenden wollte, nur durch die von ihm getroffenen Mafsnahmen hoffen konnte, die Auslieferung der höheren Schulen an einen oder mehrere Orden zu hindern. [4])

Auch das Verdienst können wir jenem Manne nicht versagen, dafs er einen eigenen Lehrerstand gründen wollte. Dies suchte er durch die Einführung einer Prüfung für das höhere Lehramt zu erreichen. Nach seiner Schulordnung vom 1. September 1777 [5]) hatte dieselbe in einer „Proberelation", wobei die Kandidaten „in der theoretischen und praktischen Erziehungskunst", sowie „in den zu jedem Fache gehörigen besten Lehrmethoden" geprüft werden sollten, ferner „in schriftlichen Aufsätzen der zum Lehramt nöthigen Sprachen" zu bestehen (§ 8). [6])

[1]) Absolventen der Gymnasien, die mit einer geringen Bezahlung und der Aussicht auf eine Professur abgelohnt wurden.

[2]) M. Gückel pag. 71—72.

[3]) Die Pension betrug 240 fl.

[4]) Gegen die Angriffe, die besonders ihren Ausdruck fanden in der Schrift: „Beyträge zu einer Schul- und Erziehungs-Geschichte in Bayern (1778)" verteidigte sich Braun in der Broschüre: „Heinrich Brauns Ehrenrettung gegen die Beyträge etc. (1778)." In der erstgenannten Schrift heifst es (pag. 190), früher habe man gefragt, wie könne man die Studien besser einrichten, jetzt disputiere man, wie man die Schulen so wohlfeil, als möglich sei, unterhalte. An einer anderen Stelle wird bemerkt: „Kömmt nun vollends eine blos für die nöthigsten Bedürfnisse zugeschnittene Belohnung dazu, so kann man kaum begreifen, wie sich bei uns ein Mann von wahrem Verdienst dem Lehramte widmen könne" (pag. 268).

[5]) Schulverordnung für die churbaierischen Lyceen und Gymnasien. München den 1. Sept. 1777. Gedruckt bey J. P. Vötter. 1777.

[6]) Eng. Brand: Über Vorbildung und Prüfung der Lehrer an den bayerischen

Die gleiche Schulordnung bestimmte, es solle der Jesuitenfond als ein beständiger, immerwährender Fond und „als ein corpus pium, perpetuum, individuum angesehen“ und hievon „ein separatum aversionis Quantum“ auf die Lyzeen, Gymnasien und Realschulen verwendet werden (§ 2 und 3).

Auf den Lehrerstand beziehen sich noch folgende weitere Anordnungen:

„Sämmtliche unter der Direction unmittelbar stehende Rectoren und Professoren machen überhaupt ein allgemeines und jeder Rector in jedem Lyzeo oder Gymnasio sammt seinen Professoren ein besonderes Corpus aus“ (§ 7).

Die Namen der von Zeit zu Zeit geprüften Candidaten werden (dann) in ein vom Director, Rector und den bey der Prüfung gegenwärtigen Professoren unterschriebenes Protocoll eingetragen, welches bey Eröffnung einer Lehrstelle nebst den dazu gehörigen Attestaten [1]) und Beylagen Sr. churfürstl. Durchlaucht von dem Director zur gnädigst gefälligen Auswahl unterthänigst vorgelegt wird. Jede Anstellung eines öffentlichen Lehrers ist dann loco Decreti die gnädigste Versicherung, dafs, wenn je der angestellte Lehrer nebst einem unsträflichen Lebenswandel seinen Pflichten nachkommt, er nicht nur in den zu Lehrämtern gehörigen Stellen immer vorrücken, sondern auch nach der Hand vermittelst einer gnädigsten Präsentation auf eine ledige geistliche Präbende, Pfarrey oder Benefizium die gänzliche Versorgung sicher erlangen werde“ (§ 9). [2])

„Fordern seine (eines Lehrers) Verdienste, wie seine Lust eine Beförderung zu einer höheren Classe in einem anderen Fache, so ist er zwar einer ferneren Prüfung überhoben, mufs aber doch seine Fähigkeit entweder durch gelehrte Arbeiten oder auf eine andere Art neuerdings an den Tag gelegt haben“ (§ 24).

Über den Rang der Professoren wurden die Bestimmungen von 1774 beibehalten, dafs sie nach den wirklichen und Titularräten kommen sollten. Unter sich rangierten sie: 1) Rektor, 2) Professoren der Theologie, 3) der Philosophie, 4) der Rhetorik, 5) der grammatischen Klassen und zwar jedesmal nach der Zeit der Anstellung (§ 12). [3])

Den geistlichen Professoren wurde zugesichert, dafs sie bei Bewerbungen um Benefizien in Städten, wo kurfürstliche Gymnasien seien, schon während ihrer Dienstzeit den Vorzug geniefsen sollten, damit „ein künftiger Pensionstatus vermieden werde“ (§ 10). Wer eine

Mittelschulen seit 1773. (Beiträge zur Geschichte der Erziehung und des Unterrichts in Bayern. 1. Heft 1901). pag. 2.

[1]) Über „Wohlverhalten, gute Aufführung und den ehemals in Studiis gehabten Fortgang“ (§ 8).

[2]) Der Personalstatus vom Jahre 1777 findet sich in der Schrift: Pragmatische Geschichte etc. pag. 266—272.

[3]) Wegen des Vorzuges der Theologieprofessoren heifst es in den „Beyträgen etc.“ pag. 239: „Bei der neuen Schulreform scheint nichts elender ausgedacht zu sein als der Rang der Professoren“.

solche Präbende bekomme, sollte nach den Absichten Brauns die Hälfte seines Professorengehaltes hergeben, um einen Schulfond zu gründen, woraus „die Pensionen für künftige Professoren-Wittwen bezahlt werden" könnten. [1])

Dies kam nicht zustande, da, ehe man es gedacht, eine wichtige Veränderung im Schulwesen eintrat.

Trotz der Einschränkung erschienen schon 1780 die Ausgaben wieder zu hoch. Man benutzte die Angriffe der Gegner Brauns in den „Beyträgen zu einer Schul- und Erziehungsgeschichte in Baiern", [2]) sowie das Anstürmen der Exjesuiten, die in Flugschriften die neuen Schuleinrichtungen als unhaltbar bezeichneten, um die Einsetzung einer Kommission (Januar 1781) zur Ordnung des Schulwesens zu rechtfertigen. Ehe noch etwas zustande kam, bestimmte eine kurfürstliche **Verordnung vom 10. August 1781** [3]) unter anderem:

> „So haben Se. Churfürstl. Durchläucht denjenigen unterthänigst gehorsamsten Vorschlag [4]) gnädigst genehmiget und angenommen, kraft dessen die sammentlichen Stifter und Klöster dieser Landen in Solidum die lycäische und gymnastische, dann Real-Schulen, auch was dazu gehörig und dahin einschlägig, dann von denen Fructibus der Exjesuitischen Güter-Fundation bestritten worden ist, zu übernehmen, und für beständig ohnentgeltlich des höchsten Aerarii, und des künftigen Maltheserordensvermögens in jener Maafs zu besorgen der Antrag ist, in welcher es das Befste der Religion und das Wohl des Staats nach vernünftigen und den Zeiten angemessenen Grundsätzen, welche Se. Churfürstl. Durchläucht als Regent zu bestimmen und durch hiezu benannte Curatores darob halten zu lassen, sich vorbehalten erfordert."

An die Stelle der Exjesuiten, Weltgeistlichen und Laien traten Ordensgeistliche: Benediktiner, Augustiner-Chorherren, Prämonstratenser, Zisterzienser, Dominikaner. Die Gymnasien in Landsberg und Mindelheim wurden aufgehoben. Den Jesuitenfond von über 7 Millionen Gulden bestimmte man zur Stiftung einer bayerischen Zunge des Malteserordens.

Nach einem Erlafs vom 31. August 1781 [5]) nahm der Regent „das Supremum Protectorium et Curatelam der Studien unmittelbar auf sich" und ernannte „zu solchen Curatoribus studiorum" eine Ministerialkommission, welche die Schulen und deren Leitung, „das General-Studiendirectorium", zu beaufsichtigen hatte. Eine weitere Verordnung vom 29. Dezember 1781 [6]) setzte die Beiträge der einzelnen Klöster fest.

[1]) Nach der Pragm. Geschichte etc. pag. 275.
[2]) Über den oder die Verfasser cf. M. Gückel pag. 14, L. Wolfram pag. 61 und 91 und Gg. Lurz pag. 278—283.
[3]) Mayr: Gen.Sammlg. IV. Bd. 1788. pag. 788—789.
[4]) Die Orden übernahmen die Schulen nur sehr unfreiwillig, um der angedrohten Aufhebung zu entgehen.
[5]) Mayr: Gen.Sammlg. II. Bd. 1784. pag. 977—979.
[6]) Mayr: Gen.Sammlg. II. Bd. 1784. pag. 982—983.

Von jener Zeit sagt Prantl:[1])

„Wenn es überhaupt schon den Dank der Geschichte verdient, dafs bei drohendem gänzlichen Aufhören der höheren Lehranstalten durch die Klöster zur Erhaltung derselben die Hand geboten wurde, so wird das Verdienst der damaligen Benediktiner oder auch anderer Ordensgeistlicher, unter welch beiderseitigen noch Manche als hervorragende Gelehrte und Lehrer bis in das dritte und vierte Jahrzehent des gegenwärtigen Jahrhunderts herein wirkten, nie unerkannt bleiben dürfen, wenn auch im Allgemeinen zugestanden werden mufs, dafs die innere organische Fortbildung des Studienwesens damals eine Unterbrechung erlitt."[2])

Dieser Zustand dauerte bis zum Ende der Regierungszeit des Kurfürsten Karl Theodor. Den Beginn einer Systemänderung kündigte ein Erlafs vom 12. Januar 1798[3]) an. In demselben heifst es, die Regierung glaube sich berechtigt, solche Mafsregeln vorzuschlagen, welche zum wahren Besten des Schulfachs dienten und keine neuen Lasten den dabei Interessierten d. h. den Klöstern verursachten. Daher habe sie nach ihrer Ansicht das Recht, „nach Umständen die persönliche Ausübung des Lehrfaches den sammentlichen Klöstern ganz abzunehmen und das Schulwesen gegen Erholung des von ihnen zu entrichtenden schuldigen Beytrages, auch allenfalls unausweichlich erforderlichen höheren Quanti von anderen tauglichen Männern besorgen zu lassen".

II. Periode: 1799—1872.

A. 1799—1818.

Die Regierungszeit des folgenden Kurfürsten und späteren Königs Max Joseph ist für die Geschichte unseres Vaterlandes von der höchsten Bedeutung. Bayern erfuhr nach aufsen eine gröfsere Ausdehnung besonders durch die Hinzufügung Frankens, Schwabens und später der Pfalz, im Innern die Umgestaltung zu einem sogen. modernen Staate. Bei der Organisation desselben bildete das höhere Schulwesen eine seiner wichtigsten Aufgaben. Es ist hier nicht der Platz die einzelnen Schulordnungen zu charakterisieren, die seit 1803 in schneller Folge wechselten, wie die Namen der sie in Vollzug setzenden Behörden.[4]) Jedenfalls kann man behaupten, die guten Gedanken, die ihnen zugrunde lagen, kamen nicht zur Ausführung, weil es an den Lehrern fehlte. Man stellte Schulpläne auf ohne für die Lehrer zu sorgen, die sie durchzuführen hatten.

[1]) Bavaria. I. Bd. 1. Abt. pag. 562.
[2]) Als Gehalt für den Ordensgeistlichen als Lehrer waren 400 fl. bestimmt.
[3]) Mayr: Gen.Sammlg. VI. Bd. 1799. pag. 109—111.
[4]) Bavaria. II. Bd. 1. Abth. pag. 394.

Eine der ersten Regierungshandlungen des neuen Fürsten war, den Jesuitenfond „nach seiner ursprünglichen Bestimmung zum wahren Befsten des Staates“ wieder zu verwenden (A. E. v. 16. Febr. 1799).[1] Den Mittelschulen kam davon nichts mehr zugute; ihre Last blieb den Prälaten aufgebürdet. Trotz ihres Widerspruches wurde die überaus bedeutsame **Allerhöchste Entschliefsung vom 24. September 1799**[2] durchgeführt. Die wichtigsten Bestimmungen sind, dafs:

VIII. Alle Unsere Lyzäen und Gymnasien von nun an wieder **ohne Unterschied des Standes** mit Professoren von allgemein anerkannter Fähigkeit besetzt werden sollen.

IX. Behalten Wir die Ernennung derselben auf eine noch näher zu bestimmende Weise Unserer höchsten Person Selbst vor. Wir werden jedoch auf das Verhältnifs des Schulfonds-Beytrages, welchen Unsere baierischen und oberpfälzischen Prälaturen im Jahre 1781 übernommen haben, billige Rücksicht nehmen und eine demselben entsprechende Anzahl der fähigsten Lehrer aus solchen Klöstern bey Unsern Schulhäusern vorzüglich anstellen lassen.

XII. Zugleich befehlen Wir [erwähnter] Schuldeputation, ein unterthänigstes Gutachten einzusenden, auf welche Weise die Wahl der in künftigen Fällen neu anzustellenden Professoren (wenn solche nicht schon den allgemeinen Ruf litterarischer Kenntnisse und Fähigkeiten für sich haben) am zweckmäfsigsten vorzubereiten wäre, damit Wir künftig einen sicheren Mafsstab Unseres Urtheils haben mögen.

XIII. Den Gehalt setzen Wir einsweilen auf folgende Art fest:

a) Ein Professor aus dem weltlichen oder Weltpriesterstande soll jährlich 600 fl. erhalten;

b) ein solcher aus dem Mönchsstande, wenn er nicht in Kommunität lebt, 500 fl.; ist er aber in einer Kommunität, 400 fl.[3]

XIV. Zur Bezahlung der Gehalte für Professoren, die nicht aus den Prälatenklöstern genommen sind, weisen Wir vorläufig die Summe von 7200 fl. jährlich an, welche von den Beyträgen der nicht ständischen Klöster, dann der ständischen Frauenklöster, die von euch auf 8425 fl. berechnet wurden, bestritten werden sollen.

XV. Für Repetitoren an Lyzäen soll künftig aus den Schulfonds-Beyträgen nichts mehr bezahlt werden.

XVI. Wir behalten Uns vor, die Gehalte der Professoren überhaupt, besonders aber der aus dem weltlichen und Welt-

[1] Mayr: Gen.Sammlg. I. Bd. 1800. pag. 251—252.

[2] Mayr: Gen.Sammlg. I. Bd. 1800. pag. 277—281.

[3] Ein Landrichter erhielt (aufser freier Wohnung etc.) damals 900 fl. und eine Zulage von 20 Kreuzern (1 Kreuzer = 3 Pfennig) für eine jede „landgerichtliche Familie“, ein Gerichtsdiener 400 fl. (Rgsbl. 1803 pag. 416). 1805 bekam ein Landrichter 1200 fl. Dies zur Vergleichung!

priesterstande gewählten, sobald es der Zustand des von Uns herzustellenden Schulfonds gestatten wird, verhältnifsmäfsig zu vermehren. Wir sind auch gnädigst geneigt, solche Einleitungen treffen zu lassen, dafs die mit geistlichen Pfründen versehenen Weltpriester, welche von Uns als Professoren ernannt werden, solche auf eine dem Lehramte unnachtheilige Art beybehalten mögen.

XVII. Wir erklären auch gnädigst, dafs die von Unseren Klöstern erhobenen und von euch auf 32 337 fl. 35 Kr. angegebenen Schulbeyträge als ein beständiger Schul-Fond angesehen und unter keinem Vorwande jemals vermindert werden sollen."

Weiterhin wurde angeordnet, dafs Ersparnisse, durch die Aufhebung der Gymnasien in Burghausen, Ingolstadt, Landsberg ermöglicht,[1]) dem Schulfond zugute kämen, und die Zusicherung gegeben, dafs 11 Kanonikerstellen, von denen jede durchschnittlich 800 fl. trage, an Professoren aus dem Weltpriesterstande gegeben würden. Der Gehalt dieser Lehrer könne dann ganz oder teilweise eingezogen und zur Erhöhung der Einnahmen der übrigen Professoren verwendet werden.

Die prinzipielle Bedeutung dieses Erlasses liegt darin, dafs der Staat die Schullasten den Klöstern überliefs, aber mit der Schulleitung die Besetzung der Stellen mit Lehrern aus allen Ständen, besonders mit Weltlichen, in Anspruch nahm — gegen die Vereinbarung von 1781.

Mit der Aufhebung der Klöster durch die Säkularisation (1803) trat bei den höheren Schulen nur insofern eine Änderung ein, dafs die früheren Ordensgeistlichen jetzt als Weltpriester ihre Stellen an denselben innehatten.

Durch einen Erlafs vom 6. April 1799[2]) war „auch (wie die Volksschulen) das liceisch- und gymnastische Schulwesen" unter Beseitigung der bestehenden Schul-Curatel unmittelbar unter die geistliche Raths-Schul-Deputation gestellt worden. Nach der Aufhebung des geistlichen Rates trat an seine Stelle das „General-Schulen- und Studien-Directorium", das unter anderem „die Begutachtung sämmtlicher Professoren und Lehrer nach dem Resultat der anzuordnenden Konkurse, die Aufsicht über ihre Lehrart und ihre Thätigkeit" sowie das „Gutachten über Gehalte und Pensionen des Schulpersonals", aufserdem „Vorschläge über Vermehrung des Schulfonds" zu machen als Aufgabe zugewiesen erhielt. Zur Verwaltung des Schulfonds und der damit verbundenen Kirchenstiftungen schuf man eine besondere Stelle: den Administrationsrath der Kirchen und milden Stiftungen (A. E. v. 6. Oktober 1802).[3])

[1]) Zugleich sollten alle Studenten-Seminarien und lat. Schulen in den Prälatenklöstern geschlossen bzw. in Realschulen umgewandelt werden.

[2]) Mayr: Gen.Sammlg. I. Bd. 1800. pag. 253—255.

[3]) Rgbl. 1802 pag. 405—418. Das General-Schulen- und Studien-Directorium wurde in das „Geheime Schulen- und Studienbureau" umgetauft (A. E. v. 6. Sept. 1805. Döll. IX. Bd. pag. 724—728). 1807 (31. Jan.) wurde die Oberleitung des gesamten

Von einer Erhöhung der Zuschüsse aus dem Vermögen der aufgehobenen Klöster für das höhere Schulwesen war keine Rede. Das Geld fand andere Verwendung. Kein Wunder, wenn sich damals dem schlecht bezahlten Lehrstande meist nur solche Leute zuwendeten, die für kein anderes Fach tauglich waren.

Bald erkannte auch die Staatsregierung, dafs hier etwas geschehen müsse. Deshalb wurden das Gymnasium in Landshut und das „theologische Studium" am Lyzeum in München aufgehoben, um Mittel zu gewinnen „vorzüglich zur Verbesserung besonders würdiger und sich auszeichnender Lehrer an den Mittelschulen". Zugleich wurde, „um sämmtliche Professoren an Allerhöchstdero Mittelschulen auch über ihre Aussicht in die Zukunft zu beruhigen, allergnädigst verordnet:

a) Hinsichtlich der geistlichen Professoren, dafs für diese als Surrogat der denselben ehedem bestimmten, nunmehr aufgehobenen Canonicate eine angemessene Anzahl der besseren Pfarreien oder Benefizien in den verschiedenen Provinzen des Königreiches als Professurspfründen erklärt werden sollen, bei deren Erledigung immer einer der verdientesten wirklichen Professoren in den Absentgenufs oder einer der emeritirten in den wirklichen Besitz eintreten und in beiden Fällen darauf investirt werden soll.

b) Hinsichtlich der weltlichen Professoren, dafs diese nicht nur ebenfalls nach dem Grade ihrer besonderen Würdigkeit und Auszeichnungen Gehaltszulagen, sondern auch nach einer Reihe nützlich vollstreckter Dienstjahre, sowie in unverschuldeten Dienstes-Unfähigkeitsfällen einen anständigen Ruhegehalt, ihre etwa zurückgelassenen Gattinnen und Kinder aber verhältnifsmäfsige Pensionen zu erwarten haben.

Indem nun Seine K. Majestät durch diese Allerhöchst landesväterliche Fürsorge die Verdienste des öffentlichen Lehrstandes nach seiner Wichtigkeit und seinem Einflufs auf das Staatswohl zu würdigen und zu belohnen allergnädigst bedacht sind, hegen Allerhöchstdieselben auch zu allen Professoren an den Mittelschulen das gerechteste Zutrauen, dafs sie durch strenge Pflichterfüllung und rühmliche Nacheiferung die ihnen hiemit allergnädigst zugesicherten Auszeichnungen auch zu erringen pflichtgetreuest sich bestreben werden" (A. E. v. 6. Juni 1807).[1])

Schulwesens dem Ministerium des Innern unterstellt (Döll. IX. Bd. pag. 730—732). 2 „Centralschulräthe" hatten hier die Systematica zu besorgen. Durch die Reorganisation der Ministerien vom 15. April 1817 bekamen diese Aufgabe „2 oder nach Erfordernifs 3 Oberstudienräthe" (Döll. IX. Bd. pag. 735). Die Verordnung vom 17. Dezember 1825 beseitigte die nichtjuristischen Räte aus dem Ministerium und den Kreisregierungen (Döll. IX. Bd. pag. 705 bis 712). Der neu eingerichtete „Oberste Kirchen- und Schulrath" war „eine blofs instruirende und berathende Stelle", der eigentliche Schulmänner nicht mehr angehörten.

[1]) Döll. IX. Bd. pag. 786—788.

Also keine allgemeine Aufbesserung der Lehrer, sondern nur Versprechungen von Zulagen, soweit es die geringen Mittel gestatteten. Zudem wurde den geistlichen Professoren bedeutet, dafs sie keinen Anspruch auf Gleichstellung ihres Gehaltes mit der den weltlichen „rücksichtlich ihrer häuslichen Verhältnisse bewilligten höheren Besoldung" begründen könnten (M. E. v. 17. Juli 1807).[1])

Ungleich bedeutungsvoller war hingegen die **Allerhöchste Entschliefsung vom 14. August 1810, wodurch den Professoren an den Gymnasien und Lyzeen die pragmatischen Rechte verliehen wurden.**[2])

Dieser wichtige Erlafs lautete:

„Da es billig ist, dafs dem Stande, welchem die höhere Nationalbildung anvertraut ist, auch die Vortheile zu Theil werden, welche in der Constitution Unseres Reiches den wirklichen Staatsbeamten zugesichert sind, so verordnen Wir:

Dafs nebst den Universitätsprofessoren auch die Professoren bei den höheren Lehranstalten, nämlich bei den Lyceen, Gymnasien und Realinstituten, wenn sie volle sechs Jahre ein ordentliches Lehramt bei einem der genannten Studieninstitute ununterbrochen und zu Unserer Zufriedenheit versehen haben, den übrigen Staatsbeamten gleichgeachtet und nach der Dienstpragmatik vom 1. Januar 1805[3]) behandelt werden sollen.

Weiterhin wurde erneuert, was zum Vorteile der geistlichen Professoren beider Konfessionen bestimmt war.[4])

Die Lehrer an den Studienschulen (= an den unteren Klassen) „die Studienlehrer"[5]) blieben von der Pragmatik ausgeschlossen und bekamen nur das Versprechen:

---

[1]) Döll. IX. Bd. pag. 788. In jenen (eisenbahnlosen) Zeiten bestand die Verordnung: „Zu Reisen in die Hauptstadt und aufser Landes (= aufser Bayerns) kann nur das Ministerium selbst die Erlaubnifs ertheilen" (M. E. v. 15. Sept. 1808. § 5: Instruktion für die Rektorate). (Döll. IX. Bd. pag. 739.) Aufgehoben wurde diese Bestimmung (natürlich nur für die Ferien) durch den M. E. v. 23. Sept. 1825 (Döll. IX. Bd. pag. 829).

[2]) Döll. IX. Bd. pag. 788—789.

[3]) In Auszug abgedruckt nebst dem „Edikt" (v. 26. Mai 1818), „die Verhältnisse der Staatsdiener, vorzüglich in Beziehung auf ihren Stand und Gehalt betreffend" (IX. Beilage zur Verfassungsurkunde) in: Verfassung des Königreichs Baiern mit den darin angeführten früheren k. Edikten und Verordnungen. Zusammengestellt von Gg. Döllinger. München 1818.

[4]) Cf. pag. 444 „Theologen brachten deshalb gerne einige Jahre auf den niederen Schulstellen zu, damit sie nach Verlauf derselben auf eine der besseren Pfarreien erster Klasse Anspruch hätten." So Bomhard: Über die Verbesserung etc. pag. 11.

[5]) Dafs diesen die Pragmatik und der Titel „Professor" nicht zukomme, erklärte ausdrücklich ein M.-E. v. 28. Dez. 1811 (Döll. IX. Bd. pag. 789—790). Formell wurde ihnen der Titel „Studienlehrer", soweit ersichtlich ist, nicht verliehen. Es geht diese Bezeichnung zurück auf das „Allgemeine Normativ der Einrichtung der öffentlichen Unterrichtsanstalten im Königreich Baiern", welches die Benennung

„Wir werden Uns nebstdem angelegen sein lassen, auch das Schicksal der übrigen öffentlichen Lehrer seiner Zeit nach Möglichkeit zu verbessern."

Zum Schlusse heifst es in dieser Entschliefsung:

„Dagegen erwarten Wir, dafs die bei den verschiedenen Unterrichtsanstalten Unseres Königreiches angestellten Lehrer durch diese ehrenvolle Auszeichnung von neuem Eifer für die sorgfältigste Erfüllung ihrer wichtigen Amtspflichten werden belebt und bei den Studierenden, insbesondere in den jungen Geistlichen, ein gröfseres Interesse. als man wahrzunehmen Gelegenheit hatte, für den Lehrstand werde geweckt werden."

Sehr eigentümlich klingt hierzu ein M.-E. an eine Kreisregierung vom 29. März 1814 [1]), wonach die Lyzeal- und Gymnasialprofessoren, wenn sie nach dem 1. Mai 1808 zur Anstellung gelangt seien, auch nach 6jähriger Dienstzeit der Vorteile der Dienstpragmatik nicht teilhaftig sein sollten, während die Universitätsprofessoren, die definitiv nach dem 1. Mai 1808 angestellt worden seien, im Genusse jener Rechte zu verbleiben hätten. [2])

Damals stand es mit den Finanzen des neuen Königreiches sehr schlimm. Die reichen Klostergüter waren eingezogen und das gewonnene Geld bei den herrschenden Kriegszeiten ziemlich verschwunden. Es mufste gespart werden: Eine neue Schulordnung vom 28. September 1816 [3]) überwies die lateinischen „Vorbereitungsschulen" und die Realschulen, letztere unter der Bezeichnung „Höhere Bürgerschulen", den Lokalmitteln, übertrug also ihre Unterhaltung den Gemeinden. An den Gymnasien wurden die Lehrer für Religion und Mathe-

---

„Studienanstalt" für die höheren Schulen einführte (1808). Im Gegensatz zu den Lehrern an den höheren Klassen (an dem Studieninstitute), die den Titel „Professor" haben, werden die Lehrer an den unteren Kursen (an der Studienschule) in verschiedenen Verordnungen als Studienlehrer bezeichnet. So spricht ein Erlafs vom 24. Juli 1811 von der Uniform der Professoren und der Studienlehrer (Döll. IX. Bd. pag. 783—784), ein anderer (31. Dez. 1811, Döll. IX. Bd. pag. 976) bestimmt ausdrücklich, dafs keinem Studienlehrer der Titel Professor gebühre. Lehrer an den „Supplementarstudienschulen" (= isol. Lateinschulen) heifsen „Supplementarstudienlehrer" A. E. vom 8. Febr. 1814 (Döll. IX. Bd. pag. 976). Auch nach der Schulordnung vom 10. Okt. 1824 (cf. pag. 452) gebraucht ein M.-E. vom 5. Nov. 1824 für die Lehrer an den Vorbereitungsschulen den Ausdruck Studienlehrer (Döll, IX. Bd. pag. 587). In der Instruktion zur Schulordnung vom 8. Febr. 1829 (Döll. IX. Bd. pag. 628) lesen wir: **„bisher sogenannte Studienlehrer"**, aber in einem Erlasse wenige Monate später (9. Juni 1829) ist wieder von Studienlehrern die Rede, obwohl in der eben erlassenen Schulordnung die Titel abgeändert worden waren (Döll. IX. Bd. pag. 794), cf. pag 456.

[1]) Döll. IX. Bd. pag. 791.

[2]) Die ordentlichen Universitätsprofessoren hatten nach d. A. V. v. 26. Jan. 1804 den Rang eines wirklichen Kollegialrates (Döll. IX. Bd. pag. 147) erhalten. An sie sollten sich laut d. A. E. v. 24. Juli 1811 die Lyzeal- und Gymnasialprofessoren anreihen und zum Unterschied von den Studienlehrern eine besondere Uniform haben (Döll. IX. Bd. pag. 783—784).

[3]) Döll. IX. Bd. pag. 1685—1687.

matik für überflüssig erklärt [1]) und die betreffenden Stunden denen des philologischen Klassenlehrers hinzugefügt. Allen übrigen Beamten bewilligte man in den Hungerjahren 1816 und 1817 Teuerungszulagen. Auch für die an und für sich schlecht bezahlten und notleidenden Professoren beantragte sie Im. Niethammer. Aber der Minister Graf v. Montgelas strich sie. [2])

Zu der mangelhaften Besoldung, die jeden fähigen jungen Mann vom Lehrfach fern zu halten geeignet war, kamen hohe Ansprüche an die Arbeitskraft der Lehrer. Einen Einblick gewähren Bemerkungen, die sich in den Jahresberichten der Studienanstalt in München finden. So heifst es unter anderm im Katalog von 1813 bei der Oberklasse:

„Wochentlich wurden zwey — bisweilen drey Stylübungen angestellt und jede Aufgabe besonders corrigiert" (pag. 5).

Bei einer Obermittelklasse wird berichtet:

„Die schriftlichen Übungen, die jeder Schüler im ganzen Schuljahre in der Klasse oder zu Hause anfertigen mufste, bestanden in 74 Aufsätzen; bey 36 Schülern ergab sich dann eine Anzahl von 2664 Aufsätzen, die der Herr Klafsprofessor zu corrigiren hatte" (pag. 5).

In einer anderen Klasse hatte der Klafsprofessor bei 67 Schülern wöchentlich 201 Schulaufgaben.

Welche Korrekturmasse ein Lehrer in der Unterprimärklasse (= untere Lateinklasse) bei 400 fl. Gehalt zu bewältigen hatte, läfst die Bemerkung erkennen:

„Wochentlich wurden in dieser Klasse in der Regel 4 Schulaufgaben und drey Hausaufgaben dictirt; und da die Schulaufgaben beynahe alle corrigiert wurden, so machen diefs bey 72 Schülern wochentlich 216 — jährlich 9284 — Correcturen. Hiezu kommt noch die Correctur von wenigstens 24—30 Schulheften, welches wieder eine Summe giebt von mindestens 4158; zusammen also: 13442 eigentliche Correcturen, ohne die Durchsicht der Hausaufgaben, die doch keine eigentlichen Correcturen genannt werden können, in Anschlag gebracht zu haben" (pag. 14).

Der Lehrer der untersten Klasse rechnete 28000 Korrekturen in jenem Jahre heraus (pag. 15).

Nach dem Jahresbericht von 1817 des nämlichen Gymnasiums hatte der Ordinarius der oberen Vorbereitungsklasse Abt. A neben 20 Stunden Unterricht wöchentlich 3 „Schul-Scriptionen" zu korrigieren und 3 Haus-

[1]) 1824 wieder eingesetzt. Einige Zeit (1800—1809) war für das Münchener Gymnasium ein Tanzmeister als Professor aufgestellt, „dessen Geschäft darin zu bestehen hat, den studierenden Jünglingen Anweisung zu geben, wie sie ihren Körper im Zustand der Ruhe und der Bewegung mit Geschicklichkeit und Anstand halten können." M.-E. v. 30. Mai 1800. Mayr: Gen. Sammlg. (1800) II. Bd. pag. 254.

[2]) Fr. Thiersch: Über gelehrte Schulen etc. III. Bd. Beil. pag. 16 und Heinrich W. J. Thiersch: Fr. Thierschs Leben I. Bd. pag. 286.

aufgaben durchzusehen und zwar von 104 Schülern — bei 400 fl. Gehalt. [1])

Wiederholt zählte damals eine Abteilung einer Klasse dieser Studienanstalt über 100 Schüler. Die höchste Zahl war wohl 125 Schüler in der unserer 6. Klasse entsprechenden Klasse im Jahre 1824.

Unter solchen Verhältnissen hatten die Anordnungen zur Schaffung eines tüchtigen Lehrstandes wenig Erfolg. Es wurde am 30. September 1809 die erste eigentliche Prüfungsordnung erlassen, um durch „zweckmäfsige Einrichtungen brauchbare Candidaten für das Lehr- und Erziehungsfach" zu bilden, unter dem Titel „Instruction zur Prüfung der zum Lehramte an den Studienschulen und Studien-Instituten sich anmeldenden Candidaten betreffend". [2]) Hiezu kamen am 31. August 1811: „Nachträgliche Bestimmungen zur Prüfungsinstruction der Studienlehramts-Candidaten". [3])

So trefflich und geeignet auch diese Verordnungen waren, so wenig nützten sie. Denn erstens machten nicht alle Kandidaten die vorgeschriebene Prüfung. [4]) Besonders die Geistlichen wurden davon dispensiert und ohne Examen angestellt. Zweitens wurde die Prüfung, wie L. Spengel schrieb, mit unverzeihlichem Leichtsinn abgehalten. Juristen und Mediziner meldeten sich dazu. Alle möglichen Hilfsmittel (Lexika, Grammatiken) zu gebrauchen war gestattet. 1823 wurden 30 Kandidaten an einem einzigen Tage mündlich geprüft. [5]) Nach den Aufzeichnungen eines Zeitgenossen berichtet Chr. Höger über den Schlendrian bei dem Lehramtskonkurs im Jahre 1828 die Tatsache, dafs Leute, die nicht einmal einen zweijährigen philosophischen Kursus beendigt hatten, (aus Versehen der Regierung!), zugelassen wurden. So arg wie damals sei es noch nie in Bezug auf Abschreiben und Herausschreiben zugegangen. Die lateinische Stilaufgabe sei zukünftiger Professoren völlig unwürdig von den meisten bearbeitet worden. Der Stil und die Abfassung (eines altklassischen Stückes) in deutscher Sprache habe bei allen ohne Ausnahme von Latinismen und Gräzismen gewimmelt. Auf die münd-

[1]) Im Jahresbericht der Studienanstalt Ansbach vom Jahre 1813 rechnete ein Professor (der Untergymnasialklasse) „18250 geschriebene und korrigierte Sprachübungen" bei 25 Schülern aus (pag. 15 u. 16).

[2]) Eug. Brand: Über Vorbildung und Prüfung etc. pag. 4—6. — Döll. IX. Bd. pag. 747—750.

[3]) Eug. Brand: Über Vorbildung und Prüfung etc. pag. 6—7. — Döll. IX. Bd. pag. 751—754.

[4]) Von dem späteren Rektor des Wilhelmsgymnasiums (1823—1849) in München Joh. v. Gott Fröhlich erzählt L. Spengel, dafs er nach Vollendung seiner juristischen Studien beinahe ohne sein Wissen von einem Freunde zu einer Professorenstelle in Kempten in Vorschlag gebracht und ernannt wurde. (Denkrede auf Joh. v. Gott Fröhlich etc. pag. 10. Abdruck der Rede in den: Gelehrte Anzeigen. 1849. München. XXVIII. Bd. pag. 598—637).

[5]) So in der Schrift: Das philologische Seminarium in München und die Ultramontanen. München 1854. pag. 25.

liche Prüfung der 40 Kandidaten habe man 12 Stunden Zeit verwendet und dabei hätten die Examinatoren aufser beim Vortrag keine Noten gemacht. [1])

In der Biographie Im. Niethammers schreibt Dr. Elsperger [2]) über die damaligen (vor 1808) Zustände im Lehrstande:

„Die Schulen katholischer Konfession waren fast ausschliefslich mit Geistlichen besetzt, die, wenn sie auch nicht im Besitze eines ausgebreiteten Wissens waren, doch für das Lateinische noch von den Jesuitenschulen her eine sichere Methode überkommen hatten, sich ihren Beruf angelegen sein liefsen und bei ihren Schülern Achtung genossen. Bei den protestantischen Schulen wählte man zu Rektoren und Konrektoren gerne gelehrte Männer, aber die übrigen Stellen wurden meistens mit verkommenen Kandidaten besetzt, die ebensowenig Kenntnisse besafsen als durch ihr Betragen Achtung erwerben konnten."

Wohl genauer schildert uns Fr. Thiersch in seinem berühmten Werke „Über gelehrte Schulen, mit besonderer Rücksicht auf Bayern" [3]) die Verhältnisse seiner Zeit. Die erste Abteilung des ersten Bandes handelt von der Bestimmung der gelehrten Schulen und dem Lehrstande (pag. 1—104). Hier weifs der Verfasser zu erzählen, dafs nach 1799 Weltliche nicht nur zugelassen wurden, sondern der Umstand, dafs sie Weltliche waren, sogar vielen Unwissenden und Ungeschickten zur Empfehlung diente. So habe sich ein Lehrstand gebildet, der durch Mangel an Kenntnissen und Lehrgabe auch den besten Lehrplan verdorben hätte (pag. 46). „Nichts hat in Bayern", sagte er an einer anderen Stelle (pag. 60), „die Lehranstalten so niedergehalten, als die Unzulänglichkeit ihrer Mittel und das Verhältnifs, in welches man sie zu den begünstigteren Ämtern des öffentlichen Dienstes zurückgestellt hat. Mir ist in den älteren Kreisen kaum ein Schulmann bekannt, der seine Familie von seinem Amte sorgenfrei ernähren könnte." [4]) Die Lehrer, eine „durch Not und Zufall zusammengeführte Schaar", seien nur „verlorene Kinder" der anderen Fächer oder Arme, denen ihre Mittellosigkeit die Vorbereitung für einen anderen Stand unmöglich mache. Man habe solche Leute zur Prüfung zulassen und dieselbe bestehen lassen müssen, weil den Bedürfnissen der Schulen nicht anders zu begegnen gewesen sei (pag. 67). Daher ist die erste Forderung jenes für die Schule begeisterten Mannes, dafs reichlichere Mittel für den Lehrstand aufgewendet werden müfsten; dann würden mehr Leute sich diesem Amte widmen und der Staat in den Stand gesetzt, die Auswahl auf diejenigen zu beschränken, die durch inneren Beruf hineingeführt würden und durch Lehrgabe und Kenntnisse sowie durch sitt-

[1]) Bl. G. Sch. W. (Blätter f. d. Bayer. Gymnas.-Schulw.) 33. Bd. pag. 261.
[2]) Schmids Encyklopädie des ges. Unterrichts- und Erziehungsw. V. Bd. pag. 248.
[3]) I. Bd. Stuttgart 1826.
[4]) Auch von Fröhlich berichtet L. Spengel (s. pag. 448 Anm. 4), dafs er, 1817 nach München versetzt, trotz der gröfsten Einschränkung sich durch seine Besoldung mit dem nur Notdürftigen versehen konnte und das Fehlende durch Stundengeben und Instruktionen decken mufste (pag. 12).

liche Eigenschaften eine sichere Gewähr gedeihlicher Wirksamkeit zu leisten geeignet seien (pag. 87). Er polemisiert scharf und eingehend gegen die Ansichten von damals einflufsreichen Leuten, dafs „der Kaplan der geborene Professor sei“, [1]) und zeigt, dafs die ökonomischen und religiösen Bedürfnisse keineswegs die Ausschliefsung der Weltlichen vom Schulfach als notwendig erscheinen lassen. [2]) Auch wendet er sich gegen die Meinung, jeder, der Schulbildung genossen habe, sei tauglich zum Lehrer, eine besondere Vorbereitung sei nicht nötig, ein Schulstand lasse sich nach Bedürfnis aus Ärzten, Juristen und Theologen zusammensetzen (pag. 91). Im Gegensatz hierzu fordert er ein gutgeführtes und ununterbrochenes Studium auf der Universität, den Besuch eines philologischen Seminars, worin die Methode, die klassischen Schriftsteller behufs eines fruchtbringenden Unterrichts zu erklären und zu behandeln, gelehrt werde, [3]) und eine zweckmäfsig eingerichtete Prüfung, um eine strenge Auswahl zu ermöglichen (pag. 91 f.). Man gewähre ferner der Lehranstalt eine freie und sichere Stellung gegen das Publikum und den Bureaukratismus der Behörden, [4]) man stelle den Lehrern honos et praemium in Aussicht, dann sei ein Schul-

---

[1]) „Es ist gefährlich und sogar unanständig, in einem christlichen Staate die Leitung der öffentlichen Erziehung einer Körperschaft von Layen anzuvertrauen.“ So ist zu lesen in der Zeitschrift „Eos“ 1828 Nr. 71.

[2]) In „Vorrede“ zu dem Werke „Über gelehrte Schulen etc.“ pag. V sagt Fr. Thiersch: „Mitglieder, Schriftsteller beyder Kirchen haben sich zu den Grundsätzen, die hier bekämpft werden, dafs man die Studien der „Heidnischen Schriftsteller“ auf den Schulen möglichst beschränken und das Lehramt nur Geistlichen anvertrauen solle, öffentlich bekannt. Auch hat erst neulich dieser letzteren Ansicht ein mächtiger protestantischer Staat in Deutschland in einer öffentlichen Verordnung gehuldigt“ (cf. I. Bd. pag. 48).

[3]) Das philologische Seminar in München wurde 1811 von Fr. Jacobs und Fr. Thiersch gegründet und 1812 als öffentliche Anstalt mit der Akademie verbunden. Cf. Fr. Thiersch: Über gelehrte Schulen etc. I. Bd. pag. 95, und L. Spengel: Das philolog. Seminarium etc. pag. 1—10. — In Erlangen bestand ein philologisches Seminar seit 1778. (cf. J. v Müller: De seminarii philologici Erlangensis ortu et fatis. 1778). — In Würzburg wurde ein solches erst 1847 eingerichtet.

[4]) „Die liberalen Regierungen verboten die Strafen der Schüler, die sich vergangen hatten, und empfahlen dagegen blos väterliche Zurechtweisungen und Ermahnungen, Anregung des Ehrgefühls etc. für eine grofsenteils verwilderte Jugend. Die Rektorate und Professoren erhielten harte Verweise, wenn sie einen Schüler, der die Entlassung nach den Schulgesetzen zweimal verdient hatte, dimittirten, und gewöhnlich den gemessenen Befehl, den Dimittirten sogleich wieder aufzunehmen. Die Referenten oder Vertheidiger welche bei den Behörden die strafbarsten Schüler vertraten, verlangten bei Untersuchungen schwerer Disciplinarvergehen gerichtliche und juristische Formen. Die Thäter durften gegen Okularzeugen, d. i. gegen Pedell und Professoren, nur hartnäckig läugnen: so war es nicht möglich, ihnen anzukommen, und sie als aller Besserung unfähige Verführer der guten Schüler nach Verdienst zu strafen oder sie zur Warnung anderer von der Schule zu entfernen. Kein Wort Übertreibung.“ Diese auch für die Stellung der Lehrer charakteristische Äufserung findet sich in der Broschüre: „Vor-, Gegen- und Nachbemerkungen eines Schulmannes in Bayern zu den patriotischen Bemerkungen eines praktischen Schulmanns über den neuen Studienplan in Bayern von 1829. 1. Abteilung. Baireuth. 1829.“ (Cf. Fr. Thiersch: Über gelehrte Schulen etc. III. Bd. pag. 549—550.)

plan zu lang, der nicht auf einer einzigen Oktavseite geschrieben werden könne (pag. 100 f.)[1])

B. 1818—1829.

Seit dem Jahre 1818 begann ein neuer Faktor auf die Entwicklung des höheren Lehrstandes und des Schulwesens überhaupt in anregender und fördernder, wiederholt auch in verzögernder Weise Einfluſs zu gewinnen, nämlich der **Landtag.** Die Wünsche, die da geäuſsert wurden, gaben öfters den Anlaſs zur Reorganisation der Schulen. Fast nie wurden seitens der Regierung aus eigener Initiative Mittel beantragt zur Besserstellung der Lehrer im allgemeinen und der Gymnasiallehrer im besonderen; regelmäſsig muſsten erst in den vorausgehenden Verhandlungen die Kammern ihre Bereitschaft zur Gewährung des nötigen Aufwandes kundgegeben haben.

Es ist hier nicht der Ort, den Grund dieses Mangels an Initiative zu untersuchen, der anderen Beamtenkategorien gegenüber nicht bestand. Wenn etwas in der Hebung und Besserstellung des Gymnasiallehrerstandes erreicht wurde, so verdankte man dies vor allem wohlgesinnten Abgeordneten, die aus eigenem Antrieb oder auf Petitionen hin die Lage des Standes im Landtage schilderten.

Gleich an den ersten Landtag (1818/19) ward eine Schrift von M. Chr. Fr. Bomhard[2]) gerichtet, in welcher unter Darlegung der bestehenden Verhältnisse „um Verbesserung der höheren Gymnasiallehrstellen" gebeten wurde, denn nur allein dadurch könne der Verfall der höheren Studien im Vaterlande abgewendet werden. Ein edler Enthusiasmus für das Schulwesen — besonders für die Volksschulen — beherrschte die Mitglieder der II. Kammer: Trotz des zu deckenden Defizits fügte man dem Etatsansatze von 269000 fl. noch 64000 fl. hinzu, eine Summe, die der Reichsrat auf 32000 fl. reduzieren zu müssen glaubte. Für die Gymnasien hatte man vorerst nur schöne Worte. „Den höheren Lehranstalten soll das Nothdürftige, das wesentlich Nöthige nicht fehlen", rief Abg. Jos. v. Utzschneider[3]). Sein Kollege, Hofrat Behr[4]), hoffte, daſs Zeiten des Friedens und verbesserte Staatswirtschaft die nahe Möglichkeit herbeiführen würden, auch den Gymnasien und andern Bildungsinstituten die gleichfalls nötige Unterstützung zu erwirken. Der Antrag des Abg. Stephani[5]), für

[1]) „Der Wahn, daſs mit einem neuen Schulplan alles abgemacht sey und die Ausführung durch die Lehrer sich von selbst verstehe, hat von jeher groſsen Nachtheil gebracht." So L. Spengel: Denkrede auf Fröhlich etc. pag. 15.

[2]) M. Chr. Fr. Bomhard: Über die Verbesserung der höheren Gymnasiallehrstellen an die hohe Ständeversammlung. Ansbach. 1819 (Gassert). — Erste Petition aus dem Gymnasiallehrerstand an die Kammer!

[3]) Verhdlgn. Bd. VIII pag. 117.

[4]) Verhdlgn. Bd. VI pag. 316.

[5]) Verhdlgn. Bd. IV pag. 249; V. pag. 465; XIV. pag. 610.

die notwendige Verbesserung der Studienschulen im Königreiche Sorge zu tragen, wurde der Staatsregierung zur Berücksichtigung hinübergegeben. Dagegen fand ein Beschluss des Reichsrates, zu Stipendien für Philologiekandidaten 8000 fl. zu genehmigen, keine Zustimmung.[1])

Im Landtag 1822 tadelte Abg. v. Utzschneider[2]) als Referent, dass die Regierung in dem Etat für Erziehungs- und Unterrichtsanstalten Ersparungen machen zu müssen glaubte. Auch der Abg. Stephani[3]) bezeichnete es als eine unrichtige Sparsamkeit, bei den Schulen, einem so höchst notwendigen Staatsbedürfnisse, die Ausgaben zu beschränken. Einige Abgeordnete waren bereit, die Schulen reichlicher zu dotieren, und wünschten, die heimfallenden Renten des Johanniterordens sollten dem Schulfonde zugewiesen werden.[4]) Andrerseits fehlte es auch nicht an Stimmen, welche die Geistlichen als die geeignetsten Lehrer empfahlen. „Der Staat erhält in den Geistlichen die wohlfeilsten Lehrer", äußerte sich der Abg. Anns (geistlicher Rat).[5]) „Diese werden den Unterricht in den nothwendigen Vorkenntnissen zum Lehramt in den Seminarien[6]) erhalten können, ohne dass es dem Staate einen Heller kostet."

Entsprechend den in der Kammer wiederholt geäußerten Wünschen, „einen geeigneten Schulplan von Fachleuten ausarbeiten zu lassen",[7]) liefs die Regierung eine neue Schulordnung (10. Oktober 1824)[8]) erscheinen. Wichtig sind hier die Bestimmungen:

> „[Dagegen] wird auch zur Belohnung der würdigen Lehrer Bedacht genommen werden, die Gehalte derselben nach und nach in verhältnifsmäfsigen Abstufungen von 700 fl. bis 1500 fl. zu erhöhen und die verdientesten Professoren ohne Rücksicht auf die Lehrclasse, in der sie stehen, nach dem Dienstalter in die höheren Besoldungsstufen vorrücken zu lassen. Zugleich werden die geistlichen Professoren, wofern sie sich auch des Gottesdienstes der Studierenden und der religiösen Bildung derselben überhaupt, wie es ihnen nach ihrer geistlichen Eigenschaft gebührt, mit Eifer annehmen, bei Beförderungen im geistlichen Amte besondere Berücksichtigung finden" (Absch. V Abs. 4).

---

[1]) Verhdlgn. Bd. XIV pag. 150, 227—228. — I. Kammer Bd. I pag. 192 u. 201.
[2]) Beilage Bd. V pag. 358.
[3]) Verhdlgn. Bd. IX pag. 149.
[4]) Jos. v. Utzschneider Beil. Bd. V pag. 435. — Stolle, Verhdlgn. Bd. X pag. 123.
[5]) Verhdlgn. Bd. X pag. 91.
[6]) Natürlich sind die theologischen Priesterseminarien gemeint.
[7]) Ldtg. 1818/19 Abg. Stephani (Verhdlgn. Bd. IV pag. 249; XIV pag. 609, 610 u. 621). — Ldtg. 1822 Abg. v. Utzschneider (Beil. Bd. V pag. 359, 435), Thomasius (Verhdlgn. Bd. XI pag. 193), Anns (Verhdlgn. Bd. X pag. 90), Jänisch (Verhdlgn. Bd. X pag. 324), Geier (Verhdlgn. Bd. IX pag. 49).
[8]) Döll. IX. Bd. pag. 567—585.

„Aufserdem erhalten sämmtliche Lehrer der Gymnasien[1]) und Lyceen Titel und Rang von Professoren, worin sie sich unter einander ohne Rücksicht auf die Stellung ihrer Classe nach dem Dienstalter reihen, und in Ansehung ihrer Verhältnisse als Staatsdiener sind die Bestimmungen der Verordnung vom 17. April d. J.[2]) auf sie anwendbar. Überdiefs wird denjenigen von ihnen, welche in der Eigenschaft als wirkliche Lyceal- oder Gymnasialprofessoren zwanzig Jahre lang mit Auszeichnung gedient haben, der Rang von Universitätsprofessoren ertheilt werden" (Absch. V Abs. 5).

Über die Stellung und den Gehalt, sowie über den Titel der Lehrer an den „Vorbereitungsschulen", welche als „Localanstalten" betrachtet und nur aus „Localmitteln" unterhalten werden sollten, enthielt die Schulordnung keine Angaben.[3]) Es hiefs nur, es werde Angelegenheit der Stadtmagistrate sein, die für die Vorbereitungsschulen erforderlichen Mittel, sofern es nicht zum Nachteile der Volksschulen geschehen müsse, aufzusuchen und vorzuschlagen, wozu ihnen freigestellt werde, nötigenfalls das Klassengeld zu erhöhen (Absch. I Abs. 21—25).

Zur Anstellung im Lehramt sollte als erste Bedingung gelten, dafs die wissenschaftliche Qualifikation und ganz tadelfreie Sitten nachgewiesen werden; als zweite, dafs die Kandidaten „wenigstens ein Jahr hindurch praktische Dienste als Aushilfslehrer, Aufseher in einem öffentlichen Erziehungsinstitut, Repetitoren und dergleichen geleistet und dabei ihre Tauglichkeit zum Lehramt in jeder Hinsicht gehörig erprobt haben" (Absch. V Abs. 2).

Die Zahl der Unterrichtsstunden wurde für die Lehrer an den Vorbereitungsschulen und den zwei unteren Gymnasialklassen auf wenigstens 26 wöchentlich, an den drei oberen Gymnasialklassen auf nicht unter 18, an den Lyzeen auf mindestens 12 festgesetzt.

Zudem gehörte „wesentlich zu ihrem Amte, dafs sie die schriftlichen Arbeiten ihrer — höchstens 40 — Schüler ohne Ausnahme mit Genauigkeit selbst korrigierten,[4]) die Präparationshefte der Schüler fleifsig

[1]) Die Gymnasien sollten aus 5 Klassen bestehen. Die Professuren für Mathematik und Religion wurden wieder hergestellt. Nur die geistlichen Klafslehrer behielten den Religionsunterricht in ihrer Klasse.

[2]) Rgbl. 1824 pag. 411: Über die Ausscheidung des Standes- und Dienstgehaltes.

[3]) Siehe pag. 445 Anmerkung 5. — Einer Schrift: „Zeitgemäfse Notizen und patriotisch-freimüthige Bemerkungen über das Studienwesen im Königreiche Bayern von einem vieljährigen Beobachter und Mitarbeiter (Landshut 1828)", entnehmen wir folgende Bemerkung: „Vor einigen Jahren wurde ein Studien-Lehrer, der sieben Jahre gedient und sich nach damals vorschriftmäfsiger Bewilligung verehelichet hatte, aber wegen zerrütteter Gesundheit dem Lehramte nicht mehr vorstehen konnte, nicht pensionirt, nicht quieszirt: er erhielt eine Alimentation von zwanzig fünf Gulden monatlich und fünfzig Gulden (aus der Volksschuldotation) als Beitrag zur Bestreitung der Kurkosten" (pag. 28 Anmerkung).

[4]) In jeder Woche waren so neben einer Schulaufgabe noch zwei Hausaufgaben (sog. Scriptionen) und zwei Versionen aus den Klassikern zu korrigieren. Über-

nachsähen, in den höheren Klassen insbesondere ihre Privatarbeiten durch Rat und Belehrung leiteten, vorzüglich auch über den Privatfleifs und die gute Aufführung derselben sorgsam wachten". Der Schlufs des Abschnittes lautete:

> „Das allen diesen amtlichen Verpflichtungen hinderliche Ertheilen von Privatinstructionen ist ihnen für die Zukunft untersagt" (Absch. V Abs. 1—3).

Die Freude der Gymnasiallehrer über die in Aussicht gestellte Gehaltsaufbesserung, die Alterszulagen und den Rang eines Universitätsprofessors war von kurzer Dauer. Gerne hätte man auf die Einnahmen aus dem Privatunterricht verzichtet, wenn der Gehalt zum Leben hingereicht hätte. Das Verbot desselben blieb bestehen — wenigstens einige Zeit noch —, aber die Gehaltsmehrung unterblieb. Diese wollte man nämlich durch die Erhöhung des Schulgeldes auf 20 fl. bestreiten. Dagegen erhob sich vor allem ein allgemeiner Widerstand — zahlte man doch bisher an manchen Orten 1 fl. 50 kr. jährlich Schulgeld —, und die Regierung war nicht stark genug, ihre Beschlüsse durchzuführen. Auch andere Anordnungen, wie die Festsetzung einer Maximalzahl von 40 Schüler in jeder Klasse,[1]) die schweren Aufnahmsprüfungen (Konkurse), die Altersgrenze gaben Anlafs zu Klagen und Beschwerden.

Namentlich geschah dieses in den Landtagsverhandlungen des Jahres 1825[2]) mit solchem Nachdruck, dafs die Regierung den alten Plan mit der Aufbesserung nicht zu verteidigen wagte und eine neue Schulordnung ankündigte, die „den Bedürfnissen der Zeit und des bayerischen Volkes" entspreche (A. V. v. 17. Dez. 1825).[3])
Damit sah sich der Gymnasiallehrstand auf die Zukunft vertröstet.

So sehr in der Ständekammer der neue Schulplan verurteilt wurde, so hätte man doch bei einem Antrage der Regierung den Professoren nicht versagt, was man den Landgerichtsassessoren und Aktuaren bereitwilligst gewährte, nämlich eine bedeutende Erhöhung des Gehaltes. Während für diese 36000 fl. gefordert und ohne Anstand genehmigt wurden,[4]) zeigte der Etat für die Schulen nur eine Vermehrung um

haupt waren die Übersetzungen aus den alten Sprachen in dieser Schulordnung sehr betont.

[1]) Nur die ersten 40 Schüler nach dem Ergebnis der jährlich stattfindenden Eintritts- und Konkursprüfungen sollten aufgenommen werden. Die übrigen konnten versuchen, an anderen (auswärtigen) Anstalten unterzukommen, oder mufsten sich durch Privatunterricht weiterbilden. Diese Anordnung wurde nicht einmal im ersten Jahre durchgeführt.

[2]) Anträge des Abg. Lehmus (Beil. Bd. II pag. 79), Abbt (Beil. Bd. III pag. 158 u. 455), Mätzler (Beil. Bd. I pag. 283). — Dazu Abg. Socher (Verhdlgn. Bd. VII pag. 292), Dietrich (Verhdlgn. Bd. VII pag. 294) u. a.

[3]) Döll. IX. Bd. pag. 706—710 (§ 25).

[4]) Verhdlgn. Bd. VII pag. 116 ff. „Das Loos der Landgerichtsassessoren ist das traurigste unter allen Staatsdienern." Wie stand es mit den Philologen, die nicht, wie diese, 600 fl., sondern nur 400 fl. bekamen?

7000 fl.[1]) Dafs auch eine gröfsere Summe gegeben worden wäre,[2]) läfst der Passus in der Dankadresse auf die Thronrede erkennen.[3]) In der letzteren war gesagt:

„Vorzügliche Sorgfalt gebührt den Anstalten für Erziehung und Bildung bey dem erweiterten Bedürfnisse der Bildung und bey der tief gesunkenen Ergiebigkeit der dieser Bestimmung gewidmeten Einkünfte."

Darauf antwortete die Kammer:[4])

„Durchdrungen von der hohen Wichtigkeit des öffentlichen Unterrichts werden wir hiefür mit allem Eifer bedacht seyn und nach unsern Kräften freudig jedem Antrage, wodurch eine Verbesserung der Erziehungs- und Unterrichtsanstalten erzielt werden kann, unsere volle Zustimmung geben."

Von den Abgeordneten äufserte sich in dieser Hinsicht neben anderen Mätzler:[5]) „Auf Erziehung und Bildung dürften gröfsere Summen ausgesetzt werden, wenn es die Einnahmen gestatten." Abg. Lehmus[6]) tadelte, der Stufengang von 700—1500 fl., wie ihn der Schulplan vorschlage, sei nicht genau bestimmt und das Maximum anderen Beamtenkategorien gegenüber zu gering. Der Würde des Lehrerstandes wäre es angemessener, wenn für die eigentlichen oder höheren Gymnasial- und Lyzealprofessoren 1000 fl. als Minimum und 2000 fl. als Maximum festgesetzt würden. Ein anderer Redner, Abg. Endres[7]), forderte, die Professoren seien so zu besolden, dafs sie den drückendsten Lebensbedürfnissen enthoben seien und ihr Amt mit Freuden täten und nicht mit Seufzern. Nur einer, Abg. Abbt[8]), meinte, früher sei der Unterricht an den Gymnasien nicht nur ungleich wohlfeiler, sondern auch besser gewesen, dankte der Regierung für die Aufforderung an die Zöglinge der geistlichen Seminarien, sich für den Lehrstand vorzubereiten, und wünschte die Beseitigung der nach seiner Ansicht überflüssigen Lehrer, wie der Mathematikprofessoren, da es eine Art von Beleidigung für die (philologischen) Klassenlehrer sei, wenn man ihnen nicht soviel mathematische Kenntnisse zutrauen wollte, als sie für die Schüler ihrer Klassen nötig hätten. Gegen diese Äufserungen wandten sich sofort die Abg. Hagen[9]) und Lehmus[10]). Ersterer

[1]) Von 748000 fl. auf 755000 fl. Die Mehrung war für die Erziehungsanstalten in Nymphenburg und Indersdorf und das Taubstummeninstitut in Freising bestimmt (Verhdlgn. Bd. VI pag 470).

[2]) Fr. Thiersch: Über gelehrte Schulen etc. I. Bd. pag. 62: „Die Summe von 25000—30000 fl. von den Ständen zu begehren scheute man sich, die nach den unter ihnen waltenden Ansichten und nach ihren eigenen früheren Anträgen kein Bedenken getragen hätten, auch eine gröfsere Summe zu bewilligen."

[3]) Verhdlgn. Bd. I pag. 13.

[4]) Verhdlgn. Bd. I pag. 38.

[5]) Verhdlgn. Bd. VI pag 126.

[6]) Verhdlgn. Bd. VII pag. 306—307.

[7]) Verhdlgn. Bd. VII pag. 279.

[8]) Verhdlgn. Bd. VII pag. 283—285.

[9]) Verhdlgn. Bd. VII pag. 297.

[10]) Verhdlgn. Bd. VII pag. 307.

erklärte die Aufstellung eines Lehrers der Mathematik für notwendig, letzterer betonte, die Mathematik könne keiner recht lehren, der sie nur als Nebenfach betreibe. Bezüglich der Geistlichen entgegnete noch Abg. Rudhart [1]), dieselben sollten zu den Lehrstellen ein Recht, aber kein Vorrecht haben. Wohlfeilheit entscheide hier nicht. Den Tüchtigsten, nicht den Wenigstnehmenden gehörten die Lehrstellen.

Wiewohl die öffentliche Meinung aller Verständigen, wie Thiersch schreibt,[2]) entschieden dafür war, dafs hier gründlich geholfen werde, so blieb doch dem Gymnasiallehrstande vorerst nur die Hoffnung, der neue, in nächste Aussicht gestellte Schulplan werde seine Wünsche befriedigen. Hatte doch Thiersch, der in seinem schon wiederholt genannten Werke die absolute Notwendigkeit einer Besserstellung der Lehrer an den Gymnasien nachgewiesen und verlangt hatte, wohl den bedeutendsten Einfluss in der aus 10 Mitgliedern bestehenden Kommission. Ferner mufste sich die Regierung im Landtag 1827/28 gegen den Vorwurf verteidigen, in Bezug auf Erziehung und Bildung gespart zu haben, wo man nicht hätte sparen sollen.[3]) Zu gleicher Zeit beantragte Abg. Rudhart[4]), die Johanniterkapitalien (942375 fl.) zur Schuldotation zu verwenden. Diese sei überhaupt zu gering angesetzt worden gegenüber dem ungeheuren Vermögen der eingezogenen Klöster, hoben andere Abgeordnete tadelnd hervor.[5])

C. 1829—1831.

Am 8. Februar 1829 erfolgte die Allerhöchste Sanktion des neuen Schulplans.[6]) Ihr Schlufs lautete:[7])

„Wir versprechen Uns von dem Pflichtgefühl des Lehrerstandes, dem Wir durch die beabsichtigte Verbesserung seiner äufsern Verhältnisse einen neuen Beweis wohlwollender Würdigung seines wichtigen Berufes geben, die bereiteste Befolgung Unserer Anordnungen."

Für die Lehrer an den Lateinschulen bestimmte § 61[8]) dieses neuen Schulplanes:

---

[1]) Verhdlgn. Bd. VII pag. 309 f.
[2]) Über gel. Schulen I. Bd. pag. 62.
[3]) Verhdlgn. Bd. XV pag. 689.
[4]) Verhdlgn. Bd. XV pag. 216.
[5]) Verhdlgn. Bd. V pag. 46, 143, 200, 287.
[6]) Döll. IX. Bd. pag. 589—628. [„Es ist der einheitlichste neuhumanistische Schulplan, der je aufgestellt worden ist." So Schiller (Lehrbuch der Pädagogik pag. 326).]
[7]) Döll. IX. Bd. pag. 589.
[8]) Döll. IX. Bd. pag. 601. Die Lateinschule (oder „Lateinische Stadtschule") sollte aus 3 Kursen mit je 2 Jahrgängen bestehen. Von den Lehrern des ersten Kurses („Präceptoren") wurde nur das Absolutorium der Lateinschule, von denen des zweiten Kurses (ebenfalls „Präceptoren") das Gymnasialabsolutorium, von denen

„Der Gehalt der Präceptoren im unteren Cursus beginnt mit 400 fl., im mittleren mit 500 fl. und der Oberlehrer mit 600 fl.

Diese Gehalte steigen nach je 5 Jahren um 100 fl. und zwar im unteren Cursus bis zu 700 fl., im mittleren bis zu 800 fl., im oberen bis zu 1000 fl., was nicht ausschliefst, dafs zur Belohnung vorzüglicher Brauchbarkeit nicht auch schnellere Vermehrung eintreten kann.

Daneben wird zu den Gemeinden und Stadtmagistraten vertraut, dafs sie . . . . darauf Bedacht nehmen werden, die Besoldungen der Lehrer durch Ausmittlung freier Wohnungen, durch Bezüge von Holz, Getreide und andere Vortheile zu steigern, so dafs dadurch bewährte Präceptoren und Oberlehrer desto leichter ihr erworben und bewahrt werden."

Für die Professoren an den Gymnasien kommt § 134[1]) in Betracht:

„Der Gehalt der Gymnasialprofessoren beginnt mit 700 fl. und soll nach fünf Jahren treuen und gewissenhaften Dienstes auf 1000 fl., nach neuen fünf Jahren auf 1200 fl. und nach 15 Jahren nach der Anstellung auf 1500 fl. erhöht werden.

Es versteht sich, dafs auch bei diesen Besoldungen die normalmäfsige Ausscheidung in Geld- und Getreidebezüge, sowie in Standes- und Dienstgehalte eintreten wird [2])

Aufserdem wird dem Rector noch eine Functionszulage von 200 fl. bewilligt, welche nach dem Umfange seiner Arbeiten bis 400 fl. steigen kann.

Zugleich wird sich vorbehalten, die Lage besonders thätiger, geschickter und um die Anstalt verdienter Lehrer vorzüglich in gröfseren Städten, wo der Lebensunterhalt schwieriger ist, durch schnelle Steigerung der Gehalte, durch Functionszulagen und Zuwendung anderer Vortheile auch über diese Summe hinaus zu verbessern."

Also dasselbe Minimum und Maximum des Gehaltes wie 1824; nur sind hier die „verhältnifsmäfsigen Abstufungen" und der Zeitraum, in dem die Zulagen gewährt werden sollen, präzisiert.

In dem Berichte vom 8. Dezember 1828, womit die Kommission ihr Werk der Regierung vorlegte, findet sich zu obigem Paragraphen folgende Begründung:[3])

---

des dritten Kurses („Oberlehrer") aufserdem noch ein dreijähriges Universitätsstudium verlangt.

[1]) Döll. IX. Bd. pag. 618. Das Gymnasium sollte aus 4 Klassen bestehen. „Für die Mathematik und Religionslehre werden besondere Professoren angestellt." So § 81 (pag. 606).

[2]) Wie bei den anderen Staatsbeamten nach M. E. v. 17. April 1824 und 8. März 1826.

[3]) Fr. Thiersch: Über gel. Schulen, III. Bd., 1. Theil pag. 120.

„Es fehlt uns nicht an einzelnen guten Lehrern, manche Anstalten haben sie sogar in der Überzahl; aber kaum hie und da ist einer, den sein Amt mit Frau und Kindern nothdürftig nährt, und fast allen wurde die Hoffnung auf bessere Zeiten seit langen Jahren vereitelt. Deshalb hat sich im Ganzen des Lehrerstandes eine Muthlosigkeit, eine Stockung und Erschlaffung bemächtigt, die uns mit schnellem Rückgang auch in demjenigen bedroht, was die Schulen geworden sind."

„Nur auf eine Art ist Hilfe möglich, wenn die alte, engherzige und der wissenschaftlichen Bildung feindselige Geringachtung des Lehrstandes durch die That aufgehoben und der Lehrer in Verhältnisse gebracht wird, welche ihm die Aussicht eröffnen, nach einer Reihe mit redlichem und aufrichtigem Eifer vollbrachter Dienstjahre sich durch sein Amt ein Verhältnifs zu bilden, in dem er mit seiner Familie ohne Nahrungssorgen von seinem Amte leben kann."

„Wir bitten Eure Königl. Majestät allergnädigst zu erwägen, dafs die in Antrag gestellte Scala der Besoldung der Gymnasialprofessoren, wie sie bis jetzo mit 700 fl. beginnt und ihnen erst nach 15 Dienstjahren ein Einkommen von 1500 fl. sichert, das Mäfsigste enthält, was gefordert wird, um diese Männer und ihre Lage mit der Wichtigkeit ihres Amtes doch einigermafsen in Übereinstimmung zu bringen und sie gegenüber anderen Zweigen des öffentlichen Dienstes nicht in jener trostlosen Unterordnung und Versäumnifs zu lassen, welche aus barbarischer Mifsachtung alles Höheren in Wissenschaft und Bildung hervorgegangen und ganz vorzüglich geeignet ist, die alte und schwere Schuld derselben in dem Verkommnifs der Schulen beharrlich fortzusetzen."

Von den verschiedensten Seiten erhoben sich Angriffe gegen den neuen Schulplan. Fast jeder Paragraph wurde teils von den Realisten, teils von den Anhängern der Jesuitenschulen, teils selbst von den Humanisten bekämpft; nur gegen die Besserstellung des Lehrerstandes sprach keine Stimme. Trotzdem — was geschah?

Durch die Allerhöchste Entschliefsung vom 8. Januar 1830 [1]) wurde „eine besondere Commission zur nochmaligen Prüfung jenes Schulplanes (von 1829) und der dagegen erhobenen Erinnerungen angeordnet". Am **13. März 1830** schon konnte man die von dieser Kommission vorgelegte **„Ordnung der lateinischen Schulen und der Gymnasien im Königreiche Bayern"** [2]) veröffentlichen.

Die Lehrer an den (4) Gymnasialklassen behielten den Titel „Gymnasialprofessor". Nur von ihnen verlangte man ein vierjähriges

[1]) Döll. IX. Bd. pag. 633 (nur erwähnt).
[2]) Döll. IX. Bd. pag. 633—663.

akademisches Studium, das Bestehen einer theoretischen und praktischen Prüfung und eine zweijährige Praxis. Um die Berechtigung, an den zwei unteren Klassen der Lateinschule Unterricht zu geben, zu erlangen, war nur das Absolutorium „als Mindestes" gefordert, dazu ein Examen bei der Kreisregierung und eine zweijährige Praxis als Privatlehrer, Assistent oder Repetitor. Das Recht in den beiden oberen Kursen der Lateinschule zu unterrichten war noch dazu abhängig von dem Absolutorium eines zweijährigen philosophischen Kurses an einem Lyzeum oder einer Universität. Die Lehrer an den drei unteren Klassen der lateinischen Schule bekamen die Bezeichnung „Vorbereitungslehrer", der Lehrer der obersten (4.) Klasse hiefs „Oberlehrer" und als Vorstand der ganzen Schule „Subrektor".[1])

Die gleich hohen Ansprüche an die Arbeitskraft der Lehrer wurden beibehalten,[2]) aber die Paragraphen über die Gehaltsvermehrung blieben weg. Auch fehlte die Verheifsung von 1829, dafs „zu hinreichender Vermehrung derselben (= der für die Gymnasien verfügbaren Mittel) für die nächste Finanzperiode das Geeignete in verfassungsmäfsigem Wege eingeleitet werde" (§ 135).[3])

Die Kommission trifft keine Schuld. Erst im Kabinett wurden die auf die Besserstellung des Lehrerstandes bezüglichen Paragraphen gestrichen. „Dieses geschah gegen den Antrag der Kommission — aber es geschah."[4]) Thiersch führte den Entschlufs

[1]) Döll. IX. Bd. pag. 634. Die A. V. vom 3. Februar 1834 spricht von „Vorbereitungslehrern", in anderen Erlassen findet sich „Studienvorbereitungslehrer", so in den vom 18. Juli 1834 (Döll. IX. Bd. pag. 796), vom 4. Mai 1837 (Döll. IX. Bd. pag. 797). Daneben wird auch offiziell „Studienlehrer" gebraucht cf. A. V. v. 20. April 1838 (Döll. IX. Bd. pag. 798). M. E. v. 11. Febr. 1832 (Döll. IX. Bd. pag. 826), M. E. v. 26. Januar 1835 (Döll. IX. Bd. pag. 977). — Der Titel „Oberlehrer" ist unbenützt geblieben. In den Jahresberichten der 30er Jahre findet sich neben (meist) Studienlehrer auch Studienvorbereitungslehrer oder Vorbereitungslehrer (cf. pag. 445 Anm. 5).

[2]) Wöchentlich war eine schriftliche Aufgabe aus dem Deutschen in das Lateinische und eine aus dem Lateinischen in das Deutsche, sowie ein „kurzes Argument oder Exerzitium im Griechischen" in der Schule zu fertigen und vom Lehrer zu korrigieren. Seine Stundenzahl betrug in der ersten Klasse 22, in der zweiten 24, in der dritten und vierten 26 Stunden. Doch war es ihm gestattet, „sich nach eigener Wahl von einem für das Lehrfach geprüften Candidaten, als von einem Assistenten, jedoch in seinem Beiseyn und unter seiner Leitung, Hilfe leisten zu lassen. Diese Hilfe sollte sich hauptsächlich darauf erstrecken, dafs der Assistent zur Aufrechterhaltung der Ruhe und Aufmerksamkeit in der Schule mitwirke, die von den Schülern gelieferten Hausaufgaben durchsehe, auf Ordnung in ihren Heften dringe, das zum Memoriren aufgegebene Pensum abfrage." Diesem Assistenten konnten die schwächeren Schüler gegen Honorar zur Nachhilfe und Repetition zugewiesen werden (Döll. IX. Bd. pag. 636—640 u. 655). Abänderungen traten ein durch die A. V. v. 3. Febr. 1834 (Döll. IX. Bd. pag. 674—676), v. 25. März 1834 (Döll. IX. Bd. pag. 695) u. v. 10. Febr. 1837 (Döll. IX. Bd. pag. 702). — Cf. C. L. Roth: Das Gymnasialschulwesen etc. pag. 58: „Die Einführung solcher Assistenten ist nirgends wirklich zu Stande gekommen."

[3]) Döll. IX. Bd. pag. 618.

[4]) H. W. Thiersch: Fr. Thierschs Leben I. Bd. pag. 311; cf. pag. 372 sowie C. L. Roth, Das Gymnasial-Schulwesen in Bayern zwischen den Jahren 1824 und 1843. Berichte und Betrachtungen. Stuttgart 1845. (S. G. Liesching.) pag. 20—21. In

des Königs auf den Einfluſs seines Kabinettsekretärs Grandauer, eines alten Landrichters, und vielleicht eines höheren Geistlichen sowie auf die Befürchtung zurück, die Ständeversammlung werde bei den Budgetberatungen Schwierigkeiten bereiten; jedenfalls waren es finanzielle Erwägungen, welche zu dieser Handlungsweise Anlaſs gaben.

Nicht mit Unrecht konnte damals Thiersch schreiben: [1])

„Die schönen Worte von der Würde des Lehrstandes und der Wichtigkeit der öffentlichen Erziehung haben ihre Kraft verloren und werden im Munde desjenigen zu bitterem Hohne, welcher unterläſst, was seine Noth enden kann, und thut, was sie vermehren muſs."

D. 1831—1843.

Und doch wie leicht wäre es gewesen, das Königswort einzulösen! [2]) Ohne Anstand hätten im Landtage 1831 die Stände die nötige Summe von etwa 30000—40000 fl. ebenso bewilligt wie die 52000 fl. für die Aufbesserung der Landgerichtsassessoren und der Aktuare, wenn man sie beantragt hätte.

Dies läſst deutlich der Verlauf der Verhandlungen erkennen.

Aus eigenem Antriebe stellten 7 Abgeordnete den Antrag: [3])

„Endlich verdient bey Prüfung des neuen Budgets auch die im vorigen Schulplan den Professoren und Präceptoren von den lateinischen Lehranstalten verheiſsene Besoldungssteigerung von 5 zu 5 Jahren Berücksichtigung."

Wichtiger und charakteristischer ist folgender Antrag von 10 Abgeordneten: [4])

„Der neuere Lehrplan (1830) ..... hat zwar mehreren laut und allgemein gerügten Mängeln des vorangegangenen (von 1829) abzuhelfen gesucht, ist aber dafür hinter dem letztgenannten in einem Punkte zurückgeblieben, der jeden Freund und Kenner der Jugendbildung mit grofsem Befremden, mit tiefer Betrübniſs erfüllen muſste ..."

„Auf eine fast unerklärbare, dafür aber auch desto betrübendere Weise hat die spätere Lehrordnung vom 13. März 1830 diesen Vorzug ganz aufgegeben und damit die stärkste Gewähr für das Gedeihen dieser grofsen Nationalangelegenheit dahinten gelassen. ....."

Straubing wurden die Gehälter der anzustellenden Lehrer (zur Vermeidung des Defizits) sogar noch gekürzt. So Dr. B. Weifsenberger: Geschichte des K. hum. Gymnasiums Straubing. Progr. Straubing 1898. pag. 54—55.

[1]) Über gel. Schulen III. Bd. pag. 459.

[2]) Man hatte damals gröfseres Interesse an der Bewilligung der bedeutenden Mittel, die zum Ausbau der Pinakothek, des Odeon und der Hofgartenarkaden gefordert wurden, als an der Beseitigung der Notlage der Gymnasiallehrer.

[3]) Beil. Bd. VIII, Beil. XXXVII pag. 26.

[3]) Verhdlgn. Bd. XVIII. Protokoll CII pag. 82 f.

[4]) Beil. Bd. VIII, Beil. XXXVII pag. 47—53.

„(Daher) stellen wir die gehorsamste Bitte, bey Herstellung des neuen Finanzgesetzes gedachte Position von 40,000—50,000 fl. aufzunehmen und dadurch die Regierung in den Stand zu setzen, durch Abhilfe dieses Gebrechens am neuen Lehrplan zu den früheren weisen und heilsamen Absichten zurückzukehren."

In seinem ausführlichen Gutachten über diese und andere Anträge, die das Schulwesen überhaupt betrafen, führte der Referent Gr. von Drechsel[1]) den geschichtlichen Nachweis, „welche Verbindlichkeiten die Regenten in Bezug auf die Schulen übernommen hätten und zufolge eingegangener Verträge noch auf ihnen lasteten". Mit der Einziehung der Jesuitengüter und der Säkularisation der anderen Klöster, deren Renten man auf fast 7 Millionen schätzte, habe der Staat die Pflicht übernommen, auch für den Unterhalt der Schulen zu sorgen.[2]) Die vom Finanzministerium 1807 als jährliches Aversum bestimmte Summe von 300000 fl. sei willkürlich und ohne genügenden Anhaltspunkt festgesetzt worden.[3]) Nach seiner Überzeugung sei es ungerecht und ungesetzlich, in diese Aversalsumme alles einzubeziehen, was früher für die Schulen vom Staate bestimmt worden sei. Bei einer „so kärglichen Zutheilung" hielt es der Referent für nicht zu viel, wenn künftig die Schuldotation mit 600000 fl.[4]) auf das Finanzbudget gesetzt und als Staatslast betrachtet werde. Wenn die Studienanstalten nicht mehr blofse Anstalten zum Unterricht, sondern auch zur moralischen Erziehung seien, so müsse die Wahl der Lehrer eine sorgfältige sein, und je gröfser die Anforderungen an diese Männer seien, desto mehr wachse die Verbindlichkeit des Staates, die Gehalte ihren wichtigen Leistungen gemäfs zu stellen. Zur Verbesserung ihrer Lage könne man 30000 fl. aus der erhöhten Schuldotation verwenden. Diese Summe werde hinreichen, wenn man statt nach fünf, erst nach sechs Jahren die Gehaltsmehrung, wie sie § 67 und § 134 des Schulplans von 1829 verlangten, eintreten lasse (pag. 171 - 172).

Dieser Antrag des Referenten fand in den Ausschüssen einstimmige Annahme. Auch in den Plenarsitzungen liefs sich keine Stimme dagegen vernehmen. Selbst der Regierungsvertreter Minister v. Stürmer glaubte seinen Dank nicht zurückhalten zu dürfen ob des Eifers für das Schulwesen.[5]) So kam zuletzt der gemeinsame Beschlufs der beiden Kammern zustande, zur besseren Dotation der

[1]) Beil. Bd. VIII, Beil. XXXVII. Sonderabdruck: Über das Schulwesen in Bayern. Vortrag des Abg. Gr. v. Drechsel mit Anmerkungen begleitet, nebst einem Anhang, die Kammerbeschlüsse, die im Landtagsabschied von 1831 aufgenommenen k. Entschliefsungen und Erklärungen, sowie Auszüge aus dem Finanzgesetz enthaltend. München 1832 (Gg. Franz). 152 S.

[2]) Reichsdeputationshauptschluls (1803) § 35.

[3]) Abg. Wachter bezeichnete die Summe als „einen Tropfen am Eimer". Verhdlgn. Bd. XI. Protokoll LV pag. 85.

[4]) Statt der bisherigen 356000 fl. — Zu den wiederholt genannten 300000 fl. für die altbayerischen Provinzen waren noch 14000 fl. für Unterfranken, 10000 fl. für die Pfalz und 32000 fl. Dotationsaufbesserung vom Landtag 1818/19 gekommen. Von den 356000 fl. waren 111043 fl. für die Studienanstalten in der II. Finanzperiode (1825/31) verwendet worden.

[5]) Verhdlgn. Bd. XVIII. Protokoll CIII pag. 67.

Volksschulen und der Gymnasien 244000 fl. zu bewilligen, nachdem der Vorschlag der Reichsräte, diese Summe „nur vorläufig aus den Erübrigungen der II. (vorausgegangenen) Finanzperiode zu entnehmen", von der II. Kammer zurückgewiesen war.[1]) Alle Versuche, eine speziell für die Gymnasiallehrer bestimmte Summe zur Aufbesserung derselben auf Grund des Schulplans von 1829 mit fünf- oder sechsjährigen Abstufungen durchzusetzen, scheiterten an dem Widerstand der ersten Kammer und der Regierung. Auch die Eingabe von sieben Lehrern an der Münchener Vorbereitungs(= Latein-)schule um eine Erhöhung ihres Gehaltes von 400 fl.[2]) auf 600 fl. hatte trotz der Fürsprache des Abg. von Ehrne keinen Erfolg.[3])

Behufs Verteilung der von den Ständen für die Schulen im allgemeinen bestimmten Summe ergingen an die Kreisregierungen Direktiven (M.-E. v. 14. Mai 1832).[4])

Bezüglich der Lehrer an den Lateinschulen bestimmten sie:

„Der Anfangsgehalt aller Lehrer dieser Schulen ist ohne Rücksicht auf den Classenunterschied auf 600 fl. anzuschlagen. Für den Fall der Würdigkeit ist eine Steigerung des Gehaltes mittelst Functionszulagen in der Art vorzusehen, dafs der Gesammtbezug mit Beginn des 7. Dienstjahres des Lehrers von 600 fl. auf 700 fl., mit Beginn des 13. Dienstjahres von 700 fl. auf 800 fl. und mit Beginn des 19. Dienstjahres von 800 fl. auf 900 fl. sich erhöht und zwar ohne Einrechnung des dem Subrector als solchen zukommenden Functionsbezugs."

„Es ist ferner darauf zu sehen, dafs den zum Vorrücken in Gymnasialprofessuren vermöge ihres Examens vollkommen qualificirten, aber aus Liebe zu der lateinischen Schule auf dieses Vorrücken verzichtenden Lehrern bei dem Beginn des 2. und 3. Sexenniums stets eine weitere Verbesserung von 100 fl. zu Theil werde, dafs selbe demnach in den ersten 6 Jahren auf 600 fl., in den zweiten auf 800 fl., in den dritten auf 1000 fl. und mit Beginn des 19. Dienstjahres auf 1100 fl. zu stehen kommen."

Für die Professoren an den Gymnasien und Lyzeen lauteten die Direktiven:

„Als Anfangsgehalt eines Gymnasialprofessors ist ohne Unterschied der Classe die Summe von 700 fl. anzunehmen. Das Aufsteigen dieser Lehrer für den Fall der Würdigkeit, resp. der Betrag ihrer Functionszulage ist mit Beginn des 2. Sexenniums auf 200 fl. überhaupt zu veranschlagen und hat mit Beginn des

[1]) Verhdlgn. Bd. XXV. Pr. CXLIV pag. 218 und Verhdlgn. Bd. XXVII. Pr. CLIII pag. 46.

[2]) 400 fl. = die Besoldung der Gendarmen und Polizeidiener; cf. Verhdlgn. Bd. XVIII. Pr. CIII pag. 21.

[3]) Verhdlgn. Bd. XVIII. Pr. CIII pag. 42 f. Bei 70 Schülern und 5 Stunden täglichen Unterrichts hielt man einen Monatsgehalt von 33 fl. 20 kr. für hinreichend. (Die Wohnung wurde auf 80 fl. veranschlagt.)

[4]) Döll. IX. Bd. pag. 798—802.

3. und 4. Sexenniums, je nach der besonderen Befähigung zwischen einem Mehrungsminimo von 100 fl. und einem Mehrungsmaximo von 200 fl. sich zu bewegen und zwar ohne Einrechnung des dem Rector als solchem zukommenden Functionsbezugs.

Die Professoren der Lyceen sind sowohl im Normalgehalt als den Besoldungsmehrungen den Gymnasialprofessoren gleichzustellen.[1]) In dem Falle ganz besonderer Auszeichnung können besondere Gratificationen beantragt werden."

Aus 2 Erlassen des Ministeriums an die Regierungen vom 4. Januar und 18. Juli 1834[2]) geht hervor, dafs die vermehrte Schuldotation lediglich als ein Kredit angesehen werden sollte, der vorerst nur für die III. Finanzperiode (1831/32—1836/37) zur Disposition der Staatsregierung gestellt worden sei, um ausgezeichnete Lehrer mit Remunerationen bedenken zu können. Die Direktiven sollten nur allgemeine Anhaltspunkte zur Verteilung geben, wenn die Summe vollständig ausreiche. Die Gratifikationen seien jährlich nach Würdigkeit und Gutbefinden neu zu regulieren und bildeten keinen Teil des Gehaltes.[3])

In dem nächsten Budgetlandtage 1837 beantragte Abg. Friederich,[4]) es sollten die Gratifikationen aufrecht erhalten bleiben. Die zweite Kammer stimmte bei, die erste war gegen den Antrag, da er unnötig sei, weil er nur auf die Aufrechterhaltung des Bestehenden, dem niemand zu nahe trete, gerichtet sei. Das gleiche Schicksal hatte der Vorschlag des Abg. Rabl,[5]) die 244000 fl. ganz auf die Volksschulen, die bisher zu kurz gekommen seien, zu verwenden und event. den Gymnasien die Zuschüsse zu nehmen. Ein Antrag des Abg. Neuland,[6]) betreffend die Sicherstellung der Lehrer an den lateinischen Schulen in bezug auf ihre und ihrer Relikten Lage und Zukunft, ward der Regierung empfehlungsweise zur Berücksichtigung hinübergegeben.

Ein Nachhall einiger in den Kammern gefallener Äufserungen[7]) war die Aufhebung der Direktiven vom 14. Mai 1832 durch eine Allerhöchste Entschliefsung vom 20. April 1838.[8])

[1]) Der Allerh. Erlafs v. 30. Nov. 1833 setzte 800 fl. als Gehalt eines Lyzealprofessors fest, „unbeschadet der etwa nach einer Reihe treugeleisteter Dienste erfolgenden Erhöhung". Den Rektoren der Lyzeen ward der Rang von ordentlichen, den Lyzealprofessoren der von aufserordentlichen Universitätsprofessoren zuerkannt. Döll. IX. Bd. pag. 542.

[2]) Döll. IX. Bd. pag. 795—796.

[3]) Auch der beste Lehrer bekam keine „Gratifikation", wenn die den Kreisen zugewiesene Summe aufgebraucht war (Döll. IX. Bd pag. 795).

[4]) Beil. Bd. VIII pag. 215—236.

[5]) Pr. Bd. XV pag. 53.

[6]) Pr. Bd. IX pag. 530; Beil. Bd. VIII pag. 232.

[7]) Einer der Reichsräte war gegen die Besoldungserhöhung, weil der Beste mit dem Mittelmäfsigen gleichgestellt würde; dann sei es keine Gratifikation mehr, wenn sie nicht verdient würde (!). I. K. Pr. Bd. IV pag. 80—81. — Auch ein Freih. v. Rotenhan wünschte, dafs den Gymnasiallehrern nichts gewährt werde. Pr. Bd. XXI pag. 261.

[8]) Döll. IX. Bd. pag. 798—802.

Danach sollten die bisher verliehenen Funktionsremunerationen der Lehrer der Studienanstalten verbleiben, solange Se. Majestät nichts anderes verfüge. Wenn es die Mittel den Studienanstalten ohne Erhöhung der Zuschüsse aus der Kreisschuldotation gestatteten, so könnten für verdiente Lehrer und Professoren, dann für ausgezeichnete Rektoren dieser Anstalten besondere Gratifikationen, jedoch immer nur für die Dauer eines Jahres beantragt werden. Der Antrag müsse mit einer ausführlichen Erläuterung über die Würdigkeit des betreffenden Individuums begleitet sein, und keine Gratifikation dürfe in den Spezialetat als Beleg des Kreisbudgets eingestellt werden, wofür nicht die Allerhöchste Genehmigung Sr. Majestät des Königs erteilt worden sei.

Keine von allen den vielen Verordnungen, schreibt C. L. Roth,[1]) habe einen so niederschlagenden Eindruck wie diese hervorgebracht und sei so durchaus geeignet gewesen, junge Leute von der Wahl des Schulstandes abzuschrecken. Was man früher zugesagt, sei vollkommen abgeschnitten worden. Auch diese Verordnung zeige die Ansicht der oberen Behörden, dafs die Furcht das rechte Mittel der Pflichterfüllung sei, dafs der Untergeordnete nur von der Gnade, nicht von Rechten wissen solle. Nur wenn ein Lehrer, der eine Gratifikation gehabt habe, sterbe und bei den spärlichen Kreisfonds etwas erspart werde, könne ein anderer etwas erhalten (pag. 23 f.).[2])

Es ist in der Tat zu verwundern, dafs sich unter solchen Verhältnissen junge Leute weltlichen Standes dem Lehrfache widmeten. Wahrlich nur übertriebener Idealismus und Begeisterung für die Studien oder die Hoffnungslosigkeit, in einer andern Sparte zu einer Anstellung zu kommen, können als Beweggründe gedacht werden. Es fehlte damals überhaupt nicht an Klagen über die mangelhafte Bezahlung der Beamten und über die Art und Weise, noch an dem mageren Gehalte und der Pension derselben zu sparen. Behauptete man doch ohne Widerspruch in der Kammer, dafs man kurz vor der definitiven Anstellung Beamte entlassen, dafs man gegen die Verfassung den pensionsberechtigten Standesgehalt verkürzt habe, um Gelder zur Errichtung von Denkmälern zu haben.[3])

---

[1]) C. L. Roth war aus Württemberg zur Leitung des Nürnberger Gymnasiums berufen worden. Über seine Tätigkeit, die Gründe seines Rücktrittes und die Schulverhältnisse in Bayern überhaupt berichtet er in seiner Broschüre: Das Gymnasial-Schulwesen in Bayern zwischen den Jahren 1824 und 1843. Berichte und Betrachtungen. Stuttgart 1845. (S. G. Liesching.)

[2]) „Frigescere autem solent, quibus non est exaequata cum reliquis, publica qui curant negotia, nec spes, nec praemium." So Dr. Ch. Bomhard im Ansbacher Programm 1846: „Commentatio de languore scholastico" (pag. 15).

[3]) Beispiele hievon erzählt C. L. Roth in der erwähnten Schrift pag. 30—34. Selbst Dr. Joh. Nep. Sepp schreibt in einem Buche (Ludwig Augustus, König von Bayern, Regensburg 1903): „Laut war die Klage über die kargen Besoldungen der Beamten und Professoren und dafs Pensionierungen immer kurz vor Zurücklegung des 50sten Dienstjahres verfügt wurden, um den vollen Gehalt zu sparen" (pag. 94). Nach einer Anmerkung (pag. 242) in: Bayerisches Staatsrecht v. Max v. Seydel II. Bd. 1896 (2. Aufl.) hatte man seit 1824 „mit Rücksicht auf die hohe Pensionslast" dies System begonnen und „auf dem Wege der Einzelfeststellungen"

Hiezu kam noch die Anordnung, dafs man den Geistlichen bei den Prüfungen „durch erleichterte Fragestellung den Eintritt ins Lehramt ermöglichen solle“.[1]) Man hob sogar unter dem Ministerium Abel (1837—1846) zugunsten der Theologen für das Staatsexamen im Lehramt alle Unterschiede im Grade der Befähigung auf und liefs blofs mehr die Note „fähig oder unfähig“ bestehen.[2]) Weltliche Lehramtskandidaten wurden trotz besserer Qualifikation Bewerbern geistlichen Standes nachgesetzt,[3]) auch wenn diese keine Prüfung oder nur das sog. kleine Examen für die unteren (Latein-) Klassen gemacht hatten.

Wie unwürdig war überhaupt damals die Stellung der Gymnasien! Die Oberleitung derselben hatte man den Männern, die zwar nicht dem Gymnasiallehrerstande, aber doch dem höheren Lehrerstande angehört hatten, genommen und einem meist aus Geistlichen und Juristen bestehenden „Obersten Kirchen- und Schul-

„einen äufserst niedrigen Betrag und oft im Mifsverhältnis zu der Bedeutung des Amtes einen pensionsfähigen Standesgehalt festgesetzt“. Cf. Anmerk. 1 pag. 475.

[1]) Geschehen 1830. Fr. Thiersch erklärte nach Empfang dieser amtlichen Weisung seinen Austritt aus der Prüfungskommission. Er sah voraus, dafs man beabsichtige, die Gymnasien nach Konfessionen zu trennen und auf beiden Seiten nur Geistliche anzustellen und zwar ohne philologische Prüfung, um so das philologische Studium zu ruinieren und den Stand der weltlichen Gymnasialfehrer aussterben zu lassen. H. Thiersch: Fr. Thierschs Leben etc. I. Bd. pag. 312 u. II. Bd. pag. 498 u. 502. — In diesem Betreff schreibt L. Spengel: „Hat mir doch ein einflufsreicher Mann selbst einst gestanden, es würde die Verfügung getroffen werden, die protestantischen Gymnasien in Bayern nur mit Theologen zu besetzen, wenn nicht zu besorgen wäre, dafs die Katholiken sogleich diesem Beispiele nachfolgen würden; nicht gleich aber sei es, die Schulen hier und dort mit Geistlichen zu besetzen“ (Das philologische Seminarium etc. pag. 61).

[2]) Da bei gleichen Noten und gleicher Befähigung nach § 115 der Prüfungsordnung vom 3. Februar 1834 (Döll. IX. Bd. pag. 774) die Lehramtskandidaten, welche noch ein anderes Fachstudium, hier die Theologie, absolviert hatten, besonders berücksichtigt werden sollten, so war damit die Bevorzugung der Geistlichen ausgesprochen. (Berliner) Zeitschrift f. das Gymnasialwesen. 2. Jahrg. (1848) pag. 260. — Cf. ebendort pag. 563: „Man wünschte möglichst viele Geistliche für die Schulen; um diese zu besetzen, hatte man die Konkursprüfungen in praxi erleichtert; auf dem Papier standen freilich die strengen Prüfungen nach wie vor, aber die Kommissionen nahmen es dabei wohl nicht immer gar streng, besonders bei den Ordensgeistlichen.“

[3]) Nach L. Spengel wurde bei Anstellungen die Reihe der geprüften Kandidaten umgekehrt. Die Letzten wurden zuerst angestellt; die Ersten verkümmerten jahrelang an den lat. Schulen, während andere, die durchgefallen waren oder kein Examen gemacht hatten, Gymnasialprofessoren wurden (Das philologische Seminarium etc. pag. 29 f.). — Geistlichen, die gar nicht auf der Universität waren, wurden die Stipendien für die Besucher des philologischen Seminars zugewiesen. (Berl.) Zeitschrift f. d. Gymnasialwesen 2. Jahrg. (1848) pag. 263. — Daraus erklärt es sich, wenn damals eine ziemliche Anzahl von Gymnasialprofessoren bei der griechischen und lateinischen Klassikerlektüre auf gedruckte Übersetzungen angewiesen war und Satz für Satz entweder einlernen oder geschrieben in die Schule mitbringen mufste. „Es war dies ein öffentliches Geheimnis.“ So ist zu lesen in der Broschüre: Gebrechen und Heilung der humanistischen Gymnasien mit besonderer Rücksicht auf Bayern. Gedanken von zwei Philologen. München 1872. pag. 41.

rathe“ übertragen,[1]) der bei seiner Zusammensetzung für das Wohl der Gymnasiallehrer kein Interesse hatte. An den Kreisregierungen war der Fachreferent entfernt worden und man betraute einen Juristen, manchmal einen Assessor, mit der Behandlung der Schulangelegenheiten.[2])

Zudem hatte man 1837 die Studienanstalten zu Kreisanstalten degradiert und auf die kärglichen Bewilligungen der Landräte angewiesen.[3])

Das Schlimmste aber war noch, dafs man den Gymnasien ihre innere Selbständigkeit raubte. Vergebens hatte Fr. Thiersch dafür gekämpft und sie als Notwendigkeit für das Gedeihen der Studien und für die Hebung des Standes bezeichnet. Noch hatte die Schulordnung von 1830 bestimmt, dafs das Rektorat „in der Regel“ mit der Professur der oberen Klasse verbunden sei.[4]) Schon 1833 (30. Nov.) verkündigte eine Allerhöchste Verordnung[5]):

> „Wir behalten Uns vor, die Rectoren Unserer Gymnasien entweder aus der Zahl der Gymnasialprofessoren oder den sonst mit academischen Studien und entsprechenden

[1]) A. E. v. 17. Dez. 1825. Döll. IX. Bd. pag. 706—710 und 18. Febr. 1832 (Rgbl. 1832 Nr. 9 pag 174—176). Nach dieser letzten Verordnung wurden dem Obersten Kirchen- und Schulrate auch eine Anzahl berühmter Universitätsprofessoren und anderer mit den verschiedenen Abstufungen des öffentlichen Unterrichtes genau vertrauter Männer beigegeben, um, ohne Besoldung und ohne Remuneration zu empfangen, mit kollegialer Stimme unter dem Vorsitze des Ministeriums des Innern über prinzipielle und organisatorische Fragen des Unterrichtes zu beraten, dann jenen jährlichen Sitzungen beizuwohnen, worin die von der Kreisregierung regelmäfsig zu erstattenden Berichte zur Beratung gebracht wurden. — Von diesem Institute schreibt ein bayerischer Schulmann (Dr. Elsperger) dafs es nach seinem Wissen so spärlich zur Tätigkeit gekommen und so bald wieder entschlafen sei, dafs es für das Schulwesen ganz ohne Bedeutung geblieben sei. Wichtiger sei die Verordnung gewesen, bei einzelnen wichtigen Fragen des öffentlichen Unterrichts jenen Sitzungen ausgezeichnete Männer und zwar je nach Mafsgabe der speziellen Frage aus der Mitte der Universitätsprofessoren, Lyzeal- und Gymnasialrektoren und Distriktsschulinspektoren beider Konfessionen mit beratender Stimme beizuziehen, ein Beirat, der von Zeit zu Zeit erholt worden sei, sich aber eines grofsen Beifalls von seite der bayerischen Schulmänner nicht erfreut habe. (Berliner) Zeitschrift f. d. Gymnasialwesen, 2. Jahrg. (1848) pag. 483.

[2]) M.-E. v. 17. Dez. 1825 Döll. IX. Bd. pag. 711—712. Einen Ersatz für die (einigermafsen technischen) Schulräte bei den Kreisregierungen sollten die sog. „Kreisscholarchate“ bilden. Zu den (je 4) Kreisscholarchen waren nach der A. V. v. 1. April 1832 Rektoren, Professoren und sonstige Pädagogen, welche in der (Kreishauptstadt oder in deren nächster Nähe wohnten, zu ernennen. Ihre („unentgeltliche und revokable“) Funktion hatte zu umfassen, den Sitzungen über prinzipielle Fragen des öffentlichen Unterrichtes mit kollegialer Stimme beizuwohnen, auf die Jahresberichte Beschlüsse zu fassen und die Schulen — seit 1833 auch die lateinischen Schulen und Gymnasien — zu visitieren. Der Einfluſs des Scholarchats auf die Mittelschulen war ohne Bedeutung. M.-E. v. 7. April 1832, 9. Juni 1833, 21. Juni 1833, 24. Juni 1833, 12. Januar 1834. Döll. IX. Bd. pag. 719—724. Gesetzlich wurden sie aufgehoben durch die Schulordnung von 1854. Cf C. L. Roth: Das Gymnasialschulwesen etc. pag. 1—6.

[3]) Ges. v. 17. Nov. 1837. Ldtg. 1837. Pr. Bd. XXIII pag. 136—143. Dazu Beil. Bd. V pag. 24 und X pag. 325—328.

[4]) § 66. Döll. IX. Bd. pag. 649.

[5]) Döll. IX. Bd. pag. 668—669.

Kenntnissen versehenen Männern zu ernennen. Das Rectorat behauptet die Eigenschaft einer widerruflichen, mit einer Functionsremuneration begleiteten Function."

Daher sollte laut eines M.-E. vom 3. Februar 1834 [1]) genau von den Regierungen untersucht werden, „ob und inwiefern jeder einzelne Gymnasialrector seiner Aufgabe vollständig und in jeder Beziehung entspreche". Falls sich kein passender Gymnasialprofessor finde, habe die Übertragung des Rektorates an einen am Orte befindlichen, durch akademische Studien, tiefes Wissen und würdige und kräftige Haltung empfehlenswerten höheren Staats- oder Kirchenbeamten des Ortes (!), insbesondere in Universitätsstädten an einen bewährten Universitätsprofessor, in anderen Städten an einen ehemals (!) im höheren Lehramt gestandenen Seelsorger usw. stattzufinden. In ähnlicher Weise seien Subrektorate, wenn kein passender Lehrer da sei, anderen Männern des Ortes, namentlich höheren Kirchen- und Staatsbeamten zu übertragen.

Welche Kränkung enthielt dieser Erlafs für den Gymnasiallehrerstand! Rektoren wie C. L. Roth in Nürnberg sahen sich nach langjähriger Tätigkeit in ihrer Stellung bedroht und nur auf Widerruf angestellt. Mit Recht schreibt der Genannte [2]), diese Verordnung beweise eine gleichmäfsige Geringschätzung der Personen und der Sache. Es sei ohne Beispiel im konstitutionellen Deutschland, dafs eine stabile Anstellung für die Personen selbst, welche dadurch definitiv angestellt seien, auf einmal als widerruflich erklärt werde, dafs eine ganze Klasse von Angestellten eine Untersuchung über sich ergehen lassen müsse, und wenn diese zu ihren Gunsten ausfalle, erst nicht in die frühere Kategorie wieder eintrete, sondern in eine zeitlebens prekäre Stellung übergehe. Auch sachlich zeige dieser Ministerialerlafs weder einige Einsicht in das Schulvorsteheramt noch Übereinstimmung mit den eigenen von der Regierung öfters laut verkündigten Grundsätzen: Nur „ein lehrender Vorstand habe zugleich eine erziehende Kraft", nur durch das Lehren könne man einwirken auf den Willen der Schüler und damit auf ihre Erziehung; [3]) tiefes Wissen und würdige Haltung tue es nicht allein.

Und der Erfolg dieser Verordnung, welche die Autorität der Schule so bedeutend schwächen mufste? Es soll kein einziger Rektor entfernt worden sein, nur einige Subrektoren wurden durch Geistliche ersetzt (pag. 36).

Eine weitere Mafsregel gegen die Selbständigkeit der Gymnasien und ein Akt des Mifstrauens gegen den Gymnasiallehrerstand war eine andere gleichzeitige Verordnung der

[1]) Döll. IX. Bd. pag. 670—694 (§ 65 u. § 7).

[2]) Das Gymnasial-Schulw. etc. pag. 34—39.

[3]) „Der Vorstand ist die Seele und das belebende Prinzip jeder Anstalt, von seiner Persönlichkeit hängt der Erfolg jeder Vorschrift und jeder Verordnung ab." So im M.-E. v. 29. Januar 1833 (Döll. IX. Bd. pag. 810).

Regierung. In ihrer Besorgnis, es möchte die Jugend an den Mittelschulen den politischen Bestrebungen nicht fern bleiben, machte sie nicht nur dieselbe durch bestimmte Mützen und Rockknöpfe erkenntlich [1]) und ihr Vorrücken in die höhere Klasse von dem Betragen und der Frömmigkeit abhängig, [2]) sondern stellte sie und die Lehrerkollegien auch gleichsam unter Polizeiaufsicht, statt die letzteren mit stärkerer Strafgewalt auszustatten. Durch den A. E. vom 6. Mai 1833 [3]) wurde für jede Mittelschule ein Regierungskommissär aufgestellt mit der Begründung, man habe wahrgenommen, dafs die Organe der Revolution auch das zarte Alter in ihre verbrecherischen Pläne zu verwickeln strebten. Die unentgeltliche Funktion eines Regierungskommissärs sei in der Regel dem Stadtkommissär und in dessen Ermangelung dem Land- oder Herrschaftsrichter des Ortes, an dem die Anstalt ihren Sitz habe, zu übertragen. [4]) Dieser habe in bezug auf all dasjenige, was Disziplin, Ordnung und Sittlichkeit betreffe, gemeinsam mit dem Vorstande der Anstalt zu verfahren. Seine Stimme entscheide auch gegen den Widerspruch des Rektors, so oft es sich um Hinneigung einzelner Studierender zu politischen Tendenzen oder um politische, polizeiliche und sittliche Zwecke der Anstalt handle. Werde die Dimission oder die Exklusion eines Schülers aus Gründen der Zucht und Ordnung beantragt, so habe der Lehrerrat und das Scholarchat nur eine beratende Stimme, nicht mehr die Entscheidung wie bisher. Diese bleibe dem Rektor und dem Regierungskommissär und zwar bei Meinungsverschiedenheiten derselben mit entscheidender Wirkung der Stimme des Regierungskommissärs übertragen. Gegen solche Entlassungen gebe es nur nachträgliche Beschwerden an den Regierungspräsidenten. Werde in einem anderen Falle, wie wegen Unfleifs, die Dimission vom Lehrerrat verhängt, so sei der Beschlufs vor dem Vollzuge mit sämtlichen Verhandlungen dem Regierungskommissär zur Einsicht und Erinnerung vorzulegen. Die Nichtbeachtung dieser Förmlichkeit ziehe die Nichtigkeit des Beschlusses nach sich.

[1]) M.-E. v. 9. Mai 1833 (Döll. IX. Bd. pag. 950—953).

[2]) C. L. Roth: Das Gymnasial-Schulwesen etc. pag. 81—88. Dazu M.-E. vom 25. Okt. 1840, 6. Juni 1841 und 27. Jan. 1842. Döll.-Strauls XXIV. Bd. pag. 246—252. Nach der Verordnung vom 6. Juni 1841 mufste ein Schüler in Hinsicht auf Frömmigkeit, religiöse Gesinnung und sittliches Verhalten die Note I, 2 (= vorzüglich oder sehr gut) und in den Religionskenntnissen die Note II, 1 (= vollkommen gut) — bei einer 6stufigen Notenskala — sich erworben haben, um in eine höhere Klasse vorrücken zu können. Auf Klagen hin wurde (M.-E. vom 27. Jan. 1842) bestimmt, es solle hinfort wenigstens die Note II, 1 (= vollkommen gut) in der Frömmigkeit und dem sittlichen Verhalten und die Note II, 2 (= hinlänglich gut) in den Religionskenntnissen zum Vorrücken nötig sein. Natürlich mufsten solche Erlasse die Schüler zur Heuchelei verleiten und die Lehrer oftmals in eine schlimme Zwangslage bringen. Das Vorrücken wurde ganz in die Hände des Religionslehrers gelegt.

[3]) Döll. IX. Bd. pag. 948—950.

[4]) Ein A. E. vom gleichen Datum stellte zum gleichen Zwecke auch die Lyzeen unter die Aufsicht „aufserordentlicher Regierungskommissäre". Die Universitäten erfreuten sich der Überwachung durch einen „Ministerialkommissär" seit 1819. Cf. Döll. IX. Bd. pag. 477—479 und 158—159, ferner Dr. W. Hefs: Geschichte des K. Lyzeums Bamberg. Bamberg 1903, pag. 133—139.

Erst nach der Zustimmung des Regierungskommissärs könnten Beschlüsse in Vollzug gesetzt werden.[1]) Ferner habe derselbe in denjenigen Sitzungen des Lehrerrates, an denen er ordnungsgemäfs teilzunehmen habe, den Vorrang zu behaupten.[2]) Zugleich sei er berechtigt, auch von den Lehrvorträgen Kenntnis zu nehmen, und habe gegen jede etwa wahrgenommene gefährliche Doktrin mit alsbaldiger Anzeige an den Regierungspräsidenten und gleichzeitig an das Ministerium des Innern einzuschreiten.[3])

Diese Anordnungen, welche die Treue des Lehrers ignorierten, die Autorität und die Wirksamkeit des Vorstandes als unzureichend hinstellten und ihn seines Ansehens entkleideten,[4]) hätten erst recht bewirken müssen, dafs die Schule ihren Einflufs auf die Jugend verlor. Glücklicherweise benutzten die Regierungskommissäre wenig ihre ausgedehnten Vollmachten und nach wenigen Jahren war ihre Stellung ein blofser Name.[5])

Als eine neue Bitterkeit empfand der schon genannte Nürnberger Rektor C. L. Roth und empfanden mit ihm gerade die tüchtigen Vorstände der Studienanstalten die Bestimmung des A. E. v. 23. November 1832,[6]) wonach alljährlich an jedes Gymnasium ein Universitätsprofessor als Kgl. Kommissär zur Leitung des Absolutoriums geschickt werden sollte, weil die Rektoren jetzt „unter die Oberleitung eines Mannes von unzulänglichem Urteil gestellt

[1]) M.-E. vom 4. Sept. 1834 (Döll. IX. Bd. pag. 953—954). — Cf. M.-E. vom 10. Mai 1841 (Döll.-Strauls XXIV. Bd. pag. 300—301).

[2]) M.-E. vom 2. Juli 1834 (Döll. IX. Bd. pag. 716).

[3]) M.-E. vom 6. Mai 1833 (VIII) (Döll. IX. Bd. pag. 948—950).

[4]) Cf. Bl. G. Sch. W. 5. Bd. pag. 288, wo Dr. W. Markhauser von der geradezu erbarmungswürdigen Stellung unseres Standes in jener Zeit spricht, und 1. Bd. pag. 213, wo W. Bauer schreibt: „Der Lehrerstand, der unter dem traurigen Abel'schen Regimente in jeder Weise korrumpiert und sozusagen demoralisiert wurde." — L. Spengel bemerkt: „Man täusche sich nicht, der Verfall der Schulen wäre nicht in dem Grade gekommen, hätte man die Autonomie der Rectorate nicht gänzlich gebrochen; ohne Herstellung der früheren Autorität ist eine Besserung nicht zu hoffen" (Denkrede auf Fröhlich pag. 22).

[5]) So C. L. Roth: Das Gymnasial-Schulwesen etc. pag. 15. Nur von einem Regierungskommissär weifs er zu berichten, „der seine Stellung mifsbrauchte, um verwerfliche Schüler, die das Rektorat entfernen wollte, zu beschützen". Döderlein spricht 1854 den beiden Regierungskommissären (für Erlangen) den Dank aus, dafs sie von ihrer ausgedehnten Macht nie wirklichen Gebrauch gemacht hätten (Dr. v. Jan: Das Erlanger Gymnasium vor und unter Döderleins Leitung. Progr. (Erlangen). 1863, pag. 28 Anm. 30).

[6]) Döll. IX. Bd. pag. 443—445. — Aus dem M.-E. v. 5. Juli 1833 geht hervor, dafs die Universitätssenate die Prüfungskommissäre in Vorschlag zu bringen hatten und dafs der Universität München die Kreise Oberbayern, Niederbayern, Oberpfalz, Schwaben und Neuburg, der Universität Würzburg die Kreise Ober- und Unterfranken und die Pfalz, der Universität Erlangen der Kreis Mittelfranken als „Commissionsbezirke" zugewiesen waren (Döll. IX. Bd. pag. 893). — Die Kommissäre hatten den Auftrag, neben dem Bericht über das Prüfungsgeschäft einen zweiten beizufügen, „welcher ihre Wahrnehmungen über den Zustand der von ihnen bereisten Anstalten, über den Studienernst der Lehrer und über den Bildungsgrad der Schüler enthalte" (M.-E. v. 12. Sept 1833. Döll. IX. Bd. pag. 894).

wurden".[1]) Auch L. Spengel sagt hierüber in seiner Denkrede auf Fröhlich, den hervorragenden Rektor des Wilhelmsgymnasiums in München: [2]) Anfangs hätten die Lehrer diese Einrichtung mit Freuden begrüfst, in der Erwartung, so Gelegenheit zu haben, die Unfähigen zu entfernen, ohne die Schuld des Gehässigen allein tragen zu müssen. Bald aber habe es sich gezeigt, dafs bei der Verschiedenheit der Kommissäre sich keine Gleichheit erzielen lasse und das Gymnasium, das die meisten zurückgewiesen habe, für das schwächste gelte; daher sei es Ehrensache sämtlicher Gymnasien geworden, die Universität womöglich mit allen Zöglingen zu beglücken. Überhaupt werde die Absendung von noch so ehrenwerten und gelehrten Männern, aber von verschiedenen Richtungen, die den jetzigen Anforderungen der Schule längst entfremdet seien, nie die erforderliche Zuverlässigkeit geben, und gewifs sei es nicht im Interesse der Schule, wenn an das eine Gymnasium ein Theologe, an das andere ein Philologe, an ein drittes ein Historiker, an ein viertes ein Philosoph oder Mathematiker geschickt werde.[3]) Es könne nur ein oberflächliches Lob oder Tadel erfolgen. Oft seien sogar die verdientesten Lehrer durch den einseitigen Bericht eines Kommissärs bei ihren Behörden in ein falsches Licht gestellt und angeschwärzt worden. Kein Wunder sei es, wenn über die sich gleich bleibende Anstalt jedes Jahr andere, manchmal ganz entgegengesetzte Berichte eingelaufen seien.[4])

So erwies sich die Einrichtung der Universitätskommissäre als nutzlos, sogar als schädlich für Schule und Lehrer.

Auch ein Wort über die Schulordnungen oder besser Schulverordnungen jener Tage wäre hier noch am Platze. Dem Namen

---

[1]) C. L. Roth: Das Gymnasial-Schulwesen etc. pag. 16. Ähnliches schreibt Thom. Buchert: „Der Staat übrigens sollte das Lehrer-Collegium und den Rector durch Vertrauen auf ihre Einrichtungen und durch Beachtung ihrer Vorschläge ehren, nicht ihnen in Allem Aufseher setzen, am wenigsten solche, die vom Schulwesen nichts verstehen" (Progr. v. Bamberg, 1850: Zur Reform der Gelehrtenschulen in Bayern pag. 19).

[2]) pag. 22—23; cf. L. Spengel (Das philologische Seminarium etc.) pag. 15 f.

[3]) „Diese Professoren leiten in der Eigenschaft als Königliche Commissarien die Prüfung und bestimmen nicht nur das Thema der schriftlichen Prüfungsarbeiten, sondern auch für jedes einzelne Lehrfach die in Frage zu stellenden einzelnen Lehrstücke" M.-E. v. 23. Nov. 1832 (II). Döll. IX. Bd. pag. 444. Die Befugnisse der damaligen Prüfungskommissäre waren noch weitergehend, als es heutzutage der Fall ist.

[4]) Daran fügt L. Spengel die auch jetzt noch beherzigenswerten Worte: „Auch die Schule hat ihre festen und sicheren Anforderungen, die richtig zu beurtheilen und zu würdigen nicht jeder defswegen im Stande ist, weil er einst selbst in ihr gesessen und den damaligen Forderungen entsprochen hat. Eine zuverlässige Einsicht vom Standpunkte jeder einzelnen Schule, ihren Gebrechen und Mitteln sie abzuwehren, wird dann gegeben werden, wenn anerkannt tüchtigen Lehrern, älteren Rektoren die Gelegenheit gegeben wird, die Schulen genau und nicht vorübergehend zu prüfen" (pag. 22). — Bemerkenswert ist auch, was Dr. Elsperger schreibt: „Verderblich werden unzweckmäfsige Verordnungen erst durch Visitatoren, wenn diese das Befehlbuch in der Hand überall nur fragen, ob jedem Paragraphen des Schulplanes im Einzelnsten Folge geleistet worden sei" (Bl. G. Sch. W. 2. Bd. pag. 34).

nach galt der Lehrplan von 1830, aber er erfuhr besonders 1833, 1834 und 1837 so viele Änderungen und Zusätze, dafs sich selbst bedeutende Schulmänner in dem Wirrwarr nicht mehr zurecht finden konnten.[1]) Einer von diesen, der schon genannte C. L. Roth gab, wie bereits bemerkt, sein Amt als Rektor in Nürnberg auf, nicht ohne in der wiederholt erwähnten Schrift eine Schilderung der damaligen Schulzustände in Bayern zu geben. Von den übrigen Anstaltsleitern waren es die Vorstände der protestantischen Gymnasien, welche sich nicht besonders um die stets wechselnden Vorschriften und Modifikationen der Schulordnung kümmerten,[2]) sondern beseelt von wahrer Liebe zur Jugend unentwegt die humanistischen Studien im Sinne Thierschs pflegten. In jugendlichen Jahren zur Leitung eines Gymnasiums berufen, drückten sie demselben den Stempel ihres Geistes auf.[3]) Damals konnten sich nicht mit Unrecht die protestantischen Gymnasien einer gewissen Überlegenheit über die meisten katholischen rühmen.

Solche Verhältnisse berechtigten wohl den Rat an talentvolle Studierende, sich nicht dem Studium der Philologie zu widmen und so in einen Stand einzutreten, der nur Mühe und Anstrengung, aber keinerlei honos et praemium in Aussicht stellte, bei dem man nur Zurücksetzung jeder Art, und dabei nicht einmal den nötigen Gehalt zu einem anständigen Leben zu erwarten hatte.[4])

[1]) So bes. M.-E. v. 30. Nov. 1833, v. 3. Febr. 1834 und 10. Febr. 1837 bei Döll. IX. Bd, pag. 668—705.

[2]) „Man überliefs, einige Zornesausbrüche abgerechnet, wenigstens die protestantischen Gymnasien ihrem Schicksal und machte es durch diese Nichtbeachtung pflichttreuen Rektoren und Lehrern möglich, im Sinne Thierschs in ihren Schulen zu wirken." Dr. Elsperger in Schmids Encyclop. IX. Bd pag. 441; Art. über Fr. Thiersch. — Bei einer anderen Gelegenheit (Bl. G. Sch. W. 2. Bd, pag. 34) spricht der nämliche Schulmann von den „Wallersteinischen (des Ministers Wallerstein) Hallucinationen, die jeden Augenblick eine mühsam geschaffene Ordnung durch unreife Einfälle immer wieder in Frage gestellt", und dafs die verderblichsten Anordnungen, z. B. die über Einführung „des Rudhardischen Prokrustesbettes", unter Abel durch verständnisvolle Visitatoren unschädlich gemacht wurden. — „Man konnte die Achtung für die von oben gegebene Ordnung nur dadurch beweisen, dafs man sie vollständig ignorierte" C. L. Roth: Das Gymnasial-Schulw. etc. pag. 58. — Hiezu gehörten die Verordnungen über die Teilnahme der Schüler technischer Anstalten an dem Realunterrichte der Gymnasien. Hierüber schreibt C. L. Roth (pag. 79): „Man erkannte nicht, dafs ein Rektorat, welches hiezu die Hände bot, die eigene Anstalt wissentlich verderbte, und namentlich alle Ordnung für das Aufrücken, die nothwendige Abhängigkeit desselben von einer gewissen geistigen Errungenschaft muthwillig aufhob."

[3]) Es waren dies vor allem in Erlangen: Hofrat Dr. Lud. v. Döderlein, Rektor von 1819—1862 (pensioniert); in Ansbach: Dr. Chr. v. Bomhard 1824—1839 (55) und Schulrat Dr. Elsperger 1839—1869 (pensioniert); in Bayreuth: Schulrat Dr. J. Ch. v. Held 1835—1867; in Nürnberg: Dr. C. L. Roth 1824—1843; in Augsburg: Schulrat Dr. Gg. Casp. Mezger 1840—1872. — Von Döderlein rühmt Dr. Lud. v. Jan, dafs er die störenden und drückenden Verordnungen des Ministeriums Abel mit möglichster Beschränkuug und Schonung ausgeführt habe. (Das Erlanger Gymnasium vor und unter v. Döderleins Leitung. Progr. [Erlangen]. 1863, pag. 21.)

[4]) In der (Berliner) Zeitschrift f. d. Gymnasialwesen 2. Jahrg. (1848) pag. 259 schreibt von sich „ein bayerischer Schulmann" (Dr. Elsperger): „Wenigstens hat

Die Folge war, dafs Ende der 40er Jahre ein Mangel an Lehrern eintrat, zumal die Zahl der Geistlichen sehr abnahm, so dafs diese kaum für die Seelsorge hinreichten. Dadurch sah sich die Regierung genötigt, eine Aufforderung an die studierende Jugend ergehen zu lassen, sich dem Lehrfache zu widmen, wobei sie auf die gebesserte finanzielle Stellung der Lehrer hinwies.[1]) Mit welchem Rechte, wird die folgende Darlegung zeigen:

Der Landtag 1840 brachte zunächst noch keine Besserung der Lage der Gymnasiallehrer. Die Anträge der Abg. Dr. Harlefs und Meinel, dafs denselben „die stadienweise Besoldungserhöhung von einem gewissen Minimo bis zu einem gewissen Maximum zugesichert werde" und dafs „den Studienlehrern das allmähliche Einrücken in die staatsdienerlichen Rechte (Pragmatik) verstattet werde", wurden vom Referenten (Freih. v. Welden) als nicht geeignet zur Vorlage an die Kammer, wohl aber „zur Anempfehlung beim Ministerium im hohen Grade für würdig" bezeichnet.[2]) Bei der Beratung im Plenum nahm Dr. Harlefs die Gelegenheit wahr, die Verhältnisse der Gymnasiallehrer, besonders der verheirateten protestantischen, sehr eindringlich zu schildern und darauf hinzuweisen, dafs man ihnen durch das Verbot des Privatunterrichts jeden Nebenerwerb abgeschnitten habe.[3]) Dagegen gingen beide Kammern auf die Vorschläge des Abg. Friederich ein, den Kreisfonds auf Erziehung und Bildung 144000 fl. für jedes der drei nächsten Jahre aus den Erübrigungen zuzusetzen und den Lehrern an den Lyzeen und den Studienanstalten die Remunerationen wieder zu verabreichen.[4]) Der Landtagsabschied versprach, die Wünsche der Stände bezüglich der Beförderung des Schulwesens in nähere Erwägung zu ziehen.[5])

Seitens der Landräte fehlte es damals nicht an gutem Willen zur Verbesserung der Lage der Gymnasiallehrer. Aber ihre Wünsche

---

Referent in dem letzten Jahrzehnt oft genug sein Bifschen Beredsamkeit aufgeboten, um die tüchtigsten Talente, die sich trotz der geringen Besoldungen doch dem Lehrfache widmen wollten, von dem Studium der Philologie zurückzuhalten und er hat sie aufgeboten, weil er aus den sichersten Quellen, ja selbst aus offiziellem Munde oft genug gehört hatte, es sei dies die Pflicht eines jeden Rektors und Professors, junge Leute von einer Bahn zurückzuhalten, bei der sich die Aussichten für eine dereinstige Anstellung von Tag zu Tag verengten und fast völlig ausgeschlossen erschienen." — Auch von Döderlein wird erzählt, dafs er Abiturienten vom Studium der Philologie fernzuhalten suchte.

[1]) Ministerial-Ausschreiben vom 15. April 1847. Cf. Allgemeine Zeitung 1847 Nr. 120 und (Berliner) Zeitschrift f. d. Gymn.-Wes. 2. Jahrg. (1848) pag. 562—566, ferner Ldtg. 1847. Pr. Bd. IV. pag. 307—309.

[2]) Pr. Bd. III pag. 261—263.

[3]) M.-E. vom 7. Mai 1838 (nochmals strengstens verboten); M.-E. vom 17. Febr. 1840 (Verbot auf die Schüler der eigenen Klassen beschränkt; an den isolierten Lateinschulen der Pfalz auch dieses erlaubt). Döll.-Strauls XXIV. Bd. pag. 195 und 227—228.

[4]) Beil. Bd. III pag. 293; IV pag. 219. — Pr. Bd. V pag. 12, 44, 65—103; VII. pag. 116. — I. K. Pr. Bd. II pag. 177.

[5]) Pr. Bd. VIII pag. 9—10.

auf Erhöhung des geringen zugewiesenen Fonds, ihre Anträge, einzelnen Personen besondere Remunerationen oder Gehaltserhöhungen zukommen zu lassen, selbst Anerbietungen von Städten, Zuschüsse zu geben, erfuhren Zurückweisung. [1])

Noch in demselben Jahre wurde den Religionslehrern an den Studienanstalten „Titel und Ehrenvorzüge der Gymnasialprofessoren" ohne Einfluss auf die Besoldung verliehen. M.-E. vom 9. Mai 1840. [2])

Im folgenden fand eine Ausscheidung der Studienanstalten nach Konfessionen statt. Eine Einwirkung auf die Besserstellung der Lehrer hatte dies nicht. M.-E. vom 13. Aug. 1841. [3])

E. 1843—1849.

Der Gesamtbeschluss der Stände vom Jahre 1841 teilte, wie der Abg. Friederich bemerkte [4]), mit den übrigen das gleiche Schicksal der Nichtgewährung. Es wurden deshalb im folgenden Landtage (1843) neue Anträge von den Abg. Dr. Harless [5]), Friederich [6]) und Dr. Müller [7]) gestellt zum Zwecke, die Lage des höheren Lehrerstandes zu verbessern. Die Anträge dieser drei Männer wurden zuletzt kombiniert und von den beiden Kammern angenommen. Danach sollte die Kreisschuldotation um 150000 fl. erhöht und hievon 30000 fl. verwendet werden, um bei den Studienanstalten eine allgemeine Gehaltserhöhung nach Massgabe der Dienstjahre für die Lyzeal- und Gymnasialprofessoren und die Lehrer an den lateinischen Schulen eintreten und letztere nach angemessener treu vollbrachter Dienstzeit in den Genuss der dienstpragmatischen Rechte einrücken zu lassen, eventuell bei den Studienanstalten die Remunerationen der Lyzeal- und Gymnasialprofessoren und der Lehrer an den vollständigen lateinischen Schulen im allgemeinen und je nach Umfluss jeden Dienst-Sexenniums wieder zu verabreichen. [8]) Daraufhin erklärte der Landtagsabschied:

[1]) Beil. Bd. IV pag. 227—398. (Zusammenstellungen des Abg. Dr. Müller).
[2]) Döll.-Strauss XXIV. Bd. pag. 207—208. Durch A. V. vom 8. April 1852 wurde noch bestimmt, dass der Aufstellung der Religionslehrer an den öffentlichen Erziehungs- und Unterrichtsanstalten die gutachtliche Einvernahme der einschlägigen bischöflichen Stelle voranzugehen hat (Döll.-Strauss XXIV. Bd. pag. 220). Eine M.-V. vom 28. Mai 1855 beschränkte den Titel „Professor" auf diejenigen Religionslehrer, welche als solche für die betreffenden Gymnasien angestellt waren, und schloss jene aus, welche den Religionsunterricht nur im Nebenamt versahen.
[3]) Döll.-Strauss XXIV. Bd. pag. 202—204.
[4]) Ldtg. 1843. Beil. Bd. IX B Abt. III pag. 21—22.
[5]) Pr. Bd. VI pag. 65—71, XI pag. 129—216.
[6]) Beil. Bd. IX B Abt. III pag. 21, 27, 137—138, 151.
[7]) Beil. Bd. VI pag. 201.
[8]) Pr. Bd. XI pag. 270, XIII pag. 44; Beil. Bd. VI pag. 102; I. K. Pr. Bd. III pag. 215—217

„Die künftigen Besoldungen der Lehrer und Professoren an den Studienanstalten werden Wir durch besondere Entschliefsung festsetzen." [1])

Ob wohl eine solche Zusicherung gegeben worden wäre, wenn nicht die Kammer aus eigener Initiative das Geld bewilligt, wenn nicht sämtliche Redner energisch für die obigen Anträge eingetreten wären und scharf und deutlich die Lage des höheren Lehrerstandes vor dem ganzen Lande gezeichnet hätten? Abg. Dr. Müller [2]) sagte, es sei diesem das Los beschieden, ein höchst dürftiges und kümmerliches Leben zu führen. Sein Kollege Nar [3]) wufste zu erzählen, ein erkrankter Lyzealprofessor habe für die Zeit seiner Krankheit — 1½ Jahre — 200 fl. „Subsistenz-Gehalt bezogen, ein Beispiel, das keines Commentars bedürfe".

Namentlich war es **Dr. Harlefs** [4]), damals Universitätsprofessor in Erlangen, der die bestehenden Verhältnisse im Schulwesen bei verschiedenen Gelegenheiten geifselte. Zu den Übelständen, welche das Gedeihen der Studien ernstlich bedrohten, führte er aus, gehöre neben dem Mangel an geeigneten Schulplänen und dem allzu häufigen Wechsel derselben, wodurch Schwankungen in den Unterricht und in die disziplinäre Behandlung, sowie Mifstrauen in die Oberleitung komme, der Mangel an tüchtigen Lehrern. Es gebe Formen der Achtung. Anerkennung und Auszeichnung eines Standes, welche nicht weniger als eine angemessene Besoldung dazu dienten, den Eifer, die Zufriedenheit und den Bestand des Lehrkörpers an gelehrten Schulen zu sichern. Ein Mangel an Achtung seitens des Staates gebe sich kund, wenn Vergehen einzelner allgemeine Verordnungen und Verbote veranlafsten, welche den ganzen Lehrerstand in der moralischen Meinung des Volkes herabsetzten. Die öffentliche Meinung taxiere den Wert einer Stellung im Staate nach dem Einkommen. Bei den wachsenden Preisen der Lebensmittel habe man den Gehalt der Gymnasiallehrer nicht erhöht, sondern herabgedrückt. Es sei diesen keine sorgenfreie und anständige Existenz geboten, nicht einmal Beseitigung der Nahrungssorgen gesichert. Von den in Aussicht gestellten Gratifikationen hätten in den fränkischen Provinzen in 4 Jahren nur 2 etwas erhalten. Einer erhalte 50 fl. Zulage nach 20jähriger Dienstzeit. Die Studienlehrer (an den Lateinschulen) mit höchstens 600 fl. Gehalt seien übler daran, als die Diener an der kgl. Bildergalerie, die sich im Genusse pragmatischer Rechte befänden, und ständen auf einer Stufe mit den Rentamtsoberschreibern. Landgerichtsdienern und Appellationsgerichtsboten. Lehrer, die zugleich Theologie studiert hätten, trachteten, sobald als möglich von der Schule wegzukommen, wodurch ein häufiger Wechsel der Lehrer entstehe. Der tüchtige Lehrerstand sterbe aus. Man bekomme keine tüchtigen Lehrer mehr. Es sei diesen unmöglich, mit 800 fl. als

[1]) Pr. Bd. XV pag. 29.
[2]) Beil. Bd. VI pag. 102.
[3]) Pr. Bd. VI pag. 71.
[4]) Beil. Bd. X pag. 120—125; Pr. Bd. XI pag. 129—138, 208—210, 219; VI pag. 65—68.

Lyzealprofessor, mit 700 fl. als Gymnasialprofessor und mit 600 fl. als Studienlehrer in Städten zu leben. Zudem würden diese Gehaltsätze nicht einmal eingehalten. Mancher Studienlehrer habe nach 10—12jähriger Dienstzeit nur 400—500 fl. Rektoren von Lateinschulen hätten nach 39jähriger Dienstzeit 300 fl., einer nach 21 Jahren Dienst 200 fl. Sustentationsgehalt als Pension. In Nürnberg hätten die Professoren 700—800—900 fl. Gehalt, wovon nur 300 fl. als Standesgehalt, das übrige als Dienstesgehalt angesehen werde. [1]) Am Schlusse einer seiner Reden sagte Dr. Harlefs: „Ich bitte Sie zu zeigen, dafs die Nation bereit ist, für die höchsten geistigen Güter kein Opfer zu scheuen."

Unter den übrigen Rednern gab es keinen, der sich dagegen ausgesprochen hätte; nur einer, der geistliche Rat Lechner [2]), wünschte die Anstellung von Geistlichen an den Lateinschulen, solange den Lehrern dort keine Pragmatik gewährt werde; denn würden diese dienstuntauglich, so könne man sie auf geistliche Pfründen versetzen. Sofort mufste er aber von seinem Kollegen Hagen [3]) hören, dafs dieser Vorschlag nicht für die Protestanten passe.

Selbst der Minister v. Abel [4]) verhielt sich nicht ganz ablehnend. Doch bestritt er, dafs den Studienlehrern jemals pragmatische Rechte bewilligt worden seien; im Falle der Dienstuntauglichkeit erhielten sie unter dem Titel einer Unterstützung soviel, als wenn sie die Pragmatik besäfsen. Dem fügte er hinzu, dem Schulwesen sei die vollste, die besonderste Aufmerksamkeit der Regierung zugewendet.

[1]) Daher der Antrag der Kammer, dafs bei Ausscheidung des Dienstes- und Standesgehaltes der Staatsdiener der durch § 7 und § 8 des IX. Ediktes angegebene Mafsstab zur Anregung der Freudigkeit im Berufe beibehalten werde (Pr. Bd. XIII pag. 36). Von der Regierung ward er als Eingriff in die kgl. Rechte abgelehnt (Landtagsabschied Pr. Bd. XV pag. 31). — Zur Erklärung: § 7 forderte: Wenn der Gehalt blofs in einem Hauptgeldbezug bestehe, so solle der Standesgehalt im ersten Jahrzehnt des Dienstes sieben Zehenteile, im zweiten Jahrzehnt des Dienstes acht Zehenteile, nach dem Eintritt des dritten Jahrzehntes für die ganze Folgezeit neun Zehenteile betragen. Das übrige sei als Dienstesgehalt anzusehen. Wenn, wie es damals der Fall war, ein Nebenbezug an Geld oder Naturalgenufs verliehen war, so sollte nach § 8 der Standesgehalt „mit gänzlicher Wegrechnung der Nebenbezüge" im ersten Jahrzehnt des Dienstes in acht Zehenteilen, nach dem Eintritt in das zweite Jahrzehnt in neun Zehenteilen bestehen. Die Regierung umging diese Paragraphen zum Schaden der Beamten und besonders der Professoren, indem sie bei der Anstellung die Höhe des Standesgehaltes bestimmte und sich dann an § 6 des Ediktes hielt, der lautete: „Ist die Ausscheidung dieser Bestandteile (des Standes- und Dienstgehaltes) in dem Anstellungsrescripte oder in allgemeinen organischen Einrichtungen ausgedrückt, so entscheidet diese Bestimmung" (cf. C. L. Roth: Das Gymnasial-Schulwesen etc. pag. 30—34). Im Jahre 1849 trat eine Besserung ein. Erst 1864 (23. Juni) bestimmte eine Verordnung, dafs künftig von der Ausscheidung des Standes- und Dienstgehaltes Umgang genommen, der Standesgehalt lediglich nach § 7 und 8 der IX. Beilage zur Verfassungsurkunde bemessen werde (cf. pag. 464 nebst Anm. 3) und nach den ersten drei Jahren das Definitivum eintreten solle (Rgbl. 1864 pag. 737—742).

[2]) Pr. Bd. XI pag. 149.

[3]) Pr. Bd. XI pag. 193—194.

[4]) Pr. Bd. XI pag. 260—263.

In der Kammer der Reichsräte äufserte sich zu gleicher Zeit der Referent[1]), die öffentliche Meinung spreche sich dahin aus, dafs an den Gymnasien Professoren angestellt würden, die nicht die nötige Vorbildung besäfsen. Der weltliche Stand der Professoren erscheine immer mehr zurückgedrängt und dadurch sei eine Menge ausgezeichneter Talente, welche sich zu Lehrern an den höheren Bildungsanstalten berufen fühlten, von der Konkurrenz zu den Professuren mehr oder weniger ausgeschlossen. Dazu komme noch der weitere Umstand, dafs die geringen pekuniären Aussichten für solche Männer der Wahl eines so wichtigen Berufes entgegenträten. Auch von den Geistlichen müsse man verlangen, dafs sie in strengen Prüfungen die gleiche Befähigung wie die weltlichen Professoren nachwiesen. Sollte aber der geistliche Stand als solcher jene Voraussetzungen und Anforderungen, welche an einen Lehrer einer höheren Lehranstalt gemacht würden, ersetzen, so müfste notwendigerweise in wenigen Jahren die wissenschaftliche Bildung in Bayern in Abnahme geraten. Er könne nicht annehmen, dafs die Regierung jemals eine solche die höhere Bildung untergrabende Mafsregel als Grundsatz allgemein durchführen werde, wodurch Bayern mit seiner wissenschaftlichen Bildung in kurzer Zeit den meisten deutschen Ländern nachstehen würde.

Seitens des Ministeriums erfolgte nach dem Protokoll keine Antwort.

Was in dem Landtagsabschiede 1843 „à Conto der etwaigen Mehreinnahmen der V. Finanzperiode" [2]) verheifsen worden war, glaubte die Regierung zu erfüllen durch eine Allerhöchste Verordnung vom 28. September 1845.[3]) Diese bestimmte als Gehaltsbezug für einen Studienlehrer 525 fl., für einen Gymnasialprofessor 625 fl., für einen Lyzealprofessor 725 fl. in Geld, dazu den Naturalbezug von 2 Scheffel Weizen und 5 Scheffel Roggen im Geldanschlag von 75 fl. Ferner „sollte bis zum erfüllten 18. Dienstjahr jeder Studienlehrer, Gymnasial- und Lyzealprofessor für jeden Abschnitt von 6 Jahren (Sexennium), den er in der einen oder anderen Diensteseigenschaft zurückgelegt habe, einer Funktionszulage von 100 fl. sich zu erfreuen haben, wenn er in seinen Dienstpflichten durch untadelige sittliche Aufführung, durch Wohlverhalten in den öffentlichen Beziehungen und durch Treue, Fleifs und Eifer und bewährte Tüchtigkeit im Amte Genüge geleistet habe".[4]) Die Wiedereinziehung werde vorbehalten, wenn er sich einer

[1]) I. K. Beil. Bd. VI pag. 62—63 (Name nicht angegeben).
[2]) Pr. Bd. XV pag. 27.
[3]) Döll.-Strauls XXIV. Bd. pag. 208—209 (Eine Kritik dieses Erlasses findet sich in: (Berliner) Zeitschrift für das Gymnasialwesen II. Bd. pag. 567—572).
[4])

	Skala.		
Dienstjahr:	Studienlehrer:	Gymnasialprofessor:	Lyzealprofessor:
1.— 6.	600 fl.	700 fl.	800 fl.
7.—12.	700 „	800 „	900 „
13.—18.	800 „	900 „	1000 „
vom 19. an	900 „	1000 „	1100 „ .

Vernachlässigung seiner Dienstpflichten schuldig gemacht oder sogar strafgerichtliche Einschreitungen gegen sich hervorgerufen habe. Der (pensionsfähige) Standesgehalt habe bei sämtlichen 3 Klassen nach erreichter definitiver Diensteseigenschaft in 400 fl. zu bestehen vorbehaltlich einer „aus Gnade zu bewilligenden Mehrung".

Durch diese Verordnung wurden **den Studienlehrern an den Studienanstalten,** ohne dafs man es ausdrücklich erklärte, **die pragmatischen Rechte verliehen.**

Ausgeschlossen von den „Rechten" waren die Lehrer an den „isolierten" Lateinschulen, weil diese Schulen aus örtlichen Mitteln errichtet worden seien, wie ein M.-E. vom 24. Dez. 1845 [1]) darlegte.

Eine solche „Verbesserung" des Gehaltes war eigentlich ein Hohn auf die Äufserungen und die Willensmeinung der Kammern. Brachte sie ja doch keine Erhöhung desselben, sondern nur eine Fixierung der ungenügenden Besoldung, die noch geringer war als die Ansätze in der Schulordnung von 1829. Natürlich befriedigte sie in keiner Weise. Daher brachte die nächste Kammersession 1845/46 neue Anträge, vorerst ohne dafs ein Erfolg erzielt worden wäre.

So beantragte Abg. Dr. v. Scheurl [2]) im Verein mit anderen „die Anwendung der Allerhöchsten Entschliefsung vom 28. Sept. 1845 bezüglich der Gehaltsverhältnisse der Studienlehrer auf die Lehrer der isolierten Lateinschulen", die man, wie Abg. Christmann [3]) ausrief, „durch Mifsbrauch des Königlichen Wortes und die Befindung des Begriffs isolierter Lateinschulen" von der Verbesserung ausgeschlossen habe. Kein Erfolg. In einer Vorstellung des Studienlehrers Richter in Öttingen [4]) ward um Verleihung pragmatischer Rechte an sämtliche Studienlehrer des Königreiches gebeten. Ablehnung trotz Befürwortung mehrerer Abgeordneter. Gleiches Geschick hatte der Antrag des Abg. Bauer [5]), „dafs für jeden an ganzen oder einzeln stehenden Anstalten befindlichen Studienlehrer 600 fl., für jeden Gymnasialprofessor 700 fl., für jeden Lyzealprofessor 800 fl. als Standesgehalt und über diesen Gehaltsätzen der Dienstesgehalt in entsprechenden Abstufungen nach je 6 Jahren und zwar bei der ersten Classe dieser Lehrer bis zu 900 fl., bei der zweiten 1000 fl. und bei der dritten 1100 fl. ausgesprochen werde". Ebenso erging es dem zweiten Antrage von Dr. v. Scheurl [6]), „dafs bei Anstellungen von Staatsdienern

[1]) Döll.-Strauſs XXIV. Bd. pag. 209—210. Vom Abg. Leybold als „Merkwürdige Interpretation" charakterisiert. In Rothenburg hatte man schon die Taxe von 10 fl. von der in Aussicht gestellten Zulage von 100 fl. erhoben (Ldtg. 1847. Pr. Bd. IV pag. 291).

[2]) Pr. Bd. IV pag. 65—67.

[3]) Pr. Bd. VIII pag. 89.

[4]) Pr. Bd. IV pag. 68—69.

[5]) Pr. Bd. V pag. 489.

[6]) Pr. Bd. IX pag. 391—395.

aller Classen der § 6 der Dienstespragmatik wieder in seinem wahren Sinne angewendet werde, wonach die Ausscheidung des Standes- und Dienstesgehaltes nie auf eine für den Staatsdiener ungünstigere Weise bestimmt werden solle, als es das Gesetz in § 7 und 8 thue". Bei der Begründung wies der Antragsteller namentlich auf die Verhältnisse und die Behandlung der Gymnasialprofessoren seitens des Staates hin. Auch der Versuch des Abg. Förch[1]), eine Teuerungszulage für die Studienlehrer und Professoren durchzusetzen, scheiterte am Widerstande der Regierung. Was man allen minder besoldeten Zivil- und Militärbeamten bewilligt hatte, hielt man bei der Lehrerschaft nicht für nötig, wiewohl sich ein Gendarm oder Bureaudiener besser stellte als ein Gymnasialprofessor. Endlich wurde noch ein spezieller Vorschlag des Abg. Freih. v. Lerchenfeld[2]), den Gehalt der Lehrer an den höheren Schulen in der nächsten Finanzperiode zu erhöhen, abgelehnt und der allgemeine Antrag des Abg. Vetterlein[3]) auf Verbesserung aller Staatsdiener im nächsten Budget, wenn ihr Gehalt nicht mit den Zeitumständen übereinstimme, angenommen.

In der nämlichen Landtagssession kam noch ein Gesetz zustande, das für die Mittelschulen Bayerns von Bedeutung ist, nämlich über die Ausscheidung der Staats- und Kreislasten. Veranlafst wurde hiezu die Krone durch den gemeinsamen Beschlufs und die Bitte der Stände im Jahre 1843 an Se. Majestät[4]), „das Ausscheidegesetz vom 17. Nov. 1837 einer umfassenden Revision zu unterstellen und deren Resultat der nächsten Ständeversammlung zum Beirath und zur Zustimmung vorzulegen". Dieser Bitte und der Verheifsung im Landtagsabschiede[5]) entsprechend, legte jetzt (1845) die Regierung ein dahinzielendes Gesetz vor.[6]) Nach demselben sollten sämtliche Gerichte nebst dem Strafsen-, Brücken- und Wasserbauwesen auf Zentralfonds übernommen werden, dagegen die Lyzeen, die Gymnasien, die Latein- und technischen Schulen den Kreisen und den Landräten überlassen bleiben. Aber schon im Ausschufs ging der Antrag des Berichterstatters Neuland durch, die Lyzeen, die Gymnasien nebst den mit diesen verbundenen Lateinschulen sowie die polytechnischen Schulen seien nicht als Kreis-, sondern als Staatslasten zu betrachten, „teils ihrer Natur nach, teils wegen der gröfseren Belastung der Kreisfonds durch die eintretenden Besoldungserhöhungen und Pensionen der Professoren und Studienlehrer". Da das Ministerium den Vorschlägen zustimmte, war die Sache bald erledigt.[7]) Die Kreislandwirtschafts-

[1]) Pr. Bd. II pag. 375—377.
[2]) Pr. Bd. X pag. 111, 113, 150, 158, 159; Beil. Bd. VI. pag. 288—291.
[3]) Pr. Bd. X pag. 141, 157—159.
[4]) Ldtg. 1843 Beil. Bd. IX B Abt. III pag. 149; Pr. Bd. XIII pag. 42; I. K. Pr. Bd. III pag. 171.
[5]) Ldtg. 1843. Pr. Bd. XV. pag. 41.
[6]) Beil. Bd. I pag. 7—18; IV pag. 340—352, 624—628.
[7]) Pr. Bd. VIII pag. 34—184. Gesetz vom 23. Mai 1846 (Pr. Bd. XIV. pag. 41—46). Ges. u. Ver.Bl. 1846 pag. 46—90.

und Gewerbschulen blieben wie bisher Kreisangelegenheit. Anders stand es mit den sog. isolierten Lateinschulen, deren man 88 im Jahre 1846 zählte. Einige Abgeordneten nahmen sich derselben nach Kräften an. Abg. Wagner [1]) stellte den Antrag, die vollständigen Lateinschulen auf Kreisfonds zu übernehmen. Sowohl dieser wie der modifizierte Vorschlag des Abg. Dr. Xav. Döllinger [2]), es wenigstens bei jenen zu tun, die nicht einem lokalen, sondern allgemeinen Bedürfnisse abhülfen, fand trotz eifriger Unterstützung vieler Abgeordneten keine Annahme, namentlich infolge des Widerspruchs des Ministers v. Abel.[3]) Nach den Ausführungen des letzteren hätten die isolierten Lateinschulen ihrem Charakter gemäfs ihre Mittel zunächst aus dem Gemeindevermögen zu schöpfen. Was zur Ergänzung des Bedarfs notwendig sei, damit sie ihren Zweck vollständig erfüllten, werde in Zukunft wie bisher im Einverständnis mit den Landräten aus der Schuldotation zugeschossen werden.

Wie oben (pag. 476) bemerkt, war die letzte Regulierung des Gehaltes des Lehrerstandes 1845 (28. Sept.) erfolgt, wovon schon am 24. Dezember 1845 die Studienlehrer an den isolierten Lateinschulen ausgeschlossen wurden. Nun verkündete am 18. September 1847 [4]) eine Ministerialentschliefsung, „auf Vergütung der Natural-Getreide-Bezüge (75 fl.) nach dem Normalpreise hätten nur die **seit** dem 28. Sept. 1845 angestellten Lehrer nach Mafsgabe ihrer Anstellungsdecrete Anspruch". Damit ward diese Zulage allen älteren Lehrern genommen und nur die allerjüngsten konnten sie erhalten. Es ist zu verwundern, dafs gegen eine solche Handlungsweise der Regierung kein allgemeiner Sturm losbrach — ein Zeichen, dafs der Stand keine Kraft hatte.

In dem folgenden Landtag (1847) war es der Abg. Rammoser [5]), der gegen diese Gehaltsverkürzung einen Antrag einbrachte und mit anderen Kollegen das Verhalten der Regierung scharf kritisierte. Abg. Götz [6]) bezeichnete in seinem Referate hierüber den Erlafs vom 18. September 1847 als „widernatürlich, unbegründet und willkürlich" und meinte, dafs man ihn nicht für möglich halten sollte, da er alles Rechtsgefühl verletze, eine schreiende Unbilligkeit sei. Wolle die Verwaltung im Ernst eine gröfsere Anzahl weltlicher Philologen für die Studienanstalten gewinnen, so müsse hiezu eine Aufforderung durch die Tat, nicht aber mit blofsen Worten ergehen. Zugleich teilte der Referent mit, dafs an Orten, wo es der Stiftungsfond gestatte, wie in Dillingen und Regensburg, die Vergütung eintrete. An anderen Orten, wie in Kempten, sei sie gar nicht gewährt worden, in Straubing nur ein Jahr lang. In München seien auf Anordnung und Befehl des Ministers v. Abel

[1]) Pr. Bd. VIII pag. 105 f.
[2]) Pr. Bd. VIII pag. 160 f., 413 f.
[3]) Pr. Bd. VIII pag. 182—184.
[4]) Cf. Ldtg. 1847 Pr Bd. I pag. 453.
[5]) Pr. Bd. I pag. 453—458.
[6]) Beil. Bd. I pag. 490—502; Pr. Bd. I pag. 455—456; IV pag. 314—318.

nach Jahr und Tag die Studienlehrer zum Rückersatz gezwungen worden.[1]) Der Antrag Rammosers fand im Ausschusse einstimmige Annahme, in der Plenarsitzung glaubte man von einer Beschlufsfassung Umgang nehmen zu können,[2]) da der Ministerialkommissär Neumayr[3]) erklärte, es sei schon der Allerhöchste Befehl an die Regierungen ergangen, sämtlichen Professoren und Studienlehrern die Vergütung anzuweisen. Zwar wollte er die Interpretation des Erlasses vom 18. September 1847 seitens des vorigen Ministeriums als rechtlich zulässig nachweisen, gestand aber selbst, dafs die Billigkeit ihr gebieterisch entgegenstehe und dafs Billigkeitsrücksichten erheischten, die älteren Professoren nicht nach einem anderen Mafsstabe zu behandeln als die jüngeren. Hinsichtlich der Studienlehrer an den isolierten Lateinschulen sprach er sich dahin aus,[4]) das vorige Ministerium habe den Grundsatz aufgestellt, dafs diese Schulen als Lokalanstalten zu betrachten seien; erst gelegentlich der nächsten Budgetberatung könnten die von den Abgeordneten angeregten Fragen einer näheren Erörterung unterzogen werden.

In dem unruhigen und bewegten Revolutionsjahre 1848 hatte der Landtag keine Zeit, sich mit den Gymnasiallehrern zu beschäftigen. Ablösung der Grundlasten, deutsche Volksvertretung, Strafgesetzbuch, Gerichtsorganisation, Jagdrecht, Prefsgesetz, Schwurgericht, Ministerverantwortlichkeit waren die Aufgaben, die ihn vollständig in Anspruch nahmen. Daher kam ein Gesuch der Lateinlehrer in Rothenburg o. T. um Gleichstellung sämtlicher Lateinlehrer in betreff der Rechte und Gehaltsbezüge nicht zur Beratung und Beschlufsfassung, wiewohl Abg. Bauer[5]) zur Unterstützung des Antrags sagte, dafs derselbe vermöge des Rechtes der Anciennität zum Ehrenposten eines Stammgastes in diesem Saale vorgerückt sei. Minister v. Beisler[6]) erklärte bei einer anderen Gelegenheit, für die isolierten Lateinschulen habe im Drange der Geschäfte nichts geschehen können; es sei eine reine Unmöglichkeit gewesen.

F. 1849—1854.

Das Jahr 1849 zeigte eine ungewöhnliche Regsamkeit auf dem Gebiete des höheren Schulwesens in ganz Deutschland. In München bildete sich ein Verein für Unterricht und Erziehung, um für die realistische Bildung zu wirken, blieb aber für die Folgezeit ohne Erfolg.[7])

[1]) Cf. Ldtg. 1849/50 St. B. IV. Bd. pag. 270 (Abg. Nar).
[2]) Pr. Bd. IV pag. 280—324.
[3]) Pr. Bd. IV pag. 281—287.
[4]) Pr. Bd. IV pag. 303—304.
[5]) Pr. Bd. III pag. 234—235.
[6]) Pr. Bd. V pag. 492.
[7]) Gymnasialblätter. Hrsg. von K. Clesca und A. Schöppner. I. Bd. pag. 487—490; II. Bd. pag. 249 f.

Unter der Redaktion der Professoren K. Clesca und A. Schöppner begann in Augsburg eine Zeitschrift zu erscheinen: „Gymnasialblätter. Ein Archiv für die wichtigsten Interessen deutscher Gelehrtenschulen mit besonderer Rücksicht auf Bayern. Unter Mitwirkung praktischer Schulmänner." Trotz ihres reichen und gediegenen Inhalts ging sie nach zwei Jahren wieder ein.

Ebenso scheiterte an der Indolenz der Kollegen der Versuch des Professors Dr. C. Burkhard, einen bayerischen Gymnasiallehrerverein zu gründen, der „die allseitige Wahrung und Förderung der Interessen der bayerischen Gelehrtenschule sich zur Aufgabe setzen" sollte. Sein „Mahnruf zu einer Herbstversammlung bayerischer Gymnasiallehrer nach Augsburg" fand keinen Anklang.[1])

Dagegen wurden von einer grofsen Anzahl von Kollegien teils an die Kammer teils an die Abgeordneten einzelner Kreise Eingaben oder Memoranden gerichtet, welche nicht nur das Schulwesen und die verheifsene Revision der Schulordnung[2]) überhaupt, sondern auch besonders die Schulleitung und die Hebung des Lehrerstandes in materieller und ideeller Hinsicht betrafen.[3])

Das gleiche Thema behandelten mehrere damals erschienene Broschüren. Die eine: „Grundzüge einer Gymnasialreform in Bayern im Zusammenhang mit der allgemeinen deutschen Schulreform von Professor Dr. C. Burkhard. München 1849"[4]) betonte mehr die Organisation der Schulen, unterliefs aber dabei nicht, auf die verbesserungsbedürftige Lage der Lehrer hinzuweisen. Schärfer noch geschah letzteres in der Schrift: „Die materielle Stellung der Gymnasiallehrer in Bayern von Ad. Recknagel. Nürnberg 1849".

Bevor der Landtag 1849/50[5]) eröffnet wurde, brachte ein A. E.

[1]) Gymnasialblätter I. Bd pag. 105—106, 372, 487. Dagegen sprach sich auch Thom. Buchert (in seinem Programm: Zur Reform der Gelehrtenschulen in Bayern. Bamberg 1850, pag. 19) aus; er wünschte zwar öftere Zusammenkünfte von Lehrern zum Austausch ihrer Ideen über Gegenstände ihres Berufes, aber „keinen Verein von Gymnasiallehrern mit Statuten u. dgl.", weil man dadurch sich Fesseln anlege.

[2]) A. V. vom 9. Dezember 1847 cf. (Berliner) Zeitschrift für das Gymnasialwesen (1848) II. Bd. pag. 149 und 850.

[3]) Gymnasialblätter I. Bd. pag. 102 (Memoranden von verschiedenen Studienanstalten), pag. 355 (Memorandum der oberfränkischen Studienlehrer), pag. 355—357 (Wünsche der Lehrer einer schwäbischen Studienanstalt). — Ldtg. 1849 St. B. Bd. I pag. 218 (Straubing), pag. 31 (Hof); Bd. II pag. 121 (Erlangen, Memmingen, Pfalz), pag. 221 und 317 (Zweibrücken und Speier). — Ldtg. 1849/50 Beil. Bd. III pag. 217 (Marktbreit, Uffenheim, Pappenheim, Gunzenhausen); I. K. Beil. Bd. VI pag. 453—454 (Straubing, Kempten, Amberg, Bamberg).

[4]) Unter anderem sind die Ausführungen des Verfassers über die Oberleitung des Schulwesens durch „eine ständige Oberbehörde aus den tüchtigsten Sachkundigen im Ministerium" und „durch die Aufstellung eines sachkundigen Kreisschulrats" noch heute von Bedeutung. Über die materielle Lage des Lehrerstandes heifst es dort: „Alle zeitweiligen Gratifikationen und Remunerationen, elende Gnadenzulagen haben für immer aufzuhören. Es ist das eine der traurigsten Seiten des bayerischen Gymnasialwesens" (pag. 72).

[5]) Der Landtag 1849 wurde nach kurzer Session aufgelöst. Die eingelaufenen Petitionen und Anträge (von Nar und Thinnes) kamen erst im folgenden zur Beratung.

vom 5. September 1849[1]) einen Fortschritt in der Besserstellung der Lehrer. Auf einige teils unmittelbar an die Krone übergebenen, teils durch das Ministerium ihr zur Kenntnis gebrachten Vorstellungen mehrerer Professoren und Lehrer an den Studienanstalten um Besoldungserhöhung beschlofs laut desselben Se. Majestät, in wohlwollender Würdigung ihres wichtigen Amtes der in einigen jener Vorstellungen enthaltenen Bitte um Durchführung der Besoldungsnormen des Schulplans vom 8. Februar 1829 zwar nicht zu willfahren, da die Gewährung dieser Bitte eine sehr bedeutende Vermehrung jener grofsen Lasten und Verpflichtungen herbeiführen würde, welche der Drang der Zeitverhältnisse dem Staatsärar auferlege. Dagegen wurde genehmigt, dafs „die in der Allerhöchsten Entschliefsung vom 28. September 1845 in der Eigenschaft widerruflicher Funktionsbezüge bewilligten Dienstalterszulagen der Studienlehrer, dann der Professoren der Gymnasien und Lyzeen des Königreiches zwar wie bisher nach den vorgeschriebenen Dienstes-Sexennien verliehen, jetzt aber und für die Zukunft als fixe und pragmatische Bestandteile ihres Gehaltes betrachtet und in die betreffenden Pensionen und Witwengehalte eingerechnet werden sollen". Se. Majestät der König behielt sich dabei vor, „diese Zulagen in jedem einzelnen Falle auf die vorgängigen Berichte der Kreisregierungen und den Antrag des Staatsministeriums zu verleihen". Hinzugefügt war, man vertraue „dem Lehrerstande, dafs er in dieser Verbesserung seiner äufseren Verhältnisse eine neue Aufforderung zu gewissenhafter Erfüllung der ihm obliegenden Pflichten erkennen und die Gesinnungen unwandelbarer Treue und Ergebenheit nicht nur für sich selbst bethätigen, sondern auch der ihm anvertrauten Jugend die Gefühle der Ehrfurcht, des Gehorsams und der wärmsten Anhänglichkeit an Fürst und Vaterland zu erwecken und stets lebhaft und wirksam zu erhalten suchen werde".

Gewährt wurde also die Umwandlung der Funktionszulage in einen pensionsfähigen Gehalt; die notwendige Erhöhung desselben und die Ausdehnung auf die Lehrer an den isolierten Lateinschulen mufste erst noch erkämpft werden.

Im Landtage 1849/50 war es vor allem Abg. **Dr. Ruland**[2]), später Oberbibliothekar in Würzburg, der die Interessen des höheren Lehrerstandes vertrat und eine weitere Verbesserung seiner Lage herbeiführen half. Als Berichterstatter im (II. und III.) Ausschufs über die an die Kammer in dieser Hinsicht eingelaufenen zahlreichen Petitionen und Anträge — darunter die der Abg. Nar und Thinnes[3]) — zeichnete er ein Bild, wie seit 25 Jahren der Gymnasiallehrerstand behandelt wurde[4]). Vom Jahre 1824 sagte er:

[1]) Döll.-Strauls: XXIV Bd. pag. 212—213.

[2]) Mit Recht konnte später dieser Mann sagen, er sei stets mit ganzem Herzen für die Gymnasien eingetreten und die Verbesserung der Verhältnisse der Gymnasiallehrer habe angefangen in dem Momente, als er und andere im Jahre 1850 in der Kammer die Sache in die Hand genommen hätten. Ldtg. 1871/72 St. B. II. Bd. pag. 299.

[3]) Teilweise schon erfüllt durch den A. E. vom 5. Sept. 1849.

[4]) Beil. Bd. III pag. 217—222.

„Bekannt ist, wie damals talentvolle junge Männer freudig über diese Versprechungen das Fach der Philologie und Pädagogik sich erkoren. Allein die Freude über diese Verheifsungen währte nicht lange. Denn da das Klassengeld, welches jährlich im Betrage von 20 fl. von jedem Schüler erhoben werden sollte, wie leicht vorauszusehen gewesen wäre, auf Schwierigkeiten stiefs, so fielen auch die Gehaltserhöhungen und selbst die Ertheilung eines höheren Ranges unterblieb." [1])

Nachdem der Redner weiter ausgeführt, dafs 1829 und 1830 nichts geschehen sei, dafs die Direktiven von 1832 im Jahre 1838[2]) aufser Kraft gesetzt worden seien, fuhr er fort:

„Endlich nachdem die Landräthe und die Stände des Reiches mit dem gröfsten Eifer und mit dankenswerthester Hingabe sich des Lehrerstandes fort und fort aufs Wärmste angenommen hatten, als die Eröffnung des Landtags 1845 bevorstand, als ein sichtlicher Mifsmuth über die hoffnungslosen Besoldungsverhältnisse die Lehrer ergriffen hatte, als ein gänzlicher Mangel an Lehramtskandidaten eingetreten war und es klar wurde, dafs ohne Verbesserung der Lage der Lehrer die bayerischen Anstalten sinken und hinter den Studienanstalten der übrigen deutschen Staaten zurückbleiben würden, — da erschien die Allerhöchste Entschliefsung vom 28. September 1845, welche das Erfreuliche brachte, dafs die Studienlehrer endlich die längst verdienten pragmatischen Rechte erhielten und sonach in den Stand der Staatsdiener eintraten. In allen anderen Stücken blieb sie weit hinter den Erwartungen des Lehrerstandes zurück."

„Die älteren Lehrer gingen ganz leer aus."

„Der Standesgehalt eines Studienlehrers, Gymnasial- und Lyzealprofessors wurde auf 400 fl. festgesetzt! Gewifs eine schreckenvolle Aussicht für einen Mann, der sein ganzes Leben dem Vaterlande vorzugsweise widmet, für einen Familienvater, der sich seine Witwe mit 80 fl. und eines seiner Kinder mit 16 fl. pensioniert denkt."

„In dieser wirklich bedrängten Lage erschien nun als ein besserer Hoffnungsstern die kgl. Ministerialverfügung vom 5. September 1849. Ist gleich auch hier das Maximum des Gehaltes der Studienlehrer, Gymnasial- und Lyzealprofessoren nur auf 900 fl., 1000 fl. und 1100 fl. festgesetzt, so ist sie doch dankenswerth,

a) weil es in derselben nicht heifst:

„In so lange Wir nicht anders verfügen",

sondern vielmehr:

„Für jetzt und in Zukunft". [3])

[1]) „Was doch nichts gekostet hätte" (cf. pag. 453).
[2]) „Das schmachvolle Dekret." So Dr. Ruland St. B. IV. Bd. pag. 266.
[3]) Nach Döll.-Straufs: „und für die Zukunft" (s. pag. 482).

b) weil sie klar und bestimmt die bisherigen Functionszulagen als „fixe und pragmatische“ Gehaltstheile bezeichnet und dadurch natürlich auch den Standesgehalt von 400 fl. aufhebt und die Studienlehrer- sowie Professoren-Gehalte unter die Dienstespragmatik setzt, bei diesen nur die hier normierte Ausscheidung in Dienstes- und Standesgehalt gelten läfst und damit jene übelberüchtigte, in den Dekreten verfassungswidrig aufgenommene Ausscheidung in Standes- und Funktionsgehalt aufhebt, und weil sie

c) in einer so mifslichen Geldlage des Staates dennoch erschienen ist.“

„Dies ist nun ein getreues Bild der Verheifsungen und Versprechungen, mit welchem seit Decennien der Lehrerstand erfreut, betrübt und vertröstet wurde. Aus diesem Bild aber läfst sich auch leicht erkennen, dafs das oft und vielfach gegebene Wort jenen Schulmännern gegenüber theils nie eingelöst werden konnte, teils aber auch willkürlich geändert ward, (dafs demnach) sofort allerdings noch eine Schuld möglichst zu tilgen ist, welche durch frühere Verschreibungen kontrahiert wurde“.

Als das Billigste und Angemessenste für die Gehaltsverhältnisse erkannte man im Ausschusse das Besoldungsnormativ vom 8. Februar 1829.[1]) Aber weder diese Skala noch die vom Referenten Dr. Ruland[2]) vorgeschlagene fand Annahme, „da deren Durchführung bedeutende Budgeterhöhungen verlangt hätte“. Man einigte sich zu einer Aufbesserung, soweit es „unter den gegenwärtigen Verhältnissen bei der ungeheuren Anforderung an die Mittel des Landes und der Steuerpflichtigen nur immer möglich“ war. Indem man die Gleichstellung der Studienlehrer und Gymnasialprofessoren hinsichtlich des Gehaltes, wie sie eine Eingabe der Studienlehrer in Speier beantragte, als nachteilig für das Studienwesen und unpraktisch ansah, wurde unter Aufrechterhaltung des Unterschiedes zwischen Gymnasium und Lateinschule vorgeschlagen, den Anfangsgehalt eines Studienlehrers auf 600 fl., den eines Gymnasialprofessors auf 800 fl., den Höchstgehalt, der nach 20 Dienstjahren infolge von Quinquennalzulagen von je 100 fl. erreicht werden soll, auf 1000 fl. bei den Studienlehrern und auf 1200 fl. bei den Gymnasialprofessoren festzusetzen.[3])

[1]) Skala (cf. pag. 457).

	1.—5.	6.—10.	11.—15.	16.—20.	21.—25. Dienstjahr.
Studienlehrer (Oberlehrer)	600 fl.	700 fl.	800 fl.	900 fl.	1000 fl.
Gymnasialprofessor	700 „	1000 „	1200 „	1500 „	— „

[2]) Skala (zur Vergleichung):

	1.—6.	7.—12.	13.—18.	19—24.	25.—30. Dienstjahr
Studienlehrer	600 fl.	800 fl.	900 fl.	1100 fl.	1200 fl.
Gymnasialprofessor	700 „	900 „	1100 „	1300 „	1500 „

[3]) Skala:

	1.—5	6.—10.	11.—15.	16.—20.	vom 21. Dienstjahre an
Studienlehrer	600 fl	700 fl.	800 fl.	900 fl.	1000 fl.
Gymnasialprofessor	800 „	900 „	1000 „	1100 „	1200 „

Diese Skala fand in der Plenarsitzung vom 16. März 1850 allgemeine Zustimmung.[1]) Das Gleiche war der Fall bei den Zusatzanträgen der Abg. Tafel und v. Gäfsler. Der erstere forderte, „dafs die Dienstjahre eines zum Gymnasialprofessor beförderten Studienlehrers in Beziehung auf den Gehalt die gleiche Wirkung haben, als wenn sie Dienstjahre eines Gymnasialprofessors wären" (pag. 268). Denselben Zweck verfolgte der Antrag v. Gäfsler, nur in abgeschwächter Form, um einen Gehaltsverlust eines zum Gymnasialprofessor beförderten Studienlehrers zu vermeiden (pag. 269). Aber gegen den Zusatz „ohne dafs jedoch aus der Zuwendung von Staatszuschüssen die Anerkennung der Nothwendigkeit des Fortbestandes der unterstützten Anstalten überhaupt oder die Verpflichtung einer weiteren Fortbezahlung nach Ablauf der Finanzperiode gefolgert werden dürfe", erhoben sich manche Stimmen.[2]) Der Kultusminister Dr. v. Ringelmann selbst fand darin eine „Zweideutigkeit". Nach seiner Ansicht müfsten die Gehalte, die einmal für die Lehrer angewiesen seien, ihnen auch belassen bleiben. Die Verbesserung müsse eine dauernde, nicht nach Umständen widerrufliche sein (pag. 285).[3]) Auch der Referent Dr. Ruland wollte nicht, dafs die Gehaltsmehrung nur eine momentane sei, die jeden Augenblick wieder zurückgezogen werden könne, sondern nur, dafs die Beurteilung des Budgetansatzes jederzeit nach Ablauf der Finanzperiode wieder den Kammern obliege (pag. 267). Hatte er ja doch eben zuvor die Aufbesserung als „heilige Pflicht der Gerechtigkeit" „trotz der gedrückten Verhältnisse" bezeichnet und an einer andern Stelle ausgeführt, wenn man eine Besoldungserhöhung aussprechen wolle, solle man nicht Willkür walten lassen, und sofort sollten alle jene, welche ihren Verpflichtungen an einer Anstalt genügt und das notwendige Dienstalter erreicht hätten, unbedingt in die gebührenden Klassen eintreten (pag. 282).

Im gleichen Sinne äufserte sich noch eine Reihe von Abgeordneten. So charakterisierte Abg. Nar die Lage und Stellung der Gymnasiallehrer als eine solche, dafs sie für ihr Bemühen nur ungenügenden Lohn fänden, und fügte bei, es sei der Verdacht erregt worden, als wolle man Laien von diesem Berufe ausschliefsen (pag. 270). Abg. Westermeier forderte, man solle trotz der schlimmen Finanzlage den mitleiderregenden und unwürdigen Verhältnissen ein Ende machen (pag. 271). Auch Abg. Forndran machte geltend, dafs die Lehrer einen höchst beschwerlichen Dienst, aber kein Avancement hätten und dafs man an sie die gleichen Anforderungen stelle, wie an die anderen Beamten; dafs ferner ein Mann, „dem man sein Bestes anvertraue, nicht darben dürfe" (pag. 276).

Der Ministerial-Kommissär Hänlein verkannte gleichfalls nicht, dafs der Lehrerstand einer Verbesserung bedürfe, behauptete

[1]) St. B. IV. Bd. pag. 265—285.

[2]) Cf. St. B. VI. Bd. pag. 496 f. — Abg. Gelbert („Die Skala sei als ein gesetzlich festgestelltes Rechtsverhältnis, nicht als ein dürftiges Gnadenbrod anzusehen") und Nar.

[3]) St. B. VI. Bd. pag. 498.

indes, dafs die Klagen, die in dieser Hinsicht erhoben würden, das Mafs der Billigkeit und Wahrheit überschritten. Die Regierung werde die Wünsche der Kammer in Erwägung ziehen und habe gegen die Skala nichts zu erinnern (pag. 283).

Minister Dr. v. Ringelmann fand es für höchst wünschenswert, wenn diejenigen, in deren Hand die Heranbildung der Jugend gelegt sei, über alle Sorgen des Lebens hinweggesetzt würden, und dankte der Kammer, dafs sie ihm so entgegen komme auf dem Wege, den die Regierung selbst zu betreten entschlossen gewesen sei. Nur habe diese eine Steigerung nach immer 6 Jahre ins Auge gefafst gehabt; doch sei gegen die Quinquennalzulagen nichts Sonderliches zu erinnern (pag. 284).

In Vollziehung des einstimmigen Kammerbeschlusses (vom 16. März 1850) brachte die Regierung ein Postulat von 44894 fl. im aufserordentlichen Budget (zu 415790 fl. im ordentlichen). Ein Antrag des Abg. Dr. Bayer [1]), hievon 24642 fl. noch dem ordentlichen Etat einzuverleiben, damit eine gröfsere Garantie für die Fortsetzung der gegebenen Zuschüsse vorhanden sei, fand noch Unterstützung bei seinem Kollegen Gelbert, bei andern, wie bei Dr. Ruland, Widerspruch. Als auch der Kultusminister die Erklärung abgegeben hatte, die Einstellung des fraglichen Postens in den aufserordentlichen Etat könne nicht dahin gedeutet werden, als habe man die Absicht, diesen Posten später in Frage zu stellen, und nachdem ferner der Finanzreferent Freih. v. Lerchenfeld die Unmöglichkeit der Zurücknahme der Gehaltserhöhung betont hatte, zog Dr. Bayer seinen Antrag zurück mit der Begründung, der Gang der Debatte habe ihn und die Lehrer von ihrer Besorgnis befreit, die Gehaltszuschüsse wieder zu verlieren.

Die Kammer der Reichsräte [2]) war mit den Vorschlägen des Abgeordnetenhauses einverstanden, beschlofs aber zur Deckung der Etatserhöhung auf Antrag des Referenten v. Niethammer die Einführung eines gleichmäfsigen Schulgeldes von 12 fl. Die zweite Kammer [3]) stimmte diesem Beschlufs nicht bei, besonders auf die Äufserungen Dr. Rulands hin, dafs die Einführung eines gleichmäfsigen Schulgeldes „rein undurchführbar" sei und dafs er es „für unwürdig halte, wenn die Lehrer gleichsam Besoldungen von den Schülern annehmen sollten", sowie da zudem der Kultusminister meinte, „die Sache sei nicht reif".

Die zugesicherten Gehaltserhöhungen erstreckten sich nicht auf die Lehrer an den isolierten Lateinschulen. Wiederholt war die Lage dieser in der Kammer Gegenstand der Erörterung. Sämtliche isolierten Lateinschulen auf Staatsfonds zu übernehmen, hinderte neben ihrer grofsen Anzahl (71) auch das Kreis-

[1]) Studienlehrer in Erlangen. St. B. VI. Bd. pag. 53—60.
[2]) I. K. Beil. Bd. VI pag. 456—458; Pr. Bd. VIII pag 164—183.
[3]) Beil. Bd. V pag. 120—121; St. B. VI. Bd. pag. 326—329. (An einigen Anstalten wurde kein eigentliches Schulgeld bezahlt; an andern ein solches von 1 fl. 30 kr. bis 20 fl.)

ausscheidegesetz, das erst wenige Jahre vorher zustande gekommen war. Im Ausschufs[1]) wurde beschlossen, die Aufbesserung auf die isolierten Lateinschulen auszudehnen, „soferne ein nothwendiges Unterrichtsbedürfnifs vorhanden sei". Ein Versuch der Regierung diese auszuscheiden, scheiterte teils an der Ungleichheit der Vorschläge seitens der Kreisregierungen, da z. B. die pfälzische ihre zahlreichen (13) Lateinschulen insgesamt hinzurechnete, teils an der höchst ungleichen Verteilung der (71) Lateinschulen auf die Kreise[2]), wodurch bei der „Ausscheidung einzelne derselben auf Kosten der übrigen hätten bevorzugt werden müssen".[3]) Auch in der Plenarsitzung vom 16. Mai 1850[4]) wurden diese Verhältnisse von mehreren Rednern berührt. Eingehend äufserte sich bei der Budgetberatung Abg. Gelbert[5]) hierüber und brachte den Wunsch vor, die Lehrer an denjenigen isolierten Lateinschulen, „deren Bedürfnis ein wirkliches, in den Wünschen der Bevölkerung einer oft weiten Umgegend begründetes" sei, möchten künftig bezüglich des Gehaltes auch nach der Verordnung vom 6. September 1845 von Seite der Kreisregierungen behandelt werden, bis es möglich sein werde, auch diese Anstalten auf Staatsfonds zu übernehmen. Es sei erstens nur ein Zufall, der die Lehrer dorthin bringe, zweitens hätten diese nach ihrem Dekrete gleiche Rechte und Verpflichtungen wie die an den mit Gymnasien verbundenen Lateinschulen angestellten Studienlehrer. Wenigstens solle man ihnen die an isolierten Lateinschulen zugebrachten Dienstjahre bei späteren Versetzungen an Vollanstalten anrechnen, was bisher nicht geschehen sei. Hinsichtlich des letzten Punktes, meinte der Kultusminister, werde sich ein „billiger Ausgleichungsweg" finden lassen.[6])

Im Anschlufs an diese Verhandlungen erging an sämtliche Kreisregierungen eine Ministerialverfügung vom 21. November 1850.[7]) Dort heifst es unter anderm:

> „Es wird vor der Hand den Kreisen resp. den Landräthen überlassen werden müssen, da, wo ein derartiges Bedürfnifs wirklich besteht, geeignete Anträge dahin zu stellen, dafs diese (isolierten) Lateinschulen als Kreisanstalten erklärt und die bessere Dotierung derselben aus Kreismitteln genehmigt werde. Hiernach wird sodann in jedem Kreis der Landrath auszusprechen haben, dafs ein Bedürfnifs bestehe, eine oder die andere der isolierten Lateinschulen zur Kreisanstalt zu erheben und nach eingeholter Allerhöchster Genehmigung

[1]) Beil. Bd. III pag. 217—222.
[2]) Mittelfranken hatte 14, Pfalz 13, Schwaben und Neuburg 11, Unterfranken 10, Oberbayern 10, Niederbayern 4, Oberpfalz 7, Oberfranken nur 2 isolierte Lateinschulen.
[3]) St. B. VI. Bd. pag. 58 und M.-E. vom 21. November 1850. Döll.-Strauſs: XXIV. Bd. pag. 217—219.
[4]) St. B. IV. Bd. pag. 265—285 und VI. Bd. pag. 53—58.
[5]) St. B. VI. Bd. pag. 54.
[6]) St. B. VI. Bd. pag. 58.
[7]) Nach Döll.-Strauſs: XXIV. Bd. pag. 217—219.

den Lehrern an solchen bevorzugten Lehranstalten die Alterszulagen aus Kreismitteln zuzuwenden.

Bis aber dies ausgeführt sein wird und um schon für den Augenblick zu thun, was möglich ist, hat das (unterzeichnete) Staatsministerium beschlossen, wenn sich Lehrstellen an solchen Lateinschulen eröffnen, welche mit Gymnasien verbunden sind, bei Besetzung derselben vorzugsweise auf diejenigen Lehrer Rücksicht zu nehmen, welche bisher an isolierten Lateinschulen mit Erfolg gewirkt haben, die geprüften Lehramts-Kandidaten aber in der Regel zuerst an den isolierten Lateinschulen anzustellen und ihnen die Aussicht zu eröffnen, mit der Zeit an solche Schulen befördert zu werden, an welchen die Lehrer mit pragmatischen Rechten und ständigen Gehaltszulagen versehen sind." [1])

Dafs ein solcher — vielleicht gutgemeinter, aber schwer durchführbarer — Erlafs keine Abhilfe der schlimmen Lage der Lehrer an den isolierten Lateinschulen brachte und bringen konnte, ist klar. Der nächste Landtag beschäftigte sich wiederum mit dieser — ungelösten — Frage.

Bevor auf diesen übergegangen wird, möge noch gezeigt werden, wie im Landtag 1849/50 neben den materiellen Interessen des Lehrerstandes auch andere ebenso wichtige Punkte von mehreren Abgeordneten vertreten wurden. Hier war gleichfalls Dr. Ruland der Chorführer. Er forderte[2]), „dafs die Stellung der Anstalten eine freiere, ihrer und des Lehrerstandes würdigere sein möge, ferne von aller drückenden Bevormundung, die nur hemme, nie aber erhebe", und wies hin „auf die eigenthümliche prekäre Stellung selbst der Vorstände dieser Anstalten" und „auf den Mangel einer durchgreifenden Schulordnung, auf den Mangel allgemein giltiger Satzungen und endlich auf so manche Gebrechen, welche eben diesen Lehrern ihren Beruf verbitterten". Daran anschliefsend machte er „auf einen Gegenstand aufmerksam, der vielleicht scheinbar wunderlich sei, nämlich auf das Ertheilen der Noten über Sittlichkeit und Religiosität, indem nämlich hier sechsfache Noten bestünden und gegeben würden, was nach seiner Überzeugung eine reine Unmöglichkeit sei, nachtheilig sowohl für das Gemüth der durch solche Willkür leicht verletzbaren Jugend und ebenso für den Lehrer der Anstalt, da diese Noten tief eingreifend seien, zu vielem Verdrusse veranlassend".

Als Folgerungen aus diesen Ansichten unterbreitete Dr. Ruland dem Ausschusse folgende Vorschläge[3]):

---

[1]) M.-E. vom 24. Januar 1852 bestimmte, wenn ein Lehrer (Mathematiker) von einer Gewerbschule an ein Gymnasium „auf eigenes Ansuchen" versetzt werde, so solle er erst nach 6 Jahren die erste Zulage erhalten. Ebenso wurde die Verwesungszeit nach M.-E. vom 3. Mai 1852 nicht eingerechnet. Döll.-Strafs: XXIV. Bd. pag. 219—221.

[2]) St. B. IV. Bd. pag. 265—266; cf. Beil. Bd. III. pag 221—222.

[3]) Beil. Bd. III pag. 228—229.

„1) Antrag: Die Stelle eines Rektors in der Folge in unwiderruflicher Eigenschaft mit dem Range eines Kollegial-Direktors[1]) zu ertheilen und die Besoldung jederzeit besonders auszusprechen.

2) Wünsche:

a) Die Bevormundung der Lehranstalten durch die seitherigen verschiedenen Kommissäre aufzuheben.

b) Durch praktisch gebildete Schulmänner als Kreisschulreferenten die Anstalten visitieren und prüfen zu lassen.

c) Für die Lateinschulen und Gymnasien des ganzen Königreiches allgemein giltige Satzungen, für deren Aufrechterhaltung Vorsteher und Lehrer verantwortlich zu machen seien, geben zu lassen.

d) Die seither übliche Eintheilung der Noten über sittlich-religiöses Betragen der Jugend aufser Übung setzen zu lassen."

Da das Ministerium eine Revision der Schulordnung in Aussicht gestellt hatte, wurden diese Vorschläge und andere darauf bezügliche Eingaben zurückgestellt, um „erst bei der Berathung des zu hoffenden Unterrichtsgesetzes in Erwägung" gezogen zu werden. Inwieweit dies später geschah, wird sich zeigen.

Einigermafsen dem Gesamtbeschlufs der beiden Kammern entsprechend erschien über die Besoldungsverhältnisse der Gymnasiallehrer ein Allerhöchster Erlafs vom 9. Dezember 1850.[2]) Nach demselben sollte der Anfangsgehalt eines Lyzeal- und Gymnasialprofessors 800 fl., der eines Studienlehrers 600 fl. betragen und in Sexennien um je 100 fl. bis zum Höchstgehalt von 1200 resp. 1000 fl. steigen. Es wurden also, wie ersichtlich, „statt der für die Gehaltserhöhungen (von der Kammer) begutachteten Quinquennien die bisherigen Sexennien beibehalten", ferner die Gymnasialprofessoren den Lyzealprofessoren gleichgestellt. Eine Gehaltserhöhung (gegen A. V. vom 24. Dezember 1845) trat eigentlich nur bei den Gymnasialprofessoren (um 100 fl.) ein. Bei allen drei Kategorien wurde der Höchstgehalt um ein weiteres Sexennium vermehrt.[3])

Eine andere wichtige Bestimmung des Erlasses war, „dafs die Dienstjahre eines zum Gymnasialprofessor beförderten Studienlehrers in Ansehung auf Gehaltsbezug die gleiche Wirkung haben, als wenn sie Dienstjahre eines Gymnasial-

---

[1]) Präsident eines Landgerichtes.

[2]) Döll.-Straufs: XXIV. Bd. pag. 213—215.

[3]) Skala:

	1.—6.	7.—12.	13.—18.	19.—24.	v. 25. Dienstjahr an.
Studienlehrer	600 fl.	700 fl.	800 fl.	900 fl.	1000 fl.
Gymnasial-(u. Lyzeal-) Professor.	800 „	900 „	1000 „	1100 „	1200 „

professors wären". [1]) Aufserdem wurde die jedesmalige Bewilligung der Gehaltszulagen von der speziellen Genehmigung Sr. Majestät abhängig gemacht, die „ausdrücklich zu erklären geruht hätten, dafs diese Genehmigung nur bei völliger Tadellosigkeit des betheiligten Lehrers erfolgen werde", wenn er nicht nur hinsichtlich der gewissenhaften Erfüllung seiner Berufspflichten, sondern auch namentlich in Beziehung auf religiöses, moralisches und politisches Verhalten sich durchaus tadelfrei gezeigt habe. Am Schlusse wurden die Kreisregierungen beauftragt, „die Studienrektorate von dem Allerhöchsten Gnadenakte mit dem Anhange in Kenntnifs zu setzen, dafs das (unterzeichnete) Staatsministerium sich zu dem betheiligten Studienlehrer-Personal versehe, dasselbe werde in dieser Verfügung einen neuen Beweis Königlicher Grofsmuth und der huldvollsten Würdigung seines wichtigen Berufes erkennen und aus allen Kräften bestrebt sein, der ihm bezeigten Allerhöchsten Gnade durch unermüdlichen Eifer in der Bildung und Erziehung der ihm anvertrauten Jugend und durch die treueste Anhänglichkeit an den Thron und die Staatsverfassung sich würdig erweisen". [2])

Der Landtag 1851/52 hatte sich vor allem mit Petitionen der Lyzealprofessoren zu beschäftigen. Schon im vorausgehenden Landtag [3]) hatten diese versucht, durch Eingaben an die Reichsratskammer zu verhindern, dafs ihnen die Gymnasialprofessoren an Gehalt gleichgestellt würden, mit der Begründung, sie hätten bisher einen höheren Gehalt bezogen und stünden auch dem Range nach höher. [4]) Vergebens hatte damals Reichsrat Graf Karl v. Seinsheim [5]) unter Hervorhebung des Nutzens der Lyzeen und ihrer Gleichstellung mit den Universitäten vorgeschlagen, man möge den Lyzealprofessoren durchgehends 200 fl. mehr als den Gymnasialprofessoren gewähren. Auf die Entgegnung des Ministers, darauf könne die Regierung nicht eingehen, da es 7000 fl. kosten würde, war es zum Beschlusse gekommen, diese möge ihr Augenmerk darauf richten, die Besoldung der Lyzealprofessoren verhältnismäfsig zu erhöhen. Die II. Kammer hatte dem beigestimmt. [6]) In dem neuen Landtag 1851/52 fanden ihre Wünsche, mit Rücksicht auf ihre Wirksamkeit und den Unterschied der Anstalten einen Anfangsgehalt von 1000 fl. ev. 900 fl. und als Maximum 1400 fl. ev. 1300 fl. zu erhalten, bei den Abgeordneten

[1]) Dienstjahre an einer isolierten Lateinschule oder Gewerbschule wurden nicht eingerechnet; cf. Anm. 1 pag. 488.

[2]) Man vergleiche mit diesem Schlusse die unbedeutende und ungenügende Gehaltsmehrung! Nicht der Initiative der Staatsregierung, sondern dem Drängen der Volksvertretung war sie zu verdanken.

[3]) Ldtg. 1849/50. I. K Pr. Bd. VIII pag. 183—191. — St. B. VI. Bd. pag. 329—332 und 337.

[4]) Den „aufserordentlichen" Universitätsprofessoren gleich, deren Gehalt 600 fl. betrug.

[5]) Pr. Bd. VIII pag. 184—188.

[6]) Bei dieser Gelegenheit hatte Abg. Gelbert die baldige Aufhebung „dieser Zwitteranstalten" befürwortet (St. B. VI. Bd. pag. 330).

kein Gehör. Ohne dafs jemand energisch für sie eintrat, beschlofs man auf Antrag Dr. Rulands, auf die Petitionen nicht einzugehen. [1])

Den gleichen Mifserfolg hatte Abg. Tafel mit seinen beiden Anträgen, statt der in der Verordnung vom 9. Dezember 1850 für sämtliche Lehrerkategorien festgesetzten Sexennien die von der Kammer gewünschten Quinquennien einzuführen, sowie die Alterszulagen als integrierenden Teil der Besoldung zu behandeln, in deren Bezug die Lehrer von Rechtswegen eintreten sollten, ohne von der Willkür der Regierung abzuhängen. Hinsichtlich des ersten wies der Minister Dr. v. Ringelmann nach, dafs die von der Kammer bewilligte Summe (24000 fl.) dazu nicht hinreiche, um Quinquennalzulagen zu gewähren. Bezüglich des zweiten nahm er das Recht in Anspruch, bei den Lehrern wie bei den übrigen Beamten die Alterszulagen von ihrem Verhalten abhängig zu machen. [2])

Ebenso mifslang der Versuch der Lehrerkollegien in Rothenburg o. T. und Memmingen, die pragmatischen Rechte auf Grund der Verhandlungen vom 16. März 1850 und des Gesamtbeschlusses am 11. Juli 1850 [3]) zu erlangen, wonach Anstalten — darunter auch die isolierten Lateinschulen —, die auf einem absoluten Unterrichtsbedürfnis beruhten, auszuscheiden seien von denen, die blofs lokalen und gemeindlichen Interessen ihren Ursprung verdankten, auf Staatskosten übernommen werden und so an der Pragmatik und den Gehaltserhöhungen teilnehmen sollen. Diese beiden Anstalten glaubten um so mehr dazu berechtigt zu sein, als sie früher Gymnasien gewesen waren. Vergebens waren die empfehlenden Worte der Abg. v. Schelhorn und Tafel. Bei der Begründung seiner ablehnenden Haltung führte der Kultusminister wieder die Gründe an, die er schon im vorigen Landtage (1849/50) vorgebracht und auch in dem M.-E. vom 21. November 1850 niedergelegt hatte, nämlich das Entgegenstehen des Kreisausscheidegesetzes, die ungleichmäfsige Verteilung der Lateinschulen auf die einzelnen Kreise und dazu noch (neu) die sehr mangelhaften Leistungen der Lateinschulen. Zum Schlusse wurden die beiden Petitionen an die Regierung zur Beachtung und Würdigung hinübergegeben. [4])

Dem Landtag 1853/55 lag nur eine Petition der Religionsprofessoren an den Gymnasien Dillingen und Kempten vor um Aufbesserung ihres Gehaltes von 600 fl. auf 800 fl. d. h. um Gleichstellung auch in gehaltlicher Beziehung mit den Gymnasialprofessoren. Soweit ersichtlich ist, ward dieselbe ad acta gelegt. [5])

---

[1]) St. B. II. Bd. pag. 159—168; Beil. Bd. II pag. 644—650. — I. K. Pr. Bd. IV pag. 355—358.
[2]) St. B. II. Bd. pag. 160—168.
[3]) Ldtg. 1849/50. St. B. VI. Bd. pag. 337.
[4]) St. B. II. Bd. pag. 168—170; Beil. Bd. II pag. 651.
[5]) St. B. II. Bd. pag. 308.

G. 1854—1861.

In dieser Zeit (1854) kam nach vielen Beratungen die längst geforderte und wiederholt versprochene (M.-E. vom 9. Dez. 1847 [1]) Revision der Schulordnung zustande. Für den Lehrerstand brachte die **„Revidierte Ordnung der lateinischen Schulen und der Gymnasien im Königreiche Bayern“** [2]) manche wichtige Neuerung. In dem Einführungsreskripte vom **24. Februar 1854** hiefs es Abs. 4:

„Zur Erreichung dieses Zieles [3]) ist durch die einschlägigen Bestimmungen der neuen Schulordnung das Recht der Erziehung und die Handhabung einer strengen Zucht und Ordnung ausschliefslich in die Hände der Schulbehörden und des Lehrpersonals gelegt und in dieser Richtung jeder andere als der rein pädagogische Einflufs und alle Mitwirkung von Seite anderer Behörden und Organe aufgehoben.“ [4])

Hiemit ist, wenn dies auch nicht ausdrücklich gesagt ist, die Einrichtung des Ortsscholarchats sowie die Bevormundung der Lehrer durch die Regierungskommissäre beseitigt worden. Die Stellung der Kollegien wurde eine würdigere und selbständigere.

Fortan ist das Rektorat und beziehungsweise der Lehrerrat allein befugt, über die Aufnahme und das Vorrücken der Schüler in die höheren Klassen auf Grund ihrer wissenschaftlichen Leistungen zu bestimmen.[5]) Hiegegen sei weder eine Berufung noch Beschwerdeführung an die Kreisregierung am Platze, sagte ausdrücklich eine M.-E. vom 17. Mai 1855[6]). Ebenso hatte gegen die Dimission keine Berufung stattzufinden; nur die Verhängung der Exklusion wurde der Kreisregierung auf Antrag des Lehrerrates vorbehalten,[7]) desgleichen „die Bescheidung allenfallsiger Beschwerden gegen die Beschlüsse der Absolutorialprüfungskommission“.[8]) Die regelmäfsige alljährliche

[1]) Abgedruckt in (Berliner) Zeitschrift f. d. Gymnasialwesen II. Bd. (1848) pag. 149—150. Dazu Bemerkungen von „einem bayerischen Schulmann“ (Dr. Elsperger) pag. 851—855. — Ein M.-E. vom 21. Dez. 1847 forderte die Rektorate auf, die Revision vorzunehmen und das Ergebnis vorzulegen (pag. 854).

[2]) Die Schulordnung sowie die folgenden Abänderungen finden sich zusammengefafst in: „Die revidirte Ordnung der lateinischen Schulen und der Gymnasien im Königreiche Bayern vom 24. Februar 1854 nebst den seither erschienenen Vollzugsbestimmungen, Erläuterungen und Novellen. Systematisch geordnet von V. Seibel, Professor am kgl. Lyzeum zu Dillingen. Mit ministerieller Genehmigung veröffentlicht. Bamberg 1864 (Buchner).“

[3]) Dafs „auf die religiöse und sittliche Bildung ebenso sehr, wie auf die geistige hingearbeitet und daher unbeschadet der Verstandesbildung die Veredlung des Gemüthes und Herzens der Jugend gleichmäfsig angestrebt und bewirkt werde“, Abs. 3.

[4]) Die Kreisregierungen behielten das Recht der Visitationen und die Oberaufsicht.

[5]) Somit fiel die Bestimmung, dafs die Note III im sittlichen Betragen das Vorrücken der Schüler verhindern sollte, was zu vielen Unannehmlichkeiten und zu Heuchelei geführt hatte. Cf. M.-E. v. 16. Nov. 1854 (Seibel pag. 19 Anm. 26).

[6]) Seibel pag. 21 Anm. 28 (Schlufs).

[7]) Seibel pag. 32 (§ 38 der Schulordnung).

[8]) Seibel pag. 34 Anm. 50 und pag. 72 Anm. 106 (M.-E. v. 10. Mai 1855 und 11. Sept. 1861).

Absendung von Ministerialkommissären zur Leitung der „Gymnasialschlufsprüfungen“[1]) glaubte man noch beibehalten zu müssen, bis nach einem Vorstofs in der Kammer durch den Abg. Dr. Ruland[2]) auch diese Säule des Mifstrauens gegen die Lehrer 1864 (M.-E vom 8. Juni[3]) fiel. Von diesem Jahre an ward die Leitung der Absolutorialprüfung den Rektoren zurückgegeben. Nur ausnahmsweise erfolgte seitdem die Absendung eines Ministerialkommissärs an die eine oder andere Anstalt, wenn es besondere Umstände bedingten.[4])

Die Stellung des Rektors, die durch die berüchtigten Verordnungen vom 30. November 1833 und 3. Februar 1834[5]) stark erschüttert war, befestigte die neue Schulordnung. § 48 derselben bestimmte: „Einer der ordentlichen Lehrer der beiden oberen Klassen ist zugleich Rektor der Anstalt.“ „Ist ein Lyzeum am Orte, so kann der Rektor oder ein Professor desselben auch Rektor der übrigen Anstalten sein.“[6])

Nicht weniger wichtig für den Lehrerstand waren die mit der neuen Schulordnung erlassenen Bestimmungen über die Lehramtsprüfungen (§ 87—96[7]). Wie L. Spengel, der bei ihrer Abfassung hervorragend beteiligt war, in seiner Schrift: „Das philologische Seminarium in München und die Ultramontanen“[8]) auseinandersetzte, ging man hierbei von der Überzeugung aus, die sicherste Gewähr, tüchtige Schulmänner für die Zukunft zu erhalten, sei ein strenges Examen, wobei es nicht auf blofses Vielwissen und Auswendiglernen, sondern auf gründliches Verständnis ankomme, um zu bewirken, dafs die Unfähigen ganz, die Mittelmäfsigen möglichst ausgeschieden würden und nur ganz tüchtige und gediegene Männer ins Lehrfach kämen. Deshalb mufste den drei Landesuniversitäten das Recht genommen werden, ihre Kandidaten selbständig zu prüfen, da der bisherige Modus zum mindesten eine grofse Ungleichheit der Anforderungen an die Kandidaten herbeigeführt hatte. Ferner wurde die Trennung der Prüfung für das Gymnasium und die Lateinschule aufgehoben. Ebenso wurden die „Separatprüfungen“ oder, wie L. Spengel sagte, „Winkelprüfungen“ für die Befähi-

[1]) Seibel pag. 66 (§ 79 der Schulordnung).

[2]) Ldtg. 1863/65. St. B. I. Bd. pag. 252: „In Bezug auf die Prüfungskommissäre sage ich aufrichtig, dafs man auf deren Urtheil keinen grossen Wert legen dürfe. Oft kommen gerade Prüfungskommissäre, die gar keine Philologen, aber auch keine Schulmänner sind, die gar keinen Begriff von dem Gymnasial- und Erziehungswesen haben“. Dies kommt auch heutzutage noch vor. Spengels Forderung (pag. 470) ist noch nicht ganz erfüllt.

[3]) Seibel pag. 66 Anm. 91 a.

[4]) Regelmäfsig werden noch Ministerialkommissäre geschickt, a) wenn sich der Sohn eines der Mitglieder der Prüfungskommission unter den Prüflingen befindet, b) wenn ein Prüfling zur Aufnahme in das Maximilianeum vorgeschlagen ist.

[5]) Cf. pag. 466.

[6]) Seit der Schulordnung von 1874 nur ein Professor des Gymnasiums (§ 41).

[7]) Cf. Eug. Brand: Über Vorbildung und Prüfung etc. pag. 28 f.

[8]) München 1851. 2. Auflage mit einer Antwort auf die Erwiderung der Gegner.

gung zum Unterricht an der Lateinschule beseitigt.[1]) Leute, die beim Gymnasiallehrerexamen durchgefallen waren, konnten bisher „das kleine Examen" für die vier Lateinklassen oder, wenn es auch da schief ging, „ein noch kleineres" oder „ganz kleines" für die zwei untersten Kurse versuchen. Bei dem letzteren fiel ob der geringen Anforderungen — akademische Vorbildung war nicht verlangt — nicht leicht einer durch, zumal wenn er dem geistlichen Stande angehörte.[2]) Dafs sogar mancher ohne Prüfung ins Lehramt kam und Gymnasialprofessor wurde, auch dafür finden sich bei L. Spengel Beispiele (pag. 51 und 73). Von jetzt an wurde von sämtlichen Lehramtskandidaten der Nachweis eines vierjährigen akademischen Studiums und über den Betrieb der allgemeinen, insbesondere der philologischen Wissenschaften verlangt. Zweitens sollte die Anstellung nur auf Grund eines alljährlich in München abzuhaltenden Konkurses, von dem auch die Theologen nicht zu dispensieren seien, erfolgen. Wer hier mit der I. oder II. Note bestanden hatte, bekam die Berechtigung zum Unterricht im Gymnasium; die III. Note befähigte nur für die Lateinschule (§ 87—96 der Schulordnung).

So sehr die Prüfung durch ihre gröfsere Strenge und Einheitlichkeit sowie durch einige Beschränkung auf das Wichtigste gewonnen hatte, so mufste andererseits das Abstehen von einer zweijährigen Praktikantenzeit und die Verkürzung der praktischen Prüfung nachteilig auf die praktische Ausbildung der Kandidaten wirken. Die stärkere Betonung der Wissenschaftlichkeit des Lehrerstandes führte ebenfalls von selbst dazu.

In § 4 der Schulordnung wurde jetzt ausdrücklich offiziell für die Lehrer an den Lateinklassen der Titel „Studienlehrer" anerkannt und damit die bisherige Bezeichnung „Vorbereitungslehrer" abgeschafft.[3])

---

[1]) „Wer in den Gelehrten-Schulen Unterricht ertheilen will, der soll den vollständigen Cyklus der Humanitätsstudien absolviert haben, um klar zu wissen, worauf es in diesen Schulen ankomme. Wenn nur das Gymnasium besucht, die höhere wissenschaftliche Bildung aber vernachlässigt worden ist, so droht die Gefahr, dafs bornirte Schulmechaniker ohne lebendigen Sinn für höhere Menschenbildung zum Lehramt gelangen, welche die Anfangsgründe der Sprache als blofse Gedächtnifssache handwerksmäfsig betreiben und die Verstandesbildung nur soweit stattfinden lassen, als es für Sprach-Exerzitien, zum Auswendiglernen der aufgegebenen Lernstücke nothwendig ist." Diese wahren Worte finden sich im Aschaffenburger Programm für das Jahr 1831 von Mich. Aschenbrenner, Prof. der Philos. „Über die Anordnung der Humanitäts-Studien" pag. 19.

[2]) Cf. pag. 465.

[3]) Zur Unterstützung des Rektors in seinem Wirkungskreise kann „an zahlreich besuchten Anstalten aus dem Lehrergremium ein „Conrector" beigegeben werden" (§ 5 Abs. 1 der Schulordnung). Von dieser Bestimmung wurde wenig Gebrauch gemacht. Nur 2 Konrektoren verzeichnet der Personalstatus von 1868. Das gröfste Gymnasium (München, Ludwigsgymnasium) zählte damals von 1859/60—1863/64 durchschnittlich 451 Schüler (nach Seibel pag. 109). Dafs schon in früherer Zeit der Titel „Konrektor" bestand, zeigt ein M.-E. vom 20. Juni 1812 (Döll. IX. Bd. pag. 803) in betreff der Umzugskostenvergütung an einen „Professor und Conrector".

Kehren wir wieder zu den Landtagsverhandlungen zurück! Im Jahre 1859[1]) beschäftigte man sich — abermals — mit der Lage der Studienlehrer an den isolierten Lateinschulen. Auf Eingaben einiger derselben (Memmingen, Dinkelsbühl, Rothenburg o. T.) um Gewährung der Pragmatik und der Alterszulagen wurde, wie schon öfters, im Ausschufs der Antrag des Referenten Dr. Ruland[2]) angenommen, diejenigen Lateinschulen, die, durch ein absolutes Unterrichtsbefürfnis hervorgerufen, unbedingt nötig seien, bis zum nächsten Budgetlandtage auszuscheiden und sofort den Lehrern an jenen Anstalten den regulierten Gehalt auszuzahlen. In der Begründung hiezu wies der Referent ausdrücklich und eingehend einerseits auf die gleiche Vorbildung, die gleiche Aufgabe, die gleiche Wichtigkeit für den Staat, andererseits auf den verkürzten Gehalt, auf die unsichere Stellung dieser Lehrer hin, die zu Nebenerwerb gezwungen sich nicht voll und ganz der Schule widmen könnten. Seitens der Regierung (Ministerialkommissär v. Pracher) wurde der Kammer die Kompetenz bestritten, in dieser Sache in Beratung zu treten, weil nach dem Kreisausscheidegesetz vom 23. Mai 1846 die isolierten Lateinschulen zunächst aus Lokalfonds, dann in zweiter Linie von den Landräten zu unterhalten seien. Dagegen nahmen die Abg. Mandel und Dr. Ruland energisch Stellung.[3]) Die ganze Aktion war jedoch erfolglos, da die Angelegenheit wegen des Schlusses des Landtags im Plenum nicht mehr zur Beratung kam.

Im Reichsrat rief eine Petition der Studienlehrer an der isolierten Lateinschule Nördlingen eine lange Debatte über die Zulässigkeit des darauf bezüglichen Antrags des Reichsrates von Harless hervor. Zuletzt wurde er als unzulässig abgelehnt.[4])

Der folgende Landtag (1859/61) mufste sich um so mehr mit dieser Frage beschäftigen, als jetzt von fast allen isolierten Lateinschulen im rechtsrheinischen Bayern Petitionen eingelaufen waren.[5]) Allein erreicht wurde nichts. Der Antrag des Abg. Key[6]) auf Einsetzung von 15000 fl. ins Budget, um die Petenten zu befriedigen, wurde abgelehnt. Selbst als er den Antrag auf die Lehrer an den vollständigen isolierten Lateinschulen, namentlich solchen, die wie Rothenburg o. T. früher Gymnasien gewesen waren, beschränkte, hatte er keinen Erfolg. Ebenso erging es dem Abg. Dr. Ruland[7]), der die Übernahme einiger iso-

[1]) Die vorausgehende Landtagssession 1855/56 ist wohl die einzige, die sich nicht mit dem Gymnasiallehrerstande und seiner Lage besonders beschäftigte.

[2]) Beil. Bd. I pag. 558—566.

[3]) St. B. I. Bd. pag. 75—76.

[4]) Die Petition ist vollständig abgedruckt Beil. Bd. I pag. 59—62. Nach derselben haben Lehrer im dritten Sexennium ihres Dienstes noch 550 fl. (Kärglich und kläglich!) Dazu Pr. Bd. I pag. 55—62.

[5]) St. B. I. Bd. pag. 134; Beil. Bd. VI pag. 410—416 u. a.

[6]) St. B I. Bd. pag. 95; III. Bd. pag. 342—347; cf. St. B. III. Bd. pag. 268.

[7]) St. B. III. Bd. pag. 264—265; 345 und 347.

lierter Lateinschulen auf Staatskosten forderte. Das Ministerium (Minister Freih. v. Schrenk) bestritt zwar diesmal nicht ausdrücklich die Kompetenz der Kammer, führte aber wie sonst das Kreisausscheidegesetz als Hinderungsgrund vor.[1])

Im Landtagsabschied (10. Nov. 1861[2]) wurde die Erklärung abgegeben, schon bisher habe man die Lehrer an den isolierten Lateinschulen nach genügender Erprobung ihrer Tüchtigkeit und Würdigkeit berücksichtigt und denselben für die zurückgelegte Dienstzeit die betreffenden Alterszulagen bewilligt und werde gerne diesen Grundsatz gleichmäfsig für die Folge zur Anwendung kommen lassen. Im folgenden Jahre (1862) werde man durch Erhöhung des Schulgeldes die Möglichkeit einer Gehaltsaufbesserung schaffen und Sexennalzulagen gewähren.[3]) Nur geprüfte Kandidaten würden zugelassen werden.

Auch die Lehrer an den Gymnasien und Lyzeen wandten sich an diesen Landtag mit Eingaben. Die letzteren konnten es nicht verschmerzen, dafs die Gymnasialprofessoren ihnen gehaltlich gleichgestellt waren. Auf ihr Drängen stellte der Reichsrat Erzbischof von Deinlein[4]) den Antrag, man solle „die Professoren der Lyzeen in ihrem Range zu den Universitäten als aufserordentliche Professoren auf dem Verordnungswege bestätigen, diese sonach aus dem Rangverhältnifs zu den Gymnasialprofessoren wieder ausscheiden und zugleich auch denselben wie früher eine höhere Besoldung in minimo zu 1000 fl. und in maximo zu 2000 fl. allerhuldvollst in Aussicht stellen lassen". Der Antrag ward nach eingehender Debatte der Staatsregierung zur Berücksichtigung übergeben. Eine weitere Folge wurde ihm nicht gegeben mit dem Hinweis, dafs in dem Nachtragspostulate von 28000 fl. zur materiellen Besserstellung der Lehrer an den Lyzeen und den Studienanstalten auch für diese Kategorie eine Gehaltsvermehrung eintrete.

Ursprünglich hatte die Regierung im Etat nur die Mittel verlangt, um den Maximalgehalt der Studienlehrer von 1000 fl. auf 1200 fl. und den der Gymnasial- und Lyzealprofessoren von 1200 auf 1400 fl. zu erhöhen. In der Begründung war angegeben, der Dienst stelle erhöhte Anforderungen an die Lehrer und man wolle diese von dem Zwange befreien, durch Privatunterricht den nötigen Lebensunterhalt zu erwerben, und ferner die Möglichkeit gewinnen, tüchtige Bewerber um das Lehramt zu bekommen.[5]) Im Plenum bewilligte man das Postulat ohne Widerrede; man bedauerte nur, dafs für die Lehrer an den isolierten Lateinschulen nichts geschehen könne.[6])

Durch diese Aufbesserung würden die Gymnasiallehrer im ganzen an Gehalt den an Rang gleichstehenden Beamten-

[1]) St. B. III. Bd. pag. 347.
[2]) Pr. Bd. pag. 170.
[3]) Geschehen durch M.-E. v. 4. Januar 1862.
[4]) I. K. Pr. Bd. III pag. 453—470.
[5]) Beil. Bd. I Beil. X pag. 343.
[6]) St. B. III. Bd. pag. 261—275.

kategorien, besonders der Justiz und der Verwaltung, gleichgestellt gewesen sein; nur traten die Zulagen bei den letzteren früher ein.

II. 1861—1872.

Da wurde plötzlich, ohne dafs das Kultusministerium — nach seiner Erklärung — davon in Kenntnis gesetzt war, aus Anlafs einer Neuorganisation der Justiz und der Verwaltung eine bedeutende Aufbesserung der dort wirkenden Beamten gefordert und durchgesetzt.[1]) Erhöht wurden an Gehalt

die Bezirksgerichtsassessoren (= Amtsrichter)
von 600 und 800 fl. auf 800, 900 und 1000 fl.,
die Bezirksgerichtsräte (= Landgerichtsräte)
von 1000 und 1200 fl. auf 1400, 1600 und 1800 fl.,
die Bezirksamtsassessoren
von 600 und 800 fl. auf 800, 1000 und 1200 fl.,
die Bezirksamtmänner
von 1200 fl. auf 1500, 1800 und 2000 fl.

Auch andere Beamtenklassen, wie die Rentamtmänner, erlangten ohne Mühe und ohne Petitionen auf Antrag der Staatsregierung eine Mehrung ihrer Einnahmen.

Nur der Lehrerstand wurde — vergessen, wie man sagte. Natürlich dieser hatte es nicht nötig, das durch die Geldentwertung — von der Regierung selbst auf 75 % berechnet — empfindlich gestörte Gleichgewicht zwischen seinem Einkommen und seinen Ausgaben wieder herzustellen. Es kostete einen 11jährigen Kampf und aufserordentliche Mühen und Anstrengungen, bis die in diesem Vorgehen liegende ungerechte und kränkende Zurücksetzung beseitigt und die Gleichstellung im Anfangsgehalt mit den Juristen wieder erreicht wurde.

Selbstverständlich erregte die Handlungsweise der Regierung im Gymnasiallehrerstande allgemeine Verstimmung. In der Kammer verliehen ihr kräftigen Ausdruck die Abg. Föckerer und Käfferlein. Der erstere[2]) richtete eine Interpellation an das Kultusministerium, der letztere[3]) stellte einen Antrag auf Verbesserung der Gehaltsverhältnisse der Gymnasiallehrer. Der Minister v. Zwehl sah sich veranlafst, ein Nachtragspostulat von 28000 fl. an die Stände zu bringen. Zu dessen Begründung und Empfehlung sagte er in der Sitzung vom 4. Oktober 1861:[4])

„Bei der Aufstellung des Budgets ist die Position für die Erhöhung der Gehalte der Professoren an den Lateinschulen

[1]) Dafs jemals bei einer Neuorganisation des Schulwesens die Regierung initiativ eine Besserstellung der Lehrer verlangt und durchgesetzt hätte, ist nirgends zu finden.

[2]) St. B I. Bd. pag. 444—445.

[3]) St. B. III. Bd. pag. 431; Beil. Bd. VI pag. 401.

[4]) St. B. III. Bd. pag. 266.

und Gymnasien auf 48 996 fl. beschränkt geblieben, hauptsächlich nur aus dem Grunde, um das Gleichgewicht zwischen Einnahmen und Ausgaben nicht zu stören. Es wurde ferner von der Ansicht ausgegangen, dafs der Maximalgehalt von 1400 fl. und der Anfangsgehalt von 600 fl. mit den Bezügen der übrigen Beamten im Einklang stehe."

„Diese Voraussetzung ist seitdem vollständig beseitigt worden, da aus Anlafs der Organisation der Justiz und Verwaltung eine allgemeine Erhöhung der Beamtengehalte in kürzester Zeit eintreten soll; hiebei wird aber die Grundlage der bisherigen Gehaltsskalen vollständig verlassen und der Anfangsgehalt aller Beamten auf 800 fl., der Maximalgehalt derjenigen Beamten aber, die mit den Gymnasial- und Lyzealprofessoren im gleichen Range stehen, sogar auf 2000 fl. erhöht werden. Es ergibt sich, dafs die Gehalte der Studienlehrer, wie sie im Budget postuliert sind, zu den Gehalten der übrigen Beamten in einem auffallenden und nicht mehr zu rechtfertigenden Mifsverhältnisse stehen. Die Staatsregierung hat sich deswegen verpflichtet gehalten, bei den Budgetnachträgen eine weitere Summe von 28 000 fl. zu postulieren, um die Befugnifs zu erhalten, die Maximalgehalte der Lyzeal- und Gymnasialprofessoren wenigstens auf den Betrag von 1500 fl. und die Anfangsgehalte der Studienlehrer auf 700 fl. zu erhöhen."

Auf Vorschlag des Referenten Freih. von Lerchenfeld bewilligte zwar der Ausschufs blofs die Hälfte (14000 fl.[1]), aber in der Plenarsitzung wurde das Regierungspostulat genehmigt,[2]) besonders da sich hier mehrere Abgeordnete desselben eifrig annahmen. Neben Dr. Ruland[3]), der wiederum die nicht gehaltenen Versprechungen der Regierung und die oft getäuschten Hoffnungen der Gymnasiallehrer seit 1824 vorbrachte, forderte **Dr. Völk**[4]), man müsse den Lehrerstand so stellen, dafs die vorzüglichsten Talente sich ihm widmeten. Wenn es dazu kommen sollte, dafs nur die minder begabten Leute dies täten, so gehe es mit der Bildung vollständig bergab. Aller ideale Trieb habe seine Grenzen, und man könne den idealsten Trieb zerstören, wenn man die Träger desselben Hunger leiden lasse. Abg. Käfferlein[5]) hob noch hervor, dafs trotz der Aufbesserung durch das Postulat die Gymnasiallehrer unter allen Staatsbeamten mit wissenschaftlicher Vorbildung sich am schlechtesten stellten.

Es betrug sonach der Gehalt der Gymnasiallehrer seit 1862:

Anfangsgehalt: 700 fl. (Studienlehrer),
„ 900 „ (Gymnasialprofessor);

[1]) Beil. Bd. VI pag. 426.
[2]) St. B. III. Bd. pag. 262—275.
[3]) St. B. III. Bd. pag. 262—265.
[4]) St. B. III. Bd. pag. 265—266
[5]) St. B. III. Bd. pag. 267—268.

Sexennalzulage: 125 „ (f. d. Studienlehrer),
„ 150 „ (f. d. Gymnasialprofessoren);
Höchstgehalt } 1200 „ (f. d. Studienlehrer),
nach 24 Jahren } 1500 „ (f. d. Gymnasialprofessoren). [1])

Die dadurch erzielte Aufbesserung von 100 fl. (Anfangsgehalt) hatten die hervorragendsten Kammermitglieder als das Minimum von dem bezeichnet, was dem Lehrerstand bewilligt werden müsse. Ja man erkannte an, dafs Billigkeit und Zeitverhältnisse es zur Notwendigkeit machten, diesem eine Gehaltserhöhung zu gewähren, selbst wenn eine solche bei anderen Klassen von Staatsdienern nicht eingetreten wäre. Daher wären ohne Zweifel die nötigen Mittel zur Gleichstellung des Studienlehrpersonals mit den übrigen Beamten bewilligt worden, wenn die Regierung ein ausreichendes Postulat gebracht hätte.

Auf eine Vorstellung einiger Lehrer an die höchste Stelle wurde ihnen die beruhigende Zusicherung gegeben, schon auf dem **nächsten** Landtage werde die Gleichstellung der Gymnasialprofessoren und Studienlehrer mit den übrigen Beamten durchgeführt werden und das Staatsministerium beabsichtige überdies, der Funktions-Remuneration der Rektoren schon jetzt den Charakter eines ständigen Gehaltes zu geben. [2])

Auf solche Zusicherungen hin sah der Gymnasiallehrerstand dem nächsten Etat mit zuversichtlichem Vertrauen entgegen.

Was geschah? Der Budgetvoranschlag für 1863/65 brachte Forderungen zur Aufbesserung anderer Beamten, für die Gymnasiallehrer nichts. Sie wurden auf den nächsten **Budget**landtag 1866/69 vertröstet. Der Kultusminister v. Zwehl erklärte in der Sitzung vom 1. September 1863 [3]):

> „Die Lehrer sind in ihren Bezügen noch immer nicht so gestellt, dafs sie bei der Sorge für ihr materielles Fortkommen den Privatdienst entbehren können. In dieser Beziehung ist daher, wenn gründlich gebessert werden will, noch ein Säumnifs nachzuholen, und die Regierung mufs sich vorbehalten, auf diese Frage bei der künftigen Feststellung des Budgets (1867) zurückzukommen."

Danach sollte der Lehrerstand bis dahin in einer Stellung verbleiben, in der er nicht nur hinter den Beamten von gleichem Range weit zurückstand, sondern sogar hinter einem grofsen

[1]) Skala:

	1.—6.	7.—12.	13.—18.	19.—24.	vom 25. Dienstjahre an
Studienlehrer	700 fl.	825 fl.	950 fl.	1075 fl.	1200 fl.
Gymnasialprofessoren	900 „	1050 „	1200 „	1350 „	1500 „

[2]) Promemoria (1865) (cf. pag. 503) pag. 4.
[3]) St. B. I. Bd. pag. 250.

Teil des Kanzleipersonals, das wiewohl ohne gelehrte akademische Studien, ohne Gymnasial- und Universitätsabsolutorium, vielfach einer Besoldung sich erfreute, die der gelehrteste Professor selbst nach der längsten Dienstzeit damals nicht erreichen konnte.[1])

Zudem war sehr zu befürchten, wenn diese Stellung des Lehrerstandes bis zur nächsten Finanzperiode bestehen bleibe, könnte bei der zu erwartenden allgemeinen Gehaltsregulierung das bis dahin bestehende Mifsverhältnis als vollendete Tatsache leicht zum Mafsstab für die zukünftige Stellung des Lehrerstandes dienen, wodurch die von 1861 datierende Deteriorierung desselben auch für die Zukunft verpflanzt und verewigt würde.[2])

In dieser wichtigen und entscheidenden Zeit erkannte man, dafs es vor allem notwendig war, um die drohende Degradation des Gymnasiallehrerstandes hintanzuhalten, einheitlich und geschlossen aufzutreten. Dank verdienen deshalb die Männer, die sich durch keine Hindernisse auch seitens der Kollegen und der Regierung abschrecken liefsen, die bayerischen Gymnasiallehrer zu einem Vereine zusammenzuschliefsen. Neben E. Kurz, La Roche, Fesenmair, Arnold, Preger, Autenrieth, Eilles, Markhauser, Schrepfer und anderen mufs hier ein Name hervorgehoben werden, den jedes Mitglied unseres Standes nur mit Hochachtung und Verehrung nennen soll, nämlich der des Professors und späteren Rektors am Wilhelmsgymnasium in München,

Dr. Wolfgang Bauer.

Von diesem Manne sagte Dr. A. Deuerling in seinem Nachrufe[3]) mit Recht, die Gründung, Erhaltung und Förderung des bayerischen Gymnasiallehrervereins sei wesentlich Bauers Werk. Hindernisse und Widerwärtigkeiten hätten ihn nicht geschreckt, seien vielmehr stets ein neuer Sporn für ihn gewesen, das, was er für recht und unserem Stande förderlich erkannt habe, erst recht zu betreiben. Das Gefühl der Zusammengehörigkeit, den Korpsgeist habe er mächtig zu beleben verstanden. Das Gröfste aber bei seinen Bestrebungen sei gewesen, dafs er in allem und jedem an sich immer zuletzt gedacht habe. So wenig er für sich je persönliche Vorteile erstrebt habe, so sehr sei er stets darauf bedacht gewesen für die Gesamtheit eine lebenswürdigere materielle Existenz zu begründen.

In ähnlicher Weise charakterisierte ihn Dr. Wolfg. Markhauser[4]):

„Und so war denn auch Bauer der rechte Mann, wie kaum ein anderer, zum eigentlichen Gründer und Vertreter des Vereins."

---

[1]) Aus dem „Promemoria" (1865) pag. 4.

[2]) Petition des Bayer. Gymnasiall.-Vereins an die II. Kammer (21. Mai 1865).

[3]) XII. Generalversamml.-Ber. (1881) pag. 1 f., cf. XIV. Generalversamml.-Ber. (1887) pag. 11.

[4]) Bl. G. Sch. W. 17. Bd. pag. 11 f.

„Ein Wächter im besten Sinne des Wortes stand er rastlos, umsichtig und unerschrocken, ausgerüstet mit einem staunenswerten Blick nach vorwärts und nach rückwärts, in die Nähe und in die Ferne mit einer ihresgleichen suchenden Selbstlosigkeit unablässig auf der Wache."

Eines solchen Mannes bedurfte damals der Gymnasiallehrerstand. Über dessen Lage äufserte sich Bauer zum erstenmale in dem bekannten Programm: „Zur Organisation der bayerischen Gelehrtenschulen".[1]) Mit dem Gymnasialprofessor sei für Philologen die Karriere abgeschlossen; denn auch ein Rektor sei als solcher nur ein Funktionär. Immer noch stünden sie nicht blofs denjenigen, welche ungefähr gleiche Zeit auf ihre Ausbildung verwenden müfsten, sondern selbst Leuten, die ohne ein langjähriges kostspieliges Universitätsstudium, ja ohne Gymnasialabsolutorium aus der Kanzlei hervorgegangen seien, an Gehalt, Rang und Auszeichnung nach. Es sei dies ein *ἀεὶ ὑμνούμενον*. Von dem Range der Gymnasiallehrer wisse man gar nichts, was bei der Organisation eines modernen Staates, wo jeder seinen angewiesenen Platz habe und an diesem sich mit anderen vergleichen lassen müsse, nicht so gleichgültig sei, als es scheine. Von der äufseren Stellung hänge zu sehr die äufsere Achtung von seite des Volkes und damit oft die Autorität des Lehrers ab, ohne welche sich ein gedeihliches Wirken gar nicht denken lasse. Auszeichnungen, wie sie sich in anderen Zweigen des Staatsdienstes von selbst verstünden, wann würden sie einem Gymnasialprofessor zuteil? Und doch sei kaum ein Stand wichtiger, kaum ein Beruf schwieriger als der seine (pag. 23 f.).

In der nämlichen Schrift wies Bauer ferner darauf hin, dafs andere Länder ihre regelmäfsigen Schulmännerversammlungen zur Besprechung spezieller Schulangelegenheiten hätten. In Bayern fehle es daran; nur die Pfalz habe eben (1863[2]) einen derartigen sehr löblichen Versuch gemacht. Ferner besitze man trotz der vielen hiezu verwendbaren Kräfte kein Organ für das Gymnasialschulwesen. Die Tagespresse aber zeige, entsprechend der Apathie des Publikums, zu wenig Interesse an Fragen der Schule. Auswärtige philologische Zeitschriften seien zwar nicht verschlossen, könnten aber speziell bayerische Angelegenheiten nicht mit gewünschter Ausdehnung vertreten, gelangten jedenfalls nur in die Hände weniger Schulmänner. Deshalb benütze er die Gelegenheit, öffentlich die Gründung einer Zeitschrift für die vaterländischen Gymnasien anzuregen, welche die Kräfte der bayerischen Gymnasiallehrer konzentriere und zur Vertretung ihrer Interessen, zur Würdigung literarischer Erzeugnisse, zur Hebung und Einigung der gelehrten Schulen und ihrer Angehörigen verwerte. Auch der Regierung könne ein solches Organ

[1]) Erschienen am Wilhelmsgymnasium in München im Jahre 1863.

[2]) Über die Gründung, Geschichte, Vorträge etc. dieses Vereins cf. Bl. G. Sch. W. 19. Bd. pag. 501—506 (Aufs. v. G. Autenrieth); cf. 21. Bd pag. 597—599; 23. Bd. pag. 424; 34. Bd. pag. 857—860; 35. Bd. pag. 822—825; 37. Bd. pag. 591—592.

nur erwünscht sein, um daraus den wissenschaftlichen Stand der Schule und ihrer Lehrer sowie ihre Bedürfnisse kennen zu lernen, um wichtige Schulverordnungen, die bisher dem Publikum und auch den Lehrern grofsenteils unbekannt bleiben mufsten, weiteren Kreisen bekannt zu machen (pag. 5).

Dabei sah Bauer wohl ein, dafs eine solche Zeitschrift sich nur halten könne, wenn ein Verein sie stütze, für die nötigen Mittel sorge und ihre Verbreitung sichere. Daher gab er zugleich mit diesem Vorschlag die Veranlassung zur Gründung des „Bayerischen Gymnasiallehrervereins", der unter der Leitung selbstloser, energischer und kluger Vorstände [1]) bedeutenden Einflufs auf die Entwicklung des Schulwesens [2]) und die Hebung des Standes und des Standesbewufstseins ausübte.

Am 20. Dezember 1863 [3]) ursprünglich als Münchener Lokalverein gegründet erweiterte er sich sofort zum „Verein von Lehrern der bayerischen Studien-Anstalten", der schon am 31. Januar 1864 den ersten Statutenentwurf an die Gymnasien versandte, um zum Beitritt einzuladen. Schon auf der I. Generalversammlung in München (20. September 1864) konnte der Vorstand Konrektor K. Eilles konstatieren, dafs die Zahl der Mitglieder auf 300 angewachsen sei. Im Laufe der Jahre traten immer mehr Kollegen bei, so dafs bei der letzten (XXII.) Generalversammlung (1903) dieselbe 1041 betrug und fast sämtliche akademisch gebildeten Lehrer an den humanistischen Lehranstalten und viele an den Realgymnasien umfafste. Seit dem Jahre 1886 führt er den Namen **„Bayerischer Gymnasiallehrerverein".**

Die Aufgabe des Vereines spricht sich in § 2 der Statuten aus, den schon W. Bauer in seinem ältesten Entwurf (Dez. 1863) so fixierte: „Der Zweck des Vereins ist die Förderung der Interessen des Standes und des Berufes seiner Mitglieder." In den neuesten Statuten (1903)

---

[1]) Die Vorstände waren: Konrektor Eilles 1863—1864; Rektor Linsmayer 1864—1865; Professor Dr. Bauer 1865—1866; Professor La Roche 1866—1868; Professor Kurz 1868—1870; Professor Fesenmair 1870—1872; Rektor Dr. Bauer 1872—1881; Professor Dr. Deuerling 1881—1886; Professor Einhauser 1886—1888; Professor Joh. Gerstenecker 1888—1894; Professor Dr. Fr. Gebhard 1894—1903.

[2]) Auch das Ministerium erkannte dies an, wie die Worte des Ministers Dr. v. Müller zeigen, in denen er bestätigte, dafs aus den Kreisen der Gymnasiallehrer selbst die erste und wirksamste Bewegung zur Reform gekommen sei und er die gröfste Förderung empfangen habe. Ldtg. 1891/92. 218. Sitzung. St. B. VIII. Bd. pag. 298.

[3]) Die Einladung zur Versammlung am 20. Dezember 1863 (im Lehrzimmer der Oberklasse des Ludwigsgymnasiums) und zur Gründung des Vereins ist von W. Bauer unterzeichnet. Die erste Mitgliederliste zeigt 42 Namen. Über die Veranlassung zur Gründung des Bayerischen Gymnasiallehrervereins, seine Aufgabe und seine Tätigkeit handelt eine Rede, gehalten vom derzeitigen Vorstande Eug. Brand bei Gelegenheit der Feier des 40jährigen Bestehens des Vereins. Abgedruckt nebst dem Festbericht in der Augsburger Abendzeitung Nr. 357 vom 29. Dezember 1903.

heifst es fast gleich: „Der Zweck des Vereins ist die Förderung der Berufs- und Standesinteressen der Gymnasiallehrer."

Das Organ für seine Publikationen bilden die **„Blätter für das bayerische Gymnasialschulwesen"**, seit 1892 **„Blätter für das Gymnasial-Schulwesen, herausgegeben vom Bayerischen Gymnasiallehrerverein"**, anfangs jährlich nur 23 Bogen, jetzt deren circa 50 stark. Nach W. Bauer, dem ersten langjährigen Redakteur, der in der Zeitschrift das Palladium des Vereins erblickte, hat sie als Aufgabe die Förderung des bayerischen Gymnasialschulwesens in seinem ganzen Umfang nach seiner wissenschaftlichen, pädagogischen und didaktischen Seite, die Erörterung der Licht- und Schattenseiten bestehender Ordnungen, ferner die Wahrung der Interessen des Lehrerstandes, die Verteidigung seiner berechtigten Ansprüche, die Darlegung seiner Bedeutung, die in der öffentlichen Meinung nicht immer gebührend anerkannt und gewürdigt werde. [1])

Die erste Tätigkeit des neugegründeten Gymnasiallehrervereins war die Abfassung eines „Promemoria die äufsere Stellung der k. Gymnasialprofessoren und Studienlehrer betreffend". [2]) In diesem Schriftstück, welches als Beilage zu der am 24. März 1865 an Se. Majestät den König gerichteten Bitte [3]), zu der Eingabe vom 29. April 1865 an das Staatsministerium und zur Petition vom 21. Mai 1865 an Kammer der Abgeordneten „um gehaltliche Gleichstellung mit den übrigen im gleichen Dienstrange stehenden Staatsbeamten" diente, wurde die Lage des Lehrerstandes eingehend erörtert und gezeigt, wie unbillig und ungerecht es war, andere gleichstehende Beamtenkategorien, besonders die Juristen, um das Vier- und Fünffache höher als die Lehrer aufzubessern, so dafs diese durchschnittlich jährlich 430 fl. weniger als jene erhielten. Gar kein Grund sei, schon den Anfangsgehalt der Philologen um 100 fl. zu verkürzen, da diese erst nach 6 Jahren in die nächst höhere Gehaltsklasse (825 fl.) vorrückten, während ein Justizbeamter schon mit 5 Jahren 1000 fl. beziehe. Dieser werde nach 8 Jahren Bezirksgerichtsrat mit 1400 fl., ein Verwaltungsbeamter (Assessor) nach 10 Jahren Bezirksamtmann mit 1500 fl, die ein Gymnasialprofessor erst als Maximalgehalt nach 24 Dienstjahren erreiche.

---

[1]) III. Generalversamml.-Ber. (1866) pag. 2—3 und Bl. f. d. Gymnasialschulw. 1. Bd. pag. 1—4. Eine kurze Übersicht über die Geschichte und die Entwicklung der „Blätter" findet sich in der Einleitung zum „Repertorium der Zeitschrift „Blätter für das Gymnasialschulwesen" Bd. 1—36 (1865—1900) sowie über die Generalversammlungsberichte des Bayerischen Gymnasiallehrervereins (I—XX). Bearbeitet von Professor Eug. Brand. München 1901. J. Lindauersche Buchhandlung. — Von 1875—1881 war die Zeitschrift zugleich das Organ des „Vereins der Lehrer an technischen Unterrichtsanstalten" (gegr. 1874) und hiefs während dieser Zeit „Blätter für das Bayerische Gymnasial- und Real-Schulwesen".

[2]) München 1865.

[3]) Unterzeichnet von 252 Gymnasiallehrern.

Neben dem rascheren Vorrücken in eine höhere Gehaltsklasse hätten die Juristen Aussicht auf Beförderung in noch höhere Stellen und, wenn sie Gerichtsbeamten seien, den ganzen Gehalt als Pension zu beanspruchen. Ein Philolog habe mit dem Gymnasialprofessor seine höchste Stufe erklommen; nur wenige bezögen als Rektoren noch eine unbedeutende Funktionsremuneration. Um eine annähernde Gleichstellung der Gymnasiallehrer mit den anderen Beamtenkategorien wieder herbeizuführen, sei es nötig, als Minimum zu gewähren, a) dem Studienlehrer 800 fl. Anfangsgehalt, nach je 5 Jahren viermal 150 fl. Zulage bis zum Maximalgehalt von 1400 fl. vom 20. Dienstjahr an, b) dem Gymnasialprofessor 1000 fl. Anfangsgehalt, der durch 5 Quinquennalzulagen von je 200 fl. nach 25 Dienstjahren sich bis auf 2000 fl. erhöhen würde [1]), „welche 2000 fl., wie wiederholt werden müsse, noch nicht soviel seien als vor 40 Jahren 1500 fl.“ [2])

Die Eingabe an das Ministerium enthielt den Passus:

„Es fehlen dem Ärar auch keineswegs die Mittel zur Deckung der erbetenen Gleichstellung. Warum sollen die Erübrigungen nur der Noth anderer abhelfen, diese Ersparnifs aber unfruchtbar bleiben für das Lehrpersonal, durch dessen bisherige Verkürzung seit 1861 eine halbe Million solcher Ersparnisse in das Ärar geflossen ist?“

Auch in der Petition an die Kammer ward klipp und klar ausgesprochen, die Lehrer müfsten in der beliebten Zurücksetzung und der Verlängerung ihres Notstandes nur ein offenbares Unrecht erblicken. Nach dem Motiv und der Absicht der Aufbesserung der anderen Staatsdiener vom gleichen Rang und Gehalt, nämlich sie für die Entwertung ihrer Besoldungen zu entschädigen, sei man dem Lehrstande dieselbe Entschädigung schuldig. Der Umstand, dafs man es versäumt habe, hiefür 1861 ein entsprechendes Postulat an die Kammer zu bringen, könne wohl kein Grund sein, die Verkürzung 6 Jahre lang (bis zum nächsten Budgetlandtag) fortdauern zu lassen.

Und der Erfolg des Promemoria und der Petitionen? wird man fragen. Auf die Bitte an die Krone hat das Ministerium „seine volle Übereinstimmung und die Anerkennung dieses in materieller Beziehung bestehenden Bedürfnisses ausgesprochen; allein der Abhilfe dieses Bedürfnisses stehe zunächst ein formelles

---

[1]) Skala:

	1.—5.	6.—10.	11.—15.	16.—20	21.—25.	26.— Dienstjahr
Studienlehrer:	800 fl.	950 fl.	1100 fl.	1250 fl.	1400 fl.	(1400) fl.
Gymnasialprofessor:	1000 „	1200 „	1400 „	1600 „	1800 „	2000 „

[2]) 1824 dem Gymnasiallehrerstand versprochen. — In dem Promemoria und in der Bitte an die Krone ward zugleich gebeten und begründet, dafs „der bisherigen Funktionsremuneration der Gymnasialrektoren der Charakter eines ständigen Gehaltes“, und dafs den Religionslehrern „nach einer entsprechenden Reihe von Dienstjahren der Gehalt eines kgl. Gymnasialprofessors zu Theil werde“. Auch wurde um Verleihung eines Ranges (für die älteren Professoren um Gleichstellung mit den Universitätsprofessoren) petitioniert.

Hindernifs, nämlich der Beschluſs des Ministerrathes entgegen, daſs im Laufe dieser Finanzperiode keine Budgetnachträge mehr postuliert werden sollten aufser in dringenden Fällen für unvorhergesehene und unverschiebliche Bedürfnisse". [1])

Die Petition an die Kammer (Landtag 1863/65) kam dort in der Plenarsitzung nicht zur Verhandlung. [2]) Doch fand der neue Kultusminister v. Koch Gelegenheit, ihren Inhalt als vollkommen berechtigt anzuerkennen, er stellte aber zugleich ihre Erfüllung im Laufe der Finanzperiode als unmöglich, dagegen in sichere Aussicht bei der Neuaufstellung des Budgets (1867). [3])

Wie leicht die Kammer zu einem event. Postulate schon damals ihre Zustimmung gegeben hätte, trat deutlich zutage bei der Verhandlung über eine Forderung der Regierung für die Lehrer an den isolierten Lateinschulen. Es sollten aus den Ersparnissen der früheren Jahre 8000 fl. genommen werden, um den pensionierten Lehrern an vollständigen isolierten Lateinschulen und ihren Relikten in einer den pragmatischen Pensionen entsprechenden Art und Gröfse Unterhaltsbeiträge zu gewähren. Abg. Dr. Ruland äufserte damals [4]):

> „Wir hätten gerne gewährt, aber die Regierung erklärte, wir können nichts anderes thun." — „Wir wenigstens haben alle helfen wollen, wir können aber nicht."

Nach ihm schilderte sein Kollege Gelbert die Lage dieser Lehrerkategorie [5]):

> „Ein Studienlehrer an den isolierten Lateinschulen ist weit übler daran, als ein Volksschullehrer. Er ist dem Erbarmen überwiesen. Es ist kein Mensch verpflichtet, weder der Staat, noch der Kreis, noch die Gemeinde gesetzlich verbunden, dem Lehrer, der seine Kräfte aufgezehrt hat, auch nur einen Pfennig in der Zeit der Noth zu reichen, noch seiner Witwe und seinen Waisen das Mindeste zur Fristung ihres Lebens darzureichen. Ein solcher Zustand kann nicht fortdauern." [6])

---

[1]) Petition an das Ministerium (1865) pag. 1.

[2]) Im St. B. II. Bd. pag. 268 nur ihr Einlauf angegeben. — „Ist es nicht empörend, wenn man trotz allseitig anerkannter Dringlichkeit und der seit Jahren schon bestehenden Zurücksetzung dieses Standes ihn gleichwohl in herzlosester Weise wieder auf die ferne Zukunft vertröstet?" So in der Wochenschrift der Fortschrittspartei in Bayern 1865 Nr. 23 pag. 185 (Ähnlich in der Beilage zur Allgemeinen Zeitung 1865 Nr. 218 pag. 3548—3549.)

[3]) Wortlaut der an die Kammer der Abgeordneten gerichteten Vorstellung der Münchener Gymnasialprofessoren, ihren Gehalt betr. Beil. zu Heft 7 Bl. G. Sch. W. 4. Bd. 1868 pag. 1.

[4]) St. B. II. Bd. pag. 234.

[5]) St. B II. Bd. pag. 234.

[6]) Ähnlich beschreibt die Verhältnisse ein Artikel „Die isolierten Lateinschulen der Pfalz" in Bl. G. Sch. W. 2. Bd. pag. 37—44. Nach demselben mufsten die Studienlehrer an isolierten Lateinschulen zum Unterstützungsfond für Staatsdiener und zum Pensionsfond (1%) beitragen, hatten aber keinen Anspruch auf Pensionsbezüge hieraus. Da sie weder Bürgerrecht noch Heimatrecht am Orte

Über den Antrag dieses Abgeordneten aber, der diesen „Zustand“ durch Gewährung der Dienstpragmatik an jene Lehrer beseitigen sollte, ging man zur Tagesordnung über besonders auf die Erklärung des Kultusministers v. Koch hin, dafs demselben das Kreisausscheidegesetz entgegenstehe und dafs durch Gewährung von Sexennalzulagen (M.-E. vom 4. Januar 1862) eine Besserung der Lage eingetreten sei. Ein gleiches Geschick hatte der Antrag des Abg. Streit, die Summe von 8000 fl. auf 30000 fl. zu erhöhen. Das Regierungspostulat fand dann Annahme.[1])

In der Tat legte die Staatsregierung[2]) dem Landtag 1866/69 einen Besoldungsstatus der Beamten vor (10. Sept. 1867)[3]), der die Gymnasiallehrer „endlich einmal auf Rehabilitation, wenn auch nicht auf Entschädigung für das in mehr als 6 Jahren Verlorene hoffen“ liefs.[4])

Die Professoren der Gymnasien und der Lyzeen sahen sich in Klasse VI b des Regulativs untergebracht und den Bezirksgerichtsräten, Landrichtern und Forstmeistern gleichgestellt.[5]) Als Anfangsgehalt waren 1400 fl. vorgeschlagen, der durch dreimalige Sexennalzulagen von 200 fl. bis zu 2000 fl. Maximalgehalt steigen sollte.[6])

In der Begründung hiezu hiefs es[7]):

„Hiedurch würde einer langjährigen Beschwerde der gedachten Beamten in jener durchgreifenden Weise abgeholfen, wie sie der Bedeutung ihrer Berufsaufgabe, nämlich der Bildung der vaterländischen Jugend, wohl gebührt. Die Gründe hiefür sind in dem Berichte des vereinigten II. und III. Ausschusses der Kammer der Abgeordneten vom Februar 1850 (Beil. Bd. III pag. 217) f.[8]), sodann bei den Kammerverhandlungen vom Jahre 1850 und 1861 (St. B. 1850 IV. Bd pag. 265 f.[9]); — 1861 III. Bd. pag. 261[10]) in einer so beredten Weise entwickelt worden, dafs die gegenwärtige Darlegung füglich hierauf verweisen und sich darauf beschränken kann hervorzuheben, dafs die Besoldungen

ihres Domizils hatten, konnten ihre Witwen ausgewiesen werden, ohne ein Recht auf irgend eine Pension oder Unterstützung zu haben.

[1]) St. B. II. Bd. pag. 231—241; I. K. Pr. Bd. II pag. 356—366.

[2]) Cf. pag. 505. Vom Ausschusse des Gymnasiall-Vereins war am 6. Dez. 1866 an den Kultusminister eine Eingabe abgegangen.

[3]) „Besoldungsstatus für die in pragmatischer Eigenschaft angestellten königlich bayerischen Beamten“. Veranlassung war die wiederholte Anregung in den Landtagen seit 1859 auf eine grundsätzliche und systematische Regelung der Beamtengehalte (Beil. Bd. IV pag. 249).

[4]) Petition der Münchener Gymnasialprofessoren etc. pag. 2.

[5]) Beil. Bd. II pag 222—232

[6]) Skala:

1.—6.	7.—12.	13.—18.	vom 18. Dienstjahr an
1400 fl.	1600 fl.	1800 fl.	2000 fl.

[7]) Beil. Bd. II pag. 222.

[8]) Cf. pag. 482 f.

[9]) Cf. pag. 485 f.

[10]) Cf. pag. 495 f.

dieser Lehrer in anderen Staaten: Preufsen, Sachsen, Baden u. s. f. die angestrebte Gröfse bereits erreichen und für dieselben die Aussicht auf Beförderung soviel wie gar nicht besteht, dafs der Lehrer, wenn er nicht hinter den Forderungen der Wissenschaft zurückbleiben will, deren Nichtbefriedigung sich an ihm wie an seinen Schülern rächt, literarische Bedürfnisse von so bedeutendem Umfange hat, wie wenig andere Staatsdienerklassen und dafs, wenn mit der Hilfe länger gezögert wird, die Staatsregierung mit Grund den allmählichen Abgang an geeigneten Persönlichkeiten für den Lehrerberuf fürchten mufs, während doch als dringend wünschenswerth erachtet werden mufs, dafs nicht blofs die nöthige Anzahl, sondern auch nur vorzügliche Kräfte sich dem schwierigen und wichtigen Lehrberufe widmen."

Aber zugleich mit dieser bedeutenden Gehaltsmehrung ward verlangt, die in der Eigenschaft als Studienlehrer zurückgelegten Dienstjahre sollten nicht mehr wie bisher bei Gewährung von Alterszulagen in Einrechnung kommen.

Der Klasse der Bezirksamtmänner (VIa), so war beabsichtigt, „würden auch die Rektoren der Lyzeen und Gymnasien mit einem Minimalgehalt von 1800 fl. und einem Maximalgehalt von 2200 fl. zugehören, falls in Zukunft selbständige Rektoratsstellen geschaffen werden sollten. Diese Behandlungsweise werde ihre Rechtfertigung in der grofsen Wichtigkeit und dem Umfange der Geschäftsaufgabe finden, welche den gedachten Amtsvorständen übertragen sei."

Unter der Motivierung [1]):

„Für die Erhöhung der Studienlehrergehalte sprechen dieselben Gründe, welche oben für die Professoren geltend gemacht wurden"

wurden ihre Bezüge auf 800, 900, 1000, 1110, 1200 fl. festgesetzt. Dies war die Klasse VIII d, welcher auch die Kanzlisten, Registratoren, Förster, Sekretäre angehörten. Die Bezirksgerichts-, Stadt- und Landgerichtsassessoren sollten in Klasse VIII c mit einem um 100 fl. höheren Gehalt (von 900, 1000, 1110, 1200, 1300 fl.) kommen. Die Nichtgleichstellung der Studienlehrer mit den Assessoren wurde vom Gesamtministerium damit begründet, dafs die ersteren, wie es damals zufällig der Fall war, früher als die Juristen zur Anstellung gelangten.

Wäre dieser Vorschlag, durch den der akademisch gebildete Lehrerstand auf eine Stufe mit dem Kanzleipersonal und ähnlichen Kategorien gestellt wurde, gesetzlich sanktioniert worden, so wäre diese Degradation des Gymnasiallehrerstandes für lange, vielleicht für immer bestehen geblieben. Sofort aber trat eine energische Agitation dagegen ein. Von dem Vorstande des Gymnasiallehrervereins [2]) und den meisten

[1]) Beil. Bd. II pag. 223.
[2]) St. B. II. Bd. pag. 144 und 157.

Studienanstalten gelangten Eingaben an die Kammer, in denen um Gleichstellung der Studienlehrer mit den Bezirksgerichtsassessoren gebeten wurde, die denn auch der Referent des Kammerausschusses als „sehr beachtenswert und vollste Berücksichtigung verdienend“ [1]) erklärte.

Allein man liefs das Regulativ überhaupt fallen, um eine Steuererhöhung zu vermeiden. Hierauf vertrat in der Plenarsitzung vom 15. April [2]) 1868 der Abg. Feustel als Referent des Finanzausschusses dessen Beschlufs, der mit Zustimmung der Regierung gefafst worden war, es solle den Studienlehrern, wie allen anderen Beamten, eine nicht pensionsberechtigte Teuerungszulage von 100 fl. bewilligt werden. Hiezu beantragte der Abg. v. Grafenstein „eine weitere Summe von 8013 fl. als Teuerungszulage zu dem Zwecke beizusetzen, damit der Anfangsgehalt der Studienlehrer auf 900 fl. und bzw. im 2. Sexennium auf 1000 fl. erhöht werden könne“ und begründete dies damit: Wenn man seinen Antrag annehme, werde nur das nachgeholt, was man 1863 versäumt, und den Studienlehrern die Teuerungszulage gewährt, mit der man die übrigen Beamten bedacht habe; das Staatsinteresse erfordere, dafs man die Lehrer ordentlich bezahle, aber nicht auf den Privatunterricht hinweise. Auch die Abg. Dr. Völk [3]), Dr. Ruland [4]), Dr. Edel [5]) unterstützten mit warmen Worten den Antrag ihres Kollegen. Da der sonst sehr sparsame Referent der Erhöhung nicht entgegentrat, stimmte die II. Kammer demselben zu. [6])

Durch die Nichtannahme des Gehaltsregulativs seitens der Kammer sahen sich die Gymnasialprofessoren wieder einmal in ihrer „lange und schmerzlich gehegten Hoffnung auf eine der Aufgabe des Standes und den Bedürfnissen seiner Angehörigen entsprechenden Stellung“ getäuscht. In den Petitionen, die von fast allen Gymnasien an die Kammer kamen, gab man der Entrüstung Ausdruck, dafs der Finanzausschufs lediglich eine Teuerungszulage von 100 fl. wie bei allen anderen Beamtenkategorien gewährt habe und „auf diese Weise eine schon bis ins 7. Jahr bestehende Unbilligkeit förmlich verewigen“ wolle. „Die Zurückweisung der für die Professoren beantragten Gehaltsregulierung könne kaum darin ihren Grund haben, dafs auch hier eine Personalverminderung durchgesetzt werden solle. Die Entmutigung

---

[1]) Beil. Bd. IV pag. 330.

[2]) St. B. IV. Bd. pag. 10—17.

[3]) pag. 11: „Die ganze Bildung des Staates geht rückwärts, wenn Sie die Gymnasien rückwärts gehen lassen.“

[4]) pag. 12: „Nichts fürchte ich mehr, als wenn die Lehrer verstimmt sind.“

[5]) pag. 13: „Das Gefühl der Zurücksetzung, das Gefühl der vereitelten Hoffnungen, der Glaube, dafs alle Versprechungen nichts fruchten, ist traurig.“

[6]) Der Gehalt der Studienlehrer betrug (Ldtg. 1871/72 Beil. Bd. I pag. 327—330):

1.—6.	7.—12.	13.—18.	19.—24.	25. Dienstjahr	
800 fl.	825 fl.	950 fl.	1075 fl.	1200 fl.	pragmatischer Gehalt
dazu 200 „	175 „	150 „	175 „	200 „	Teuerungszulage (nicht pensionsfähig)
Gesamtsumme: 900 fl.	1000 fl.	1100 fl.	1250 fl.	1400 fl.	

über die neueste Mafsregel sei eine so allgemeine und tiefgreifende, dafs eine vollständige Demoralisation des Standes zu befürchten stehe. Wenn schon Nahrungssorgen keine freie geistige Tätigkeit aufkommen liefsen, so ersticke besonders das Gefühl beharrlicher Verkennung und Zurücksetzung jede Berufsfreudigkeit. Man könne keinen talentvollen jungen Mann zu einem so undankbaren Berufe ermuntern." In der „Vorstellung der Münchener Gymnasialprofessoren" [1]), aus der obige Sätze entnommen sind, war der Wunsch ausgesprochen, die Kammer möge die Mittel gewähren, welche die Staatsregierung in den Stand setzten, die Besoldung der Gymnasialprofessoren mittels Erhöhung ihres Anfangsgehaltes oder der Sexennalzulagen bis zu einem vorläufigen Maximum von 1800 fl. zu normieren, welche Summe ihrem Range entspreche und das früher Versäumte ohne Konsequenzen für andere, seit 6 Jahren schon im Genusse des gleichen Gehaltes stehenden Beamtenklassen nachhole.

In der Kammer vertrat Dr. Völk diese Wünsche durch seinen Antrag auf Bewilligung von 18650 fl., „um den Gymnasialprofessoren einen Anfangsgehalt von 1000 fl. und durch 4 Sexennalzulagen einen Maximalgehalt von 1800 fl. zu gewähren". Auf seine Begründung hin dank der Unterstützung von Dr. Ruland, Dr. Edel und anderen ging er durch. [2])

Diese Aufbesserungen, nur in Form einer nicht pragmatischen und daher nicht pensionsberechtigten Teuerungszulage angewiesen, wünschte eine Vorstellung der Gymnasiallehrer an die Kammer [3]) in einen pragmatischen Gehaltsteil umgewandelt, „damit dieser Aufbesserung derselbe rechtliche Charakter verliehen werde, wie der Aufbesserung der übrigen Staatsdiener gleichen Ranges". Die Begründung führte aus, dafs man den anderen Beamten schon 6 Jahre früher (1861) eine pragmatische Zulage gegeben, dafs die Philologen bei ihrer Pensionierung bedeutend geschädigt, somit auch die Pension der Witwen und Waisen geschmälert würde und dafs es für die Staatskasse nur ein unbedeutendes Opfer (1200 fl.) erfordere. Aber diese Wünsche fanden zunächst kein geneigtes Ohr bei den Ständen.

Leer gingen wiederum aus die Lehrer an den isolierten Lateinschulen. Auch diese hatten in einer grofsen Anzahl von Petitionen (22) um Gleichstellung mit ihren Kollegen an den vollständigen Studienanstalten gebeten. Schon der Ausschufs ent-

[1]) Als Beilage beigefügt dem 7. Hefte des 4. Bandes (1868) der B. G. Sch. W.

[2]) St. B. IV Bd. pag. 10—17. Demnach betrug der Gehalt der Gymnasialprofessoren:

Dienstjahr:	1.—6.	7.—12.	13.—18.	19.—24.	Vom 25. Dienstjahre an
	900 fl.	1050 fl.	1200 fl.	1350 fl.	1500 fl. pragmatischer Gehalt
dazu	100 „	150 „	200 „	250 „	300 „ Teuerungszulage (nicht
Gesamtsumme:	1000 fl.	1200 fl.	1400 fl.	1600 fl.	1800 fl. pensionsfähig)

Auch für die gleiche Aufbesserung der Lyzealprofessoren wurden auf Antrag Dr. Edels 5650 fl. genehmigt (St. B. IV. Bd. pag. 3—9 und 17).

[3]) Beil. Bd. IV pag. 331.

schied sich dahin, dafs unter den gegebenen Umständen ihrem Verlangen nicht entsprochen werden könne.[1]) Daher blieb auch der Antrag des Abg. Gelbert, durch Bewilligung eines Zuschusses von 6000 fl. aus Zentralfonds an die Kreise die Zuwendung einer Teuerungszulage von 100 fl. wenigstens an diese Lehrer zu ermöglichen, erfolglos, zumal der Referent Feustel sich dagegen aussprach mit der Begründung, es könnten sonst die Kreise ihre Zuschüsse erniedrigen und es seien Konsequenzen wegen der Gewerbschulen zu fürchten. Andererseits waren seine Fürsprache und dringende Empfehlung nicht hinreichend, die Annahme des Antrags des Abg. Strobel nebst 14 Genossen durchzusetzen, nämlich die Summe von 8000 auf 12 000 fl. zu erhöhen, um Unterhaltsbeiträge auch für dienstunfähig gewordene wirkliche Studienlehrer an nicht vollständigen isolierten Lateinschulen und deren Relikten geben zu können.[2])

Der Stimmung, welche 1870 in den Kreisen der Gymnasiallehrer herrschte, gab in der VII. Generalversammlung des Vereins derselben der Vorstand Prof. E Kurz dahin Ausdruck[3]):

„Hier (= in den materiellen Interessen) sind wir seit mehr als 8 Jahren mit Hoffnungen gespeist und genährt worden; Hoffnungen aber, meine Herren, sind eine gar magere Kost und für die Dauer geradezu ungeniefsbar."

„Das Schlimme, ja das Unnatürliche möchte ich es nennen, in unserm Falle ist, dafs wir das Wenige, das wir bislang erreichten, nicht durch die natürlichen Vertreter unserer eigensten Interessen (d. i. das Kultusministerium), sondern durch die des ganzen Landes erreichen mufsten und dafs wir auch jetzt wieder auf diesen Weg angewiesen sind, der meines Erachtens auf die Länge nicht beschreitbar ist, wenn wir nicht in den Einläufen unserer Kammern zum stehenden Artikel werden sollen."[4])

Diese Worte waren nur zu berechtigt, da die Regierung aus eigener Initiative keinen Antrag an die Stände brachte, dafs die im vorigen Landtag bewilligten Teuerungszulagen pragmatisiert und so die pragmatische Gleichstellung der Gymnasiallehrer mit den übrigen im gleichen Range stehenden Staatsbeamten herbeigeführt werde. Deshalb sahen sich die Verlassenen genötigt, wiederum eine Petition in diesem Betreffe an die Kammern (Landtag 1870/71) zu richten, ein Schritt, der anfangs von hoher Stelle sehr übel aufgenommen wurde. Aber

[1]) Beil. Bd. IV pag. 331.
[2]) St. B. IV pag. 91—92 (cf. pag. 505 f.).
[3]) VII. Generalversamml.-Ber. (1870) pag. 2.
[4]) Aus den bisherigen und folgenden Darlegungen wird diese Klage und das Unwürdige derselben leider als nur zu wahr für jeden sich ergeben.

im Finanzausschufs wurde unter Befürwortung der Staatsregierung die Pragmatisierung der Teuerungszulagen beschlossen. Schon hofften die Gymnasiallehrer, dieser Beschlufs werde, im Plenum angenommen, zur völligen Beseitigung der jahrelangen Zurücksetzung führen, da kamen die Julitage 1870 dazwischen. Während des Krieges nahmen viele andere und auch wichtigere Fragen die Kammer in Anspruch, so dafs man nicht Zeit fand, den Beschlufs des Finanzausschusses in einer allgemeinen Sitzung bestätigen zu lassen, weshalb sich die Gymnasiallehrer „abermals getäuscht, einer ungewissen, beinahe aussichtslosen Zukunft anheimgegeben“ [1]) sahen.

Doch endlich sollte ihnen der Landtag 1871/72 das bringen, worum sie schon 10 Jahre gerungen hatten. In den Etatsvorschlägen war zunächst beantragt, „dafs die Teuerungszulagen des Studienlehrpersonals mit Rücksicht auf dessen Gehaltsverhältnisse den Gehalten zugelegt, sohin nicht mehr ausgeschieden behandelt werden sollten“. [2])

Aber noch in der gleichen Session wurde das von der Regierung vorgelegte [3]) **allgemeine Gehaltsregulativ von den Kammern angenommen und am 23. Mai 1872 vom König bestätigt.** [4])

Die Studienlehrer kamen in die nämliche Klasse wie die Amtsrichter und Bezirksamtsassessoren (VIII c), die Professoren und Rektoren der Gymnasien (und Lyzeen) in die der Landrichter (= Oberamtsrichter), Bezirksgerichtsräte (= Landgerichtsräte) (VI b). [5]) Also: **Gehaltliche Gleichstellung der Gymnasiallehrer mit den Juristen.**

---

[1]) So Vorstand Prof. Fesenmair im VIII. Generalversamml.-Ber. (1872): Bl. G. Sch. W. 8. Bd. pag. 341—342.

[2]) Beil. Bd. I pag. 327—330 (Erläuterungen zum Kultusetat).

[3]) Beil. Bd. II pag. 145 f.

[4]) Rgbl. 1872 pag. 1297—1330. (Dabei § 8: „Die Klasseneinteilung präjudiziert in keiner Weise den Dienstrang.“) Dem Gehaltsregulativ liegt zugrunde eine „Denkschrift des kgl. Gesamtministeriums, betr. die Aufbesserung der Beamtenbesoldungen“ (Beil. Bd. II pag. 145—152). Von den Gymnasiallehrern ist dort nicht besonders die Rede.

[5]) Skala:

Studienlehrer	1.—3. 1000 fl.	4.—5. Dienstjahr. Vom 6. Dienstjahr an 1200 fl.	100 fl. Quinquennalzulagen.
Gymnasialprofessor	1.—5. 1600 fl.	6.—10. 1800 fl.	11—15. Dienstjahr. 2000 fl. Vom 16. Dienstjahr an 100 fl. Quinquennalzulagen.

Eine Ausscheidung in Standes- und Dienstgehalt hatte schon eine A. V. vom 23. Juni 1864 (Rgbl. pag. 737—742) aufgehoben.

Assistenten erhielten 600 fl. — Die Universitätsprofessoren sind damals noch nicht ins Regulativ aufgenommen worden; dies geschah erst 1876. Zugleich wurde auf Wunsch der Kammer bestimmt, dafs die Dienstjahre als Studienlehrer nicht mehr bei der Beförderung zum Professor eingerechnet werden sollten. 15 bis 20 Studienlehrer hatten sich aus irgend welchen Gründen nicht rechtzeitig befördern lassen. Ihre Bitte um Einrechnung ihrer Dienstjahre fand keine Erhörung. Ldtg. 1873/75 Beil. Bd. III pag. 228—229; St. B. II. Bd. pag. 247.

Voll Freude über die Erreichung dieses Zieles schreibt Wolfg. Bauer[1]):

„So (= ungewifs) stand es noch zu Ostern 1872, und schon der 23. Mai desselben Jahres erfüllte unsere Hoffnungen, der unvergefsliche Tag, an dem das vom bayerischen Beamtenstand heifsersehnte Gehaltsregulativ die königliche Sanktion erhielt. Ich segne diesen Tag und segne alle, die ihn haben herbeiführen helfen."

„Einigen Anteil an der Bessergestaltung unserer Lage hat sicher unser Verein, der durch seine Organisation das Bewufstsein der Zusammengehörigkeit, sowie der Gemeinschaft der Interessen belebt und unterhalten und seinen Vertretern den Mut und die Mittel gegeben hat, diese Interessen zu wahren."

Dank müssen wir heutzutage noch jenen Männern zollen, die den Verein ins Leben gerufen, die unentwegt keine Mühe gescheut haben, immer wieder in Denkschriften und Petitionen Regierung und Landtag die Ungerechtigkeit der Zurücksetzung im Jahre 1861 und die Berechtigung der Ansprüche des Gymnasiallehrerstandes darzulegen. Namentlich das Verdienst Wolfgang Bauers ist es, wenn wir damals in Bayern das erreicht haben, was in anderen deutschen Staaten erst kürzlich oder noch gar nicht durchgesetzt werden konnte, nämlich die prinzipielle gehaltliche Gleichstellung mit den Juristen.

III. Periode: Seit 1872.

A.

1. Mit dieser Gleichstellung waren damals freilich die Juristen gar nicht einverstanden. Namentlich unter Betonung ihrer längeren Vorbereitungszeit und späteren Anstellung erhoben sie schon 1873 eine allgemeine Agitation im Lande. Bereits war es ihnen gelungen, im Finanzausschufs einen günstigen Beschlufs zu erreichen, d. h. die Einreihung der Landrichter und der Bezirksgerichtsräte in Gehaltsklasse VIa und die Gleichstellung mit den Bezirksamtmännern, womit eine Gehaltserhöhung von 200 fl. verbunden war, durchzusetzen (Januar 1874), als eine Eingabe des Gymnasiallehrervereins an die Kammer[2]) auseinandersetzte:

„Sollte es durch die einseitige Bevorzugung anderer Kategorien wieder zu einer Verkürzung der Gym-

[1]) IX. Generalversamml.-Ber. (1875) pag 2.

[2]) „Vorstellung der bayer. Gymnasialprofessoren, betr. die Aufrechterhaltung der bisherigen Gleichstellung mit den Bezirksgerichtsräten und Landrichtern", unterzeichnet von dem Ausschufs des Gymnasiall.-Vereins. Abgegeben am 24. Januar 1874. — Auch eine Eingabe an die Krone war verfafst worden, scheint aber nicht abgegeben worden zu sein.

nasiallehrer kommen, so müfste dies geradezu als ein öffentliches Unglück bezeichnet werden; denn all der Mifsmut, der wie ein nagender Wurm an der Schule selber gefressen hatte, würde, nachdem er kaum in Folge der wieder errungenen Stellung frischem Schaffungstrieb und neuer Begeisterung für den Beruf gewichen war, von neuem und nur bitterer aufleben, ohne dafs der Staat bei der Allgemeinheit desselben ein Mittel hätte, ihm wirksam entgegenzutreten."

Über den Erfolg der Petition berichtet Bauer[1]): Das Ministerium (Minister Dr. v. Lutz) habe sofort anerkannt, wenn eine uns gleichstehende Kategorie aufgebessert würde, müfste eine Aufbesserung auch bei uns eintreten. Die Kammer der Abgeordneten sei schliefslich von der einseitigen Änderung des Regulativs mit Rücksicht auf die Konsequenzen abgestanden; damit sei die Gefahr für eine neue Auflage der bedauerlichen Vorgänge der Jahre 1861 und 1863 glücklich beseitigt worden.[2])

Abermals versuchten bei der Revision des Gehaltsregulativs (1876)[3]) die Bezirksgerichtsräte, den Bezirksamtmännern koordiniert und damit in eine höhere Gehaltsstufe eingereiht zu werden. Aber Minister Dr. v. Lutz erklärte, wenn dieser Fall eintreten sollte, werde er sofort für die Philologen die gleiche Forderung stellen.[4]) So blieb es auch diesmal bei dem Versuch.

In den 80er Jahren traten die gleichen Bestrebungen seitens der Landgerichtsräte hervor. Um eine „Degradation" und „Deteriorierung" des Professorenstandes abzuwenden, sah sich der Gymnasiallehrerverein gezwungen, eine Petition an das Kultusministerium zu richten. Das Ergebnis war, dafs die Regierung wegen der „Konsequenzen" und der „Reklamationen" von einem Schritte zu ungunsten der Gymnasiallehrer Abstand nahm.[5]) Im Landtag 1883/84—86 wenigstens antwortete Minister Dr. v. Riedel bei der Beratung des Antrages des Abg. Haus, die Oberamtsrichter und Landgerichtsräte den Bezirksamtmännern gleichzustellen: Das Gesamtministerium befürchte, dafs eine einseitige Gehaltserhöhung nicht möglich sei ohne Ungerechtigkeiten gegen eine Reihe von anderen Beamtenkategorien, und es be-

---

[1]) IX. Generalversamml.-Ber. (1875) pag. 3.

[2]) Andererseits trug die Ablehnung der Wünsche der Juristen dazu bei, dafs das Postulat für die Rang- und Gehaltserhöhung der Rektoren nicht angenommen wurde (cf. pag. 540 f.).

[3]) Skala des Gehaltsregulativs vom 12. Aug. 1876 (Ges.- u. V.-Bl. pag. 567—585):

	1.—3.	4.—5.	6—10.	11.—15. Dienstjahr
Studienlehrer (Klasse IX c)	2280 M.	2640 M.	3000 M.	3180 M.
	1.—5.	6.—10.	11.—15. Dienstjahr	
Gymnasialprofessor (Klasse VII b)	3360 M.	3720 M.	4080 M.	

Vom 16. Dienstjahr an 180 M. Quinquennalzulagen.

[4]) X. Generalversamml.-Ber. (1877) pag. 6.

[5]) XIII. Generalversamml.-Ber. (1883) pag. 9 und XIV. Generalversamml.-Ber. (1886) pag. 4.

fürchte ferner, dafs mit dem Gefühl der Zurücksetzung auch ein Nachteil für den Staat selbst verbunden sei. [1])

2. Wenige Jahre, nachdem der Kampf der Lehrer an den Studienanstalten um Gleichstellung mit den Juristen beendigt war, erlangten die **Studienlehrer** an den **isolierten Lateinschulen** die längst — seit fast 30 Jahren — angestrebten pragmatischen Rechte. Immer und immer hatte man seitens der Regierung versichert, es sei dies unmöglich ohne Änderung des Kreisausscheidegesetzes von 1846. Noch im Landtag 1871/72 [2]) hatte der Finanzausschufs sich ablehnend gegen eine darauf hinzielende Petition der Studienlehrer an den vollständigen Lateinschulen verhalten. Erst der folgende (1873/75) brachte die Lösung. Hier beantragte, verlanlafst durch eine Petition, der Abg. Dr. Jörg [3]) den Lehrern an den Gewerb (= Real)schulen die pragmatischen Rechte zu verleihen. Minister Dr. v. Lutz [4]) erklärte sich dazu bereit, wenn zugleich den Lehrern an den isolierten Lateinschulen das Gleiche gewährt werde. [5]) Die Kammer war damit einverstanden. So konnte denn durch **A. E. vom 8. Januar 1875** [6]) den Anträgen der Landräte sämtlicher Kreise die Zustimmung erteilt werden, dafs den **Studienlehrern an den isolierten Lateinschulen die pragmatischen Rechte und die Dienstpragmatik vom 1. Januar 1805** verliehen werde. [7])

Über die Bedeutung der Erfolge des höheren Lehrerstandes in diesen Jahren schreibt Dr. Gg. Neudecker [8]):

> „Es war jene Regelung (1872 und 1875) immerhin ein erster hochwichtiger Schritt, der eigentlich erst einen selbständigen in den Organismus der Staatsverwaltung fest eingegliederten Stand der Gymnasiallehrer begründete. Dieser ist fortan sicher, nicht wie früher als Aschenbrödel im vergessenen Winkel zurückzubleiben, wenn einmal der Druck der Verhältnisse den anderen Beamten-

[1]) St. B. II. Bd. pag. 97. Von Dr. Orterer zitiert Ldtg. 1889/90 St. B. V. Bd. pag. 70. In dem folgenden Jahrzehnt wufsten die Juristen ihr Ziel teilweise auf einem anderen Wege zu erreichen, wie wir später sehen werden.

[2]) St. B. II. Bd. pag. 363.

[3]) St. B. II. Bd. pag. 255—264; Beil. Bd. III pag. 384 (cf. pag. 230 f.).

[4]) St. B. II. Bd. pag. 257.

[5]) Einen Antrag in dieser Richtung hatte Abg. Sörgel gestellt; Beil. Bd. III pag. 383.

[6]) Ges.- und Ver.-Bl. 1875 pag. 15—16.

[7]) Das nämliche erlangten durch den A. E. vom 7. Januar 1875 die wirklichen Lehrer an den Gewerb- und Landwirtschaftsschulen. Schon seit dem Jahre 1864 waren den Lehrern an diesen Anstalten durch Beschlüsse der Landräte der meisten Kreise mit Zustimmung der Regierung „für den Fall ihrer Dienstunfähigkeit, sowie auch ihren Relikten Sustentationen resp. Alimentationen nach Analogie der Dienstpragmatik vom 1. Januar 1805 in prinzipieller Weise" zugestanden worden (Rgbl. 1864).

[8]) „Die gegenwärtige Stellung der Lehrer an den bayerischen Mittelschulen". Von Dr. Gg. Neudecker, Studienlehrer und Privatdozent. Im Selbstverlag des Verfassers. Würzburg 1885 p. 7.

kategorien gleichen Ranges eine materielle Besserstellung erzwingen wird."

3. Schon nach wenigen Jahren sollte dies eintreten. Die allgemeine Steigerung der Preise zwang die Staatsregierung, eine neue Ordnung der Gehälter vorzunehmen. Mit Zustimmung der Kammern kam für die pragmatischen Beamten ein neues Gehaltsregulativ, sanktioniert unter dem 11. Juni 1892, zustande[1]). Die Gleichstellung der Gymnasial- und Studienlehrer[2]) mit den Amtsrichtern und Bezirksamtsassessoren (Klasse XI e), sowie die der Gymnasialprofessoren mit den Oberamtsrichtern und Landgerichtsräten (Klasse VII d) blieb aufrechterhalten. Die Rektoren[3]) der Gymnasien wurden gemäfs den Beschlüssen des vorausgehenden Landtags (1889/90) in die Gehaltsklasse Vb gleich den Landgerichtsdirektoren und Regierungsräten eingereiht.[4])

Damals wurden die Professoren an den Lyzeen, der tierärztlichen Hochschule und der Forstlehranstalt, die bisher den Gymnasialprofessoren an Gehalt gleichgestellt waren, in die Klasse der Universitätsprofessoren (V c) erhoben. Wir werden sehen, wie das Streben, wenigstens für die älteren Gymnasialprofessoren auch eine höhere Stufe zu erlangen, trotz aller Bemühungen, trotz zahlreicher Versprechungen und vieler schönen Worte lange vereitelt wurde. Dies wird sich als um so demütigender und betrübender erweisen, als für die Landgerichtsräte und Oberamtsrichter die Möglichkeit geschaffen wurde, ohne Ände-

[1]) Schon durch das Finanzgesetz vom 29. Mai 1886 und vom 20. Mai 1890 waren den Beamten Wohnungsgeldzuschüsse bewilligt worden.

[2]) Durch die Schulordnung vom 23. Juli 1891 erhielten die Lehrer an den 5 unteren Klassen der 9 klassigen Gymnasien und der 6 klassigen Progymnasien den Titel „Gymnasiallehrer"; die Bezeichnung „Studienlehrer" wurde auf die Lehrer an den (isol.) Lateinschulen beschränkt.

[3]) Cf. pag. 546.

[4]) Skala des Gehaltsregulativs von 1892 (Ges.- u. Ver.-Bl. pag. 213—265):

I. Gymnasial- oder Studienlehrer:
Dienstjahr: 1.—3. 4.—5. 6.—10.
Gehalt: 2280 M. 2640 M. 3000 M.
Vom 11. Dienstjahr an 180 M. Quinquennalzulagen.
Zu dem Gehalt kommen noch 180 M. als nichtpragmatische Gehaltszulage.

II. Gymnasialprofessoren:
Dienstjahr: 1.—5. 6.—10. 11.—15. 16.—20.
Gehalt: 3720 M. 4080 M. 4440 M. 4800 M.
Vom 21. Dienstjahr an 180 M. Quinquennalzulagen.
Dazu kommen noch 420 M. als nichtpragmatische Gehaltszulage.

III. Gymnasialrektoren:
Dienstjahr: 1.—5. 6.—10. 11.—15. 16.—20.
Gehalt: 4920 M. 5280 M. 5640 M. 6000 M.
Vom 21. Dienstjahr an 180 M. Quinquennalzulagen.
Dazu kommen noch 540 M. als nichtpragmatische Gehaltszulage.

An den Pensionsverhältnissen und den Bezügen der Hinterbliebenen wurde nichts geändert. Es gelten noch die früheren Bestimmungen. — Zur Zeit (1904) liegt den Kammern ein Postulat vor, wornach eine aufserordentliche Gehaltszulage (bis zu 270 M. je nach der Gehalts- und der Ortsklasse) bewilligt werden soll. Der Genehmigung steht, wie es scheint, nichts im Wege.

rung ihres Wirkungskreises in den höheren Rang und Gehalt (und Titel) eines Oberlandesgerichtsrates zu kommen, während andererseits die Beförderungsmöglichkeit der Gymnasialprofessoren zu Rektoren sehr verringert wurde.[1])

4. Die **Lehrer an den Kreisanstalten** (Progymnasien und [isol.] Lateinschulen)[2]) gelangten nicht ohne Schwierigkeiten seitens der Landräte in den Besitz des aufgebesserten Gehaltes. Nur der Kreis Oberbayern machte eine rühmliche Ausnahme, indem er sofort die Mittel zur Aufbesserung der von ihm abhängigen Studienlehrer und Subrektoren (vom 1. Januar 1892 an) genehmigte. In Schwaben bewilligte man diese sogleich nur für die Studienlehrer, für die Rektoren an Progymnasien erst vom 1. Januar 1893. Vom gleichen Datum gewährten die Zulage den pragmatischen Lehrern Mittel- und Unterfranken. Die Kreise Pfalz und Oberfranken verhielten sich zunächst ganz ablehnend, der erstere „wegen der durch die Rangerhöhung sämtlicher Subrektoren[3]) eingetretenen starken Belastung des Kreises" und in Erwartung der Übernahme der mit Gymnasien (4 oberen Klassen) verbundenen Lateinschulen Kaiserslautern, Landau und Neustadt a. H. auf Staatsfonds, letzterer, „um eine Überbürdung des Kreises zu vermeiden". Eine Eingabe der Gymnasiallehrer in Kaiserslautern an das Kultusministerium, worin unter Hinweis auf die Unvereinbarkeit der Beschlüsse des pfälzischen Landrates mit der Allerhöchsten Verordnung gebeten wurde, denselben die Genehmigung zu versagen, hatte keinen Erfolg.[4]) Es erregte dies um so gröfseres Mifsbehagen, als einigen nicht akademisch gebildeten Kreisbeamten die Aufbesserung ohne Widerspruch zuerkannt worden war. Erst im Dezember 1893 fanden sich beide Kreise auf Eingaben der betreffenden Studien- und Gymnasiallehrer hin bewogen, diesen das Gleiche zukommen zu lassen mit der Wirkung vom 1. Januar 1894 an. Die (Progymnasial-)Rektoren und Subrektoren in der Pfalz mufsten noch bis zum 1. Januar 1896 darauf warten, wobei noch die Bedingung daran geknüpft war, dafs der Staat die Lasten für die Lateinschule (= 5 unteren Klassen) des Gymnasiums Kaiserslautern übernehme.[5])

So war es wiederum erreicht, dafs sämtliche Lehrer an den höheren (hum.) Anstalten den ihnen gebührenden Gehalt angewiesen

[1]) Näheres hierüber bei der Behandlung der sog. „Frage der älteren Professoren" pag. 547 f.

[2]) Dr. Fr. Gebhard: a) Übersicht über die Rang- und Gehaltsverhältnisse der Lehrer an den Progymnasien (seit 25. Juni 1894) und isolierten Lateinschulen nach Mafsgabe der Landratsbeschlüsse der letzten Jahre [1891—1894]. Bl. G. Sch. W. 31. Bd. pag. 61—63. — b) Die Rang- und Gehaltsverhältnisse der Lehrer an den Progymnasien. 31. Bd. pag. 200. — c) Die Landratsbeschlüsse vom Nov. u. Dez. 1895. 32. Bd. pag. 381. — d) Die Landratsbeschlüsse vom Nov. 1896. 33. Bd. pag. 332. — e) Die Landratsbeschlüsse vom Nov. 1897. 34. Bd. pag. 399—400. — f) Die Landratsbeschlüsse vom Nov. 1898. 35. Bd. pag. 384.

[3]) Cf. pag. 533.

[4]) XVIII. Generalversamml.-Ber. (1894) pag. 7—8.

[5]) Geschah im Landtag 1895/96. St. B. VII. Bd. pag. 460.

erhielten. Es drängt sich hier die Frage auf: Wie wird es bei der nächsten Gehaltsaufbesserung der Beamten seitens des Staates den Lehrern an den Kreisanstalten ergehen?[1]) Der Misère kann dauernd nur dadurch abgeholfen werden, dafs der Staat alle höheren Schulen übernimmt oder, da hiezu keine Aussicht ist, gesetzlich bestimmen läfst, dafs die Kreise ihren Beamten und damit auch den Gymnasiallehrern den nämlichen Gehalt zu zahlen haben, wie ihn der Staat für seine Beamte festsetzt.

5. Es bleibt noch übrig, die Dienst- und Besoldungsverhältnisse der **Assistenten,** d. h. der wissenschaftlichen Hilfslehrer, welche den einzelnen Anstalten in stets widerruflicher Weise zur Aushilfe im Unterricht beigegeben sind, etwas näher ins Auge zu fassen. Ursprünglich hatten sie die Aufgabe, „zur Erleichterung des Rektors und nach dessen Ermessen zur Unterstützung der anderen Lehrer" zu dienen[2]), dann weiterhin den Unterricht in den Klassen und Unterrichtszweigen zu geben, wofür definitiv angestellte Lehrer noch nicht bestimmt waren.[3]) In den früheren Jahren war ihre Zahl noch gering. Wiewohl sie meist den Dienst eines ordentlichen Lehrers zu versehen hatten, betrug ihr „Funktionsbezug" nur 400—600 fl. Später wurde derselbe auf 1323 M. normiert. Seit Mitte der 80er Jahre wurde älteren Assistenten mit mehr als dreijähriger Dienstzeit[4]) aus den Erübrigungen des Etats noch ein Zuschufs von 400 M. als „Remuneration" gegeben, ohne dafs ein rechtlicher Anspruch darauf erhoben werden konnte. Aus Anlafs der Gehaltsaufbesserung, welche den nichtpragmatischen Beamten (1894) zuteil wurde, reihte man die Assistenten in die 7. Klasse des „Gehaltsnormativs" ein. Danach sollen sie im 1.—3. Jahre 1500 M. beziehen, im 4.—5. Jahre 1680 M., vom 6. Jahre an 1860 M. nebst 120 M. Zulage.[5]) Dabei wurde die Fortzahlung des Gehaltes für den Fall der Beurlaubung und der Erkrankung, sowie einer Pension[6]) — bisher nur Sustentation — ihnen bei Ein-

[1]) Nach Genehmigung des Postulates für eine aufserordentliche Gehaltszulage (cf. pag. 515 Anmerk. 4) steht eine Wiederholung dieser Vorgänge zu befürchten, wenn nicht seitens der Staatsregierung rechtzeitig der nötige Einflufs auf die Kreise resp. Landräte ausgeübt wird.

[2]) Nach der Schulordnung von 1854 § 48.

[3]) Nach der Schulordnung von 1874 (§ 43) waren „die als Klafsverweser an einer Studienanstalt verwendeten Assistenten zu den Lehrerkonferenzen als stimmberechtigte Mitglieder beizuziehen". Cf. M.-V. v. 19. Mai 1882.

[4]) Assistenten mit 6—8jähriger, ja 9jähriger Dienstzeit waren damals keine Seltenheit.

[5]) A. V. v. 26. Juni 1894. Ges.- u. Ver.-Bl. 1894 Nr. 29 pag. 321—385. Teilweise abgedruckt: Bl. G. Sch. W. 31. Bd. pag. 59—61. — Die Lehrer für das Turnen und Zeichnen an den Gymnasien kamen in die 3. Klasse des Normativs mit einem Gehalt von 1860 M. vom 1. bis 3. Jahre, 2040 M. vom 4. bis 5. Jahre, von da an Quinquennalzulagen von 180 M.

[6]) Die Pension beträgt vom 26. Lebensjahre an im 1. Dienstjahr 30 % des Gehaltes und steigt mit jedem weiteren um 2 %.

tritt der Dienstuntauglichkeit und ihren Hinterbliebenen[1]) gesetzlich zugesprochen.

An den meisten Kreisanstalten kamen die Assistenten — wie die Studienlehrer — nicht sofort in den Genufs der Gehaltsaufbesserung. Nach Oberbayern, das sie schon für 1894 bewilligte, folgten die Pfalz und Mittelfranken; Schwaben, Ober- und Unterfranken lehnten sie trotz der Geringfügigkeit der Summe ab. In den zwei erstgenannten Kreisen übernahmen die Städte die Aufbesserung, letzterer setzte 1895 eine Pauschalsumme für die Lateinschulen und Progymnasien fest und überliefs den Städten, aus eigenen Mitteln die Zulagen zu geben. Da diese es unterliefsen, mufsten sich die Assistenten an Lateinschulen bis 1900 mit der alten Besoldung begnügen, bis auf die Drohung des Ministeriums, die Lateinschulen aufzuheben, endlich die Erhöhung eintrat.[2])

6. Eine besondere Darlegung verdient hier noch die Entwicklung der Verhältnisse der **Lehrer für die neueren Sprachen und für die Mathematik** an den Gymnasien.

a) Durch die Schulordnung vom 24. Februar 1854 war der Unterricht in der französischen Sprache an den Gymnasien obligatorisch, d. h. als Hauptfach eingeführt worden.[3]) Anfangs lag derselbe grofsenteils in den Händen von Altphilologen,[4]) welche meist das Examen für das Französische gemacht hatten, teils waren hiefür „französische Sprachlehrer" aufgestellt, die ohne wissenschaftliche Fachbildung als „geborene Franzosen" am geeignetsten dazu galten.[5]) Honoriert wurden diese wie die Schreib-, Stenographie- und Turnlehrer nach der Anzahl der Stunden. Eine Petition der Sprachlehrer an die Landtage 1870/71 und 1871/72 um Gehaltserhöhung und Besserung ihrer Lage war trotz der Fürsprache

[1]) Die Witwe erhält den 3. Teil derjenigen Pension, in deren Bezug der Verlebte zur Zeit seines Todes stand, oder welche ihm angewiesen würde, wenn er am Todestage in den Ruhestand versetzt worden wäre. Einfache Waisen bekommen $^1/_5$, Doppelwaisen $^2/_{10}$ der Witwenpension.

[2]) Siehe hierüber Dr. Fr. Gebhard. pag. 516 Anmerk. 2.

[3]) Der Unterricht im Englischen und im Italienischen blieb bis heute an den hum. Gymnasien fakultativ d. h. Wahlfach und wird fast durchweg vom Lehrer für das Französische gegeben.

[4]) Die A. V. vom 3. Februar 1834 bestimmte: „Der Unterricht in der französischen Sprache soll in Zukunft jederzeit von einem hiefür geprüften Gymnasiallehrer selbst ertheilt werden." Döll. IX. Bd. pag. 690.

[5]) Von diesen Sprachlehrern schreibt J. Sörgel: „Es ist bekannt, dafs unsere Unterrichtsbehörde es vor nicht gar langer Zeit für wünschenswerth hielt, als Lehrer im Französischen geborene Franzosen verwenden zu können, damit diese ihren Schülern auch die Fertigkeit französisch zu sprechen und womöglich mit feinem Accent französisch zu sprechen beibrächten. Von diesem Streben geleitet, hat man schwere Mifsgriffe gemacht und Leute als Lehrer im Französischen angestellt, denen das allererste Erfordernifs, eine solide allgemeine Bildung, fehlt, Leute, die über dem Versuch, ihre Gelehrsamkeit zu zeigen, sich die allerärgsten Blöfsen gaben." — „Auf dem Gymnasium dürfen nicht Routiniers, sondern sollen blofs wissenschaftlich gebildete Männer verwendet werden" (Die gegenwärtige Gymnasialbildung etc. pag. 103).

der Abg. Gürster und Sörgel erfolglos.[1]) Auf eine erneute Eingabe derselben um dienstliche und gehaltliche Gleichstellung mit den Studienlehrern bewilligte der Landtag 1875/76 4520 fl. „für 10 Sprachlehrer, welche die in der neuen Prüfungsordnung (von 1873)[2]) verlangten höheren Vorbedingungen erfüllt hätten", um sie „den Studienlehrern in ihren Gehaltsverhältnissen" gleichzustellen.[3]) In kurzer Zeit verschwanden die „französischen Sprachlehrer" aus der früheren Periode. An ihre Stelle traten wissenschaftlich gebildete Neuphilologen in der Stellung von Assistenten und nach mehrfachen Bewilligungen als Studienlehrer. Die ersten (4) Professoren in diesem Fache genehmigte der Landtag 1887/88.[4]) In der folgenden Session 1889/90[5]) kamen hiezu noch 3 Stellen. Dabei wurde von verschiedenen Abgeordneten wie vom Referenten Dr. Daller, von Hahn und Dr. Orterer es ausgesprochen und von der Kammer anerkannt, dafs die Neuphilologen mit den Altphilologen analog (pari passu) zur Gymnasialprofessur gelangen sollten. Deshalb ist die weitere Entwicklung dieser Kategorie von Lehrern zugleich mit den übrigen, besonders bei der sog. „Professorenfrage"[6]) und „älteren Professorenfrage"[7]) behandelt.

b) Für den Unterricht in der **Mathematik** am Gymnasium waren, wie oben erwähnt,[8]) seit 1824 Professoren aufgestellt. Dagegen lag der Unterricht in diesem Fache in den drei unteren Klassen[9]) der Lateinschule in den Händen der (philol.) Klafslehrer. Auch die Schulordnung von 1854 änderte an diesem Zustande nichts. Erst 1864 erachtete man es bei der Einführung eines neuen Lehrprogramms im Interesse einer gründlichen und systematischen Durchführung desselben für geboten, dafs auch in diesen Klassen der arithmetische Unterricht einem hiezu befähigten Lehrer unter der Aufsicht und Leitung des Professors der Mathematik am Gymnasium übertragen werde, da sich die Erteilung dieses Unterrichtes durch die Klafslehrer nach den bisherigen Erfahrungen nicht überall als durchführbar und zweckentsprechend erwiesen habe (M.-E. v. 25. April 1864). Zunächst wurden Assistenten mit dieser Aufgabe betraut (M.-E. v. 3. Sept. 1864).[10])

[1]) Ldtg. 1870/71. St. B. II. Bd. pag. 247—248; — Ldtg. 1871/72. St. B. II. Bd. pag. 637—640. (Abg. Söllner beantragte damals, wegen der Mangelhaftigkeit des franz. Unterrichts an den Gymnasien wissenschaftlich gebildete Philologen zu suchen und denselben fakultativ zu machen. Abgelehnt.)

[2]) Eug. Brand: Über Vorbildung und Prüfung etc. pag. 41—43.

[3]) Beil. Bd. III pag. 405; St. B. II. Bd. pag. 632.

[4]) St. B. II. Bd. pag. 253 u. 264.

[5]) St. B. V. Bd. pag. 488—568.

[6]) Cf. pag. 526 f.

[7]) Cf. pag. 547 f.

[8]) Cf. pag. 453 Anm. 1.

[9]) Den Mathematikunterricht in der 4. Lateinklasse hatten die Mathematikprofessoren.

[10]) Natürlich geschah dies nur an den Staatsanstalten. An den isolierten Lateinschulen blieb es wie bisher: Ein Philologe oder ein Volksschul-

Diese Maßregel fand den Beifall der meisten Schulmänner, nicht bloß der interessierten; war ja den zahlreichen Kandidaten des mathematischen Lehrfaches Gelegenheit gegeben, sich praktisch weiter zu bilden, und viele bekamen Aussicht auf sofortige Anstellung. Man sah in Fachkreisen diese Einrichtung für wertvoller an als eine Vermehrung der Stunden.[1])

Im Jahre 1868 wurde eine Anzahl von Studienlehrerstellen geschaffen (M.-E. v. 10. Juni).[2]) Mit der Zeit ergab sich die Notwendigkeit neue Professorenstellen zu bewilligen, um die Möglichkeit eines Avancements zu gewähren. Wie bei den Neuphilologen wünschte die Kammer, daß auch hier pari passu mit den Altphilologen vorgegangen werde. Näheres hierüber bei der „Professorenfrage“[3]) und der „älteren Professorenfrage“.[4])

B. Neue Zeit — Neue Fragen.

Wenn man hoffte, mit der Aufnahme des Gymnasiallehrerstandes in das Gehaltsregulativ und seiner gehaltlichen Gleichstellung mit den übrigen akademisch gebildeten Beamten werde die weitere Entwicklung desselben wie bei den übrigen Staatsdienerkategorien keinen besonderen Schwierigkeiten begegnen, so täuschte man sich sehr.

Durch die Prüfungsordnung vom 26. Mai 1873[5]) wurden zwar höhere Anforderungen an die Lehramtskandidaten gestellt. Neben der Hauptprüfung wurde für diejenigen, welche in den 4 oberen Gymnasialklassen Unterricht geben wollten, ein Spezialexamen eingeführt und die Zulassung hiezu von der Vorlage einer größeren Arbeit abhängig gemacht, die ein „einigermaßen neues wissenschaftliches Resultat“ zutage gefördert hatte.[6]) Durch die Prüfungsordnung vom 21. Januar 1895[7]) dehnte man die Forderung in etwas milderer Form auf alle Lehramtskandidaten aus und fügte hinzu, daß diese ein (5.) Jahr an einem pädagogisch-didaktischen Kurse in einem Gymnasialseminare zur praktischen Ausbildung für

lehrer gab den Unterricht. Noch im vorigen Jahre (1903) hatten fünf Progymnasien und fast alle Lateinschulen keinen Fachlehrer für Mathematik: (Brand: Statistisches. Bl. G. Sch. W. 39. Bd. pag. 276—278).

[1]) So A. Ziegler: Bl. G. Sch. W. 1. Bd. pag. 123.

[2]) Min.-Bl. pag. 151.

[3]) Cf. pag. 526 f.

[4]) Cf. pag. 547 f.

[5]) Eug. Brand: Über Vorbildung und Prüfung etc. pag. 36 f.

[6]) Die starke Betonung der wissenschaftlichen Tätigkeit der Lehrer führte zu Klagen über den Mangel an pädagogischer Ausbildung (auch im Landtag).

[7]) An dieser Prüfungsordnung gilt im Interesse des Standes als änderungswert die Bestimmung, daß nur 3 Jahre Universitätsstudium vor dem I. Prüfungsabschnitt (bei den Altphilologen) verlangt werden und ebenso die über die Folgen des sog. „Doppeldreiers“, d. h. der III. Noten im I. u. II. Prüfungsabschnitt.

den Unterricht teilzunehmen haben.[1]) Trotz dieser Steigerung in den Vorbedingungen zum Gymnasiallehramt zeigte es sich bald, dafs honos et praemium ihm zunächst versagt blieb.[2])

Angelegenheiten, die bei anderen Dienstbranchen als selbstverständlich schnell erledigt worden wären, verursachten viele Mühe, bis sie endlich meist nach und nach eine Lösung fanden. Die Hindernisse, die dabei in den Weg traten, oder besser, die bald von dieser (d. h. der Regierung) bald von jener (d. h. der Kammer) Seite in den Weg gelegt wurden, überhaupt die Rücksichtslosigkeit, mit der man den Gymnasiallehrerstand auch nach 1872 lange Zeit behandelte, wird sich am besten ergeben, wenn wir die einzelnen Fragen und ihre Abwicklung ins Auge fassen.

1. Die Assistentenfrage.

Die Schulordnung vom 20. August 1874 (§ 42) schrieb die Besetzung des Ordinariats in einer Klasse der Lateinschule (= der 5 unteren Klassen) mit einem „Studienlehrer", in einer des Gymnasiums (= der 4 oberen Klassen) mit einem „Gymnasialprofessor" vor. Bis zum Jahre 1874 noch war dieses Prinzip so ziemlich durchgeführt worden. Gerade in dieser Zeit trat eine Änderung ein.

Vor allem begann ein sehr grofser Zudrang zu dem Studium. Soweit es möglich war, wurden die vorhandenen Schulzimmer ausgenützt. Klassen von 50—60 Schülern waren besonders in gröfseren Städten keine Seltenheit. Fanden sich in den Anstaltsgebäuden für den Unterricht noch so unbrauchbare Räume, so wurden sie doch in Klafszimmer umgewandelt, mochte es auch an Licht und Luft fehlen.[3]) So entstandene Parallelklassen besetzte man nicht, wie man mit Fug und Recht hätte erwarten sollen, mit einem Studienlehrer oder event. Gymnasialprofessor, sondern liefs sie von Assistenten versehen, welche jahrelang die volle Last der Arbeit und die ganze Verantwortung als Ordinarien hatten, aber nur auf Ruf und Widerruf mit einem ungenügenden Jahresgehalt von 1323 Mark ohne Anspruch auf Pension angestellt waren.

Vermehrt wurde ihre Zahl durch die Einrichtung einer 9. Klasse, welche als erste Lateinklasse unten angehängt wurde.

[1]) Vergleiche zu dieser Sache: Dr. Fr. Gebhard: Zur Frage der Gymnasialseminare, mit besonderer Beziehung auf das philologische Lehramt in Bayern. Bl. G. Sch. W. 32. Bd. pag. 529—537. Danach ward schon im Jahre 1893 an 5 Gymnasien in provisorischer Weise ein pädagogisch-didaktischer Kurs mit fakultativem Besuch eingeführt. Obligatorisch wurden die Gymnasialseminare durch die M.-V. v. 2. Februar 1897 für die Altphilologen (abgedruckt in Bl. G. Sch. W. 33. Bd. pag. 523—526). Zuerst bestanden sie an 5 Gymnasien, jetzt (1903) gibt es deren 8.

[2]) Mit der Organisation der Gymnasien und der Revision der Schulordnung von 1874 und 1891 war (abgesehen von der Titeländerung bei letzterer) keine Bestimmung über die Verbesserung der Stellung der Lehrer verbunden. Einige Anordnungen, wie über die Maximalzahl der Schüler in einer Klasse oder in einem Gymnasium, wurden erst in letzter Zeit in entsprechender Weise zur Geltung gebracht.

[3]) Wären manche Anstalten nicht „Staats"gymnasien gewesen, so wäre der „Staat" ohne Zweifel eingeschritten.

So notwendig diese organisatorische Maßnahme war, um dem Absolutorium eines bayerischen Gymnasiums neben dem in den übrigen Staaten des Deutschen Reiches die gleiche Berechtigung zu verschaffen, so fand sie doch nicht die Billigung der II. Kammer. Der Grund hiefür lag namentlich in den kirchlich-politischen Streitigkeiten zwischen dem Ministerium Lutz und der „patriotischen Partei", welche damals die Majorität hatte. Da man den Rücktritt des Ministers nicht erzwingen konnte, so strich man ihm wenigstens seine Postulate für die Mittelschulen, besonders die Mittel für die 1. Lateinklasse. Erst nachdem das Ministerium Lutz der Majoritätspartei einige Konzessionen (am Ende der 80er Jahre) gemacht hatte, behandelte man auch seine Etatsvorschläge freundlicher.

Diese ganze Periode charakterisiert eine Stelle in dem Briefe eines Gymnasiallehrers:[1])

> „Bei uns fungiert der Assistent eine Reihe von Jahren als Studienlehrer oder Gymnasialprofessor; der Studienlehrer kann als Gymnasialprofessor ungezählte Jahre fungieren, der Gymnasialprofessor als Rektor, und zuletzt erhält noch ein mit der Funktion eines Rektors betrauter Gymnasialprofessor auch die Funktion eines Mitgliedes des obersten Schulrates. Alle Stellen können bei uns nicht etwa vorübergehend in Ausnahmsfällen für kurze Frist, sondern viele Jahre lang, beziehungsweise dauernd als Funktion verwaltet werden. Nirgends im Staatsdienst findet sich Ähnliches."[2])

Um einigermaßen dem „Funktionsunwesen" abzuhelfen, soweit es die Assistenten betraf, brachte der Kultusminister Dr. v. Lutz ein Postulat (von 19 180 fl.) an den Landtag 1875/76 zur Besetzung der 1. Lateinklasse mit Studienlehrern. Vergebens suchte er im Finanzausschuß wie in der Plenarsitzung seinen Vorschlag zu retten durch die Darlegung der Motive, auf welchen die neue Organisation beruhe.[3]) Er wies auf die gleiche Einrichtung in den andern deutschen Ländern hin, auf die bessere Ausgleichung des Lehrstoffes, auf die Förderung des Universitätsstudiums, namentlich auf die Vereinbarung unter den deutschen Bundesstaaten, wonach nur das Absolutorialzeugnis eines Gymnasiums mit 9 Jahreskursen als vollgültig anerkannt werde.[4]) Wiewohl er noch hinzufügte, es könne doch niemand wünschen,

[1]) XIV. Generalversamml.-Ber. (1886) pag. 9 (mitgeteilt).

[2]) Unter diesen Verhältnissen mußte nicht nur das Vertrauen und Ansehen der Schule bei der Bevölkerung leiden, sondern auch die Berufstätigkeit erschwert und die Berufsfreudigkeit geschmälert werden, wenn man sah, daß man trotz bester Qualifikation jahrelang als Verweser zu fungieren hatte.

[3]) Beil. Bd. III. pag. 404—405; St. B. II. Bd. pag. 624—632; I. K. Pr. Bd. I pag. 525—533.

[4]) M.-E. v. 26. August 1874, Die Konferenz der deutschen Schulverwaltungsbeamten zu Dresden, die gleichmäßige Anerkennung der von den deutschen Gymnasien ausgestellten Reifezeugnisse betreffend. Abgedruckt in J. Füger, Die Schulordnungen der Studienanstalten etc. Bamberg 1889. pag. 44—46.

dafs wir Bayern uns davon ausgeschlossen hätten, wurde sein Postulat von der Mehrheit abgelehnt. Die Begründung hiezu gab der Referent Dr. Ant. Schmid:[1]

> „Die Regierung hat das Recht Organisationen vorzunehmen, aber innerhalb des Rahmens, welchen die Staatsfinanzen gestatten. Bedarf die Staatsregierung zur Durchführung nur irgendwelcher Organisation besonderer Mittel, so soll letztere nicht eher ins Leben gerufen werden, als bis diese Mittel bewilligt sind. Die Staatsregierung erkannte dieses Bewilligungsrecht der Kammer unbedingt an und gab im Ausschusse zu, dafs die Kammern das Recht haben, die Mittel zu dieser Organisation zu verweigern, wenn sie die Organisation selbst nicht für notwendig und nicht für besonders nützlich halten."

Da der Minister die 1. Lateinklasse nicht aufgab und nicht aufgeben konnte, so half er sich einstweilen damit, dafs er die Lehrer von dem eingehenden Schulgelde bezahlte.

Die Landtagssession 1877/81 brachte keine Änderung. Der Etatsposten für 7 Studienlehrer und 7 Assistenten wurde von der Kammer gestrichen „in Konsequenz zur Haltung zur neuen Organisation der Gymnasien", die sie schon in der vorigen Budgetperiode eingenommen hatte.[2]

Bei den Landtagsverhandlungen 1881/82[3] wurde eine Anzahl von Professoren- (12) und Studienlehrerstellen (8) bewilligt, aber weitere 13 für die 1. Lateinklasse trotz der warmen Worte des Ministers und des Abg. Seitz, unseres Standesgenossen, abgelehnt. Diese Haltung der Kammer begründete der Referent Dr. Rittler[4] damit:

> „Die Mehrheit des Ausschusses glaubte noch nicht vom früheren Standpunkt der Kammer abgehen zu sollen und hielt dafür, es sei der Zeitpunkt noch nicht für sie gekommen, den prinzipiellen Widerspruch gegen die seit 1874 bestehende Organisation fallen zu lassen."

Eine Wendung zum Besseren trat mit dem Landtage 1883/84—86 ein seit dem Beginne der parlamentarischen Tätigkeit Dr. Orterers, unseres Standesgenossen.[5] Seinem Einflusse war es vor allem zuzuschreiben, wenn damals die Rechte zwar die 1. Lateinklasse noch nicht anerkannte, aber zur Beseitigung der „Assistentenwirtschaft" in den anderen Klassen die Hand bot. Ein Postulat für 13 Studien-

---

[1] St. B. II. Bd. pag. 624—625.
[2] Beil. Bd. III pag. 723.
[3] Beil. Bd. I Nr. 26 pag. 215—216; III. Bd. pag. 315—316 — St. B. III. Bd. pag. 81—93; I. K. Pr. Bd. II pag. 1090.
[4] St. B. III. Bd. pag. 81.
[5] Damals noch Studienlehrer, jetzt Rektor des Luitpoldgymnasiums in München und Präsident der II. Kammer.

lehrerstellen — mehr hatte die Regierung nicht gefordert, weil sie fürchtete nichts zu bekommen, wenn sie zu viel verlange, — wurde glatt bewilligt (1884), da sie für höhere Klassen bestimmt waren.[1]) Dagegen ging man nicht ein auf den Antrag der Abg. Seitz und Freih. von Stauffenberg, weitere 21 Assistenten zu Studienlehrern zu befördern,[2]) weil die Regierung selbst diese Forderung nicht gestellt und weiterhin nicht gerade warm befürwortet habe. Dr. Orterer bemerkte hier, nach seinen Informationen wären dem Ministerium noch weitere Mittel genehmigt worden, wenn sie genügend motiviert erschienen wären.[3]) Diese und des Referenten Dr. Rittler[4]) Äufserungen bewogen das Ministerium, noch in derselben Landtagsperiode (1885/86) seinerseits mit einem Nachtragspostulat für 10 Professoren- und 27 Studienlehrerstellen zu kommen. Auf Grund eines Kompromisses im Finanzausschufs wurde es bis auf 7 Studienlehrerstellen bewilligt. Dabei äufserte der Referent Dr. Daller[5]), abgesehen von der 1. Lateinklasse sollten, wie die Kammer anerkannt habe, die übrigen auch mit den entsprechenden Lehrkräften in der Weise besetzt werden, dafs der Lehrer normativen Rang und Einkommen habe für die Aufgabe, die er zu leisten habe.

Wie wenig durch diese Bewilligungen dem Bedürfnisse abgeholfen wurde, läfst folgender Beschlufs der XIV. Generalversammlung (1886)[6]) erkennen:

„Es ist anzustreben, dafs da, wo das Bedürfnis einer ständigen Lehrkraft sich als ein dauerndes herausstellt, die betreffenden Lehrstellen nach den ausdrücklichen Bestimmungen der Schulordnung auch thatsächlich mit Studienlehrern, beziehungsweise Gymnasialprofessoren besetzt werden."

Daraufhin wurde von der Vereinsleitung in einer Eingabe an das Ministerium (vom 12. Nov. 1886) die Notwendigkeit neuer Stellen nicht blofs für die Altphilologen, sondern auch für die Mathematiker und Neuphilologen dargelegt.[7]) Den Budgetvorschlägen für 9 (4 philol., 1 math., 4 neuspr.) Professoren und 11 (7 philol., 2 math., 2 neuspr.) Studienlehrer setzte der Landtag 1887/88 auf Antrag des Referenten Dr. Daller keinen Widerstand entgegen.[8]) Für die 1. Lateinklasse hatte der Minister Dr. v. Lutz keine Stellen postuliert, „weil nach den von ihm eingezogenen Erkundigungen zur Zeit eine Aussicht dafür nicht bestehe; er müsse abwarten, ob vielleicht später eine bessere Stimmung

[1]) St. B. II. Bd. pag. 318.
[2]) St. B. II. Bd. pag. 319—349.
[3]) St. B. II. Bd. pag. 329—330.
[4]) St. B. II. Bd. pag. 347: „Man hat bisher formell diese Organisation (von 1874) bekämpft; aber wie lange man es noch thun wird, weifs ich nicht."
[5]) St. B. V. Bd. pag. 372.
[6]) Generalversamml.-Ber. pag. 14.
[7]) Abgedruckt: XV. Generalversamml.-Ber. (1888) pag. 5—11.
[8]) Beil. Bd. II Beil. 169 pag. 193—195; St. B. II. Bd. pag. 253—264.

sich geltend mache".[1]) Dank den eifrigen Bemühungen der damaligen Vereinsvorstandschaft und der entschiedenen und umsichtigen Einwirkung des Abg. Dr. Orterer auf seine Parteifreunde, sowie bei dem Wohlwollen des Referenten Dr. Daller trat diese bald ein. Ein Nachtragspostulat (Jan. 1888) für 29 Studienlehrer für die 1. Lateinklasse fand „auf Grund der im Finanzausschufs seitens der Staatsregierung abgegebenen Erklärung[2])" bei der Kammer Genehmigung.[3])

Seit diesem Zeitpunkte (1888) bestand kein prinzipielles Hindernis mehr, sämtliche Lehrstellen mit definitiv angestellten Lehrern zu besetzen. Da ihre Zahl durch die Zunahme der Schüler und die Teilung überfüllter Klassen immer mehr wuchs, so sah sich das Ministerium fortwährend in die Lage versetzt, bei jedem Landtage um die Bewilligung neuer Stellen nachzusuchen. In anerkennenswerter Weise fanden derartige Postulate stets ein geneigtes Wohlwollen bei den Referenten für den Kultusetat Dr. Daller (bis 1898) und Dr. Schädler (seit 1898) sowie bei den Kammern überhaupt.

In der Landtagssession 1889/90 gewährte man die Mittel für 9 (5 philol. u. 4 neusprachl.) Professoren und 21 (6 philol., 9 neusprachl., 6 math.) Studienlehrer[4]), im Landtag 1891/92 für 42 (35 philol., 7 math.) Gymnasiallehrer[5]). Dazu kam in den folgenden Sessionen noch eine Reihe von Stellen, so im Landtag 1893/94 deren 16 (13 philol, 3 math.[6]), 1895/96 deren 12 (9 philol., 1 math., 2 neusprachl.[7]), 1897/98 deren 5 philol.[8]), 1899/1900 deren 11[9]) (8 philol., 3 math.[10]), 1901/1902 deren 13[11]) (9 philol., 4 math.[12]) und 1903/04 deren 5 (2 Prof.- u. 3 Gymnasiallehrerstellen).[13])

---

[1]) XV. Generalversamml.-Ber. (1888) pag. 12.

[2]) Den Inhalt gibt der Referent dahin an, dafs die Kammer das Organisationsrecht der Krone anerkenne, solange dasselbe ohne besondere Bewilligung durchgeführt werden könne, dafs aber das Organisationsrecht der Krone beschränkt resp. bedingt sei, wenn Kosten für die neuen Organisationen aufgewendet werden müfsten und dafs eben eine solche Kosten mit sich bringende Organisation von der Kgl. Staatsregierung auch in eigener Kompetenz nicht durchgeführt werden könne, ohne die Bewilligung des Landtags für die hierauf bezüglichen Kosten zu haben. Dies habe das Ministerium ausdrücklich anerkannt. St. B. II. Bd. pag. 264.

[3]) St. B. II. Bd. pag. 264. I. K. Pr. Bd. II pag. 149.

[4]) St. B. V. Bd. pag. 488 u. 566.

[5]) St. B. VIII. Bd. pag. 300, 316 und 325. Nicht ohne Einflufs auf diese Bewilligung war eine Petition der Assistenten an den hum. und Real-Gymnasien gewesen.

[6]) Dr. Fr. Gebhard: Die Ergebnisse der Verhandlungen des letzten Landtags (1893/94) für den bayer. Gymnasiallehrerstand. Bl. G. Sch. W. 31. Bd. pag. 59—61.

[7]) Dr. Fr. Gebhard: Die Ergebnisse der letzten Landtagsverhandlungen (1895/96). Bl. G. Sch. W. 33. Bd. pag. 1—47, bes. pag. 4.

[8]) Dr. Fr. Gebhard: Die Ergebnisse für die letzte Landtagssession (1897/98) für den Gymnasialetat. Bl. G. Sch. W. 34. Bd. pag. 721—727.

[9]) Dabei 3 philol. Gymnasiall. für den lateinischen Unterricht an den Realgymnasien.

[10]) Eug. Brand: Der Landtag 1899/1900 und die Gymnasien. Bl. G. Sch. W. 36. Bd. pag. 679—746.

[11]) Darunter 4 philol. und 1 math. Gymnasiallehrer f. d. Realgymnasien.

Alle diese Bewilligungen beseitigten nie vollständig das Assistentenunwesen, weil die Regierung immer nur einen Teil der nötigen Stellen forderte. Im Schuljahr 1894/95 wurden noch 22[1]), 1896/97 deren 24[2]), 1898 99 nur 15[3]), 1900 01 wieder 36[4]), 1902 03 sogar 39[5]) Klassen an Gymnasien von Assistenten verwest. In verhältnismäfsig viel höherem Mafs hat die Zahl derselben für Mathematik und den neueren Sprachen abgenommen. Nach der neuesten Statistik (Dez. 1902) zählte man nur 6 für das erstere und 5 für das letztere Fach[6]).

2. Die Professorenfrage.

Zugleich mit dieser Angelegenheit (der Assistentenfrage) nahm eine weitere die Tätigkeit des Gymnasiallehrervereins in Anspruch. Es trat nämlich allmählich eine Stockung in der Beförderung der Gymnasiallehrer zu Professoren ein. Während man früher 14—15 Jahre nach dem Konkurs die Professur erreichte, drohte in den 90er Jahren sich die Zeit auf 17—20 und mehr Jahre zu verlängern. Die Ansetzung einer 9. Klasse (=1. Lateinklasse) durch die Schulordnung von 1874 und die unverhältnismäfsig grofse Zunahme der (5) Lateinklassen gegenüber den oberen (4) Gymnasialklassen hatten ein numerisches Mifsverhältnis zwischen den Stellen der Lehrer an dem Gymnasium (Rektoren und Professoren) und denjenigen an der (bis 1891 sogenannten) Lateinschule (Studienlehrer und als Klassenverweser funktionierende Assistenten)[7]) entstehen

Cf. Dr. Fr. Gebhard: Zum Kultusetat der XXVI. Finanzperiode (1902/03). Bl. G. Sch. W. 37. Bd. pag. 685—688.

[12]) Dr. B. Weifsenberger: Der Landtag 1901/02 und die Gymnasien. Bl. G. Sch. W. 39. Bd. pag. 91—141, bes. pag. 134.

[13]) Nur für die Realgymnasien Augsburg und Nürnberg Das Fach, für welche diese Stellen bestimmt sind, ist nicht angegeben. cf. Eug. Brand: Aus dem Kultusetat für die XXVII. Finanzperiode. Bl. G. Sch. W. 39. Bd. pag. 703—704.

[1]) Dr. Fr. Gebhard: Übersicht über die Frequenz der einzelnen Klassen an den hum. Gymnasien Bayerns. Bl. G. Sch. W. 31. Bd. pag. 196—198.

[2]) Dr. Fr. Gebhard: Frequenz der hum. Gymnasien. Bl. G. Sch. W. 33. Bd. pag. 202—205.

[3]) Dr. Fr. Gebhard: Frequenz der hum. Gymnasien. Bl. G. Sch. W. 35. Bd. pag. 196—201. Dazu kommen 28 Assistenten, welche an Progymnasien und Lateinschulen Ordinarien von Klassen sind.

[4]) Dr. Fr. Gebhard u. Eug. Brand: Frequenz der hum. Gymnasien. Bl. G. Sch. W. 37. Bd. pag. 186—191 und 194—195 (Realgymnasien). Von den 36 treffen 6 auf die Realgymnasien. Dazu kommen noch 29 an Progymnasien und Lateinschulen.

[5]) Eug. Brand: Statistisches. (Statistische Zusammenstellung über Schüler und Lehrer an d. hum. Gymnasien, Progymnasien, Lateinschulen, Realgymnasien.) Bl. G. Sch. W. 39. Bd. pag. 265—280. Davon 8 an Realgymnasien; dazu noch 30 an Progymnasien und Lateinschulen.

[6]) Ibidem.

[7]) Durch die Schulordnung von 1891 wurde die Scheidung zwischen Lateinschule und Gymnasium vollständig beseitigt. Man hat seitdem nur ein „Gymnasium", bei dem von der untersten (= 1. Gymnasialklasse) bis zur obersten (= 9. Gymn.-Klasse)

lassen. Der Abgang älterer Professoren und die Schaffung einiger Professorenstellen in den 80er Jahren konnten nicht ausgleichend wirken. Nun sollten gerade die Konkurse ihr Avancement verschlechtert sehen, die den erhöhten Anforderungen genügt, nämlich das Spezialexamen bestanden hatten und die häufig in überfüllten Klassen lange Jahre als Assistenten verwendet waren [1]).

Noch ein anderer Umstand kam dazu, der die Vermehrung der Professorenstellen zur absoluten Notwendigkeit machte. Bei der Regulierung der Gehälter im Landtag 1891/92 wurden die Beamtenkategorien in Gehaltsklasse XIe [2]) nur sehr wenig im Verhältnis zu den höheren aufgebessert mit der Begründung, diese Klasse sei nur ein „Durchgangsposten". Für andere Branchen mochte es der Fall sein, namentlich für die Juristen, nicht jedoch für die Gymnasiallehrer, die nach 6—8jähriger Assistentenzeit noch 10—15 Jahre oder gar für immer auf diesem „Durchgangsposten" verbleiben mufsten. Bei dem Hinweis verschiedener Abgeordneter, wie Dr. Orterers, Dr. Schädlers, Jos. Wagners [3]), auf diese Verhältnisse äufserte der Finanzminister Dr. v. Riedel [4]):

> „Es bleiben dann nur noch diejenigen Gründe für die Verlangsamung des Avancements übrig, welche in den äufseren organisatorischen Verhältnissen jener Branchen liegen, denen der Betreffende angehört. Es ist dies namentlich der Fall bei den Gymnasiallehrern, die relativ sehr lange warten müssen, bis sie Gymnasialprofessoren werden können. Hier sollte nach meiner Meinung geholfen werden. Allein diese Abhilfe wird sich kaum im Wege des Gehaltsregulativs treffen lassen, denn das Gehaltsregulativ kann nicht individualisieren, sondern Abhilfe wird dort zu finden und zu treffen sein, wo die Quellen des Übelstandes sind, d. h. in gewissen bestehenden Einrichtungen; und ich glaube, dafs man den Gymnasiallehrern viel besser und viel ausgiebiger helfen könnte, wenn man die bestehenden Einrichtungen etwas ändert, was bei der Beratung des Spezialetats erfolgen kann und nach meiner Meinung auch erfolgen soll d. h. wenn man z. B. eine gröfsere Anzahl von Gymnasialprofessorenstellen schafft. Hiedurch sowie durch andere **organisatorische** Mafsnahmen wird dieser Übelstand beseitigt und er wird in viel zweckmäfsigerer und vernünftigerer Weise beseitigt als mit der Annahme eines An-

durchgezählt wird. Damals wurde auch der Titel „Gymnasiallehrer" eingeführt. cf. pag. 515.

[1]) Siehe bei der Assistentenfrage pag. 520 f. — Eine Zusammenstellung findet sich in der „Denkschrift, betreffend die ungünstigen Beförderungsverhältnisse der älteren Studienlehrer" (Mai 1891). Darnach wurde 1880 der erste Gymnasialprofessor für eine Gymnasialparallelklasse bewilligt.

[2]) Amtsrichter, Assessoren, Gymnasiallehrer. cf. pag. 515.

[3]) St. B. VIII. Bd. pag. 286—287; IX. Bd. pag. 490 u. 493.

[4]) St. B. IX. Bd. pag. 531.

trages [1]), welcher das ganze System im Prinzip durchlöchert und welcher auch im Vollzuge selbst die schwersten dienstlichen Bedenken hat."

Es ist nicht zu leugnen, dafs in jeder Landtagssession seit 1891/92 neue Professorenstellen gefordert und bewilligt wurden; aber jedesmal mufste darum petitioniert werden [2]). Grofse Verdienste erwarb sich in dieser Beziehung der langjährige Vorstand des Gymnasiallehrervereins Dr. Fr. Gebhard. Wenn auch die „Übersichten", „Eingaben" und „Denkschriften" nicht mit seinem Namen gezeichnet sind, er hat alle vorbereitet, ausgearbeitet und vorgelegt.

Schon die „Denkschrift, betreffend die ungünstigen Beförderungsverhältnisse der älteren Studienlehrer" im Mai 1891 ist von ihm verfafst. Die statistischen Darlegungen dort [3]) veranlafsten das Eintreten der oben genannten Abgeordneten Dr. Orterer, Dr. Schädler und Jos. Wagner für den Gymnasiallehrerstand. Der neue Kultusminister Dr. v. Müller [4]) erhöhte daraufhin die ursprüngliche Position von 2 Professuren durch eine Etatsvariante auf 17 (13 philol., 2 math., 2 neusprachl.) [5]). Ohne Beanstandung wurde diese genehmigt. Dagegen ward der Antrag des Reichsrates Gr. zu Ortenburg, noch weitere 18000 Mk. zur Besetzung eines Teiles der 5. Klasse mit Gymnasialprofessoren der Regierung zur Verfügung zu stellen, weil inzwischen durch die Gehaltsregulierung die Gymnasiallehrer ins Hintertreffen geraten waren und Minister Dr. v. Riedel jene Äufserung getan hatte, nur von der I. Kammer angenommen, von der II. abgelehnt [6]). Der Minister selbst hatte sich dagegen gewehrt und glaubte, mit den bewilligten 17 Stellen das Nötige erreicht zu haben.

Sehr bald erkannte er, dafs dies nicht genüge, und brachte deshalb für die Landtagssession 1893/94 [7]) in dem Etat neben

[1]) Bezieht sich auf den Antrag des Abg. Jos. Wagner, sämtliche Gymnasiallehrer in eine höhere Gehaltsklasse zu tun. St. B. IX. Bd. pag. 493 f.; 527 f.

[2]) Es lag dies wieder an dem Mangel an Initiative bei dem Ministerium. Bei anderen Beamtenkategorien hätte man sofort durch eine Organisation den Beschwerden auf einmal abgeholfen.

[3]) Um das gleiche Avancement wie im Jahre 1874 herzustellen, sollten 35 Professorenstellen nötig sein, was der statistische Vergleich der Schüler- und Lehrerzahl der Schuljahre 1873/74 und 1889/90 ergab.

[4]) Dr. Fr. Gebhard, Das bayerische Gymnasialschulwesen unter dem Ministerium Müller. Bl. G. Sch. W. 31. Bd. pag. 337—377.

[5]) Beil. Bd. XIII. pag. 739; St. B. VIII. pag. 316.

[6]) St. B. IX. Bd. pag. 783. — I. K. Beil. Bd. IX pag. 225; Pr. Bd. VI. pag. 471—491.

[7]) Dr. Fr. Gebhard, Die Ergebnisse der Verhandlungen des letzten Landtags (1893/94) für den bayerischen Gymnasiallehrerstand. Bl. G. Sch. W. 31. Bd. pag. 59—61. — St. B. III. Bd. pag. 283—294, IV. Bd. pag. 463. — I. K. Pr. Bd. II pag. 163—166.

einer Position für 5 philol. Professoren zur Besetzung von Parallelklassen noch ein Postulat für 41 (35 philol., 3 math., 3 neusprachl.) Professuren für die 5. Klassen. In den Motiven war hiezu bemerkt, der Konkurs 1876 und die folgenden seien sehr zahlreich, so dafs sie unter gewöhnlichen Verhältnissen erst nach einer Reihe von Jahren zu Gymnasialprofessuren gelangen würden. Diesem Übelstande, der für die Dauer auf die Anstaltsinteressen nicht ohne Einflufs bleiben werde, könne nur dadurch einigermafsen abgeholfen werden, wenn man die 5. Klasse des Gymnasiums durchweg mit Professoren besetze. Mit der vorgeschlagenen Mafsnahme stehe die dermalige Organisation der Gymnasien vollkommen in Einklang, da die bisherige Scheidung zwischen Gymnasium und Lateinschule nunmehr (1891) in Wegfall gekommen sei. Die Mehrheit des Finanzausschusses meinte, sich auf die prinzipielle Besetzung der 5. Klassen mit Professoren nicht einlassen zu können, und genehmigte zur Beseitigung der Notlage nur die Hälfte, nämlich 22 (18 philol., 2 math., 2 neusprachl.) Stellen. Ein „Memorandum über die Lage der älteren philologischen Gymnasiallehrer zur Befürwortung des Regierungspostulates betreffend die 35 neuen Gymnasialprofessuren", vom Ausschufs des Gymnasiallehrervereins im Februar 1894 den Kammern vorgelegt, unterstützte durch statistische Nachweise die Position der Regierung. Allein das Plenum sprach sich lediglich für die vom Finanzausschufs bewilligte Stellenzahl aus.

Von der Kammer der Reichsräte wurde auf Antrag des Referenten von Auer das volle Postulat wieder eingesetzt. Im Finanzausschufs brachte nun Dr. Ratzinger ein Kompromifs in Vorschlag, das dort und im Plenum Zustimmung fand. Es wurden hienach 34 (28 philol., 3 math., 3 neusprachl.) Professuren, aber unter Zustimmung des Ministers nicht speziell für die 5. Klasse bewilligt, und zwar, wie der Referent Dr. Daller sagte, aus schultechnischen Gründen, „damit nicht der betreffende Schulvorstand gezwungen sei, wenn ein solcher Gymnasialprofessor komme, ihn in der 5. Klasse zu verwenden".[1])

Wie man voraussehen konnte, waren diese Willigungen noch nicht ausreichend, um den Gymnasiallehrern die Möglichkeit zu verschaffen, suo anno d. h. mit 15 Jahren (nach dem Examen) aus dem „Durchgangsposten" herauszukommen. Deshalb wandte sich schon am 21. Februar 1895 der Ausschufs des Gymnasiallehrervereins an das Kultusministerium und bat unter Vorlegung zweier Schriftstücke, nämlich: „I. Übersicht über die Beförderungsverhältnisse der philologischen Gymnasiallehrer" und „II. Übersicht über die Beförderungsverhältnisse der Gymnasiallehrer der Mathematik" die Staatsregierung, wiederum neue Professorenstellen für diese Kategorien in den Etat für die Landtagssession 1895/96

[1]) Ldtg. 1895/96. St. B. VII. Bd. pag. 448.

einzusetzen. Zur Unterstützung des Postulates für 19 (14 philol., 5 math.) Professuren dienten die 2 Schriften: 1) „Verhältnis der höheren Stellen zu den unteren im Gymnasialfach und in den anderen Beamtenkategorien“ [1]), 2) Über die Beförderungsverhältnisse der Gymnasiallehrer für Mathematik“ [2]). Beide zeigten statistisch, wie sehr das ganze philologische Lehrfach hinter den übrigen Branchen des Staatsdienstes hinsichtlich des Avancements zurückstehe, sowie dafs die Mathematiker und Neuphilologen noch viel schlimmer daran seien, weil hier die Lehrer an den Realschulen, die dort keine Aussicht auf Beförderung hatten, an die Gymnasien zu kommen strebten. Zugleich mit diesen Statistiken wurde noch eine Petition (am 21. Dezember 1895) dem Landtage unterbreitet. Alle Redner im Plenum (Dr. Günther, Jos. Wagner, Dr. Orterer, Dr. Ratzinger) gaben die schlechten Avancementsverhältnisse der Lehrer an den Mittelschulen zu. Auch der Referent Dr. Daller fand, dafs das Postulat der Regierung nicht über die richtigen Schranken hinausgehe, und glaubte, nichts abstreichen zu sollen. Daher bedurfte es nur weniger Worte des Ministers Dr. v. Landmann [3]), um seiner Position zur Annahme zu verhelfen. [4])

Durch diese Stellenvermehrung war es möglich, bei den Philologen von den Konkursen 1878—1879 das Avancement zur Professur auf dem Niveau von 16 Jahren (nach dem Examen) zu erhalten. Wenn dieses, wie es von allen mafsgebenden Faktoren beabsichtigt und ausgesprochen worden sei, auch bei den folgenden Jahrgängen erreicht werden solle, so sei eine noch einige Jahre fortgesetzte Nachhilfe nötig: Damit begründet der Ausschufs des Gymnasiallehrervereins die Vorlage neuer Statistiken an das Ministerium. Es geschah dies in drei „Aufstellungen“: I. „Aufstellung über die Beförderungsverhältnisse der philologischen Gymnasiallehrer mit voller Berechtigung; II. Aufstellung über die Lage der älteren neuphilologischen Gymnasiallehrer; III. Aufstellung über die Beförderungsverhältnisse der mathematischen Gymnasiallehrer.“

Diese die Verhältnisse klarlegenden Schriften wurden am 2. April 1897 dem Ministerium überreicht mit der Bitte, es möge mit entsprechenden Postulaten von neuem hervortreten, da die Lage der in Frage kommenden Gymnasiallehrer von den Konkursen 1880—82

[1]) Zusammengestellt von Dr. Fr. Gebhard und Dr. Th. Preger. Abgedruckt: Bl. G. Sch. W. 32. Bd. pag. 189—192.

[2]) Verfafst von Jos. Wenzl. Dabei: Tabellarische Übersicht über die pragmatischen Lehrer der Mathematik und Physik. Hergestellt von den Münchener Gymnasiallehrern f. Mathematik. Bl. G. Sch. W. 31. Bd. pag. 47—53.

[3]) Über die Tätigkeit dieses Ministers für den Gymnasiallehrerstand siehe Dr. Fr. Gebhard im Bericht der XXII. General-Versamml. (1903) pag. 4—6.

[4]) Dr. Fr. Gebhard, Die Ergebnisse der letzten Landtagsverhandlungen (1895/96). Bl. G. Sch. W. 33. Bd. pag. 1—47, bes. 10—14. — St. B. VII. Bd. pag. 448—455.

der gleichen wohlwollenden Berücksichtigung würdig sei, welche den früheren Konkursen zu teil geworden sei. Betreffs der Mathematiker und Neuphilologen wurde dabei auf die früheren Äufserungen von Abgeordneten, besonders des Referenten Dr. Daller hingewiesen, welche die Beförderung dieser Kategorien pari passu mit den Altphilologen für angemessen erachteten.[1]) Der Erfolg der „Aufstellungen" war eine Position im Etat für 42 (17 philol., 17 math., 8 neusprachl.) Professuren[2]) an den Gymnasien für den Landtag 1897/98[3]). Nach seinem Zusammentritt wurde diesem noch eine „Übersicht über das Verhältnis der höheren Stellen zu den unteren im höheren Lehrfach und in anderen Beamtenkategorien nach Genehmigung des neuen Etats"[4]) vorgelegt. Der Referent Dr. Daller und die Kammer fanden das Regierungspostulat den bestehenden Verhältnissen und den bisherigen Normen entsprechend, dafs nämlich die 5 oberen Gymnasialklassen von Professoren besetzt sein und die Mathematiker und Neuphilologen in analoger Weise wie die Altphilologen zur Beförderung gelangen sollten.[5])

Frohen Herzens konnte der Vereinsvorstand Dr. Gebhard in dem Berichte der XX. Generalversammlung (1899) erklären, dafs die Professorenfrage, welche während der 90er Jahre alle andern Angelegenheiten in den Hintergrund gedrängt habe,[6]) am Schlusse des Jahrzehnts theoretisch und praktisch gelöst erscheine.[7]) Auch seien Garantien gegeben für die Erhaltung des erreichten Niveaus, sei es indem man dem Normaljahr (= dem 15. Jahre nach dem Konkurs) oder der Besetzung der 5 oberen Gymnasialklassen den Vorzug geben wolle.[8])

---

[1]) Ldtg. 1887/88. St. B. II. Bd. pag. 253 (Dr. Daller); — Ldtg. 1889/90. St. B. V. Bd. pag. 488 f. (Hahn, Dr. Orterer, Dr. Daller); Ldtg. 1893/94. St. B. III. Bd. pag. 283.

[2]) Dazu kam noch eine Professur für neuere Sprachen an der Industrieschule Augsburg.

[3]) a) Die Landtagsverhandlungen zum Gymnasialetat (1897/98). Abdruck der stenogr. Berichte. Bl. G. Sch. W. 34. Bd. pag. 641—712, bes. pag. 701—703. — St. B. XI. pag. 824—825. — b) Dr. Fr. Gebhard, Die Ergebnisse der letzten Landtagssession für den Gymnasialetat (1898/99). Bl. G. Sch. W. 34. Bd. pag. 721—723.

[4]) Verfafst vom Ausschufs des Gymnasiallehrervereins, bes. von Dr. Fr. Gebhard. Abgedruckt: Bl. G. Sch. W. 34. Bd. pag. 193—204.

[5]) Damit war die Besetzung der 5. Klasse mit Professoren faktisch anerkannt.

[6]) Namentlich die sog. „Ältere Professorenfrage" cf. pag. 547 f.

[7]) Die Beförderung der Gymnasiallehrer für Mathematik und die neueren Sprachen wurde auch dadurch verbessert, dafs an den Realschulen 54 Professorenstellen (von den Landräten) geschaffen wurden, wovon ein guter Teil diesen Kategorien zufiel. Da sie jetzt an den Realschulen Professoren werden konnten, hörte ihr Bestreben an Gymnasien befördert zu werden und somit die dadurch herbeigeführte Verschlechterung des Avancements auf. Hiezu vergleiche Bl. G. Sch. W. 34. Bd. pag. 724—725.

[8]) Generalversamml.-Ber. pag. 8—9.

Beide Motive veranlafsten die Staatsregierung, auch für die folgenden Landtagssessionen (1899/1900 u. 1901/02) weitere Vorlagen für Errichtung von Gymnasialprofessuren einzubringen. In der ersteren wurden deren 24 (10 philol., 7 math., 7 neusprachl.)[1] ohne Widerstand, wie gefordert, genehmigt.[2] Referent Dr. Schädler bemerkte hiebei, durch Bewilligungen des Landtags habe man erreicht, dafs die Beförderung zum Gymnasialprofessor nach 15—16 Jahren erfolge. Auf dieser Höhe das Avancement zu halten, sei Zweck der gegenwärtigen Forderung. Zudem sei dem Gedanken Rechnung getragen, dafs die Parallelkurse an den 4 oberen Gymnasialklassen mit Gymnasialprofessoren besetzt würden. Auch aus dem Gesichtspunkt der steigenden Frequenz seien die geforderten Stellen nicht überflüssig.[3]

Aus gleichen Beweggründen mit dem Hinzufügen, dafs man keine Verschlechterung des ohnehin nicht guten Avancements der Gymnasiallehrer eintreten lassen solle, beantragte im Landtag 1901/02 der dem Gymnasiallehrerstande wohlgeneigte Referent Dr. Schädler die Bewilligung der Kammer zu dem Regierungspostulate von 16 (11 philol., 5 math.) Professuren.[4] Ohne Debatte stimmte diese zu.[5]

Auf der XXII. Generalversammlung (1903) konstatierte Dr. Gebhard[6], dafs die Beförderung zum Gymnasialprofessor nach langer Frist wieder zum erstenmale in normaler Zeit, nämlich durchschnittlich 15 Jahre nach dem Konkurse, erfolge und dafs die 5. Klasse mit allen Parallelabteilungen theoretisch[7] mit philol. Professoren besetzt sei.[8] Zugleich sprach er

[1]) Dazu kam noch 1 Professur für Mathematik an dem Realgymnasium München.

[2]) Dr. Fr. Gebhard, Zu den Etatsvorschlägen für die Gymnasien nach dem Kultusetat für die XXV. Finanzperiode (1900/1901). Bl. G. Sch. W. 35. Bd. pag. 796—800.

[3]) Eug. Brand, Der Landtag 1899/1900 und die Gymnasien. Bl. G. Sch. W. 36. Bd. pag. 679—746, bes. pag. 737. — St. B. IV. Bd. pag. 239.

[4]) Dr. Fr. Gebhard, Aus dem Kultusetat für die XXVI. Finanzperiode (1902/03). Bl. G. Sch. W. 37. Bd. pag. 685—688. — XXI. Generalversamml. (1901) Ber. pag. 12—15 (Begründung). Dabei 1 philol. Professur für das Realgymnasium Nürnberg.

[5]) Dr. B. Weifsenberger, Der Landtag 1901/02 und die Gymnasien. Bl. G. Sch. W. 39. Bd. pag. 91—141, bes. pag. 133—134. St. B. X. Bd. pag. 418.

[6]) Generalversamml-Ber. pag. 13.

[7]) Faktisch sind die Professorenstellen sehr ungleich auf die Gymnasien verteilt. Während an einigen nicht blofs die 5. Klasse, sondern auch die 4. und 3., an einem sogar die 2. Professoren als Ordinarien haben, sind an anderen noch die 6. Klassen in den Händen von Gymnasiallehrern. Dies, sowie die ungleichmäfsige Verteilung der Mathematikprofessoren auf die einzelnen Gymnasien läfst deutlich die Statistik erkennen. Siehe Eug. Brand, Statistisches. Bl. G. Sch. W. 39. Bd. pag. 265.

[8]) Zu diesen Bewilligungen kam noch eine grofse Anzahl von Stellen, welche die Errichtung neuer Gymnasien mit sich brachte. Gegründet wurden solche seit 1880: Neustadt a. H. und Regensburg (Neues G.) 1880, Würzburg (Neues G.) 1886, München (Luitpold-G.) 1887, Nürnberg (Neues G.) 1889, Bamberg (Neues G.) 1890, München (Theresien-G.), Rosenheim und Fürth 1896, Ludwigshafen und Ingolstadt 1898, Günzburg 1900, Lohr 1902, Weiden 1904. Alle diese Forderungen hiefür wurden in liberalster Weise genehmigt, nur die für ein 6. (notwendiges) Gymnasium in München (1900) abgelehnt.

seinen lebhaften Dank jenen Faktoren aus, die zur Erledigung der Professorenfrage beigetragen hatten, dem Ministerium und dem Landtag und hier besonders den beiden Referenten Dr. Daller und Dr. Schädler. Den gröfsten Dank aber verdient Dr. Gebhard selbst, der gerade in diesen Jahren (1894—1903) an der Spitze des Gymnasiallehrervereines stand — ein zweiter Wolfgang Bauer.

---

3. Rang- und Gehaltserhöhung der Vorstände der (isolierten)[1]) Lateinschulen (Subrektoren) und Progymnasien (Rektoren).

Bis 1890 hatten die Subrektoren der isolierten Lateinschulen neben ihrem Studienlehrergehalt nur einen Funktionsbezug. Auch in diesem Jahre hatten die Vorlagen der Kreisregierungen, um die Subrektoren den Gymnasialprofessoren gleichzustellen, bei den Landräten keinen Erfolg. Doch schon im folgenden (1891) wurden die Anträge in Oberbayern, in der Pfalz und in Schwaben[2]) angenommen und zwar in den beiden ersten Kreisen mit rückwirkender Kraft auf den Tag der Anstellung zum Subrektor, in dem letzteren ohne dieselbe und nur für die Vorstände der vollständigen (fünfklassigen) und später zu Progymnasien (mit 6 Klassen) erweiterten Anstalten.[3]) In den übrigen Kreisen geschah es erst bei der Errichtung und Organisation der Progymnasien (A. V. v. 25. Juni 1894), da dies eine Vorbedingung zu ihrer staatlichen Genehmigung bildete.[4]) Die früheren Dienstjahre als Subrektor wurden dabei nur in Mittelfranken, nicht aber in Ober- und Unterfranken in Anrechnung gebracht.[5])

Zur Zeit ist noch 2 Subrektoren der Gehalt der Gymnasialprofessoren versagt.[6])

---

4. Die Dreierfrage.

In engem Zusammenhang mit der „Professorenfrage" steht und teilweise auf den gleichen Grundbedingungen fufst die sogenannte „Dreierfrage".

[1]) Seit 1894 blofs „Lateinschulen".

[2]) Auch der Subrektor der einzigen Lateinschule in diesem Kreise (Lindau) erhielt die Erhöhung.

[3]) Mit der Gehaltserhöhung bekamen sie vom Staate den Rang und Titel eines Gymnasialprofessors.

[4]) § 2 der Schulordnung lautet: Die Vorstände der Progymnasien führen den Namen „Rektoren" und genieſsen Rang und Gehalt von Gymnasialprofessoren.

[5]) Dr. Fr. Gebhard, Übersicht über die Rang- und Gehaltsverhältnisse der Lehrer an den Progymnasien und isolierten Lateinschulen nach Mafsgabe der Landratsbeschlüsse der letzten Jahre (1891—94). Bl. G. Sch. W. 31. Bd. pag. 61—63 und 200 cf. pag. 516 Anm. 2.

[6]) Einer hat den Titel und Rang persönlich erhalten. Bl. G. Sch. W. 30. Bd. pag. 278.

Durch die Prüfungsordnungen für das Lehramt von 1854 und 1873[1]) hatten die Kandidaten für die klassische Philologie, welche in der Hauptprüfung die III. Note erhalten hatten, nur die Berechtigung in der Lateinschule oder in den 5 unteren Klassen des Gymnasiums Unterricht zu erteilen. Das gleiche kam den Kandidaten zu, welche zwar die II. Note erlangt, aber das Spezialexamen nicht gemacht oder nicht bestanden hatten.[2]) Durch die Strenge bei der Abhaltung der Prüfungen — infolge des grofsen Zudranges — befand sich so ziemlich ein Drittel sämtlicher philologischer Lehrer in der Lage der „Nichtvollberechtigten".[3])

Vor der Gehaltsregulierung 1892 war die Differenz zwischen dem Gehalt eines älteren Studienlehrers und dem Anfangsgehalt eines Gymnasialprofessors zu unbedeutend — ungefähr 300 M. —, um Bestrebungen dieser Kategorie nach der Professur zu veranlassen. Anders ward es nach 1892. Von jetzt an betrug der Unterschied 600—1000 M. (je nach den Dienstjahren). Das Wort des Finanzministers Dr. v. Riedel[4]) von „den nötigen organisatorischen Mafsnahmen", um die Folgen des „Durchgangspostens" beim Gymnasiallehrerstand zu beseitigen, galt nicht blofs für die Vollberechtigten[5]), sondern wurde nicht mit Unrecht auch von den Nichtvollberechtigten für sich in Anspruch genommen.[6]) Dazu kam die Konstatierung, dafs in jeder anderen Sparte des höheren Staatsdienstes jeder auf eine höhere Stufe (als die des Durchgangspostens) gelangen konnte: Juristen mit der III. Note rückten zum Oberamtsrichter, Forstleute mit der gleichen Note zum Forstmeister vor. Ähnlich war es beim Verkehrs- (Post- und Eisenbahn-) und Zollwesen. Es wurde hier sogar noch eine Anzahl neuer Stellen geschaffen, um den Beamten, von denen die meisten keine akademische Bildung besafsen, die Möglichkeit zu gewähren, bei entsprechender Qualifikation über die Gehaltsklasse XI e (= „Durchgangsposten") hinauszukommen.

Für die Vorstände der meisten vollständigen Lateinschulen und später der Progymnasien wurde dies, wie oben dargelegt,[7]) ohne besondere Schwierigkeit erreicht. Anders verhielt es sich mit den übrigen Dreiern. So lange es mit dem Avancement der vollberechtigten Gymnasiallehrer schlecht stand, mufsten die Wünsche der Nichtvoll-

[1]) Eug. Brand, Über Vorbildung und Prüfung etc. pag. 33 u. 38 f. Neusprachliche Lehrer mit der III. Prüfungsnote kamen bei den Gymnasien nicht in Betracht. Die Mathematiker mit der gleichen Note konnten schon längst wie die mit der I. und II. Note zur Professur gelangen.

[2]) Da die weitaus gröfsere Zahl dieser Lehrer aus solchen mit der III. Note besteht, spricht man kurz von der „Dreierfrage".

[3]) Im Jahre 1897 waren es deren 216 unter 646.

[4]) cf. pag. 527.

[5]) Die „Vollberechtigten" waren jene Lehrer, welche das 1. Examen mit der I. oder II. Note bestanden und das Spezialexamen gemacht hatten und dadurch die Berechtigung erlangt hatten, in allen Klassen des Gymnasiums zu unterrichten.

[6]) Dr. Fr. Gebhard, Das bayerische Gymnasialschulwesen unter dem Ministerium Müller. Bl. G. Sch. W. 31. Bd. pag. 337—377, bes. pag. 374 f.

[7]) cf. pag. 533.

berechtigten zurücktreten. Die „Dreierfrage" d. h. die Angelegenheit, ob und unter welchen Voraussetzungen die Dreier zur Gymnasialprofessur gelangen sollten, konnte erst dann akut werden, als durch die Landtagsbeschlüsse von 1891/92, 1893/94 und 1895/96 zur Verbesserung des Avancements der Vollberechtigten auch die 5. Klasse der Gymnasien mit Professoren zu besetzen ermöglicht ward.[1]) Dadurch war das Prinzip ausgesprochen, dafs die Gymnasialprofessoren nicht blofs mehr auf das eigentliche Gymnasium im alten Sinne oder auf die 4 oberen Gymnasialklassen beschränkt sein sollten. Es lag nahe, dafs jetzt auch die Nichtvollberechtigten, die in der 5. Klasse das Ordinariat hatten, das gleiche Avancement beanspruchten, zumal sie nach den Bestimmungen der Schul- und Prüfungsordnung, wie man geltend machte, zwar vom Unterricht in den 4 oberen Klassen, aber nicht von der Professur ausgeschlossen waren.

Auf die Notwendigkeit, diese Frage einer Lösung zuzuführen, hinzuweisen, sah der umsichtige Vorstand des Gymnasiallehrervereins Dr. Gebhard schon 1895 als eine seiner Aufgaben an.[2]) Auf seine Veranlassung brachte sie der Abg. Dr. Günther in der Landtagssession 1895/96[3]) zur Sprache. Während die Mathematiker, wie er mit Recht betonte, auch ohne Spezialexamen Professoren würden, sei dies den Philologen nicht möglich. Die Grenze zwischen der II. und III. Note sei labil und darum solle der Makel der III. Note nicht durch das ganze Dienstleben nachwirkend bleiben. Ein Philologe mit dieser Note gehöre zu den unglücklichsten Staatsdienern. Auch der Kultusminister habe in einem Privatgespräch sich geäufsert, es liege darin eine Grausamkeit, die in irgend einer Form wenigstens gelindert werden müsse. Abg. Dr. Orterer sprach daraufhin die Befürchtung aus, es möchten die Avancementsverhältnisse für die andern, welche im Wettstreite der Prüfung eine bessere Note erhalten hätten, noch viel schlechter werden. Wolle man die Dreier den Vollberechtigten gleich behandeln, so sei dies eine Ungerechtigkeit gegen die letzteren. Die Anordnungen des Prüfungsregulativs verlören ihre Gültigkeit und das Beförderungswesen jede sichere Grundlage. Man könne die Dreier zu Vorständen der Progymnasien und Lateinschulen machen und unter Umständen eine Ausnahme zulassen, wenn die praktische Tüchtigkeit einen Ausgleich bilde gegenüber dem Defekt des Examens. Der Minister Dr. v. Landmann konstatierte zunächst, dafs nach seiner Ansicht die Prüfungsordnung keine Bestimmungen gegen die Beförderung der Dreier zu Professoren enthalte, dann äufserte er, absoluten Wert lege er nicht darauf, dafs die Erfordernisse der Examina vollständig erfüllt seien, unter Umständen könnten sie durch eine vorzügliche Qualifikation aufge-

[1]) cf. pag. 528 f.

[2]) XIX. Generalversamml.-Ber. (1897) pag. 19. — Bl. G. Sch. W. 31. Bd. pag. 374 f.

[3]) Dr. Fr. Gebhard, Die Ergebnisse der letzten Landtagsverhandlungen (1895/96). Bl. G. Sch. W. 33. Bd. pag. 1—47, bes. 21—24. — St. B. VII. Bd. pag. 391 f. und VIII. Bd. pag. 226 f.

wogen werden. Insbesondere sei er nicht abgeneigt, Kandidaten mit der III. Note zu Vorständen der Progymnasien zu machen. Bei den Altphilologen müsse er im Prinzip darauf halten, dafs diejenigen, welche Gymnasialprofessoren werden wollten, das Spezialexamen machten, eventuell nachmachten. [1])

Auf der XIX. Generalversammlung (1897) des Gymnasiallehrervereins war es nun eine schwierige Aufgabe der Vorstandschaft zwischen den beiden Interessengruppen, den Dreiern und den Vollberechtigten, zu vermitteln, um den einen die gewünschte Verbesserung ihrer Lage zu ermöglichen, ohne die andern in ihrem Avancement zu schädigen. In einer Denkschrift (verfafst vom Vorstande Dr. Gebhard) [2]) legte hier der Ausschufs die Lage der Angelegenheit dar: Wenn auch formell die sogenannten Dreier von der Gymnasialprofessur ausgeschlossen seien, so sprächen doch Billigkeitsgründe dafür, die sich aus den Veränderungen innerhalb und aufserhalb des Philologenstandes ergäben. Zu den ersteren sei die gröfsere Differenz im Gehalt nach dem neuen Regulativ, sowie die Rangerhöhung der Rektoren an Progymnasien und Lateinschulen zu rechnen, was ein offenbares Abgehen von den Bestimmungen der Prüfungsordnung 1873 involviere. [3]) Zu den letzteren gehöre, dafs den Reallehrern eine Verbesserung ihrer Stellung auf Grund von Kreisbewilligungen in Aussicht stehe, dafs den Religionslehrern an den Gymnasien nach 15jähriger Dienstzeit auch der Gehalt eines Professors verliehen werde, [4]) dafs endlich auch bei anderen Beamtenklassen die Dreier nicht so rigoros behandelt würden. Die erregten Debatten führten zu folgenden Beschlüssen:

„I. Es ist anzustreben, dafs die Gehaltsklasse XIe in ihren Bezügen nach einer Reihe von Jahren aufgebessert werde [5]).

II. Es ist anzustreben, dafs die bestqualifizierten Gymnasiallehrer der Kategorie von den Rektoraten an Progymnasien nicht ausgeschlossen werden.

III. Es ist anzustreben, dafs eine Anzahl von Professuren an den Progymnasien von den Kreisen

[1]) Um einigen Kollegen die Möglichkeit zu geben, das (unterlassene) Spezialexamen nachzumachen, wurde ihnen die Frist zur Nachholung bis 1899 ausgedehnt. Von da an trat an seine Stelle der zweite Prüfungsabschnitt nach der neuen Prüfungsordnung von 1895.

[2]) Generalversamml.-Ber. pag. 19—21 und 31—42.

[3]) Die Rektoren an den Progymnasien hatten den Unterricht in der 6 Klasse zu geben, was nach der Prüfungsordnung von 1873 ihnen nicht gestattet war, da sie — fast ohne Ausnahme — die III. Note im Examen erhalten hatten.

[4]) Am 23. Juli 1896 waren 18 Religionslehrern nach 10jähriger Dienstzeit die pragmatischen Rechte verliehen worden. Durch den Landtag 1895/96 erhielten dann 8 zu dem Titel und Rang auch den Gehalt von Gymnasialprofessoren nach 15jähriger Dienstzeit. cf. Dr. Fr. Gebhard, Die Ergebnisse der letzten Landtagsverhandlungen (1895/96). Bl. G. Sch. W. 33. Bd. pag. 18—19.

[5]) Dieser Beschlufs wurde gefafst, damit auch jene Dreier, denen die nötige Qualifikation zur Professur fehlte, eine Aufbesserung erlangten.

geschaffen werde, welche den bestqualifizierten Gymnasiallehrern der Kategorie ebenfalls zugänglich sein sollen.

IV. Es ist anzustreben, dafs der Titel „Professor" älteren bestqualifizierten Gymnasiallehrern der Kategorie zuteil werde."[1])

Dem II. und III. Beschlusse gegenüber nahm die Regierung eine zustimmende Stellung ein.[2]) Es wurden also prinzipiell und theoretisch auch die Nichtvollberechtigten für die Rektorenstellen an den Progymnasien für qualifiziert erachtet. Zur Durchführung des IV. Beschlusses erhielten 12 Gymnasiallehrer der Dreierkategorie zu Neujahr 1898 und noch weitere 6 im folgenden Jahre den Titel und Rang eines Gymnasialprofessors.[3]) Gegen den ersten Punkt erklärte sich das Finanzministerium, da dessen Bewilligung eine Umgestaltung des Gehaltsregulativs in sich schliefse und die Sache für die Philologen nicht allein gemacht werden könne. Die Durchführung des III. Beschlusses in Angriff zu nehmen, scheute sich der Kultusminister, da er eben für die Errichtung von Professorenstellen an den Realschulen bedeutende Anforderungen an die Kreise stellen wollte.[4])

Behufs Förderung dieser Frage richteten 61 pfälzische Gymnasiallehrer an den Landtag 1897/98 eine Petition.[5]) Von seiten der Vorstandschaft des Gymnasiallehrervereins kam hiezu neben einer allgemeinen „Stellenstatistik" noch eine eingehende Denkschrift: „Materialien zur Beurteilung der sogenannten Dreierfrage im philologischen Lehrfach."[6]) Auf der Grundlage der Etats wurde hierin statistisch nachgewiesen, dafs keine einzige Gruppe akademisch gebildeter Beamten in einer auch nur annähernd so hohen Zahl den Durchgangsposten einnehme als die Kategorie der Gymnasiallehrer, dafs die Dreier in jeder anderen Sparte des höheren Staatsdienstes zu einer Stufe es bringen könnten, die höher als XIe liege, dafs die Etatsaufstellung für Post und Eisenbahn erkennen lasse, wie man bestrebt sei, die Offiziale in grofsen Schüben (aus XIe) in eine höhere Klasse des Gehaltsregulativs einzureihen.

---

[1]) Der Vorschlag, eine Zwischenstufe zwischen dem Gymnasiallehrer und dem Professor (etwa in Gehaltsklasse XIa) zu schaffen, wurde abgelehnt mit Rücksicht auf die Standesinteressen und das Gehaltsregulativ.

[2]) XX. Generalversamml.-Ber. (1899) pag. 16—22.

[3]) Wurde in den folgenden Jahren wieder unterlassen; erst 1904 erneuert.

[4]) Bekanntlich führte dies zur Errichtung von 54 Professorenstellen an den Realschulen. Der Staat nahm dafür die Pensionslast für sämtliche Reallehrer den Kreisen ab.

[5]) XX. Generalversamml.-Ber. (1899) pag. 18—19.

[6]) Abgedruckt: Bl. G. Sch. W. 34. Bd. pag. 205—215.

In den Plenarsitzungen des Landtags[1]) trat wieder zuerst Dr. Günther, dann Dr. Andreae für die Sache der Dreier ein. Der Minister Dr. v. Landmann verkannte nicht ihre äufserst fatale Lage. Er habe deshalb selbst veranlafst, dafs die gutqualifizierten zu Stellen von Rektoren an Progymnasien zugelassen würden und einer Anzahl derselben zu Neujahr der Professortitel verliehen worden sei. Der Erhöhung des Durchgangspostens und der Einreihung in Gehaltsklasse XI a nach zehnjähriger Dienstzeit stelle sich das prinzipielle Bedenken vom Standpunkte des Regulativs in den Weg. Dem Wunsche, Gymnasialprofessor zu werden, stehe die Befürchtung der besser benoteten Lehrer gegenüber, ihr Avancement um 5—6 Jahre verschlechtert zu sehen. Aus diesem Dilemma scheine man nur dadurch herauskommen zu können, wenn neben der Schaffung von Professuren für die Vollberechtigten noch etwa 20 weitere, aber nur für die bestqualifizierten Dreier bestimmte Stellen bewilligt würden. Jedoch sollten diese nicht weiter als bis zur fünften oder sechsten Klasse vorrücken. Er hoffe, dafs in der nächsten Finanzperiode etwas geschehen könne. Dr. Orterer führte auch aus: Im Interesse des Standes müsse etwas geschehen. Sein Wunsch wäre zunächst gewesen, dafs die Frage durch Aufbesserung der Klasse XI e beseitigt worden wäre. Den Unterschied in der Examenqualifikation zu entfernen, bedeute eine Unbilligkeit gegen diejenigen, welche unter grofsen Anstrengungen auch physischer Art die Last des Spezialexamens auf sich genommen hätten. Den Vorschlag des Ministers halte er für den erfreulichsten. Zugleich müsse Vorsorge getroffen werden, dafs die Kreise und Städte an ihren Progymnasien und Lateinschulen Professuren schüfen. Weiterhin erklärte sich der Abg. Jos. Wagner ebenfalls mit dem vom Minister vorgezeichneten Weg einverstanden; dagegen sprach sich der Referent Dr. Daller sehr zurückhaltend aus.

Auf der XX. Generalversammlung (Ostern 1899) konstatierte der Vorstand Dr. Gebhard durch Abstimmung, dafs sich gegen eine Beförderung von „Nichtvollberechtigten" zu Professoren keine Stimme erhoben habe.[2])

Auch das Ministerium wählte nunmehr entschieden diesen Weg zur Lösung der Frage.

Der Kultusetat für die Landtagssession 1899/1900 enthielt zu diesem Zweck ein Postulat von 10000 M. In der Begründung hiefs es unter anderem[3]):

„Da es der Konsequenz wegen nicht thunlich ist, der Klasse XI e des Gehaltsregulativs, der die Gymnasiallehrer an-

[1]) Die Landtagsverhandlungen zum Gymnasialetat 1897/98. Bl. G. Sch. W. 34. Bd. pag. 641—712, bes. pag. 650—701.

[2]) Generalversamml.-Ber. pag. 29. Dazu vergleiche pag. 16—21.

[3]) Dr. Fr. Gebhard, Zu den Etatsvorschlägen für die Gymnasien nach dem Kultusetat für die XXV. Finanzperiode (1899/1900). Bl. G. Sch. W. 35. Bd. pag. 796—800.

gehören, in den späteren Dienstjahren höhere Dienstalterszulagen als bisher zuzuwenden, erübrigt angesichts des vorliegenden Bedürfnisses wohl nichts anderes, als für die Gymnasiallehrer ohne Spezialprüfung eigene Professorenstellen zu errichten, wobei indessen ausdrücklich vorbehalten werden mufs, dafs in der durch die Prüfungsordnung festgelegten lehramtlichen Qualifikation der Beteiligten eine Änderung nicht eintreten soll, d. h., dafs die neu zu errichtenden Professuren ausschliefslich für die unteren Klassen bestimmt sein sollen."

Bei den Beratungen im Finanzausschufs fügte der Minister hinzu, seine Absicht, allen Gymnasiallehrern eine Quinquennalzulage von 360 M. zukommen zu lassen, sei vom Finanzministerium wegen der Folgen abgelehnt worden. Es sollten durch das gegenwärtige Postulat nur die bestqualifizierten Lehrer der Kategorie (der „Nichtvollberechtigten") befördert werden, vor allem jene, welche den Titel „Professor" schon erhalten hätten. Die Beförderung solle ungefähr sieben Jahre später erfolgen als bei den Vollberechtigten. Nachdem man noch allerseits konstatiert hatte, dafs durch das Postulat das Gehaltsregulativ nicht geändert werde, und auch auf Betreiben des Abg. Dr. Heim für die Lehrer an den Realschulen die gleiche Behandlung vom Minister versprochen worden war, fand die Vorlage im Ausschufs und in der Plenarsitzung einstimmige Annahme. [1])

Hiedurch konnten 17 Gymnasiallehrer der Dreierkategorie am 1. Juli 1900 zu Professoren befördert werden. Auch seitens der Landräte wurden auf Vorschlag der Regierung die Mittel für fünf an den Progymnasien bewilligt. [2]) Dazu brachte der Landtag 1901/1902 nochmals die Genehmigung von 4000 Mk., was das Avancement von weiteren 9 Gymnasiallehrern ermöglichte. [3]) Gegen eine Anregung des Abg. Jos. Wagner, dafs die Qualifikationsnote II schon zur Beförderung (der Dreier) genügen sollte, sprach sich der Minister energisch aus, da nach der Anschauung des Obersten Schulrates der Mangel der Prüfung nur durch eine besonders gute Qualifikation (nicht unter I—II) ersetzt werden könne. Die gleiche Ansicht gaben der Referent Dr. Schädler und Dr. Orterer kund. [4])

---

[1]) Eug. Brand, Der Landtag 1899/1900 und die Gymnasien. Bl. G. Sch. W. 36. Bd. pag. 679—746, bes. pag. 734—736. — St. B. IV. Bd. pag. 234—239.

[2]) Die Beförderung geschah am 1. Januar 1901. Aufser einer entsprechenden Qualifikation verlangten die Landräte eine 15jährige pragmatische Dienstzeit. XXI. Generalversamml.-Ber. (1901) pag. 10—12.

[3]) Dr. B. Weifsenberger, Der Landtag 1901/02 und die Gymnasien. Bl. G. Sch. W. 39. Bd. pag. 91—141, bes. 131—132. — St. B. X. Bd. pag. 418—419.

[4]) Zur Zeit (1903) zählt man 39 Professoren an den Gymnasien, 5 an den Progymnasien und mit Einschlufs der Rektoren an Progymnasien und der Subrektoren an den Lateinschulen nahezu 80 Angehörige der Dreierkategorie im Rang und Ge-

5. Die Rang- und Gehaltserhöhung der Rektoren.

Wie schon früher erwähnt, hatte bereits Dr. Ruland im Landtag 1849/50 im Ausschufs den Vorschlag gemacht, dem Rektor einer Studienanstalt in der Folge in unwiderruflicher Eigenschaft den Rang eines Kollegialdirektors zu verleihen und die Besoldung jederzeit besonders auszusprechen.[1]) Bei den damaligen Verhältnissen mufste die Anregung ohne Erfolg sein. In den 60er Jahren wurde um die Umwandlung der Funktionsremuneration (300 fl.) in einen ständigen Gehalt gebeten.[2]) Im Jahre 1867 beantragte die Regierung zum ersten Male den Rektoren einen höheren Rang und Gehalt zu gewähren.[3]) Mit der Ablehnung des Gehaltsregulativs fiel auch dieses Postulat.[4])

Zur Lösung dieser sog. „Rektorenfrage" drängte die innere Entwicklung in der Stellung der Vorstände der Gymnasien. Wie Dr. Elsperger, Rektor in Ansbach, schreibt, hatte sich nach den Vorschriften der Schulordnungen von 1854[5]) die innere Wirksamkeit der Rektoren auf die Handhabung der Strafdisziplin zu beschränken. Ihre Stellung in der Mitte zwischen den Lehrern und der vorgesetzten Behörde sei oft eine gehemmte und unbequeme gewesen. Sie hätten sich häufig höheren Orts nicht als Vorstände der Schule, welche für das Gedeihen derselben mit ihrem Gewissen und ihrer Ehre einzustehen hätten, sondern als blofse Vollzugsorgane ansehen lassen müssen. Daher begrüfse er es, dafs man in dem Entwurfe zu einer neuen Schulordnung[6]) den Rektoren eine ausgedehntere Tätigkeit und einen gröfseren Einflufs auf die Leitung der Schule einzuräumen vorhabe und dafs Anordnung des Unterrichtsganges, sowie Verteilung der Lehrgegenstände mit der Aufgabe, Einheit in die verschiedenartigen Elemente zu bringen, ein Hauptteil ihrer Aufgabe bilden sollten. Daran fügte der Verfasser des Aufsatzes den Wunsch, es möchte wenigstens der Funktions-

halt von Gymnasialprofessoren. Dafs die Frage in dieser Weise gelöst wurde, wie es die „Standesdignität" verlangte, ist ein Werk Dr. Gebhards. XXII. Generalversamml.-Ber. (1903) pag. 13—15. — Auch in den folgenden Landtagen wird die Staatsregierung Mittel fordern müssen, um die endgültige Erledigung der Frage herbeizuführen.

[1]) pag. 489.

[2]) So in dem bekannten Promemoria und der Eingabe an Se. Majestät im Jahre 1865, wobei auf das Versprechen der Regierung im Jahre 1861 (cf. pag. 499). hingewiesen wurde. Unter anderem wurde dort der Wunsch damit motiviert, die funktionäre Stellung der Rektoren vertrage sich weder mit ihrer Wichtigkeit noch mit ihrer äufseren Bedeutung. Auch stehe die Unabhängigkeit des Schulregiments von aufser der Schule stehenden Organen, sowie die von der gegenwärtigen Schulordnung gewollte mit einer höheren definitiven Stellung der Rektoren im engsten Zusammenhang. (Promemoria pag. 13); cf. pag. 504 Anm. 2.

[3]) pag. 507 (Rang und Gehalt eines Bezirksamtmannes).

[4]) pag. 508.

[5]) Bl. G. Sch. W. 7. Bd. pag 47—49.

[6]) Entwurf einer Ordnung der gelehrten Mittelschulen (Studienanstalten) in Bayern. München 1870.

gehalt nicht wie bisher bei einigen wenigen, sondern bei allen Rektoren pragmatisch d. h. pensionsfähig gemacht werden.

Dafs dieses Streben auch in weiteren Kreisen des Gymnasiallehrerstandes vorhanden war, beweist die Anregung des damaligen Studienlehrers Sörgel[1]) auf der IV. Generalversammlung (1867).[2]) Unter Hinweis auf das Mifsverhältnis, welches zwischen dem Lehrstande überhaupt und anderen Branchen des Staatsdienstes herrsche, bezeichnete er es hier als keinen unbescheidenen Wunsch, dafs bei diesem ein analoges Verhältnis und eine Erweiterung des Avancements geschaffen werde. Den gleichen Gegenstand besprach er wenige Jahre später in seiner Broschüre: „Die gegenwärtige Gymnasialbildung mit besonderer Berücksichtigung des bayerischen Gymnasialwesens."[3]) Indem er die Einwände seitens des Landtags[4]) scharf zurückwies, führte er eine Menge von Gründen für die Rangerhöhung der Rektoren an.[5]) Nur, meinte er, müsse man die anzustrebende Neuerung trotz ihrer unwidersprechlichen Vernünftigkeit abhängig machen von der Einrichtung einer technischen Oberleitung, die mit eingehender Personalkenntnis bei der Besetzung von Rektoraten vorgehe.[6])

Der damalige Kultusminister Dr. v. Lutz war gleichfalls von der Notwendigkeit überzeugt, dafs den Leitern der Studienanstalten ein höherer Rang und Gehalt zukomme. Deshalb brachte er an den Landtag 1871/72 ein Postulat von 4597 fl. behufs Umwandlung der Rektoratsfunktionen in ständige Stellen und Einreihung der Rektoren in Gehaltsklasse IIIb.[7]) Auf Antrag des Referenten Dr. Ant. Schmid[8]) sprach sich schon der Ausschufs dagegen aus. Mafsgebend war für ihn nicht blofs der Kostenpunkt, sondern auch die Abneigung

---

[1]) Später Rektor in Hof und Landtagsabgeordneter.
[2]) Generalversamml.-Ber. pag. 10.
[3]) Nördlingen 1872. pag. 114—127.
[4]) cf. pag. 542 f.
[5]) Auch in der Schrift „Aphorismen über die Gymnasien, besonders die humanistischen, hauptsächlich in Bayern. Von Christ. Heinr. Kleinstäuber, qu. Königl. Conrector und Gymnasialprofessor in Regensburg. Regensburg 1873 (Gg. Jos. Manz)" sind (pag. 50—51) die Gründe, welche für die Rangerhöhung der Rektoren sprachen, zusammengestellt und die Vorwände der Gegner widerlegt. Zugleich machte der Verfasser den Vorschlag, den Rektoren den Rang eines Regierungsrates zu geben.
[6]) Dr. Alb. Bischoff, Prof. in Landau, verlangte in seiner Broschüre: „Über bayerisches Gymnasialwesen. Bedenken und Vorschläge. Landau 1884" das Rektorat solle von Jahr zu Jahr, höchstens von drei zu drei Jahren, auf Grund einer Wahl unter den Professoren wechseln (pag. 24).
[7]) Der III. Gehaltsklasse b gehörten damals an die Appellationsgerichtsräte, die Bezirksgerichtsdirektoren und Regierungsräte. Der Anfangsgehalt dieser Klasse (III b) betrug 2200 fl. und stieg nach je fünf Jahren um 200 fl. bis zum 20. Dienstjahre, von da in jedem weiteren Quinquennium um je 100 fl. (Landtag 1871/72; Beil. Bd. II pag. 147—148.) Im Vergleiche mit dem Professorengehalte eine bedeutende Erhöhung. cf. pag. 511 Anm. 5.
[8]) Beil. Bd. III pag. 141—142; St. B. II. Bd. pag. 638.

der Kammer eine neue Beamtenkategorie zu schaffen. Auch das Interesse der Schule glaubte man anführen zu müssen: Durch die jetzige Einrichtung habe man es in der Hand, weniger geeignete oder gar unfähige Rektoren wieder zu entfernen. Unter einem allmächtigen Schulmonarchen leide die Kollegialität der Professoren, was der Schule nicht förderlich sei. Zudem seien Konsequenzen zu fürchten, da man auch die Rektoren der anderen Schulen, besonders der Universitäten, um eine Stufe höher stellen müsse. Diese Ansichten vertrat er auch im Plenum mit Erfolg. Vergebens hatte hier Abg. Thomafs[1]) das Regierungspostulat wieder aufgenommen und es als gerecht und notwendig begründet im Hinblick auf den grofsen und wichtigen Wirkungskreis, die Mühe und die Verantwortlichkeit der Rektoren; vergebens unterstützte ihn Abg. Sörgel[2]), der die Ablehnung des Postulates eine Unbilligkeit und Ungerechtigkeit nannte; vergebens bemühte sich Minister Dr. v. Lutz[3]), die Befürchtungen wegen der Konsequenzen zu zerstreuen. Dann fuhr er fort, es könne nicht genug betont werden, dafs das Glück und das Heil eines Gymnasiums, sein Wirken und Gedeihen vor allem davon abhänge, ob der richtige und tüchtige Schulmann an der Spitze stehe. Dies beweise die Geschichte der gelehrten Schulen in Deutschland. So sehr sei der vorliegende Antrag innerlich begründet, dafs ihm in ganz kurzer Zeit (!) ein besseres Los zuteil werden müsse, wenn er auch diesmal abgelehnt würde. Letzteres geschah. [4])

Die Hoffnung des Ministers auf den folgenden Landtag 1873/75 erfüllte sich nicht. Sein Postulat von 5472 fl. zum Zwecke der Gleichstellung der Rektoren der humanistischen und Realgymnasien sowie der Industrieschulen und Lyzeen im Gehalte mit den Bezirksgerichtsdirektoren (Gehaltsklasse III b) begründete er sehr eingehend. Unter anderem wies er darauf hin, dafs der älteste wie der jüngste Rektor nur eine widerrufliche Funktionsremuneration von 300 fl. geniefse. Ihr pragmatischer Gehalt bemesse sich nach ihrem Dienstalter als Gymnasialprofessoren. Hieraus entstehe die Anomalie, dafs, während nach dem neuen Gehaltsregulativ (1872) die Vorstände von Behörden und Stellen überall mit höheren Gehalten ausgestattet seien, als die ihnen untergebenen Beamten, die Gymnasialrektoren allein nicht in dieser günstigeren Lage sich befänden, wiewohl sie einem Beamtenkollegium vorständen, das an gröfseren Anstalten 16—18 ordentliche Lehrer zähle. Der Aufwand von jährlich 5472 fl. sei im Vergleiche

[1]) St. B. II. Bd. pag. 635—636.
[2]) St. B. II. Bd. pag. 636—637.
[3]) St. B. II. Bd. pag. 638.
[4]) St. B. II. Bd. pag. 640. Es darf hier nicht verschwiegen werden, dafs nicht etwa blofs von anderen Beamtensparten, so besonders von Seite mancher Juristen, sondern auch von vielen Kollegen — selbst Rektoren befanden sich darunter — dem Antrag des Ministeriums entgegengearbeitet wurde, ein Beweis, wie „jung“ damals der Gymnasiallehrerstand noch war.

mit der Wichtigkeit des hiedurch zu erreichenden Zweckes nicht bedeutend. Dazu war gefügt:

„An Wichtigkeit für die Staatsverwaltung und an Bedeutung für das Wohl und die Zukunft der Bevölkerung und des Staates steht ein Gymnasium einem Bezirksgericht sicherlich nicht nach. Wenn nun das Gehaltsregulativ den Vorständen der richterlichen Kollegien an den kgl. Bezirksgerichten einen höheren Gehalt als den ihnen untergebenen Räten einräumt, so dürfte es die Billigkeit erfordern, die Vorstände der Lehrerkollegien an den bayerischen Mittelschulen, die Rektoren, der gleichen Stellung ihren Professoren gegenüber teilhaftig werden zu lassen und sie gleich den Bezirksgerichtsdirektoren mit einem Anfangsgehalt von 2200 fl. in die Gehaltsklasse III b einzureihen. Es würde damit in Bayern nur eingeführt, was anderwärts, namentlich in Norddeutschland, in analoger Weise schon längst besteht und eine Ungleichheit in der Behandlung der Gymnasialrektoren beseitigt, welche von denselben, sowie von dem gesamten bayerischen Gymnasial-Lehrerstande schon oft schmerzlich empfunden worden ist."[1])

Im Finanzausschufs fand trotzdem diese Position ebensowenig Gnade, wie der Antrag des Referenten Dr. Ant. Schmid[2]), einem Drittel der Rektoren pragmatische Rechte zu verleihen; nur der Erhöhung der Rektoratsfunktionsremuneration um 100 fl. stimmte man bei. Im Plenum erneuerten die Abg. Dürrschmidt und Seitz den Regierungsvorschlag.[3]) Durch Bewilligung von 4500 fl., so führte der erste Antragsteller aus, könne den höheren Ansprüchen an die Rektoren und der Wichtigkeit ihrer Tätigkeit Rechnung getragen werden. Nach ihm zerzauste Abg. Sörgel[4]) die Gründe, die man zur Ablehnung der Position angeben zu müssen glaubte. Neue Stellen würden nicht geschaffen, die Kompetenz der Rektoren nicht erweitert und ihre Stellung den Professoren gegenüber in keiner Hinsicht geändert. Früher habe die Rechte keine Klage erhoben, als Lyzealprofessoren oder -Rektoren an der Spitze von Gymnasien gestanden und keinerlei Unterricht an ihrer Anstalt gegeben hätten. Keinem Stande, selbst dem geistlichen nicht, mute man es zu, sich blofs mit dem inneren Bewufstsein zu begnügen und kein Verlangen nach äufserer Anerkennung zu tragen. Die Nichtbeachtung des Antrags betrachteten die Gymnasiallehrer als eine Zurücksetzung des ganzen Standes. Der Minister[5]) bemerkte nur kurz, die Sache sei hinreichend erörtert und es seien nicht persönliche Rücksichten gewesen, welche die Staatsregierung zur Einbringung des betreffenden Postulates veranlafst hätten.

[1]) Beil. Bd. I pag. 380—381.
[2]) Beil. Bd. III pag. 227—228. — St. B. II. Bd. pag. 246; cf. Finanz-Aussch.-Ber. vom 27. Juni 1874 in Augsbg. Abendztg. Beil. Nr. 174.
[3]) St. B. II. Bd. pag. 241—242
[4]) St. B. II. Bd. pag. 244—246.
[5]) St. B. II. Bd. pag. 246.

In seinem Schlufswort hob der Referent Dr. Ant. Schmid[1]) hervor, der ausschlaggebende Grund der Mehrheit für die Ablehnung sei, dafs man keinen Rifs in das Gehaltsregulativ (von 1872) eintreten lassen wolle, was geschehe, wenn man einen Teil der Gymnasialprofessoren in eine höhere Klasse versetze, umsomehr, da derartige Petitionen auch seitens anderer Beamtenkategorien vorlägen.[2]) Bei der Abstimmung fand der ablehnende Ausschufsantrag Annahme.[3])

Da der Minister in den folgenden Landtagen, selbst 1876 bei der Revision des Gehaltsregulativs, seinen Antrag nicht wiederholte, so blieb die Angelegenheit einige Zeit ruhen.

Erst 1885 gab die schon erwähnte Broschüre von Dr. Neudecker „Die gegenwärtige Stellung der Lehrer an den bayerischen Mittelschulen" einen neuen Anstofs zur Behandlung der Rektorenfrage. Unter anderem schrieb er,[4]) dafs die einem Schulmanne mögliche höchste Rangstufe sogar Beamte des niederen Finanzdienstes erreichen könnten, die ohne akademische Studien gleich vom Gymnasium weg in den Dienst träten. Dafs das Rektorat nur eine Funktion darstelle, sei eine bayerische Eigentümlichkeit, die sich sonst nirgends finde. Dadurch werde notwendig und tatsächlich die ganze soziale Stellung des Gymnasiallehrerstandes herabgedrückt. Bei den anderen Ständen wirke die Möglichkeit künftiger Rangsteigerung sehr merklich bis auf die untersten Stufen zurück, erhöhe die Achtung, die sie genössen, und hebe das Selbstgefühl des jungen Beamten.

Die Erörterungen Dr. Neudeckers trugen zum Beschlusse der XIV. Generalversammlung (1886) wesentlich bei:[5])

> „Es ist anzustreben, dafs die Stellung der Vorstände an den bayerischen Gymnasien aus einer blofsen Funktion in ein definitives pragmatisches Amt mit höherem Rang und Gehalt verwandelt werde."

Motiviert wurde dieser Wunsch in einer Eingabe an das Ministerium unter anderm damit, es werde die Autorität der Schule gestärkt und der Stand der Gymnasiallehrer gehoben, wenn der Vorstand eines Kollegiums auch im öffentlichen Leben eine den Vorständen anderer Beamtenkollegien ebenbürtige Stellung einnehme. Der Minister war mit diesen Bestrebungen einverstanden, glaubte aber von einem Postulat an die Kammer noch absehen zu müssen, da zur Zeit keine Aussicht auf Bewilligung bestehe.[6])

---

[1]) St. B. II. Bd. pag. 246.
[2]) Ähnliche Scheingründe bei der „Frage der älteren Professoren" cf. pag. 547 f.
[3]) St. B. II. Bd. pag. 247.
[4]) pag. 10—11.
[5]) Generalversamml.-Ber. pag. 14.
[6]) XV. Generalversamml.-Ber. (1888) pag. 5—12.

Wie daher der Landtag 1887/88[1]) sich versammelt hatte, waren die Vorstände und andere Mitglieder des Gymnasiallehrervereins tätig, die Abgeordneten zu veranlassen, sich in dieser Frage günstig zu äufsern.[2]) Zuerst geschah dies vom Abg. Freih. von Stauffenberg.[3]) Nach seiner Ansicht sei die Stellung, welche die Schulordnung dem Rektor zuweise, eine gewissermafsen ideale, aber er bezweifle, ob er in seiner Eigenschaft als Kollege der Professoren die Aufsicht, wie er sie denke, führen könne. Ausgehend von dem Gedanken: „Ein Gymnasium ist das, was sein Rektor ist", bezeichnete es auch der Minister Dr. v. Lutz[4]) als vorteilhaft, wenn der Rektor aufserhalb und über den Lehrern stehe und dadurch die Mittel an die Hand bekomme, mit Nachdruck seinen Ideen Geltung zu verschaffen. Leider habe er bis jetzt zur praktischen Durchführung kein Gehör gefunden. Nach ihm äufserten sich die Abg. Dr. Orterer[5]) und Seitz[6]). Während der erstere die Sache nicht für vordringlich ansah, erklärte letzterer seine Bereitwilligkeit, einen auf die Frage bezüglichen Antrag zu unterschreiben, wenn er von der Gegenpartei (der Rechten) gestellt würde. Wie weit diese davon entfernt war, ergibt das Schlufswort des Referenten Dr. Daller[7]). Darin stimmte er dem Minister bei, dafs von der Person des Rektors, von seinem Ansehen und seiner Autorität der ganze Geist und das Blühen des Gymnasiums abhänge, aber das erkenne er nicht an, dafs die Sache schon gut wäre, wenn der Rektor den Rang eines Regierungsrates habe. Dieser Titel und die pragmatisch-definitive Stellung allein sei absolut nach seiner Auffassung nicht imstande, alle andern notwendigen persönlichen Eigenschaften zu ersetzen, die ein Rektor haben müsse.

In der Annahme, dafs trotz dieser Äufserung ein günstiger Zeitpunkt gekommen sei, stellte der Minister eine Forderung von 8205 M. in das Budget für die Landtagssession 1889/90, um die Rektoren der Gymnasien in den Rang und Gehalt von Regierungsräten (Oberlandesgerichtsräten, Landgerichtsdirektoren) zu versetzen.

In den Motiven heifst es[8]) ähnlich wie 1873:

„Die Rektoren dieser Anstalten (= der Studienanstalten) haben einem Beamtenkollegium vorzustehen, das sowohl an wissenschaftlicher Vorbildung als an Zahl mit dem Kollegium eines Land-

[1]) St. B. II. Bd. pag. 227—251.
[2]) XV. Generalversamml.-Ber. (1888) pag. 12—13; XVI. Generalversamml.-Ber. (1890) pag. 8.
[3]) St. B. II. Bd. pag. 227.
[4]) St. B. II. Bd. pag. 234 u. 236.
[5]) St. B. II. Bd. pag. 244.
[6]) St. B. II. Bd. pag. 248.
[7]) St. B. II. Bd. pag. 251.
[8]) Beil. Bd. IX, pag. 326. Abgedruckt im XVI. Generalversamml.-Ber. (1890) pag. 8.

gerichts wohl in Vergleich gezogen werden kann. An Wichtigkeit für die Staatsverwaltung und an Bedeutung für das Wohl und die Zukunft der Bevölkerung steht eine solche Mittelschule und höhere Studienanstalt einem Landgericht sicher nicht nach. Es entspricht daher nur einer Forderung der Billigkeit, wenn die Rektoren in Bezug auf ihre Gehaltsverhältnisse, wenn auch nicht den Präsidenten der Landgerichte, so doch wenigstens den Direktoren dieser Gerichte gleichgestellt und damit eine Ungleichheit beseitigt würde, welche nicht allein von den zunächst Beteiligten, sondern vom gesamten Stande der Gymnasiallehrer als ein Mifsverhältnis empfunden wird."

Im Plenum konstatierte Abg. Dr. Orterer[1]), dafs weder hier noch im Finanzausschufs ein Widerspruch gegen die Vorlage erhoben worden sei. Der Referent Dr. Daller[2]) fügte noch bei: Um den jahrelangen Wünschen entgegenzukommen und die oft gehörten Klagen, dafs mit dem Gymnasialprofessor das Avancement für alle Zeiten abgeschnitten sei, verstummen zu machen, habe der Ausschufs die Genehmigung des Postulates beantragt. Auch habe man geglaubt, bei der Schwierigkeit der Stellung der Rektoren diese besser sichern zu müssen, indem man ihnen einen höheren Rang und Gehalt einräume.[3])

Mit der Bewilligung der verlangten Summe war die damalige „Rektorenfrage" gelöst. Vom 1. Januar 1890 an hatten die Vorstände der humanistischen und Realgymnasien den Rang und Gehalt von Regierungsräten (Gehaltsklasse Vb).[4]).

Bei der Revision des Gehaltsregulativs im folgenden Landtag 1891/92 trat keine Änderung im Range, wohl aber wie bei den anderen Beamten der gleichen Gehaltsklasse (Vb) eine Gehaltserhöhung ein.[5])

Eine Rangerhöhung brachte den hervorragenden älteren Rektoren, welche schon seit längerer Zeit mit dem Titel „Oberstudien-

[1]) St. B. V. Bd. pag. 567.

[2]) St. B. V. Bd. pag. 499—500 u. 567; Beil. Bd. VIII pag. 410.

[3]) Man vergleiche Landtag 1873/75 mit Landtag 1889/90; die gleiche Position und die gleiche Begründung, aber der entgegengesetzte Erfolg.

[4]) A. V. v. 1. Juli 1890:
Skala: Dienstjahr 1.—5. 6.—10. 11.—15.
4560 M. 4920 M. 5280 M.
Vom 16. Dienstjahr an 180 M. Quinquennalzulagen.
Dazu kamen 400 M. und in München bis 900 M. als Wohnungsgeldzulage.
Den gleichen Rang und Gehalt erhielten die Rektoren der Lyzeen und der Industrieschulen.

[5]) cf. pag. 515 Anmerkung 4.

rat" ausgezeichnet waren und in Zukunft desselben teilhaftig werden,[1]) auf die Initiative Sr. Exzellenz des Kultusministers Dr. v. Wehner der Allerhöchste Erlafs vom 28. Dezember 1903, durch welchen diese in den Rang von „Oberregierungsräten" erhoben wurden.

---

6. Die Frage der „älteren Professoren".

Wie im vorausgehenden dargelegt, wurde im Landtag 1889/90 endlich nach langen Bemühungen die Rangerhöhung der Gymnasialrektoren erreicht. Zugleich wurde der Wunsch rege,[2]) es möge auch für die älteren Professoren, besonders für die Mathematiker und Neuphilologen, die wenig oder gar keine Aussicht auf eine Rektorstelle hatten, noch eine höhere Rang- und Gehaltsstufe geschaffen werden.[3])

Dieser Wunsch war nicht unberechtigt, weil damals für die Aufbesserung des Avancements der Juristen ein Postulat eingebracht worden war, 70 ältere Landgerichtsräte mit Rang und Gehalt von Oberlandesgerichtsräten auszustatten, mit der Begründung: „um die durch die Gerichtsorganisation von 1879 eingetretene Verschlechterung des Avancements zu beseitigen".[4]) In der Plenarberatung hierüber wies der Referent Dr. Orterer darauf hin, dafs diese einseitige Aufbesserung einer Beamtenkategorie nicht möglich sei ohne Ungerechtigkeit gegen eine Reihe anderer und ohne weittragende Konsequenzen. Der Schwerpunkt der Motivierung sei jetzt auf die Entschädigung des durch organisatorische Einrichtungen entstandenen Schadens gelegt worden. Ähnliche Verhältnisse hätten sich beim Lehrfach herausgebildet. Die Kammer solle die Konsequenzen nicht aus dem Auge lassen und gewärtig des Satzes sein, was dem einen recht sei, sei dem andern billig. Seine Freude über die Genehmigung würde ganz ungetrübt sein, wenn die Zukunft ihn belehre, dafs Konsequenzen für andere Kategorien aus dieser Vorlage absolut ausgeschlossen seien.[5])

---

[1]) Der erste Rektor, der diesen Titel erhielt, war der langjährige und verdienstvolle Vorstand des Nürnberger Gymnasiums Dr. H. Wilh. Heerwagen (1882).

[2]) Zum erstenmale ausgesprochen von Dr. Orterer in der Finanzausschufssitzung vom 30. Januar 1890. (Schon 1865 enthielt das Promemoria und die Eingabe an die Krone die Bitte, die älteren Gymnasialprofessoren den Universitätsprofessoren im Rang [wie in der Schulordnung von 1824 ausgesprochen worden sei] gleichzustellen. cf. pag. 504 Anm. 2).

[3]) Seit dieser Zeit (1890) hörte so ziemlich die Beförderung von Gymnasialprofessoren zu Lyzealprofessoren auf. Die Lyzeen wurden im ganzen eine Domäne der Geistlichen.

[4]) Durch die Aufhebung einiger Oberappellationsgerichte (= Oberlandesgerichte) [1879] war die Zahl der Oberlandesgerichtsräte vermindert worden, aber zugleich waren zum Ausgleich die Direktorenstellen neben dem Präsidenten geschaffen worden. St. B. V. Bd. pag. 69.

[5]) St. B. V. Bd. pag. 79—80 (cf. pag. 70).

Mit Bezug auf die Genehmigung von 30 Oberlandesgerichtsratsstellen[1]) bat der Redner bei der Beratung des Kultusetats die Regierung, dasselbe Wohlwollen zu bezeugen, wenn sich ungünstige Avancements- und Gehaltsverhältnisse bei den Gymnasien herausstellen sollten. Abg. Seitz[2]) ersuchte, ähnlich wie bei der Justiz möge die Regierung gewisse Härten in den Avancements- und Gehaltsverhältnissen der Schulmänner beseitigen. In seiner Antwort hierauf gab der Minister Freih. v. Crailsheim[3]) als Stellvertreter seines erkrankten Kollegen Dr. v. Lutz die Versicherung, die Regierung bringe den Gymnasiallehrern mit Rücksicht auf die Wichtigkeit ihres Amtes und auf ihre Tüchtigkeit das wärmste Herz entgegen.

Dem Finanzminister Dr. Freih. v. Riedel schien die Sache schon damals spruchreif und er trug sich, wie er später äufserte, mit der Absicht, auch eine entsprechende Anzahl von Gymnasialprofessoren für den Rang der Oberlandesgerichtsräte zu beantragen, aber er will darauf verzichtet haben, um der Erhöhung der Rektoren den Weg zu bahnen.[4])

Ein energisches Betreiben dieser Angelegenheit unterliefs der Gymnasiallehrerverein auf den dringlichen Rat mafsgebender Persönlichkeiten hin, man solle sich zufrieden geben, da mehr als die Besserstellung der Rektoren vorläufig nicht zu erreichen sei.[5])

In der Zwischenzeit zwischen den Landtagen 1889/90 und 1891/92 starb der Kultusminister Dr. Freih. v. Lutz[6]). Sein Nachfolger Dr. v. Müller[7]) hielt andere Aufgaben für dringender und wichtiger, so die Genehmigung der Mittel für den Obersten Schulrat[8]), für die Besetzung der Stellen mit Gymnasiallehrern und -professoren („die Assistentenfrage")[9]), für „die Professorenfrage"[10]) und wollte seine dahinzielenden Postulate nicht durch weitergehende Forderungen gefährden.

Im Landtag 1891/92[11]) erinnerte zunächst Abg. Seitz[12]) an die Worte des Min. Freih. v. Crailsheim in der vorigen Session und

[1]) Die Juristen betrachteten diese Bewilligungen als Konsequenz für die Erhöhung der Rektoren.
[2]) St. B. V. Bd. pag. 484.
[3]) St. B. V. Bd. pag. 487.
[4]) XIX. Generalversamml.-Ber. (1897) pag. 14—15.
[5]) XVI. Generalversamml.-Ber. (1890) pag. 9. Dazu die Äufserung Dr. Orterers pag. 15—16.
[6]) „Wenn für die Juristen etwas genehmigt wird, so hängen wir uns daran," soll er gesagt haben.
[7]) Dr. Fr. Gebhard, Das bayerische Gymnasialschulwesen unter dem Ministerium Müller, Bl. G. Sch. W. 31. Bd. pag. 337—377. (Auch Sonderabdruck).
[8]) cf. pag. 563 f.
[9]) cf. pag. 521 f.
[10]) cf. pag. 526 f.
[11]) St. B. VIII. Bd. pag. 184—326.
[12]) St. B. VIII. Bd. pag. 312—313.

bemerkte, man habe vielfach die Hoffnung gehegt, es werde in dieser ein Postulat für die Gymnasialprofessoren in analoger Weise wie für die Landgerichtsräte kommen. Auch Dr. Orterer[1]) machte wiederum darauf aufmerksam, dafs die Bewilligung der Oberlandesgerichtsratsstellen notwendige Konsequenzen haben müsse. Der Wunsch der Gymnasialprofessoren sei ganz berechtigt. Die Unterrichtsverwaltung solle die Sache wohlwollend prüfen und einen Weg ausfindig machen, auf welchem man ohne allzuweitgehende Konsequenzen den berechtigten Wünschen der betreffenden Beamten nachkommen könne. Minister Dr. v. Müller[2]) erkannte in seiner Antwort die Konsequenzen aus der Bewilligung der Oberlandesgerichtsräte für die Gymnasialprofessoren nicht an; doch, fügte er bei, stehe er der Sache im allgemeinen sympathisch gegenüber. Aber da die Frage formelle Schwierigkeiten in sich habe und Konsequenzen nach sich ziehe, so sei bis jetzt in dieser Richtung nichts geschehen.

Es geschah auch ferner nichts für die älteren Gymnasialprofessoren bei der Aufstellung des neuen Gehaltsregulativs (1892). Während die bisher mit ihnen an Gehalt gleichstehenden Professoren an der Forstlehranstalt Aschaffenburg auf Antrag des Ministeriums — sie stehen eben unter dem Finanzministerium —, die Professoren an der tierärztlichen Hochschule und an den Lyzeen auf Vorschlag des Referenten Freih. v. Soden-Fraunhofen[3]) herausgehoben und in Klasse Vc (die der Universitätsprofessoren) eingereiht wurden, blieben jene bei Seite gesetzt, eine Unterlassung, die erst nach 12 Jahren einigermafsen gut gemacht wurde. Der ewige Refrain bei allen Anstrengungen und Eingaben war: Das Gehaltsregulativ darf wegen der Konsequenzen nicht durchbrochen werden. Wenn es bei anderen Beamtenkategorien geschah, so liefs man die Konsequenzen niemals für die Gymnasialprofessoren gelten. Der einzige Redner, der die Frage bei der allgemeinen Gehaltsregulierung streifte, war Dr. Orterer, der meinte, man solle die älteren Professoren nicht vergessen.[4])

Im folgenden Jahre (1893) richtete die Leitung des Gymnasiallehrervereins (Prof. Joh. Gerstenecker und Prof. Grofs) die Bitte an das Ministerium, es möge zwischen den Rektoren und Gymnasialprofessoren eine neue Rang- und Gehaltsstufe für die älteren Professoren eingeschoben werden. Ohne die prinzipielle Berechtigung dieser Bestrebungen zu leugnen, bezeichneten Kultus- und Finanzminister die Durchführung bei der gegenwärtigen Finanzlage als unmöglich.[5])

---

[1]) St. B. VIII. Bd. pag. 313.
[2]) St. B. VIII. Bd. pag. 313.
[3]) St. B. IX. Bd. pag. 527.
[4]) St. B. IX. Bd. pag. 536.
[5]) XVIII. Generalversamml.-Ber. (1894) pag 9—11.

Bei den Landtagsverhandlungen 1893/94[1]) gestand der Referent Dr. Daller[2]) zu, dafs der schwere und anstrengende Beruf der Gymnasiallehrer allerdings ein Avancement über den Gymnasialprofessor hinaus nur in verhältnismäfsig geringer Zahl habe. Abg. Dr. Orterer[3]) bemerkte, die Frage der älteren Professoren und die einer Zwischenstufe sei früher im Abgeordnetenhause und bei der Staatsregierung mit einem ziemlichen Mafse von Sympathie aufgenommen worden, soweit sich dies in wohlwollenden Redewendungen bekundet habe. Diese Wünsche bestünden noch und eine Verbesserung der Lage sei wohl am Platze. Unter Betonung der Berechtigung dieser Worte Dr. Orterers hielt Abg. Dr. Günther[4]) gleichfalls eine Änderung für notwendig, besonders für jene Lehrer, die wie die Mathematiker nicht Rektoren würden. In der sofortigen Antwort sprach der Minister Dr. v. Müller[5]) von dem Wohlwollen der Regierung der Frage gegenüber. „Aber", fuhr er fort, „die Form hiefür zu finden, hat einige Schwierigkeit. Ich glaube aber, es wird der Landtag — wahrscheinlich schon in der nächsten Finanzperiode — Gelegenheit finden, sich mit diesem Gegenstande zu befassen."

Bei solchen Aussichten wollten die Vorstände des Gymnasiallehrervereins (Prof. Dr. Gebhard und Dr. Rück) nicht untätig bleiben. In einer Denkschrift: „Die Frage der Rang- und Gehaltserhöhung der älteren Professoren"[6]) wurde die Geschichte der Frage bis zu diesem Zeitpunkt dargelegt und als der gangbarste Weg zu ihrer Lösung vorgeschlagen, die älteren Professoren nach 10 Dienstjahren in die Kategorie Vc (der Hochschulprofessoren) einzureihen, einerseits wegen der Analogie der Beamtenklassen, die bisher schon im Regulativ vereinigt gewesen seien, andererseits weil dadurch die Schwierigkeit vermieden werde, dafs dienstlich unterstehende Beamte in den gleichen Rang mit ihren Vorgesetzten (Rektoren) kämen. Der Wunsch sei berechtigt aus inneren Gründen, da den Lehrern für Mathematik und die neueren Sprachen kein Rektorat an Gymnasien offen stehe und von den Altphilologen prozentual weniger Rektoren würden als früher.[7]) Dazu komme noch der allgemeine Gesichtspunkt, dafs dem Gymnasiallehrerstande ein viel geringeres Avancement eröffnet sei, als sämtlichen übrigen Ständen, an deren Vorbildung und Dienstaufgabe gleich hohe Anforderungen gestellt würden. Mit ungefähr 30 000 M. könne die ganze Frage gelöst werden.

[1]) St. B. III. Bd. pag. 284—294.
[2]) St. B. III. Bd. pag. 284.
[3]) St. B. III. Bd. pag. 288.
[4]) St. B. III. Bd. pag. 292.
[5]) St. B. III. Bd. pag. 293—294.
[6]) Verbunden mit den „Übersichten etc." als III. Teil. cf. pag. 529.
[7]) Im Jahre 1873/74 gab es 37% Rektorate;
„ „ 1894/95 „ „ 20% „

Diese Schrift wurde am 21. Februar 1895 dem Kultus- und Finanzminister unterbreitet. Der erstere sicherte in einer Audienz der Vereinsvorstände eine wohlwollende Stellungnahme im allgemeinen zu, der letztere sprach sich dahin aus, die Frage der älteren Professoren werde diesmal in Angriff genommen werden. Wenn es anfangs nur ein Teil, wie die Mathematiker, sein werde, so würden die anderen sicherlich nachkommen. [1])

Ehe noch das neue Budget aufgestellt war, starb der Minister Dr. v. Müller (24. März 1895). Sein Nachfolger Dr. v. Landmann stellte, wie er gelegentlich einer Audienz der Vorstandschaft des Gymnasiallehrervereins erklärte, eine teilweise Inangriffnahme der Sache als nicht aufser dem Bereich der Möglichkeit gelegen dar. [2]) Als aber der Etat für die Landtagssession 1895/96 erschien, fehlte ein Postulat hiefür, weil „die Sache noch nicht genügend geklärt sei". [3])

Wie so oft schon, wandte sich der Ausschufs des Gymnasiallehrervereins mit einer Petition an die Kammer (3. Dez. 1895), dieselbe möge diese schon länger in Flufs befindliche Angelegenheit dadurch der Lösung entgegen führen helfen, dafs sie die Wünsche, die sich auf die Verbesserung der Verhältnisse der älteren Professoren bezögen, der Kgl. Staatsregierung zur Berücksichtigung empfehle. Zugleich wurde eine statistische Zusammenstellung [4]) in Vorlage gebracht, um zahlenmäfsig nachzuweisen, dafs die Gymnasiallehrer in Hinsicht auf das höhere Avancement (Gehaltsklasse V—I) am schlimmsten unter allen Beamtenkategorien daran seien.

Im Finanzausschufs [5]) waren die Abg. Conrad, Jos. Wagner, Schubert, Dr. Orterer und Dr. Ratzinger für Würdigung, zuletzt aber ward der Antrag des Referenten Dr. Daller: „Es sei der Petition keine Folge zu geben" angenommen. Der Minister hatte gleich zu Anfang erklärt, er habe nichts dagegen zu erinnern, wenn Übergang zur Tagesordnung beschlossen werde.

Auch in der Plenarsitzung wurde kein besseres Resultat erzielt. Abg. Dr. Günther schlug hier vor, die älteren Gymnasialprofessoren in den Rang und Gehalt von Lyzealprofessoren aufrücken zu lassen. Referent Dr. Daller fürchtete die Konsequenzen und den Durchbruch des Gehaltsregulativs. Letzteres erkannte Abg. Jos. Wagner nicht

[1]) XIX. Generalversamml.-Ber. (1897) pag. 15—16.
[2]) XIX. Generalversamml.-Ber. (1897) pag. 16.
[3]) XIX. Generalversamml.-Ber. (1897) pag. 16.
[4]) „Verhältnis der höheren Stellen zu den unteren im Gymnasialfach und in anderen Beamtenkategorien. Nach dem Stande vom Dez. 1895. II. Teil. Zur Lage der älteren Professoren". Bl. G. Sch. W. 32. Bd. pag. 189—192 (Sonderabdruck).
[5]) Dr. Fr. Gebhard, Die Ergebnisse der letzten Landtagsverhandlungen (1895/96). Bl. G. Sch. W. 33. Bd. pag. 1—47. — St. B. VII. Bd. pag. 392—455.

an und sprach sich für Vorschläge Dr. Günthers aus. Am eingehendsten behandelte dann Dr. Orterer die Sache. Wiewohl er die Petition als eine in sich begründete und der Berücksichtigung bedürftige erachtete, glaubte er, wie Dr. Daller, die darin liegende Abweichung vom Regulativ und die Konsequenzen für andere Stände unmöglich verkennen zu dürfen. Der Minister hatte die gleichen Bedenken: Er wolle dadurch helfen, dafs das Avancement zum Gymnasiallehrer und -professor beschleunigt werde. Doch verhalte er sich dem Wunsche nach Schaffung höherer Stellen gegenüber nicht absolut ablehnend; nur handle es sich hier um eine cura posterior.

Um dem Einwurfe zu begegnen, dafs die Erhebung der älteren Professoren in die Klasse Vc des Gehaltsregulativs (die der Hochschulprofessoren) ein Durchbrechen desselben und deshalb wegen der Konsequenzen für andere Beamtenkategorien undurchführbar sei, beschlofs jetzt auf Vorschlag des ersten Vorstandes Dr. Gebhard der Gymnasiallehrerverein auf seiner XIX. Generalversammlung (1897) [1]), eine völlig analoge Behandlung der Professoren mit dem Juristenstande, speziell mit den Landgerichtsräten, anzustreben. Wie diese zu Oberlandesgerichtsräten in der Gehaltsklasse Vb befördert wurden, so sollten die älteren Professoren die gleiche Gehaltsstufe (Vb) erlangen. Da die Gymnasialrektoren sich schon in derselben befanden, konnte das bisher beliebte formelle Hindernis, es sei ein Durchbruch des Gehaltsregulativs, nicht vorgebracht werden. Dagegen machte man jetzt andere Schwierigkeiten geltend, namentlich seitens des Kultusministeriums. Daher wurde, so lange das Ministerium Dr. v. Landmann dauerte, nichts erreicht.

Die neue Budgetaufstellung für den Landtag 1897/98 brachte wiederum kein Postulat für die älteren Professoren. Der Minister verbat es sich sogar, dafs man mit einer neuen Petition an die Kammer komme. Aber der Ausschufs des Gymnasiallehrervereins liefs sich nicht abhalten, wenigstens eine Denkschrift unter dem Titel: „Übersicht über das Verhältnis der höheren Stellen zu den unteren im höheren Lehrfach und in anderen Beamtenkategorien nach Genehmigung des neuen Etats“ [2]) den mafsgebenden Faktoren vorzulegen. Darin wurde als billig, berechtigt und notwendig erwiesen, dafs auch ältere Professoren in die Gehaltsklasse Vb (der Rektoren) versetzt würden.

Bei der Beratung des Kultusetats [3]) brachte Abg. Dr. Günther

[1]) Ber. pag. 17—18.
[2]) Abgedruckt: Bl. G. Sch. W. 34. Bd. pag. 193—204.
[3]) Die Landtagsverhandlungen zum Gymnasialetat (1897/98). Abdruck der stenogr. Berichte. Bl. G. Sch. W. 34. Bd. pag. 641—712. — St. B. XI. Bd. pag. 791—823 und I. K. VII. Pr. Bd. pag. 238—245.

die Angelegenheit zur Debatte. Er meinte, es solle den älteren Professoren, gleichviel mit oder ohne besonderen Titel, die Möglichkeit eines Avancements gewährt werden, und sprach die Hoffnung aus, dafs in der nächsten Finanzperiode etwas geschehe. Der Minister solle die Sache einmal in wohlwollendem Lichte betrachten. (Bl. pag. 652 und 691). Sofort entgegnete dieser und zwar scharf ablehnend. Wenn ein Gymnasialprofessor dem Rektor gleichgestellt würde, so würden Kollisionen entstehen und man würde in kurzer Zeit verlangen, dafs die Rektoren in einen noch höheren Rang, den der Oberregierungsräte, kämen. Denjenigen Herren, welche die Gymnasiallaufbahn ergriffen hätten, sei es von vorneherein bekannt gewesen, dafs sie es nicht weiter als bis zum Gymnasialprofessor bringen würden; sie könnten sich nicht beschwert fühlen, wenn sie in dieser Stellung beharren müfsten. Dafs die Rektoren den Rang und Gehalt von Regierungsräten hätten, sei erst eine Errungenschaft der Neuzeit. Er könne vorläufig diesen Wünschen der Gymnasialprofessoren keine Aussicht auf Erfüllung eröffnen, wenn er auch nicht sagen könne, was die Zukunft in dieser Beziehung bringen werde (pag. 665).

Hierauf wies Abg. Dr. Orterer auf das kurz vorher vorgelegte Postulat für 10 weitere Oberlandesgerichtsräte hin, das lediglich mit der Verbesserung des Avancements begründet sei.[1]) Wenn man dieses prinzipiell zulasse, so müsse man es auch bei den Philologen anerkennen und der Kultusminister solle die Konsequenzen daraus ziehen. Auf den Titel komme es nicht an. Wenn sich ein Rektor bei der Gleichstellung eines Gymnasialprofessors in seiner Autorität beeinträchtigt fühle, so tue ihm ein solcher leid. Zum Schlusse empfahl der Redner die Angelegenheit dem Kultus- und Finanzminister zu einer besonders wohlwollenden Erwägung. Wo ein Wille, sei auch ein Weg (pag. 679—681).

Abg. Jos. Wagner konnte als Jurist die Vergleichung der Philologen mit seinen Standesgenossen nicht anerkennen, da die Vorbereitungszeit für letztere viel länger sei und höhere pekuniäre Anforderungen an die Leute stelle. Doch wünschte er, dafs für die älteren Professoren etwas geschehe, und erklärte seine Mitwirkung, wenn entsprechende Vorschläge gemacht würden (pag. 682—683).

In gleicher Richtung sprach sich noch Abg. Beckh aus, der, wie er sagte, sich freuen würde, wenn für die Herren, die nicht Rektoren werden könnten, eine neue Rangstufe eingefügt würde (pag. 688).

Die Worte der verschiedenen Redner blieben nicht ohne Einflufs auf den Minister. In einer zweiten Rede erkannte er an, dafs der Vorschlag, einzelne Gymnasialprofessoren mit dem Rang und Gehalt eines Rektors auszustatten, keinem prinzipiellen Bedenken vom Standpunkte des Gehaltsregulativs begegnen würde. Es würde sich hier um einen ähnlichen Vorschlag handeln, wie er gegenwärtig im Justizetat gemacht sei. Eine Änderung des Gehalts-

[1]) Dafs die Juristen sich gezwungen sahen zu petitionieren etc., davon liest man nichts.

regulativs würde eine derartige Maßnahme nicht bedingen. Auch sei die finanzielle Tragweite nicht sehr grofs. Nur vom Standpunkte der Schule wären gewisse Bedenken zu erheben, wenn der Rektor nur wie früher primus inter pares sei. Es werde zu prüfen sein, ob irgend welche Konsequenzen sich aus der Vorlage für die Juristen (10 Oberlandesgerichtsratsstellen) für das Gymnasialpersonal ziehen liefsen, und wenn er zur Überzeugung komme, dafs die Billigkeit und die ausgleichende Gerechtigkeit es erforderten, so werde er selbstverständlich das Nötige nicht unterlassen (pag. 696).

Dr. Orterer erklärte sein Einverständnis mit dem Weg, den der Minister angedeutet hatte, und suchte noch seine Bedenken wegen der Rektoren zu beseitigen (pag. 699). Sein Parteifreund, der Referent Dr. Daller, verhielt sich in seinem Schlufswort sehr reserviert (pag. 701).

Auch in der ersten Kammer wurde — zum erstenmale — die Frage der älteren Professoren behandelt. Der Reichsrat Ritter v. Schneider, Präsident des Oberkonsistoriums, bemerkte hier unter Betonung der Bedeutung und der Wichtigkeit des Gymnasiallehrerstandes, man solle diesem nicht zumuten, unempfindlich zu sein gegen seine äufsere Lage und den Eindruck, den der Vergleich derselben mit der anderer Staatsdiener bei ihm hervorrufen müsse. Seines Erachtens sei es ein Gebot der Billigkeit und Gerechtigkeit einen Ausgleich zu schaffen. Dies könne wirksam geschehen, wenn man eine entsprechende Anzahl älterer Gymnasialprofessoren in den Rang und Gehalt von Rektoren einrücken lasse (pag. 705—706). Ingleichen fand der Referent v. Auer das Verlangen der Mathematiker und Neuphilologen, Rektorenstellung zu erlangen, berechtigt (p. 706—707).

Der Minister antwortete hier mit dem Hinweis auf die bisherigen Bewilligungen für den Gymnasiallehrstand, auf seine kurze Vorbereitungszeit, seine frühe Anstellung und auf „noch andere Standesvorteile“[1]), ferner auf die Konsequenzen. Durch die Pensionierung älterer Rektoren könnten einige Professoren befördert werden. Auch seien die Mathematiker und die Neuphilologen vom Rektorat nicht ausgeschlossen (pag. 707—708).

Bei der Beratung des schon erwähnten Nachtragspostulats für 10 neue Oberlandesgerichtsratsstellen ergriff Dr. Orterer noch zweimal das Wort, um energisch die unabweisbaren Konsequenzen hervorzuheben, welche die Bewilligung dieser Stellen für die Professoren haben müsse. Nach seinem Dafürhalten sei es gar nicht zu umgehen, dafs auch die Unterrichts- und Finanzverwaltung sogleich Vorsorge treffe, um den älteren Professoren in entsprechender Weise nachzuhelfen (pag. 708—712).

Vergeblich war die Bemühung und ebenso erfolglos wie die

[1]) Solche „Standesvorteile“ konnten in den Augen des Ministers neben den „Ferien“ nur die Möglichkeit sein, durch „Privatunterricht“ etwas zu verdienen. Die nachgewiesene „frühzeitige Abnützung“ der Lehrer ist ihm wohl unbekannt geblieben (cf. XX. Generalversamml.-Ber. [1899] pag. 13—14).

neue Denkschrift des Ausschusses des Gymnasiallehrervereins an das Ministerium (vom 15. Mai 1898), betitelt: „Zur Lösung der Frage der älteren Professoren."

Der Zweck dieser Vorstellung war die Bitte, das Kultusministerium möge für den Fall der Genehmigung des Nachtragspostulats für die Juristen dem noch versammelten Landtag eine Vorlage zur Erledigung der Frage der älteren Professoren bringen. Es wurde hier nachgewiesen, dafs erstens die Parität mit den anderen Beamtenkategorien es notwendig mache, zweitens dafs sich das Verhältnis der oberen Stelten zu den unteren seit 1873/74 sehr zu ungunsten der ersteren verschoben habe. Damals habe man 37% gehabt, jetzt gebe es nur 16% Rektorate. Abgesehen davon, dafs Landtag und Regierung in früheren Sessionen den Standpunkt vertreten hätten, eine Aufnahme der älteren Gymnasialprofessoren in Klasse Vc bedeute eine Durchbrechung des Gehaltsregulativs, sprächen vor allem die Standesdignität und die Parität mit den Juristen für die Einreihung in Klasse Vb. Um die vom Minister betonte Schwierigkeit wegen der Rektoren zu beseitigen, könne man die Hälfte derselben unter dem Titel „Oberstudienräte" in die Klasse III (der Oberregierungsräte) erheben. Trotz dieser Darlegungen kam kein Nachtragspostulat. Die Juristen erhielten die Stellen, die Philologen nichts.

In der XX. Generalversammlung (1899) schilderte der Vorstand Dr. Gebhard[1]) die Lage der Frage und widerlegte die Einwände, die man bei verschiedenen Gelegenheiten zur Ablehnung oder doch Verzögerung der Lösung derselben benutzt hatte. Zugleich brachte er als ein neues Moment vor, während die Zahl der Rektorate verhältnismäfsig gefallen sei (von 37% auf 16% d. h. um mehr als die Hälfte), habe die Zahl der Kompetenten seit 1872 sehr zugenommen.[2]) Diese Zunahme sei eine Folge der Organisation von 1874; daher könne nur durch organisatorische Mafsnahmen das seitherige Niveau der Beförderung in höhere Stellen aufrecht erhalten bleiben, wie man es in den letzten Jahren in der Professorenfrage zu tun genötigt gewesen sei.[3]) Wenn aber Dr. Gebhard glaubte, die Staatsregierung sei in die erfreuliche Lage versetzt, ohne von dem Landtage eine Ablehnung erfahren zu müssen, von diesem die Mittel zu postulieren, welche sich für die Ausgestaltung der Organisation nach oben berechneten, so täuschte er sich.

Es brachte zwar das neue Budget für den Landtag 1899/1900

[1]) Ber. pag. 8 u. 9—16.

[2]) Der Konkurs 1873 lieferte allein 8 Rektoren. Die Zeit ihrer Beförderung umfafste allein 7 Jahre. Durchschnittlich sind bei jedem Konkurs 15 Kompetenten, wovon nur 2, höchstens 3 Rektoren werden können

[3]) Mit der Pensionierung von 3—4 alten Rektoren war der Sache nicht gedient, wie der Minister glaubte.

ein Postulat von 10000 M.[1]), jedoch nur „zur Verleihung eines Gehalts nach Klasse Vc des Gehaltsregulativs an eine Anzahl entsprechend qualifizierter älterer Professoren". Der Minister dachte an deren 60. In der Begründung der Position las man, im ganzen Stande werde es schwer empfunden, dafs seine Angehörigen, etwa vom 40. Lebensjahre an keine (wie die Neuphilologen) oder doch nur geringe Aussichten (bei den Mathematikern 4%, bei den Altphilologen 16%) auf Beförderung hätten.

Wiewohl der Minister wufste, dafs schon im Landtag 1895/96 die Einreihung der älteren Professoren in Klasse Vc als eine Durchbrechung des Gehaltsregulativs charakterisiert und daher als undurchführbar erklärt wurde; wiewohl er damals selbst darlegte, bei ihrer Erhebung in Klasse Vb sei ein solcher Einwand nicht zu machen; wiewohl seit 1897 sämtliche Schriftstücke des Gymnasiallehrervereins dieses als das einzig Gangbare, bei der Analogie mit dem Juristenstande Billige und bei der Lage der Verhältnisse Nötige nachgewiesen hatten: Was veranlafste den Minister trotzdem, nur die Beförderung in Vc zu beantragen? Es war die Rücksicht auf die Professoren an den verschiedenen Hochschulen einschliefslich der Lyzeen, die sich in Klssse Vc befanden, und die Befürchtung, dafs der einflufsreiche Abgeordnete Dr. Daller, Rektor des Lyzeums in Freising, sich wie bisher gegen Vb stemmen werde. Auch war er, wie er äufserte, ungeachtet der gegenteiligen Nachweise der Ansicht, alle, die es verdienten, Rektor zu werden, erlangten diese Stellung.

Da der Ausschufs eine sichere Ablehnung des Postulates schon aus formellen Gründen (Durchbruch des Gehaltsregulativs) voraussah, richtete er im November 1899 eine neue „Denkschrift zur Befürwortung der Einreihung verdienter älterer Professoren in die Klasse Vb (statt Vc) des Gehaltsregulativs" zunächst an den Minister, um ihn zur Abänderung seines Antrags zu veranlassen, dann an den Landtag in der Hoffnung, dieser werde aus eigener Initiative die Klasse Vb verlangen. Wie in dem vorausgegangenen (XX.) Generalversammlungsbericht, so wurde auch hier als Kernpunkt der Frage der Umstand angegeben, dafs eine auf die Organisation vom Jahre 1874 zurückgehende Avancementsstockung vorliege, die, sollten nicht wohlberechtigte Interessen beeinträchtigt werden, nur durch sinngemäfse Fortführung dieser Organisation beseitigt werden könne. Dabei wurden auch, wie schon früher, die Einreden betreffs der Hochschulprofessoren und der Rektoren in ihre richtige Beleuchtung gesetzt.

Die Hoffnungen, die man auf diese Schrift gesetzt hatte, erfüllten sich nicht. Der Minister ging im Finanzausschufs[2]) von seinem Vorschlage nicht ab, wobei ihn Dr. Daller unterstützte. Zugleich ver-

[1]) Dr. Fr. Gebhard. Zu den Etatsvorschlägen für die Gymnasien nach dem Kultusetat für die 25. Finanzperiode (1900/1901) Bl. G.Sch.W. 35. Bd. pag. 796—800.

[2]) Eug. Brand, Der Landtag 1899/1900 und die Gymnasien. Bl. G. Sch. W. 36. Bd. pag. 679—746, bes. pag. 721—734. — St. B. IV. Bd. pag. 226—233.

teidigte er sein Postulat so, dafs Abg. Kefsler äufserte, gerade nach den Darlegungen desselben bestehe kein Bedürfnis für die Erhöhung der Professoren und er habe das Gefühl, dafs der Minister von der Notwendigkeit seiner Forderung nicht überzeugt sei. In der Tat hatte dieser anfangs die Notlage bei den Gymnasialprofessoren geleugnet, da jeder Rektor werde, der dazu qualifiziert sei, und nur den Vorgang in der Justiz als Motiv für die Vorlage angegeben. Zwar wollte er mifsverstanden sein und sein Postulat retten, aber die Mehrheit lehnte es auf Antrag des Referenten Dr. Schädler als einen Eingriff in das Gehaltsregulativ ab trotz der Befürwortung durch Dr. Orterer, der zum Präsidenten der Kammer gewählt worden war, sowie durch die Abg. Dr. Casselmann, Jos. Wagner und Schubert.

Zu diesem Resultate trugen aufser den oben bemerkten Gründen noch andere Umstände bei, so der Antrag des Abg. Dr. Casselmann auf die Beförderung von 10 Bezirksamtmännern zu Regierungsräten als Konsequenz der Beförderung der Philologen, ferner der Beschlufs der Kammer, alle Petitionen um Verbesserung der Stellung — und deren gab es nicht wenige — auf eine in nächster Zeit vorzunehmende Revision des Gehaltsregulativs zu verschieben. Unter diese Gattung rechnete man unbilligerweise das Postulat für die älteren Professoren, während man sonst nicht so engherzig war.

Nach solchen Antezedentien war sein Schicksal auch in der Plenarsitzung besiegelt. Hier behandelte zunächst der Referent Dr. Schädler auf Grund der Denkschrift die Einwände gegen Klasse Vb und besprach dann die schlechten Beförderungsverhältnisse der Professoren und ihre schnelle Abnützung. Es wäre deshalb auch nur ein Akt der Billigkeit, wenn ihnen die gleiche Beförderung wie den Juristen gewährt würde. Der Finanzausschufs sei fast ohne Einschränkung der Verbesserung der Verhältnisse der Philologen freundlich gegenübergestanden. Dieselbe müsse auf dem Wege der Revision des Gehaltsregulativs erfolgen. Für jetzt könne nichts geschehen.

Bei der Verteidigung seiner Vorlage räumte der Minister ein, dafs es bei den Mittelschulen kein Avancement gebe. Wenn man seine Vorschläge annehme, würden 60 Professoren durchschnittlich 120 M. (!) Zulage bekommen.

Selbst Dr. Hammerschmidt, unser Standesgenosse, konnte nur resigniert nichts weiter tun, als die Bitte aussprechen, bei der bevorstehenden Gehaltsrevision möge man den Wünschen der Professoren Rechnung tragen.

„Um der Gerechtigkeit willen" lehnte Dr. Heim die Vorlage ab, um die Regierung zu veranlassen, bald eine Gehaltsregulativsrevision vorzunehmen, bei der oben und unten nach gleichen Normen verfahren und in den einzelnen Ministerien Leute mit gleicher Vorbildung gleichmäfsig behandelt würden. [1])

[1]) Namentlich in bezug auf das Justiz- und Verkehrswesen gesagt. Besonders

An dem ablehnenden Beschlusse wurde auch nichts geändert, als die Kammer der Reichsräte das Postulat wieder eingesetzt hatte. Beantragt und begründet wurde es hier vom Referenten v. Auer[1]), wobei er es als eine Inkonsequenz bezeichnete, wenn die sogenannten „Dreier“ [2]) eine Aufbesserung erhielten, die Besseren hingegen leer ausgehen sollten. Auch der Minister fand es unbillig, wenn nur für die „Dreier“ gesorgt werde, dagegen für die älteren Professoren, welche wegen Mangels einer genügenden Zahl von Rektoratsstellen zu einem Avancement nicht gelangen könnten, [3]) nichts geschehen würde. Reichsrat von Schneider erklärte, vorderhand wolle er sich mit dem, wie er glaubte, Erreichbaren (V c) begnügen. Aber eine dauernde und nachhaltige Abhilfe könne dies nicht bringen. Dem berechtigten Verlangen nach Klasse V b solle bei der nächsten besten Gelegenheit, jedenfalls bei der schon vom Landtag gutgeheifsenen Revision des Gehaltsregulativs Rechnung getragen werden. Das Sinken des Beförderungsniveaus bedeute das Sinken des ganzen Standes, was durch die Einreihung einer Anzahl von Professoren in V c nicht ausgeglichen werde.

Bei der nochmaligen Beratung dieser Angelegenheit in der II. Kammer[4]) (den gesetzlichen Bestimmungen gemäfs) erklärte der Referent Dr. Schädler wiederum, es könne nicht geleugnet werden, dafs für den Stand der Gymnasialprofessoren ein Zurücktreten hinter anderen Ständen sich zeige. Für den Augenblick könne man nicht helfen. Es nützten auch dem Kultusminister seine Klagen nichts über die äufserst schlechten Beförderungsverhältnisse überhaupt des ganzen Personals des Kultusministeriums. Ebenso war es vergebens, dafs der Zentrumsabgeordnete Reeb seinen politischen Freunden vorhielt, dafs man alle Postulate der Regierung, welche zur Beseitigung besonders starker Mifsstände in den Avancementsverhältnissen eingebracht worden seien, angenommen habe, so das für die Fabrikinspektoren, Strafanstaltsdirektoren, Präparanden-, Zeichen- und älteren Gymnasiallehrer.[5]) Das geringe Postulat für die Professoren aus einem formellen Grunde abzulehnen, halte er für eine Härte. Zum Schlusse nagelte noch Dr. Hammerschmidt fest, dafs der Kultusminister unumwunden vor dem ganzen Lande anerkannt habe, dafs für das Personal an den Mittelschulen weniger hohe Stellen vorhanden seien, als bei den anderen Beamtenkategorien und dafs diesem Mangel bei der nächsten Gehaltsrevision abgeholfen werden solle.

---

bei dem letzteren konnten Leute mit geringerer Vorbildung weit über den Gymnasialprofessor hinaus avancieren.

[1]) St. B. I. Bd. pag. 238 f.

[2]) cf. Die Dreierfrage pag. 533 f.

[3]) cf. Finanzausschufsbericht, wo es noch anders lautete. pag. 557.

[4]) Eug. Brand, Der Landtag etc. pag. 732—734.

[5]) Die Genehmigung dieser Postulate bedingte ebenso eine Durchbrechung des Gehaltsregulativs wie das für ältere Professoren. Besonders war es der Fall bei dem für die Präparandenlehrer, wie es sogar im Finanzausschufs ausdrücklich erklärt worden war (St. B. IV. Bd. pag. 329.)

Der Schlufs war nochmalige Ablehnung des Postulates seitens der Zentrumsmajorität, verstärkt durch Bauernbündler.

Ob dieses Resultat, wie Dr. Orterer[1]) bei einer anderen Gelegenheit äufserte, zu vermeiden gewesen wäre, wenn man den Weg, den er schon zu verschiedenen Malen angedeutet habe, nämlich den Weg zu V b, eingeschlagen hätte,[2]) erscheint bei der damaligen prinzipiell ablehnenden Haltung Dr. Dallers und Dr. Heims fraglich.

Den älteren Gymnasialprofessoren blieb wieder die tröstende Hoffnung, dafs das nächste Landtagsbudget eine Erneuerung des Postulates mit Klasse V b und einen besseren Erfolg bringe, oder dafs eine allgemeine Gehaltsrevision eintrete, wobei ihre berechtigten Wünsche Befriedigung finden würden.[3]) Von seiten der Vorstandschaft des Gymnasiallehrervereins glaubte man annehmen zu dürfen, dafs eine Klärung der Frage eingetreten sei und dieselbe ihre Erledigung im nächsten Landtag 1901/02 finden werde. Um nichts zu versäumen, richtete sie (23. Mai 1901) eine Petition an das Ministerium, worin um Einstellung einer Position für die älteren Professoren mit Einreihung in Gehaltsklasse V b in das neue Budget gebeten wurde.[4])

Das Budget erschien. Alle im vorausgehenden Landtage abgelehnten Postulate, wie das für die Bezirksamtmänner, das für die Pragmatisierung der Hälfte der Forstamtsassistenten, waren wieder eingesetzt, neue Summen, wie für die Organisation der Rentämter, für die Umwandlung von Regierungsassessorenstellen in Forstratsstellen waren gefordert: Für die älteren Professoren fand sich keine Position. Auf Erkundigungen hin, wie dies gekommen, gaben sich Finanz- und Kultusministerium gegenseitig die Schuld.[5]) Möglicherweise wäre trotz der Verschlechterung der Finanzlage von seiten des Finanzministeriums kein Hindernis für eine so unbedeutende Ausgabe, wie sie für die älteren Gymnasialprofessoren nötig gewesen wäre, entgegengestanden, wenn sie in der richtigen Weise gefordert worden wäre. Aber der Kultusminister wollte diese Frage nicht allein lösen, um nicht den Hochschulprofessoren auch in dieser Beziehung vor den Kopf zu stofsen, und glaubte deshalb, die in Aussicht genommene Revision des Gehaltsregulativs zu

[1]) Es mag auffallend erscheinen, dafs der Kammerpräsident Dr. Orterer in dieser Session in diese Frage nicht wie sonst eingriff. Persönlich war er hierin tätig. Leider war sein Einflufs sowohl beim Minister wie bei seinen Parteifreunden (Zentrum) nicht grofs genug, um die eine oder die andere Seite zum Abgehen von der vorgefafsten Meinung zu veranlassen.

[2]) St. B. IV. Bd. pag. 234.

[3]) XXI. Generalversamml. (1901) Ber. pag. 6—10.

[4]) XXII. Generalversamml. (1903) Ber. pag. 9.

[5]) „Der Grund lag zweifellos tiefer als in einem Mifsverständnis zwischen dem Kultus- und Finanzministerium.“ So Dr. Gebhard im Ber. der XXII. Generalversamml. (1903) pag. 9.

diesem Zwecke abwarten zu müssen.[1]) Wenn er indessen der Ansicht war, dafs eine solche bald wirklich eintreten werde — die andern Minister und namentlich der der Finanzen waren es nicht —, so mufste er bald nach Zusammentritt der Kammern seinen Irrtum erkennen und zwar schon daraus, dafs die Finanzlage eine solche nicht gestattete. Man hätte denken sollen, dafs er wenigstens ein Nachtragspostulat bringen werde, da ein Initiativantrag der Kammer ihrer Gepflogenheit gemäfs,[2]) zumal bei den immer schlechter sich gestaltenden finanziellen Verhältnissen absolut ausgeschlossen war. Um nun den Landtag zu so günstigen Äufserungen zu veranlassen, dafs der Minister einsehe, er habe bei einem eventuellen Nachtragspostulat keine Schwierigkeiten, sondern das gröfste Entgegenkommen zu erwarten, verfafste Dr. Gebhard eine Eingabe an die Kammer, dieselbe „wolle in Anerkennung, dafs die Einreihung verdienter älterer Professoren in die Klasse Vb des Gehaltsregulativs ebensowohl einer Forderung der Notwendigkeit als der Billigkeit entspreche, die Hand dazu bieten, dafs die Lösung dieser Frage auf Grund eines Nachtragspostulates noch in der laufenden Session begonnen werde." Wie schon früher[3]) wurde hier betont, dafs die Frage der älteren Professoren das Kennzeichen einer organisatorischen an sich trage, da sie in ihrem wesentlichen Bestandteile auf der Organisation von 1874 beruhe, und dafs sie deshalb nur auf organisatorischem Wege gelöst werden könne, ähnlich wie es durch Kreierung neuer Gymnasiallehrer- und Professorenstellen in den letzten 10—12 Jahren sowie in anderen Branchen des Staatsdienstes (Juristen, Forstbeamten) ohne Schwierigkeit geschehen sei. Diese Petition wurde am 14. Dezember 1901 in Verbindung mit einer neuen „Stellenstatistik"[4]) bei der Kammer und zugleich im Ministerium in Vorlage gebracht.

In der Finanzausschufssitzung (vom 4. Juli 1902)[5]) hob der Referent Dr. Schädler hervor, es könne sich nur mehr darum handeln, wie die Frage gelöst werde; dafs es geschehen müsse, darüber bestehe kein Zweifel. In dieser Session sei zwar ein Nachtragspostulat nicht mehr angängig, aber in der nächsten müsse die Angelegenheit in Angriff genommen werden. Von keinem Kommissionsmitgliede wurde direkter Widerspruch laut. Auch der Minister sprach sich wohlwollend für die Petition aus und meinte, Abhilfe werde sich durch eine Änderung der Organisation schaffen lassen. Nur Dr. v. Daller wollte von einer definitiven Festlegung in dieser Frage nichts

[1]) XXII. Generalversamml.-Ber. (1903) pag. 9.

[2]) Früher war es nicht so. Neuestens geschieht es nur im Interesse der notleidenden Landwirtschaft.

[3]) Petition vom 15. Mai 1898. Denkschrift vom November 1899 und XXI. Generalversamml. (1901) Ber. pag. 6—10.

[4]) Gerade diese Stellenstatistik liefs deutlich ersehen, wie der höhere Lehrerstand gegen alle Beamtenkategorien hinsichtlich der höheren Stellen zurückstand.

[5]) Dr. B. Weifsenberger, Der Landtag 1901/02 und die Gymnasien. Bl. G. Sch. W. 39. Bd. pag. 91—141; bes. pag. 125—127.

wissen und seinem Einflusse ist es zu verdanken, dafs die Petition nicht, wie man gehofft hatte, der Staatsregierung zur Würdigung hinübergegeben wurde, sondern ein abgeschwächter Antrag des Abg. Dr. Hammerschmidt Annahme fand:

„Es sei die Petition durch die Erklärung der Kgl. Staatsregierung, dafs für die **nächste** Session organisatorische Mafsnahmen in wohlwollende Erwägung gezogen und eventuell diesbezügliche Vorschläge gemacht werden, für erledigt zu erachten."

In der Plenarsitzung vom 16. Juli 1902[1]) führte die Frage der älteren Professoren nur zu einer kurzen Erörterung. Referent Dr. Schädler konstatierte auch hier, dafs allseitig der Wunsch bestehe, dieselbe wolle einer möglichst baldigen und günstigen Lösung zugeführt, wenigstens in Angriff genommen werden. Dr. v. Orterer legte dar, wie wenig die Rang- und Gehaltsverhältnisse der Lehrer an den bayerischen Mittelschulen billigen Anforderungen entsprächen, auch nicht den Rücksichten, wie sie das Gehaltsregulativ gegenüber allen anderen Kategorien der Staatsbeamten zum Ausdruck bringe. Mit Freuden begrüfse er es, dafs jetzt der Kultusminister[2]) die Berechtigung des Wunsches nach Verbesserung dieser Verhältnisse anerkannt und sich bereit erklärt habe, Mittel und Wege ausfindig zu machen, um diese Übelstände baldigst zu beseitigen. Denn bis zu einer allgemeinen Revision des Gehaltsregulativs damit zu warten, würde die Lösung auf Jahre hinaus verzögern. Nachdem noch Dr. Hammerschmidt in gleicher Richtung sich geäufsert, erfolgte fast einstimmig die Annahme des Beschlusses des Finanzausschusses. Auch die Reichsratskammer eignete sich diesen Beschlufs ohne weitere Erörterung an.

Die Darlegung dieser Verhandlungen und die Lage der Frage schlofs Dr. Gebhard in seinem letzten Vorstandsbericht (1903)[3]) mit den Worten:

„Möchten im nächsten Falle endlich günstigere Sterne über unserm Schmerzenskind leuchten!"

„Wir erwarten vom nächsten Landtag mit aller Zuversicht wenigstens den Beginn der Lösung."

Im folgenden Monate (Mai 1903) richtete nach alter Sitte der Ausschufs eine Petition an die Regierung um ein Postulat und zugleich suchte man durch persönliche Besuche bei einflufsreichen Personen für unsere Sache zu wirken. In der Tat genehmigte der Finanzminister trotz seiner Sparsamkeit ein Postulat von 7000 M. für die

[1]) Dr. B. Weifsenberger, Der Landtag etc. pag. 127—130; St. B. X. Bd. pag. 421—423.

[2]) Der Kultusminister Dr. v. Landmann war zur Zeit dieser Verhandlungen bereits beurlaubt und ging am 10. August 1902 in Pension.

[3]) XXII. Generalversamml.-Ber. (1903) pag. 6—12.

nächste Finanzperiode (1904/05).[1]) Der Motivierung, welche der Referent für die Gymnasien Ministerialrat Schätz demselben hinzufügte, entnehmen wir, dafs angesichts des Beschlusses des vorigen Landtags und des seit langem und von allen Seiten anerkannten Bedürfnisses die Staatsregierung die Lösung der Frage der älteren Professoren schon mit Rücksicht auf die Lage des Personals als eine besonders vordringliche erachte. Neben der Bedachtnahme auf den Gymnasiallehrerstand fielen noch wichtige sachliche Momente in die Wagschale. Es dränge sich die Wahrnehmung auf, dafs es einem Rektor in der Regel nicht möglich sei, einen Schulkörper etwa von 400 bis zu 800 und mehr Schülern mit einem Kollegium von 20 bis zu 40 und mehr Lehrern in unterrichtlicher, erzieherischer und disziplinärer Hinsicht einheitlich und durchgreifend zu leiten, dafs vielmehr hiezu die Beigabe einer Hilfskraft nötig erscheine, deren Aufstellung im Anstaltsinteresse gelegen sei und einem Bedürfnisse der Anstalten entspreche. Neben den Rektoren sollten „Konrektoren" — so lautet der neue Titel — an den 17 Gymnasien Bayerns, die über 400 Schüler hätten, mit Rang und Gehalt eines Regierungsrates (V b) zur Entlastung der Rektoren in den Verwaltungsgeschäften aufgestellt werden.[2])

Mit Bezugnahme auf diese sachliche und warme Begründung beantragte Referent Dr. Schädler in der Finanzausschufssitzung vom 27. Mai 1904[3]) die Genehmigung des Postulates, da die Vorrückungsverhältnisse der Professoren sehr schlecht seien und Abhilfe geschaffen werden müsse. Dies könne nur auf dem vorgeschlagenen organisatorischen Wege geschehen. Auch der Korreferent Dr. Casselmann erklärte sich mit der Position einverstanden, obwohl er glaube, dafs eine gründliche Lösung der Frage der älteren Professoren dadurch nicht herbeigeführt werde. Ferner wünschte er, dafs bei den Realgymnasien[4]) in analoger Weise verfahren und nicht blofs Altphilologen, sondern auch Neuphilologen Konrektoren würden. Minister Dr. v. Wehner sagte die Erfüllung dieser Wünsche zu und fügte bei, er erkenne an, dafs durch das Postulat die Frage der älteren Professoren nicht vollständig gelöst werde; er sei auch bereit gewesen weiter zu gehen, aber nach Lage der Sache sei vorerst nicht daran zu denken. Die weiteren Erläuterungen Sr. Exzellenz über die Notwendigkeit und die Dienstaufgabe der Konrektoren wirkten so überzeugend, dafs der Finanzausschufs einstimmig das Postulat genehmigte.[5])

---

[1]) Eug. Brand, Aus dem Kultusetat für die XXVII. Finanzperiode 1904/05. Bl. G. Sch. W. 39. Bd. pag. 703—704 (Etat Nr. 26 pag. 372—373).

[2]) Der Stellung nach sei der Konrektor dem Rektor untergeordnet und seine Dienstaufgabe werde eine besondere Instruktion bestimmen. Die Oberaufsicht, die Verantwortung und die Vertretung der Anstalt sollten dem Rektor verbleiben.

[3]) Nach übereinstimmenden Angaben in den Tageszeitungen.

[4]) Auch für Realgymnasien und Industrieschulen wurden nachträglich Konrektorenstellen gefordert und bewilligt.

[5]) Ebenso einmütig beurteilten abfällig sämtliche Mitglieder des Finanzausschusses (nach den Zeitungsberichten) den Titel „Konrektor" und erklärten sich für den Titel „Studienrat". Derselbe wurde auf die Initiative Sr. Exzellenz

In der Plenarsitzung vom 25. Juni erörterte zunächst der Referent Dr. Schädler die Gründe für das Postulat. Nach einigen empfehlenden Worten des Abg. Dr. Th. Schmidt und des Ministers fand es ohne Widerspruch wie im Finanzausschufs einstimmige Annahme.[1])

Durch diesen Beschlufs werden in nächster Zeit 20 Gymnasialprofessoren in den Rang und Gehalt des Rektors und somit eines Regierungsrates oder Oberlandesgerichtsrates gelangen.

Damit ist erreicht, was seit 14 Jahren angestrebt wurde, nämlich ein Avancement für die Professoren, die wegen der wenigen Rektorate trotz der Qualifikation nicht Rektoren werden können. Zur Zeit ist die Anzahl der Konrektorenstellen noch gering in Anbetracht der grofsen Menge der Kompetenten. Möge es leichter und schneller gehen, die Vermehrung dieser Stellen herbeizuführen! Mit dem aufrichtigen Danke an Se. Exzellenz den Herrn Kultusminister Dr. v. Wehner für die energische Inangriffnahme der Lösung der alten „Frage der älteren Professoren" und an den Referenten im Kultusministerium, Ministerialrat Schätz, sowie an den Referenten für den Kultusetat im Landtage Dr. Schädler verbindet der Gymnasiallehrerstand die Bitte, der endgültigen Erledigung dieser Angelegenheit ihre weitere Unterstützung zu leihen.

Die glatte Lösung im jetzigen Landtag zeigt wiederum die Wahrheit des Spruches:

„Wo ein Wille, da ein Weg".

---

7. Die Oberleitung der Gymnasien und der Mittelschulen überhaupt: Der Oberste Schulrat.

Es ist eine alte Forderung des bayerischen Gymnasiallehrerstandes, dafs, wie bei allen anderen Teilen des Staatsorganismus eine Fachvertretung in den obersten Stellen besteht, so auch im höheren Unterrichtswesen Männer, die aus dem Lehrerstande hervorgegangen sind, die oberste technische Leitung desselben bekommen. Bei der Wichtigkeit dieser **Standesangelegenheit** ist es wohl angemessen, wenn ihre Entwicklung besonders seit der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts etwas ausführlicher behandelt wird.

1. Im Anfange desselben bestand, wie schon wiederholt erwähnt,[2]) beim Ministerium eine Art oberster Schulrat unter wechselnden

hin durch die A.V. vom 29. Dezember 1903 eingeführt und zunächst (Neujahr 1904) an 2 Rektoren von (sechskursigen) Realschulen verliehen. Die Titel- und Rangverleihung eines Studienrates gewährt den Rang eines Gymnasial- oder Industrieschulrektors (Bl. G. Sch. W. 40. Bd. pag. 174).

[1]) St. B. XV. Bd. pag. 51—54.

[2]) cf. pag. 443 u. 465.

Namen und auch bei den Kreisregierungen gab es eigene Kreisschulräte. Wiewohl diese die fachtechnischen Fragen zu behandeln hatten, waren es doch meist Geistliche und Universitätsprofessoren, die mit den Mittelschulen nur wenig in Berührung gekommen waren. Im Jahre 1825 wurde auch diese Einrichtung aufgehoben und nur beim Ministerium des Innern ein „Oberster Kirchen- und Schulrath" aufgestellt, zu dem man seit 1832 Männer aus allen Berufsständen, aber keinen aus dem der Gymnasiallehrer berief. Mit der Gründung des Kultusministeriums 1847 wurde selbst dieser für unnötig erachtet. Die Juristen im Ministerium und an den Kreisregierungen hatten die vollständige Leitung des Mittelschulwesens in den Händen. [1]) Die Visitationen der einzelnen Anstalten liefsen sie durch Universitäts- oder Lyzealprofessoren vollziehen und gaben auf deren oft einander widersprechenden Berichte schablonenhafte Bescheide. Über technische Fragen erholten sie bald von diesem, bald von jenem Rektor ein Gutachten. Wie wenig sie dabei das Richtige auszuwählen wufsten, zeigt sich darin, dafs Vorschriften nach kurzer Zeit zurückgenommen oder stark abgeändert werden mufsten. [2])

Es ist natürlich, dafs unter solchen Umständen im bayerischen Gymnasiallehrerstande Stimmen laut wurden, welche eine fachtechnische Oberleitung verlangten. Nur die bedeutendsten derselben seien hier hervorgehoben.

Schon im Jahre **1845** machte C. L. Roth den Vorschlag [3]) einen Obersten Schulrat, bestehend aus 5 Mitgliedern, als eine besondere Sektion zu bilden, die dem Ministerium des Innern untergeordnet sei, sowie jeder Kreisregierung Kreisschulräte beizugeben. Hiezu solle nur ernannt werden können, wer mindestens 10 Jahre Gymnasiallehrer gewesen sei und als solcher eine nützliche Tätigkeit entfaltet habe. Verlangte er doch von diesen Räten, dafs sie bei ihren Visitationen selbst eine Stunde lang in Gegenwart aller Lehrer examinieren sollten.

Ebenso forderte Dr. C. Burkhard [4]) wenige Jahre später sachverständige Räte im Ministerium und an den Kreisregierungen zur Aufstellung und Überwachung der leitenden Grundsätze für alle Kategorien und Stufen von Schulen. Für eine solche ständige Oberbehörde gelte jedenfalls das bekannte Ceterum censeo.

Nach einer Pause von 16 Jahren kam die Frage von neuem zur Behandlung zugleich mit den Erörterungen über andere Standesangelegenheiten und die Abänderung der Schulordnung.

---

[1]) Eine gröfsere Übersicht findet sich in dem Ber. der XIV. Generalvers. (1886) zusammengestellt v. Dr. Nusser pag. 14—17, sowie in (Berliner) Zeitschrift für das Gymnasialwesen 2. Jahrgang (1848) pag. 480—484 v. Dr. Elsperger.

[2]) „Das bisher beliebte Institut der sog. „Vertrauensmänner", das nirgends greifbar ist und schon eigentümliche Früchte getragen hat, mufs sich doch längst als ein verfehltes erwiesen haben: nicht nur in organisatorischen Fragen, auch in untergeordneten." So Dr. Autenrieth. Bl. G. Sch. W. 6. Bd. pag. 92.

[3]) Das Gymnasial-Schulwesen etc. pag. 133—136.

[4]) Grundzüge einer Gymnasialreform in Bayern etc. (1849) pag. 2—4.

1865 glaubte Ign. Schrepfer[1]) einem Wunsche Ausdruck geben zu müssen, der vielen Freunden unserer Schulen längst heifs auf der Seele brenne, dafs nämlich wie in allen übrigen Zweigen des öffentlichen Dienstes auch die Schule eine fachmännische Oberleitung in Bayern habe.

Im Jahre 1867[2]) liefs ein Schreiben des Kultusministeriums an den Finanzausschufs die Absicht der Regierung erkennen, den Kreisregierungen an Stelle des veralteten und wirkungslosen Scholarchats einen anderen technischen Beirat in irgend welcher Form behufs einer intensiveren Behandlung und Überwachung des öffentlichen Unterrichts überhaupt und für die Vorbereitung wichtigerer allgemeiner Anordnungen auf diesem Gebiete beizugeben, zweitens die frühere Studiensektion, die, aus bewährten Gelehrten, Schulmännern und Geistlichen bestehend, zeitweise unter dem Vorsitze des Ministers sich versammelt und Gutachten erstattet habe, wieder aufleben zu lassen.

Dagegen sprach sich energisch Wolfg. Bauer[3]) aus: Einen sogenannten technischen Beirat, der vielleicht nur von Zeit zu Zeit gehört werde, in persönlichen Fragen nichts zu sagen und überhaupt keine Exekutive habe, könne man nicht brauchen. Die Aufstellung eines Fachreferenten sei nicht genügend. Ein Studienrat bestehend aus 5 Mitgliedern (3 Philologen, wovon einer protestantisch sei, 1 Mathematiker und 1 Juristen) sei mit der Leitung des Schulwesens zu betrauen. Die technischen Mitglieder müfsten aus der Schule hervorgegangen und durch langjährige Erfahrung und gediegene Kenntnisse dazu geeignet sein, nicht blofs die an sie gelangenden Anträge und Anfragen zu verbescheiden, sondern selbst die Visitationen zu übernehmen und bei den Lehramtsprüfungen der ständigen Prüfungskommission anzugehören.

Dr. Autenrieth[4]) jedoch fürchtete, es möchten der Durchführung der Vorschläge Bauers zu viel äufsere Hemmnisse in den Weg treten, und hielt deshalb vorläufig einen philologischen Beirat von einem oder zwei aus der Praxis entnommenen älteren, aber noch rüstigen und nicht betagten Mitgliedern für ausreichend.[5])

Ein anderer Schulmann, Dr. Elsperger[6]), „ein warmer Freund selbständiger Bewegung der Anstalten", sah auch „eine zweckmäfsige Oberleitung um das Gedeihen der Schule für nötig" an und meinte, „vor allem ein Fachmann sei geeignet, die für sämtliche Anstalten unerläfslichen zeitweiligen Visitationen vorzunehmen. Aber

[1]) Bl. G. Sch. W. 1. Bd. pag. 85.
[2]) Bl. G. Sch. W. 4. Bd. pag. 264 abgedruckt. — Ldtg. 1867/69. Beil. Bd. IV pag. 256.
[3]) Zur Reform der bayerischen Gymnasien. 1869. München. pag. 37—43.
[4]) Zur Reform unserer Mittelschulen. Bl. G. Sch. W. 6. Bd. pag. 91 f.
[5]) Ähnlich sind die Vorschläge in der Broschüre: Gebrechen und Heilung der humanistischen Gymnasien mit besonderer Rücksicht auf Bayern. Gedanken von zwei Philologen. München 1872. pag. 112 (Schlufswort).
[6]) Bl. G. Sch. W. 7. Bd. pag. 48 f.

er könne nicht in der Anstellung von Fachmännern zur obersten Leitung der Gymnasien eine Panacee für alle Gebrechen dieser Anstalten erblicken und fürchte die Polypragmosyne, zu der Fachmänner so geneigt seien, wenn sie an die Spitze eines Verwaltungskörpers träten; er halte es für hinreichend, dafs derjenige Staatsbeamte, dem im Kultusministerium das Gymnasialschulwesen anvertraut sei, ein Mann von höherer wissenschaftlicher Bildung sei, um sich über die grofsen pädagogischen Zeitfragen ein selbständiges Urteil zu bilden, und der ein warmes Herz für die Gymnasien und ihre Sache habe.[1])

Um so schärfer ward in anderen Schriften eine fachmännische Leitung gefordert. So erklärte der Verfasser der (anonymen) Broschüre: „Das bayerische Gymnasialwesen einst und jetzt“[2]), es habe die bisherige Erfahrung gelehrt, zu welch vielfachen Mifsgriffen man komme, wenn die oberste Leitung des Studienwesens Juristen in die Hände gelegt sei, welche noch so wohlmeinende und treffliche Staatsbeamte sein mögen, aber vom Schulwesen kein gründliches Verständnis hätten und haben könnten. Nur erfahrene Schulmänner seien fähig, die grofse Aufgabe der Erneuerung und fortwährenden Leitung des Gymnasialschulwesens in die Hand zu nehmen. „Wir bedürfen mit Einem Worte eines Oberstudienrates“.

Sehr eingehend behandelte Fr. Mezger diese Frage in seiner Schrift: „Kritik des Entwurfes einer Ordnung der gelehrten Mittelschulen (Studienanstalten) in Bayern“).[3]) Nach ihm ist die Einführung von Schulmännern in das Kultusministerium das A und O der Schulfrage. Von keinem Schulplane und sei er auch der beste und bestgemeinte sei eine wirkliche Besserung zu erwarten, wenn man sich nicht zugleich entschliefsen könne, die Oberleitung des Gelehrtenschulwesens in fachkundige Hände zu legen. Energisch und einleuchtend wies Mezger die Einwände dagegen zurück, dafs der Versuch schon einmal gemacht worden sei, sich aber nicht bewährt habe, dafs den Fachmännern die zur obersten Leitung des Schulwesens nötige Objektivität des Urteils abgehe, dafs die Zentralleitung des Schulwesens Kenntnis der Gesetze und der Administration voraussetze, die ein nur für das Lehrfach Vorgebildeter nicht zu besitzen pflege, dafs endlich die Organisation der höheren Schulaufsicht sich zugleich auf das Gesamtgebiet des Unterrichtswesens beziehe und auch mit der Formation der Ministerien und der Kreisregierungen zusammenhänge. Zugleich führte er eine Reihe wichtiger Gründe für seine Sache an: Nur wo ein Fachmann sich an der Spitze befinde, der sich über den Wert und die Befähigung eines Lehrers

[1]) Damit stimmen die Ansichten des bekannten Rektors von Augsburg (St. Anna) Dr. Gg. C. Mezger überein, wie aus der Schrift seines Sohnes hervorgeht: Schulrath Dr. Gg. C. Mezger, Leben und Wirken eines evangelischen Schulmannes. Von Dr. Gg. Mezger. Nördlingen 1878. pag. 171 f.

[2]) Eine Erinnerung an Döderlein von einem ehemaligen Schüler desselben (Konsistorialrat Ebrard?). Erlangen 1869. pag. 51.

[3]) Nördlingen 1870. C. H. Beckh'sche Buchhandlung. pag. 1—16.

ein selbständiges Urteil zu bilden vermöge, der die gesamte Besetzung aller Lehrstellen an den Gymnasien in der Hand habe, könne von einer ganz zweckentsprechenden Verwendung der gewifs auch bei uns vorhandenen Kräfte die Rede sein. Wo dies nicht der Fall sei, da könne zur Vermeidung von Willkür und Protektionsunwesen nur die tote Anciennitätsliste mafsgebend sein bei der Anstellung der Lehrer und bei der Auswahl der Rektoren. Die nötigen öfteren Inspektionen könnten nicht durch irgend einen beliebigen Universitäts- oder Gymnasialprofessor vorgenommen werden, sondern nur durch sachkundige Männer, deren ausschliefslicher Beruf die Leitung und Überwachung der Gymnasien sei. Nur so könne bewirkt werden, dafs der schleppende Geschäftsgang beseitigt werde, dafs dann nicht, wie es jetzt geschehe, Stellen monatelang unbesetzt blieben, dafs man aus dem Zustande des Schwankens und der Unsicherheit herauskomme.

Aus gleichen Gründen wünschte J. Sörgel als Abgeordneter im Landtage und in seiner Schrift: „Die gegenwärtige Gymnasialbildung mit besonderer Berücksichtigung des bayerischen Gymnasialwesens“[1]) eine aus Fachmännern gebildete Oberbehörde für die Gymnasien. Vor allem fordere dies das Anstellungs- und Beförderungswesen. Hierin seien die ärgsten Mifsgriffe gemacht worden, da ohne genaue Personalkenntnis auf Empfehlungen und fremde Einflüsse hin unfähige Leute zu Rektoren befördert worden seien. Die Ausübung einer wirklichen Kontrolle, wie sie unentbehrlich sei, könnten nur Schulmänner vornehmen, die die Aufgabe des Gymnasiums kennten. Ein vielköpfiger und von verschiedenen Prinzipien ausgehender Beirat müsse die ganze Leitung in ein höchst bedenkliches Schwanken bringen und werde feste Prinzipien vermissen lassen.

2) Noch vor der Veröffentlichung dieser Broschüre erschien die **A. V. vom 22 Nov. 1872**[2]) **über die Einrichtung einer technischen Oberleitung der humanistischen und technischen Mittelschulen.** Danach hatte der **„Oberste Schulrat“** aus 8 Mitgliedern zu bestehen, die ihre Funktion jederzeit widerruflich nur im Nebenamt versahen. Es waren hiezu 5 Hochschulprofessoren und 3 Gymnasialrektoren auszusehen.[3]) Als Aufgabe des Obersten Schulrates wurde angegeben, die Mittelschulen zu visitieren, die Ministerialbescheide auf diese Visitationen sowie auf die Jahresberichte zu entwerfen, das Lehrerpersonal

[1]) Nördlingen 1872. pag. 110f.
[2]) Rgbl. 1872. pag. 2593—2598.
[3]) Die ersten Mitglieder waren: Dr. W. B. v. Giesebrecht (Univ. München), Dr. C. L. Urlichs (Univ. Würzburg), Dr. W. Christ (Univ. München), Dr. C. M. Bauernfeind (Polyt. München), Dr. Joh. Nic. Bischoff (Polyt. München), Dr. H. Heerwagen (Rekt. Nürnberg), Ad. Kleinfellner (Rekt. Ind.-Sch. München), Ant. Linsmayer (Rekt. München). Rgbl. 1872. pag. 2614—2615.

zu qualifizieren, ferner Gutachten über die auf die Schule bezüglichen Gegenstände abzugeben. Das Referat über die humanistischen und technischen Mittelschulen behielten die Juristen: also ein unverantwortlicher Beirat, der hauptsächlich aus Nichtfachmännern bestand.

Nicht mit Unrecht erblickte Sörgel[1]) in dem neuen „Obersten Schulrat" eine so komplizierte und mangelhaft konstruierte Maschine, dafs die von ihr erwarteten Dienste gar nicht geleistet werden könnten. Oder glaube man wirklich, diese zeitraubenden und eine volle Arbeitskraft in Anspruch nehmenden Geschäfte, wie sie dem Obersten Schulrat zugewiesen seien, liefsen sich nur so nebenbei und unbeschadet der übrigen Berufsgeschäfte versehen? Wer inspiziere die Anstalten der Rektoren, die Mitglieder der obersten Schulbehörde seien? Der Inspizierende dürfe nicht in, er müsse über der Sache stehen. Welches Mifsverhältnis sei es, dafs er fast ganz aus den Lehrern Münchens genommen sei und die auswärtigen Mitglieder sozusagen nur das fünfte Rad am Wagen seien? Der Referatsdienst bleibe in den Händen der Juristen, die ihrerseits nicht einmal Mitglieder des Obersten Schulrates seien. Die Absicht, durch diese Einrichtung zumal in Personalfragen Einseitigkeit fern zu halten, werde nicht erreicht werden, da Gerechtigkeit im Anstellungs- und Beförderungswesen die genaueste Personen- und Sachkenntnis voraussetze. Nachdem Sörgel nochmals widerlegt, dafs für fachmännische Referenten das Arbeitsgebiet nicht umfassend genug sei und dafs sie dem praktischen Berufe entzogen zu sehr der Gefahr ausgesetzt seien zu verflachen und zu verknöchern, schlofs er damit, es sei zu bedauern, dafs man ein Institut geschaffen, das uns weder zur Ehre noch dem Lande zum Nutzen gereiche.[2])

Wenige Jahre später bekannte Sörgel[3]) selbst, dafs man dem Obersten Schulrate trotz der in seinen Augen mangelhaften Organisation eine Reihe der wichtigsten prinzipiellen Verbesserungen im Schulwesen zu verdanken habe. In der Tat bedeuten die Schulordnung für die humanistischen Anstalten im Jahre 1874, die für die technischen Schulen 1877, die Prüfungsordnung für das höhere Lehramt 1873 einen gewaltigen Fortschritt. Namentlich auch die Einführung des 2. Examens, des sog. Spezialexamens, ist trotz seiner Härten, die es mit sich brachte, hierher zu rechnen. Da die Zulassung hiezu nur durch die Vorlage einer wirklich wissenschaftlichen Arbeit erwirkt werden konnte, so wurde durch diese Bestimmung der wissenschaftliche Geist und die intensivere Beschäftigung mit den Wissenschaften im Gymnasiallehrerstande gefördert und dieser dadurch auf eine höhere Stufe emporgehoben. Als Kehrseite darf nicht verschwiegen werden, dafs durch die Hingabe an die wissenschaftlichen Arbeiten die pädagogische Ausbildung zurücktrat. Um so mehr mufste dies geschehen, als die schriftstellerische

[1]) Nachwort zur Schrift: Die gegenwärtige Gymnasialbildung etc. pag. 128—132.
[2]) Ähnliche Ausführungen finden sich in der Schrift von Chr. H. Kleinstäuber, Aphorismen über die Gymnasien etc. (1873) pag. 54—56.
[3]) Die bayerischen Gymnasien sonst und jetzt. Hof 1878. pag. 40. Vergleiche seine Aufserungen im Landtag 1874/75 pag. 573 u. 574.

Tätigkeit mehr als die pädagogische für das Vorrücken in eine höhere Stellung und besonders bei der Auswahl der Rektoren mafsgebend wurde. Auch kann man dem Obersten Schulrate nicht nachrühmen, dafs er die Bemühungen des höheren Lehrerstandes um Besserung der materiellen Lage kräftig unterstützt hätte oder gar in dieser Beziehung initiativ tätig gewesen wäre.

Sofort nach seiner Einführung erhoben sich gegen den Obersten Schulrat Anfeindungen, die sein Bestehen sehr gefährdeten. Infolge der kirchlich-politischen Kämpfe strich die Kammer dem Kultusminister Dr. v. Lutz das Postulat für die Funktionsremunerationen der Mitglieder desselben[1]) und es bedurfte des zähen Festhaltens des Ministers an dem, was er für gut und nützlich ansah, um jenen nicht fallen zu lassen. Die Kosten wurden von ihm aus den Erübrigungen im Kultusetat bestritten. Erst sein Nachfolger, Minister Dr. v. Müller legte dem Landtag 1891/92 ein diesbezügliches Postulat vor, das ohne Schwierigkeit Genehmigung fand. Dadurch war der Bestand des Obersten Schulrates gesichert.[2])

Dagegen haben die Bestrebungen, welche auf eine Änderung der Einrichtung, der Zusammensetzung und der Aufgabe desselben gerichtet sind, noch nicht ihr Ziel erreicht. Die Regierung hielt mit Zähigkeit an der bisherigen Organisation fest. Nur insofern ist eine Änderung eingetreten, als mehr Männer aus dem Gymnasiallehrerstand als anfangs beigezogen wurden.[3])

3) Natürlich kam die Frage der Oberleitung als eine Standesangelegenheit bei den **Generalversammlungen des Bayerischen Gymnasiallehrervereins** wiederholt zur Sprache. Schon auf der VII. Gen.-Vers. (1870) legte der damalige Vorstand Prof. Kurz[4]) dar:

> „Eine ständige, aus Fachmännern zusammengesetzte Vertretung unter formgewandter Leitung ist es, was wir brauchen, und dies zu erstreben, mufs die erste und nächste Aufgabe unseres Vereins sein, wenn derselbe die Förderung der Interessen unseres Standes und Berufes wahrhaft befolgen will."

Kurz mochte wohl wie seine Standesgenossen durch die Organisation von 1872 enttäuscht worden sein. Doch verdienen gewifs die Worte Dr. Deuerlings[5]) Beachtung, welcher sagte, der Gymnasiallehrerverein habe in der Schaffung des Instituts einen grofsen Fortschritt gesehen, weil damit das Prinzip der Selbstverwaltung, auf dem sich fast das ganze staatliche und gesellschaftliche Leben im 19. Jahrhundert

[1]) cf. pag. 573 f.
[2]) cf. pag. 578.
[3]) cf. pag. 580.
[4]) Generalversamml.-Ber. pag. 2.
[5]) XIV. Generalversamml.-Ber. (1886) pag. 7.

aufbaue, auch in der Leitung des Mittelschulwesens eingeführt worden sei, wie es in allen Sparten der Staatsverwaltung bestehe.

Dafs W. Bauer ebenfalls dieser Ansicht war, lassen seine Äufserungen in der IX. Gen.-Vers. (1875)[1]) erkennen. Hier konstatierte er, dafs man selbst in jenen Kreisen das selbstverständlich finde, was man lange als unausführbar und anmafsend von sich gewiesen habe. Doch halte er sich nicht für berufen, die Einrichtung, wie sie getroffen worden sei, bei der Generalversammlung einer Erörterung zu unterziehen. Deutlicher spricht er sich in der folgenden aus:[2])

> „Ich kann mir nicht denken, dafs ein Schulmann bei ruhiger Überlegung im Prinzip wenigstens die Ersprieſslichkeit, ja Notwendigkeit einer technischen Oberleitung leugnet. Man kann streiten über ihre Form, ihre Kompetenz, die Besetzung: aber dafs wir eine fachmännische Vertretung brauchen, scheint mir ein Axiom zu sein, an dem wir ein für allemal festhalten müssen."

Kein Wunder, wenn er empört ist, dafs die Kammer den Obersten Schulrat „einfach wegdekretiert."

Einen Anlafs zur erneuten Behandlung dieser Frage gab im Jahre 1885 neben der Befürchtung, einseitige Philologieprofessoren möchten die Schulleitung in die Hände bekommen, die schon genannte Broschüre von Dr. Gg. Neudecker: „Die gegenwärtige Stellung der Lehrer an den bayerischen Mittelschulen".[3]) In dieser Schrift zeichnete der Verfasser klar das Verhältnis der Universitäten zu den Mittelschulen und legte dar, wie die Aufgaben beider Schulen verschieden seien und daher die berufliche Wirksamkeit der beiderseitigen Lehrer nach wesentlich getrennten Richtungen auseinander gehe, so dafs einerseits nicht den Universitätsprofessoren der mafsgebende Einflufs auf die Gymnasien zukomme, andererseits die alte Forderung einer eigentlich fachmännischen Oberleitung unseres Schulwesens und Schulstandes an den Kreisregierungen und im Kultusministerium als eine sachlich begründete erscheine.

Eine Folge solcher Ausführungen war, dafs die XIV. Generalversammlung 1886 über die Organisation des Obersten Schulrates verhandelte und zur Annahme folgender Thesen gelangte:[4])

> 1. „Es ist anzustreben, dafs der Schwerpunkt der fachmännischen Oberleitung der Gymnasien in Professoren der Gymnasien liege.

[1]) Generalversamml.-Ber. pag. 4.

[2]) Generalversamml.-Ber (1877) pag. 5. Ähnlich in einer Petition vom 16. Juli 1876 an die Kammer der Reichsräte.

[3]) pag. 21—23. Schon bei der „Rektorenfrage" (pag. 544) erwähnt. Auch in der fast gleichzeitig erschienenen (anonymen) Schrift: „Das bayerische Schulwesen und der bayerische Landtag" (Würzburg 1886) wird die Ersetzung des „unorganischen Gebildes" des Obersten Schulrates durch Räte im Ministerium verlangt (pag. 23).

[4]) Ber. pag. 7—8 und 14—19.

2. „Es ist anzustreben, dafs für die fachmännische Oberleitung der Gymnasien an Stelle des bisherigen funktionierenden Beirats eine Behörde geschaffen werde, welche ein organisches Glied der Staatsverwaltung bildet."

Aus der Begründung, welche der damalige Vereinsvorstand Dr. Deuerling diesen Thesen anfügte, seien nur folgende Sätze angeführt:

„Diese Behörde (= der Oberste Schulrat) soll nach unserer Ansicht, wenn nicht ausschliefslich, so doch in der Hauptsache aus wirklichen aktiven Schulmännern zusammengesetzt sein. Wir wünschen dies (erstens) im Interesse der Ehre und Achtung unseres Standes."[1])

„Wir halten es ferner nicht für möglich, dafs Professoren der Hochschulen, deren Beruf an sich die Anspannung aller ihrer Kräfte verlangt, eine so wichtige Tätigkeit, die selbst wieder einen ganzen Mann verlangt, nur nebenbei leisten können."

„Das Gymnasial- und Mittelschulwesen überhaupt hat in unseren Tagen einen Umfang und eine Tragweite erhalten, dafs das Studium desselben eine Lebensaufgabe für sich bildet und dafs die technischen Leiter desselben mitten in dieser Tätigkeit stehen müssen."

„Ein weiteres Moment ist, dafs die klassische Philologie an den Universitäten bei dem immer mehr überhand nehmenden, in der Entwicklung der Wissenschaft selbst begründeten Streben nach Vereinzelung und Spezialisierung nicht mehr den universalen Betrieb kennt, wie sie ihn früher bei geringerer Ausdehnung der Wissenschaft hatte. Da scheint es denn angemessen, dafs eine obere Schulbehörde walte, welche beispielsweise nicht diese oder jene philologische Richtung pflegt, sondern das Bedürfnis der Schule stets im Auge behält."

„Dafs endlich ein Studienrektor, der in Bayern im Range hinter einem Universitätsprofessor ziemlich weit zurücksteht, sich in einer zum überwiegenden Teile aus Professoren der Hochschule bestehenden beratenden Versammlung nicht die Geltung verschaffen kann, welche er in seinen speziellen Berufs- und Standesangelegenheiten wohl beanspruchen darf, schliefse ich aus der allgemein menschlichen Gepflogenheit, nach welcher das Gewicht des Menschen unwillkürlich von äufseren Standes- und Rangverhältnissen beeinflufst wird."

Gegenüber der Befürchtung, es möchte der innige Zusammenhang zwischen Universität und Gymnasium gelöst werden, wenn man die oberste Leitung der Gymnasien den Gymnasiallehrern übergebe, betonte

[1]) Ebenderselbe schreibt bei einer anderen Gelegenheit einige Jahre später (1891): „Ein Punkt (freilich), der eine unverjährbare Forderung darstellt, harrt noch immer seiner Erledigung: die Selbstverwaltung, die in den Stadt- und Landgemeinden längst Tatsache geworden ist, die in Beziehung auf die Hochschulen, die geistlichen Angelegenheiten, im Medicinal-, Forst-, Bauwesen, ja sogar bei den Geometern und Tierärzten bis zu einem gewissen Grade durchgeführt ist — sie wird uns allein immer noch vorenthalten" (Bl. G. Sch. W. 27. Bd. pag. 291).

noch ausdrücklich der Vorsitzende: Die Beziehungen zu der Universität wolle man nicht aufheben; allein was unsere Berufstätigkeit in ihrem innersten Wesen berühre, solle doch im wesentlichen der Entscheidung von Männern unterstellt sein, die diesen Beruf als ihre eigentliche Lebensaufgabe erwählt hätten.

Die angenommenen Thesen wurden dem Kultusministerium in Form einer Petition übergeben. Nach dem Referate des Vorstandes Prof. Einhauser in der XV. Generalversammlung [1]) (1888) hierüber enthielt diese in ihrer ausführlichen und sachkundigen Begründung den Satz:

> „Eine Persönlichkeit oder eine Behörde ist von nöten, welche stets in unmittelbarem Verkehre mit den einzelnen Anstalten steht. Der Oberste Schulrat in Bayern ist zur Zeit eine Behörde, die für niemand zugänglich ist; keine Anstalt kann sich an ihn wenden, kein Rektorat kann sich von ihm Rat oder Bescheid erholen."

Der Minister Dr. v. Lutz beharrte bei einer Audienz — nach dem Referate — auf seinem bisherigen Standpunkt unter einer Begründung, wie er sie besonders in der Kammer ausgesprochen hatte.[2])

In den 90 er Jahren trat diese Frage hinter andern, viel aktuelleren[3]) zurück. Der Gymnasiallehrerverein hat sie indes nicht aufser acht gelassen. Auf der XVI. Generalversammlung (1890) erklärte der Vorstand Prof. Gerstenecker, es werde eine unserer Aufgaben für die Zukunft sein, diese wichtige Sache im Auge zu behalten und nach Möglichkeit zu fördern.[4]) 1897 bezeichnete auf der XIX. Generalversammlung der Vorsitzende Prof. Dr. Gebhard die Angelegenheit „als einen fortwährend zu Recht bestehenden Programmpunkt".[5])

4. Die **Stellung der Staatsregierung**[6]) zu dieser Frage ergibt sich am besten aus den **Kammerverhandlungen.** Es würde sich deshalb

---

[1]) Generalversamml.-Ber. pag 5—11.

[2]) cf. pag. 574 f.

[3]) Assistenten-, Professoren-, Dreier-, Ältere Professorenfrage. Sieh die betreffenden Abschnitte.

[4]) Generalversamml.-Ber. pag. 11.

[5]) Generalversamml.-Ber. pag. 21. — Auch in der Broschüre von E. Falch, Prof. an der Industrieschule München: „Betrachtungen über die Schulreform in Bayern und Preufsen" (1893) schliefst die Kritik über den Obersten Schulrat: „Es ist zu wünschen, dafs eine gesunde Entwicklung unseres Mittelschulwesens dazu führt, dafs es unter der Aufsicht des Staates einer besonderen Verwaltung unterstellt wird, deren Beamte aus den Lehrern an Mittelschulen hervorgehen. (pag 43).

[6]) Schon wiederholt gestreift. cf. pag. 565, 567, 569.

ein unvollständiges Bild von der Entwicklung derselben ergeben, wenn nicht auf diese seit 1870 näher eingegangen würde.

In diesem Jahre wurde von dem Referenten für das Kultusbudget, Abg. Greil, im Finanzausschufs dem allgemeinen Verlangen nach einer technischen Oberleitung befürwortend Ausdruck gegeben.

Im folgenden Landtag 1871/72 sprach Abg. Sörgel[1]) in seiner bekannten Interpellation über das Gymnasialwesen, dafs auf dem ganzen grofsen Gebiete des öffentlichen Unterrichts ohne jegliche Sachkenntnis gewirtschaftet werde, und stellte die Anfrage, ob das Ministerium gedenke, die zu einer gedeihlichen Entwicklung unseres Unterrichtswesens unbedingt notwendige Einsetzung einer aus sachkundigen Fachmännern bestehenden Unterrichtsbehörde vorzunehmen. Minister Dr. v. Lutz[2]) gab in seiner Antwort die Absicht kund, die Leitung des Schulwesens in die Hände von Technikern zu legen, aber, fügte er bei, er wisse noch nicht, ob eine selbständige technische Behörde einzusetzen sei, da er in dieser Beziehung grofse Bedenken habe.

Durch die A. V. vom 22. Nov. 1872 erfolgte, wie oben bemerkt, die Organisation des „Obersten Schulrates".[3]) Als der Minister die Summe von 4600 fl. als Funktionsremunerationen für die Mitglieder in das Budget 1873 einsetzte, erhob die Patriotenpartei grofse Schwierigkeiten, so dafs die Position erst unter namentlicher Abstimmung von 77 gegen 75 Votanten genehmigt wurde.[4]) Nicht die geringe Summe war es, die Bedenken erregte, sondern vor allem die kirchlich-politischen Streitigkeiten in jener Zeit gaben der katholisch-patriotischen Partei den Grund, das Postulat des liberalen Kultusministers zu bekämpfen. Abg. Freih. v. Hafenbrädl[5]) erklärte direkt, diesem Ministerium keinen Groschen bewilligen zu wollen. Von den andern Rednern seiner Partei brachte Abg. Triller[6]) vor, der Umstand, dafs der Oberste Schulrat blofs aus Professoren und zwar aus acht Personen bestehe, dürfte der Stabilität desselben nicht förderlich sein und seine Zusammensetzung — die gröfsere Anzahl waren Protestanten — trage den Gefühlen und Wünschen der Mehrheit der Bevölkerung des Landes, insoweit dadurch die religiöse Seite berührt werde, nicht immer Rechnung. Seine Verordnungen trügen das Gepräge der Konfessionslosig-

[1]) St. B. I. Bd. pag. 277—279.

[2]) St. B. I. Bd. pag. 280. Bisher hatte man dem Verlangen nach einer technischen Oberleitung hauptsächlichst entgegengehalten, die Einführung einer solchen sei nicht möglich wegen der Verteilung der Lehranstalten unter verschiedene Ministerien. Dieser Einwand fiel weg, als das Ministerium des Handels und der öffentlichen Arbeiten, unter dem bisher die technischen Schulen standen, aufgehoben wurde (1. Dez 1871).

[3]) cf. pag. 567.

[4]) Ldtg. 1873/75. St. B. II. Bd. pag. 228 f. — cf. Finanzausschufsbericht in Beilage zur Augsburger Abendzeitung Nr. 174 (27. Juni 1874).

[5]) St. B. II. Bd. pag. 237.

[6]) St. B. II. Bd. pag. 228—229.

keit. Abg. Rufswurm[1]) führte in dieser Richtung weiter aus, durch die neue Schulordnung werde die Religion benachteiligt, da man den Werktagsgottesdienst abgeschafft, die Religionsstunden in den oberen Klassen von 2 auf 1 verkürzt, die Religionslehrer vom Absolutorium ausgeschlossen habe. Auch die Abschaffung der Preise und der Lokationen wurde von ihm beanstandet. Unter Bezugnahme auf die Schrift von Sörgel[2]), der die Einrichtung als schädlich und ganz unnütz bezeichnet habe, hob er hervor, dafs die Schulmänner selbst sich dagegen ausgesprochen hätten. Überhaupt stellte er die Bedürfnisfrage in Abrede. Dazu meinte noch Abg. Freytag[3]), es würde durch den Obersten Schulrat keine Vereinfachung des Geschäftsganges herbeigeführt und die jetzigen Referenten im Kultusministerium seien nicht ordentlich beschäftigt.

Von der liberalen Partei ergriffen bei dieser Gelegenheit die Abg. Kraufsold, Seitz, Sörgel und Dr. Marquardsen das Wort. Der erste[4]) behandelte die Frage wegen der Konfession der Mitglieder des Obersten Schulrates, der letzte[5]) wünschte, dafs auch ein Erlanger Universitätsprofessor beigezogen werde. Seitz[6]), selbst ein Schulmann, verteidigte ihn wegen des neuen Schulplanes, wenn er auch, wie er sagte, nicht für das Institut eingenommen sei und es mit Bedenken aufgenommen habe. Sörgel[7]) rief der Partei der Rechten, die seine Schrift als Kronzeugen gegen den Obersten Schulrat benützte, die Worte zu:

> „Eine sachkundige Oberleitung müssen wir um jeden Preis haben und da gestehe ich Ihnen zu, mir ist der dermalige Oberste Schulrat immer noch lieber als das blofse Nichts, das Sie an seine Stelle treten lassen würden."

Da es nicht möglich sei, äufserte er weiter, einen Schulrat zu schaffen, der seinen Wünschen vollkommen entsprechen würde, so wolle er lieber den jetzigen Obersten Schulrat als gar keinen. Auch habe er sich mit der bestehenden Organisation einigermafsen ausgesöhnt, da sehr viele Einrichtungen, die er als notwendig erklärt habe, nach seiner Überzeugung zum Glücke des Landes eingeführt worden seien.

Der Kultusminister Dr. v. Lutz[8]) begründete zuerst die Aufstellung des Obersten Schulrates als ein viele Jahre lang von allen am Schulwesen Interessierten geteiltes Verlangen. Dann fuhr er fort:

---

[1]) St. B. II. Bd. pag. 233—234.
[2]) Die gegenwärtige Gymnasialbildung etc. cf. pag. 568, wo der Hauptinhalt der Schrift in dieser Beziehung erwähnt ist.
[3]) St. B. II. Bd. pag. 238—239.
[4]) St. B. II. Bd. pag. 232—233.
[5]) St. B. II. Bd. pag. 239.
[6]) St. B. II. Bd. pag. 236.
[7]) St. B. II. Bd. pag. 237—238.
[8]) St. B. II. Bd. pag. 229—232.

„Ich leugne nicht, dafs ich vom Anfange an, seit der Zeit, in welcher ich mit Schulangelegenheiten bekannt bin, dieses Verlangen für ein berechtigtes gehalten habe, und wäre dem nicht so gewesen, die Erfahrung vor einigen Jahren hätte mich genötigt, auf die Seite derjenigen zu treten, welche von jeher eine Bearbeitung der Angelegenheiten mindestens der Mittelschulen durch Techniker für notwendig erklärt haben. Bis zum Überdrusse habe ich von dem Formalismus, von den Äufserlichkeiten und von dem Nichteingehen in das Innere der Sache zu geniefsen bekommen, welche die Folge davon waren, dafs Juristen, wenn auch noch so tüchtig unterrichtete und noch so gewandte, mit der Handhabung der Angelegenheiten der Mittelschulen befafst gewesen sind. Es wird mir unvergefslich bleiben, wie gleichförmig die Entschliefsungen auf Jahresrechenschaftsberichte und ähnliche Dinge lauteten und wie wenig durch die hierauf ergangenen Bescheide die Sache selbst gefördert werden konnte.“ [1])

In zweiter Linie verteidigte der Minister die bestehende Organisation. Da ohne Bewilligung der Kammer die Schaffung neuer pragmatischer Stellen der Regierung nicht zustehe, so habe er, um die Befriedigung des Bedürfnisses nicht zu verschieben, Funktionärstellen errichtet. Gegen den fachmännischen Ministerialbeamten spreche der Umstand, dafs kein Schulmann der einen Branche auch wirklich als kompetenter Sachkundiger für die anderen Branchen betrachtet werde. Eine Kollektion von Ministerialbeamten zu berufen, sei für unser Land und unsere Verhältnisse ein Pleonasmus. Sie würden auch nicht genug beschäftigt werden. Zudem würde ein Ministerialreferent veralten und nicht Fachmann bleiben. Bei der bestehenden Organisation blieben die Mitglieder des Obersten Schulrates, der aus unentbehrlichen Elementen zusammengesetzt sei, Fachmänner und wirkten in ihrem Lehrberufe fort. [2]) Ihre Auswahl habe nicht mit Rücksicht auf die Konfession stattgefunden, sondern mit Rücksicht

[1]) Gleiche Gründe führte der Minister auch bei anderen Gelegenheiten an. Im Landtag 1875/76 sagte er, er sei aufs innigste überzeugt, dafs eine gedeihliche Leitung des Schulwesens ohne die Belehrung und die Ratschläge von Technikern durchaus nicht denkbar sei (St. B. II. Bd. pag. 586—587). In der Reichsratskammer fügte er an: „Früher sind die Jahresschlufsberichte verbeschieden worden, ich kann es nicht leugnen, in einer Art, welche die Bezeichnung des Schablonenhaften verdient. Weder die Referenten an den Kreisregierungen noch der Referent im Kultusministerium hatten die Qualität dafür, um jene gründliche sachliche Prüfung eintreten zu lassen, welche nicht entbehrt werden kann. Die Folge war, dafs die betreffenden Reskripte wirklich nichts als leere und bedeutungslose, meist angenehme Phrasen enthielten.“ (Pr. Bd. I pag. 508.)

[2]) Ebenso äufserte sich der Minister im Landtag 1875/76: Ein Kollegium von Fachmännern biete mehr Bürgschaft, dafs in seinen Aussprüchen das Richtige getroffen werde, als eine einzelne Persönlichkeit. Der Beirat müsse aus Schulmännern zusammengesetzt sein, die verschiedenen Branchen angehörten. I. K. Pr. Bd. I pag. 515—517.

darauf, was für ein sachkundiger Rat von ihnen in bezug auf die technischen Schulangelegenheiten erteilt werden könne.

Die Landtagssession 1875/76 [1]) brachte wiederum eine lange Erörterung über den Obersten Schulrat. Schon im Finanzausschufs war das Postulat von 7560 M. für denselben auf 3780 M. (nur für das Jahr 1876) herabgesetzt worden. Im Plenum forderte Abg. Rufswurm [2]) seine Abschaffung; denn die Mehrheit des katholischen Volkes wolle nicht die Tätigkeit desselben bezahlen, da fast jede Anordnung, die von ihm ausgehe, seine Anschauungen verletze. Abg. Dr. Merkle [3]) hielt ihn für überflüssig und nachteilig und fand in seiner Schulordnung von 1874 eine Menge von pädagogischen Fehlern. Sie erzeuge nur Viellernerei und Vielregiererei und habe die Übermacht der Rektoren gegenüber dem Lehrerrat eingeführt. Der Referent für den Kultusetat Dr. Ant. Schmid [4]) kritisierte aufserdem noch die Vorschriften für die Lehramtsprüfungen und brachte vor, die Wünsche der Lehrer gingen nach fachmännischen pragmatischen Beamten. Auch hätten die Professoren der Hochschulen nicht das rechte Verständnis für die Mittelschulen. Vergeblich waren die Bemühungen der liberalen Abgeordneten Herz [5]), v. Pefsl [6]) und Dr. Haushofer [7]) sowie des Ministers [8]), das Postulat zu retten. Der Hinweis des Abg. Herz, dafs die Ablehnung einen Schlag gegen den Gymnasiallehrerstand bedeute, ferner der seitens des Ministers, die Einrichtung sei sanktioniert, weil sie schon einmal genehmigt worden sei, ja selbst die Wiedereinsetzung der Forderung in der ersten Kammer [9]) auf den Antrag des Reichsrates von Haubenschmidt [10]) nützten nichts. Der Finanzausschufsantrag fand Genehmigung. [11])

Da der Minister erkannte, dafs bei der Zusammensetzung der II. Kammer eine Wiederholung des Postulates zu keinem Erfolge führe, unterliefs er es, in den nächsten Landtagssessionen ein solches zu bringen.

[1]) St. B. II. Bd. pag. 578—590.
[2]) St. B. II. Bd. pag. 579—582.
[3]) St. B. II. Bd. pag. 583—585.
[4]) St. B. II. Bd. pag. 587—589.
[5]) St. B. II. Bd. pag. 578—579.
[6]) St. B. II. Bd. pag. 582—583.
[7]) St. B. II. Bd. pag. 585.
[8]) St. B. II. Bd. pag. 586—587. — I. K. Pr. Bd. I pag. 505—511 und 515—517; cf. pag. 575 (Anmerkung).
[9]) Veranlassung gab eine Petition des Gymnasiallehrervereins (vom 16. Juli 1876) an diese Kammer. In derselben war eingehend dargelegt, warum der Gymnasiallehrerstand im Prinzipe am Obersten Schulrate festhalten mufs.
[10]) Pr. Bd. I pag. 505 und 517—519. Gegen den Antrag sprach nur der Münchner Erzbischof v. Scherr, da er es für zweckmäfsiger und praktischer hielt, einen Fachmann ins Ministerium zu berufen, als eine vielköpfige Schulleitung zu schaffen (pag. 511—512).
[11]) In dem Landtagsabschied (§ 2 pag. 4) wird erklärt: „Gegenüber den Beschlüssen des Landtags hinsichtlich der postulierten Exigenz für den Obersten Schulrat wollen Wir Unser Recht, das Unterrichtswesen nach Mafsgabe der Bedürfnisse desselben zu organisieren, ausdrücklich vorbehalten haben."

Erst im Jahre 1886 stellten die obenerwähnten Beschlüsse der XIV. Generalversammlung (1886)[1]) die Angelegenheit von neuem zur Diskussion. Im Landtag 1887/88 wurde sie vom Abg. Dr. Freih. v. Stauffenberg[2]) aufgegriffen. Er tadelte am Obersten Schulrate die Bevorzugung der Mathematiker und wünschte, dafs auch die neueren Sprachen darin vertreten seien und dafs der ärztlichen Seite ein gewisser Einflufs bei der Ordnung der Schule eingeräumt werde. Zur Zeit sei er kein Organ, um eine ordentliche Schulaufsicht auszuüben. Minister v. Lutz[3]) verteidigte seine Zusammensetzung und sprach ihm die volle Zufriedenheit mit seiner Tätigkeit aus. Für die Zuziehung von Ärzten, meinte er, bestehe kein arges Bedürfnis. Zu einem Urteil von der Aufgabe des Gymnasiums gehörten nicht blofs medizinische Kenntnisse, sondern auch die Kenntnis davon, was man von einem Knaben während des Schuljahres verlangen könne. Abg. Dr. Orterer[4]) hielt die Anregung seines Kollegen Freih. v. Stauffenberg für eine ernste und wohlberechtigte. Hier müsse Wandel geschaffen werden. Die Hinweisung, ein Mitglied — ein Historiker — sei einmal vor langen Jahren auch an einem Gymnasium tätig gewesen, sei doch nicht ganz zutreffend. Die Berührung, die der betreffende Herr mit dem Gymnasium gehabt habe, habe auf norddeutschen Gymnasien bei anders gearteter Organisation und vor Dezennien stattgefunden. Daran schlofs er:

„Ich habe die entschiedene Meinung, dafs, wer mit der Oberleitung des Gymnasialwesens betraut ist, dies nicht besorgen kann in einer Nebenfunktion und als Nebenamt."

„Die fortschreitende Vervollkommnung der Schulorganisation und Schuleinrichtung mufs allerdings verfolgt werden. Sie zur rechten Zeit zur Tat werden zu lassen, wird eine der wichtigsten Aufgaben des Oberschulrates sein. Aber diese Aufgabe der obersten Schulleitung kann nie und nimmer als Nebenfunktion in der halb unverantwortlichen und andererseits doch sehr bedeutungsvollen Stellung eines Mitgliedes des Obersten Schulrates geübt werden. Hier mufs Änderuug geschaffen werden."

Darauf erwiderte Minister von Lutz[5]), er kenne den Wunsch in Lehrerkreisen, dafs aus ihrer Mitte ein Referent in das Ministerium berufen werde, aber er halte eine solche Organisation für untunlich. Zwei Ministerialräte würden nicht genügen; es seien deren 6—7 zu nehmen, um allen Fächern gerecht zu werden. „Wer sie bezahlt, das ist Ihre Sache; wie sie beschäftigt werden sollen, das kann ich nicht sagen."[6]) So schlofs er seine Rede wirkungsvoll für die Abgeordneten.

[1]) cf. pag. 570 f.
[2]) St. B. II. Bd. pag. 227—228.
[3]) St. B. II. Bd. pag. 235.
[4]) St. B. II. Bd. pag. 244.
[5]) St. B. II. Bd. pag. 245.
[6]) Eine „façon de parler": So Augsburger Abdztg. 1896 No. 352.

Im Landtag 1889/90 wiederholte Dr. Orterer[1]) seine Forderung einer besseren fachmännischen Vertretung der Mittelschulen in der obersten Schulleitung. Es sollten nicht blofs ein paar Leute in einer unverantwortlichen Zwitterstellung, sondern sitz- und stimmberechtigt neben den übrigen Gliedern der Regierung die Schulangelegenheiten regeln und leiten. „Die Frage der obersten Schulleitung wird gelöst werden und mufs gelöst werden. Ich wünsche, dafs es bald geschehe." Minister Freih. v. Crailsheim[2]) brachte als Vertreter des erkrankten Kultusministers Dr. v Lutz nur dessen schon bekannte ablehnende Gründe vor.

Der Nachfolger des letzteren, Dr. v. Müller, stellte sofort nach seinem Amtsantritte in den Etat für die folgende Budgetperiode 1892/93 die Position von 8000 M. für den Obersten Schulrat ein mit der kurzen Begründung: „Die Wiedereinstellung von Mitteln hiefür erweist sich im dienstlichen Interesse als geboten." [3]) Seitens der Kammer erhob man keine Schwierigkeiten, da, wie Ref. Dr. Daller[4]) bemerkte, die tiefgehenden Gründe, die 1876 für die Ablehnung vorhanden waren, nicht mehr bestanden. Endlich erkannte man an, dafs die Entwicklung des Unterrichtswesens einen technischen Beirat im Kultusministerium notwendig mache und eine unhonorierte Mitarbeit des weiteren nicht mehr passend sei. Nach den Darlegungen des Ministers im Finanzausschufs solle der aus 10 (Maximalzahl) Mitgliedern zusammengesetzte Oberste Schulrat nur ein beratendes Kollegium bilden und in zwei Abteilungen, eine philologisch-historische und eine naturwissenschaftlich-technische, jede mit 3 in München wohnenden Mitgliedern, zerfallen; die auswärtigen würden nur zur Beratung von allgemeinen organisatorisch wichtigen Fragen einberufen werden. Zugleich wurde dort besprochen, dafs einzelne Mitglieder eine ausschlaggebende Stellung einnähmen und eine einseitige Richtung gepflegt hätten.[5]) Nach dem Referate Dr. Dallers über die Verhandlungen im Ausschufs liefs sich Abg. Freih. v. Stauffenberg[6]) vernehmen: Seine Ansicht von der Zweckmäfsigkeit eines technischen Fachreferenten sei durch die Einwendungen des Ministers nicht widerlegt worden. Er würde sich die Tätigkeit des Obersten Schulrates als eine weit segensreichere denken, wenn sie auf den Schulplan und die Organisationsfragen

[1]) St. B. V. Bd. pag. 483 und 491.
[2]) St. B. V. Bd. pag. 487.
[3]) Ldtg. 1891/92 Beil. Bd. XVI No. 26 pag. 75. (Die 6 in München wohnenden Mitglieder sollten à 1000 M., die 4 auswärtigen à 500 M. erhalten.
[4]) St. B. VIII. Bd. pag. 226 227.
[5]) Dies bezog sich auf den Münchener Universitätsprofessor Dr. W. v. Christ, der seit 1873 die wissenschaftliche Tätigkeit und philologische Schriftstellerei der Lehrer als Mafsstab für die Beförderungen betonte. Derselbe war im Dezember 1891 zurückgetreten, was lebhafte Erörterungen in der Presse und in der Kammer hervorrief.
[6]) St. B. VIII. Bd. pag. 227.

beschränkt und die anderen Gegenstände, welche namentlich zur Verwaltung selbst gehörten, in die Hände eines Fachreferenten gelegt würden. Auch Abg. Dr. Orterer[1]) hielt es wie schon früher im Interesse der Schule gelegen, an Stelle dieser schwer fafsbaren, mit flüchtigen Kompetenzen ausgestatteten, mit keiner Verantwortlichkeit belasteten Kommission Fachreferenten ins Ministerium zu setzen. Dann würde das blühende Protektionswesen, die unkontrollierbare Zwischenregierung, die der Willkür Tür und Tor öffne, das förmliche Herumbetteln bei den Mitgliedern des Obersten Schulrates beseitigt.[2]) Der Zusammenhang mit der Universität, erklärte der Redner, müsse erhalten bleiben, aber ihr überwiegender Einflufs diene nicht zum Besten der Mittelschule, zumal wenn vielfach Männern ohne jede praktische Kenntnis derselben eine so tiefgehende Einwirkuug gewährt werde. Er sei deshalb mit Sr. Exzellenz einverstanden, wenn er diesen Zusammenhang auf das mindest notwendige Mafs reduzieren wolle.[3]) Unter den folgenden Rednern stimmte Abg. Seitz[4]) den Worten Dr. Orterers zu, Dr. v. Schaufs[5]) war mit der gegenwärtigen Einrichtung einverstanden, Böhm[6]) wünschte eine Vertretung der Volksschullehrer, besonders der Lehrerbildungsanstalten im Obersten Schulrat und Dr. Aub[7]) begrüfste es freudig, dafs der Minister im Finanzausschufs die Beiziehung eines Arztes als aufserordentlichen Mitgliedes in Aussicht gestellt hatte. In seiner Antwort setzte der Minister Dr. v. Müller[8]) unter anderem auseinander, es sei Sache des Ministers, ob er ein Gutachten des Obersten Schulrates akzeptiere oder nicht. Er trage ausschliefslich und allein die Verantwortung. Dann fuhr er fort:

> „Es war mir nicht möglich, in der Zeit, während ich die Ehre habe, das Ministerium zu führen, mich über diese Frage vollständig zu orientieren. Ob ein fachmännisches Kollegium, ob Fachreferenten besser sind, ob eine Kombinierung das Richtige ist, ich bin nicht hinreichend orientiert, um mich heute darüber auszusprechen. Aber das möchte ich sagen: Soweit ich mir die Sache angesehen habe, besteht bis jetzt ein für allemal keine Möglichkeit, dafs Fachreferenten auf die humanistischen Anstalten beschränkt bleiben. Das können wir nicht durchführen. Die Wünsche kommen, sie kommen notwendig, sie kommen bezüglich der technischen Mittelschulen, bezüglich der Volksschulen, bezüglich der Universitäten, bezüglich der technischen

[1]) St. B. VIII. Bd. pag. 227—230 und 236—237.
[2]) Einem Mitgliede des Obersten Schulrates legte man die Worte in den Mund: „Wenn ich nicht will, bekommen Sie die Stelle doch nicht."
[3]) Bezieht sich auf Äufserungen des Ministers im Finanzausschufs.
[4]) St. B. VIII. Bd. pag. 235.
[5]) St. B. VIII. Bd. pag. 232—235.
[6]) St. B. VIII. Bd. pag. 235.
[7]) St. B. VIII. Bd. pag. 236.
[8]) St. B. VIII. Bd. pag. 237—238.

Hochschule. Sie kommen dann nicht zum letzten und unbegründetsten auch vom Klerus der verschiedenen Konfessionen.“ [1])

Weiterhin sprach Minister Dr. v. Müller davon, dafs er der juristischen Vertreter doch nicht entbehren könne und dafs ein Mifsgriff in der Persönlichkeit geradezu unheilbar wäre. Einem juristischen Referenten könne man ein anderes Fach zuweisen, einem Fachreferenten dagegen nicht ohne Kränkung.

Auf diese Worte hin bemerkte Ref. Dr. Daller [2]) in seinem Schlufsworte, die Schwierigkeit, einen passenden Mann für eine so grofse Aufgabe zu finden, mache ihn der konsultativen Institution geneigter als dem Fachreferenten.

Da dem Landtag 1893/94 eine Budgeterhöhung für den Obersten Schulrat vorlag, [3]) so gab dies Veranlassung, seine Zusammensetzung und seine Tätigkeit zu kritisieren. Vor allem tat dies Abg. Dr. Sig. Günther [4]). Er bedauerte zunächst, dafs kein Physiker ihm angehöre, und tadelte scharf verschiedene Anordnungen desselben, besonders die Auswahl der Kommissäre zur Inspektion der Schulen und zum Absolutorium. Eine derartige unverantwortliche beratende Behörde wie der bestehende Oberschulrat könne nicht einen so wohltätigen Einflufs auf die Schule ausüben, als dies Männer imstande seien, die ihrem ganzen Berufe nach auf nichts anderes angewiesen seien, als darauf, die Interessen des Mittelschulwesens nach allen Seiten zu fördern. „Wir haben“, rief er, „in den Reihen unserer Schulmänner ausgezeichnete Kräfte für diesen Zweck. Was dem Elementarschulwesen recht ist, ist gewifs dem Mittelschul- und höheren Schulwesen billig.“ Seinem Vorschlag, es möchten den einzelnen Kreisregierungen Berater, wie für die Volksschulen, so auch für die Mittelschulen beigegeben werden, widersprach der folgende Redner Dr. Orterer [5]), der wünschte, die Unterstellung der humanistischen Anstalten unter die Kreisregierungen mit Ausnahme der reinen Verwaltung und des Rechnungswesens möge man fallen lassen. [6]) Im übrigen schlofs er sich ihm darin an, dafs die Heranziehung hervorragender Schulmänner an die Zentralstelle der Unterrichtsverwaltung nach allen den verschiedenen Richtungen den Vorzug vor der jetzigen Einrichtung verdiene, wenn er auch zugestand, dafs eine Verbesserung seit dem letzten Landtag eingetreten sei. [7]) Der Minister Dr. v. Müller [8]) sprach dem Obersten

[1]) cf. XVIII. Generalversamml.-Ber. (1894) pag. 11. (Ähnliche Äufserungen des Ministers werden dort berichtet.) Auch Augsburger Abdztg. 1896 Nr. 352: „So lange ich im Amte bin, kommt mir keiner herein.“

[2]) St. B. VIII. Bd. pag. 240.

[3]) Eines der 4 auswärtigen Mitglieder war nach München versetzt worden und sollte daher 1000 M. statt 500 M. beziehen.

[4]) St. B III. Bd. pag. 134—137.

[5]) St. B. III. Bd. pag. 137.

[6]) Geschehen durch den A. E. vom 18. Jan. 1900 (M.-Bl. pag. 45—52).

[7]) Der Oberste Schulrat bestand damals (1892) aus den 3 Gymnasialrektoren (Dr. Autenrieth, Dr. Wecklein, Dr. Markhauser), dem Gymnasialprofessor Frz.

Schulrat den Charakter einer Behörde ganz ab und bezeichnete ihn lediglich als ein begutachtendes Organ des Ministers. Doch müsse er sagen, seine Erfahrung reiche noch nicht aus, um über die Frage, ob Fachreferenten an die Stelle des Obersten Schulrates treten sollten, zu entscheiden.[1]) Am Schlusse der Debatte fügte noch der Abg. Landmann[2]) wie im Finanzausschufs den Wunsch hinzu, es sei das Laienelement (!) mehr zu berücksichtigen.

In der Landtagssession 1895/96[3]) wurde wiederum diese Frage behandelt. Referent Dr. Daller[4]) sprach sich wiederum für die Beibehaltung der bisherigen Organisation aus. Dr. Orterer, Dr. Sig. Günther, Dr. Andreae, Dr. Ratzinger befürworteten eine Umgestaltung. Ersterer[5]) nannte es eine Programmforderung seiner Standesgenossen seit 10 Jahren. Wiewohl die bayerische Einrichtung des Obersten Schulrates schon 22 Jahre bestehe, habe keiner der Nachbarstaaten sie nachgeahmt. Auch in Bayern halte man bei allen Sparten eine technische Oberleitung für zweckmäfsig, nur bei den Mittelschulen nicht, wo es doch am meisten not tue. Man solle mit der Ausrede nicht kommen: „Das wäre zu teuer". Dr. Günther[6]) wollte neben den juristischen Beiräten fachmännisch gebildete, die sich mit den technischen, disziplinären und pädagogischen Fragen zu beschäftigen hätten und vor allem aus dem Stande der Gymnasiallehrer zu nehmen seien.[7]) Dr. Andreae[8]) zeigte, dafs alles Gute im Schulwesen immer nur von einzelnen Männern ausgegangen sei. Ebenso forderte Dr. Ratzinger[9]) einen Fachreferenten; denn, wie er sagte, an einem Platze, wo regiert werde, müsse eine einheitliche Auffassung, ein einheitlicher Geist vorhanden sein, der die unteren

Xav. Steck (Math.), den 2 Industrieschulrektoren (Kleinfellner, Füchtbauer), dem Direktor der technischen Hochschule in München Dr. v. Haushofer und dem Münchener Universitätsprofessor Dr. Iw. v. Müller. Dazu kam als ausserordentliches Mitglied der Obermedizinalrat im Ministerium des Innern Geh. Rat Dr. v. Kerschensteiner. Eine Erneuerung trat ein 1896 (18. Nov.) und 1903.

[3]) St. B. III. Bd. pag. 140—141.

[1]) Im Finanzausschufs hatte sich der Minister entgegenkommender dahin geäufsert, dafs die Frage der Erörterung unterzogen werde. (St. B. III. Bd. pag. 137. Dr. Orterer.)

[2]) St. B. III. Bd. pag. 142.

[3]) Dr. Fr. Gebhard: Die Ergebnisse der letzten Landtagsverhandlungen (1895/96) Bl. G. Sch. W. 33 Bd. pag. 1—47; bes. pag. 19—21 (St. B. VII. Bd. pag. 242 ff.)

[4]) St. B. VII. Bd. pag. 313. Dieser wünschte auch die Berufung eines Germanisten in den Obersten Schulrat.

[5]) St. B. VII. Bd. pag. 268.

[6]) St. B. VII. Bd. pag. 248.

[7]) Dr. Gebhard bemerkt hiezu: „Der Redner denkt also, wie es scheint, an eine kollegiale Institution, analog dem jetzigen Obersten Schulrat, die aber nicht wie dieser nur eine Funktion, sondern ein integrierender Bestandteil des Kultusministeriums mit gröfserer Verantwortlichkeit als bisher sein soll" (pag. 20).

[8]) St. B. VII. Bd. pag. 280.

[9]) St. B. VII. Bd. pag. 407.

Schichten durchdringe und die Energie des Handels hervorbringe. Wo die Verantwortlichkeit der Dinge auf dem Rate vieler beruhe, werde regelmäfsig nichts Bedeutendes erreicht.

Der neue Kultusminister Dr. v. Landmann[1]) bezeichnete zwar die Wünsche hinsichtlich der Fachreferenten im Ministerium als nicht ganz unberechtigt, da auch in anderen Staaten dem Stande der Mittelschullehrer eine solche Karriere offen stehe. Auch versprach er, in den Obersten Schulrat solche Personen auszuwählen, die im Mittelschulwesen eigene Erfahrung besäfsen, also Rektoren und Gymnasialprofessoren. Aber, fügte er bei, er habe sich bisher noch nicht überzeugen können, dafs Fachreferenten der jetzigen Organisation des Obersten Schulrates vorzuziehen seien. In diesem seien möglichst viele Fächer und Richtungen des Schulwesens vertreten.[2]) Die reichen Erfahrungen, über die er verfüge, böten dem Minister eine gröfsere Gewähr einer objektiven, unparteilichen und sachgemäfsen Behandlung sowohl der technischen Schulfragen wie der persönlichen Angelegenheiten, als es durch zwei Referenten geschehen könne. Auch die höheren Kosten führte er wieder ins Feld, da eine gröfsere Anzahl von Fachreferenten nötig wäre, ohne dafs damit die Möglichkeit der dauernden falschen Beurteilung eines Lehrers ausgeschlossen sei.[3])

Dafs auch der Landtag 1897 98[4]) sich mit dem Obersten Schulrat beschäftigte, ist selbstverständlich. Abg. Dr. Orterer[5]), der selbst in denselben berufen worden war, sagte nur, er erachte die Zusammensetzung desselben als nicht genügend und müsse wünschen, dafs die Humanisten dort einen verstärkten Zuzug bekämen. Dagegen war es Dr. Sig. Günther[6]), der in erster Linie gegen ihn

[1]) St. B. VII. Bd. pag. 303 und 406.

[2]) Gegen den Abg. Landmann, der (im Finanzausschufs wie im Landtag 1893/94) das Laienelement dort vertreten sehen wollte, sagte der Minister: „In diesen Dingen (= Schulsachen) ist der Minister auch ein Laie“ (Finanzausschufssitzung vom 26. Febr. 1896).

[3]) Mit dem Obersten Schulrat beschäftigte sich damals eingehend die Presse. In einem Artikel der Augsburger Abendzeitung (1896 Nr. 329) wurde gewünscht, dafs ein Vertreter der Turnlehrer in den Obersten Schulrat komme. Ein zweiter (1896 Nr. 352) sagte, man werde die Empfindung nicht los, dafs die einzelnen Mitglieder des Obersten Schulrates oft froh seien, durch den Beschlufs der Gesamtheit ihr Votum gedeckt zu sehen, für das sie mit ihrer Person allein nicht gerne eintreten möchten, und dazu wurde dem Wunsch Ausdruck gegeben, es möge die skandalöse Zuträgerei einigermafsen eingedämmt werden. Die Augsburger Postzeitung brachte einen Artikel, in dem es hiefs: Der jetzige Oberste Schulrat beruhe auf einer falschen Grundlage; er sei nicht greifbar, wenn es sich um Verantwortlichkeit handle (1896 Nr. 299.) Wenige Tage später lesen wir dort, bei der Zusammensetzung des Obersten Schulrates aus heterogenen Elementen müsse sich bei jeder speziellen Fachfrage die Majorität aus Nichtfachmännern bilden, womit er gerichtet sei (1897 Nr. 14). cf. Fränkischer Kurier 1896 Nr. 618 und 629.

[4]) Die Landtagsverhandlungen zum Gymnasialetat (1897/98). Abdruck nach den stenogr. Berichten. Bl. G. Sch. W. 34. Bd. pag. 641—712. (St. B. XI. Bd. pag. 786 ff.).

[5]) St. B. XI. Bd. pag. 807.

[6]) St. B. XI. Bd. pag. 786.

ankämpfte. Zwar gab er zu, dafs von seiten des Ministers viel geschehen sei, um diese Einrichtung zur Lösung ihrer schwierigen Aufgabe möglichst geeignet zu machen; ferner, dafs ohne Rücksicht auf die Konfession und den politischen Standpunkt einzig und allein die persönliche und sachliche Tüchtigkeit und Eignung für den Minister bei der Berufung mafsgebend gewesen seien. Dann fuhr er fort:

„Ich bleibe dabei, dafs der Oberste Schulrat in Bayern auf die Dauer nicht wohl imstande sein wird, der grofsen Aufgabe zu genügen, welche man von ihm fordert, weil eben die einzelnen Mitglieder dabei blofs im Nebenamt angestellt sind. Es ist ungemein schwer, so urteile ich wenigstens, für jedes einzelne Mitglied dieser Körperschaft, gleichzeitig sein eigenes Amt in vollstem Mafse auszufüllen und dabei auch noch den nicht ganz unbedeutenden Anforderungen gerecht zu werden, welche eben der Oberste Schulrat an die betreffenden Mitglieder stellen mufs. Die verschiedenen Reisen, die verschiedenen Inspektionen, die verschiedenen organisatorischen Referate, welche von den betreffenden Herren gefordert werden, ja ich gestehe, ich begreife nicht vollständig, wie man alledem ohne eine geradezu den Körper zerrüttende Anstrengung der Geisteskräfte gerecht werden kann."

Die Entgegnung des Ministers[1]) lautete: Er erblicke in dem Obersten Schulrat ein sehr brauchbares und seiner Aufgabe jedenfalls in der Hauptsache genügendes Organ, doch müsse er den von Dr. Sig. Günther gerügten Mifsstand anerkennen, dafs es für die Mitglieder desselben schwer sei, neben ihrer anstrengenden und sie völlig in Anspruch nehmenden Tätigkeit im Nebenamt noch ihre wichtigsten Funktionen zu erfüllen, so die Verbescheidung der Jahres-, der Visitations- und Absolutorialberichte, der Dienstreisen und der Inspektionen. Ferner stellte er nicht in Abrede, dafs es in manchen Beziehungen erwünscht wäre, wenn wir eine ähnliche Einrichtung wie andere Bundesstaaten hätten, d. h. ein oberstes Kollegium für das Mittelschulwesen, welches dem Ministerium untergeordnet wäre. Das sei aber etwas anderes als Fachreferenten im Ministerium. Wenn man an der Sache etwas ändern wolle, müsse man, wie er glaube, die Sache so machen, dafs man eben ein oberstes Schulkollegium organisiere und an die Spitze desselben einen Präsidenten oder Ministerialdirektor stelle, der in enger Fühlung mit dem Ministerium zu stehen habe. Bei einer derartigen Organisation genügten nicht einer oder zwei Referenten, sondern eine Reihe neu anzustellender Beamten käme dabei in Betracht. Diese Einrichtung würde viel Geld kosten; zudem würde die Abgrenzung der Kompetenz dieser Behörde Schwierigkeiten bereiten.

Schon „die hohen Kosten" bewogen den Referenten Dr. Daller[2]),

[1]) St. B. XI. Bd. pag. 795. — Im Finanzausschufs erklärte er, sein Streben sei, alle Schulen, die im Obersten Schulrat behandelt würden, dort vertreten zu sehen. (St. B. XI. Bd. pag. 713).

[2]) St. B. XI. Bd. pag. 823.

dem bestehenden Obersten Schulrat das Wort zu reden. An sonstigen Gründen hatte er noch anzuführen, dieser laufe nicht Gefahr bureaukratisch zu vernarben und der Minister könne leichter einen Wechsel eintreten lassen.

In der nächsten Landtagssession 1899/1900[1]) führte Abg. Dr. Hammerschmidt[2]) eine Besprechung der Frage herbei. Seine Bemerkung, die Ministerialbescheide würden zu spät hinausgegeben, um noch für das laufende Jahr ihre Notate fruchtbar zu machen, gab der Minister[3]) als nicht unbegründet zu und führte die Ursache auf die gegenwärtige Organisation des Obersten Schulrates zurück, da er als Minister wegen seiner Verantwortlichkeit alles gelesen haben müsse. Hieran schlofs er die Worte:

> „Es tritt mit der Mehrung der Angestellten die Frage immer mehr in den Vordergrund, ob nicht doch eine Änderung in der Aufsicht über die Mittelschulen einzutreten hat, dadurch dafs man gerade für diese technische Seite der Beaufsichtigung der Mittelschulen ein selbständiges Organ schafft, das mit einer Anzahl von ständigen technischen Beamten zu besetzen ist und unter dem Vorsitze des Ministerialreferenten selbständig diese technischen Dinge erledigt. Für den Minister wäre es jedenfalls eine grofse Erleichterung. Denn mir ist es, offen gestanden, immer peinlich, wenn ich solche technische Dinge unterschreiben soll, die meiner eigenen Beurteilung doch etwas ferne liegen."

Die Hoffnung, die man an diese Äufserungen knüpfte, dafs nämlich eine Organisationsänderung in dem Sinne stattfinde, wie es der Minister andeutete, erfüllte sich nicht.[4]) Es wurden im Etat für den Landtag 1901/02[5]) nur die Mittel für zwei neue Mitglieder postuliert. Den Gefühlen der Enttäuschung in den Kreisen der Gymnasiallehrer gab ein Artikel in der „Allgemeinen Zeitung"[6]) Ausdruck: Es sei, heifst es dort, ein unhaltbarer und eines Kulturvolkes unwürdiger Zustand, dafs ein so wichtiger Zweig moderner Staatsver-

[1]) Eug. Brand, der Landtag 1899/1900 und die Gymnasien. Bl. G. Sch. W. 36. Bd. pag. 679—746; bes. 705–706.

[2]) St. B. IV. Bd. pag. 202.

[3]) St. B IV. Bd. pag. 219.

[4]) Als Gründe für die Handlungsweise des Ministers gelten: a) Mangel an Zeit, weil der Minister durch das Volksschulbedarfsgesetz in Anspruch genommen war, b) Mangel an Raum für Bureaus im Kultusministerium, c) Mangel an Geld infolge der schlechten Finanzen und d) Mangel an gutem Willen. Dafs der Oberste Schulrat auf Befragen des Ministers eine Änderung der Organisation für unnötig erachtete, ist bei seiner Zusammensetzung erklärlich.

[5]) Dr. B. Weifsenberger: Der Landtag 1901/02 und die Gymnasien. Bl. G. Sch. W. 39. Bd. pag. 91—141, bes. pag. 111–115 (St. B. IX. Bd. pag. 792—798).

[6]) Zukunftsfragen des humanistischen Unterrichtswesens in Bayern. Von Monitor. Beilage zur Allg. Zeitung Nr. 66 (20. März) 1902.

waltung von einigen wenigen und ohnehin schon mit Berufsgeschäften aufs stärkste in Anspruch genommenen Männern im Nebenamt versehen werde. Zugleich wurde getadelt die flüchtige Vornahme der Inspektionen, die aber für die Qualifikation der Lehrer sehr bedeutungsvoll seien, die oft geradezu entgegengesetzten subjektiven Anschauungen der Inspizienten über einzelne Teile des Schulbetriebs, ferner dafs die Gymnasien und die Lehrer, deren Rektoren Oberschulräte seien, manches vor den übrigen voraus hätten.

Aus den Verhandlungen im Finanzausschufs berichtete der Referent Dr. Schädler[1]) im Plenum, bei der Mehrheit desselben habe der Gedanke der Umwandlung des Obersten Schulrates aus einem beratenden in ein beschliefsendes Kollegium Anklang gefunden, auch der Minister habe eine Abneigung dagegen oder eine Abweisung nicht kundgegeben und nur gegen die Aufstellung von Fachreferenten sich ausgesprochen. Neben den schon bekannten Gründen führte der Redner noch an, es sei von der gröfsten Wichtigkeit, wenn die Mitglieder des Obersten Schulrates in der Lage wären, die Unterrichtsanstalten anderer Bundesstaaten und auch anderer Länder in Augenschein zu nehmen und sich über den Unterrichtsbetrieb anderwärts zu informieren. Von besonderer Bedeutung sei es, dafs jene vollständig auf dem Laufenden seien, um sich intensiv mit den schwebenden Schulfragen beschäftigen zu können.

Aus der Antwort des Ministers[2]) geht hervor, dafs der Oberste Schulrat nach einer eingehenden Beratung sich mit grofser Majorität dahin ausgesprochen habe, eine Reorganisation sei nicht vorzunehmen; deshalb habe er beschlossen, zur Zeit davon abzusehen und lediglich ein Postulat für zwei weitere Mitglieder einzusetzen, da in der Tat die jetzt vorhandenen Mitglieder die Geschäftslast nicht mehr gut im Nebenamt bewältigen könnten. Persönlich sei er der Reorganisation nicht abgeneigt, halte sie aber nicht für dringlich. Für durchführbar und zweckmäfsig würde er eine Organisation halten, die der in Baden und Württemberg nachgebildet sei, d. h. ein dem Ministerium untergeordnetes selbständiges Kollegium mit gewissen Befugnissen. Dasselbe müsse wenigstens aus 4 im Hauptamt angestellten Beamten bestehen, deren Kompetenz auf das rein Technische zu beschränken sei, während das Ministerium den mehr administrativen und finanziellen Teil, besonders die Personalfragen, zu erledigen habe.

Nachdem Abg. Dr. Hammerschmidt[3]) noch kurz konstatiert, dafs Se. Exzellenz in ihrer Rede versichert habe, die Mehrung der Mitglieder des Obersten Schulrates bilde kein Präjudiz gegen die Reorganisation der Behörde, und Ref. Dr. Schädler[4]) die Bemerkung des Ministers, der bestehende Oberste Schulrat habe sich

[1]) St. B. IX. Bd. pag. 792—793.
[2]) St. B. IX. Bd. pag. 795—796. Auch gegen die Einbeziehung der Lehrerbildungsanstalten und der Volksschulen überhaupt sprach er sich aus.
[3]) St. B. IX. Bd. pag. 797.
[4]) St. B. IX. Bd. pag. 797—798.

dagegen ausgesprochen, treffend charakterisiert hatte,[1]) wurde ohne Anstand die Position für die zwei neuen Stellen genehmigt.

Die Stellungnahme des Ministeriums in unserer Frage veranlafste den Referenten Dr. Schädler schon in seinem Berichte über den Kultusetat für die Landtagssession 1903/04 um Mitteilung zu bitten, „ob das K. Staatsministerium in Erwägungen eingetreten über den Fortbestand des Obersten Schulrates überhaupt oder dessen Ersatz durch eine anderweitige Organisation".

Dieser Passus rief eine Reihe von Artikeln in den Tageszeitungen hervor.[2]) Darin waren alle einig, dafs eine Änderung der Organisation eintreten müsse.

In der Plenarsitzung (vom 16. Mai 1904)[3]) referierte Dr. Schädler sehr ausführlich über die Verhandlungen im Finanzausschusse in betreff dieser Frage. Dabei erwähnte er, einige Abgeordnete hätten den Wunsch ausgesprochen, es möchten auch „Glieder der Lyzeen" dem Obersten Schulrate beigegeben und den Medizinern ein entsprechender Einflufs gewährt werden.[4]) Zugleich habe man auf die (bekannten) Mängel hingewiesen, die dem Obersten Schulrat in seiner jetzigen Organisation anhafteten, vor allem dafs er eine nur beratende Kommission sei, dafs die Mitglieder, die mit Berufsgeschäften überlastet seien, dieses Amt im Nebenamt bekleiden müfsten[5]) und sich mit den grofsen organisatorischen Fragen der Gegenwart zu beschäftigen nicht in der Lage seien. Darauf habe Se. Exzellenz Minister Dr. v. Wehner[6]) eine eingehende und interessante Darlegung über die Entwicklung der obersten Schulleitung in Bayern seit 1808 gegeben. Dem habe er hinzugefügt: Soweit er die Tätigkeit des Obersten Schulrates überblicken könne, müsse er sagen, dafs er gute Dienste leiste und sich seiner Aufgabe gewachsen zeige. Von den Gründen, die für eine Änderung geltend gemacht würden, halte er für die beachtenswertesten diejenigen, dafs die Mitglieder des Obersten Schulrates nur eine nebenamtliche Funktion bekleideten und durch ihr Hauptamt zu sehr von den Aufgaben, die der Oberste Schulrat mit sich bringe, abgezogen seien. Dieser Grund bedürfe jedenfalls einer eingehen-

---

[1]) Seine Worte lauteten: „Das glaube ich recht gern, denn niemand greift von selbst gern nach der seidenen Schnur."

[2]) Dies geschah in der Augsburger Abendzeitung Nr. 101 (12. April), im Bayerischen Kurier Nr. 99 (9. April) und Nr. 112 (22. April), in der Augsburger Postzeitung Nr. 85—88 (16.—20. April) und in den Münchener Neuesten Nachrichten Nr. 189 (22. April).

[3]) St. B. XIV. Bd. pag. 422—430.

[4]) Für die Vertretung der Lehrerbildungsanstalten im Obersten Schulrat sprachen sich die Abg. Dr. Andreae und Schubert, der Abg. Wörle und der Minister aber dagegen aus, weil es Fachschulen seien.

[5]) Dies wurde von Dr. v. Orterer hervorgehoben. St. B. XIV. Bd. pag. 297.

[6]) Kultusminister seit 1. März 1903.

den Würdigung, ebenso die Organisation in den benachbarten Staaten Württemberg und Baden, die für ihre Mittelschulen eine ausgiebige Organisation hätten. Darum sei er der Anschauung, dafs die Frage der reiflichen Überlegung wert sei, die Sache selbst aber sei keineswegs vordringlich. Seine Erfahrungen seien von zu kurzer Dauer und er wolle deshalb in dieser Beziehung noch kein abschliefsendes Wort sprechen. Er werde die Angelegenheit im Auge behalten, um etwaige Vorschläge zu bringen. Der Referent hob weiterhin hervor, nachdem er einige Vorschläge für die Reorganisation des Obersten Schulrates besprochen hatte: Das Mindestmafs dessen, was verlangt werden müsse, das sei, was auch seitens des Ministers betont worden sei, einen Teil der Mitglieder des Obersten Schulrates zu stabilisieren und ihnen die Aufgaben im Hauptamte zu übertragen. Dies wäre schon ein Fortschritt. Der Schlufs des Berichtes von Dr. Schädler lautete:

> „Das Fazit der Verhandlungen ging dahin, dafs von allen Seiten mit einer Ausnahme der bisherige Zustand der Organisation des Obersten Schulrates als der Reform bedürftig erkannt wurde, dafs aber auch anderseits nicht verkannt wurde, dafs für den Herrn Staatsminister die Frage als solche in diesem Augenblicke noch nicht spruchreif sei, dafs man aber einer anderweitigen Organisation, etwa nach dem Muster von Baden oder Württemberg, entgegensehe."

Unter den folgenden Rednern hatte Dr. Andreae vieles an dem bestehenden Obersten Schulrate auszusetzen. Auch Dr. Hammerschmidt bejahte die Umgestaltung seiner Organisation in eine selbständige, mit eigener Verantwortung ausgerüstete Behörde, in der den praktischen Schulmännern das Übergewicht einzuräumen sei. Er denke, er könne die Hoffnung aussprechen, dafs in der nächsten Session eine entsprechende Vorlage gemacht werde.

Se. Exzellenz erklärte hierauf unter anderm:

> „Ich werde, wie ich das im Finanzausschufs in Aussicht gestellt habe, die Frage nach allen Seiten sorgfältig in Erwägung ziehen."
>
> „Die ganze Frage ist heute noch nicht spruchreif und ich mufs meine Bitte hier wiederholen, meine Bitte um eine gewisse Deliberationsfrist."

In seinem Schlufsworte konstatierte noch der Referent, dafs im „Landtage eine Divergenz der Anschauungen über die Reform des Obersten Schulrates nicht zutage getreten sei, sondern dafs dar-

über vollständige Übereinstimmung herrsche". Die Frage sei nur das „Wie" und er glaube, dafs die Hoffnung bestehe, es werde sich die nächstjährige Session damit beschäftigen.

Namensverzeichnis.

(Der Stand wurde nur beigefügt, wenn er nicht in der Schrift angegeben oder allgemein bekannt ist.)

Abbt Bened., Pfarrer, 454, 455.
v. Abel, Min., 465, 469, 471, 475, 479.
Dr. Andreae Karl, Sem.-Dir., 538, 581, 586, 587.
Anns 452.
Dr. v. Arnold Bernh. 500, 580.
Aschenbrenner Mich., G.-Prof., 494.
v. Auer Ad., Justizr., 529, 554, 558.
Dr. Aub Friedr., Med.-R., 579.
Dr. Gg. Autenrieth, 500, 501, 564, 565, 580.

Baader Frz. Xav., Un.-Prof., 435.
Bauer Joh., Dekan, 477, 480.
Dr. Bauer Wolfg. 469, 500, 501, 502, 503, 512, 513, 565, 570.
Dr. Bauernfeind C. M. 467.
Dr. Bayer Karl, St.-Lehr., 486.
Beckh Friedr., Gutsbes., 553.
Dr. Behr Wilh., Un.-Prof., 451.
v. Beisler, Min., 480.
Berchem Freih. v., Min., 436.
Dr. Bischoff Alb. 541.
Dr. Bischoff Joh. 567.
Böhm Joh., Sem.-Lehr., 579.
Dr. Bomhard M. Chr. 445, 451, 464, 471.
Brand Eug. 438, 448, 493, 502, 503, 519, 520, 525, 526, 532, 534, 539, 556, 558, 562, 584.
Braun Heinr. 435, 437, 438, 439, 440.
Buchert Thom., G.-Prof., 470, 481.
Dr. Burkhard C. 481, 564.

Dr. Casselmann Leop., Bürgerm. (Bayreuth), 557, 562.
Clesca K. 480, 481.
Conrad Dan., Reg.-R., 551.
Crailsheim Freih. v., Min., 548, 578.
Dr. v. Christ W. 567, 578.
Christmann Rud., Gutsbes., 477.

Dr. v. Daller Balth. 519, 524, 525, 529, 530, 531, 533, 538, 545, 546, 550, 551, 552, 554, 556, 559, 560, 578, 580, 581, 583.
v. Deinlein Mich., Erzb (Bamberg), 496.
Dr. Deuerling Andr. 500, 502, 569, 571.
Dietrich Karl, Gutsbes., 454.
Dr. v. Döderlein Lud. 469, 471, 472, 566.
Dr. Döllinger Xav., Un.-Prof., 479.
Drechsel Carl Gr. v., qu. Staatsr., 461.
Dürrschmidt Heinr., Appell.-R., 543.

Dr. Edel Karl, Un.-Prof., 508, 509.
v. Ehrne Gg., Adv., 462.
Eilles K. 500, 502.
Einhauser Joh. Ev. 502, 572.
Dr. Elsperger Chr. 449, 465, 466, 470, 471, 492, 540, 564, 565
Endres, Dekan, 455.

Falch E. 572.
Fesenmair Joh. Ev. 500, 502, 511.
Feustel Fried., Banquier, 508, 510.
Föckerer Karl, Gastw., 497.
Förch Fr. A., Pfarrer, 478.
Forndran Gg., Bürgerm. (Augsburg), 485.
Freytag Andr., Adv., 574.

Friederich Leonh., Dekan, 463, 472, 473.
Fröhlich Joh. v. Gott 448, 449, 451, 469, 470.
Füchtbauer 581.
Füger J. 522.

v. Gäfsler, Landr., 485.
Gebele J., Oberl., 435.
Dr. Gebhard Friedr. 502, 516, 518, 521, 525, 526, 528, 530, 531, 532, 533, 534, 535, 536, 537, 538, 540, 548, 550, 551, 552, 555, 556, 559, 560, 561, 572, 581.
Dr. Geier, Un.-Prof., 452.
Gelbert Pet., pr. Pfarrer, 485, 486, 487, 490, 505, 510.
Gerstenecker Joh. 502, 549, 572.
Dr. v. Giesebrecht Wilh. 567.
Götz Christ., Dekan (Ansbach), 479.
v. Grafenstein Ad., Gutsbes., 508.
Grandauer 460.
Greil Frz. Xav., Lyz.-Prof., 573.
Grofs Ed. 549.
Dr. Gückel Mart. 436, 437, 438, 440.
Dr. Günther Sig., Pol.-Prof., 530, 535, 538, 550, 551, 552, 580, 581, 582, 583.
Gürster Jos., Apell.-R., 519.

Hänlein Aug., Min.-R., 485.
Hafenbrädl Freih. v. Frz. Xav., Gutsbes., 573.
v. Hagen, Erh., Bürgerm. (Bayreuth), 455, 475.
Hahn Joh., Bergrat, 519, 531.
Dr. Hammerschmidt Karl, G.-Prof., 557, 558, 561, 584, 585, 587.
Dr. v. Harlefs Adolf, 472. 473, 474, 495.
v. Haubenschmidt Ferd., Generalstaatsanw., 576.
Haus Ad., Pfarrer, 513.
Dr. Haushofer Max, 576, 581.
Dr. Heerwagen H. Wilh. 547, 567.
Dr. Heim Gg., Reall., 539, 557, 559.
Dr. Held J. Chr. 471.
Herz K., Bezirksg.-R., 576.
Dr. Hefs Wilh., Lyz.-Prof., 468.
Höger Christ., G.-Rekt., 448.
Jacobs Fr. 450.
Jänisch, Kaufm., 452.
v. Jan, 469, 471.
Ickstatt Ad. Freih. v. 435.
Dr. Jörg, Kreisarch., 514.

Käfferlein Eberh., Advok., 497, 498.
Dr. Kerschensteiner 581.
Kefsler Frz. Jos., Bürgerm. (Lohr), 557.
Keyl Alex., Advok., 495.
Kleinfellner Ad. 567, 581.
Kleinstäuber Chr. H. 541, 568.
Kluckhohn Aug. 435.
v. Koch, K.-Min., 505, 506.
Kohlmann 436.
Kraufsold Max, pr. Pfarrer, 574.
Kreittmayr 437.
Kurz E. 500, 502, 510, 569.

Dr. v. Landmann, K.-Min., 530, 535, 537, 538, 539, 551, 552, 553, 554, 555, 556, 557, 558, 559, 560, 561, 582, 583, 584, 585.
v. Landmann Ant., Bürgerm. (Günzburg), 581, 582.
La Roche 500, 502.
Lechner Frz. Xav., geistl. R., 475.
Dr. Lehmus Ad., Dekan (Ansbach), 454, 455.
Lerchenfeld Gust. Freih. v. 478, 486, 498.
Leybold Joh., Grofshändler, 477.
Linsmayer Ant. 502, 567.
Dr. Lurz Gg., G.-L., 436, 440.
Dr. v. Lutz, K.-Min., 513, 514, 522, 523, 524, 541, 542, 543, 544, 545, 548, 569, 572, 573, 574, 576, 577.

Mätzler, Dechant, 454, 455.
Mandel Wilh., Bürgerm. (Ansbach), 495.
Dr. v. Markhauser Wolfg., 469, 500, 580.
Dr. Marquardsen Heinr., Un.-Prof., 574.
Meinel Fr. W., Dekan, 472.
Merkle Matth., Lyz.-Prof., 576.
Mezger Fr., G.-Prof., 566.
Dr. Mezger Gg. C. (Rektor), 471, 566.
Dr. Mezger Gg., G.-Prof., 566.

Montgelas, Graf v., Min., 447.
Dr. v. Müller, K.-Min., 502, 528, 529, 548, 549, 550, 551, 569, 578, 579, 580.
Dr. Müller Dan., Gutsbes., 473, 474.
Dr. v. Müller Iw., 450, 581.

Nar Karl, Bürgerm. (Eichstätt), 474, 480, 481, 482, 485.
Dr. Neudecker Gg., 514, 544, 570.
Neuland Joh. Ad., Dekan, 463, 478.
Neumayr, Min.-Komm., 480.
Niethammer Im., Zentralschulrat, 447, 449.
v. Niethammer, R.-R., 486.
Dr. Nusser Joh. 564.
Ortenburg Gr. zu, R.-R., 528.
Dr. v. Orterer Gg. 514, 519, 523, 524, 525, 527, 528, 530, 531, 535, 538, 539, 545, 546, 547, 548, 549, 550, 551, 552, 553, 554, 557, 559, 561, 577, 578, 579, 580, 581, 582, 586.
v. Osterwald Peter 435.

v. Pefsl Heinr., G.-Prof., 576.
v. Pracher, Reg.-R., 495.
Prantl K., Un.-Prof., 437, 441.
Dr. Preger Theod. 530.
Dr. Preger Wilh., G.-Prof., 500.

Rabl Gg., Gutsbes., 463.
Rammoser Gg., Pfarrer, 479, 480.
Dr. Ratzinger Gg., freir. Pfarrer, 529, 530, 551, 581.
Recknagel Ad. 481.
Reeb Jak., G.-Prof. u. geistl. R., 558.
Richter 477.
Dr. v. Riedel, Fin.-Min., 513, 527, 528, 534, 537, 548, 549, 551, 559, 561.
Dr. v. Ringelmann, K.-Min., 485, 486, 487, 490, 491.
Dr. Rittler Al., Lyz.-R., 523, 524.
Rotenhan Freih. v. 463.
Roth Casp. Lud. 459, 464, 466, 467, 468, 469, 470, 471, 475, 564.
Dr. Rück K. 550.
Dr. Rudhart Ign., Reg.-Dir.. 456.
Dr. Ruland Ant. 482, 483, 484, 485, 486, 488, 491, 493, 495, 498 505, 508, 509, 540.
Rufswurm Ant., Pfarrer, 474, 576.

Dr. Schädler Frz., Domdekan u. geistl. R. (Bamberg), 525, 527, 528, 532, 533, 539, 557, 558, 560, 561, 562, 563, 585, 586, 587.
Schätz Aug., Min.-R., 562, 563.
Dr. v. Schaufs Fried., Bankd., 579.
v. Schelhorn Ad., Bürgerm. (Memmingen), 491.
v. Scherr, Erzb. (München), 576.
v. Scheurl Christ., Un.-Prof., 477.
Schiller (Giefsen) 456.
Dr. Schmid Ant., Domkapitular (Bamberg) 533, 541, 543, 544, 576.
Dr. Schmidt Theod., pr. Pfarrer, 563.
v. Schneider Alex. 554, 558.
Schöppner A. 480, 481.
Schrenk Freih. v., Min., 496.
Schrepfer Ign., G.-Prof., 500, 565.
Schubert Joh. Bapt., Oberl., 551, 557, 586.
Seibel Val. 492, 493, 494.
Seinsheim Karl Gr. v., R.-R., 490.
Seitz Frz., G.-Prof., 523, 524, 543, 545, 548, 574, 579.
Dr. Sepp Joh. Nep. 464.
Dr. v. Seydel Max, Un.-Prof. 436, 464.
Söllner Jos., geistl. R., 519.
Sörgel Joh. 514, 518, 519, 541, 542, 543, 567, 568, 573, 574.
Socher Jos., geistl. R, 454.
Soden-Fraunhofen Freih. v. 549.
Dr. Spengel Leonh., Un.-Prof., 448, 449, 450, 451, 465, 469, 470, 493.
Stauffenberg Fr., Freih. v., Gutsbes., 524, 544, 577, 578.
Steck Frz. Xav. 581.
Steeb 436.
Stephani, Kirchenrat, 451, 452.
Stolle, Magistr.-R., 452.
Streit, Rechtsanw., 506.
Strobel Friedr., Bürgerm. (Schwabach), 510.
v. Stürmer, Min., 461.

Tafel Frz., pr. Pfarrer, 485, 491.
Dr. Thiersch Fr. 447, 449, 450, 455, 456, 457, 459, 460, 465, 466, 471.
Thiersch H. Wilh. 447, 459, 465.
Thinnes Friedr., Domkapitular (Eichstätt), 481, 482.
Thomafs K., Juwelier, 542.
Thomasius, Dekan 452.
Triller Mich., Pfarrer, 573.

Dr. v. **U**rlichs C. L. 567.
v. Utzschneider Jos., Bürgerm. (München), 451, 452.

Vetterlein Karl, Reg.-Dir., 478.
Dr. Völk Jos. Fr., Advok. (Augsburg), 498, 509.

v. **W**achter, Bürgerm. (Memmingen), 461.
Wagner Em., pr. Pfarrer, 479.
Wagner Jos., Oberlandesger.-R., 527, 528, 530, 538, 539, 551, 553, 557.
Wallerstein Fürst v., Min., 471.
Dr. Wecklein Nik. 580.
Dr. v. Wehner Ant., K.-Min., 547, 562, 563, 586, 587.
Dr. Weifsenberger Burk. 460, 526, 532, 539, 560, 561, 584.
Weitenauer Ign. 435.
Welden Freih. v., Reg.-R, 472.
Wenzl Jos. 530.
Westermeier Ant., Pfarrer, 485.
Westenrieder Lor. 435.
Wörle Aug., Oberl., 586.
Wolfram L., G.-Prof., 436, 437, 440.

Ziegler A., G.-Prof., 520.
v. Zwehl, K.-Min., 499.

In unserem Verlag erschien:

Quellen und Erörterungen
zur
Bayerischen und Deutschen Geschichte.

Herausgegeben durch die Historische Kommission bei der Königlichen Akademie der Wissenschaften.

Neue Folge. Erster Band:

Andreas von Regensburg sämtliche Werke

herausgegeben von

Georg Leidinger.

Preis M. 16.—.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

M. Riegersche Universitäts-Buchhandlung (G. Himmer)
MÜNCHEN.

Soeben ist erschienen:

Dr. Adolf Müller,
Professor an der Gelehrtenschule zu Zittel.

Ästhetischer Kommentar zu den Tragödien des Sophokles.
Mit dem Kopfe der lateranischen Sophokles-Statue in Lichtdruck. 525 Seiten. gr. 8. br. M 5,60, geb. M 6,60.

Ein Werk von strenger Wissenschaftlichkeit verbunden mit lesbarer Darstellung, das außer der Schule auch jenen nachhaltigen unseres Volkes zu dienen hat, denen der Trieb an der stillen Schönheit der hellenischen Dichtung noch innewohnt.

Verlag von Ferdinand Schöningh in Paderborn.

Erstklassige Fabrikate.

Firma 1870 gegründet.
Bei Barzahlung 20 % Rabatt u. Freisendung, bei Abzahlung entsprechend.

Preisliste, Musterbuch umsonst.

Emmer-Pianinos Flügel – Harmoniums.

Längste Garantie.

Fabrik: **Wilhelm Emmer**
Berlin C 170, Seydelstr. 20.

Allerhöchste Auszeichnung.

Neuester Verlag von Ferdinand Schöningh in Paderborn.

Hille, Dr. Karl, Prof., **Zur Pflege des Schönen.** Beiträge aus dem Unterrichte in den Mittelklassen des Gymnasiums. 2. verbesserte und vermehrte Auflage. 79 S. gr. 8. br. M 1,—.
Die Schrift verdient der mannigfachen Anregungen wegen die Beachtung der höheren Schulwelt.

— Herdersche Verlagshandlung, Freiburg i. Br. —

Soeben sind erschienen und können durch alle Buchhandlungen bezogen werden:

Kraß, Dr. K., und **Dyr. P. Landorf,** **Der Mensch und die drei Reiche der Natur** in Wort und Bild für den Schulunterricht in der Heimatkunde bearbeitet. Drei Teile. gr. 8°.

Zweiter Teil: **Das Pflanzenreich.** Mit 263 ausgeführten Abbildungen. Dritte, verbesserte Auflage. VIII u. 200 S. M 2.40; geb. in Leinwand M 3.—

Dritter Teil: **Das Mineralreich.** Mit 50 ausgeführten Abbildungen. Zweite, verbesserte Auflage. VIII u. 100 S. M 1.60; geb. in Leinwand M 2.20.

Diese Bücher sind für den ersten Unterricht in der Heimatkunde bestimmt.

Kerkerus, Dr. **Martin,** **Hilfsbuch für den Unterricht in der alten Geschichte.** Zweite und dritte, verbesserte Auflage. gr. 8°. VIII u. 160 S. M 1.60; geb. in Leinwand M 2.—

— **Hilfsbuch für den Unterricht in der deutschen Geschichte.** In drei Teilen. gr. 8°.

Zweiter Teil: **Deutsche Geschichte von den ältesten Zeiten bis zum Ausgange des Mittelalters.** Zweite und dritte, verbesserte Auflage. VIII u. 176 S. M 1.60; geb. in Leinwand M 2.20.

Dritter Teil: **Deutsche Geschichte von der Reformation bis zur Gegenwart.** Zweite, verbesserte Auflage. VIII u. 176 S. M 1.60; geb. in Leinwand M 2.20.

Die Hilfsbücher für den Unterricht in der Geschichte sind so eingerichtet, daß sie überall dort gute Dienste leisten können, wo Lehrerbibliotheken vorhanden sind, die Schülerbibliotheken aber fehlen oder nur gering sind.

Die Anfänger schreiben

Rundschrift

Meisterschrift

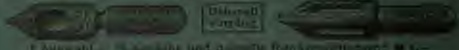
von F. Soennecken, mit Vorwort von Geh. Ob.-Reg. Kehrbach

Schreibfedern

Type 1 (breit) Länge 70 Striche M 1.00
" 2 (mittel) " 70 " " 0.80
" 3 (fein) " 70 " " 0.60

Zum Selbstunterricht

1 Heft mit Federhalter (mittel) Länge M 2.00
" " " " " 1.50



Probeschrift, Schriftatlas und Prospekte franko durch jede Papierhandlung oder F. SOENNECKEN

Nur echt mit drei Ringen. Ohne Firmenstempel F. SOENNECKEN

Berlin, Taubenstr. 16-18 • F. SOENNECKEN • BONN i. Rheinl.

PIANOS von M. 350 an **HARMONIUMS** von M. 90 an

Illustrierte Kataloge, Kostenlose Zusendung. Pianos u. Harmoniums werden auch in Zahlung genommen. — Illustrierte Kataloge gratis und franko.

Agenten gesucht.

PIANOS auf Wunsch auch gegen kleine Monatsraten ohne Preisaufschlag.

Wilh. Rudolph, Gießen gegr. 1871

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Max Hesse, Leipzig. Verlag des Börsenvereins der Deutschen Buchhändler zu Leipzig. Druck: Ramm & Seemann, Leipzig.

BLÄTTER

FÜR DAS

GYMNASIAL-SCHULWESEN

HERAUSGEGEBEN VOM

BAYER. GYMNASIALLEHRERVEREIN

REDIGIERT VON

Dr. JOHANN MELBER.

VIERZIGSTER BAND.

IX. & X. HEFT.

SEPTEMBER-OKTOBER.

MÜNCHEN, 1904.
J. LINDAUER'SCHE BUCHHANDLUNG
(SCHÖPPING).

Die Blätter für das Gymnasialschulwesen, das Organ des Bayer. Gymnasiallehrervereines, erscheinen in 6 Doppelheften (Bändchen der Gesamtumfang von 45 Bogen und kosten für Nichtmitglieder 10 Mk.

Inhalt des IX. & X. Heftes.

Abhandlungen.

G. Steinhäuser, Ziele und Wege der verständigen Methode im Schulunterricht der neueren Sprachen . . . 593
A. von Bezzenberger, Das Prinzip der Strenge und die Strafe im erziehenden Unterrichte . . . 614
K. Boes, Studienerinnerungen an den Anfang von H. Morsbach. Die Reformpartei in den höheren Schulen Deutschlands und Österreichs . . . 641

Recensionen.

Oltramare, La Pédagogique au XVIIe siècle, rec. von Harper . . . 654
Rembrandt, Frühlingsstürmen des 19. Jahrhunderts, rec. von Ammon . . . 657
Martin Greif, Gedichte — Neue Lieder- und Märchenbuch von Dunckler . . . 665
C. Julii Caesaris comm. de bello Gallico recensuit, rec. W. Fries — J. Geppert, der Sachsenkrieg — Ostermann, Übungsbuch zum Übersetzen, rec. von Wimmer . . . 667
Platonis Symposium explicavit — Platons Apologie, rec. von Wohlrab . . . 669
Osterprogramme aus Österreichischen Gymnasien, herausgegeben von E. Hoffory, rec. von Stampfer . . . 675
Wessely, Griechisches Elementarbuch, 2. Teil, Syntax, rec. von Asbach . . . 677
Asher, Leitfaden der Deutschen Sprache, vorzüglich Rücksicht auf die englische Sprache — Rauchenstein-Ostermann, Materialien zum Übersetzen aus dem Deutschen ins Französische, 2. Aufl. — Klinkigt, Die Schicksale der österreichischen Protestanten im Traunviertel. — Sobotik, Studien zur de Bello Gallico Caesaris de Bergeret de St. Germain — Olivier Belmont, Manuel de Conversation anglaise — Oeuvre Anonyme et Amitié — Sauer, Le Théâtre classique français, rec. von Ostermann . . . 679
Kamptz-Borken, Germania von Helvetien, 1. Karte — Perthes, Das Weltgebäude des Ptolemäus Kartenwerkes in den Karten der Neuzeit, rec. von Zwerger . . . 683
Thier, Bismarck und Rom, rec. von Ostermann . . . 684
Lepsius-Bank, Olympia und Delphi, Wandtafeln und Text, rec. von Kerschensteiner . . . 685
Upbuilt, Roman Samuel Newton Decimus Pritill, rec. von Hey . . . 686
Pauly-Wissowa, Realencyclopädie der Klassischen Altertumswissenschaft, 5. Halbband und 1. Supplementheft. — Dyroff, Geschichte Roms, 2. Aufl., herausgegeben von P. Groebe, 2. Bd., rec. von Meister . . . 687
Leibinger, Andreas von Regensburg, sämtliche Werke, rec. von Markhauser . . . 688
Geschichte des Bayerischen Heeres, 1. Bd., 2. Bd. 1. Teil, rec. von Meister . . . 688
Hoffmann, Mathematische Geographie, 5. Aufl., bearbeitet von Pfaff-Lemcke, rec. von Günther . . . 687
Richter, Physikalische Karte von Asien, rec. von Koch . . . 687
Niemöller-Diesterweg, Trigonometrische Tafeln. — Niemöller, Das Mikroskop und seine Benutzung in pflanzenanatomischen Untersuchungen. — Strasburger-Noll-Schenck, Lehrbuch der Botanik für Hochschulen, Mittelschulen, 4. Auflage, rec. von Stadler . . . 688
Walter, Vorbilder für die zeichnerische Behandlung von einfachen Naturformen im Kunstunterricht — Vorbilder, Gesamtausgabe, rec. — Berger, Das Freihandzeichnen nach Körpermodellen und Naturblättern, rec. von Fehle . . . 691

I. Abteilung.

Abhandlungen.

Ziele und Wege der vermittelnden Methode im Schulbetrieb der neueren Sprache.[1])

Auf dem Gebiete des höheren Schulwesens in Deutschland war in den letzten zwei Jahrzehnten ein erbitterter Doppelkampf entbrannt. Einerseits mufste das hum. Gymnasium seine traditionellen Rechte gegen eine neue fortschrittliche Richtung verteidigen, die behauptete, dafs die alten Sprachen ihre Mission erfüllt hätten, dafs der Gymnasialschüler mit praktischeren Kenntnissen für seinen künftigen Lebensberuf ausgerüstet werden müfste und dafs die neueren Sprachen ebensoviel Bildungswert als die klassischen enthielten.

Dieser Schulkampf hat durch die Beseitigung des Berechtigungsmonopols des hum. Gymnasiums einen für beide Teile befriedigenden Abschlufs gefunden. Den Abiturienten aller neunklassigen höheren Schulen sind mit ganz geringen Beschränkungen die Pforten der Universität geöffnet. Antike und moderne Bildung ist als gleichwertig und gleichberechtigt anerkannt. Die verschiedenen Schularten können, im ganzen Umfang allerdings zunächst erst in Preufsen, ihre Eigenart mit verschiedenen wissenschaftlichen Fächern ruhig weiterverfolgen und in dieser Richtung ist die Reformbewegung zum Stillstand gelangt.

Es war ein Verdienst unseres erlauchten Kaisers, diese Gleichberechtigung als notwendig erkannt zu haben; und der kaiserliche Erlafs vom 26. November des Jahres 1900, den man mit Recht die „Magna charta libertatum", den grofsen Freibrief für die höheren Schulen unseres Vaterlandes nennen kann, hat sich als erfüllbar und segensreich erwiesen. Nur in einem Punkte ist man von jenem Erlasse wieder abgekommen, nämlich von dem Gedanken des Einheitsgymnasiums, das für alle höhern Berufe des heutigen Kulturlebens die allgemeine Vorbildung gewähren sollte. Die Grundlage sollte die gemeinsame Volksschule bilden, eine den Realschulen entsprechende Mittelstufe sollte für die Bedürfnisse des Bürgerstandes sorgen und erst in den obersten Stufen sollte die Vorbereitung für die verschiedenen Zweige der höheren Studien erfolgen.

Allein es hat sich bald herausgestellt, dafs ein wirkliches Einheitsgymnasium unmöglich ist, weil es der Schule an der Zeit mangelt,

[1]) Vortrag gehalten auf der Neuphilologenversammlung in München, 29. März 1904.

alle heute notwendigen Lehrfächer auf einem Stundenplan unterzubringen und weil vor allem den Schülern die Fähigkeit fehlt dieses vielseitige Wissen in sich aufzunehmen.

Eine Zeitlang schien es, als ob in der Tat die Reformanstalten Frankfurter Systems, deren es im Jahr 1902 auf 03 im ganzen Reiche 40 gab, darunter 10 Gymnasien, Aussicht hätten, sich zu verallgemeinern, allein seitdem am 3. April 1903 der preufs. Kultusminister Dr. Studt im Herrenhaus die bestimmte Erklärung[1]) abgegeben hatte, dafs es der Unterrichtsverwaltung durchaus ferne liege, eine Einheits- oder Normalschule anzustreben, dafs vielmehr das Nebeneinanderbestehen der verschiedenen Schularten allein den wirklichen Bedürfnissen Rechnung trage und dafs eine Schablonisierung wesentliche Nachteile bringe und zur Kirchhofsruhe führe, seit dieser Zeit darf wohl auch die Einheitsschule als aufgegeben zu betrachten sein und wird allmählich wieder zurückgehen.

Ein zweiter, nicht minder heftiger Kampf tobte unter den neuphilologischen Lehrern selbst über Ziel und Methode des Schulunterrichts.

Dieser innere, häusliche Streit hat zwar bis jetzt noch keine befriedigende, endgültige Lösung gefunden, allein die Zeit scheint nicht mehr ferne zu sein, in welcher sich die weitaus überwiegende Mehrzahl der neuphil. Lehrerwelt auf einer gewissen mittleren Linie, in allen hauptsächlichen Punkten einig, zusammengefunden haben wird.

22 Jahre sind verflossen, seitdem der Marburger Professor Vietor in seiner bekannten Broschüre: „Quousque tandem, Der Sprachunterricht mufs umkehren", zuerst seine Stimme erhob gegen den damaligen einseitigen gramm. Betrieb in der Unterrichtsmethode der neueren Sprachen. Die Anregung Vietors hat mächtigen Widerhall gefunden, denn weit über 800 Abhandlungen und eine Hochflut von neuen Lehrbüchern sind seit jenem ersten Trompetenstofs, „der die Schläfer aufrütteln sollte", erschienen.

Der Kampf, den Vietor heraufbeschworen, hat entschieden, und das ist nachdrücklichst zu betonen, seine Berechtigung gehabt, so lange er sich gegen die wirklichen Auswüchse der grammatischen Methode richtete. Die Hauptmängel dieser Lehrweise nun bestanden darin, dafs die Grammatik im Mittelpunkt des Unterrichts stand und dafs sich alle Uebungen an diese anschlossen. Die Folgen dieses einseitigen gramm. Betriebs waren, dafs man

1. ein allzu grofses Gewicht auf gramm. Feinheiten und Spitzfindigkeiten legte, die bei den Schriftstellern nur selten, in der Umgangssprache aber kaum vorkamen.
2. Die Übungen bestanden zumeist im Hinüber- und Herübersetzen gedruckter Sätze; man lehrte also nur das Schreiben und Lesen der Fremdsprache und vergafs zwei andere wichtige Faktoren, das Sprechen und Hören (resp. Verstehen). Die Zunge wurde zu wenig, das Ohr fast gar nicht geübt.

[1]) Vgl. Müller, Hugo, Das höhere Schulwesen Deutschlands. Stuttgart, Belser, 1904. p. 115.

3. Dazu waren die Beispiele dieser Übungen meist der historischen Sprache, oft auch der römischen und griechischen Geschichte entnommen; man nahm, gleichwie es in der Lektüre geschah, zu wenig Rücksicht auf die moderne Umgangssprache, auf Land und Leute, Sitten und Gebräuche; kurzum die Eigenart des Landes wurde zu wenig beachtet.
4. Sodann schlossen sich diese Übungen zumeist nicht an vorausgehende franz. Texte an, der Schüler mufste oft sprachschöpferisch auftreten, und dadurch entstand ein eigenes deutsches Schul- oder Übersetzungs-Französisch.
5. Endlich dadurch, dafs alles stunden- und lektionsweise abgezirkelt war, wurde das ganze Unterrichtsverfahren zu mechanisch und handwerksmäfsig. Geist, Leben und Beweglichkeit gingen im Unterricht fast ganz verloren.

Das sind in der Hauptsache die wirklichen Mängel der alten gramm. Methode; und hätte sich die Reform nur gegen diese gewandt, so hätte sie siegreich aus dem Kampfe hervorgehen müssen.

Allein gar bald bildete sich eine extreme Reformpartei und diese stellte statt einer blofsen Reform in der Methode ein ganz neues Lehrziel auf, nämlich: die schriftliche und mündliche Beherrschung der Fremdsprache.

Um dieses hohe Ziel zu erreichen, mufsten die radikalen Reformer auf neue Mittel und Wege sinnen, da die bisherige Lehrmethode hiezu versagte. Und so stellten sie als obersten Grundsatz auf, dafs die Erlernung der Sprache auf natürlichem Wege vor sich gehen müsse, gerade so wie das Kind seine Muttersprache erlernt; darum dürfe

1. Das Unterrichten in den neueren Sprachen nur nachahmend imitativ sein; daher müsse
2. das zusammenhängende, idiomatische Lesestück im Mittelpunkt des Unterrichts stehen; Einzelsätze aber seien ganz zu verdammen, weil der Schüler sich nur für ein Sinnganzes interessieren könne und nur so die Vokabeln im rechten Zusammenhang erlerne; deswegen verbannen sie auch
3. die Muttersprache als Vermittlerin bei der Spracherlernung und verlangen den mündlichen Gebrauch der Fremdsprache fast von der ersten Stunde an; daher vermeiden sie ferner
4. die Übersetzung aus der Muttersprache in die Fremdsprache und umgekehrt, und machen die Probe auf das Verständnis des in der fremden Sprache Gelesenen durch Frage und Antwort, durch Nacherzählen des Inhalts, durch Umarbeitungen etc.
5. Die Grammatik, sagen sie ferner, und das ist ein Kardinalpunkt, darf nur gelegentlich im Verlauf der Lektüre und nur an dieser selbst geübt werden, sie soll vom Schüler selbst gefunden (induktiv) und zusammengestellt werden, sie darf nicht herrschen, sie mufs dienen.

6. Der Laut kommt vor der Schrift. — Die Aussprache ist auf phonetischem Wege (Lautschrift oder Transkription) zu erlernen, auf natürlichem Weg, wie das Kind seine Muttersprache erlernt.
7. Weitere Mittel sind: die Satzkonjugation oder die Übung in Wortgruppen, das Chorsprechen und das Singen in der Fremdsprache.
8. Der Anschauungsunterricht, das Bild, z. B. die 4 Jahreszeiten, Stadt und Land, die Pläne von Paris und London, werden beigezogen und zu reichlichen Gesprächen und Aufsätzen verwendet.
9. Die Einrichtung von Rezitationen, die Schülerkorrespondenz, die Schülerzusammenkünfte zu Konversationszwecken danken gleichfalls ihre Entstehung der neuen Richtung.
10. In der Lektüre werden solche Stoffe bevorzugt, welche Sprechmaterial liefern und die sog. Realien vermitteln; es werden dem Schüler vor allem an der Oberfläche liegende äufsere Erscheinungen vor Augen geführt, während das ideale Gebiet in den Hintergrund tritt.

Das sind im grofsen und ganzen die Mittel der radikalen Reformer, um zur Sprech- und Schreibfertigkeit zu gelangen.

Auf den ersten Blick haben sie infolge ihres konsequenten Aufbaues etwas Bestechendes, allein bei näherer Beleuchtung erweisen sie sich nicht alle als stichhaltig. Alle angegebenen Mafsnahmen können im Privatunterricht, insofern es sich nur um praktische Spracherlernung handelt, erfolgreich sein; allein ein guter Teil derselben versagt im Massenunterricht in der Schule.

Den Höhepunkt ihrer Erfolge erreichten diese Reformer in Deutschland auf dem 9. Allg. deutschen Neuphilologentag zu Leipzig (4.—7. Juni 1900), auf welchem durch die Annahme der sog. Wendtschen Thesen die Beherrschung der Fremdsprache als das ideale Ziel von einer grofsen Majorität anerkannt wurde, und in Frankreich durch die beiden Erlasse des franz. Kultusministers Georges Leygues, welche ganz vom Geist der deutschen extremen Reformer durchdrungen, eine rein mechanische Methode der Spracherlernung mit Ausschlufs jeder Geistesbildung beim fremdsprachlichen Schulbetrieb vorschreiben.

Der Wendepunkt in der Reformbewegung trat ein, als die extremen Reformer nach den Triumphen in Leipzig noch einen Schritt weiter gingen, als Walter [1]) den kühnen Versuch machte, die Universitäten sich dienstbar zu machen, als Klinghardt [2]), wohl der extremste unter den Reformern, allen Ernstes verlangte, dafs man sich auf der Universität nicht mit philologischen Studien, mit Sprach- und Literaturgeschichte beschäftigen dürfe, weil das den Lehr- und Lerngegenständen der Schule gegenüber ganz heterogene Stoffe seien,

[1]) Walter, Max, Direktor der Realgymnasiums-Musterschule in Frankfurt a. M., „Die Reform des neusprachl. Unterrichts auf Schule und Universität. Mit einem Nachwort von Dr. W. Vietor.“ Marburg, Elwert, 1901.

[2]) Neuere Sprachen. Bd. IX. p. 35.

als Rossmann[1]) klipp und klar aussprach, dafs philologische Durchbildung für den neusprachlichen Lehrer eher ein Hindernis sei, da begann sich die Opposition laut und nachdrücklich zu regen. Nicht nur Lehrer der Universität u. der Mittelschulen sondern auch hervorragende Männer der Schulleitungen erschienen auf dem Kampfplatz.

M. H.! Es würde nun den Rahmen des mir zugewiesenen Vortrags weit überschreiten, wollte ich auf den näheren Verlauf dieser Schulfehde auch nur einigermafsen eingehen; es sei mir gestattet, in dieser Beziehung auf mein im vorigen Herbst erschienenes Programm[2]) hinzuweisen, wo die verschiedenen Etappen des Streites nebst den nötigen Literaturnachweisen zusammengestellt sind.

Hier möchte ich nur in Kürze die beiden Heerlager mit ihren Führern und Geschützen charakterisieren, um sodann auf den gegenwärtigen Stand des Reformkampfes und auf die Folgen desselben für den Schulunterricht zurückzukommen.

Der Generalissimus der radikalen Reformpartei ist Vietor, sein Generalstabschef Walter u. die hauptsächlichsten Aktionsgenerāle: Klinghardt, Dörr, Wendt, Gundlach, Hartmann u. e. a. Ihr Hauptgeschütz: die Zeitschrift „Die Neueren Sprachen". Der Führer der Reaktionspartei ist Koschwitz, Professor an der Universität Königsberg, sein Generaladjutant Kaluza, seine schneidigsten Generāle Baumann, Winckler und Wohlfeil. Ihr Geschofs „Die Zeitschrift für französischen und englischen Unterricht". Der Bundesgenosse der letzteren, wenn auch mit einiger Reserve, vornehm und sachlich, ist „Die Monatsschrift", in der in dieser Hinsicht Matthias und besonders Gerschmann die führende Rolle übernahmen.

Nach dem grofsen Sieg der Reformer zu Leipzig kam es auf dem 10. Neuphilologentag zu Breslau 1902 zu einem zweiten Zusammenstofs, in welchem die Reformer die erste grofse Schlappe erlitten, indem alle Thesen mit zu hoch gespannten Wünschen bezüglich der Sprechfertigkeit unter lebhaftem Widerspruch abgelehnt wurden. Darnach kam es zu einer Menge Einzelkämpfe, in denen besonnene Männer der Hochschule wie Stimming, hervorragende Methodiker wie Münch, Breymann, Sallwürk und Wätzold und viele andere Praktiker der Schule eingriffen und den Streit in der Weise einer Lösung entgegenzuführen suchten, dafs man den beiden extremen Richtungen gegenüber den Grundsatz vertrat: „Prüfe alles und behalte das Beste" und eine gemäfsigte oder vermittelnde Reform als das allein Richtige und Vernünftige empfahl.

Sowohl die hochgespannten wie überhaupt unerreichbaren Forderungen der radikalen Reformer als auch die extremen Reaktionsbestrebungen Koschwitzs, die letzterer deutlich genug mit den Worten zum Ausdruck bringt:[3]) Auch wer nur das sog. gemäfsigte Reformertum durch Wort und Tat fördert, trägt dadurch bewufst

[1]) Rossmann, Ein Studienaufenthalt in Paris. Marburg. Elwert. 2. Aufl. p. 63. f.
[2]) Würzburg, Alt. Gymn. 1903.
[3]) Zeitschr. für franz. u. engl. Unterr. 1. Bd. 4. H. p. 350.

oder unbewufst zur Beschleunigung dieser Rückwärtsbewegung, d. h. zum konsequenten Sprachmeistertum bei", können in der Hauptsache als abgeschlagen betrachtet werden.

Professor Hausknecht gibt in seinem Überblick in den Jahresberichten von Conrad Rethwisch 1903 folgenden treffenden Abschlufsbericht: „Siegreich schreitet einher, besonnen das Mafsvolle aus dem Reformgedanken auswählend, eine fortschrittliche Richtung, die gemäfsigte Reform. Die vermittelnde Methode ist es, die praktisch am meisten geübt wird, von der die grofse Mehrzahl der neusprachl. Lehrer berührt und bewegt wird, — aller, mit Ausnahme eines kleinen Kreises in der Theorie noch an extremen Forderungen festhaltender und mit Ausnahme eines anderen Bruchteils, die sich den Forderungen auch der gemäfsigten Reform nicht gewachsen fühlen, die nicht mitwollen, weil sie nicht mitkönnen, oder weil sie in Bequemlichkeit erstarrt sind."

Welches sind nun die Grund- und Leitsätze der vermittelnden Methode, die sich im langjährigen Meinungskampf als erprobt herausgeschält haben?

Die vermittelnde Methode verwirft zunächst das allgemeine Endziel der Extremen: „die schriftliche und mündliche Beherrschung der Fremdsprache", weil dasselbe sowohl an den Lehrer wie an den Schüler zu hohe, unerreichbare Forderungen stellt, weil ferner die Sprechfertigkeit als ein zu flüchtiger, unsicherer Besitz niemals das Hauptziel einer höheren Geistesbildungs- und Erziehungsanstalt sein kann, weil ferner diese Lehrweise die Schüler mit geistlosen Plaudereien abspeist, die nicht den Geist, sondern nur die Äufserlichkeiten des Lebens und Treibens der fremden Nation vor Augen führen, und schliefslich weil eine derartige Abrichtungsmethode wissenschaftlich gebildeter Neuphilologen überhaupt nicht bedarf.

Die gemäfsigte Reformmethode begnügt sich mit einem bescheidener Ziel, das auch wirklich erreichbar ist und das von dauerndem Bestand ist.

Gerschmann sagt hiezu die beherzigenden Worte: Wer es offen meint, wird bei grofsen Mafsnahmen nur mit durchschnittlicher Arbeitsleistung und mit durchschnittlicher Begabung der Menschen rechnen dürfen.

Die Ziele sind: korrekte Aussprache, sichere Aneignung der Hauptregeln der Grammatik, Befähigung zur Lektüre der Klassiker und nicht zu schwieriger, moderner Texte und schliefslich „Einführung in den schriftlichen und mündlichen Gebrauch der Fremdsprache". Dabei soll die Lektüre stets die Hauptsache sein, sie soll nicht blofs die Realien und Literaturerzeugnisse im allgemeinen vermitteln, sondern sie soll den Gesichtskreis der Jugend in intellektueller, ethischer und ästhetischer Beziehung erweitern, sie soll also ein Mittel sein, die Schärfe und Denkkraft der Schüler zu üben, sie soll ihr Gefühl für das Gute und Edle vertiefen und soll endlich in ihnen Geschmack und Freude am Schönen erwecken. Was die

Kenntnis der Realien betrifft, so handelt es sich um ein so ausgedehntes Gebiet, dafs es geboten ist sich auf das Wichtige und Notwendige zu beschränken.

Von den Wegen, die zu diesem Ziele führen, kommt zunächst die Behandlung der Grammatik in Betracht. Treffend sagt das neue bayer. Lehrprogramm: „Der Unterricht in der Grammatik, der nur Mittel zum Zweck sein soll, schliefst sich an den franz. Text an und wird vorzugsweise induktiv gewonnen. Der induktiv gewonnene Stoff wird dann dem Schüler in systematischer Weise vorgeführt und von ihm gedächtnismäfsig angeeignet".

Die induktive Methode dient also nur als Vorbereitung auf das eigentliche systematische Studium der Grammatik, nicht als Ersatz dafür, wie die Extremen wollen.

Wenn diese letzteren sagen, dafs die Grammatik nicht herrschen, sondern dienen soll, andrerseits aber verlangen, dafs alle gramm. Regeln aus dem Lesestück herausgesucht, erklärt und schliefslich in ein Heft eingetragen werden, so ist das ein tatsächlicher Widerspruch. Mufs bei diesem Verfahren der Schüler nicht auf den Gedanken kommen, dafs die Lektüre nur Nebensache und das Regelsuchen die Hauptsache ist, dafs diese Regeln das Ziel der Lektüre statt des Mittels sind und dafs in Wirklichkeit nach dieser Methode die Grammatik herrscht und die Lektüre dient?

Professor Hausknecht sagt in seinem Überblick: Dafs die Grammatik, trotz ihrer dienenden Stellung, einer sorgfältigen Behandlung, einer systematischen Zusammenfassung und festen Einprägung bedarf, ist entschieden.

Gleichfalls als notwendig anerkannt ist die Übersetzungsübung aus der Muttersprache in die Fremdsprache, welche unter dem älteren Betrieb einen hemmenden Umfang angenommen hatte und andrerseits von feuerigen Neuerern ganz aus dem Unterrichtsbetrieb verwiesen wurde. Sie hat in reformierter Form wieder allseitigen Eingang gefunden. Sie schliefst sich an den vorausgehenden fremdsprachlichen Text in Vokabel- und Phrasenschatz eng an und dient nebst den Diktaten und Umformungen zur gründlichen Verarbeitung des Textes, sowie zur Einübung eines betimmten gramm. Pensums. Diese Übungen müssen in korrektem Deutsch gegeben und anregend sein, es darf ferner nichts aufgenommen sein, was einer besonderen Erklärung bedarf.

„Also gröfste Vorsicht und Sorgfalt bei der Auswahl dieser Stücke, aber nimmermehr darf die Übersetzung ganz unterbleiben, denn was die Fingerübungen für den Klavierspieler, sagt Kaluza, das sind die Übersetzungsübungen für den, der eine fremde Sprache erlernen will".

Dazu kommt schliefslich noch (wie Ackermann hervorgehoben hat), dafs sie der beste Gradmesser sind, um die Höhe der erworbenen Kenntnisse zu konstatieren, sowie ein ausgezeichnetes Mittel zur streng logischen Gedankenschulung.

Das Übersetzen von der Fremdsprache in die Muttersprache, das von den Extremen als Krücke oder als Umweg gleichfalls über Bord geworfen wird, ist zur Erschliefsung eines klaren Verständnisses des gelesenen Textes in der Regel notwendig.

Die Verdeutschung auf den unteren Stufen wird zunächst eine wörtliche sein, damit der Schüler die Verschiedenheit der Konstruktionen erfafst, dann aber erfolgt sofort die Übertragung in korrektes, idiomatisches Deutsch, die beste deutsche Form soll aus der lebendigen Beteiligung aller Schüler hervorgehen.

In den oberen Klassen kann man sich, um bei der knappen Stundenzahl Zeit für die Lektüre zu gewinnen, an Stelle des Übersetzens leichterer Stellen mit dem Erzählen des Inhalts durch die Schüler oder mit einer Besprechung zwischen Lehrer und Schüler begnügen.

Ein andermal wird der zur Vorbereitung aufgegebene Text nur mit Ausdruck gelesen, nachdem am Anfang der Stunde die sachlichen Erläuterungen und die etwa nötigen sprachlichen Erörterungen in Kürze erledigt sind, um dann die ex tempore-Lektüre zu üben.

Doch darf letzteres nicht zu oft geschehen, damit lässige Schüler nicht der Versuchung ausgesetzt werden die gründliche Vorbereitung überhaupt zu unterlassen.

Die zur Erlernung der Aussprache von den Radikalen empfohlene phonetische Schrift wird jetzt so ziemlich allgemein verworfen; denn sie bedeutet nicht nur eine Vermehrung der Arbeit sondern auch eine heillose Verwirrung in den Köpfen der schwächeren Schüler.

Auch von der phonetischen Wissenschaft, der Lautphysiologie darf in der Schule nur ein sehr vorsichtiger Gebrauch gemacht werden. „Theoretische Belehrung über die Lautbildung ist nur da zu geben, wo sie die richtige Hervorbringung der fremden Laute zu fördern und zu erleichtern geeignet ist", sagt hiezu treffend die neue Instruktion zur bayer. Lehrordnung.

Desgleichen dürfte die extreme Forderung, das Schriftbild den Schülern zuerst ganz vorzuenthalten, als abgelehnt gelten. Vielmehr sollen Aug und Ohr gleichzeitig geübt werden, damit der Schüler gleich anfangs erkennt, dafs Laut und Schrift sich nicht immer decken und dafs es für denselben Laut oft verschiedene Schriftzeichen gibt und umgekehrt. Dabei ist jedoch streng darauf zu halten, dafs in den ersten 3—4 Wochen unter Fernhaltung jedes anderen Nebenzweckes, besonders der Übersetzungsübungen aus der Muttersprache in die Fremdsprache, die fremden Laute bis zur unerbittlichen Genauigkeit eingeübt werden und zwar an einzelnen Wörtern wie an Einzelsätzen, wie dies auch in unsern deutschen Fibeln geschieht.

Der französische Text des Schulbuches, von dem die meisten schriftlichen und mündlichen Übungen ihren Ausgang nehmen müssen, soll in der Regel ein zusammenhängendes Stück sein, weil in diesem die Bedeutung der einzelnen Wörter und Sätze klarer zum Ausdruck kommt und die Vokabeln sich leichter dem Gedächtnis ein-

prägen. Doch mufs dieser Text für das betreffende grammatische Pensum sorgfältig ausgewählt und zweckdienlich zugeschnitten oder vereinfacht sein.

Was in fast allen Lehrbüchern der Extremen grosses Bedenken erregt, ist die Nichtbeachtung des pädagogischen Grundsatzes vom allmählichen, stufenweisen Fortschreiten. Durch die allzu strenge, pedantische Durchführung zusammenhängender, origineller Lesestücke mufs der Schüler gleich anfangs eine Menge schwieriger Wörter und Ausdrücke, unregelmäfsiger Verba und syntaktischer Regeln unverstanden mitschleppen; und dadurch, dafs man solche Stücke zu lange in Behandlung hat, erlahmt das Interesse des Schülers.

Bei der Auswahl der Lektüre, die dem geistigen Niveau der Klasse entsprechend vorzunehmen ist, darf der Lehrer keine egoistischen Zwecke verfolgen.

Der Schüler soll nur hervorragende Vertreter der betreffenden Literaturgattung kennen lernen; dabei mufs die erzählende Literatur gegenüber der historischen zurücktreten. Aufserdem soll, um mit Ackermann zu sprechen, kein Schüler absolvieren, ohne wenigstens ein Stück Molières gelesen zu haben.

Chrestomathien halte ich nur bei der Einführung in die epische und lyrische Dichtung für empfehlenswert; denn es ist entschieden höher anzuschlagen, die Schüler in die schönsten Erzeugnisse Lafontaines, Bérangers, Victor Hugos und anderer moderner Dichter während seines Studienganges einzuführen, als ihn während eines ganzen Semesters ausschliefslich mit einem Dichter zu beschäftigen.

Bezüglich der Behandlung der Lektüre ist nachdrücklich daran festzuhalten, dafs diese den Schülern einen Genufs gewähren soll, dafs sie in flottem Tempo vorwärts schreiten mufs, dafs man eine gewisse Kontinuität zur Sicherung und Belebung des Inhalts anstreben mufs, und dafs sie nicht durch grammatische oder stilistische Erörterungen unterbrochen werden darf. Alle etwa nötigen Bemerkungen über Grammatik, Konstruktion, lexikalische Schwierigkeiten, auch Sprechübungen über den Inhalt gehören zu den „Vorfragen" und müssen vor dem eigentlichen Beginn der Lektüre erledigt werden.

Die Würdigung des Inhalts, das Eindringen in den fremden Geist und in die fremde Kulturwelt müssen stets das vornehmste Ziel der Lektüre bleiben.

Der Wert der Sprechübungen ist anerkannt. Das Mafs der erreichbaren Kenntnisse in diesem Punkte wird natürlich nach den einzelnen Schulgattungen verschieden sein. Wenn es nun einerseits unmöglich das Endziel sein kann, die Sprechfertigkeit zu erlangen, weil die Mittelschulen auch bei vermehrter Stundenzahl dazu keine Zeit haben, so ist andrerseits entschieden zu betonen, dafs derartige Übungen möglichst oft und durch alle Klassen vorzunehmen sind; dann im Anschluss an die Lektüre und an die Lesestücke sind dieselben ein weiteres Mittel Sicherheit des Sprachmaterials und des Gedankeninhalts zu erzielen, das logische Denken, schnelle Gedankenarbeit und Schlagfertigkeit zu fördern

und bei den Schülern Freudigkeit des Könnens zu wecken und zu nähren.

Die vielgeschmähten Questionnaires halte ich im Elementarkursus für recht heilsam, sie leiten in festen, sicheren Geleisen in die Sprechübungen ein, sie können zu schriftlichen Übungen oder als häusliche Aufgabe zur Vorbereitung dienen, sie ersparen am Anfang, wo der Wortvorrat der Schüler noch gering ist, dem Lehrer eine zeitraubende Arbeit und schliefslich sind sie eine ständige Mahnung, trotz der knappen Stundenzahl die Sprechübungen nicht zu vergessen.

Gegen eine mafsvolle Benützung von Anschauungsbildern zur Förderung der Konversation dürfte an den Realanstalten nichts einzuwenden sein, am Gymnasium aber werden sie schon mangels der verfügbaren Zeit nicht recht verwendbar sein.

Auch das Chorsprechen, mafsvoll und verständig getrieben, kann im Schulunterricht recht nützlich sein. Es ist ein sprödes, aber entwicklungsfähiges Mittel. Zaghafte Schüler gehen eher aus sich heraus und werden zum fremden Sprachklang gewissermafsen mit fortgerissen, der einzelne Schüler kommt viel häufiger an die Reihe und schliefslich wird Zeit gespart.

Ich verkenne die Gefahren des Chorsprechens keineswegs, der indolente Schüler wird sich hinter der Masse zu verstecken, der mutwillige Unfug zu treiben versuchen, es werden gewifs auch falsche Laute mitgesprochen, allein bei strammer Disziplin und wenn die Schüler einmal an diese Einrichtung gewöhnt sind, werden sich diese Mängel auf ein Minimum reduzieren lassen.

Dagegen ist gegen das fremdsprachliche Singen in der Schule sowohl vom pädagogischen wie musikalischen Standpunkt aus zu protestieren, es ist mehr unterhaltend und zerstreuend als wirklich belehrend.

Die durch die Reformbewegung aufgekommene Satzkonjugation ist zweifellos nutzbringend. Für noch besser halte ich die Übung in Wortgruppen oder in kleinen Sätzen bei Abhörung der aufgegebenen Vokabeln. Es ist dies ein weiteres Mittel, das Lesestück nach der sprachlichen wie inhaltlichen Seite hin zu verarbeiten. Dabei mufs es als pädagogischer Fehler bezeichnet werden, die Vokabeln vor der vollständigen Durchnahme des Übungsstückes memorieren zu lassen.

Nutzen und Wert der Diktate sind trotz der neuerlichen, heftigen Angriffe nicht im geringsten erschüttert worden. Sie sind nicht deswegen zu verwerfen, weil, wie Hasl[1]) meint, kaum ein Schüler jemals in die Lage käme, ein solches Diktat niederschreiben zu müssen, sie stehen vielmehr wie die Übersetzungsübungen auf der 2. Stufe der Spracherlernung, sie sind nur Mittel zum Zweck; sie haben den doppelten Zweck, das Ohr des Schülers zu schärfen und an den fremden Laut zu gewöhnen, sodann dienen sie dazu, die Rechtschreibung zu üben.

[1]) Zeitschr. f. franz. u. engl. U. II. B. 1. H. p. 337 ff.

Dafs die Diktate zu schwierig seien, kann gleichfalls kein stichhaltiger Grund sein. Werden dieselben systematisch uud durch alle Klassen vorgenommen, so werden alle diese Schwierigkeiten verschwinden wie der Nebel vor der Sonne. Es ist wahr, sie erfordern von seiten der Schüler einen klaren und strengen Denkprozefs, aber diese Übung wird denselben nicht zum Nachteil gereichen.

Hasl führt schliefslich gegen die Diktate an, dafs sie kein gerechter Mafsstab für die Beurteilung der Lehrer und Schüler seien. Gerade das Gegenteil ist der Fall. Der gewissenhafte Lehrer, der seinen Vorschriften entsprechend die lautliche Schulung mit allem Nachdruck betonte, kommt nun einigermafsen zu seinem Recht, indem durch das Niederschreiben des Diktates alle Schüler zeigen können, was sie gelernt haben, während früher in der mündlichen Prüfung nur ein geringer Prozentsatz und gerade die allerschlechtesten hievon Zeugnis ablegten. Die Schlecht- und Harthörigen ins Treffen zu führen, ist unangebracht; dieselben werden bei allen mündlichen Übungen im Nachteil sein.

Was schliefslich die Unterrichtssprache betrifft, so sagt hierüber die neue Instruktion: „Beim Unterrichten erscheint in allen Klassen der möglichst häufige Gebrauch der fremden Sprache geboten, soweit es sich nicht um erziehliche Zwecke und tiefere Einwirkung auf Verstand und Gemüt handelt. Die Regeln der Grammatik sind immer erst in deutscher Sprache zu erklären.“ Diese so mafsvolle und wohlerwogene Bestimmung, welche die beiden Hauptziele des Unterrichts, der Belehrung und Erziehung, auch hier so scharf auseinanderhält, sticht wohltuend von der Forderung der Radikalen ab, die rundweg, ohne jede Einschränkung den stetigen Gebrauch der Fremdsprache im Unterricht verlangen. Die Anwendung der Fremdsprache ist gewifs ein geeignetes Mittel den Verstand der Schüler zu schärfen, sie in reger Aufmerksamkeit zu halten und die Sprechfähigkeit zu fördern, allein das Verständnis der Fremdsprache ist eine Zielleistung, eine Frucht und kann somit nur allmählich erlangt werden.

Das sind in grofsen Zügen die Ziele und Wege der vermittelnden oder gemäfsigten Reformmethode, die sich in allen wesentlichen Punkten mit dem neuen bayer. Lehrprogramm decken und die auch den Beifall der grofsen Majorität der bayer. Neuphilologen gefunden haben.

Diese Lehrweise stellt sich im Gegensatz zur Reform auf den Standpunkt des wirklich Erreichbaren, sie erhebt nur Forderungen, die von seiten des Durchschnittslehrers und -Schülers auch wirklich geleistet werden können, sie hält sich vor Augen, dafs die zu erlernende Fremdsprache nicht der erste und einzige Unterrichtsgegenstand, sondern nur einer der zahlreichen für die allgemeine Bildung gleich wichtigen Disziplinen ist, sie läfst auch schliefslich der Individualität des Lehrers einen gewissen Spielraum und bindet ihn nicht durch rigorose Vorschriften, so dafs derselbe mit Lust und Liebe seinem schweren Berufe obliegen kann.

Wenn nun einerseits über das neue Lehrprogramm und die daselbst vorgeschriebene Lehrweise so ziemlich allgemeine Befrie-

digung herrscht, wenn wir unserer obersten Schulleitung sowie unserer Vertretung im obersten Schulrat zu besonderem Dank verpflichtet sind, dafs sie sich weder durch die lärmende Agitation der extremen Reformer noch durch das Beispiel einzelner Schulbehörden zu voreiligen Mafsnahmen haben verleiten lassen und so uns und unseren Schulen die Nachteile des Hin- und Herschwankens in der Methode erspart haben, so ist doch andrerseits ein allgemeines, seit langem ausgesprochenes Desiderium — die Vermehrung der französischen Unterrichtsstunden am Gymnasium — leider noch nicht in Erfüllung gegangen.

Es ist daher unsere Pflicht bei jeder sich darbietenden Gelegenheit auf die Unhaltbarkeit dieser Zustände in dieser Beziehung hinzuweisen und immer wieder hervorzuheben, dafs zur ersprieſslichen Durchführung eines auch nur bescheidenen Programms eine Stundenvermehrung dringend wünschenswert ist.

Die Statistik zeigt, dafs Bayern hinsichtlich der Stundenzahl im Französischen an letzter Stelle steht.

Während Sachsen-Gotha 17, Württemberg, das Königreich Sachsen und Sachsen-Weimar 18, Preufsen, Baden, Hamburg und die meisten anderen norddeutschen Staaten sogar 20 Wochenstunden aufzuweisen haben, haben wir in Bayern nur 10 Wochenstunden.

Ist nun, um die Eigenart des erprobten (und bewährten) bayer. Stundenplans zu schonen, eine Konformität mit den anderen deutschen Staaten vorerst nicht möglich, so ist doch (als Übergangsstufe) eine Angleichung an dieselben, d. h. eine Vermehrung der Wochenstunden um je eine in den vier Gymnasialklassen dringend zu wünschen, so dafs also im ganzen $4 + 4 + 3 + 3 = 14$ Wochenstunden bestünden.

Wünschenswert wäre schliefslich, dafs nach eingetretener Stundenvermehrung beim Absolutorium die lautliche Schulung, auf die nach dem neuen Lehrprogramm mit vollem Recht so grofses Gewicht gelegt, nicht ganz aufser Ansatz bliebe.

Da nur ein geringer Prozentsatz der Schüler zur mündlichen Prüfung kommt, so wäre ein französisches Diktat ohne Übersetzung am Platze, wie es jetzt schon bei den Realanstalten der Fall ist.

Mögen diese im Hinblick auf die übrigen deutschen Staaten gewiss nicht unbilligen Wünsche zum Heile und Segen unserer studierenden Jugend und ihrer zeitgemäfsen Ausbildung recht bald in Erfüllung gehen.

Würzburg. Dr. Gg. Steinmüller.

Das Prinzip der Strenge und die Strafe im erziehenden Unterrichte.

„Wer sein Kind lieb hat, sparet der Rute nicht.“ (Jes. Sirach.)

„Es ist ein böses Ding, wenn umb der harten Strafe willen Kinder den Eltern gram werden, oder Schüler ihren Präceptoribus feind sind. Denn viel ungeschickter Schulmeister feine Ingenia mit ihrem Poltern, Stürmen, Streichen und Schlagen verderben, wenn sie mit Kindern anders nicht denn gleich als ein Henker oder Stockmeister mit einem Diebe umbgehen.“ (Luther, Tischreden.)

Wenn ich in einem früher veröffentlichten Aufsatze die Liebe als die Grundlage jeglichen Unterrichts bezeichnete und darzutun suchte,

wie die Kardinaltugenden des Erziehers gewissermafsen aus ihr erwachsen, so wollte ich damit natürlich nicht der törichten Sentimentalität das Wort reden, welche dem Schüler alles leicht machen möchte, den Erzieher Ziel und Aufgabe der Erziehung aus dem Auge verlieren läfst und ihn blind macht gegen die Fehler und Schwächen der Jugend. Liebe und Strenge sind keine feindlichen Gegensätze, vielmehr ergänzen sie einander, die Strenge erwächst mit Notwendigkeit aus der rechten Liebe und ist eines der wichtigsten Merkmale, durch welche sich dieselbe von der falschen Liebe unterscheidet. Andrerseits aber setzt die Liebe hinwiederum der Strenge Mafs und Ziel, weist ihr den Weg und gibt die sicherste Gewähr für den Erfolg auch der strengsten Mafsnahmen.

Die Notwendigkeit der Strenge in Zucht und Lehre ergibt sich aus der Unvollkommenheit der menschlichen Natur im allgemeinen, der Unfertigkeit, Verkehrtheit und Schwäche des jugendlichen Wollens insbesondere. Die Sprache selbst läfst keinen Zweifel darüber, dafs diese Notwendigkeit je und je erkannt wurde. Das deutsche Wort „ziehen", „Zucht", das lateinische „educare", noch stärker „erudire" lassen das erkennen. Das „Ziehen" setzt einen Widerstand voraus, das Widerstreben des natürlichen Willens gegen den göttlichen Willen. Diesen Widerstand zu brechen gelingt erfahrungsgemäfs nur einem starken, entschlossenen, auf das Rechte gerichteten und dasselbe nach Kräften selbst vollbringenden Willen. Damit ist die Notwendigkeit, aber auch das Wesen und die Bedingtheit der Strenge gegeben. Indem die Strenge den ihrer Führung anvertrauten jugendlichen Willen seiner göttlichen Bestimmung zubilden, ihn zu Gott ziehen will, erweist sie sich als ein Kind der göttlichen Liebe, welche uns alle dem gleichen Ziele entgegenzuführen trachtet. Indem sie sich aber dieses Ursprungs wie dieser Aufgabe, dieses Zieles bewufst bleibt, setzt sie sich selbst Schranken, jegliches Unmafs ausschliefsend, durch das die Erreichung des Zieles gefährdet werden könnte. Sie erkennt sich selbst in ihrer für das Erziehungswerk nur subsidiären, nicht fundamentalen Bedeutung; sie fühlt sich als notwendig, aber sie vergifst nicht, dafs im Menschen neben der Neigung zum Bösen auch der Wille zum Guten vorhanden ist, oder vielleicht richtiger, die Sehnsucht nach dem Vollkommenen, und weifs, dafs es die vornehmste Aufgabe der Erziehung ist, anknüpfend an das im Keime vorhandene Gute im Menschen durch Belehrung und Vorbild dem Willen Richtung zu geben. In der Konsequenz, mit der man dieses Ziel verfolgt und in der Unerbittlichkeit, mit der man den Widerstand des natürlichen Willens zu brechen sucht, liegt das Wesen der Strenge. Ganz anders freilich lautet die landläufige Auffassung dieses Begriffes.

Wie oft hören wir aus dem Munde reifer Männer, die ihrer Schulzeit gedenken, über den und jenen Lehrer das Urteil: „Das war ein strenger Herr; da gab es Arrest und Strafarbeiten, dafs uns die Augen übergingen." Als ob die Strenge nicht ohne ein Übermafs

im Strafen zu denken wäre! Im Gegenteil; der wirklich strenge Pädagoge scheut zwar nicht zurück vor Anwendung der äufseren Zuchtmittel, doch wird er sie im ganzen am wenigsten benötigen. Was heifst strenge sein? Strenge sein heifst in den Anforderungen, welche man an das Können und sittliche Wollen der Schüler stellt, nicht unter das richtige Mafs herabgehen, weiterhin aber auch konsequent sein in Durchsetzung dieser Anforderungen. Indem wir den Begriff der Strenge in dieser Weise bestimmen, kennzeichnen wir auf der anderen Seite aufs unzweideutigste die falsche Auffassung des Begriffes „erziehende Liebe" und weisen sie mit aller Entschiedenheit zurück. Niemals wird die erziehende Liebe so weit gehen dürfen, dafs sie den Lehrer zu einer unrichtigen, seiner innersten Überzeugung widersprechenden Einschätzung des Schülers und seiner Leistungen verführt. Insonderheit zeugt es von einer vollständig unrichtigen Auffassung, wenn man solchen Schülern gegenüber, welche der erzieherischen Tätigkeit der Schule hartnäckig und bewufst den eigenen Willen zum Bösen entgegensetzen, sei es durch Trägheit oder durch Ungehorsam oder gar Frechheit, schwächliche Milde walten läfst unter Berufung auf die Pflicht der „erziehenden Liebe".[1])

Es ist klar, dafs wir allen unsern Schülern nicht nur eine bestimmte Summe von Kenntnissen vermitteln wollen sondern dafs wir auch danach streben müssen, sie bis zu einem gewissen Grade sittlicher Reife zu fördern. Es gibt eine untere Linie, unter die wir in beiden Beziehungen nicht herabgehen dürfen, wenn wir uns nicht selbst aufgeben wollen. Ein weiter Spielraum aber ist nun gelassen zwischen dieser untersten und der obersten überhaupt nicht genau zu bestimmenden Grenze. Innerhalb dieser beiden Grenzen eröffnet sich dem Lehrer ein weites Feld für seine erziehende und unterrichtende Tätigkeit, und hier gilt es nun vor allem zu individualisieren. Wem viel gegeben ist, von dem kann viel verlangt werden, danach wird sich der Mafsstab richten, welchen der strenge Lehrer an den einzelnen Schüler anlegt; bei dem einen ist ihm Note III Anlafs zu anfeuerndem Lobe, bei dem anderen zu ernster Vermahnung oder scharfem Tadel; nur so wird das leidige Notenwesen erträglich. Und ähnlich wie auf dem Gebiete des Wissens verhält es sich auf dem des Willens und der sittlichen Einsicht, nur ist die Beurteilung hier eine weitaus schwierigere, weil dabei tausend Verhältnisse mitspielen, die sich z. T. unserer Kenntnis entziehen. Ganz die gleiche Handlungsweise wird den Lehrer in einem

[1]) Dafs ich nicht der Meinung bin, man solle einen braven und genügend begabten Schüler, der durch irgendwelche mifsliche Verhältnisse zurückgeblieben ist, in starrer Gesetzesgerechtigkeit drücken, liegt auf der Hand. Unsere Schulordnung gibt uns Mittel genug an die Hand, hier ausgleichende Gerechtigkeit walten zu lassen. Niemals aber werden wir tatsächlich ungenügende Leistungen genügend nennen dürfen „um der Liebe willen". Das sollte ja nun alles selbstverständlich sein; die Erfahrung aber hat mich gelehrt, auch die unmöglichsten Auslegungen meiner Worte für möglich zu halten und denselben beizeiten vorzubeugen.

Falle zu milder Belehrung und Ermahnung, in einem anderen zu energischem Tadel, ja auch wohl zur Strafe veranlassen. Vor allem ist hier zu beachten, wie die häuslichen Verhältnisse sind, aus denen der Schüler kommt, welche sittlichen Anschauungen er aus der Familie mitbringt; auch körperliches Übelbefinden, insonderheit manche Krankheitszustände u a. beeinflussen unter Umständen vorübergehend das sittliche Wollen in ungünstiger Weise. Eine Forderung aber gilt für alle gleichmäfsig, für den Begabten wie für den Unbegabten, für den unter günstigen häuslichen und persönlichen Verhältnissen Arbeitenden und den, dem es nicht so gut ward: ein jeder bemühe sich redlich und ernstlich, den an ihn gestellten Anforderungen zu genügen, mit anderen Worten pflichttreu zu sein. Diese Forderung müssen wir an alle unsere Schüler stellen, von ihr dürfen wir uns nichts abhandeln lassen. Die vollkommene oder weniger vollkommene Erfüllung dieser Forderung läfst uns am sichersten erkennen, wie weit die Willensbildung des Schülers gediehen ist; nur bei Verfehlungen gegen diese Forderung sind wir berechtigt zu strafen; das sollte, meine ich, selbstverständlich sein, und doch wird gegen dieses Axiom jeder vernünftigen Pädagogik oft genug gesündigt. Oder fragen wir uns wirklich in jedem einzelnen Fall, ob böser Wille, Mangel an Pflichttreue oder schlechtes Gedächtnis und mangelnde Begabung daran schuld ist, wenn einer unserer Schüler inkorrekt übersetzt, repetiert oder etwas nicht weifs, was doch „schon hundertmal gesagt wurde"? Es ist eine übel angebrachte Konsequenz, wenn man in solchen Dingen einen Schüler wie den anderen behandelt aus Furcht für parteiisch gehalten zu werden. Auch Theobald Ziegler scheint diese Befürchtung zu hegen; ich kann sie nicht teilen. Die Schüler haben für solche Dinge ein viel feineres Sensorium, als man gemeiniglich annimmt, und ein gerechter, in warmer Liebe zur Jugend arbeitender Lehrer läuft nicht so leicht Gefahr mifsverstanden zu werden, wenn er die Schwachen trägt, die Starken aber, wo sie erlahmen wollen, die Sporen fühlen läfst. Strenge sein, aber nicht kleinlich, nicht engherzig. „Summum ius summa iniuria", das gilt auch hier. Vor allem aber, und das ist eine Grundforderung, sei der Lehrer gegen sich selbst streng. Nur wer an sich selbst die höchsten Anforderungen stellt, ist berechtigt, von seinen Schülern auch viel zu verlangen, nur er aber wird auch durch seine Strenge sittlich erziehend wirken. Wer weichlich ist gegen sich selbst, unter der Last der Arbeit und des Berufes, der Verantwortung seufzt, zu viel an das liebe Ich denkt, der vermag bei aller Strenge die Schüler nicht zu straffer Selbstzucht und Energie anzuregen.

Wie hinsichtlich der Charakterbildung, so gibt es, wie gesagt, natürlich auch hinsichtlich der zu erwerbenden Kenntnisse eine untere Grenze, unter die ein strenger Lehrer nicht herabgehen darf. Diese Linie näher zu bezeichnen, ist ja nach dem klaren Wortlaut der Schulordnung nicht nötig — sollte nicht nötig sein. Tatsächlich wird sie erfahrungsgemäfs oft genug nicht eingehalten, und es geschieht nur zu häufig, dafs Leistungen noch für genügend erachtet werden, die es in der Tat nicht mehr

sind. Es liegt hierin eine der schwersten Schädigungen des Ansehens unserer humanistischen Gymnasien, und man kann nur den dringenden Wunsch aussprechen: Mehr Festigkeit gegenüber den Versuchungen und Anforderungen, die von allen Seiten, von unten und oben, von rechts und links an uns herantreten. So lange man sich freilich im Überschwange von Sentimentalität nicht dazu entschliessen kann in den unteren Klassen damit den Anfang zu machen, ist keine Aussicht auf Besserung vorhanden. In aller Bescheidenheit, aber recht eindringlich möchte ich hier meine Bitte an alle, die es angeht, insonderheit auch die Leiter der Anstalten, wiederholen: „Eine Nuance schärfer bei der Versetzung in den unteren Klassen, insonderheit aber bei der Aufnahmsprüfung in die erste Klasse". Auch hier deckt sich übrigens der Begriff der Liebe mit dem der Strenge.

Doch wie gesagt, nicht nur im Mafse der Anforderungen zeigt sich des Lehrers Strenge sondern auch in der Art, wie er dieselben durchzusetzen weifs. Strafen sind dabei nicht zu entbehren, sollten aber wie überall, so auch hier die „ultima ratio" bilden und können zumal in den mittleren und oberen Klassen auf ein Mindestmafs beschränkt werden, wenn man richtig zu Werke geht. Die Willensbildung und die sittliche Erkenntnis soll bei Schülern dieser Klassen so weit vorgeschritten sein, dafs es dieser äufseren Mittel der Zucht nur selten bedarf; hier stehen dem Lehrer andere Wege genug offen, welche zum Ziele führen. Auch hier gilt es übrigens, dafs nur derjenige streng sein kann, der es gegen sich selbst ist. Vor allem, und das ist sehr wichtig, sei der Lehrer klar, bestimmt in seinen Forderungen. Er soll nicht viel Worte machen, seine Forderungen aber so klar, kurz und bündig stellen — auch auf den Ton kommt hier viel an —, dafs in dem Schüler gar kein Zweifel darüber aufkommen kann, dafs er zu gehorchen hat. Es ist, um ein Beispiel anzuführen, insonderheit bei jüngeren Lehrern ein recht häufig sich zeigender Fehler, dafs sie es an der nötigen Genauigkeit fehlen lassen in der Angabe der Aufgaben für den nächsten Tag. „Die Zeit drängt, die Schüler wissen ja so, was sie zu tun haben", damit entschuldigt man diese Nachlässigkeit. Sie rächt sich schwer, denn allemal hat andern Tags der eine dies, der andere das unrichtig aufgefafst, natürlich in der Regel im Sinne einer geringeren Arbeitsleistung, und der Lehrer sieht sich in Erkenntnis der eigenen Schuld durch seinen Rechtssinn gehindert die volle Strenge walten zu lassen, wo sie doch so sehr am Platze wäre. So ist also Klarheit, Bestimmtheit in den Forderungen eine Grundbedingung und wesentliche Voraussetzung der notwendigen Strenge in Erziehung und Unterricht.

Zweitens aber ist, wie schon gesagt, Konsequenz ein Haupterfordernis. Wer heute viel, morgen wenig verlangt, heute ohne Bemerkung hingehen läfst, was er gestern mit Strafe belegte, der darf sich nicht beschweren, wenn es ihm trotz aller vermeintlichen Strenge weder mit der Erziehung noch mit dem Unterrichte der Jugend gelingt. Einem schwankenden Führer folgt die Truppe mit Widerwillen. Diese

Inkonsequenz ist natürlich in erster Linie eine Folge davon, dafs der Lehrer sich selber darüber nicht klar ist, was er will und soll, andrerseits aber ist sie auch eine Begleiterscheinung der heutzutage in Theorie und Praxis so weit verbreiteten femininen, verweichlichenden Humanität. Man möchte den Schülern nicht wehe tun, ja nicht zuviel zumuten und man soll doch mit ihnen das Ziel erreichen; so sieht man sich zwischen zwei Aufgaben gestellt, die sich eben nicht zugleich lösen lassen, und schwankt fortwährend zwischen einem Zuwenig und Zuviel der Anforderungen hin und her.

Wenn nun aber die richtige Strenge keine schwächliche Sentimentalität kennt, keine Nachgiebigkeit gegenüber der Bequemlichkeit und dem nun einmal vorhandenen Hang zum Bösen, so wird sie doch nie zu unnötiger, verletzender Härte. Dafs wir in Verfolgung des Zieles auch der Strafe nicht entbehren können, ist ja selbstverständlich, hüten wir uns aber aus unserer Erziehungsschule einen Polizeistaat zu machen. Die Schule ist zwar ein Staat im kleinen, aber ihrer erziehenden Aufgabe nach und im Verhältnis vom Lehrer zum Schüler, dem erwachsenen Manne zur heranreifenden Jugend gleicht sie doch mehr einer erweiterten Familie und so soll, wie in der Familie die Persönlichkeit der Eltern, das Verhältnis der Pietät das Ausschlaggebende ist, in der Schule des Lehrers Persönlichkeit und das richtige Verhältnis zwischen ihm und den Schülern das wirksamste Agens zur geistigen und sittlichen Vervollkommnung sein. Solchen Schülern gegenüber freilich, welche wissentlich und willentlich durch ihr Benehmen zeigen, dafs sie sich der Schulordnung nicht fügen wollen, mufs die volle Strenge des Gesetzes geltend gemacht werden, deren ja auch das Haus unter Umständen nicht ganz entbehren kann.

Wehren, Ermahnung, Tadel, Anweisung eines besonderen Platzes, zeitweises Wegweisen aus dem Zimmer, Strafarbeiten, Freiheitsstrafen, körperliche Strafen — offiziell sind sie ja ausgeschaltet —, Dimission, Exklusion, das ist ja wohl die Reihenfolge der für die Schule in Betracht kommenden äufseren Mittel der Zucht, wenn wir den Hinweis auf Belohnungen als ausgeschlossen erachten und die mancherlei Abstufungen der Anerkennung aufser Betracht lassen. Es gilt nun ein jedes derselben am rechten Platze zur Anwendung zu bringen und in der rechten Weise, vor allem stets darauf zu achten, dafs die Waffe sich nicht abstumpfe durch allzu häufigen Gebrauch, und dafs uns die Möglichkeit einer Steigerung bleibe. Sind wir uns klar über das Wesen der Strafe und die Aufgabe, welche dieselbe zu erfüllen hat, so werden wir damit am besten vor Mifsbrauch derselben geschützt sein. Jede Strafe ist unter dem doppelten Gesichtspunkt der sühnenden Vergeltung und der Besserung zu betrachten. Es gilt zunächst den Rechtsstand, der durch das Vergehen gestört, verletzt erscheint, wieder herzustellen. Das Gemeinwesen, hier die Schule, verlangt kategorisch, dafs kein Vergehen ohne Sühne bleibe, da es eben nur unter Wahrung des Rechtszustandes bestehen kann. So sühnt die Strafe das Unrecht gegenüber der Gesamtheit und ermöglicht dem Täter nach Verbüfsung derselben, dem Gemeinwesen, dessen Gesetze

er verletzt hat, auch weiterhin anzugehören. Unter diesem Gesichtspunkte der Sühne betrachtet, scheint es nun aber auch durchaus notwendig, dafs die Strafe nicht nur ihrem Gewichte nach sondern auch hinsichtlich ihrer Eigenart dem Vergehen entspreche. Damit ist aber noch nicht alles getan.

Das Gemeinwesen kann sich mit dieser äufserlichen Auffassung von der Strafe nicht begnügen, ihm darf es nicht genügen, wenn das Unrecht seine Sühne gefunden hat, es ist berechtigt und verpflichtet zu fragen, ob der äufseren Sühne auch eine entsprechende innere Wandlung zur Seite ging. Die Strafe mufs auch eine Garantie dafür schaffen, dafs das gleiche Vergehen nicht so leicht sich wiederhole. Das erreicht sie nun ja an sich bis zu einem gewissen Grade durch die ihr innewohnende abschreckende Kraft. Diese Wirkung ist aber keine zuverlässige, nachhaltige. So wird man durch geeignete Einwirkung auf das Gemüt und die Einsicht des Bestraften auch eine innere Umkehr zu erwirken suchen. Kann sich eine vernünftige Strafrechtspflege solchen Erwägungen nicht verschliefsen, so darf noch viel weniger der Erzieher sich damit begnügen die Strafe als Abschreckungsmittel zu betrachten. Seine Aufgabe wird es sein, den Knaben, Jünglingen zur Erkenntnis zu bringen, dafs eine wirkliche, auch vor der höchsten Instanz gültige Sühne eines Vergehens nie durch Verbüfsung einer Strafe ohne innere Einkehr und Umkehr gegeben sein kann, die Sühne vielmehr erst dann eine vollkommene ist, wenn sie begleitet ist von der Erkenntnis des Unrechts und wahrer, Besserung wirkender Reue. Hat demnach die Strafe in der Schule wesentlich den Zweck der Besserung und sittlichen Vervollkommnung, so sind damit auch die Grenzen gegeben, in denen man sich beim Strafen zu halten hat, und es ist unzweideutig gesagt, aus welchem Geiste wir des Strafamtes walten sollen. Übermafs stumpft ab, macht gleichgültig gegen Strafe und Vergehen und trübt so das sittliche Urteil, statt es zu läutern. Vor allem aber werden wir uns zu hüten haben vor einer Art der Strafverhängung und des Strafvollzuges, die statt der Besserung Trotz, Zorn, Hafs in die Seele des Bestraften pflanzt.

Jede Strafe, so dürfen wir sagen, erhält ihre volle Bedeutung erst durch die Persönlichkeit des Strafenden und die Art, wie sie verhängt wird. Es ist ja eine allgemein bekannte Tatsache, dafs ganz die gleiche Strafe von verschiedenen Lehrern diktiert eine total verschiedene Wirkung bei den Schülern hervorruft; ebenso ist es eine nicht zu leugnende Tatsache, dafs manche Strafen, z. B. die Arreststrafe, durch den Leichtsinn, die Gedankenlosigkeit, mit welcher man allezeit von derselben Gebrauch machte, überhaupt ihre Wirkung bis zu einem gewissen Grade eingebüfst haben. Es mag mir an anderer Stelle gestattet sein über Wesen und gröfsere oder geringere Berechtigung der mancherlei Strafarten, sowie über falschen und richtigen Gebrauch derselben zu sprechen; hier sei nur so viel gesagt: Wir können dieser äufseren Mittel der Zucht auch im erziehenden Unterrichte nicht entbehren; wir müssen sie anwenden, sobald sich der natürliche Wille gegenüber der besseren Einsicht und der erziehenden Liebe

hartnäckig durchsetzen will. Richtig angewendet mufs die Strafe zur Einkehr und Besserung führen und ist so ein wichtiger Faktor im erziehenden Unterrichte. Aber nur der besonnen und mit warmer Liebe zu seinem Berufe und zur Jugend strafende Lehrer wird durch die Strafe tiefgehende, anhaltende Wirkung erzielen. Nie soll der Zorn die Hand führen. Nicht als ob der Lehrer und Erzieher nicht zornig werden dürfte. Im Gegenteil! Der heilige Zorn, wie er mit Urgewalt aus dem lauteren Herzen hervorbricht, wo es durch Schlechtigkeit sich abgestofsen fühlt, wirkt mit der reinigenden Kraft des gottgesandten Gewitters. Ein rechter Lehrer mufs zornig werden können, aber er soll kein Knecht des Zornes, sondern der Liebe sein.

So führt uns unsere Betrachtung zu dem Gedanken zurück, von dem wir ausgegangen sind: Liebe und Strenge beim Erziehungswerke, sie sind keine Gegensätze, vielmehr ist die rechte Strenge nur eine Erscheinungsform der Liebe. Die Liebe mufs dem Erzieher immanent sein, sie ist der Boden, in welchem das ganze Erziehungswerk wurzelt. Der Satz: „Erst mufs der Schüler fürchten, dann lieben", oder: „Erst Autorität, dann die Liebe", oder wie man den Gedanken sonst formulieren will, hat mit dem, wovon wir hier sprechen, nichts zu tun, und wenn man damit die Behauptung widerlegen will, dafs die Liebe die Grundlage jeglicher Erziehung sei, so verstöfst man gegen die Logik. Nicht darum handelt sich's, ob der Schüler den Lehrer lieben oder fürchten soll, oder wie es der Lehrer anfangen mufs, um die Zuneigung der Schüler zu gewinnen, sondern darum, in welchem Geiste der Lehrer an den Schülern arbeiten soll. Ein *πρότερον* und *ὕστερον* gibt es dabei nicht, der Grund mufs feststehen und derselbe bleiben für alle Zeiten, der Grund, aus welchem Strenge und Milde, unbeugsame Festigkeit und Nachgiebigkeit, ein jedes zu seiner Zeit, erwächst. Ob dieser Grund vorhanden sei, das werden ja in der Regel unsere Schüler schnell inne; in der Regel; nicht immer! Ferne sei es uns daher, den Lehrer gering zu schätzen, dem es nicht so gut wurde, dafs die Schüler sein treues Walten erkennen. Seine Arbeit wird des Lohnes trotzdem nicht entbehren.

Erlangen. S. v. Raumer.

Randbemerkungen zu dem Aufsatze von H. Morsch: Die Reifeprüfung an den höheren Schulen Deutschlands und Österreichs.

(Neue Jahrbücher für das Klassische Altertum, 1903.)

Zwischen den deutschen Staaten besteht ein Übereinkommen über die gegenseitige Anerkennung der Maturitätszeugnisse, aber eine einheitliche Ordnung für das Gymnasialabsolutorium gibt es nicht. Es werden vielmehr die Abiturienten in den einzelnen Staaten recht verschieden geprüft. „25 Meilen nördlich von Berlin werden sie zum mündlichen Examen zugelassen, auch wenn sie sämtliche schriftliche Prüfungsarbeiten „ungenügend" geschrieben haben, während ungefähr 25 Meilen südlich von der Reichshauptstadt die Bestimmung gilt, dafs schon

zwei ungenügende Prädikate in den schriftlichen Arbeiten die Fortsetzung des Examens ausschliefsen." Im verflossenen Jahre hat Hans Morsch die Verordnungen für die Reifeprüfung an den höheren Schulen Deutschlands und Österreichs in den Neuen Jahrbüchern für das Klassische Altertum zusammengestellt und besprochen. Vergleicht man die preufsischen und die bayerischen Verordnungen, so sind u. a. folgende Unterschiede zu bemerken. Bei uns wird eine umfassendere Kenntnis der Geschichte verlangt als in Preufsen, dagegen fällt Bayern mit seinen geringen Anforderungen in der Mathematik „aus dem Rahmen Deutschlands heraus." Die bayerischen Bestimmungen bezüglich des Bestehens der Prüfung sowie über die Wiederholung des Absolutoriums sind strenger und schärfer. Als Vorzüge der bayerischen Ordnung gegenüber der preufsischen bezeichnet Morsch die Feststellung der Noten durch die Kommission anstatt durch die Fachlehrer, ferner das positive Ziel der Reifeprüfung, das über das Gymnasium hinaus weist; auch hält er die Zusammensetzung der Prüfungskommission, zu der bei uns die Ordinarien der vier oberen Klassen zugezogen werden, zur Belebung recht angängig, die Zulassung aller Schüler der Oberklasse zur schriftlichen Prüfung für folgerichtig. Besonders erkennt er die Vorteile der einheitlichen Aufgabenstellung, wie sie allein in Bayern üblich ist, namentlich hinsichtlich des deutschen Aufsatzes an.

Aber nicht immer hat er die bayerischen Bestimmungen richtig aufgefafst und gewürdigt. So verurteilt er die schriftliche Religionsprüfung, die allerdings nur in Bayern noch vorkommt; aber er kennt die Art der Fragestellung bei derselben nicht; sonst würde er nicht schreiben, der schriftliche Religionsaufsatz sei eigentlich weiter nichts als ein zweiter, kleinerer deutscher Aufsatz, in welchem Phraseologie mehr als dort eine verderbliche Rolle spielen könne. — Ganz irrig ist die Seite 123 ausgesprochene Meinung, dafs bei uns eine Befreiung von der mündlichen Prüfung nicht möglich sei. — Dafs der Ministerialkommissär nach Einsichtnahme der schriftlichen Arbeiten eine nochmalige Beschlufsfassung darüber veranlassen kann, erscheint Morsch unzweckmäfsig, weil die Prüfungskommission nicht lange vorher die Noten für die schriftlichen Arbeiten festgestellt hat; sollte sie, fragt er, in so kurzer Zeit anderen Sinnes werden? Warum soll das ausgeschlossen sein? Warum soll der Kommissär sie nicht in zweifelhaften Fällen durch Einführung neuer Gesichtspunkte oder durch das Gewicht seiner Gründe umstimmen können? — Bei der Beantwortung der Frage, ob in den Prüfungsordnungen schon Anzeichen vorhanden seien, welche die Prüfung leichter oder schwerer zu machen heischten, bespricht Morsch auch die Sicherheitsformeln, die für die schriftliche wie für die mündliche Prüfung ein zu straffes Anspannen des Bogens verhindern sollen. Er zeigt, dafs die meisten norddeutschen Staaten in der Sorge um zu ungünstigen Ausfall des Examens weiter gegangen sind als z. B. Württemberg und Sachsen, während Bayern allein von allen Bundesstaaten keine Sicherheitsformel für die schriftliche Prüfung aufgenommen hat. Allerdings enthält die bayerische

Ordnung keine Kautelen wie etwa: „Die Aufgaben sind so zu bestimmen, dafs sie in Art und Schwierigkeit die Klassenaufgaben der Prima in keiner Weise überschreiten.“ Dies erklärt sich aber einfach daraus, dafs das Kultusministerium selbst die Prüfungsarbeiten bestimmt. Sollte denn diese Behörde in die für die Gymnasien bestimmte Schulordnung Vorschriften für sich selbst aufnehmen? Da jedoch in betreff des deutschen Aufsatzes die Auswahl unter mehreren Aufgaben den Prüfungskommissionen freigestellt wird, so ist in der Instruktion zur Schulordnung für die humanistischen Gymnasien[1]) die Wahl eines etwa schon während des Jahres bearbeiteten Themas für unzulässig erklärt. — Ferner ist es allerdings richtig, dafs eine mündliche Prüfung im Deutschen bei uns nicht vorgesehen ist; aber dafs von einer solchen die Erziehung zu nationalem, patriotischem Sinne abhängen soll, wie Morsch glaubt, ist Übertreibung. — Endlich wird die Berücksichtigung der bayerischen Realgymnasien vermifst, da in dem Aufsatze die Ordnungen aufserbayerischer Realgymnasien und auch der Oberrealschulen angeführt und besprochen werden.

Neuburg, a/D. **Karl Rück.**

[1]) Absatz 96.

II. Abteilung.

Rezensionen.

Charles Chabot, La Pédagogie au lycée (notes de voyage sur les séminaires de gymnase en Allemagne). Paris, A. Collin, 1903. 119 S. 2 frs.

Der Verfasser, Professor der Pädagogik an der Universität Lyon, hat es für nötig gehalten, dem etwas unklaren Haupttitel seines Werkchens noch einen Nebentitel zu geben; denn seine Absicht ist nicht, eine „Gymnasialpädagogik" zu schreiben, sondern seinen französischen Kollegen die Eindrücke mitzuteilen, die er bei dem Besuche verschiedener deutscher Gymnasialseminare erhalten hat.

Mit hoher Befriedigung hebt er in seiner Vorrede die liebenswürdige Aufnahme hervor, die ihm („mit einer einzigen Ausnahme in Berlin") überall zuteil geworden ist. Zunächst bespricht er die allgemeine Einrichtung und die Arbeitsweise an den deutschen Gymnasialseminarien (Zahl der Kandidaten, deren pädagogische Aufsätze, Seminarbibliothek, abschliefsende Seminararbeit, Musterlektionen, Probelektionen, Seminarsitzungen).[1])

An diese allgemeinen Bemerkungen schliefsen sich dann die Berichte über die besuchten Seminarkurse, zunächst in Preufsen (Berlin, Dorotheenstädt. Gymnasium, Frankfurt-Klingeroberrealschule,[2]) Göttingen, Halle), dann in Jena, Leipzig, Karlsruhe.

Mit besonderer Vorliebe beschäftigt sich Ch. mit unserem engeren Vaterland Bayern, wo er zwei Seminare besucht hat: das Seminar des Wilhelmsgymnasiums in München[3]) und das des alten Gymnasiums in Regensburg.

Vor allem rühmt er den Seminarvorstand des Wilhelmsgymnasiums als „un homme de beaucoup d'autorité et d'expérience, de beaucoup de distinction aussi et d'une exquise aménité". Ch. schildert dann eine Probelektion in der 6. Kl. (Geschichte) und die daran anschliefsende Seminarsitzung, in der zunächst an der Probelektion Kritik geübt und dann vom Seminarvorstand ein Vortrag über den „Idealgymnasiallehrer" gehalten wurde. In Regensburg wurde Ch. in dienstlicher Abwesenheit des Seminarvorstandes von dem Seminar-

[1]) Interessant und für uns Bayern schmeichelhaft ist, was der Verf. über die Verschiedenheit des Tons in den Seminarsitzungen sagt: en Prusse la gravité domine etc. (S. 12).

[2]) Das Goethegymnasium wurde wegen Abwesenheit des Direktors Reinhardt nicht besucht.

[3]) L'un des plus intéressants parmi ceux que j'ai visités.

lehrer Prof. Dr. Ammon begrüfst. Hier nahm er zunächst an einer lateinischen Musterlektion in der 2. Klasse teil, liefs sich dann die Seminararbeiten der Kandidaten und die Seminarbibliothek zeigen, die „besonders reich an geographischen Werken ist", und wohnte zuletzt der Seminarsitzung bei. In dieser wurde zuerst das Protokoll über die vorhergehende Sitzung verlesen, dann gaben zwei Kandidaten Rechenschaft über ihre letzte Probelektion, schliefslich hielt der Seminarlehrer einen Vortrag über „Methodik des geographischen Unterrichts". Als Haupteindruck nimmt der Verf. vom Regensburger Seminar den freundschaftlichen Verkehr mit, der sich zwischen Seminarlehrer und den Kandidaten entwickelt hat.

In seiner „Conclusion" spricht Ch. zunächst den Wunsch aus, es möchte vielen französischen Mittelschullehrern durch staatliche Stipendien Gelegenheit geboten werden sich mit den deutschen Gymnasialseminarien bekannt zu machen, und verlangt die Einführung von Gymnasialseminarien in seinem Vaterland, allerdings unter Berücksichtigung der französischen Verhältnisse und des „esprit français".

München. Friedrich Burger.

Fremdwörterbuch des siebzehnten Jahrhunderts von Dr. phil. Klara Hechtenberg, Lecturer in Germanic Philology (Oxford). Berlin, Behr, 1904. 8°. 148 S. 5 M.

Ein Fremdwörterbuch des 17. Jahrhunderts ohne bestimmenden Zusatz ist ein Unding; selbst wenn man den Zusatz „der deutschen Sprache" nach dem unausgesprochenen Wunsch der Verfasserin sich hinzudenkt, besteht zwischen Titel und Inhalt noch eine arge Inkongruenz. Um die Leistung besser zu verstehen und zu würdigen, mufs man sich an die zwei unmittelbar vorhergehenden Publikationen der Dr. Hechtenberg erinnern. Eine geborene Rheinländerin schlofs sie nach manchen Wanderungen 1901 ihre Studienjahre ab mit der Heidelberger Dissertation (48 S.) „Das Fremdwort bei Grimmelshausen. Ein Beitrag zur Fremdwörterfrage", in der die Literatur (Antoine, Schultz, Moers, Dissel u. a.) und die Bestrebungen der Sprachreiniger des 17. Jahrhunderts kurz besprochen, die Fremdwörter alphabetisch zusammengestellt und nach verschiedenen Gesichtspunkten gruppiert und mit denen von anderen Autoren oder Schriften verglichen werden (Courage, Springinsfeld, Vogelnest, Gaukeltasche, Ew. Calender, Beerenhäuter u. a.). Einen weiteren Beitrag zur Fremdwörterfrage bringt Hechtenbergs Schriftchen „Der Briefstil im 17. Jahrhundert. Ein Beitrag zur Fremdwörterfrage" (Berlin 1903, 48 S.), in dem das Verzeichnis der Fremdwörter aus den Verhandlungen Wallensteins mit den Schweden und Sachsen den gröfsten Teil (S. 5—21) ausmacht. Ein Beitrag ist auch die vorliegende neue Schrift mit dem etwas anspruchsvollen Titel und hohen Preis: Hechtenberg stellt aus einer ganz respektablen Anzahl von Prosa-Schriften des 17. Jahrhunderts die Masse von 3380 Fremdwörtern zusammen —

nach ihrer Schätzung die Hälfte der jetzt geläufigen —, ordnet sie alphabetisch, gibt Belege, Etymologien und Erklärungen.

Die Geschichte der Fremdwörter ist ein gut Stück der Kultur- und Machtgeschichte eines Volkes, besonders des deutschen; ihre Aufhellung ist geeignet, auf alle Zweige des äufseren und inneren Lebens Licht zu ergiefsen. Aber so einfach ist die Frage nicht; es müssen da noch viele Historiker und Philologen regsam zusammenwirken um eine Zusammenstellung auch nur wie die Hechtenbergs für ein Jahrhundert zu liefern. Die Abgrenzung nach den Nullen der Jahrhunderte hat etwas Äufserliches, etwas Schablonenhaftes. Geschähe es nicht besser nach Generationen, nach *γενεαί*, nach Ständen und Tätigkeiten, nach den unverkennbaren Einflüssen? So hier im 16./17. Jahrhundert die polemischen Schriften der Reformation und Gegenreformation, die Sprache der Militärs und der Diplomaten (der Separatfriede Preufsens mit Frankreich 1673 zuerst französisch — Colbert ein schlechter Lateiner!), der Einflufs der durchziehenden Heere, die Suprematie in der Macht und in der Geschmacksrichtung, zuerst noch Spaniens (armada), dann Frankreichs (die à la mode-Sprache); der Übergangsdialekt vom Lateinischen ins Deutsche bei den Philosophen (Thomasius 1687) und Pietisten. Was den Umfang des Quellenmaterials anlangt, so müfsten doch wohl alle deutschen Schriftwerke herangezogen werden, aber auch Ungedrucktes, In- und Aufschriften, der Bestand der Volkssprache, die gerade aus der Zeit des Dreifsigjährigen Krieges noch manches mit fortführt (privet - privat - ritirada). Aber auch die zeitgenössischen lateinischen Werke; so verlangt eine Göttinger Preisaufgabe von 1904 eine Darstellung des Einflusses, den die neulateinische weltliche Lyrik des 16. und 17. Jahrhunderts auf die Lyrik in deutscher Sprache geübt hat, auch die der niederländischen Neulateiner. Die Wissenschaften haben natürlich in ihren Kunstausdrücken noch mehr Fremdländisches, so die Logik, die Rhetorik (insinuation, refutation) und Pädagogik (Ratke, Comenius). Kaum zu den Fremdwörtern zu zählen sind aber Zitate und geflügelte Worte wie *γνῶθι σαυτόν*, principium dimidium totius, oder wenn Abraham a Sta. Clara im Anschlufs an andere die Kinder als flores matrimonii oder als naviculas fluctuantes bezeichnet; zweifeln kann man bei Verflechtungen wie „ad marginem glosieret was" (Hans Sachs) oder „welche man decursu operis mit einem Sternlein oder asterisco bezeichnet antreffen wird" (in Veneronis Sprachbuch 1700); zweifeln kann man auch bezüglich der Zugehörigkeit bei hybriden Bildungen wie gassatim. Nicht unwichtig für das Leben der Fremdwörter ist die sprachgeschichtliche Entwicklung der Nachbarstaaten (Diez, Littré, Godefroy). Durch die einseitige Abgrenzung erhalten bei Hechtenberg verschiedene Wörter nicht ihren vollen Bedeutungsinhalt, z. B. Traktamente bedeutet auch „Essen" (Kurz, Lit. II² S. 431) — jetzt noch in der Pfalz und anderwärts —, zu „passieren" fehlt „passieret werden = gehalten werden" (être passé), existimari (öfters bei Thomasius).

Bei der Behandlung der Fremdwörter eines Zeitabschnittes

ist vor allem das erstmalige Auftreten tunlichst festzustellen. Hierin hat Hechtenbergs Schrift manches Verdienst. Wenn die Verfasserin die vor dem 17. Jahrhundert in unsere Sprache eingetretenen Fremdwörter, die der Vollständigkeit halber natürlich auch zu verzeichnen sind, mit einem Sternlein zu charakterisieren verspricht, so hätte das auch geschehen sollen bei Amulett (de amuletis, von amolire?), das nach Kluge schon bei Thurneysser 1582 vorkommt, bei Ziffer (sifr = zéro, Null), Zitrone und vielen anderen, über die man sich aus Fr. Kluges Wörterbuch besseren Aufschluſs holen kann. Wer wird glauben, daſs „anno" zum erstenmal innerhalb des Deutschen von Grimmelshausen gebraucht wird? Es steht z. B. in einer deutschen Inschrift von 1330 am Ostentor zu Regensburg.

Ob Hechtenberg auf dem vor ihr umgrenzten Literaturgebiet alle Fremdwörter gesammelt hat, habe ich nicht genau kontrollieren können; S. 91 fehlt numen aus dem Simplicissimus: „Ich will einmal die Welt straffen, es wolle mir's dann das grosse Numen nicht zugeben". Die Stellen soll man nicht so herausheben „absque — fern von" oder „mutae, stumme", sondern so: „Die Männer können Vocales seyn, die Weiber Consonantes, die Jungfrauen aber müssen Mutae seyn" (Abraham a S. Cl.). S. 28/29 fehlt bei Chorum deorum der Beleg.

„Bei Fremdwörtern, die nicht gemeinverständlich sind, ist Etymologie und Bedeutung hinzugefügt worden", sagt Hechtenberg in der Einleitung; so erfährt der Leser — doch wohl Philologe oder Historiker — „abrupte — abruptus, a, um, part. perf. pass. von abrúmpere", oder „colloquia — collocutus, a, um = colloquutus, part. perf. von colloqui" und hundert ähnliche Trivialitäten, nichts erfährt er über Carthaune (quartana nach Kluge), Charmützel (it.-deutsch scaramuccia — schirmen), Calesch (kolesa böhm., kolaska poln., s. Manns Wörterbuch), standarte (von extendere, standarto), Bastard, accoster (von costa Seite, „anreden, an die Seite treten", encoste altfr. „nebenan"). Wenn man nichts Sicheres weifs, so kann man wenigstens dies durch ein Fragezeichen andeuten: so bei corocollare „Wendeltreppe", parapet „Brustwehr", tabouret „Fufsbank". Ob Talisman = telsam ar. = τέλεσμα griech.? Ob vidimiere (von vidimus) als it. (vidimare) oder franz. (vidimetr) zu bezeichnen? Das Buch von Ad. Hemme „Das lateinische Sprachmaterial im Wortschatze der deutschen, französischen und englischen Sprache" (Leipzig 1904) konnte Hechtenberg noch nicht benützen. Wortbildungen, Lautgesetze und Orthographie (aimé, abbé, désespérer, désintéresser; obscoenus - obsc(a)enus, coniveo - conniveo) bespricht man im Zusammenhang. Noch einiges über Wörter lateinischer und griechischer Herkunft. Der mittelalterlichen Kultur und dem internationalen Charakter der Wissenschaft, der bis auf Leibniz bestand, nicht direkt dem Französischen schulden wir Hunderte von Wörtern, die Hechtenberg als französisch bezeichnet: narration, insinuation, ostentation, possession, praedestination, ratification; deliberieren, demolieren, penetrieren, präcipitieren, suspendieren, prohibieren (Index librorum, prohibitorum); auch Prostituierte ist lateinisch (prostat öfters im Augustei-

schen Zeitalter). Pecus und pecora (dummer Mensch) kann man direkt auf das Lateinische zurückführen oder als Sprößling der Tochtersprachen (it. pecora „Schaf", pecorella; pecoraggine = bêtise, fr. pecore) ansehen.

Am schlimmsten steht es mit der Genauigkeit bei griechischen Fremdwörtern. Von Druckfehlern wie Stratagem für Strategem S. 127. ἀξίομα für ἀξίωμα S. 21, οἰς ὄνυχα statt εἰς ὄνυχα und vielen ähnlichen sehe ich ab. S. 27 ist κατηγορι, ος, α, ον sinnlos, S. 95 wird Panolethria („total ruin") nicht als griechische Neubildung (πᾶς u. ὄλεθρος) erkannt, ebensowenig erkannt S. 124 simbola = symbola oder silogismus = syllogismus S. 130. S. 12/13 wird unter agnosticieret mit ἄγνωστος auch a(d)gnosco zusammengebracht.

Also kein Wörterbuch, sondern ein Beitrag zu einem Wörterbuch, ein Stück Arbeit nicht ohne Fleifs, aber zu wenig tief und exakt.

München. G. Ammon.

Martin Greif, Gedichte. 7. verbesserte und vermehrte Auflage (neuntes und zehntes Tausend). Leipzig, Amelangs Verlag, 1903. XII und 484 S. Geb. 5 Mk.

Martin Greif, Neue Lieder und Mären. Erstes bis drittes Tausend. Leipzig, Amelangs Verlag. IX und 299 S. Geb. 4 Mk.

In den literarischen Notizen der Jahrgänge 1882 und 1883 dieser Zeitschrift zeigte ich die 2. und 3. Auflage der Gedichte Greifs an und wies auf sie als eine der bedeutendsten literarischen Erscheinungen der neueren Zeit hin. Im Jahrgang 1896 unterzog Herr Koll. Menrad Greifs lyrische Gedichte einer eingehenden Besprechung. Statt der Überschrift „Romanzen und Balladen" wählte der Dichter nunmehr die Überschrift „Balladen und Mären", statt der Überschrift „Vaterländische Gedenkblätter" die bezeichnendere „Deutsche Gedenkblätter".

Das Charakteristische der Lieder und Naturbilder ist inniges Naturgefühl. Die Tages- und Jahreszeiten, das Sprossen des Grases und Laubes, der Sang der Vögel, jede Erscheinung in der Natur erweckt im Herzen des Dichters sympathische Gefühle und schlägt eine verwandte Saite an. Und in welch schönen und doch schlichten Worten weifs er seinen Gedanken und Gefühlen Ausdruck zu geben! Nichts Gekünsteltes, nichts Gemachtes, Natur und Kunst im innigsten Vereine! Ich denke da z. B. an das Liedchen „Wunsch am Abend":

Sturm gestillt zu leisem Hauch,
Welch ein Abendfrieden —
Wär' einst meinem Leben auch
Solch ein End' beschieden!

Oder an „Frühlings Anfang":

Heut' da Frühling werden sollte,
Ging ich trostvoll durch den Wald,

Aber nirgend noch der Holde
Sich dem Blick verraten wollte —
Doch da ich ihm fast schon grollte,
Sang ein Vöglein leise: bald.

Die „Stimmen und Gestalten" zeigen unsern Dichter so recht in seiner Eigenart und geben Kunde von seiner Gefühlstiefe und seiner schlichten Frömmigkeit. Besonders seelenvoll sind die Gedichte „Aus Mutterhänden", „An meinem Geburtstag", „Allerseelen", „Allerseelen im Walde".

Greifs lyrische Muse ist ernst, nicht selten schwermütig, aber weit entfernt von Weltschmerz; auch die Gedichte trüberer Stimmung zeigen ein gesundes Empfinden und endigen mit einem versöhnenden Ausblick.

Die letzten vier Abschnitte enthalten die „Balladen und Mären", die bei besonderen Anlässen gedichteten „Widmungen", die „Deutschen Gedenkblätter" und die „Sinngedichte". So wechselvoll der Inhalt dieser Dichtungen ist, so mannigfach ist auch die Form, die Greif mit Meisterschaft beherrscht.

Wenn er das Sinngedicht „Schutz der Muse" mit den Versen schliefst:

Wie hätt' ich wahren Grund auch zu verzagen?
Ihr zählt, Frau Muse, mich zu euren Dichtern,
So kann ich trotzen allen Splitterrichtern,

so haben diese mit berechtigtem Selbstbewufstsein gesprochenen Worte des bescheidenen Dichters ihre Bestätigung gefunden durch die freudige Anerkennung, die seine Dichtungen bei allen dem Idealen zugewandten Geistern erhielten.

Wenn er weiterhin in seinem „Dichterwunsch" ausruft:

Nicht des Alters Last, Natur,
Sollst du deinem Freund ersparen,
Eine Gunst gewähr' ihm nur,
Wenn er wert, sie zu erfahren:
Sorge, dafs ein Liedertraum
Bis zuletzt sein Haupt umflieget,
Wenn im Mai der Fliederbaum
Sich verjüngt in Blüten wieget.

so ist dem gottbegnadeten Dichter auch dieser Wunsch in Erfüllung gegangen: es sprudelt ihm noch reich und klar der Born der Lieder. Des sind Zeuge seine „Neuen Lieder und Mären": sie umfassen mit Einschlufs der zyklusartigen mehrteiligen Gedichte 94 Lieder, 93 Naturbilder, 65 Stimmen und Gestalten, 46 Balladen und Mären, 42 Widmungen, 13 deutsche Gedenkblätter, 53 Sinngedichte, 60 Sprüche und 12 Epigramme. Unter ihnen befinden sich allerdings etliche Wiederholungen aus älteren Auflagen seiner Gedichtsammlung. Aber ein Nachlassen der dichterischen Kraft und Frische bemerken wir nicht und der Dichter kann mit Recht von sich sagen:

Trotz der Jahre blieb ich doch,
Der ich ward geboren;
Was ich liebte, lieb' ich noch,
Nichts ging mir verloren.

Frisch und klar klingen noch seine neuen Frühlingslieder, aber dem den Mai besingenden Dichter drängen sich doch mehr noch als früher die Gedanken an den Herbst und Winter auf. Eines der tiefempfundenen Lieder dieser Art ist „Ahnung im Mai".

Es kommt einmal ein Maientag,
Wer weifs, wie bald er dämmern mag!
Der Blüten streut rings um dich her,
Doch dir wird keine duften mehr;
Der Strahlen sendet durch die Welt
Doch dir ins Aug' kein Strahl mehr fällt;
Der Lieder weckt mit Jubelton,
Doch dir erklang der letzte schon.
Es kommt, es kommt ein solcher Tag —
Wer weifs, wie bald er dämmern mag!

Auch in seinen Herbstliedern drückt er ähnliche Stimmungen aus, doch beseelt ihn tief im Innern der feste Glaube an ein Wiedersehen im Jenseits. Öfter trifft er den Volkston sehr schön, so in der „Alten Einkehr", im „Abschied", in den Liedern „Trauernder Flieder", „Der zerbrochene Ring". Wie in der älteren Gedichtsammlung, gibt er auch in den neuen Liedern seiner kindlich frommen Gesinnung Ausdruck, so z. B. in den Gedichten „Am Grabe der Mutter" und „Die Stimme der Mutter".

Das geistige Schauen des phantasievollen Dichters spiegelt sich in dem Gedichte „Albusina" (lies Abusina!) und „Erscheinung im Walde". Bisweilen blickt aus seinem ernsten Antlitze der Schalk, wie in „Spielmanns Gesang", „Der Storch ist da", „Gänsemarsch", „Die drei Kellerjungfraun".

In der „Brautkrone", einem Zyklus von sechs Balladen in verschiedenen jambischen Strophen, schildert Greif eine sagenhafte Begebenheit aus der Wickinger-Zeit, die durch ihren tragischen, dämonisch-düstern Charakter ergreift. Einen romantischen, ritterlichen u. abenteuerlichen Charakter trägt die „Kristallkönigin", ein Zyklus von fünf Balladen. Einzelne der neuen Balladen dürften sich auch zum Vortrage an Schulfesten eignen, z. B. „Die klagenden Königinnen", „Buddha und das Pariamädchen", „Der alte Burenfreund".

Es würde zu weit führen, wollte ich eine Charakteristik auch der übrigen Teile der Sammlung geben. Nur einer seiner „Sprüche" sei noch angeführt, der einer bekannten Tagesfrage einen glücklichen Ausdruck verleiht:

Modern sein heifst am Tage hangen,
Aus dem er selbst hervorgegangen.
Was aber hat der Mensch erreicht,
Wenn er der Eintagsfliege gleicht?

Fassen wir unser Urteil kurz zusammen! Greif ist in seinen lyrischen Dichtungen wie in seinen Dramen der klassischen Richtung gefolgt ohne irgendwie in Nachahmerei zu verfallen. Sie zeigen ebenso Mannigfaltigkeit der Gedanken und Tiefe des Gefühls wie eine schlichte, aber geschmackvolle und hochpoetische Sprache und eine sichere Kunst des Versbaus. Man kann seine Gedichte, die Erzeugnisse einer keuschen Muse, den Schülern der oberen Klassen des Gymnasiums unbedenklich in die Hände geben. Sie eignen sich zur Aufnahme in die Schülerlesebibliotheken der Gymnasien, besonders auch zu Weihnachtsgeschenken für reifere Schüler.

Der Verleger hat keine Kosten gescheut, um dem vortrefflichen Inhalte ein schmuckvolles Äufsere zu verleihen. Beiden Gedichtsammlungen ist Greifs Porträt beigefügt; doch scheint mir das Bildnis des Dichters in den „Neuen Liedern und Mären" nach einem Gemälde von Wilhelm Trübner das Wesen Greifs zu glücklicherem Ausdrucke zu bringen als das der 7. Auflage vorangestellte, welches den ernst-freundlichen Charakter des Sängers ins Finstere verkehrt.

Burghausen. A. Deuerling.

C. Julii Caesaris De bello Gallico commentarii VII. Für den Schulgebrauch herausgegeben von Wilhelm Fries. Leipzig, G. Freytag. Geb. 1.60 M.

Druck und gute Ausstattung der Schultextausgaben des Verlages sind bekannt. Der vorliegende neue Caesar enthält zunächst eine chronologische Übersicht über Leben und Schriften des Autors, dann folgt der Text. Wenn die Vorrede für dessen Gestaltung als Grundsatz aufstellt, es seien sprachliche Anstöfse und Unregelmäfsigkeiten möglichst vermieden, mit Bevorzugung der Handschriftenklasse α und Anschlufs an Meusel, so hat die Durchsicht nichts Wesentliches dagegen ergeben. (Zu coartantur VII 70, 4 sei nebenbei bemerkt, dafs diese L. A. in Ebelings neuer Ausgabe des Caesarlexikons nicht berücksichtigt ist.) Der Text ist in Hauptabschnitte gegliedert und diese allein mit Überschriften versehen, während die einzelnen Kapitel — mit Recht — keine seitlichen Inhaltsangaben enthalten. Für direkte und indirekte Reden ist Kursivdruck, für einzelne bedeutsame Worte und sentenzenhafte Stellen Sperrdruck angewendet. Als Anhänge sind beigegeben ein Eigennamenverzeichnis mit Stellenangaben, sodann eine 20 Seiten umfassende Zusammenstellung über das römische Kriegswesen zu Caesars Zeit mit 20 Abbildungen, Plänen zu Gergovia und Alesia sowie einer Karte von Gallien.

Der Sextaner. 120 lateinische Einzelübungen für Haus und Schule, verfafst von Gymnasialoberlehrer J. Gebhardt in Leipzig. Leipzig, Richters Verlag, 1903. 64 S. 1.60 M.)

Die Übungen schliefsen sich an die preufsisch-sächsischen Lehr-

pläne an, welche von den bayerischen hauptsächlich in der Aufnahme aller Konjugationen für Sexta abweichen, können also schon aus diesem Grunde nicht auf dem Pulte eines bayerischen Sextaners „eine Heimstätte finden". Aber auch was daraus für unsere Verhältnisse paſst, bietet sehr wenig; die Übungen enthalten teils meistens nur einzelne Formen teils, aber nur in geringerer Zahl, kurze Sätze, die inhaltlich unter sich in keinem Zusammenhang stehen. Ref. glaubt, daſs das Heft vielleicht strebsamen (norddeutschen) Müttern zu empfehlen ist, die mit ihrem Söhnlein Latein mitlernen; bei einiger Gewandtheit können sie sich aber solche „Übungen" selber machen. Das „Werk" ist auch verhältnismäſsig zu teuer.

Tirocinium Caesarianum. 1. Buch von Berthold Otto. Leipzig, Verlag von Th. Scheffer, 1903.

Die Absicht des Verfassers ist, der Schüler soll, ohne sich zu Hause vorzubereiten, den vom Lehrer (der auch die unbekannten Vokabeln angibt) vorübersetzten lateinischen Text des Tirociniums in einer zweiten Stunde „fliefsend" nachübersetzen und zwar soll dies immer bei gröfseren Abschnitten geschehen; dann soll „als Belohnung" der Caesartext folgen, der dann von „normalbefähigten" Schülern fast (!) ohne Stocken richtig übersetzt wird. Die Vorrede für den Lehrer verbreitet sich noch weit über Berechtigung, Nutzen dieser und die Schäden der anderen Methode, letzteres nicht ganz ohne liebenswürdige Seitenhiebe usw., womit wir die Leser nicht behelligen wollen. Es sei nur noch kurz erwähnt, daſs zur Erreichung dieses Zieles das I. Buch in 69 Kapiteln einem Verwässerungsprozeſs unterworfen wird in einer Weise, die sicherlich wenig oder gar keinen Anklang finden wird. Oder wird ein Lehrer — welcher Klasse das Tirocinium dienen soll, ist auch nicht klar ersichtlich, dem Latein nach kann es in unserer 3. Klasse gelesen werden — seinen Schülern eine Lektüre bieten und letztere so etwas genieſsen wollen, wenn es z. B. heifst: „De Orgetorige narrat Caesar. Orgetorix Helvetius erat homo nobilis et dives. Non solum dives, immo di(vi)tissimus; longe ditissimus. Cupiebat rex fieri; regnum obtinere volebat; regni cupidus erat. . . . Scitisne quemadmodum homines coniurationem faciant?" Und so fort mit Grazie!

München. Wismeyer.

Fredericus H. M. Blaydes, Spicilegium tragicum observationes criticas in tragicos poetas Graecos continens. Halis Sax., in orphanotrophei libraria, 1902. 263 S. 8°.

— — Spicilegium Sophocleum commentarium perpetuum in septem Sophoclis fabulas continens. Ebd. 1903. 526 S. 8°.

Das erste Werk, welches wieder eine grofse Menge teils neuer teils früher schon veröffentlichter oder längst von anderen gefundener

Konjekturen bietet, bedarf keiner näheren Besprechung. Nur um zu zeigen, wie neben der Masse haltloser, willkürlicher, unbrauchbarer Vermutungen sich sehr beachtenswerte Emendationen finden, welche von der grofsen Belesenheit, dem Scharfsinn und Sprachgefühl des Verfassers Zeugnis ablegen, will ich auf einige Textänderungen zur Elektra des Sophokles hinweisen. Der Text von 1357 ὦ *φίλταται μὲν χεῖρες, ἥδιστον δ' ἔχων ποδῶν ὑπηρέτημα* hat gewifs vielen Lesern Anstofs erregt; aber man beruhigt sich gewöhnlich bei der alten Rechtfertigung von Wunder: rectissime manus hominis dilectissimi, cum apprehendere soleamus, appellari et posse et solere etc. Diese Rechtfertigung könnte genügen, wenn es nicht weiter hiefse: ὦ . . *ἔχων*, *πῶς* . . *ἕλῃσες*; B. merkt an: Leg. ὦ *φιλτάτας μὲν χεῖρας*. Quam emendationem plane requirit nexus loci. Diese Emendation hat zwar längst Bothe gefunden, wie Wunder sie bekämpft; aber es ist doch ein Verdienst von B. neuerdings auf die Notwendigkeit dieser Textänderung hingewiesen zu haben. Seitdem die „psychologische" Methode der Textkritik erkannt ist, wird man auch die Leichtigkeit der Änderung zugeben und B. beistimmen, wenn er hinzufügt: causa corruptelae obvia est. Dieselbe Methode empfiehlt *κατ' ἐμοὶ τακομένᾳ* 835 für *κατ' ἐμοῦ τακομένας*, aber auch diese Emendation ist längst von Morstadt gefunden. Sehr ansprechend ist *τίς* für *πῶς* 257, wenn auch nicht in gleicher Weise durch den Zusammenhang gefordert. Das gleiche gilt von 815 *ἤδη δεῖ με δουλεύειν πάλιν τοῖς πλεῖστον* (für *ἐν τοῖσιν*) *ἐχθίστοισιν ἀνθρώπων ἐμοί*. Dagegen entspricht dem Sinne ὁ *'πιστατῶν* (*χρόνος*) besser als das von Meineke für *προστατῶν* gesetzte *προσστατῶν*. Im ersten Augenblicke glaubte ich auch, dass mit *ἐν βραχεῖ χαλκῷ φλογιστὸν ψῆγμα* (für *μέγιστον σῶμα* nach 58 *δέμας φλογιστόν* und Äsch. Ag. 449 *ψῆγμα δυσδάκρυτον, ἀντήνορος σποδοῦ γεμίζων λέβητας εὐθέτους*) *δειλαίας σποδοῦ* eine Unebenheit endgültig beseitigt sei; aber Bedenken erweckt der Wegfall des Kontrastes zu *ἐν βραχεῖ χαλκῷ*, wie man solchen elegischen Gegensatz in Eur. Hik. 1130 *σποδοῦ τε πλῆθος ὀλίγον ἀντὶ σωμάτων εὐδοκίμων* hat und auch in der a. St. des Agamemnon zwischen *ἀντήνορος* und *εὐθέτους* finden kann, wenn man *εὔθετος* im Sinne von *εὐβάστακτος* (leicht) auffafst. Grofse Wahrscheinlichkeit beansprucht die Änderung von *Ἄιδης τιν'* ἴμερον in *Ἄιδην τις ἵμερος* 542. Dagegen verrät z. B. *ζῶν τοῖς θανοῦσιν* 1478 (für *ζῶντας θανοῦσιν*) ein starkes Mifsverständnis, das zweimal empfohlene *κοὔ με μή ποθ'* 383 gibt einen unrichtigen Sinn und der Gedanke von dem überlieferten Texte *ἔργον γὰρ ἄν σοι καιρὸν ἐξείργοι λόγος* ist besser als von dem neuen *χρόνος γὰρ ἄν σοι καιρὸν ἐξείργοι λόγων*.

Ganz anderer Art ist, wie schon der Zusatz des Titels sagt, das zweite Werk. B. hat im Jahre 1859 mit den drei Thebanischen Tragödien eine Bearbeitung des Sophokles mit englischen Noten begonnen; die vier übrigen Stücke erschienen in den Jahren 1870—75. Alles was ihm seit dieser Zeit aufstiefs als förderlich für die richtige Auffassung des Textes, hat er sich angemerkt und jetzt in dem stattlichen Bande veröffentlicht. Dieser „fortlaufende Kommentar" besteht meist in Parallelstellen, welche bald den Ausdruck, bald den Gedanken

betreffen. Der Mangel der nötigen Sichtung, welcher an den übrigen Werken von B. zu rügen ist, mufs auch hier beklagt werden. Von unrichtigen Zitaten nicht zu reden, steht z. B. das Scholion, welches zu O. K. 237 gehört, wegen der Anfangsworte *τὸ τῆς Ἀντιγόνης πρόσωπον* unter Antigone. Das Schol. *καὶ ταῦτα δὲ Φερεκράτης παρῴδηκεν* gehört nicht zu El. 68, sondern zu 86. Bei 87 steht: parodia loci Pherecrates teste schol. Zu Ant. 150 wird *ἐκ* einmal als zu *ὑέσθε λησμοσύναν* gehörig (*ἐκλάθεσθε*), dann in der Bedeutung „nach" erklärt. Zu Phil. 3 *πατρὸς τραφεύς* werden auch Stellen wie *φωτὸς ἡπατημένη, ἐκδιδαχθεὶς τῶν καὶ' οἶκον, σᾶς ἀλόχου σφαγεύς, πληγεὶς θυγατρὸς τῆς ἐμῆς, λελουμένος ὠκεανοῖο* zitiert, welche alle nichts mit *τραφεύς*, das eine Abstammung bezeichnet, gemein haben und welche entweder wie *ἀλόχου σφαγεύς* oder *πληγεὶς θυγατρός* auf einem Textfehler beruhen oder anders zu erklären sind (*ἡπατημένη* wie *ἐσφαλμένη, ἐκδιδαχθεὶς* wie *ἐκμαθών, ὠκεανοῖο* partitiv). Zu welchem Zwecke werden zu *ἐπὶ φορβῆς νόστον ἐξελήλυθεν* ebd. 43 Stellen wie *πρὸς ἕξοδον στείχουσα* oder *τήνδ' ἀφορμῆς πεῖραν* oder *ναυστολῶ σέθεν κατὰ ζήτεσιν* angeführt? Mit *θυηλῆς* El. 1423 wird die Stelle des Ag. *ἄτης θύελλαι ζῶσι* zusammengestellt! Wenn zu Phil. 357 *ὀμνύντες* (nach *στρατός*) Hek. 898 *εἰ μὲν ἦν στρατῷ πλοῦς, οὐκ ἂν εἶχον τήνδε σοι δοῦναι χάριν* angeführt wird, so scheint B. *εἶχον* für die dritte Person Plur. gehalten zu haben. Mit dem Gedanken *τὰ δ' ἔργα τοὺς λόγους εὑρίσκεται* ebd. 625 hat der Gedanke verba provisam rem non invita sequentur Hor. A. P. 311 nichts zu tun. Seltener geht B. auf die Erklärung des Gedankens und Zusammenhangs ein. Auch dabei finden sich Mifsverständnisse und schiefe Auffassungen. Z. B. wird zu *μολοῦσα* Ant. 105 zweimal angemerkt: tamquam si *ἡμέρα* praecessisset: in Wirklichkeit bezieht sich *μολοῦσα* zurück auf *ἀκτίς*. Die Erklärung zu *κασίγνητε* ebd. 870 Oedipum intellige, qui ab eadem matre natus est wird durch die folgenden Worte *θανὼν ἔτ' οὖσαν κατίγναρές με* widerlegt. Auch in diesem Buche fühlt sich B. öfters veranlafst eine Textänderung in Vorschlag zu bringen, was ihm nicht verargt werden kann, da Kritik und Exegese vielfach von einander abhängig sind. Wenn er zu *ποντίας* Phil. 269 setzt: Qu. *ποντίου*, so ist ihm begreiflicherweise die Regel unbekannt geblieben, dafs bei Personennamen (*Χρύσης*) die Femininform bevorzugt wird. Vermutungen wie Phil. 830 *ὀμμάτων δ' ἀντέχοις* und 846 *πέμπε φάμαν λόγων* fehlen gegen den methodischen Grundsatz, dafs Konjekturen verwerflich sind, welche die Änderung einer an und für sich unverfänglichen Stelle nach sich ziehen. Durch die zahlreichen Belegstellen wird der Vorschlag zu Ant. 996 *ἀκμῆς ἐπὶ ξυροῦ* (für *ἐπὶ ξυροῦ τύχης*) sehr wahrscheinlich gemacht, wenn auch die Entstehung der Korruptel schwer erklärbar ist. Überhaupt bietet das Buch demjenigen, welcher sich ernstlicher mit den Tragikern befafst, vielfache Belehrung und Anregung, so dafs man die vorher dargelegten Unebenheiten geduldig mit in den Kauf nimmt und dem senex octogenarius gerne nachsieht.

München. Wecklein.

Untersuchungen zur älteren griechischen Prosaliteratur mit Beiträgen von Kurt Emminger, Hans Kullmer, Valentin Schneider, Martin Vogt herausgegeben von Engelbert Drerup. Wilhelm v. Christ zum 70. Geburtstage dargebracht. Leipzig, Teubner, 1902. (Separatabdruck des 2. Heftes vom 27. Supplementbande der Jahrbb. für klass. Philologie S. 217—802.) 20 M.

In einer Einleitungsepistel, die Drerup als Begründer „der jüngsten Philologenschule an der Münchener Universität" an Geheimrat v. Christ richtet, skizziert der Herausgeber in Kürze den Inhalt des mächtigen Sammelbandes und schliefst: „Bei der Schwierigkeit des Gegenstandes, der .... den Meister verlangt, habe ich nicht umhin gekonnt .... vielfach korrigierend und mitarbeitend einzugreifen." Drerup, dessen früheren kleineren philologischen Arbeiten über Demosthenes u. dgl. die Kritik volle Anerkennung zuteil werden liefs, hat sich hier zweifellos ein zu hohes Ziel gesteckt, wenn er den Theodoros von Byzanz gewissermafsen neu entdecken, die Grundzüge des Wesens des prosaischen Rhythmus klarstellen, den Triumph seiner Methode zeigen will. Es war vorauszusehen, dafs hiebei Drerup von seiten kühler Kritik einen Dämpfer erfahren werde, zumal die tatsächlichen wissenschaftlichen Ergebnisse der an übermäfsiger Bescheidenheit nicht krankenden Redeweise des Meisters wenig entsprechen.

Mit staunenswerter Schnelligkeit besorgte das Richteramt E. Schwartz (Philolog. Wochenschrift 1903 Nr. 4 und 5), der diese Untersuchungen mit ätzender Schärfe zerfaserte und in eingehendster Weise ihre Mängel und Gebrechen beleuchtete. F. B[lafs] weist ebenfalls mit guten Gründen (Literar. Centralblatt 1904 S. 270 f.) die Theodoroshypothese zurück.

Es ist bedauerlich, dafs die Schüler mit ihrem „Meister" leiden müssen. Denn es ist nicht zu übersehen, dafs ihre Arbeiten sämtlich mit grofsem Fleifs und entsprechender Literaturkenntnis angefertigt sind. Dafs die Themen zum grofsen Teil für wissenschaftliche Anfänger viel zu hoch gegriffen sind, das zu beurteilen wäre Sache Drerups gewesen, auf den auch die teilweisen Mifserfolge zurückfallen. — So führt Val. Schneider mit sicherem Urteil den Nachweis, dafs die Rede *κατ' Ἀνδοκίδου ἀσεβείας* das Werk eines Zeitgenossen des Lysias ist, nicht aber für einen der Ankläger des Andokides geschrieben wurde. Hiebei hätte er sich beruhigen können; aber nach dem Programm sollte die Rede dem Theodoros von Byzanz zugeschrieben werden. Auch Kurt Emminger zeigt in seiner sehr sorgfältigen Untersuchung, dafs die Demonicea nach formalen und inhaltlichen Indizien kein Werk des Isokrates sein kann; sowie er aber Drerups These, die Rede sei von Theodoros von Byzanz verfafst, zu verteidigen beginnt, wird er unsicher und verfällt in Sophistereien.

Der zweite Teil: Zu den Geschichtschreibern wird wiederum von Drerup mit einer Skizze über die historische Kunst der Griechen

(Abdruck aus der Zeitschrift für alte Geschichte 1900 S. 51 ff.) eingeleitet.

Hans Kullmer versucht eine Neukonstruktion der Schriften des Hellanikos und dabei dessen Wesen und Charakter, soweit es die spärlichen Reste gestatten, fest zu umschreiben. Auch diese Studie zeugt von anerkennenswertem Eifer und zäher Ausdauer, die gerade bei solch undankbaren Aufgaben erforderlich ist. Bei den mangelhaften Überresten wird jede Neukonstruktion der Urschrift problematisch bleiben und nur in ganz vereinzelten Fällen zwingend beweisen. Für eine Erstlingsarbeit ist das Thema sicherlich viel zu schwierig. Gerade hier hätte der Herausgeber seine „mitarbeitende und nachkorrigierende" Hand öfters betätigen sollen; dann hätte er den scharfen Angriff auf einen so verdienten Gelehrten wie E. Schwartz (S. 603[2]) und andere allzu apodiktische Urteile gestrichen oder gemildert; dann wären auch manche der vielen Verstöfse, die E. Schwartz in seiner Rezension hervorhebt, vermieden worden, ebenso beispielshalber folgende: S. 513[4] schreibt Kullmer: „Sizilien hat doch niemals Italien geheifsen". Kullmer weifs nicht, dafs bei alten Geschichtschreibern (wie Philistos) Unteritalien häufig Sizilien genannt wird; vgl. Meineke zu Steph. Byz. unter *Σινόεσσα*, und Bernhardy zum schol. Dionysii Per. 998; ferner schol. Theocr. 4, 32; 5, 126 u. ö., Suidas unter *Φιλοξένου* (*διέτριβεν ἐν Τάραντι τῆς Σικελίας*). Eine ebenso kühne, weil unbewiesene Behauptung ist (S. 648), dafs der Name des zitierten Autors bei Stephanos von Byzanz stets vor dem seinem Werke entnommenen Exzerpte steht; siehe dagegen e. g. u. *Ζέλεια· ,οἱ δὲ Ζέλαιαν ἔναιον'. Ὅμηρος;* u. *Μεδυλλία· ... Ἀλβανῶν κτίσιν, Ῥωμαίων ἀποικία· Διονύσιος γ' Ῥωμαικῆς ἀρχαιολογίας;* ferner u. *Τάφραι, Τεγέα, Ἄλυκος* u. a. — Noch schlimmer ist, wenn Kullmer manche Zitate anscheinend aus seinen Vorlagen unbesehen herübernimmt; so zitiert er (S. 639) Konstantinos Porphyrogennetos nach Meursius (1617!!), auf der nächsten Seite nach der Bonnerausgabe; eigentümlich berührt es, wenn Stephanos nach Sturz und Müller zitiert wird, nachdem die Ausgabe Meinekes einstweilen die textkritisch mafsgebende ist; so kommt es, dafs K. Konjekturen vorschlägt, die schon Meineke erledigt (S. 597[4]), manche Textänderungen Sturz zuschreibt, die anderen gebühren (S. 664, 678 u. a.). Auffällt auch die falsche Schreibung von Meinecke, Geffken, Athenäos, Kymae u. a.

Auch das Mart. Vogt vorbehaltene Thema ist für eine Erstlingsarbeit zu schwierig. Man kann es dem Verf. schliefslich nicht so sehr verübeln, wenn er dem spröden Stoff nur magere Resultate entringt. Zum mindesten aber hätte eine vollständige Sammlung der Fragmente griechischer Lokalhistoriker gegeben werden müssen; Vogt und Drerup, der gerade bei dieser Arbeit seine Mitarbeiterschaft hervorhebt, lassen aber manche Lücke offen; so vermifst man Athenodoros, Aphrodisios sowie Euphemios (*περὶ τῆς πατρίδος*) u. a.

Eine besondere Würdigung hätte Alexander Polyhistor verdient, auf den die Hauptmasse der uns erhaltenen lokalgeschichtlichen

Fragmente zurückgeht und der natürlich seine Quellen für seine Zwecke überarbeitete. Es ist uns überhaupt bei den spärlichen und durch zweite und dritte Hand überlieferten Überresten kaum möglich, auch nur einigermafsen eine mehr als allgemeine Charakterisierung der meisten Lokalhistoriker zu geben. Vogt identifiziert fast durchgehends Tradition und Urquelle; so lesen wir e. g. (S. 706): „Charakteristischerweise beziehen sich die uns bekannten Fragmente (sc. des Deiochos), die mit einer Ausnahme .... in den Scholien zu Apollonios Rhod. überliefert sind, auf die Argonautensage." Selbstverständlich; der Scholiast wählte eben nur die zur Kommentierung des Argonautenzugs bezüglichen Stellen aus!

Wenn wir auch nicht in die schroffe Klage Schwartz's einstimmen, „dafs ein solches Elaborat einem siebenzigjährigen angesehenen und verdienten Gelehrten auf den Geburtstagstisch gelegt worden ist" — wissen wir ja doch, mit welch freundlicher Nachsicht v. Christ namentlich Erstlingsarbeiten beurteilt —, so müssen wir doch zugeben, dafs diese „Untersuchungen" nicht geeignet sind, den Ruhm „der jüngsten Philologenschule an der Münchener Universität" zu begründen.

München. E. Stemplinger.

Dr. P. Wesener, Griechisches Elementarbuch zunächst nach den Grammatiken von Curtius-Hartel, Kägi, Koch und Franke-Bamberg bearbeitet. Neue Ausgabe nach den Bestimmungen der preufsischen Lehrpläne vom Jahre 1901. Dritter Teil: Syntax. Leipzig und Berlin, B. G. Teubner. 1903. IV u. 130 S. Preis M. 1.60 geb.

Veranlafst durch die neuesten preufsischen Lehrpläne hat der Verfasser den zwei für die Einübung der Formenlehre in Unter- und Obertertia (4. u. 5. Klasse) bestimmten und bereits in 8. bzw. 5. Auflage vorliegenden Teilen seines griechischen Elementarbuches nun noch einen dritten, die Syntax behandelnden, für Untersekunda (6. Klasse) hinzugefügt. Das Buch enthält, dem Lehrgange der gebräuchlichen Grammatiken folgend, doch ohne Verweisungen darauf, so dafs es neben jeder Grammatik gebraucht werden kann, Übungsmaterial zur Einübung der Regeln der Syntax in der Weise, dafs in den verschiedenen Abschnitten an Einzelsätze meist — nicht bei der Kongruenz, beim Artikel, bei den Genera verbi, Modi in Hauptsätzen und Negationen — zusammenhängende Stücke angereiht sind, die sich „gröfstenteils an die Lektüre der Sekunda anschliefsen und besonders den Vokabelschatz der Anabasis zur Anwendung bringen". Den Schlufs bilden S. 69—79 Metaphrasen aus dem vierten Buche der Anabasis. Das am Ende stehende, 51 Seiten füllende deutsch-griechische Wörterverzeichnis ist sehr sorgfältig gefertigt; trotz zahlreicher Stichproben habe ich nur vermifst: auffangen zu S. 17, ans Werk gehen zu S. 22 und Lakonier zu S. 70. — Das Übungsmaterial, Einzelsätze sowohl wie zusammenhängende Stücke, ist durchweg instruktiv und so zusammengestellt, dafs bei den einzelnen Abschnitten alle wichtigen Regeln zur Anwendung

kommen, dabei dem Umfang nach so bemessen, dafs es für solche Anstalten, die die Syntax in einem Jahre einzuüben haben, vollkommen ausreicht. — Das Deutsch des Buches entspricht den in dieser Beziehung an ein derartiges Lehrmittel zu stellenden Anforderungen; für eine Neuauflage dürften sich aber doch da und dort Verbesserungen empfehlen. S. 12 Beisp. 21 z. B. wird für mitgibt zu schreiben sein mitteilt, S. 15 Z. 7 v. o. nämlich für denn; auch das mehrmals gebrauchte Wort versklaven möchte ich beseitigt wissen. S. 27 heifst es im 13. Beisp. „Schon vielen . . . wurden . . . Nachstellungen bereitet und das Leben genommen" und S. 78 Z. 13 f. v. u. „Aristonymus und Eurylochus, die mit einander . . . wetteiferten und es einer dem andern zuvortun wollten". S. 25 Z. 16 f. v. u. endlich steht „Und obwohl sie sich viele Feinde gemacht hatten, aber das Recht auf ihrer Seite hatten, siegten sie". Bemerkt sei auch noch, dafs sich nicht selten konjunktivische Imperfekta finden (bliebe, ginge, geriete, entstände, käme, gäbe u. a.), wo die entsprechenden Präsensformen stehen sollten. — Druckfehler und sonstige Versehen habe ich mir bei der Durchsicht folgende notiert: panathenaisch S. 6, Xeonphon S. 47, das für dafs S. 37 Z. 14 v. u., sammt S. 52, *προσεῖμαι* S. 86, *ἀφθυμία* s. v. Leichtsinn, *Νικοκλῆς, ἰους* S. 109, *Ποτειδειᾶται* S. 111, *ἐπεικής* s. v. schicklich, *ἐμπίμπλημι* s. v. anfüllen neben *ἐμπίπλημι* s. v. sättigen, endlich vor denn bald Komma bald Semikolon. — Für die bayerischen Gymnasien ist das in seiner Art treffliche Buch nicht geeignet, da es nur für Untersekunda (6. Klasse) berechnet ist, während unsere Schulordnung die Einübung der Syntax der 6. und 7. Klasse zuweist; dem Lehrer kann es aber gute Dienste tun.

Regensburg. Friedr. Zorn.

Dr. David Asher, Die Fehler der Deutschen beim mündlichen Gebrauch der Englischen Sprache. Übungsbuch für höhere Lehranstalten und zum Selbstunterricht. 8. Aufl. Herausgeg. von Dr. Ph. Hangen. Dresden, L. Ehlermann, 1902. VIII u. 75 S. Geb. 1 M.

Dieses seit dem Jahre 1863 in der Praxis bewährte Büchlein soll zur Wiederholung der Grammatik dienen und dem Schüler eine Selbstkontrolle sein, mit der er nicht nur Verstöfse gegen die Syntax, sondern auch gegen die Synonymik und den Sprachgebrauch korrigieren kann. Diese Punkte, in übersichtlicher Ordnung zusammengestellt, werden darin geübt, mehr in der idiomatischen Umgangssprache der Gebildeten als in der Büchersprache; wie anregend sie sind, beweisen vorzüglich die Sätze über Synonymik, wie pain-pains, nearest-next, wanted-wanting usw. Da die Sätze hier nur deutsch gegeben sind, sind zum Selbststudium die dazu gehörigen "Exercises" und "Key" (beide zu dem gleichen Preise) notwendig.

Prof. Bauer, Prof. Dr. Link u. Rektor Dr. Ullrich, Materialien zum Übersetzen aus dem Deutschen ins Französ-

sische. Mit einem Anhange, enthaltend Repetitionsstoff aus den Absolutorialaufgaben. 2. Auflage. München, J. Lindauer, 1902. XII u. 273 S. Brosch. 1.80 M., kart. 2 M., Leinenbd. 2.15 M.

Als Referent die erste Auflage dieses Buches für „Körting u. Koschwitzs Zeitschr. f. franz. Sprache und Literatur" vor wohl mehr als neun Jahren besprach und warm empfehlen konnte, verteidigte er mitten in der Blüte der Reform das „Hinüberübersetzen" als notwendiges Requisit und sichersten Gradmesser für die Kenntnisse der Sprach-erlernung. Bekanntlich hat diese Ansicht im Wandel der Meinungen wieder mehr Boden und Anhänger gefunden, und spricht für die Berechtigung dieses Buches, dessen Erfolg übrigens am besten die neue Auflage dokumentiert. Gegenüber der ersten sind 12 Stücke weggelassen worden, wogegen ein „Anhang" aufgenommen wurde: „Repetitionsstoff. Aus den Absolutorialaufgaben zusammengestellt". Indem nämlich sämtliche XIII Stücke dieser Einzelsätze aus den bayerischen Absolutorialarbeiten systematisch zusammengestellt sind, hat der Verfasser (Link) für das ganze Gebiet der Syntax eine praktische Generalrepetition vor der Prüfung geliefert, die aus der Praxis im Gymnasium hervorgegangen, auch vom Referenten auf ihre Brauchbarkeit geprüft und für nützlich befunden wurde. Es ist demnach dieser reichhaltigen Sammlung auch fernerhin zum Nutzen und zur Vertiefung des Unterrichts guter Erfolg zu wünschen.

Dr. Gustav Klausing, Die Schicksale der lateinischen Proparoxytona im Französischen. Eine sprachgeschichtliche Untersuchung. Kiel, Kommissionsverlag von R. Cordes, 1900. 90 S. 8°.

Die vorliegende Abhandlung, offenbar eine Kieler Dissertationsarbeit, nennt sich bescheiden nur eine systematisch geordnete und unter Lautregeln gruppierte Materialsammlung, die als Grundlage für spätere Arbeiten dienen soll. Und nach dieser Seite gewährt sie dem Latinisten und Romanisten in der Tat praktische Zusammenstellungen, nach Lautgruppen geordnet, die das bei andern Gefundene und schon Bekannte übersichtlich bringen und auch Neues hypothetisch aufstellen. Verfasser hebt hervor, dafs er zur Sicherung seiner Ergebnisse nur durchaus untrügliche Beispiele verwertet habe, ein Prinzip, das auf diesem so schwierigen Gebiete nur anzuerkennen ist. Inwieweit die Arbeit auch der Wissenschaft neue Beiträge geboten hat, wagt Referent bei diesem ihm ferner liegenden Gebiete der romanischen Lautgeschichte nicht anzuschneiden.

Dr. A. Schenk, Lecteur à l'Université de Kiel, Études sur la Rime dans „Cyrano de Bergerac" de M. Rostand. Kiel, Kommissionsverlag von R. Cordes, 1900. 101 S. 8°.

Von dem Verlangen ausgehend, das Lubarsch seinerzeit ge-

stellt hat, „die Aufstellung einer Statistik des Reimes nach den besten Dichtern", hat Schenk als erstes Objekt seiner Untersuchungen über diese Frage das berühmte Meisterdrama gewählt, das, im Dezember 1897 zum erstenmal aufgeführt, 1899 in Paris allein die 400. Aufführung erlebte. Im Gegensatz zu früheren Theoretikern unterscheidet der Verfasser den Reim als Klang (son), also phonetisch, und dann in bezug auf den Sinn (sémantique), und demgemäfs entstehen die beiden Hauptteile der Untersuchung, die nach moderner Methode, auch mit gravischen Darstellungen, erschöpfend geführt wird. Ein näheres Eingehen darauf dürfte für die Leser dieser Blätter zu weit führen.

Gustav Schmidt, Manuel de Conversation scolaire Recueil de Termes techniques pour l'enseignement du français. Berlin R. Gaertner, 1901. VI u. 67 S. 8°.

Aus einer Programmarbeit der Heidelberger Oberrealschule hervorgegangen bietet das Bändchen eine beschränkte, aber genügende Auswahl von Ausdrücken, bei deren Kontrolle in bezug auf die deutschen und französischen Entsprechungen er sich der Beihilfe eines Nanziger Gymnasialprofessors erfreut hat. In seinen drei Teilen, den a) Locutions scolaires du maître, b) Locutions scolaires de l'élève und c) Grammaire, scheint der Inhalt entsprechend und, nach Stichproben, richtig. Ob das Gegebene alles nötig, und dafs die Forderung den Unterricht in der Fremdsprache zu geben, allgemein anerkannt ist, wie der „Avantpropos" behauptet, darüber läfst sich streiten. Nach dem preufsischen Lehrplan von 1895 wird dies allerdings möglichst eingeschärft.

Heinrich Grein, Amis und Amiles. Ein altfranzösisches Heldengedicht. In deutsche Verse übertragen. Mit einem Vorwort von Prof. Dr. Gustav Körting. Kiel, R. Cordes, 1902. IV u. 92 S. 8°.

Da die Übersetzung des hochberühmten und im Mittelalter bei allen Völkern des westlichen Europas gesungenen hohen Liedes der Freundestreue, das bekanntlich im altfranz. Text unser unvergefslicher Meister Konrad Hofmann zum erstenmal herausgab, dem bekannten Romanisten Körting in Kiel zur Prüfung vorgelegen hat und von ihm mit einem empfehlenden Vorwort versehen worden ist, können wir uns füglich einer Kritik der Übertragung enthalten, die sich glatt und angenehm liest. Die Einleitung beschäftigt sich mit der Sage und ihren Bearbeitungen; betreffs der Übersetzung ist zu erwähnen, dafs die Assonanz der Tiraden (laisses), in die die Zehnsilber zusammengefafst sind, für das Deutsche naturgemäfs aufgegeben und der Blankvers gewählt werden mufste. Zum Verständnis des Gedichtes von 3504 Versen wurde eine Reihe erläuternder Anmerkungen beigefügt.

Prof. Dr. Heinrich Saure, Le théâtre français classique. Das klassische Drama der Franzosen. Für Schulen bearbeitet und mit Anmerkungen versehen. I. Teil. 2. verbesserte Aufl. Berlin, F. A. Herbig, 1902. VIII u. 185 S. 1.50 M., in Kaliko geb. 1.90 M.

Der Gedanke, der den Verfasser dieses Buch zusammenstellen liefs, scheint anerkennenswert und praktisch; davon ausgehend, dafs bei der geringen Stundenzahl des Französischen an Gymnasien — in Bayern steht eine so dringend nötige dritte Stunde für VIII und IX noch in weiter Ferne — von ganzen Dramen kaum eine Tragödie und eine Komödie gelesen werden können, bringt er in zwei Bändchen die in Frankreich als die besten anerkannten klassischen Dramen (17 an der Zahl) in gekürzter Form, natürlich mit kurzer Inhaltsangabe der ausgelassenen Szenen, und Analysen der einzelnen Stücke. So könnte man in einem Semester statt eines Dramas deren vier durchnehmen. Der vorliegende Teil enthält von Corneille: Le Cid und Horace; von Racine: Britannicus, Phèdre, Athalie; von Molière: Le Misanthrope, Les Femmes savantes; von Voltaire: Zaïre. Für die Prosodie wohl zu benützen ist auch der einleitende „Tableau explicatif des syllabes douteuses", der angibt, in welchen Wörtern zwei aufeinanderfolgende Vokale als eine oder zwei Silben zu lesen sind.

Nürnberg. Ackermann.

Königsberger L., Hermann von Helmholtz. Erster Band. Mit drei Bildnissen. 375 Seiten. Preis 8 Mk. Zweiter Band. Mit zwei Bildnissen. 383 Seiten. Preis 8 Mk. Dritter Band. Mit vier Bildnissen und einem Brieffaksimile. 142 Seiten. Preis 4 Mk. Braunschweig, Vieweg, 1902 und 03.

In dieser breitangelegten Biographie entrollt der Verfasser, gestützt auf die umfangreiche Korrespondenz Helmholtzens, auf vielfache Mitteilungen von Angehörigen seiner Familie, zu der Königsberger selbst in befreundeten Beziehungen stand, und endlich auf Forschungen in staatlichen Archiven, ein eingehendes Lebensbild des grofsen Gelehrten von der Wiege bis zum Grabe; Königsberger legt die Umstände dar, welche die Berufung des jungen, strebsamen Militärarztes Helmholtz zum Professor der Physiologie nach Königsberg veranlafsten, die Verhältnisse, welche diesen zur Übersiedelung nach Heidelberg und später nach Bonn bewogen und die Gründe, die Helmholtzens Übergang zur Physik zunächst als Universitätsprofessor, später als Präsident der physikalisch-technischen Reichsanstalt in Berlin nach sich zogen. Der Verfasser erzählt auch von den Eindrücken, welche Helmholtz auf seinen Reisen nach Frankreich, Italien, Spanien, England und Amerika gewann, berichtet von den ungewöhnlichen Ehrungen, welche diesem in seinem Leben von seiten des Staates sowie von gelehrten Gesellschaften zuteil wurden, läfst aber auch die zahlreichen, schweren Schicksalsschläge nicht unerwähnt, welche der grofse Gelehrte namentlich durch Krankheits- und Todesfälle in seiner Familie

erleben mufste. Auch von seinen geistig hochstehenden Eltern, von seiner ersten und seiner zweiten Gemahlin und von seinen Kindern wird alles erwähnt, was auf Helmholtzens eigenes Dasein von Einflufs war. Aus jeder Zeile des Buches leuchtet die liebevolle Verehrung und die hohe Begeisterung hervor, welche der Verfasser für Helmholtz hegt; sie mögen es auch entschuldigen, wenn Königsberger zuweilen sich in etwas überschwenglichen Ausdrücken ergeht.

Aber nicht blofs um eine Darstellung des äufseren Lebensganges Helmholtzens war es dem Verfasser zu tun, sondern er berichtet auch in gleich eingehender Weise über die geistige Entwicklung und über das ungemein fruchtbare und bekanntlich nach mehr als einer Richtung hin bahnbrechende Schaffen des bedeutenden Mannes. Königsberger legt nämlich die Grundgedanken aller Forschungen Helmholtzens dar, die dieser sei es bei Reden in gelehrten Gesellschaften, sei es in seiner Korrespondenz niederlegte, in Zeitschriften oder in Buchform veröffentlichte oder die sich in seinem Nachlasse vorfanden, würdigt ihre Bedeutung für die Entwicklung der Wissenschaft, bespricht aber auch die Einwände, welche gegen dieselben bis zum heutigen Tage erhoben wurden; und das ist es, was das Buch auf ein weit höheres Niveau als das einer blofsen Biographie erhebt. Da sich ferner der Verfasser nicht nur darauf beschränkt, die Ideen Helmholtzens selbst mitzuteilen, sondern auch eingehender über seinen Gedankenaustausch mit anderen bedeutenden Männern berichtet, in erster Linie mit seinem eigenen Vater, ferner mit Clausius, Thomson, Beltrami, du Bois-Reymond, Kirchhoff, Bunsen, Hertz, Zeller und anderen, so hat er in diesem Werke auch ein Stück Geschichte und zwar nicht blofs der Physiologie und der Physik, sondern auch der Philosophie niedergelegt; Helmholtz hat ja bekanntlich auch in erkenntnistheoretischen Fragen ganz Bedeutendes geleistet und liebte es in den Naturforscherversammlungen über allgemeinere, naturphilosophische Probleme zu sprechen.

Der Verfasser hat mit Recht die Darlegung der wissenschaftlichen Arbeiten Helmholtzens in der Reihenfolge, wie sie entstanden, in das Lebensbild eingeflochten; nun ist es aber wiederholt der Fall, dafs dieser auf die nämlichen Ideen oft erst in späteren Jahren zurückkommt; da leisten nun die eingehenden Inhaltsübersichten, welche jedem Bande beigegeben sind, dem Leser treffliche Dienste, wenn er Zusammengehöriges in einem Zuge verfolgen will.

Die sprachliche Darstellung ist vielleicht etwas zu breit, aber jedenfalls klar, formgewandt und anregend. Die Verlagshandlung hat dem Werke eine durchaus vornehme Ausstattung zuteil werden lassen; der Druck ist grofs und deutlich auf schönem Papiere, acht Bildnisse, darunter sechs nach Portraits von Lenbach, schmücken das Buch, welches ein in jeder Beziehung des grofsen Mannes würdiges, literarisches Denkmal bildet.

Portig G., Das Weltgesetz des kleinsten Kraftaufwandes in den Reichen der Natur. Erster Band: In der Mathematik, Physik und Chemie. Stuttgart, Kielmann, 1903. 332 S. Preis 8 Mk.

Der Titel des Buches läfst zunächst vermuten, dafs der Verfasser die Gültigkeit des Gesetzes vom kleinsten Kraftaufwande in den Reichen der Natur nachweisen will; und in der Tat bringt er für dasselbe eine erstaunliche Fülle von Belegen bei. Schon Aristoteles habe sich von dem Gedanken leiten lassen, dafs sich die Natur überall der einfachsten Mittel zu ihren Zwecken bediene und seit Kopernikus und Galilei hätten eine ganze Reihe der hervorragendsten Geister wie Euler, Lagrange, Jakobi, Helmholtz den Gedanken von der Bedeutung dieses Gesetzes ausgebildet. Welch ungeheuere Kraftersparnis ergebe sich daraus, dafs die Energie aus eigenem Antriebe von einem Körper höheren auf einen solchen von niedrigerem Stärkegrade übergehe oder wenn sie sich aus einer Art in eine andere verwandle; Kraftersparnis sei es auch, wenn zahllose Wellen von verschiedenster Länge und Dauer gleichzeitig den Raum durcheilen oder wenn Absorption und Emission in einem ganz bestimmten Verhältnisse stünden; einen weiteren Beweis für dasselbe sieht Portig darin, dafs die Atomwärme mit zunehmender Zahl der Atome abnehme; und bei chemischen Vorgängen finde immer der gröfstmögliche Umsatz unter Aufwand möglichst weniger Mittel statt.

Allein dieser Nachweis von der Gültigkeit des Gesetzes ist dem Verfasser nicht Selbstzweck, sondern Mittel zu demselben: er will beweisen, dafs die richtige Weltanschauung nicht die monistische, sondern die dualistische sei und den Beweis hiefür sieht er gerade darin, dafs das Gesetz vom kleinsten Kraftaufwande gelte, mit welchem das die gesamte unorganische Natur beherrschende Individualitätenprinzip in innerem Zusammenhange stehen müsse. Zwei und drei seien die beiden Urzahlen; die Zahl eins sei aus zwei nur durch Abstraktion abgeleitet; zwei völlig gleiche Einsen wären nur die Verdopplung von eins, aber kein zwei. Alle anderen möglichen Zahlen liefsen sich aus zwei und drei ableiten und das Gesetz der zwei und drei liege dem Entwicklungsgange des ganzen Universums zugrunde, wobei zwei den niedrigeren, drei aber den höheren Entwicklungstufen entspreche. Dieses Gesetz sucht nun der Verfasser in allen Gebieten der Natur nachzuweisen, beispielsweise an den sogenannten umkehrbaren Kreisprozessen. Ihm besteht die Molekel vor dem Atome, die Zelle als Ganzes vor ihren Bestandteilen; die ganze unendliche Bewegungsfreiheit der Materie ist für ihn nur dann möglich, wenn die Dreiheit Stoff, Äther und Energie zu einander in Wechselwirkung treten. Dem Monismus sei jede zweite Substanz nur das Gegenstück zur ersten, während es im Dualismus ihr Gegensatz ist. Dabei sei innerhalb eines solchen Gegensatzes immer das kleinere Teilchen das qualitativ höhere; darin aber sieht der Verfasser gerade den Fortschritt der dualistischen Weltanschauung gegenüber der monistischen,

dafs sie sowohl in der Welt des Geistes als in der der Materie die Qualität gegenüber der Quantität vorherrschen lasse; die wahre Metaphysik der Materie sei nur auf dem Boden des Dualismus möglich. Das in grofsen Zügen der Inhalt des augenscheinlich mit grofser Begeisterung für die Sache geschriebenen Werkes; nur fürchten wir, dafs sich im metaphysischen Denken Portigs „der heldenhaft kühn sich vorbewegende Flug nicht immer mit der tiefgründenden Kraft der Vernunft" verbunden, sondern diese zuweilen gewaltig überflügelt hat; man beachte nur den Grundgedanken des obenerwähnten Gesetzes der zwei und drei. Aber trotzdem ist das Werk hochinteressant; es ist auch eine erfreuliche Erscheinung der modernen Literatur, weil es beweist, dafs in unserer Zeit Philosophie und Naturwissenschaft nicht mehr nebeneinander, sondern miteinander gehen wollen und können. Portigs ganzes System baut sich ja auf den Errungenschaften der modernen Mathematik, Physik und Chemie auf und betrachtet andrerseits ihre Lehren vom Standpunkte der Philosophie aus. Was er in den Abschnitten über metaphysische Urelemente und Ziele der Mathematik, über die philosophische Bedeutung der Energie und über die philosophische Tragweite der Atomenlehre und der von den chemischen Verbindungen sagt, ist auch für solche, welche mit der Tendenz des Buches nicht einverstanden sein können, vom höchsten Interesse.

Würzburg. Dr. Zwerger.

Himmel und Erde, ihre ewigen Gesetze und ihre wahrnehmbaren Erscheinungen, leichtfafslich dargestellt von L. Thies. Mit 72 Textabbildungen. Leipzig, Otto Spamer, 1904. 178 S.

Die Vorrede bemerkt, „dafs das Buch aus populären astronomischen Vorträgen, die von dem Verfasser einige Jahre hindurch vor verschiedenartigen Versammlungen gehalten wurden, hervorgegangen ist, und dafs diese Form der Abfassung in den meisten Teilen des Buches beibehalten wurde, weil sie dem Zwecke desselben dienen könne, astronomische Wissenschaft möglichst ohne die häufige Strenge ihrer Form dem Lehrer darzureichen". In acht Abschnitten (Gröfse der Schöpfung, Mond, Sonne, Erde, Planeten, Fixsterne, Sternwarte, Zeitrechnung) werden die hauptsächlichsten Ergebnisse der Astronomie, welche die Konstitution und die Bewegungsgesetze unseres Sonnensystems betreffen, behandelt. In bezug auf Stoffanordnung und sprachliche Darstellungsform sowie hinsichtlich der Korrektheit des Inhaltes wird das in der Vorrede angekündigte Prinzip „möglichst ohne die häufige Strenge" astronomischer Wissenschaft auszukommen wohl in allzu umfassender Weise betätigt. Es sollen hier nur einzelne Stellen angeführt werden, welche die unpräzise Darstellung erkennen lassen. „Eine totale Sonnenfinsternis findet nur etwa alle 200 Jahre statt" (S. 22). „Die Mondbahn ist bei stillstehender Erde ein Kreis" (S. 33). „Osten ist, wo im Sommer die Sonne um 6 Uhr des Morgens steht" (S. 57). „Ein senkrecht auf die Horizontfläche um 12 Uhr mittags gestellter Stab zeigt nach seiner Schattenseite hin den Nordpunkt des

Horizontes" (S. 56). „Der Himmelsäquator steht senkrecht über dem Erdäquator" (S. 58). Umdrehungsgeschwindigkeiten sind auf S. 65 in Fufsen angegeben, wobei nicht einmal ersichtlich ist, was für Fufse das sind. Auf S. 67 wird die Bewegungsrichtung der Sonne in der Ekliptik rückläufig genannt. Auf S. 73 ist die Schiefe der Ekliptik mit der Präzession in unverständlichen Zusammenhang gebracht. Auf S. 74 ist die Präzession ein Vorrücken der Nachtgleichen genannt. „Geometrische Progression ist eine Zahlenreihe, die in der Weise sich vergröfsend fortschreitet, dafs stets mit derselben Zahl multipliziert wird" (S. 98). Bei Besprechung des Planeten Mars (S. 96) sind die Einwände, welche J. E. Evans und E. Walter Maunder in Greenwich gegen die Marskanäle gemacht haben, mit keinem Worte erwähnt. Das Kapitel „Zeitrechnung" läfst darüber völlig im unklaren, wie die Länge eines Sonnentages bestimmt werden kann.

Die Beispiele zeigen wohl genügsam, dafs das genannte Buch das Niveau oberflächlicher Unterhaltungslektüre nicht übersteigt. Zur Anschaffung für unsere Schülerlesebibliotheken möchte ich dasselbe nicht empfehlen.

München. Ducrue.

Olympia, Wandtafel, gez. von Architekt R. Restle, mit Textheft von Prof. Dr. H. Luckenbach. 6 M.

Delphi, Wandtafel, gez. von Architekt und Maler C. Schuster, mit Textheft von Prof. Dr. H. Luckenbach. 6 M.

Olympia und Delphi. Von Prof. Dr. H. Luckenbach. 64 S. 4°, 79 Abb. Brosch. 2.50 M. Alles im Verlag von R. Oldenbourg, München-Berlin.

Prof. Luckenbach, der rühmlich bekannte Herausgeber verschiedener, hauptsächlich für die Schule bestimmter kunst- und kulturgeschichtlicher Bilderwerke, hat seinen schon früher erschienenen Wandtafeln des Forum Romanum und der Akropolis nunmehr die Darstellung der bedeutendsten Kultstätten der hellenischen Welt, Olympias und Delphis, folgen lassen. Die beiden Tafeln (Format 62 × 73) geben in schwarzer Umrifszeichnung die schräg von oben gesehenen Ansichten der nach den neuesten Forschungen restaurierten Anlagen der heiligen Orte; der auch in der Terrainzeichnung besonders gelungenen Tafel „Delphi" ist aufserdem noch ein Grundrifsplan beigefügt. Während bei Delphi nur der heilige Bezirk berücksichtigt und in ihm alles Bemerkenswertere ohne Unterschied der Zeitepoche angegeben wurde, greift die Darstellung der Tafel „Olympia" über die Altis hinaus, gibt aber den einfacheren Zustand der hellenistischen Zeit wieder. Doch sind die römischen Altismauern mit dem Triumphbogen und die Exedra des Herodes Attikus eingezeichnet. Im Textheft p. 5 verteidigt L. selbst diese Kombination, die ebenso wie die Weglassung aller unwesentlichen und zweifelhaften Reste auf beiden Tafeln nur zu billigen ist, da sie die Übersichtlichkeit des Ganzen befördert. In der

Tafel „Olympia“ wirken die breiten Dachansichten künstlerisch nicht gut — ohnehin sind die fraglichen Teile nicht immer sicher zu restaurieren! —; doch war dieser Fehler bei dem weiten flachen Terrain des heiligen Bezirkes schwer zu vermeiden. Das Heraion scheint gegenüber dem Zeustempel etwas zu grofs geraten zu sein; der Kronoshügel, dessen schöner Laubwald jeden Deutschen so heimatlich anmutet, sieht allzu kahl und felsig aus.

Die Texthefte — beide zusammen in einen Band gebunden sind apart käuflich — scheinen in erster Linie für die Hand des Lehrers bestimmt zu sein. Hübsch illustriert geben sie aufser allgemeinen Bemerkungen über Lage und Geschichte der Kultstätten eine Beschreibung der bedeutenderen Denkmäler nebst Angabe der historischen Notizen. Vielfach werden Streitfragen kurz gestreift und die Leser in den Noten auf die einschlägige Literatur verwiesen; der Verfasser wahrt überall ein selbständiges Urteil. Gelegentlich sind allgemeine kunstgeschichtliche Fragen geschickt eingeflochten; besonders instruktiv ist die Zusammenstellung griechischer Torbauten bei der Betrachtung der Altiszugänge „Ol.“ p. 20 und die vergleichende Abbildung der Säulenweihgeschenke „Delphi“ p. 23. Bei der Abfassung des Textheftes „Delphi“ hatte sich L. der Unterstützung H. Pomtows, eines der ersten Kenner Delphis, zu erfreuen, was bei dem langen Ausbleiben der weiteren Publikationen der ‚Fouilles de Delphes‘ von doppeltem Wert war. Der Mangel guter Vorlagen macht sich für die Abbildungen übrigens bei Delphi etwas fühlbar. So sind die Becker und Perrot-Chipiez entnommenen Holzschnitte Fig. 12 und 13 wenig erfreulich. Vom Wagenlenker, der zu dunkel geraten ist, wäre auch eine Profilansicht wünschenswert, ferner sollte noch ein oder das andere Stück vom Knidierfries (etwa eine der herrlichen Pferdedarstellungen, der Vorläufer der Parthenonrosse) abgebildet sein. Man würde dafür gerne auf das Theater (Fig. 29) und den Antinous (Fig. 35) verzichten. Auf dem Mangel eingehender Publikationen mag es auch beruhen, dafs der Verfasser die hochinteressanten Bauten der sog. Marmariá in Delphi, die in die Wandtafel freilich nicht aufgenommen werden konnten, auch im Textheft (ebenso wie das Stadion) ganz übergangen hat. — Druckfehler sind fast durchaus vermieden; „Olymp.“ p. 20 ist in der ersten Spalte unten „denken“ statt „kenden“ zu lesen.

Tafeln und Texthefte werden jedem Gymnasium dringend zur Anschaffung empfohlen, da im Unterricht ein Eingehen auf die olympischen und delphischen Ausgrabungen bei der Rolle, die beide Kultorte in der antiken Geschichte spielen, unerläfslich ist.

München. Dr. Kalb.

Stephan Cybulski, Tabulae quibus antiquitates Graecae et Romanae illustrantur. Tab. III b. Nummi Romani auctore Eugenio Pridik. — Dazu ein erklärender Text: Die römischen Münzen. Leipzig, K. F. Köhler, 1902. 39 S. gr. 8°, mit 2 Holzschnitten.

Was den Karton selbst betrifft, so kann Ref. mit Genugtuung

feststellen, dafs das technische Verfahren hier ein viel besseres ist als bei dem griechischen Pendant, das in dieser Zeitschrift 1896 S. 323 besprochen wurde. Damals war über die nach schlechten Handzeichnungen gefertigten und grob mit Farben überdruckten Abbildungen zu klagen: nunmehr bürgt die phototypische Vervielfältigung für genaue Wiedergabe der Originale. Auch die Kolorierung ist feiner geworden; freilich hätte man ruhig einen Schritt weitergehen und sie überhaupt weglassen können: die Phantasie des Beschauers braucht solche Unterstützung nicht — das Gelb für die Goldmünzen wirkt sogar ziemlich unglücklich — und der Überdruck dient nur dazu, die Schärfe der Münzbilder zu verwischen, worunter z. B. die Porträts gelitten haben.

Die Auswahl der Münzen wie der begleitende Text rühren von dem Konservator der Münzsammlung in der Kaiserl. Eremitage zu Petersburg, Herrn Dr. E. Pridik, her. Sie zeigen die kundige und sorgfältige Hand eines erfahrenen Numismatikers. Bezüglich der Auswahl bedauert der Verfasser im Vorwort selbst, dafs bei den römischen Kaisermünzen die Reverstypen, die doch in vieler Hinsicht Interessantes bieten, recht schlecht weggekommen sind. In der Tat herrscht bei der Kaiserserie der ikonographische Gesichtspunkt etwas zu einseitig, und es wäre wohl empfehlenswerter gewesen, etwa die beiden schlimmsten Raumfresser, den viereckigen Quincussis und den Decussis, als Holzschnitte ins Textbuch zu verbannen und etwas weniger Galanterie gegen die Damen der römischen Kaiserhäuser zu zeigen, die ja gröfstenteils doch keine weltgeschichtliche Bedeutung besitzen, wodurch für die Reverstypen viel an Raum gewonnen wäre; überhaupt hätte die Porträtserie eine etwas knappe Behandlung wohl vertragen, da man in Imhoof-Blumers prächtigen und billigen ‚Porträtköpfen auf römischen Münzen' den Schulbedarf in diesem Punkte bereits aufs beste gedeckt findet.

Der Text orientiert übersichtlich über das Wichtigste der römischen Münzgeschichte. Ein paar Bemerkungen, beziehungsweise Richtigstellungen hiezu seien im Interesse der Benützer gegeben. S. 7 werden die viereckigen Barren des aes signatum als Prägungen römischer Feldherren in Capua und Kampanien während der Kriege mit den Samniten, Pyrrhus und den Karthagern bezeichnet und zur sog. römisch-kampanischen Serie gezählt: dies ist m. W. eine Hypothese des Verfassers unseres Textes, die sich lediglich auf die Gleichheit der Legende ROMANO(M) stützt. Die Auffassung der römisch-kampanischen Münzen selbst als einer imperatorischen Prägung zu Kriegszwecken („Militärmünzen" s. S. 10) geht auf Babelon zurück (Description praef. p. XXIX) und wird nicht allgemein geteilt, vgl. z. B. Gnecchi, Monete romane (1900) S. 148. — S. 8 „das As": mit dem alten Abusus, den römischen As zu einem Neutrum zu machen, sollte in numismatischen Werken endgültig gebrochen werden; Mommsen, Marquardt, Hultsch, Sallet u. a. gebrauchen durchgehends das Maskulin. — S. 9 Z. 7 v. o. findet sich ein störender Sprachfehler, augenscheinlich infolge einer Korrektur entstanden. — S. 10. Zu den dunkelsten Punkten der römischen Münzgeschichte gehört die Frage, welchen Münzfufs das Kupfer bei der

Wiederaufnahme der Kupferprägung unter Augustus hatte: die Gewichte der Münzen variieren und die antiken Angaben scheinen sich zu widersprechen. Pridik spricht von $^1/_3$ Unzen-Gewicht für den As, anderweitig liest man von Wiederaufnahme des Semuncialfufses, der in der letzten Kupferprägung der Republik bis zu deren Sistierung geherrscht. Pridik scheint mit seiner Angabe Babelons Description praef. p. XV zu folgen; worauf Babelons Aufstellung zurückgeht, ist mir nicht bekannt; Tatsache ist jedenfalls, dafs die schwersten Asstücke der ersten Kaiserzeit 11 g und darüber wiegen, nicht 9, was $= {}^1/_3$ uncia (27 g) wäre, und so scheint auch Babelon, nach der Darstellung in seinem Traité I (1902) S. 166 zu urteilen, von jener Anschauung zurückgekommen zu sein; augenscheinlich handelt es sich um einen etwas unterwertigen Semuncialfufs. — S. 11. Die Schreibung Brittania ist nur späteren Schriftstellern eigentümlich. — S. 15. Nach der Entdeckung der Goldgruben von Aquileia ging der Wert des Goldes um (nicht: auf) ein Drittel seines früheren Wertes zurück, Strabo 4, 6, 12 *παραχρῆμα το χρυσίον εὐωνότερον γενέσθαι τῷ τρίτῳ μέρει καθ' ὅλην τὴν Ἰταλίαν* (vgl. Mommsen-Blacas II, 112). — S. 24 nr. 10 mufs es ⊥ V heifsen, nicht L X. — S. 33 nr. 6. „Livia Drusilla oder Julia war zuerst Gemahlin des Tiberius, nachher des Augustus" — besser wohl: „des Vaters des Tiberius", da man in Kürze blofs den Kaiser Tiberius so bezeichnet.

München. O. Hey.

Paulys Real-Encyklopädie der klassischen Altertumswissenschaft. Neue Bearbeitung. Unter Mitwirkung zahlreicher Fachgenossen herausgegeben von Georg Wissowa. Neunter Halbband: Demogenes bis Donatianus. 1523 Spalten. Stuttgart, J. B. Metzlerscher Verlag, 1903. Preis 15 M.

In den letzten Wochen des Jahres 1903 ist dieser 9. Halbband des monumentalen Werkes ausgegeben worden. Der 8. Halbband war 1901 erschienen. Als vor gerade zehn Jahren der 1. Halbband erschien (1893), hofften Redaktion und Verlag das damals mit 20 Halbbänden geplante Werk in zehn, höchstens zwölf Jahren zu Ende führen zu können und jetzt nach Ablauf von zehn Jahren ist noch nicht einmal die Hälfte veröffentlicht. Aber man sehe sich Spalte 1346, Nr. 29 des Artikels Domitius an: „L. Domitius Ahenobarbus = Nero Claudius Caesar Augustus Germanicus (Kaiser Nero) s. die Supplemente." Dazu die Anmerkung: „Nur mit schwerem Herzen hat sich die Redaktion entschlossen diesen Ausweg zu ergreifen; aber nachdem sie jahrelang auf das Manuskript dieses Artikels vergebens gewartet hat, schien es das kleinere Übel gegenüber einer sonst nötig gewordenen noch längeren Verzögerung des Halbbandes." Das läfst genügend tief blicken! Und dabei haben solche Saumseligkeiten einzelner Mitarbeiter in doppelter Beziehung ihre Nachteile. Denn es wird nicht nur, wie in diesem Falle, das Erscheinen eines ganzen Bandes durch einen noch ausstehenden

Artikel verzögert, sondern da die übrigen Artikel oft schon jahrelang gedruckt liegen, ehe sie im Rahmen des Bandes das Licht der Welt erblicken, so sind sie häufig zum Bedauern der Verfasser selbst durch neue Funde, Entdeckungen, literarische Erscheinungen überholt, ohne dafs es auch nur möglich wäre darauf noch hinzuweisen. Auch hiefür bietet, wie mir scheint, der vorliegende Halbband charakteristische Proben. Sp. 1203 bis 1230 enthält den hervorragenden Artikel Dithyrambos aus der Feder von Otto Crusius. Dazu gehört eine gröfsere Anmerkung Sp. 1225 bis 1228, die beginnt: „Diese Zeilen wurden gedruckt vor der Veröffentlichung der Perser des Timotheos; das Entgegenkommen der Redaktion gestattete mir in zwölfter Stunde noch einen Hinweis auf diesen geschichtlich höchst wertvollen Fund hinzuzufügen" etc. Dieser Hinweis ist schon um deswillen interessant, weil O. Crusius mit Genugtuung konstatieren kann, dafs er bezüglich des vorletzten Teiles des Dithyrambos, der σφραγίς, schon vor fast zwanzig Jahren das Richtige gesehen hat. Aber es ist „ziemlich unbeachtet geblieben", auch Wilamowitz in seiner Ausgabe des Timotheos Seite 99 weifs davon nichts.

Anderswo aber waren solche Hinweise wohl nicht mehr möglich. Nur so kann ich mir verschiedene Mängel des Artikels Dioskurides von M. Wellmann erklären, auf die mich Kollege Stadler aufmerksam machte. Sp. 1135 heifst es auffallenderweise, der Text des lateinischen Dioskurides sei erst bis zum 3. Buch ediert und doch hat Stadler das 4. Buch in Vollmöllers Roman. Forschungen XI, 1 bis 121 bereits 1901, das 5. ebenda XII, 161 bis 243 im Jahre 1902 herausgegeben und hat auch Wellmann auf eine Anfrage hin seine sämtlichen einschlägigen Veröffentlichungen persönlich übersandt. Im 14. Band der Roman. Forschungen ist dann 1903 auch noch ein Index der Sachnamen und der wichtigeren Wörter nebst einer Zusammenstellung der Literatur des lateinischen Dioskurides erschienen (angezeigt auch in Wölfflins Archiv und in der Biblioth. philol. classica). Offenbar konnte Wellmann das alles nicht mehr benützen; denn sonst hätte er nicht den von Val. Rose gemachten Fehler wiederholen können, nach Cod. Bamberg. L. III, 9 sei der ‚Dyaskorides' secundum Constantinum per alfabetum transpositus; denn Stadler hat Roman. Forschungen XI, 2 (1901) aus dieser Handschrift nachgewiesen, dafs sich jene Überschrift auf etwas ganz anderes bezieht. Auch dafs Simon Januensis einen griechischen Kodex des Dioskurides benutzt haben soll, ist nicht richtig. Der Mann konnte dazu viel zu wenig griechisch und hat alle Griechen nur in lateinischen Übersetzungen gelesen. Sein ‚versus Dyaskorides' ist, wie sich auf jeder Seite nachweisen läfst, die von Stadler edierte Originalübersetzung, ja nach dessen Vortrag auf der 72. Naturforscherversammlung höchst wahrscheinlich das Münchener Exemplar selbst. — Bemerkt sei noch, dafs die Literaturangaben am Schlusse des Artikels von Wellmann nicht über die Jahre 1900 herabgehen.

Der Halbband ist wieder besonders reich an gröfseren Artikeln, die an Umfang teilweise Monographien gleichkommen und den Gegen-

stand nach allen Seiten hin erschöpfen. Immerhin aber kann man geteilter Meinung darüber sein, ob es notwendig war bei Nr. 53 Diokles, des Archidamos Sohn, von Karystos auf Euböa, den die Athener einen zweiten Hippokrates nannten, alle medizinischen Grundsätze dieses ja allerdings berühmten Arztes auf zehn Spalten darzulegen. Man vergleiche z. B. damit Demokritos aus Abdera von E. Wellmann (5 Spalten). — Von besonderem Interesse sind die historisch-biographischen Abschnitte des Bandes, so hat z. B. B. Niese ausführliche geschichtliche Darstellungen von Dion, Dionysios I. und Dionysios II. von Syrakus geliefert. Niese ist in seinem Urteil über die Persönlichkeit und den Charakter Dionysios' I. nicht entschieden genug, wennschon das Bestreben deutlich wird seiner Bedeutung gerecht zu werden. Übrigens sollte doch bei der Literaturübersicht statt der 1880/81 erschienenen italienischen Monographie von Beloch der 1897 ausgegebene II. Band von dessen griechischer Geschichte zitiert sein, besonders Seite 176 ff. Wer jetzt den Artikel benützt, mufs selbstverständlich die einschlägigen Abschnitte bei Eduard Meyer, Geschichte des Altertums heranziehen, besonders Band V bezüglich der Charakteristik des Tyrannen. Das gleiche gilt natürlich auch für Dion und Dionysios II. — Die römische Kaisergeschichte ist durch die Artikel Didius Julianus von Wotawa und namentlich Domitius Aurelianus von Groag vorzüglich vertreten. Die schon früher hervorgehobene übersichtliche Einteilung ist auch für diese Kaiserbiographien beibehalten worden. Die Biographie Aurelians umfafst 72 Spalten, bildet also eine Monographie für sich. — Aus der Literaturgeschichte sind besonders hervorzuheben Demosthenes von Thalheim, Didymos von Cohn, Dikaiarchos von Martini, Diodoros und Diogenes Laertios von Schwartz, Dion von Prusa von W. Schmid, Dionysios von Halikarnass von Schwartz und Radermacher etc. Aus dem Gebiete der Fachliteratur ist namentlich eingehend von Jörs der grofse Jurist Domitius Ulpianus behandelt (74 Spalten). Von demselben Digesta in 58 Spalten.

Besonders hinweisen möchte ich auch noch auf den bedeutenden und als Zusammenfassung zahlreicherer neuerer Forschungen wichtigen Artikel Δῆμοι von Valerian von Schoeffer, welcher die athenischen Demen in erster Linie, dann aber auch die Demenorganisation aufserhalb Athens, soweit eine solche sich erkennen läfst, genau behandelt und Sp. 35 bis 122 ein ausführliches Demenverzeichnis gibt, wonach sich sofort die Zugehörigkeit der Demen zu den betreffenden Phylen in verschiedenen Perioden der Phyleneinteilung erkennen läfst. — Wenn man bedenkt, dafs Artikel wie Diodoros 60 Persönlichkeiten, Diokles deren 59, Dion 25, Dionysios gar 167, Domitius (einschliefslich Domitia) 112 umfassen, so mag man daraus Schlüsse ziehen auf die Umsicht und Tatkraft des Redakteurs. Um so berechtigter ist also der Wunsch, es möge ihm sein mühevolles und undankbares Amt durch den Eifer und die Pünktlichkeit seiner Mitarbeiter erleichtert und so eine regelmäfsigere Fortsetzung des grofsen Unternehmens gesichert werden.

Noch vor der Ausgabe des 9. Halbbandes erschien 1903:

Paulys Real-Encyklopädie der klassischen Altertumswissenschaft. Neue Bearbeitung von Gg. Wissowa. Supplement. 1. Heft. V. und 374 Spalten, Preis 5 M. Stuttgart, J. B. Metzlerscher Verlag.

Im Vorwort legt der Redakteur die Gründe dar, welche ihn dazu bestimmten, während des Erscheinens des Hauptwerkes schon Supplementhefte auszugeben; es sollen 3 Hefte ausgegeben werden, das 3. unmittelbar nach dem Schlufsbande des Hauptwerkes. Man wird es gewifs billigen, dafs auf diese Weise wichtige Ergänzungen den Benützern eher zugänglich werden und namentlich, dafs gröfsere einstweilen zurückgestellte Artikel so wenigstens rascher erscheinen können als dies der Fall wäre, wenn das ganze Supplement erst am Schlusse des Hauptwerkes geliefert würde. Das vorliegende Supplementheft enthält Ergänzungen zu den vier ersten Bänden der Enzyklopädie, teils völlig neue Artikel, zuweilen auch als Ersatz schon vorhandener (vgl. z. B. Aphaia mit den Aufklärungen, welche Furtwänglers Ausgrabungen in Ägina gebracht haben), teils Nachträge zu bereits vorhandenen Artikeln, namentlich auf prosopographischem Gebiete. Am meisten fallen drei grofse Artikel ins Auge: 1. Athen von Curt Wachsmuth (auch als Sonderabdruck mit eigenem Register zum Preise von 2 Mark erschienen) mit einem Plane. Der Artikel war seinerzeit zurückgestellt worden um die durch Ausgrabungen am Westabhange des Burghügels zu erwartenden Ergebnisse für die Grundfragen der athenischen Topographie verwerten zu können. Jetzt urteilt Dörpfeld (Wochenschrift für klass. Philologie 1904 Nr. 16) darüber, Wachsmuth, der beste Kenner der athenischen Topographie, habe hier eine knappe, aber inhaltreiche und in jeder Beziehung vorzügliche Zusammenstellung aller der Kenntnisse über die Stadt Athen gegeben, welche die Altertumswissenschaft auf ihren verschiedenen Gebieten in langer, mühsamer Arbeit zusammengetragen hat. 2. Civitas von Kornemann und 3. Demokratia von Valerian von Schoeffer, ein postumes Werk, welches die Redaktion aus Pietät gegen ihren 1900 verstorbenen vortrefflichen Mitarbeiter unverkürzt in das Supplement aufnahm, da es sich in diesem Umfange im Hauptwerk schwer unterbringen liefs. Übrigens ist diese Darstellung des Begriffes der Demokratie nach dem Urteile der Alten und Neueren und ihrer Entwicklung in dieser ausführlichen und vortrefflichen Weise um deswillen besonders zu begrüfsen, weil damit in einem Punkte jene Wünsche erfüllt werden, welche seinerzeit Robert Pöhlmann an die Vollständigkeit der Real-Enzyklopädie gestellt hat (Zur Methodik der Geschichte des Altertums 1895).

Geschichte Roms in seinem Übergange von der republikanischen zur monarchischen Verfassung oder Pompejus, Caesar, Cicero und ihre Zeitgenossen nach Geschlechtern und mit genealogischen Tafeln von W. Drumann, Professor der Geschichte zu Königsberg.

2. Auflage, herausgegeben von P. Groebe. 2. Band: Asinii — Cornificii. Berlin, Verlag von Gebrüder Borntträger. 1902. 569 S. Preis geh. 12 M.

Nachdem in einer ausführlicheren Besprechung im 36. Jahrg. (1900) unserer Blätter S. 135 ff. eingehender über die Eigenart des Drumannschen Geschichtswerkes und über die Prinzipien, nach welchen die Neubearbeitung durch P. Groebe, einen Schüler Mommsens, vorgenommen wird, gesprochen worden ist, kann ich mich hier in bezug auf den inzwischen erschienenen zweiten Band der Neubearbeitung kürzer fassen, zumal die Grundsätze des Herausgebers die Billigung der Kritiker gefunden haben mit einer Ausnahme (O. E. Schmidt, Wochenschr. f. klass. Philol. 1900, Nr. 1, Sp. 10—16).

Der vorliegende Band enthält wieder eine Reihe gröfserer Biographien, an denen sich ebensosehr die staunenswerte Gelehrsamkeit und Belesenheit Drumanns wie die Sorgfalt der Neubearbeitung auch in den kleinsten Einzelheiten erkennen läfst. Unter den Asiniern tritt besonders Asinius Pollio hervor (wobei übrigens dessen literarische Tätigkeit als Geschichtschreiber nur angedeutet wird); unter den Cassii C. Cassius Longinus, der Prätor vom Jahre 44, der Caesarmörder, unter den Calpurnii M. Calpurnius Bibulus, Caesars bedeutungsloser Kollege im Konsulat des Jahres 59, unter den patrizischen Claudiern Ciceros Todfeind Publius Clodius Pulcher, im Jahre 58 Volkstribun, dessen Biographie 140 Seiten umfafst, vor allem aber ist hinzuweisen auf die Familie der Cornelier (patrizische und plebejische); denn von dem ersten Zweig derselben, den Sullae, wird das Leben des L. Cornelius Sulla Felix, des Diktators auf das genaueste auf 70 Seiten dargestellt. — Der Band umfafst am Schlusse noch 33 Seiten Zusätze des Herausgebers, worin derselbe zu bestimmten Fragen auf Grund eigener oder fremder Forschungen der neueren Zeit Stellung nimmt, da nach dem Vertrage mit der Verlagsbuchhandlung Änderungen im Texte ausgeschlossen sind. Während also beispielsweise S. 423 als Todesursache des Sulla die Phthiriasis von Drumann angegeben wird, handelt Groebe im Anhang S. 560—562 über die Todesursache und verweist mit Recht diese Läusesucht ins Reich der Fabel, eine Affektion der Lunge (Blutsturz, hervorgerufen durch Lungentuberkulose = φθίσις) war die Ursache, wenn auch eine Hautkrankheit nebenherging. Der Anhang wird besonders auch zur genaueren Fixierung wichtiger Daten verwendet.

Über Drumanns Geschichtsauffassung zu rechten, hat jetzt keinen Zweck; soviel steht aber fest, dafs sein Werk, trotz aller Ausstellungen gegen seinen Stil und die politische Richtung, wegen seiner erstaunlichen Reichhaltigkeit von niemand entbehrt werden kann, der entweder über jene Zeiten selbst wissenschaftlich arbeitet oder als Lehrer die Schriftsteller jener Zeit, Cicero vor allem zu interpretieren hat. Daraus erwächst wenigstens den Lehrerbibliotheken die Pflicht das neubearbeitete Werk anzuschaffen, zumal sich die Kosten bei dem allmählichen Fortschreiten der Neubearbeitung auf eine Reihe von Jahren verteilen.

München. Dr. J. Melber.

Georg Leidinger, Andreas von Regensburg, sämtliche Werke. München, M. Riegersche Universitätsbuchhandlung (G. Himmer), 1903. CXX u. 752 S. Preis 16 M.

Auf Grund eines Beschlusses der Historischen Kommission wurde dankenswert die seinerzeit unter Veranlassung und mit Unterstützung des Königs Max II. ins Leben gerufene, aber seit 1864 eingestellte Herausgabe von „Quellen und Erörterungen zur bayerischen und deutschen Geschichte" in der Weise neuerdings aufgenommen, dafs die unter der Oberleitung der Universitätsprofessoren Geheimrat Dr. v. Heigel und Dr. Riezler zu veröffentlichende „Neue Folge" aufser Urkunden auch die bayerischen Landeschroniken aus dem 15. und 16. Jahrhunderte miteinbeziehen solle.

Den Anfang hiezu machte Leidinger mit den sämtlichen Werken des Chronisten Andreas von Regensburg, den nach einer Bemerkung Aventins die Regensburger Bürger in verzeihlichem Lokalstolze ihren Livius nannten. Folgen sollen aus dem Gebiete der Landeschroniken vorerst die des Ritters Ebran von Wildenberg, des Münchner Malers Füetrer und des Landshuter Pfarrers Veit Arnpeck. Sie pflegen mit Andreas als die Vorläufer Aventins bezeichnet zu werden.

In einer 118 Seiten umfassenden Einleitung gibt Leidinger zunächst Aufschlufs über das Wenige, was uns über den schlicht und einfach verlaufenden Lebensgang des Andreas von ihm selbst überliefert ist; über den Charakter des tiefreligiös gesinnten Augustinermönches und des überaus fleifsigen Chronisten; über die Arbeitsweise des damaliger Gewohnheit folgenden Kompilators einerseits und des zeitgenössischen Geschichtschreibers anderseits, dem der ihn vielfach benützende Aventin einmal das Lob spendet „haec diligenter et accurate Andreas Reginoburgensis literis et memoriae commendavit"; endlich über die dem bayerischen Chronisten von seinen Nachfolgern zuteil gewordene Wertschätzung.

Hierauf läfst Leidinger eine eingehende Beschreibung und Beurteilung der verhältnismäfsig vielen zu den einzelnen Werken des Andreas vorhandenen Handschriften und der etwaigen Druckausgaben und Übersetzungen folgen. Von besonderer Wichtigkeit ist die Mitteilung der Ergebnisse der von Leidinger mit rühmlicher Sorgfalt angestellten Untersuchung über die Quellen des Andreas. Reges Interesse verdient auch die auf S. LXXXXII bis LXXXXV mit aller Gründlichkeit erörterte Frage, ob die erste Übersetzung der bayerischen Chronik des Andreas ins Deutsche von ihm selbst herrührt oder nicht. Leidinger entscheidet sich schliefslich für die erstere Annahme. Ausschlaggebend ist ihm hiefür der warme persönliche Ausdruck, in dem die den Auftrag des Herzogs Ludwig des Gebarteten von Ingolstadt zu ihrer Abfassung vermeldenden Worte des Textes „ad cuius instanciam hec cronica sunt collecta" mit „dem ich ze lieb und wolgefallen dy cronik hab zusammentragen" wiedergegeben sind. Dafs hierin ein Beweisgrund gefunden werden kann, ist sicher nicht zu verkennen; allein da auffälligerweise in der ganzen Übersetzung keinerlei Andeutung darüber

vorkommt, dafs sie von dem sonst durchweg nur lateinisch schreibenden Andreas stammt, so dürfte mit jenem Argumente doch noch nicht jeglicher Zweifel beseitigt sein. Denn abgesehen von anderen Gründen bleibt keineswegs ausgeschlossen, dafs ein fremder Übersetzer im Deutschen, sei es im Einverständnisse mit dem Autor, sei es weil hier der regierende Herzog in Betracht kam, einer dem fürstlichen Ohre etwas gefälligere klingende Wendung den Vorzug geben zu müssen glaubte.

Was von den Schriften des Andreas für unseren gymnasialen Geschichtsunterricht vorzugsweise Beachtung verdient, ist unzweifelhaft diese Chronica de principibus terrae Bavarorum mit ihrer bis 1436 reichenden Fortsetzung und mit der erwähnten auch als Sprachdenkmal der bayerischen Mundart des 15. Jahrhunderts in hohem Grade belangreichen Übersetzung: die erste bayerische Geschichte, zu der obendrein die Anregung von einem Wittelsbacher Fürsten ausgegangen ist. Indes sind auch seine Chronica pontificum et imperatorum Romanorum mit ihrer bis 1438 reichenden Fortsetzung, sein Concilium Constantiense, sein 1422—28 angelegtes Diarium sexennale und namentlich sein reifstes Werk, die Chronica Husitarum, teils wegen der zu ihrer Abfassung benützten Quellen teils als Schriften eines mit gröfster Gewissenhaftigkeit zu Werke gehenden Zeitgenossen aus jener geschichtlich so hervorragend wichtigen Periode von grofsem historischen Werte.

Geringere Bedeutung kommt dem Dialogus de haeresi bohemica zu. Das Concilium provinciale und das Compendium de condicione civitatis Ratisponensis et de diversis haereticis sind ohnehin nahezu vollständig nur Auszüge aus der Päpste- und Kaiserchronik. Die in einem Anhang auf S. 700 bis 715 mitgeteilten fünf Stück rühren teils nur stellenweise von Andreas her teils gehören sie vollständig anderen Autoren an. Auch die von Freher als ein besonderes Werk des Andreas seiner Ausgabe der bayerischen Chronik angefügten Fundationes monasteriorum Bavariae sind nur ein von einem anderen hergestellter Auszug aus dieser Chronik; ebenso die Persecutiones Christianorum, nur dafs der letztere aus der Päpste- und Kaiserchronik zusammengestellte Auszug möglicherweise von Andreas selbst verfafst wurde.

Den Schlufs von Leidingers Einleitung bildet der unzweifelhaft richtige Nachweis, dafs der in der bayerischen Literaturgeschichte des 15. Jahrhunderts erscheinende Andreas Bavarus mit unserem Chronisten nicht identisch ist.

Für die Lektüre der mit mancherlei weniger geläufigen Ausdrücken ausgestatteten Übersetzung der bayerischen Chronik ist auf S. 716—23 ein recht zweckmäfsig eingerichtetes Glossar beigegeben. Gleich erwünscht ist das S. 724—52 angefügte durchaus verlässige Orts- und Namensverzeichnis.

Leidingers Herausgabe der sämtlichen Werke des Andreas von Regensburg ist die Frucht einer vierjährigen mit voller Sachkenntnis, gröfster Umsicht und anerkennenswerter Unverdrossenheit ausgeführten Arbeit. Sie hätte einem für die einschlägigen Zwecke geeigneteren Historiker kaum anvertraut werden können. Die Lektüre des nach verschiedenen Richtungen ungewöhnlich instruktiven und auch äufser-

lich vorzüglich ausgestatteten Buches sei hier namentlich den Geschichtslehrern an unseren Mittelschulen auf das wärmste empfohlen. Jedenfalls sollte es an keiner ihrer Lehrerbibliotheken fehlen.

München. Markhauser.

Geschichte des Bayerischen Heeres. Im Auftrage des Kriegsministeriums herausgegeben vom K. B. Kriegsarchiv. I. Bd.: Geschichte des kurbayerischen Heeres insbesondere unter Kurfürst Ferdinand Maria 1651—1679. Auf Grundlage der Quellenforschungen und Textentwürfe von Major z. D. L. Winkler und Major a. D. K. Frhr. v. Reitzenstein bearbeitet von Karl Staudinger, Oberst z. D. und Hilfsoffizier am Kriegsarchiv. XVIII, 644 u. 139 S. Anlagen und Register. München 1901, J. Lindauersche Buchhandlung (Schöpping). — II. Bd.: Geschichte des kurbayerischen Heeres unter Kurfürst Max II. Emanuel 1680—1726 von Karl Staudinger, Oberst z. D. und Vorstand des K. Kriegsarchivs. Erster Halbband. XVII u. 762 S. München 1904, J. Lindauersche Buchhandlung (Schöpping). Preis jedes Bandes brosch. 15 M., geb. 17 M.

Um den Unterricht in der bayerischen Landesgeschichte, an den Mittelschulen ganz besonders, zu fördern und zu heben, hat das K. Staatsministerium eine Reihe von Publikationen angeregt, welche wir wohl in absehbarer Zeit erwarten dürfen: ein Lehrbuch der bayerischen Geschichte für die Schüler, ein Handbuch der bayerischen Geschichte für die Lehrer, endlich ein Lesebuch und Monographien aus der bayerischen Geschichte. Das Handbuch soll insbesondere den Lehrern, welche durchaus nicht immer Zeit und Gelegenheit haben zur Vorbereitung für den Unterricht die Quellenwerke selbst durchzuarbeiten — darunter auch Riezlers bayerische Geschichte —, die nötigen feststehenden Tatsachen und Kenntnisse zur Verwertung beim Unterricht vermitteln. Damit wird aber keineswegs das Studium der Quellenschriften überflüssig und entbehrlich gemacht werden. Und in diesem Sinne sei ebenso nachdrücklich auf die bis jetzt in 2 Bänden vorliegende „Geschichte des Bayerischen Heeres" hingewiesen, wie dies oben für Leidingers Ausgabe der sämtlichen Werke des Andreas von Regensburg geschehen ist.

Wer etwa glaubte, dieses Geschichtswerk habe nur vom militärischen Gesichtspunkte aus Interesse, der dürfte bei gründlicherer Durchsicht desselben leicht eines Besseren belehrt werden. Weitaus der gröfsere Teil beider Bände kommt für die Erweiterung und Vertiefung des Geschichtsunterrichtes direkt in Betracht, einerseits nämlich die grofsen Abschnitte, welche den Anteil des bayerischen Heeres an den verschiedenen Feldzügen schildern und andernteils jene, welche alles das zusammenfassend darstellen, was wir als Kulturgeschichte des Krieges bezeichnen möchten. Interessant genug ist schon die Einleitung des ganzen Werkes: Die Anfänge

eines herzoglich und kurfürstlich bayerischen Heeres bis zu seiner völligen Auflösung 1649 und 1650. Gilt sie ja doch gröfstenteils der Würdigung der Verdienste des Kurfürsten Maximilian I. um die Entwicklung der Wehrkraft unseres Vaterlandes und obwohl damals, als diese Zusammenstellung gemacht wurde, der 5. Bd. von Riezlers Geschichte noch nicht erschienen war,[1]) treffen doch die beiderseitigen Urteile auffallend zusammen: Maximilian ist der eigentliche Schöpfer des bayerischen Heeres. Doch ist der 1. Band der Hauptsache nach der Regierung Ferdinand Marias gewidmet. Eingehend werden zunächst die Wurzeln und Stämme des kurbayerischen Heeres unter diesem Kurfürsten dargelegt und seine Bestandteile nach Waffengattungen genau geschildert, dann aber folgen auch für den Nichtmilitär interessante Erörterungen über die Werbung, Anstellung und Beförderung, Beendigung des Dienstverhältnisses, über Bekleidung, Bewaffnung und Ausrüstung, über Verwaltung und Verpflegung, über den inneren Dienst, die Ausbildung und Führung der Truppen, das Sanitätswesen, den Gerichtsdienst und die Seelsorge, endlich über Bildung und Gesittung im Heere. Der eigentlich historische Teil beschreibt die Feldzüge und Ausmärsche einzelner Truppenteile. In Betracht kommt der erste Türkenkrieg Kaiser Leopolds I. (1661—64), die Verteidigung und der schliefsliche Fall von Kandia 1669 und Ludwigs XIV. Rachekrieg gegen Holland 1672—74. Nun darf man sich aber nicht vorstellen, dafs etwa blofs der Anteil bayerischer Kontingente an diesen Kriegszügen dargestellt wird, im Gegenteil, sowohl die bayerische Politik unter Ferdinand Maria als auch jene Kriege in ihrem ganzen Verlaufe erfahren eine sachgemäfse und durch Hinweis auf die Quellen belegte Darstellung. Man vergleiche z. B. die genaue Schilderung der Schlacht bei der Cisterzienserabtei St. Gotthard an der Raab, auf die der gewöhnlich als im Verhältnis zu diesem glänzenden Siege schimpflich bezeichnete Friede zu Vasvar folgte, und man wird erst den geringen Einflufs des nur teilweise siegreichen Kampfes erkennen.

Der 1. Teil des 2. Bandes gilt zugleich als Festgabe zur Eröffnung der dem Kriegsarchiv durch den Prinzregenten im Prachtbau des neuen Armeemuseums geschaffenen herrlichen Heimstätte und zeichnet sich, da er eine der glänzendsten Perioden bayerischen Waffenruhmes, die Türkenkriege Max Emanuels behandelt, besonders durch die von hohem Patriotismus getragene Wärme des Tones der Schilderung aus. Auch hier wird zunächst das neue kurbayerische Heer (1682—1700) in seiner Zusammensetzung beschrieben, dann folgt der Anteil desselben an den Türkenkriegen 1683—1698 in nicht weniger als 10 Feldzügen und der Anteil am pfälzischen Erbfolgekrieg 1689—1697 bis zum Frieden von Rijswick. Die Kulturgeschichte des Krieges steht hier hinter der Schilderung der Feldzüge, im übrigen nach ähnlichen Ge-

[1]) Eine zusammenfassende Charakteristik Maximilians I. auf Grund der Riezlerschen Darstellung gibt neuestens Döberl in den Forschungen zur Geschichte Bayerns 1904 3. Heft S. 208—219: „Maximilian I., Bayerns grofser Kurfürst, in neuester Beleuchtung".

sichtspunkten geordnet wie im 1. Bande und den veränderten Verhältnissen entsprechend ungleich interessanter. Wenn auch am Schlusse des Bandes mit wehmütigen Worten auf das Schicksal Bayerns im nun folgenden grofsen Kriege hingewiesen wird, so darf man doch auf die Darlegung gerade des spanischen Erbfolgekrieges im 2. Teile des 2. Bandes gespannt sein. Der 1. Band hat ein sehr genaues Register, welches wohl auch der zweite nach seinem Abschlufs erhalten wird.

Nach dem Gesagten wird es wohl begründet sein, wenn den Lehrern der Geschichte an unseren Gymnasien das Studium dieser bayerischen Heeresgeschichte als anziehend und fruchtbringend empfohlen wird. Jedenfalls aber sollte dieselbe in keiner Lehrerbibliothek der Gymnasien fehlen.

München. Dr. J. Melber.

Mathematische Geographie. Ein Leitfaden zunächst für die oberen Klassen höherer Lehranstalten, bearbeitet von Professor Dr. A. Hoffmann, weiland Oberlehrer an der Realschule I. Ordnung zu Münster. Fünfte, verbesserte Auflage, bearbeitet von J. Plafsmann. Mit 50 in den Text gedruckten Figuren und einer grofsen Sternkarte. Paderborn 1903. Druck und Verlag von Ferdinand Schoeningh. VII und 172 S. 8°.

Das Hoffmannsche Lehrbuch hatte von je einen guten Ruf als ein Beleg gesunder didaktischer Grundsätze, und die Neubearbeitung, welche ihm Herr Plafsmann, Lektor der Astronomie an der Akademie zu Münster, hat angedeihen lassen, konnte ihm diesen Ruf nur erhalten und vermehren. Es enthält mehr Stoff, als die Titelworte bei strenger Auslegung andeuten, nämlich eine ziemlich umfassende Übersicht über die gesamte Sternkunde und auch noch einiges aus der physikalischen Geographie, ferner die Chronologie nebst Kalenderkunde und einen Abrifs der Kartenprojektionslehre. Über elementare Hilfsmittel wurde nirgends hinausgegangen, wie denn sogar einige unentbehrliche Sätze der sphärischen Trigonometrie an Ort und Stelle hergeleitet wurden. Sehr zu billigen sind die gar nicht sparsam beigegebenen historisch-biographischen Notizen, welche erfahrungsgemäfs anregend auf die Schülerwelt wirken. Nicht minder angenehm wird die da und dort gebotene Fragestellung wirken, die es ermöglicht, kleinere Aufgaben selbständig lösen zu lassen und den Lernenden so ein gewisses Selbstvertrauen einzuflöfsen. Ein Anhang enthält sogar eine gröfsere Reihe von Aufgaben, von denen die meisten natürlich ein althergebrachtes Gepräge tragen, manche aber ganz neu sind. Für den Lehrgang, der bis vor nicht langer Zeit an den bayerischen Gymnasien vorgeschrieben war und leider infolge der veränderten Schulvorschriften eine so beträchtliche Abschwächung erfuhr, dafs dem, was übrig blieb, kein sonderlicher pädagogischer Wert mehr zugesprochen werden kann, wäre das Hoffmann-Plafsmannsche Werkchen in jeder Hinsicht geeignet gewesen.

Wenn wir ein paar Beanstandungen hier vermerken, so soll damit nur konstatiert sein, dafs nur wenige Punkte der bessernden Hand bedürfen. Bei den traditionellen Beweisen für die Kugelgestalt der Erde sollte doch durchweg der alte aristotelische Hinweis auf den „kreisförmig begrenzten" Erdschatten (S. 19) verschwinden. Er ist hier im System schon deshalb verwerflich, weil die Erklärung des Wesens einer partiellen Mondfinsternis erst viel später (S. 106) erfolgt, und auch aus geometrischen Gründen ist er minderwertig. Wenn ferner schon einmal unter den Argumenten für die Achsendrehung der Erde das „Baersche Gesetz" — allerdings ohne dafs dieser Name genannt würde — erscheint, so sollte kein Gewicht auf die meridionale Laufrichtung der Flüsse (S. 43) gelegt werden, denn diese tut nichts zur Sache. Dem Referenten wäre interessant, zu erfahren, wo etwas davon zu lesen ist, dafs auf der rechten Seite des Mississippi mehr Holz als auf der linken angeschwemmt wird. Endlich mufs (S. 139) mit der freilich tief eingewurzelten Annahme gebrochen werden, dafs Kant ein Vorläufer der Laplaceschen Evolutionshypothese gewesen sei. Was des ersteren „Allgemeine Naturgeschichte und Theorie des Himmels" von 1755 bezüglich der Bildung der Planeten lehrt, ist so ziemlich das gerade Gegenteil der noch heute nachwirkenden Darstellung in der „Exposition du monde". Eine „Kant-Laplacesche Hypothese" gibt es in Wahrheit nicht.

München. S. Günther.

Physikalische Karte von Asien, entworfen, gezeichnet und herausgegeben von Gustav Richter, Görlitz. Mafsstab von 1:7000000. Verlag von Bädecker in Essen. Preis aufgezogen 20 M. Aufgezogen auf Leinwand mit Stäben 32 M.

Diese in aufserordentlich grofsem Mafsstab angelegte, eine Fläche von 3,20 qm deckende Riesenkarte bringt aufser Asien noch ganz Europa und von Afrika das Nilgebiet bis zum Victoria-Nyansa und die Mittelmeerküste über Tunis hinaus zur Darstellung. Der besonderen Gröfse der Karte wird die für Schulzwecke unerläfsliche Deutlichkeit und Plastizität verdankt, die erzielt wird durch das schöne Kolorit und die mafsvolle Abtönung der dunkeln Farben, die auch in den dunkelsten Partien des Himalayagebietes die Schrift noch ganz scharf hervortreten läfst. Dafs Richter, dem wir die schöne Karte von Elsafs-Lothringen aus dem gleichen Verlage verdanken, das Hauptgewicht auf die höchste Übersichtlichkeit und Klarheit der Bodengestaltung gelegt und dadurch eine vollendet schöne Gesamtwirkung erzielt hat, braucht nicht besonders gesagt zu werden. Der Bodenkultur, den Vegetationsgrenzen und der Verkehrsgeographie ist sorgfältige Rechnung getragen worden, Eisenbahnen, Kanäle, Karawanenstrafsen, die überseeischen Dampferlinien und Telegraphenleitungen (die deutschen in roten Linien) usw. sind berücksichtigt und geben ein gutes Bild von dem riesigen Aufschwung unserer handelspolitischen Beziehungen zum fernen Osten. Wie das Land, so ist auch das Meer in vorzüglicher

Weise dargestellt, so dafs auch die höchste Wifsbegierde befriedigt wird. Besonders soll noch die gute Lesbarkeit des Aufdrucks von Namen erwähnt werden, die wir in gleich gelungener Weise nur auf der Wolfschen Karte von Südbayern gefunden haben. Es ist gewifs nicht zu viel gesagt, wenn man diese Arbeit als eine Musterleistung einer modernen Wandkarte bezeichnet. Mit Rücksicht auf die Gröfse der Karte ist auch der Preis von 32 M. für das aufgezogene Exemplar nicht zu teuer.

Frankenthal. Koch.

Niemann-Sternstein, Pflanzenanatomische Tafeln. Farbig ausgeführte Zeichnungen mikroskopischer Präparate. 6 Tafeln in der Gröfse 70×90 cm. Preis roh 10 M., auf Leinwand mit Stäben 19 M. Einzelne Tafeln 2 M. bzw. 3.50 M. Magdeburg, Creutzsche Verlagsbuchhandlung, 1904.

Über die Notwendigkeit mikroskopischer Betrachtung im botan. Schulunterricht einerseits und die Schwierigkeiten derselben andrerseits braucht es hier keine Erörterung mehr.

Nun wollen vorliegende Tafeln dem Lehrer die Möglichkeit geben, das zu betrachtende Präparat im Klassenunterrichte zu besprechen, ehe es die Schüler in natura ansehen, die Aufmerksamkeit des Schülers auf das Wesentliche hinlenken und das Verständnis für das mikroskopische Bilderschliefsen, sowie zur Zeitersparnis bei unterrichtlichen Besprechungen beitragen und schliefslich Interesse für die botanisch-mikroskopische Arbeit wecken.

Gelingt ihnen dies alles wirklich — und nach Ausführung und Darstellung erscheint mir diese Möglichkeit gegeben —, so sind sie als ein vorzügliches Anschauungsmittel zu bezeichnen, das allerdings nicht dazu mifsbraucht werden darf nun die Betrachtung des Präparates selbst zu verdrängen. Ich will nun heuer in der vierten Klasse diese Tafeln im Unterrichte benützen und dann über meine Erfahrungen hier weiter berichten; einstweilen gebe ich zur Orientierung den Inhalt der Tafeln selbst an:

Tafel I. Die Zelle und ihre Bestandteile: Jugendliche Zelle aus einer Keimpflanze — Protoplasmaströmung in Blattzellen — vollständige und teilweise Verdickungen der Zellwand — Tüpfelbildung.

Tafel II. Bestandteile der Zelle und Zellprodukte: Sieb- und Hoftüpfel — Stärke- und Eiweifsbildung in pflanzlichen Zellen — Aufbau und Formen verschiedener Stärkearten.

Tafel III. Oberhaut und Oberhautgebilde: Die Oberhaut als Schutzorgan: Verdickte Cutikula — Flockenhaar — Schülfer — Brennhaar — Feilenhaar. Die Oberhaut als Atmungsorgan: Spaltöffnungsapparat — Rindenpore.

Tafel IV. Die Leitungsbahnen des Pflanzenkörpers: Gefäfsbündel einer einkeimblättrigen Pflanze im Quer- und Längsschnitt — Gefässbündel einer zweikeimblättrigen Pflanze — Gefäfsbündelbau der Wurzel.

Tafel V. Die Leitbahnen der Bäume und der Aufbau des Holzes: Quer- und Längsschnitte durch Holz und Rinde einer Konifere und eines Laubholzes.

Tafel VI. Das Gewebe der Stoffwandlung, -aufnahme und -ausscheidung: Blattquerschnitt — Schmarotzer auf Wirtspflanze — Drüsengewebe einer fleischfressenden Pflanze — harzbildende Drüsenzotte — Nektariengewebe.

Als Begleitwort zur Erläuterung der Darstellungen und zur Einführung von Seminaristen und Lehrern in die Grundlehren der Pflanzenanatomie gibt die gleiche Verlagsbuchhandlung ein Werkchen heraus, das ich ob seiner praktischen Anlage bestens empfehlen kann, nämlich:

Das Mikroskop und seine Benutzung im pflanzenanatomischen Unterrichte, bearbeitet von G. Niemann. Preis brosch. 1.75 M.

Lebensgeschichte der Blütenpflanzen Mitteleuropas. Spezielle Ökologie der Blütenpflanzen Deutschlands, Österreichs und der Schweiz. Von Dr. O. Kirchner, Professor der Botanik an der landwirtsch. Akademie Hohenheim, Dr. E. Loew, Professor am Kgl. Kaiser-Wilhelm-Realgymn. Berlin und Dr. C. Schröter, Professor der Botanik am eidgen. Polytechnikum Zürich. Mit zahlreichen in den Text gedruckten Abbildungen. Vollständig in 5 Bänden von ca. je 40—50 Druckbogen. Erscheint in Lieferungen von je 6 Druckbogen. Subskriptionspreis für jede Lieferung von 6 Druckbogen 3,60 M. Verlag von Eugen Ulmer in Stuttgart.

Bei der gegenwärtigen Richtung des naturkundlichen Unterrichtes auf Hervorhebung der Biologie möchte ich alle Fachkollegen auf dieses Werk besonders aufmerksam machen, das ich schon gelegentlich des Ferienkurses den Teilnehmern vorlegen und bestens empfehlen konnte. Dasselbe wird nicht nur für den ganzen botanischen Unterricht ein unentbehrliches Hilfsmittel darstellen, wie es bisher in keiner Sprache existierte, sondern auch den Lehrer befähigen eigene Beobachtungen anzustellen und so seinesteils zur Förderung der Wissenschaft selbst beizutragen. Denn gerade auf ökologisch-phänologischem Gebiete ist noch viel zu arbeiten und zur Mitarbeit jeder mit offenen Sinnen Ausgestattete berufen.

Als Ziel haben sich die Verfasser nach ihrer eigenen Angabe gesetzt alle bis jetzt bekannten ökologischen Erscheinungen der mitteleuropäischen Blütenpflanzen zu einer zusammenhängenden Darstellung der Lebensgeschichte der einzelnen Arten zu vereinigen; sie beschränken sich aber keineswegs darauf, nur eine Zusammenstellung der in der botanischen Literatur hierüber bereits vorhandenen Angaben zu liefern, sondern sie sind bemüht gewesen zur allmählichen Ausfüllung der noch bestehenden grofsen Lücken in unserer Erkenntnis der speziellen

Ökologie der eben bezeichneten Pflanzen durch eigene Untersuchungen nach Möglichkeit beizutragen.

Die Einzelschilderungen beziehen sich bei jeder Pflanzenart zunächst im allgemeinen auf Ernährungsweise, Nährmedium, Lebensdauer und Überwinterungsform, phänologische Erscheinungen, Beziehungen zu den Standortsbedingungen, Beteiligung an pflanzengeographischen Formationen und geographische Verbreitung, um sodann auf die spezielle Ökologie der einzelnen Entwickelungszustände und Organe überzugehen. Begonnen wird mit den Erscheinungen der Keimung (Sicherung der Keimung, Art der Keimung, Schutzmittel des Keimlings, besondere Anpassungen usw.), worauf die Ökologie der Jugendform und endlich die Schilderung der ökologischen Erscheinungen der erwachsenen Pflanze folgt. Hier gelangt zur Darstellung: die Bewurzelung mit ihren mannigfachen Anpassungen, die Sprofsfolge nebst den ökologischen Gruppen, welche sich aus der Sprofsdauer, Lebensdauer, Überwinterung, Verjüngung und Wanderungsfähigkeit ergeben; sodann die spezielle Ökologie der Sprofsformrn, d. h. der geophilen und photophilen Sprosse mit ihrer Beblätterung in den verschiedenen Arbeits- und Ruhezuständen usw. Ein weiterer Abschnitt behandelt die Ökologie der Blütensprosse und schildert die Bestäubungsorgane, die Geschlechtseinrichtung (Pollinationstypus, Geschlechterverteilung, Geschlechterspaltung u. a.), die Bestäubungsvermittler, die Anlockungs- und Schutzmittel der Blüten, die Wechselbeziehungen zwischen der Bestäubungseinrichtung und den Lebensbedingungen der Pflanze. Schliefslich stellt die Ökologie von Same und Frucht die Folgen der Bestäubung, die Aussäungseinrichtungen und die damit im Zusammenhange stehenden Lebenserscheinungen dar.

Der Text ist durch reichliche Illustrationen erläutert, welche vorzugsweise nach Originalabbildungen der Verfasser hergestellt sind. Der 1. Band wird die Bearbeitung der Gymnospermen und der Monokotyledonen enthalten. Anordnung und Begrenzung der Familien schliefsen sich dem Englerschen System an, während der Abgrenzung der Arten die neuesten mafsgebenden systematischen Werke (Ascherson und Graebner, Richter und Gürke, Nyman) zugrunde gelegt sind.

Die vorliegende erste Lieferung enthält nach einer Einleitung eine Übersicht über die ökologischen Erscheinungen bei den mitteleuropäischen Blütenpflanzen, ein Verzeichnis der wichtigsten zusammenfassenden Schriften über die spezielle Ökologie derselben und eine Erklärung der Kunstausdrücke. Als Anfang der speziellen Darstellung folgen die Taxaceae und Pinaceae.

Infolge der Wichtigkeit des Werkes wird hier mindestens nach Abschlufs jedes Bandes eine weitere Besprechung erfolgen.

München. H. Stadler.

Vorbilder für die ornamentale Behandlung von einfachen Naturformen im Zeichenunterricht von Karl Walter in Ulm. I. Serie, 16 Tafeln mit Anleitung. Verlag von Otto Maier in Ravensburg. Preis 5 M.

Der Verfasser gibt einfache Motive, Blätter und Blüten; Früchte, Schmetterlinge und anderes kleine Getier in farbiger Ausführung. Diese Vorbilder sind zunächst für die Hand des Lehrers bestimmt. Sie sollen demselben Material und Anleitung zur Verwertung dieser Motive für den Massenunterricht geben. Zugleich gibt der Verfasser über jedes Motiv einige Aufgaben und zeigt, in welcher Weise dasselbe anders ausgestattet oder mit Verwendung anderer Blatt- und Blütenformen ausgeführt werden kann. Die gewählten Formen und Farben zeigen den kundigen und gewissenhaften Lehrer.

Geometrisches Zeichnen von H. Becker, neubearbeitet von Professor J. Vonderlinn. Sammlung Göschen, 1903. 80 Pfg.

Ein sehr gutes Büchlein, das auf 136 Seiten mit 290 Figuren und 23 Tafeln eine Fülle von Stoff aus dem Gesamtgebiet des planimetrischen Zeichnens in systematischer Anordnung bringt. Professor Vonderlinn, diplom. und staatlich geprüfter Ingenieur in Breslau, hat sich schon mehrfach als Verfasser praktischer Lehrbücher über darstellende Geometrie und technisches Zeichnen verdient gemacht und so möge auch dieses Werkchen viele Freunde finden. Ein störender Druckfehler ist auf Seite 98 stehen geblieben, wo es statt Konstruktion der Cissoide Konstruktion der Conchoide heifsen mufs.

Das Freihandzeichnen nach Körpermodellen und Naturobjekten von Professor Högg. 2. verm. Aufl.; Stuttgart, Effenberger 1904.

Der Verfasser beginnt den Unterricht im Körperzeichnen in Untersekunda, hat es also schon mit verhältnismäfsig gut vorgebildeten Schülern zu tun. Zunächst läfst er einfache Körpermodelle zeichnen, dann kompliziertere folgen und hieran reiht sich das Zeichnen nach Gebrauchsgegenständen der verschiedensten Art, einzeln und in Gruppen von zwei und mehreren Objekten. Lebende Pflanzen und präparierte Tiere scheinen dem Verfasser für den Schulgebrauch weniger geeignet. Von Anfang an werden Schattierübungen mit Stift und Pinsel vorgenommen, an die sich später die Ausführung in voller Farbenwirkung anschliefst. Eine grofse Anzahl von Abbildungen nach ausgeführten Schülerarbeiten veranschaulicht den Lehrgang und gibt Zeugnis von der Tüchtigkeit der Methode, dem geschmackvollen Arrangement der Gruppen und der verständnisvollen Durchbildung der einzelnen Arbeiten.

Regensburg. Pohlig.

III. Abteilung.

Literarische Notizen.

Meyers grofses Konversations-Lexikon. Ein Nachschlagewerk des allgemeinen Wissens. 6. gänzlich neubearbeitete und vermehrte Auflage. Mit mehr als 11 000 Abbildungen im Texte und auf über 1400 Bildertafeln, Karten und Plänen, sowie 130 Textbeilagen. Siebenter Band: Franzensbad bis Glashaus. Leipzig und Wien 1904, Bibliographisches Institut. 904 S. Preis in Halbfranzband geb. 10 M. — In der 2. Hälfte des Juli ist der siebente Band ausgegeben worden, so dafs also seit November 1902 das Erscheinen jedes Bandes bis jetzt nach Verlauf eines Vierteljahres erfolgte, wie es von der Verlagsbuchhandlung angekündigt war. — Der vorliegende Band unterscheidet sich von den vorausgehenden dadurch, dafs er verhältnismäfsig wenig umfangreiche Artikel enthält, weil eben in der alphabetischen Reihenfolge zu solchen keine Gelegenheit sich bot. Doch wird auf 22 Seiten die französische Literatur eingehend und klar behandelt (einschliefslich ihrer Erscheinungen in Belgien und in der Schweiz); auch die breiteren Ausführungen über Frauenfrage, Frauenvereine und Frauenstudium erregen besonderes Interesse. Wörter wie Garten, Gas, Gefängnis und Gefängniswesen, Gehirn, Gewerbe, Glas und Glasfabrikation gaben zu zahlreichen Einzelartikeln Anlafs; so besonders die Namen Friedrich (in nicht weniger als 83 Nummern werden die Herrscher von 25 gröfseren und kleineren Staaten biographisch dargestellt) und Georg (in 29 Nummern).

Dabei hat aber eine Prüfung besonders der biographischen, historischen, geographischen und antiquarischen Artikel kleineren Umfangs ergeben, dafs auch in diesem Bande die Neubearbeitung und Ergänzung mit der gröfsten Sorgfalt und Gründlichkeit vorgenommen worden ist; dafs bis auf die Gegenwart herabgegangen wird, beweisen unter anderem Artikel wie die Biographie des neuen bayerischen Verkehrsministers von Frauendorfer, die Biographien von Friedjung und Furtwängler, die neueste Literatur zur Geschichte von Freising etc. Bei den biographischen Notizen über Freeman tritt das Verhältnis von dessen grofser Geschichte Siziliens zu der kleineren in einem Bande nicht deutlich hervor. — In der Biographie Gabelsbergers wird irrtümlich angegeben, sein Denkmal in München sei 1894 enthüllt worden statt 1890; es sollten da auch mehr Lehrmittel, Zeitschriften etc. der G.schen Stenographie genannt sein, doch hoffen wir, dafs das vielleicht unter „Stenographie“ nachgetragen werden wird. — Der Vergilianische Satz ‚Fuimus Troes‘ (II, 325) durfte doch nicht S. 199 verdeutscht werden „Trojaner sind wir gewesen“, sondern etwa „Vorbei ist es mit uns Trojanern etc.“ — S. 260 mufste gesagt werden, dafs der Beiname il re galantuomo für König Viktor Emanuel II. gilt, den Grofsvater des jetzt regierenden gleichnamigen Königs. — Für die Feldzüge des Germanicus S. 653 sollte jetzt auch auf die Akademieabhandlung von Spengel 1903 verwiesen sein etc.

Prächtig ist auch in diesem Bande wieder die illustrative Ausstattung. Stadtpläne finden sich allerdings nur von Genf und Genua, auch nur zwei Karten, Französisch-Indochina sowie Germanien und die nördlichen Provinzen des röm. Reiches im II. Jahrh. n. Chr. darstellend, dagegen herrliche Farbentafeln hauptsächlich aus dem Gebiete der Pflanzenwelt: Tropische Früchte; Gartenpflanzen, Giftpflanzen (2); dann Gartenschädlinge (2), Gangbildungen im Gebirge, Sinterterrasse des Mammutgeisers im Yellowstone-Park, Gesteine (Mikroskopische Vergröfserung von Dünnschliffen). Dazu kommen noch 61 schwarze Tafeln als gesonderte Beilagen, kurz die Ausstattung auch dieses

Bandes entspricht durchaus dem Rufe des Bibliographischen Institutes und läfst den Wunsch rege werden, es möchten die folgenden Bände gleich regelmäfsig und gleich gediegen ausgestattet erscheinen.

K. Reiserts Taschenbuch für die Lehrer an höheren Unterrichtsanstalten auf das Schuljahr 1904/05. 16. Jahrgang. München 1904. J. Lindauersche Buchhandlung (Schöpping). Mit einer Beilage, die nicht separat abgegeben wird, Personalstatus der Gymnasien, Progymnasien, Lateinschulen, Industrieschulen, Realschulen und Landwirtschaftsschulen im Königreich Bayern nach dem Stande vom 1. September 1904. Preis: in biegsame Leinwand gebunden 1,50 M. — Das „Taschenbuch" ist in seiner Brauchbarkeit längst bewährt, hat unter den Kollegen immer mehr Freunde gefunden und bedarf daher einer besonderen Empfehlung nicht mehr. Zu bemerken wäre nur, dafs bei den allgemeinen Notizen unter Nr. 5 „Gehaltsregulativ" die vom letzten Landtag bewilligten nichtpragmatischen Gehaltszulagen nicht berücksichtigt worden sind, vermutlich weil der Druck des Taschensbuches schon zu weit vorgeschritten war, als dafs sich diese Ergänzung noch hätte beifügen lassen. Wenn dagegen der Herausgeber in dem kurzen Vorwort bemerkt, „das von mehreren Seiten gewünschte Verzeichnis der Mitglieder des Obersten Schulrates wurde in den Personalstatus eingereiht" und nun dieses Verzeichnis sich in dem einen oder anderen Personalstatus nicht findet, so ist das auf ein Versehen des Buchbinders zurückzuführen. Das fehlende Blatt wird von der Verlagshandlung unentgeltlich nachgeliefert. Sonst aber ist dieser Personalstatus, welcher mit grofser Sorgfalt und Genauigkeit abgefafst ist, um so eher zu begrüfsen, als der letzte vom Bayerischen Gymnasiallehrervereine herausgegebene Status vor nunmehr $3^1/_2$ Jahren erschienen ist und der vorliegende Ersatz sich durch grofse Zuverlässigkeit auszeichnet. Möge das Taschenbuch samt dem Status recht vielen Beifall unter den Kollegen finden! — Etwaige Irrtümer werden von den beiden Herausgebern des Status Herrn Gymnasialprof. Dr. Fr. Burger und Herrn Reallehrer A. Janson in München gerne entgegengenommen und berichtigt werden.

170 Ausflüge von München auf einen halben bis drei Tage. Mit einer Übersichtskarte, einer Karte des Vorortverkehrs und fünf Skizzen. Neunzehnte Auflage. München 1904. J. Lindauersche Buchhandlung (Schöpping). 96 S. Preis 75 Pfg. — 7 Auflagen erlebten die von Trautwein zusammengestellten „Ausflüge von München", die letzte erschien 1893 mit 60 Nummern; seit 1895, wo Bibliothekar Dr. H. Tillmann die Bearbeitung übernahm, hat es das Büchlein in rascher Folge bis auf neunzehn Auflagen gebracht und der äufsere Umfang hat sich auf das Sechsfache vermehrt. Diese Angaben sprechen für sich selbst, so dafs das längst bewährte und beliebte Büchlein einer weiteren Empfehlung eigentlich gar nicht bedarf. Doch sei wenigstens darauf hingewiesen, dafs es dank der rastlosen Sorgfalt und Genauigkeit seines Verf. auch bei dieser 19. Auflage nicht blofs zahlreiche Nachträge und Detaillierungen aufweist sondern auch wieder um 10 neue Nummern vermehrt worden ist, so dafs sich der Umfang von 87 auf 96 Seiten vergröfsert hat, ohne dafs der Preis erhöht worden wäre. Die neu aufgenommenen Touren sind vor allem mehrere auf 3 Tage berechnete Gebirgstouren, so Mädelegabel — Heilbronner Weg — Hohes Licht (Nr. 169); Zugspitze (Nr. 165); Watzmann (Nr. 160), sodann ist unter Nr 157 auch noch eine 3tägige Tour durch den mittleren bayerischen Wald eingefügt; neu ist ferner die Tour 98: Aying — Aschbach — Seehamer See — Wallenburg (1 Tag), der Besuch der von der A.-V.-S. Garmisch zugänglich gemachten Höllentalklamm (Nr. 57, 1 Tag), besonders aber hat die Eröffnung der neuen Bahn von München nach Herrsching zahlreiche Veränderungen und Erweiterungen für die Touren an den Ammersee (Nr. 58, 59, 60, 61 a u. b) gebracht und endlich sind verschiedene kleinere Touren auf $^1/_2$ Tag neu aufgenommen; so Mühltal (Nr. 17); Schlofs Berg — Merlbach — Ebenhausen (Nr. 21); Andechs (Nr. 23); Schartlhof von Station Eglharting aus (Nr. 35) und Alxing von Station Kirchseeon aus (Nr. 36). Aufserdem sind verschiedene Touren, die früher $1^1/_2$ Tage beanspruchten, durch Vereinfachung unter die auf 1 Tag berechneten herübergenommen worden, so die Besteigung des Brünnsteins, der Bodenschneid, des Wallbergs, des Hirschbergs.

Wer weifs, mit welcher Genauigkeit Tillmann alle diese Touren selbst gemacht und geprüft hat, der wird es begreiflich finden, dafs seine Angaben durchweg zuverlässig sind; durch einen ärgerlichen Druckfehler ist in der Vorrede der Name des früheren Herausgebers Trautwein in Trauwein entstellt und S. 61 läfst der Verf. wie schon in der vorigen Auflage Napoleon bei Burghausen eine Brücke über die Donau (!) schlagen.

Das Büchlein ist auch in der neuen Auflage nicht etwa blofs den eingesessenen Münchnern, auch unseren Schülern, sondern allen jenen zu empfehlen, welche während der Ferien ihre Schritte dem bayerischen Gebirge zulenken.

Windelband, Prof. Dr. W., Lehrbuch der Geschichte der Philosophie. Dritte, durchgesehene Auflage. VIII u. 575 S. Preis geb. 15 Mk., brosch. 12,50 M. Tübingen und Leipzig 1903. Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck). — Die 2. Auflage dieser bedeutenden Geschichte der Philosophie wurde im Jahrg. 38 (1902) S. 139—141 unserer Blätter eingehender besprochen. Ihr gegenüber erscheint die dritte als eine nur durchgesehene, wenig veränderte. Der Verf. hat jedoch die Bibliographie und Literatur sorgfältig revidiert und alle durch neuere Arbeiten notwendig gewordenen Berichtigungen, Kürzungen oder Erweiterungen im Texte selbst vorgenommen, ohne dafs dadurch der Umfang des ganzen Werkes wesentlich verändert worden wäre. Da der Zweck des Werkes im wesentlichen der ist, ein Lehrbuch für die Geschichte der Philosophie zu geben, welches vor allem für die akademische Jugend bestimmt ist, so war es ganz in der Ordnung, wenn der Verf. bei der 3. Auflage diesen Zweck auch äufserlich auf dem Titel zum Ausdruck brachte. Dafs das Werk auch in diesem Neudruck durchaus die warme Empfehlung verdient, welche ihm an der oben genannten Stelle schon zuteil wurde, braucht wohl nicht erst versichert zu werden.

Euphorion, Zeitschrift für Literaturgeschichte, herausgegeben von Aug. Sauer. Elfter Band Erstes und zweites Heft. Wien und Leipzig, Carl Fromme, k. u. k. Hof-Buchdruckerei und Hof-Verlags-Buchhandlung, 1904. — Das umfangreiche Doppelheft enthält Beiträge aus vier Jahrhunderten, zu Hans Sachs und Fischart von Karl Drescher in Bonn und Adolf Hauffen in Prag, zur Epigrammatik des 17. Jahrhundert von Hermann Fischer in Tübingen; aus dem 18. Jahrhundert u. a. volkstümliche Lieder und österreichische Türkenlieder, beigesteuert von Adalbert Jeitteles in Graz und Stefan Hock in Wien, aus dem 19. Jahrhunderts u. a. sehr lesenswerte Briefe von Eduard Devrient an Albert Lindner, herausgegeben von Hans Devrient in Jena. In dem kritischen Teil bespricht der Herausgeber mehrere neue Literaturgeschichten und die neuen Grillparzerausgaben. Die Hälfte des Heftes füllt die Bibliographie des Jahres 1903, von Alfred Rosenbaum in Prag mit äufserster Sorgfalt zusammengestellt. (Preis des Doppelheftes M. 8 = K. 9.60; des Bandes M. 16 = K. 19.20.)

Geschichte der deutschen Literatur von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart von Prof. Dr. Friedr. Vogt und Prof. Dr. Max Koch. Zweite, neubearbeitete und vermehrte Auflage. I. Band mit 58 Abbildungen im Text, 18 Tafeln in Farbendruck und Holzschnitt und 15 Faksimile-Beilagen. II. Band mit 107 Abbildungen im Text, 9 Tafeln in Kupferstich, Holzschnitt und Kupferätzung, 2 Buchdruck-Beilagen und 17 Faksimile-Beilagen. Leipzig und Wien, Verlag des Bibliographischen Institutes, 1904. Jeder Band in Halbleder gebunden 10 M. — Als vor nunmehr 6 Jahren diese Geschichte der deutschen Literatur im Verlage des Bibliographischen Institutes neben der nach ähnlichen Grundsätzen bearbeiteten englischen, französischen und italienischen erschien, fand sie dank der Gediegenheit des Inhaltes und der glänzenden Ausstattung allseitige Anerkennung. Dafs für ein so umfängliches Werk (760 Seiten) schon so bald eine neue Auflage nötig wurde, spricht am besten für den Wert des Buches und seine Beliebtheit. Diese neue Auflage kann sich mit vollstem Rechte eine neubearbeitete und vermehrte nennen. Die Vergröfserung des Umfanges gab Veranlassung das Ganze in zwei auch äufserlich getrennte Bände zu zerlegen: 1. Die ältere Zeit: Von der Urzeit bis zum 17. Jahrhundert von Prof. Dr. Friedr. Vogt. VI und 355 Seiten. 2. Die neuere Zeit: Vom 17. Jahrhundert bis

zur Gegenwart von Prof. Dr. Max Koch. X und 598 Seiten. Demnach ist das Werk von 760 auf 953 Seiten, also um rund 200 Seiten vergrößert worden. Im ersten Bande ist diese Erweiterung, abgesehen von der selbstverständlichen Benützung der Resultate literargeschichtlicher Forschung aus den letzten 6 Jahren, fast ausschliefslich den neu hinzugekommenen Literaturnachweisen (S. 330 bis 348) zuzuschreiben. Dadurch ist unseren Erachtens in völlig befriedigender Weise eine Vermittlung gefunden worden zwischen der Tendenz der 1. Auflage, welche an die Gebildeten aller Kreise sich wendend gelehrte Anmerkungen und Nachweise verschmähte, und einer für Fachgelehrte bestimmten Darstellung; denn eine vollständige Bibliographie à la Goedeke ist natürlich nicht beabsichtigt, sondern es sollten dem Benützer nur die brauchbarsten Ausgaben der besprochenen Literaturwerke und nur die wichtigsten Erklärungsschriften und Einzeluntersuchungen angegeben werden. Aber eben diese Auswahl des Wichtigsten läfst diese Literaturgeschichte jetzt für die Lehrer am Gymnasium wie für Studierende besonders wertvoll erscheinen, zumal auch die Zeitschriftenliteratur in ausgiebiger Weise herangezogen wird. Die Nachweise sind nach den Seiten der zusammenhängenden Darstellung geordnet. In Konsequenz der Trennung hat jetzt jeder Band auch sein eigenes Register (1. Bd. 7 Seiten, 2. Bd. 14 Seiten, früher nur 4 Seiten im ganzen in einem sehr kleinen kaum lesbaren Druck). Besonders reichhaltig sind naturgemäfs die Literaturnachweise für den 2. Bd. ausgefallen, wo sie 60 Seiten (S. 525—585) umfassen. Aber auch in seiner ganzen Anlage weist dieser 2. Band wesentliche Veränderungen und Erweiterungen auf. Ein grofser letzter Abschnitt war früher betitelt: „Vom Ende der Befreiungskriege bis zur Gegenwart". Daraus sind zwei Abschnitte geworden: 1. Vom Ende der Befreiungskriege bis zur Reichsgründung, 2. Vom Beginn der siebziger Jahre bis zur Gegenwart; denn während in der ersten Auflage auf 9 Seiten nur eine ganz gedrängte Übersicht über „Die jüngste Dichtung" gegeben war, wird diese jetzt auf 50 Seiten (S. 476—523) mit aller wünschenswerten Ausführlichkeit behandelt. Neben dem feinsinnigen wird man gerne auch das streng unparteiische Urteil anerkennen. Darüber mag jeden Zweifler z. B. die Würdigung von „Deutschlands gröfster Dichterin", Annette von Droste-Hülshoff oder des Dichters der „Dreizehnlinden", Friedrich Wilhelm Weber, belehren. Kurz, die neue Auflage des gediegenen Werkes wird eine Zierde jeder Lehrer- wie Privatbibliothek bilden.

Das deutsche Volkstum. Unter Mitarbeit von Dr. Hans Helmolt, Prof. Dr. Alfred Kirchhoff, Prof. Dr. H. A. Köstlin, Oberlandesgerichtsrat Dr. Alfred Lobe, Prof. Dr. Eugen Mogk, Prof. Dr. Karl Sell, Prof. Dr. Henry Thode, Prof. Dr. Oskar Weise, Prof. Dr. Jakob Wychgram, Dr. Hans Zimmer herausgegeben von Prof. Dr. Hans Meyer. Zweite, neubearbeitete und vermehrte Auflage. Erster Teil mit 1 Karte und 20 Tafeln in Holzschnitt, Kupferätzung und Farbendruck. VI u. 492 S. Zweiter Teil mit 23 Tafeln in Holzschnitt, Kupferätzung und Farbendruck. 406 S. Dazu 32 Seiten Register zu beiden Teilen. Leipzig und Wien 1903, Bibliographisches Institut. In 2 Leinenbänden zu je 9.50 M. oder in einem Halblederband zu 18 M. — Nach 5 Jahren seit Erscheinen der ersten Auflage findet der Herausgeber infolge der Fortschritte, die der Kampf für das Deutschtum in dieser Zeit besonders gemacht hat, den Augenblick für gekommen, eine 2. Auflage des bei seinem ersten Auftreten beifällig begrüfsten Buches erscheinen zu lassen. Die einzelnen Abschnitte und ihre Verfasser sind die gleichen geblieben: Hans Meyer schildert im 1. Kapitel „Das deutsche Volkstum" die Eigenart des Deutschen im einzelnen wie in der Gesamtheit, Prof. Kirchhoff gibt durch seine Beschreibung der „deutschen Landschaften und Stämme" die geographische Grundlage für die folgenden Abschnitte. Der als Herausgeber einer von neuem Standpunkte aus betrachtenden Weltgeschichte bekannte Hans Helmolt gibt eine gedrängte Übersicht der deutschen Geschichte, wie der durch seine bei Teubner erschienenen ähnlichen Arbeiten dazu legitimierte Prof. Dr. Oskar Weise eine Darstellung des Geistes, der Entwicklung und Eigenart der deutschen Sprache. Prof. Dr. Eugen Mogk, gewifs eine Autorität auf diesem Gebiete, erzählt in 2 Abschnitten einerseits „die deutschen Sitten und Bräuche", andrerseits gibt er eine Darstellung der altdeutschen heidnischen Religion, während Prof. Dr. Karl Sell es unter-

nommen hat in einem Kapitel „Das deutsche Christentum“ eine Analyse des Begriffes und eine Würdigung des deutschen Katholizismus und Protestantismus zu geben. Im zweiten Bande behandelt Dr. Lobe „das deutsche Recht“, Prof. Dr. Thode die „deutsche Kunst“, Prof. Dr. Wychgram die deutsche Dichtung. Wenn sich die neue Auflage eine vermehrte nennt, so rührt dies hauptsächlich davon her, dafs ein ganz neuer 12. Abschnitt hinzugekommen ist, in welchem Dr. Hans Zimmer, der Herausgeber der im Dienste der Volksbildung stehenden gleichfalls im Verlage des Bibliographischen Institutes erscheinenden Sammlung „Meyers Volksbücher“ eingehend auf 127 Seiten (S. 279—407) die deutsche Erziehung und die deutsche Wissenschaft behandelt. Mit Begeisterung erweist er die besondere Befähigung des Deutschen für die Pädagogik, um dann den geschichtlichen Entwicklungsgang der deutschen Erziehung und Wissenschaft in grofsen Zügen zu zeichnen (die Universität Heidelberg ist 1386 gegründet, nicht 1385 wie S. 295 steht). Daran reiht er systematische Auseinandersetzungen über den gegenwärtigen Stand der Pädagogik, ihre Grundlage und behandelt nach der Dreiteilung Herbarts die Regierung, den Unterricht und die Zucht. Familienerziehung und Schulwesen werden nebeneinander betrachtet, worauf ein letztes Kapitel den deutschen Studenten und deutschen Gelehrten charakterisiert. — Auch sonst ist das Werk mannigfach verbessert, aber von seiner Reichhaltigkeit kann hier nur eine kurze Andeutung gegeben werden.

Ein Punkt sei noch kurz berührt. Das Werk mufs mit Vorsicht und selbständigem Urteil benützt werden; denn sein Standpunkt ist der des norddeutschen Protestanten, der im Polentum und Ultramontanismus die schwersten Gefahren des Deutschtums erblickt. Wenn auch das redliche Bestreben der Mitarbeiter, die Polemik zu vermeiden anzuerkennen ist, so war es ihnen doch natürlich beim besten Willen nicht möglich, sozusagen aus ihrer Haut zu fahren. So wird der katholische Leser mit manchen Erörterungen nicht einverstanden sein, darum ist z. B. das Buch nicht geeignet an paritätischen oder überwiegend katholischen Gymnasien in die Lesebibliothek der obersten Klasse eingestellt zu werden. Der Lehrer freilich wird es mit grofsem Nutzen und Interesse für die Bereicherung seines Wissens verwerten und sicherlich vielfache Anregung daraus schöpfen.

Gottesthal von Anton Schott, mit Buchschmuck von Philipp Schumacher. Preisgekrönter Roman, herausgegeben von der Deutschen Literarischen Gesellschaft. München, Allgemeine Verlagsgesellschaft mit b. H. 395 S. Preis brosch. 4 M., geb. 5 M. — Die Vortrefflichkeit der Publikationen der Allgemeinen Verlagsgesellschaft auf dem Gebiete der erzählenden Literatur, welche oben S. 159/160 in bezug auf die beiden Romane Paul Kellers „Waldwinter“ und „Heimat“ hervorgehoben wurde, veranlafste uns dazu einige weitere Bände nach den gleichen Gesichtspunkten zu prüfen. Da nehmen nun die Erzählungen von Anton Schott eine ähnlich hervorragende Stelle ein. Gottesthal ist der Name einer Glashütte und eines Holzwerkes, dessen Besitzer, der Hüttenherr, zu Beginn der Erzählung eben seine Frau verloren hat, die den zahlreichen Arbeitern des Gemahls bisher als wohltätiger Engel erschienen war. Ihn selbst hassen sie ob seiner Hartherzigkeit und seines Egoismus, der auch noch die paar Bauerngütchen des Örtchens Moosau in seinen Besitz bringen möchte. Immer heifser wird der Streit, die soziale Frage rollt sich da auf, der Kampf der letzten Bauern des Tales gegen den Bedränger, der sozialdemokratische Agitator fehlt nicht, der Streik bricht aus, die Holzwerke Gottesthal brennen, der Hüttenherr wird erschossen. Aber nicht mit dieser durch rasch sich steigernde Handlung herbeigeführten Katastrophe endigt die Erzählung, sondern die zweite Frau des Hüttenherrn, die er von einer Kellnerin zur Hüttenfrau gemacht, sie weifs nach den Angaben eines der Moosbauernsöhne, eines Studierten, die Gegensätze zu versöhnen und die Arbeiter zu beglücken, so dafs das Hüttental, welches eine Zeitlang Teufelstal hätte heifsen sollen, ein wahres Gottesthal geworden ist. Dafs freilich der Moosbauernlenhard, der die Frau Lore so sehr geliebt, ehe sie Hüttenfrau wurde, plötzlich ins Kloster geht, klingt etwas unwahrscheinlich, doch der Erzähler eilt eben dem Ende zu. Sonst aber zeigt die Charakteristik von Land und Leuten, die Schilderung der Situationen eine packende Wahrheit und Naturtreue, der Verfasser weifs es zu

verhüten, dafs sein Roman als Tendenzroman erscheint und doch läfst sich viel daraus lernen, besonders für die reifere Jugend. Ihr kann auch dieser Roman ohne Bedenken in die Hand gegeben werden. Auch die feine äufsere Ausstattung, die in bezug auf Papier, Druck, Buchschmuck und Einband gleich musterhaft genannt werden kann, macht das Werk empfehlenswert.

Der Bauernkönig. Roman von Anton Schott. Mit Bildern von R. Rucktäschel. Herausgegeben von der Deutschen Literatur-Gesellschaft. München 1903. Allgemeine Verlagsgesellschaft m. b. H. 391 S. Preis brosch. 4 M., geb. 5 M. — Eine österreichische Dorfgeschichte! Wie der eben besprochene Roman von Schott beweist auch dieser die Meisterschaft des Verf. in der konsequenten Charakterzeichnung. Wohl ist das Motiv, von dem er ausgeht, schon oft in solchen Bauernromanen verwendet worden: der hartnäckige Widerstand des reichen Hofbesitzers gegen eine Verbindung seines einzigen Sohnes mit einer armen, aber braven Dirne, welcher der junge Bauer die Ehre genommen; auch das ist nicht neu, dafs der Alte sogar zu verwerflichen Mitteln greift, um dem Jungen die Treue der Dirne zu verdächtigen, aber wie das nun verwendet wird um den jungen Bauern dem Willen seines hochmütigen Vaters gemäfs aus seinen Kreisen hinausdrängen zu lassen, um ihn zu bestimmen ein Mandat für den österreichischen Reichsrat anzunehmen, wie er dann in der Wiener Stadt eine Metamorphose durchmacht, eine feine Stadtdame heimführt, seiner bäuerlichen Pflichten vergifst, so dafs sie ihn höhnisch den „Bauernkönig" nennen, wie dann aber unter dem Fluch der Verlassenen Schlag auf Schlag folgt, der Alte stirbt, ebenso die junge Bäuerin und ihr armselig geborenes Kind und der Bauernkönig reuig zu der Verlassenen zurückkehrt, zu der er die Liebe nie ganz verloren, das alles ist in völlig neuer Gruppierung und mit packender Gewalt erzählt, so dafs auch jene völlig von der Lektüre des Romanes befriedigt sein werden, welche gewohnt sind an Inhalt und Form hohe Anforderungen zu stellen. Auch hier wird die in jeder Hinsicht vorzügliche Ausstattung dazu beitragen, dafs die Erzählung viele Leser gewinnt, die sie wirklich auch verdient.

Friede den Hütten. Preisgekrönter Roman, herausgegeben von der Literarischen Gesellschaft, von M. von Ekensteen. Mit Bildern von R. Mauff. 360 S. München 1903, Allgemeine Verlagsgesellschaft m. b. H. Preis brosch. 4 M., geb. 5 M. — Die Deutsche Literatur-Gesellschaft, welche im Frühjahr 1901 ein Preisausschreiben für 3 Romane erlassen hatte, hat diesem Romane der Schriftstellerin M. v. Ekensteen einstimmig den ersten Preis im Betrage von 5000 M. zuerkannt. Keine üble Empfehlung! Und doch würde sie wenig bedeuten, hätte das Buch nicht seinen Wert in sich selbst. Aber wir haben das Buch zunächst gelesen ohne von diesem Preis etwas zu wissen und haben es doch für preiswert befunden. Wie trefflich hat die edle Verfasserin es verstanden das soziale Problem vor dem lauschenden Leser und Hörer zu lösen. Ein junger reicher Adeliger, der um eine Unwürdige ein Duell bestanden und eine schwere Wunde davongetragen hat, findet Genesung und Pflege bei einem Schulfreund, der freiwillig ein Bauer geworden ist, weil er da draufsen am besten wirken zu können meint. Da kommt der junge Aristokrat zur Einsicht, wie hohl und leer das müfsige Leben der höheren Stände ist, er besucht zum erstenmal die ihm durch Erbschaft zugefallenen grofsartigen Hüttenwerke, lernt persönlich die Not und Verbitterung seiner Arbeiter kennen und sein Entschlufs ist gefafst. Er wird ihnen ein gütiger Herr, verbessert ihre Lage, schafft ihnen Häuschen und Grundstück und gibt ihnen in dem einfachen Mädchen vom Lande, seiner ehemaligen Pflegerin, die sich im Hause seines Freundes die nötige Bildung angeeignet, eine gütige Herrin und sich eine mitstrebende Lebensgefährtin. Mit wonnigem Gefühle schaut er vom Schlosse über seine Schöpfung hin; er hat geschaffen, was er erstrebt: Friede den Hütten. — Man wird gerne gestehen, dafs man in der erzählenden Literatur der neuesten Zeit kaum etwas Reineres und Edleres wird finden können als diesen Roman. Ohne die eine oder andere kleine Unwahrscheinlichkeit geht es ja nicht ab und die Verfasserin verrät ihre weibliche Natur an mancher Stelle durch eine gewisse Weichheit des Tones und der Schilderung, aber die edle Absicht leuchtet überall durch. Auch das ist ein Buch, welches man ohne jedes Bedenken reiferen Schülern und Schüler-

innen in die Hand geben kann. Sie werden sich damit nicht blofs unterhalten, sondern sie werden — und das ist viel wert — eine Bestätigung der Dichterworte darin finden: „Nur beglückend wirst du glücklich sein." J. M.

Ciceros Verrinen. In Auswahl herausgegeben C. Bardt. Text. Leipzig 1903, Teubner. — Sogar Reden werden jetzt „in Auswahl" den Schülern geboten. Wie sollen sich da diese ein Urteil über den Kunstwert und die Technik einer Rede bilden und so einen bleibenden Gewinn für das Leben mitnehmen? Wenn nur auch die Auswahl geschickt oder die Arbeit abkürzend zu nennen wäre! So aber ist z. B. Div. in Caec. § 6 mit 9 Zeilen in zwei Zeilen, § 8 mit 11 Zeilen in drei Zeilen deutsch wiedergegeben. Auch kritisch bedeutet die Ausgabe keinen Fortschritt über Hahn-Laubmann oder Nohl hinaus. Verr. IV 5 ist et certe ‹artificio est singulari:› Item nach Zingerle eine Wiederholung des vorhergehenden egregie factus ex aere: wahrscheinlich mufs et recte dicitur statt des überlieferten et certe item geschrieben werden, indem man sich vorher eine Pause denkt, in der sich der Redner scheinbar besinnt, um dann seine ausgesprochene Vermutung zu bekräftigen, wie Verr. V 115, ähnlich Verr. I 13, III 168.

Die Verrinen gehören zu den inhaltreichsten und wahrsten Reden Ciceros und bieten eine reiche Fülle der Belehrung über die Zustände der römischen Provinzen in der letzten Zeit der Republik. Daher sind gerade diese Reden eine passende Lektüre für die oberen Klassen, aber ein dauernder Gewinn kann nur aus der vollständigen Beherrschung einer ganzen Rede hervorgehen.

H. Nohl, Schülerkommentar zu Ciceros Philippischen Reden I, II, III, VII. Leipzig 1903, Freytag. 80 Pfg. — Die hier gebotenen vier Philippischen Reden sind wohl die inhaltreichsten unter den vierzehn, wenn man auch die siebente nicht gar hoch zu stellen braucht. Doch haben sie sämtlich wohl mehr philologisches Interesse, als dafs sie Schüler erwärmen dürften. Genufsreich würden sie nur dann, wenn die rhetorische Technik eingehend, aber für die Fassungskraft von Schülern berechnet, berücksichtigt würde, nicht etwa eine mechanische Disposition, deren Angabe dem Schüler Arbeit und Freude vorwegnimmt, vorausginge. So aber beschränkt sich der Kommentar auf die Erklärung der sprachlichen und sachlichen Schwierigkeiten, ist aber höher und ansprechender gehalten als frühere Kommentare.

Wörterbuch zu den Verwandlungen des Publius Ovidius Naso von Dr. Otto Eichert. Elfte, verbesserte Auflage, besorgt von Prof. Dr. Frz. Fügner. Hannover und Leipzig 1904, Hahnsche Buchhandlung. Preis 2.40 M. — Das vielbenützte Spezialwörterbuch hat unter der Hand des neuen Herausgebers, des durch seine Mitarbeit an Teubners Schülerausgaben bestens bekannten Prof. Fügner offenbar noch an Brauchbarkeit gewonnen. Ob zwar die Verwendung lateinischen Druckes auch für die deutschen Bedeutungen dem Zwecke der Übersichtlichkeit dient, möchte ich dahingestellt sein lassen. Das Zusammenwerfen ferner der mit i und j beginnenden Wörter mag Anfängern das Aufschlagen erleichtern, es entsteht jedoch eine Inkonsequenz, wenn wie hier das nämliche nicht auch bei den Buchstaben u und v geschieht. Im einzelnen läfst sich aber, so konservativ Fügner sonst verfährt, überall die bessernde und ergänzende Hand verspüren. Die Belegstellen sind möglichst vervollständigt (so ist z. B. unter domare equos 2, 399 hinzugekommen), schwierigere Wendungen übersetzt (so unter dens: dentes aevi mit der Zahn der Zeit), unnötige Abweichungen von dem Wortlaute des Textes vermieden (so heifst es jetzt unter a, ab a Jove primus, wie es bei Ovid an der Stelle lautet, für primus a Jove der früheren Auflagen). Wenn also der Umfang des Buches der 10. Auflage gegenüber um 25 Seiten gewachsen ist ohne übrigens eine Erhöhung des Preises mit sich zu bringen, so geht dies demnach keineswegs allein auf die durchgängige Verwendung lateinischen Satzes zurück, sondern entspricht auch einem inhaltlichen Plus. Andrerseits ist für ein Schulwörterbuch Überflüssiges weggelassen, wie z. B. die Angabe der ἅπαξ εἰρημένα. Zum Schlusse sei noch bemerkt, dafs natürlich die neue Orthographie durchgeführt ist. D.

Wilh. Ranisch, Eddalieder mit Grammatik, Übersetzung und Erklärung. (Sammlg. Göschen Nr. 171.) Geb. 80 Pfg. Leipzig, G. J. Göschen, 1903. — Wie früher die gotische, so wird in diesem Heftchen die altnordische Sprache in groben Umrissen dargestellt und an einigen Eddastücken analysiert. Nur ist hier das Verständnis der Texte Hauptziel, die Sprache Mittel zum Zweck, dort umgekehrt. Unter der Voraussetzung, dass Ranischs Büchlein die Anregung wird zur Lektüre weiterer Eddastücke, vor allem aber altnordischer Prosadenkmäler (die ja jetzt leicht zugänglich sind), darf es wohl empfohlen werden, da es mit voller Sachkenntnis geschrieben ist. So viel als er bietet, sollte in der Tat jeder wissen, der gelegentlich der Nibelungenerklärung auf die Edda zu sprechen kommt. Br.

K. Euling, Studien über Heinrich Kaufringer. (Germanist. Abhandlungen, hrsg. von Fr. Vogt, Heft XVIII.) Breslau, Marcus, 1900. Preis 4.60 M. — Zu der Kaufringerausgabe werden hier Ergänzungen von grofsem Werte gegeben. K. ist eine lange verkannte Dichterpersönlichkeit und erst durch Euling ins rechte Licht gesetzt. Aus seiner bayrisch-schwäbischen Umgebung, aus seiner Zeit heraus lehrt ihn der Verf. recht würdigen, untersucht seine literarische Abhängigkeit von Konrad von Würzburg und dem Teichner in genauer Zergliederung seiner poetischen Technik, geht den Beziehungen zur volkstümlichen Epik und seiner eigenen Manier nach, bringt endlich mit grofsem Fleifs und ungewöhnlicher Belesenheit bei, was zur Geschichte der Kaufringerschen Stoffe aufzutreiben ist. Die novellistischen Schwänke, wie sie Kaufringer bietet, stehen ja inmitten einer zeitlich wie örtlich weit ausgedehnten Kette, die bis Indien und Island, ins Altertum und über Hans Sachs in die Gegenwart reicht. Ist schon wegen der eigenartigen geschickten Bearbeitung des Dichterischen Kaufringer höchst beachtenswert, so enthält er auch eine Menge volkskundlich wichtiger Züge. Die altbayrische Literaturgeschichte des 14. und 15. Jahrhunderts ist mit ihm ganz erheblich bereichert. Br.

V. Mackenroth, Mündliche und schriftliche Übungen zu Kühns französischen Lehrbüchern. I. Teil. 2. Aufl. Bielefeld und Leipzig, Verlag von Velhagen & Klasing, 1903. (XIV u. 160 S.) — Die zweite Auflage wurde schon $1^1/_2$ Jahre nach dem Erscheinen der ersten nötig. Daraus erklärt es sich, dafs der Verfasser von gröfseren Änderungen Abstand genommen und sich darauf beschränkt hat, das Vorhandene einer genauen Durchsicht zu unterziehen. Insbesondere ist eine gröfsere Übersichtlichkeit angestrebt, manche Übungen sind vereinfacht, einige Stücke umgestellt.

Dr. Georg Recknagel, Ebene Geometrie. Sechste Auflage. München, Th. Ackermann, 1902. — Die neue Auflage dieses bewährten Lehrbuchs ist ein unveränderter Abdruck der vorhergehenden..

C. Müsebeck, Anfangsgründe der Trigonometrie und Stereometrie. Berlin, L. Simion, 1902. 76 Seiten. — Die Vorlage ist eine Sonderausgabe aus dem Leitfaden der Elementarmathematik von Lieber und von Lühmann (vgl. 39. Bd. S. 361) und enthält die Anfangsgründe der Trigonometrie und Stereometrie in einem Umfange, der den neuen preufsischen Lehrplänen für sechskursige Realschulen entspricht. Das Buch enthält auch die Elemente der Projektionslehre und Kartographie; es werden die wichtigsten Sätze der Zentral- und Parallelprojektion dargelegt und die stereographische und Merkatorsche Abbildung der Erdoberfläche erklärt.

Prof. Dr. Heinrich Borks Mathematische Hauptsätze. Herausgegeben von Dr. Max Nath. Erster Teil. Pensum der Unterstufe (bis zur Untersekunda einschliefsl.) 4. Auflage. Leipzig, Dürrsche Buchhandlung. 1903. A. Ausgabe für Gymnasien. 200 Seiten. B. Ausgabe für Realgymnasien und Oberrealschulen. 242 Seiten. — In dem Borkschen Buche ist der Lehrstoff systematisch geordnet und in den Beweisen wird Euklidische Gründlichkeit angestrebt. In der Neubearbeitung hat das Buch seinen Charakter nicht geändert. Der jetzige Herausgeber hat nur einen Abschnitt über geometrische Konstruktionen eingeschaltet,

im übrigen beschränkte er sich darauf das Buch den Lehrplänen von 1901 anzupassen.

Berühmte Kunststätten. Nr. 23. Verona von G. Biermann. 190 S. (darunter 4 S. Register) mit 125 Abbildungen. Preis 4 M. Leipzig 1904, Verlag von E. A. Seemann. — Wieder ein neuer Band der berühmten Kunststätten, welcher durch eigenartige Vorzüge für sich einnimmt. Für eine Kunstgeschichte Veronas haben gewöhnlich allgemeine Darstellungen der Kunstgeschichte keinen Raum; der Verfasser des vorliegenden Werkes hat den ersten Versuch einer solchen gemacht auf Grund seiner an Ort und Stelle gesammelten Beobachtungen und Studien. Und man mufs gestehen, dafs es ihm gelungen ist, für seinen Stoff das Interesse jedes kunstfreundlichen Lesers zu erwecken. Vor allem hat er scharf und klar gezeigt, dafs Verona die erste Stadt Italiens war, wo im Mittelalter die Kunst erblühte und was in dieser Hinsicht die Herrschaft der Scaliger für die Stadt bedeutete, wird man kaum sonst so gut auseinandergesetzt finden wie auch die feine Analyse der Scaligergräber weit über das hinausgeht, was man sonst in allgemeinen Kunstgeschichten darüber findet. Sodann hat B. der Malerei des Quattro- und Cinquecento in Verona eine besonders eingehende Behandlung angedeihen lassen; wir möchten als namentlich gelungen hervorheben den Nachweis der gewaltigen Einwirkung Mantegnas auf die Veroneser Malerschule S. 106 ff., sowie die Trennung der unter dem Namen Caroto gewöhnlich zusammengefafsten Werke und ihre Verteilung zwischen die Brüder Giovanni und Giovanni Francesco Caroto S. 127 ff. Kurz, der Band ist eine wirkliche Bereicherung der Kunstgeschichte und daher allen Kunstfreunden zum Studium angelegentlich zu empfehlen.

Im einzelnen freilich ergeben sich in sachlicher wie formeller Hinsicht mehrfache Beanstandungen, die bei einer neuen Auflage des Werkes unbedingt beseitigt werden müssen. Für die ältere und älteste Geschichte Veronas sind des Verfassers Angaben nicht immer richtig und zuverlässig. So ist es nicht richtig, dafs das Amphitheater von Verona (die Arena) nie vollendet worden sei. Es wurde auf Befehl des Kaisers Gallienus in der kurzen Zeit vom 3. April bis 4. Dezember 265 n. Chr. Verona neu ummauert; die Mauer wurde massig aber roh aus den Steinen des Amphitheaters und zerstörter Denkmäler aufgerichtet. Daher der heutige Zustand der Arena. Bei dieser Gelegenheit wurden 2 römische Ehrenbogen in je ein Stadttor umgewandelt, die heutige Porta de' Borsari und an der östlichen Flufsseite der heutige Arco dei Leoni. Der Verfasser hätte also diese beiden Ehrenbogen nicht als ursprüngliche Toranlagen betrachten sollen (S. 7). — Unverständlich wird S. 8 der Kult der Mater deum der übersetzte Mithraskult des Orients genannt. — Dafs Berengar 950 Lothars Witwe Adelheid habe zwingen wollen, die Gemahlin seines Sohnes Adalbert zu werden, ist nicht mehr haltbar; es steht in keiner guten Überlieferung. — Nicht ein Karl von Lothringen (S. 14) hat Berengar 952 zur Unterwerfung gebracht, sondern Konrad der Rote, der Schwiegersohn Ottos d. Gr., Herzog von Lothringen. — Nicht Heinrich III. hat nach Otto III. den Kampf gegen Harduin von Ivrea aufgenommen, sondern Heinrich II. (S. 15). — Friedrich Barbarossa zog 1166 nicht zum dritten, sondern zum vierten Male nach Italien (S. 17). — Auch Fehler wie Kappedokien (S. 96), Theophana (S. 15), das transpadovanische Gallien (S. 4); dem Tribus Poblilia zugeschrieben (S. 4), Anologie (S. 3) sind doch recht auffallend. Dazu kommen Fehler des Stiles; z. B. liest man zweimal: die Hände über der Brust gefalten; die Stadt verdankt dies . . . selner hervorragenden Lage (S. 4); in die Burg des Markgrafen Azzo, einem Anherrn etc. (S. 14); Von dem Anonymo Valesianus (S. 30); oder gar: Einschiffig angelegt leidet im Innern der Eindruck streng ernster Ruhe! Also wie gesagt, im einzelnen mufs gar manches gebessert werden. J. M.

Berühmte Kunststätten. Nr. 24. Sizilien von Max Gg. Zimmermann. I. Die Griechenstädte und die Städte der Elymer. 126 S., darunter 2 S. Register. Leipzig 1904, Verlag von E. A. Seemann. — Betrachtet man Sizilien als Kunststätte, so klafft eine gewaltige Lücke zwischen der Kunst der alten Griechenstädte und der des späteren Mittelalters und der neueren Zeit. Aber auch die Örtlichkeiten, wo die beiden Kunstentwicklungen uns entgegentreten, sind ver-

schieden. Es war also von vornherein praktisch, Sizilien nach dieser Richtung hin in zwei Teilen zu schildern. Der erste, welcher die Griechen- und Elymerstädte behandelt, liegt vor. Sein Verf. hat sich besonders vorteilhaft bekannt gemacht durch seine Beteiligung an der Allgemeinen Kunstgeschichte im Verlag von Velhagen u. Klasing, für welche er die Kunstgeschichte des Altertums und des Mittelalters bis zum Ende der romanischen Epoche, dann wieder die des Zeitalters der Renaissance und die Kunst im Zeitalter des Barockstiles bearbeitet hat. Namentlich seine Kunstgeschichte des Altertums hat verdienten Beifall gefunden. Wir dürfen also auch von der vorliegenden Monographie Gediegenes erwarten. Der Verf. verfährt so, dafs er in Messina den Boden Siziliens betritt, an der Ostküste und Südküste entlang wandert (mit einem kurzen Streifzug in das Innere), und endlich die Nordwestecke mit den Elymerstädten besucht (wozu noch die Stätte des alten Himera kommt). Palermo und seine Umgebung ist dem 2. Teile vorbehalten, während das wenige, was z. B. in Messina, Taormina und Catania aus der späteren, nachchristlichen Kunstentwicklung interessiert, gleich mitbehandelt wird. Dabei verfährt der Verf. in der Weise, dafs er bei jeder der Griechenstädte ihre Gründungsgeschichte, ihre wechselnden Schicksale in der Zeit der Blüte und des Verfalles und ihren Untergang erzählt; dann erst werden die erhaltenen Reste der Kunstdenkmäler behandelt. Und zwar wird gelegentlich des griech. Theaters von Taormina gleich auch die Theorie und Geschichte des antiken Theaterbaues, gelegentlich der Wanderung durch Girgenti die Theorie und Entwicklungsgeschichte des dorischen Baustiles vorgetragen. Das knappe Literaturverzeichnis S. 124 zeigt, dass der Verf. sich treffliche Führer gewählt hat; für das Topographische Serradifalco, Cavallari-Holm und Lupus, für das Geschichtliche die bekannten Werke von Holm und Freeman und für das Kunstgeschichtliche, besonders die Architektur, Benndorf einerseits und Koldewey-Puchstein andrerseits. Bei den geschichtlichen Erörterungen ist die Anlehnung an die deutsche Bearbeitung des Freemanschen Werkes durch Lupus bisweilen so enge, dafs die Deutlichkeit darunter leidet. So z. B. spricht der Verf. S. 75 von Therons Tochter, der opferwilligen Demareta, Gelons Gemahlin. Hier ist das Epitheton unverständlich, während bei Freeman-Lupus II S. 164 ihre Opferwilligkeit genau erklärt ist. Oder von Bakchylides, dem Neffen und Schüler des Simonides am Hofe Hierons I., heifst es S. 40: von dessen Gedichten auch nur wenig auf uns gekommen ist. So steht bei Freemann-Lupus II S. 230 aus dem J. 1897 und damals traf das auch zu. Aber der Verf. sollte doch wissen, dafs inzwischen aus einem ägyptischen Papyrus zwanzig zusammenhängende Gedichte, darunter 14 Epinikien des Bakchylides bekannt geworden sind! — Nebenbei seien noch einige Beanstandungen erhoben. Ein Widerspruch findet sich S. 20 und 21, wo einerseits behauptet wird, zur Zeit der Schlacht von Marathon erst habe Aeschylus einen zweiten Schauspieler eingeführt und andrerseits von dem Zusammenbruch der hölzernen Sitzreihen des athenischen Theaters gelegentlich des Wettstreites der Dichter Pratinos (so statt Pratinas!), Aeschylos (damals 25 Jahre!) und Chörilos erzählt wird. Nicht wohl erst mit 35 Jahren hat Aeschylos den 3. Schauspieler eingeführt. — S. 13 steht, die Mamertiner hätten die Römer gegen Hannibal, der ihnen die Stadt Messana wieder entreifsen wollte, zu Hilfe gerufen. Hanno hiefs doch der Befehlshaber der karthagischen Flotte wie der Besatzung in der Burg; Hanno hiefs auch der Befehlshaber der 2. Flotte, Hanno, Hannibals Sohn, daher wohl die Verwechslung. — Die griech. Form des Namens Selinunt heifst Soloeis (*Σολόεις*) und nicht Soloais (S. 2). — S. 42 ist der Rückzug der Athener von Syrakus 413 nicht ganz richtig dargestellt: nicht schon nach dem 2. Nachtlager, sondern erst nach dem sechsten trennten sich Nikias und Demosthenes, indem letzterer zurückblieb (cf. Thukyd. VII, 80 u. 81). — S. 66 ist eine Münze (Didrachmon) von Gela abgebildet und so beschrieben: „Vorderteil eines Stieres mit bärtigem Menschenangesicht". Das reicht nicht: es ist der Flufsgott Gelas (*Γέλας* ist beigeschrieben!), der hier in der halbtierischen Gestalt des Acheloos gebildet wird. — S. 63 soll der Name der Kyanequelle erklärt werden: „Die Farbe des Wassers hat das Blau der Kornblume, Cyane, *κύανος*. Die Namen der Quelle und der Blume gehen auf das griech. Wort *κυάνεος*, dunkelblau, zurück". Natürlich ist die Sache umgekehrt: von *κύανος* (Blaustein, lapis lazuli, erst weiterhin = Kornblume) ist das Adjektiv *κυάνεος* = stahlblau abzuleiten. — S. 43 heifst

es von den Bauten in Syrakus unter Dionysios I: „Von neuen Kultgebäuden wird das der sonderbaren Aphrodite Kallipygos oder *Καλλίπυγος* erwähnt. Von den Statuen dieser Göttin ist ein Exemplar im Museum zu Neapel erhalten." Wenn der Verf. den heiklen Beinamen nicht erklären wollte, mufste er das Ganze weglassen; denn so ist es nur Kundigen verständlich. — S. 79 wird bemerkt: Dagegen ist noch (nämlich in Akragas) ein Teil des Athenatempels in der dreischiffigen Hallenkirche Sa Maria dei Greci vorhanden. Das Gebäude ist also auch heute noch einer jungfräulichen Gottheit geweiht." Die Jungfrau Maria als jungfräuliche Gottheit bezeichnet ist eine ganz irrige, für einen Katholiken unerträgliche Vorstellung.

Dankenswerterweise sind von Syrakus, dem Euryalos, von Akragas und Selinus Pläne und kleine Karten nach Lupus und Freeman beigegeben, dagegen wird leider eine Karte von Sizilien vermifst. Der Band sei namentlich dem Lehrer der alten Geschichte am Gymnasium dringend empfohlen; er wird mit seiner Hilfe den Unterricht trefflich zu beleben vermögen. J. M.

Meister der Farbe. Europäische Kunst der Gegenwart. Verlag von E. A. Seemann in Leipzig (Filialverlag in Paris, London, Stockholm, Leiden, Moskau, Budapest). 12 Monatshefte. Jahrespreis 24 M. 1904. 3.—5. Heft. (Monatlich ein Heft mit 6 Bildern und Text. Einzelne Hefte kosten 3 M., aufserdem ist jedes Bild für eine Mark zu beziehen und geschmackvoll gerahmt für 3 M.)

Seitdem oben S. 415 dieses Jahrganges unserer Blätter von diesem neuen Unternehmen der um die Förderung des Interesses für Kunst und Kunstgeschichte so verdienten Verlagshandlung ausführlicher berichtet wurde, sind 3 weitere Lieferungen der neuen Sammlung ausgegeben worden. Dieselben bieten, um davon zuerst zu sprechen, vor allem Proben der Kunst mehrerer inzwischen Verstorbener, darunter in erster Linie das charakteristische Bildnis einer russischen Bettlerin von Wassili Wereschtschagin, voll von packendem Realismus, wozu sein Freund und genauer Kenner Eugen Zabel in Berlin einen kurzen Text geschrieben hat. Freilich dachte damals, als das Bild hier veröffentlicht wurde, noch niemand daran, dafs der russische Künstler so bald in Ostasien den Tod finden sollte. Daneben finden wir ein Bild „Mutterglück" von Giovanni Segantini, dem grofsen, noch zu den gröfsten Hoffnungen berechtigenden Maler, der im September 1899 auf einer Holzhütte im Engadin, 2700 Meter hoch oben im Gebirge während seiner Studien dort dahinstarb; da er wie keiner der Illusion des Flimmerns in der Natur nahe kommt, so ist es von besonderem Werte hier eine farbige Reproduktion zu besitzen, wie eben vier in dem 72. Band der Künstlermonographien neben 97 schwarzen Nachbildungen seiner Werke erschienen sind. Als dritter im Bunde ist Michael von Munkácsy (1844—1900) vertreten, von dem ein besonders charakteristisches Bild aus dem Besitze des Museums der schönen Künste in Budapest, „Sturm auf der Pufsta" reproduziert wird und zwar aus der Zeit, wo der gröfste ungarische Maler noch in seinen entbehrungsreichen Jugendjahren stand. Neben diesen grofsen Toten kommen aber auch die Lebenden zu ihrem Rechte. Da finden sich Bilder von Holländern (Therese Schwartze und Albert Neuhuys in Amsterdam), von Franzosen und Belgiern (Lucien Simon, Charles Cottet und René Ménard in Paris, Henriette Ronner in Brüssel), von Skandinaviern (Prinz Eugen von Schweden, Viggo Johansen in Kopenhagen), Russen (Konstantin Somoff in St. Petersburg), Österreichern (Robert Schiff und Walter Hampel in Wien), von dem ungarischen Böcklin P. von Szinyei-Merse, von dem Spanier Manuel Garcia Y. Rodriguez in Sevilla. Auch einige Reichsdeutsche sind vertreten, wobei man nicht vergessen darf, dafs dieser Sammlung eine andere aus dem gleichen Verlage vorausgegangen ist „Hundert Meister der Gegenwart", welche nur deutsche Maler umfafste. Diesmal sind L. von Zumbusch in München mit seinem Kinderbild „Schmetterlinge" und Johann Sperl zu Kutterling in Bayern, der Freund des grofsen Leibl, mit einer „Blühenden Wiese" vertreten.

Mit ihrem weiteren Fortschreiten wird uns diese treffliche Sammlung allmählich eine Probe von den Leistungen der besten Künstler aller Nationen der Gegenwart bieten. Wir wünschen ihr den besten Erfolg. J. M.

Alte Meister. In den Farben des Originales wiedergegeben. — Die Sammlung erscheint im Verlage von E. A. Seemann in Leipzig und Berlin in Lieferungen mit je 8 Tafeln. Preis der Lieferung (in Mappe) 5 M. Jede Lieferung ist auch einzeln käufflich. Der vollständigen Lieferung dürfen einzelne Bilder nicht entnommen werden, sondern solche müssen zum Einzelkaufe (1 M.) ausdrücklich besonders bestellt werden.

Die in unseren Blättern schon öfters empfohlene Sammlung alter Meister wird bis auf 200 Tafeln fortgeführt werden, demnach im ganzen 25 Mappen umfassen; davon sind bis jetzt 19 erschienen; der Rest wird im Laufe des Jahres 1905 zur Ausgabe gelangen. Die umsichtige Verlagshandlung hat Sorge getragen, dafs in der damit abgeschlossenen Sammlung kein bedeutender von den Meistern der vergangenen Jahrhunderte fehlen wird.

Seit dem letzten Hinweis (s. oben S. 413) sind die Lieferungen 18 und 19 ausgegeben worden. Auch bei diesen macht sich des Bestreben geltend, solche Künstler mit charakteristischen Werken vorzuführen, welche bisher in der Sammlung nicht vertreten waren; so den Venezianer Carlo Crivelli (1468—1493) mit einer heiligen Magdalena in leuchtender Farbenpracht, den Niederländer Hugo van der Goes († 1482) mit einer Anbetung der Hirten, den Niederländer Gonzales Coques (1618—1684) mit seinem bekannten Bilde aus der Kasseler Galerie „Der junge Gelehrte und seine Schwester", den sogenannten Meister Wilhelm der Kölner Schule (um 1400) auf 2 Tafeln mit dem Flügelbilde „Die Madonna mit der Erbsenblüte", den Holländer Kaspar Netscher (1639—1684) mit dem Bilde der Dresdener Galerie „Gesang mit Klavierbegleitung", den Verpflanzer der Technik der Ölmalerei nach Italien Antonello da Messina (1444—1493) mit dem Bildnis eines jungen Mannes (datiert 1478); Angelika Kauffmanns (1741 bis 1807) Vestalin aus Dresden; eine aus Tauberbischofsheim stammende, jetzt im Karlsruher Museum befindliche Kreuzigung von Matthias Grünewald (tätig zwischen 1500 und 1530); eine Flufslandschaft des Holländers Albert Cuyp (1620—1691) und endlich ein Bild des vielseitigen, in der 2. Hälfte des Quatrocento zu Florenz tonangebenden Andrea Verocchio (1435—1488), eine für das K. Museum in Berlin 1873 erworbene Madonna. — Von solchen Künstlern, die in der Sammlung bereits mit Bildern vertreten sind, erscheinen: Paul Potter, Lionardo da Vinci, Tiepolo, Murillo und der Franzose J. B. S. Chardin.

Wie bisher ist ein kurzer Text, 4 Seiten, bei jeder Lieferung beigefügt, der bei aller Knappheit treffliche Beschreibungen aus der Feder des für verschiedene Unternehmungen der Verlagshandlung schon erfolgreich tätig gewesenen Geheimrats Adolf Philippi bietet. Wir benützen die Gelegenheit, dieses kleine Hausmuseum der Kunst auch als Anschauungsmittel neuerdings zu empfehlen.

Seemanns Wandbilder. III. Folge. Porträtgalerie. Ausgewählt für Schulen von Dr. W. Vogel, Kustos am städtischen Museum der bildenden Künste in Leipzig. 4. Lieferung. Wandbilder Nr. 231—240. (5 Lieferungen zu je 10 Blatt. Preis für die Lieferung unaufgezogen 15 M., für das einzelne Bild 3 M., für 10 beliebig gewählte Blätter 25 M. Auf Wunsch werden die 10 Blätter einer Lieferung auch auf Pappe gezogen zum Preise von 25 M. geliefert, ebenso sind die Blätter auch unlackiert zu haben.) Leipzig, Verlag von E. A. Seemann, 1904.

Zuletzt wurde im vorigen Jahrgang unserer Blätter S. 602 über die 3. Lieferung berichtet. Auch diese inzwischen ausgegebene 4. Lieferung interessiert in doppelter Hinsicht, einerseits durch die dargestellten Persönlichkeiten und anderseits als Wiedergabe von einzelnen beachtenswerten Kunstwerken. Da erscheinen eine ganze Reihe von Herrschergestalten: C. Jul. Caesar nach der bekannten Marmorbüste in Neapel; Konstantin der Grofse (marmorne Kolossalbüste im Hofe des Konservatorenpalastes in Rom); Ludwigs XIV., Porträt von Hyacinthe Rigaud aus dem Herzogl. Museum in Braunschweig; aus demselben Museum, das Bildnis Peter des Gr. von Rufsland, gemalt von Johann Kupetzky, und ein Porträt der Kaiserin Maria Theresia von Jean-Etienne Liotard, das die stolze und reine Hoheit dieser Fürstin packend zum Ausdruck bringt, ferner Friedrich Wilhelm der Grofse Kurfürst nach dem Gemälde von Pieter Nason im Schlofs zu Charlottenburg und das bekannte aus der Schule des François Clouet stammende Bildnis der Königin Maria Stuart in der Galerie der Eremitage

zu St. Petersburg. Welche Fülle von Gedanken drängen sich uns auf, wenn wir diese Herrschergestalten an unseren Blicken vorüberziehen lassen. Dazu sind einzelne dieser Bildnisse hervorragende Erzeugnisse der Porträtkunst, so besonders die Werke von Rigaud und Liotard. Nur der häfsliche Kolossalkopf Konstantins sollte fehlen; denn abgesehen von dem unästhetischen Eindruck, welchen der noch dazu ganz fleckig erscheinende Kopf macht, ist die Deutung des früher Domitian Genannten auf Konstantin doch nur eine neuerdings aufgestellte Hypothese. — Wir wollen noch angeben, dafs die Lieferung ein wenn auch künstlerisch wenig bedeutendes Bildnis eines Unbekannten von dem Grafen Egmont aus der Braunschweiger Galerie, das Bild Tischbeins Goethe auf den Ruinen Roms und endlich das im Leipziger städtischen Museum der bildenden Künste befindliche Bild des liebenswürdigen Illustrators Ludwig Richter von Pohle enthält.

Hoffentlich haben sich alle unsere Gymnasien, welche bereits Seemanns Wandbilder besitzen, auch diese Fortsetzung angeschafft, deren einzelne Tafeln durch den Gegenstand wie durch die prächtige, für alle Schüler von ihren Plätzen aus sichtbare Ausführung als ein wichtiges Hilfsmittel für die Belebung des Unterrichtes in der Geschichte und Kulturgeschichte betrachtet werden müssen. J. M.

Klassiker der Kunst in Gesamtausgaben. 3. Band: Tizian. Des Meisters Gemälde in 230 Gemälden. Mit einer biographischen Einleitung von Dr. Oskar Fischel. XXX und 212 S. Preis in vornehmem Leinenband 6 M. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. — Über den Plan und die eigentümlichen Vorzüge dieses neuen Unternehmens ist oben S. 412/13 dieses Jahrgangs unserer Blätter ausführlicher gesprochen worden, ebenso über die beiden ersten Bände, welche die sämtlichen Werke von Rafael und Rembrandt enthalten. Das Unternehmen hat, wie wohl vorauszusehen war, bei der Kritik und beim Publikum eine durchaus freundliche, teilweise sogar begeisterte Aufnahme gefunden, weil in diesen neuen Publikationen einerseits das Gesamtwerk der betreffenden Künstler vorgeführt wird und weil andrerseits der in Anbetracht des Gebotenen wirklich niedrig gestellte Preis auch dem weniger Bemittelten die Anschaffung ermöglicht. Von den zunächst in Aussicht genommenen Bänden (Michelangelo, Dürer, Schwind, Tizian, Van Dyk, Rubens, Murillo, Velasquez, Holbein) ist nun als dritter Tizian gefolgt. Er entspricht vollkommen den Erwartungen, die man nach den beiden ersten Bänden hegen durfte. Die sämtlichen Werke des Fürsten unter den Venezianer Malern, der ein Alter von fast 100 Jahren erreichte (1477—1576) werden in 230 meist trefflichen Reproduktionen vorgeführt und zwar in 2 Abteilungen (196 eigentliche Gemälde, dann Kopien, zweifelhafte und unechte Gemälde in einem Anhang vereinigt). Natürlich hat man Tizians Meisterwerke auch in anderen Sammlungen, aber hier begegnen dem Kunstfreunde viele Bilder, die er auch in der Reproduktion bisher kaum gekannt hat; eines wird hier überhaupt zum erstenmal wiedergegeben, nämlich ein in der Komposition auffallendes Altarbild aus Sa Maria in Medole bei Brescia, Christus erscheint seiner Mutter. Eine sehr gute Anleitung zur Betrachtnng und dem Genusse der Bilder gibt die biographische Einleitung von Oskar Fischel, welche sich durch allerlei treffende ästhetische Bemerkungen trotz ihrer durch den Raum gebotenen Kürze auszeichnet. Neu gegenüber den früheren Bänden sind Anmerkungen sachlichen und kunstkritischen Inhaltes, „Erläuterungen", S. 189—197, auch deshalb willkommen, weil sie zahlreiche Hinweise auf die kunstgeschichtliche Spezialliteratur enthalten. Ihnen folgen 1. ein chronologisches Verzeichnis der Gemälde, 2. ein alphabetisch geordnetes Verzeichnis der Aufbewahrungsorte und Besitzer und endlich 3. ein systematisches Verzeichnis der Gemälde nach ihren Stoffen, in die Gruppen religiöse Stoffe, Mythologie und Profangeschichte, Bildnisse gegliedert, besonders geeignet, über das gewaltige Schaffensgebiet des grofsen Venezianers einen Überblick zu gewähren.

Auch dieser Band ist allen Freunden und Lehrern der Kunstgeschichte dringend zu empfehlen. Mögen ihm doch bald weitere von gleicher Vollständigkeit folgen. J. M.

Volkmann Ludwig, Grenzen der Künste. Auch eine Stillehre. Dresden 1903, Kühtmann. — Die Verschiedenheit des Stoffes wie die Verschiedenheit in der künstlerischen Auffassungsweise scheidet „die Kunst" in „die Künste",

deren jede ihren eigenen Stil hat. Der Stoff, aus dem nun das Kunstwerk hervorgeht, und der Zweck, für den es bestimmt ist, ergeben aber zugleich von selbst die Grenzen, wodurch wiederum Auffassung und Ausdruckweise innerhalb der einzelnen Künste bestimmt wird, was wir eben den Stil heifsen. Jede Überschreitung der durch Material wie Zweck gebotenen Grenzen mufs demnach als Stillosigkeit gelten. Dafs diese Sünde in der Kunst weiter verbreitet ist als man denkt, sucht Verf. in seinem Buche darzulegen und zwar geschieht dies durch die Gegenüberstellung markanter Beispiele, die der oben aufgestellten Forderung ebenso entsprechen, wie solcher, die ihr z. T. schnurstracks zuwiderlaufen. Eine Fülle von Beispielen — und zwar alle im Bilde gegenübergestellt — aus dem Gebiete der Malerei, Plastik, Architektur und des Kunstgewerbes sollen uns von selbst darauf hinführen, wo der Künstler den Stil eingehalten und wo er ihn verletzt hat. Diese Art der Kunstbetrachtung darf als wesentliche Ergänzung zum Studium der Kunstgeschichte gelten, die totes Wissen ist, wenn nicht lebendiges Stilgefühl damit verbunden wird. Eine bessere Art als diese induktive Methode Volkmanns zur Weckung und Befestigung des wahren Stilgefühls gibt es nicht, mag vielleicht auch, wie Verf. selbst zugibt, manche seiner Forderungen zu radikal sein. Man ist manchmal geradezu überrascht, wie selbstverständlich manches ist, ohne dafs man selbst darauf gekommen ist. Die Lektüre des Buches bietet ebenso hohen Genufs wie dauernden Gewinn. O. S.

Land und Leute. Monographien zur Erdkunde in Verbindung mit hervorragenden Fachgelehrten herausgegeben von A. Scobel. XVII. Neapel, seine Umgebung und Sizilien. Von Prof. Dr. Hippolyt Haas. Mit 154 Abbildungen nach photographischen Aufnahmen und einer farbigen Karte. 194 S. (darunter 9 S. Literaturverzeichnis und Register). Preis geb. 4 M. Verlag von Velhagen und Klasing in Bielefeld und Leipzig, 1904. — Anläfslich der Reise des Deutschen Kaisers im Mittelmeer und auf Sizilien liefs die Verlagshandlung diese Monographie erscheinen. Ihr Verfasser ist zunächst hauptsächlich kompetent für den rein geographischen, besonders den geologischen Teil; hat er doch kurz vor dieser Monographie ein populär gehaltenes Buch „Der Vulkan, die Natur und das Wesen der Feuerberge" bei Alfred Schall in Berlin erscheinen lassen. Daher ist auch die geologische Geschichte von Unteritalien und Sizilien, womit die Darstellung beginnt, zu den gelungensten Partien des Buches zu zählen; auch bei der Wanderung durch das Land selbst wird immer wieder an die Tätigkeit der Vulkane angeknüpft. Nach einer kurzen Übersicht über die Bedeutung dieser Teile des Königreiches Italien für Kunst, Wissenschaft und Literatur beginnt die Einzelschilderung mit Neapel und seinem Volksleben, wendet sich von da einerseits hinaus nach Bajae und Cap Miseno, andrerseits hinüber nach Ischia und Procida; dann geht es am Rand des Golfes entlang auf den Vesuv, nach Pompej, über Castellamare nach Sorrent und Capri, über die Sorentiner Halbinsel nach Amalfi und Salerno und von da nach Pästum. — Eine Rundfahrt in und um Sizilien beginnt in Palermo, geht um die Nordwestecke zur Südküste, besucht die Ruinen von Selinunt und Girgenti, dann Castragiovanni im Innern, geht weiter an der Ostküste hinauf bis Messina und über Milazzo und Cefalù an der Nordküste bis zum Ausgangspunkte Palermo zurück um mit einem Ausflug nach Stromboli zu schliefsen.

Die Schilderung ist gewandt und lebhaft, teilweise sogar begeistert, dabei anschaulich und richtig und so wird diese Monographie zur Belebung des Geographieunterrichtes gute Dienste leisten; denn die Illustration nach photographischen Aufnahmen (154 Abb.) ist glänzend und namentlich in einzelnen gröfseren Bildern der höchsten Anerkennung wert. Nur in bezug auf historische Angaben ist das Buch nicht immer verlässig; z. B liest man den Namen des Tyrannen von Syrakus wiederholt Dionysos I. statt Dionysios; das Parthenon (S. 170); ebenda Pammylos als Gründer von Selinunt statt Pamillos; ebenda hält der Verfasser die Bezeichnungen der Selinuntischen Tempel als solche der Juno Lacinia, Concordia (!) offenbar für historisch richtig; falsch sind seine Bemerkungen über die Dauer der Herrschaft des Hauses Savoyen in Sizilien S. 164 (nicht 11 Monate, sondern von 1713—1720!) und S. 68; denn 1713 kam Neapel an die Habsburger und Sizilien an Savoyen; 1720 Sizilien gegen Sardinien an die Habsburger; 1738 beides an die Bourbonen; S. 89 heifsen die Künstler der Gruppe der Tyrannenmörder Kritios

und Nesiotos statt Kritios und Nesiotes, S. 136 wird „Zimmer“ in Pompeji mit occus statt oecus bezeichnet; S. 160 steht Nascier statt Naxier und der Name des Sikelerfürsten Douketios (= *Δουκέτιος*) statt Duketios. — Sehr gut gewählt ist die benützte und S. 186 verzeichnete Literatur, nur hätte noch das ausgezeichnete Buch von Nissen, Italische Landeskunde, 2. Bd. die Städte, 2. Teil benützt werden sollen.

XVIII. Band: Die Lüneburger Heide von Dr. Richard Linde. Mit 111 Abbildungen nach photographischen Aufnahmen des Verfassers und einer farbigen Karte. 149 S., darunter 6 S. Register. Preis geb. 4 M. Verlag von Velhagen und Klasing in Bielefeld und Leipzig, 1904. — Das ist eine landeskundliche Schilderung ersten Ranges, wirklich ein Muster für jede derartige Monographie. Man könnte kaum einen Punkt, eine Beziehung finden, welche der Verfasser übersehen hat; Geschichte und Kulturgeschichte, Erdgeschichte und Erdbeschreibung, Volkstum und Wirtschaftslehre, alles kommt zu seinem Recht, aber nicht blofs das Wissen wird durch die Lektüre befriedigt, sondern auch das Gemüt und das Gefühl. Welcher feine und liebevolle Blick gehört dazu, die Motive zu den 111 Illustrationen alle selbst auszuwählen und welche Übung und Geschicklichkeit solch treffliche Landschaftsphotographien zustande zu bringen! Und dann mit wie glühenden Farben schildert der Verfasser die Schönheit seiner Heide, mit wie sicheren Strichen die Biederkeit und den religiösen Sinn ihrer Bewohner! Eines der besten Kapitel ist das, welches er überschrieben hat „Umwertung der Heidelandschaft“ (S. 82—90); in diesem gibt er die früheren durchweg abschätzigen Urteile über die traurige Lüneburger Heide und zeigt dann, wie sich die Anschauungen im Laufe der Zeit geändert haben. Mit Staunen hört man von der verhältnismäfsigen Wohlhabenheit der Heidjer, von dem reichen Erträgnis des einst verachteten Landstriches und zwar ist alles statistisch mit Zahlen belegt aus den zuverlässigsten Quellen und — was uns das Verständnis sehr erleichtert — fortwährend werden die bäuerlichen Verhältnisse in Bayern zum Vergleiche herangezogen. Den Schlufs machen die „Wanderungen“ durch die Heide S. 106—142, wo sich der Verfasser als der kundigste und liebevollste Führer erweist. Kurz diese landeskundliche Monographie kann für die Benützung beim Unterricht gar nicht dringend genug empfohlen werden.

Karte von Japan, Korea, Ostchina und der Mandschurei nebst Spezialdarstellungen des Gelben Meeres mit Golf von Tschili, des Russischen Gebietes auf der Halbinsel Lian-tung sowie Plänen von Port Arthur, Tokio und Yokohama. Bearbeitet von P. Kraufs. Im Umschlag Preis 80 Pfg. Leipzig 1904, Verlag des Bibliographischen Institutes. — Aus Anlafs des russisch-japanischen Krieges hat das rühmlich bekannte Bibliographische Institut in Leipzig zu Anfang März eine vollständig neue Kriegskarte von Japan, Korea und Ostchina im Mafsstabe von 1 : 5 000 000 herstellen lassen, welche auf Grund der neuesten Unterlagen besonders entworfen, in ihrer Darstellung aufserordentlich klar und übersichtlich ist und vor allem, wie das ja bei dem Rufe der Verlagshandlung eigentlich selbstverständlich ist, mustergültigen Druck und ebensolche Ausstattung aufweist. Dieselbe dürfte dem Bedürfnisse, die Ereignisse an der Hand einer guten Karte zu verfolgen, unter allen ähnlichen Erscheinungen mit am besten genügen, zumal der Preis von 80 Pfg. in Anbetracht des Gebotenen als ein sehr niedriger zu bezeichnen ist. Die Nebenkarten sind in noch wesentlich gröfserem Mafsstabe wie die Hauptkarte gegeben: die Länder des Gelben Meeres 1 : 3 000 000, das russische Gebiet der Halbinsel Liantung (Port Arthur-Dalni) 1 : 850 000, Tokio-Yokohama 1 : 200 000, Yokohama allein 1 : 75 000 und Port Arthur speziell 1 : 22 000. Dabei sind alle Landtelegraphen und Kabel, alle im Betrieb oder im Bau befindlichen Bahnen, die Freihäfen und durch rote Striche die Dampferlinien mit Angabe der Nationalität verzeichnet. Schon rein äufserlich repräsentiert sich die Karte bei 85 cm Höhe und 60 cm Breite in stattlicher Gröfse.

Deutsche Alpenzeitung. 4. Jahrgang 1904/1905. München, Verlag der Deutschen Alpenzeitung, Gustav Lammers (Finkenstr. 2). Monatlich 2 Hefte. Preis des Vierteljahres 3 Mk., des Heftes 60 Pfg. — Die während der grofsen

Ferien erschienenen Hefte (8—11) der prächtigen Deutschen Alpenzeitung bieten wieder des Interessanten genug. Es sei im folgenden nur auf einiges aufmerksam gemacht, um das dankenswerte Unternehmen neuerdings zu empfehlen. Eines ist vor allem zu begrüßen, daß die Deutsche Alpenzeitung sich nicht auf die Alpen im engeren Sinne beschränkt, sondern gerade wieder in den jüngsten Heften weiter hinausgreift. So werden im 8. Hefte die Wanderungen durch Bosnien, die Herzegowina, Montenegro und Dalmatien von Thea Kaiser in einem III. Teile fortgesetzt. Was aber diesen Schilderungen einen ganz besonderen Reiz verleiht, das ist die neue Folge von Illustrationen nach Zeichnungen Ihrer Königlichen Hoheit der Frau Prinzessin Ludwig von Bayern, welche vielfach den feinsten Sinn für die Beobachtung schöner Landschaftsbilder verraten. Eben hat die hohe Frau mit mehreren ihrer Töchter wieder auf der Jacht ihres Bruders eine Reise nach den von ihr besonders bevorzugten Gegenden angetreten. Möge sie neuen Stoff zur Illustrierung der Schilderungen von Land und Leuten mitbringen. Sinnigerweise schließt sich im 8. Heft „Ein Frühlingsabend in Leutstetten und im Mühltal" an, eine Schilderung des Heimes der Frau Prinzessin Ludwig, Bayerns künftiger Königin, mit hübschen Originalzeichnungen von A. Holzer illustriert. — Das 9. Heft führt uns weit hinauf in die erhabene Gebirgswelt von Skandinavien mit einem Aufsatze von Dr. Bröckelmann, Hochturen in Jötunheim (Norwegen), der mit 12 prächtigen trotz ihrer Kleinheit scharfen Aufnahmen des Verfassers geschmückt ist. — Aus dem 10. Heft sei besonders erwähnt die Schilderung „Von der Höllentalklamm nach dem Eibsee", welche prachtvolle Bilder aus der erst jüngst durch die Alpenvereins-Sektion Garmisch-Partenkirchen erschlossenen Höllentalklamm vorführen. — Das 11. Heft hat die Redaktion als Festnummer aus Anlaß der Generalversammlung des D.-Ö. Alpenvereins in Bozen (2.—5. Sept.) erscheinen lassen und deshalb auf die textliche wie illustrative Ausgestaltung desselben besondere Mühe verwendet. Es bildet zugleich für die vielen Besucher von Bozen und Umgebung eine willkommene Erinnerungsgabe. Der Vorsitzende der Sektion Meran, Dr. Th. Christomannos eröffnet das Heft mit einem Aufsatz „Von den Latemar- und Reiterjochbergen"; ihm folgen: „Bozen" von J. L. Baum; „Vom Schlern zur Sella" von Hans Forchner-Mayr; „Erinnerungen an Oswald von Wolkenstein" von A. Halbe. Erstklassige Schilderer der Schönheit der Alpenwelt wie Compton, Zeno Diemer und Platz haben die Illustrationen geliefert. Kurz es ist zu hoffen, daß die fortgesetzt erfreulichen Leistungen der Deutschen Alpenzeitung ihr immer mehr Freunde gewinnen werden.

Das Mineralreich von Dr. Reinhard Brauns. Stuttgart, Fritz Lehmanns Verlag. Vollständig in 30 Lieferungen à 1.50 M. oder 5 Abteil. à 9 M. — Von diesem hier schon wiederholt angezeigten Prachtwerke liegen uns gegenwärtig die Lieferungen 6—10 vor. Dieselben behandeln nach Abschluß des Kupfers und seiner Verbindungen die Quecksilber-, Blei-, Zink-, Antimon-, Wismut- und Arsenerze; hierauf folgen noch: Schwefel, Schwefelkiesgruppe und Eisenerze. Der Text ist nach wie vor allgemeinverständlich, die Abbildungen sind von ganz außerordentlicher Schönheit. H. St.

Kunstformen der Natur von Ernst Haeckel. Leipzig u. Wien 1904, Bibliographisches Institut. Vollständig in zehn Lieferungen à 3 M. und einem Supplement à 1.50 M. — Da die Bedeutung dieses Prachtwerkes und seine Verwendung zu Unterrichtszwecken hier bereits früher (38, 478) gewürdigt wurden, so mag es genügen, auf den nunmehr erfolgten Abschluß hinzuweisen. Das Supplement bringt im ersten Abschnitt einige Erläuterungen über das Verhältnis von Kunstformen und Naturformen, insbesondere über ihre Entwicklung. Im zweiten Abschnitt gibt er eine allgemeine Übersicht über die Grundformen der Organismen, ihre geometrische Bestimmung und ästhetische Bedeutung sowie die Ursachen der Symmetriegesetze. Der dritte Abschnitt bietet eine systematische Übersicht über die Kunstformen der einzelnen Klassen der organischen Welt, die Entwicklung der Grundformen in ihnen und ihre ästhetische Bedeutung. H. St.

Die Erde in Einzeldarstellungen. II. Abteilung: Die Tiere der Erde von Dr. W. Marshall. Eine volkstümliche Übersicht über die Naturgeschichte

der Tiere. Über 1000 Abbildungen und 25 farbige Tafeln nach dem Leben. Vollständig in 50 Lieferungen à 60 Pfg. Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt. — Dieses wiederholt erwähnte schöne Werk geht rasch seiner Vollendung entgegen. Der zweite Band ist mit der Besprechung der Tauben abgeschlossen, der dritte führt die Vögel zu Ende und beginnt in der 38. Lieferung die Kriechtiere. Für alles übrige sei auf die früheren Anzeigen (39, 734 und 40, 290) verwiesen. H. St.

Direktor Prof. Dr. Thomés Flora von Deutschland, Österreich und der Schweiz. Für alle Freunde der Pflanzenwelt. Fünfter Band: Kryptogamen-Flora: Moose, Algen, Flechten und Pilze, herausgegeben von Professor Dr. Walter Migula. Ca. 15000 Arten und ebensoviele Varietäten, vollständig in drei Bänden (V, VI und VII) oder ca. 40 bis 45 Lieferungen à 1 M. mit ca. 90 Bogen Text und ca. 320 kolorierten und schwarzlithographierten Tafeln. Gera, Friedrich von Zezschwitz, Botanischer Verlag „Flora von Deutschland". — Von dieser schon wiederholt angezeigten Fortsetzung der Thoméschen Flora ist jetzt der erste Band, der die Torf-, Laub- und Lebermoose behandelt, abgeschlossen. Er hält sich ganz im Rahmen des Hauptwerkes und wendet sich also weniger an den Bryologen von Fach, der ja gegenwärtig in G. Roths Europäischen Laubmoosen einen entsprechenden Führer erhält, als an den Anfänger in der Kryptogamenkunde. Daher mufste denn die Fassung der Diagnosen knapp gehalten, in der Aufnahme der übrigens vortrefflichen Abbildungen und Arten eine Auswahl getroffen werden. Wo das Hauptwerk vorhanden ist oder in zweiter Auflage beschafft wird, sollte auch diese wesentliche Ergänzung nicht fehlen. H. St.

Direktor Prof. Dr. Thomés Flora von Deutschland, Österreich und der Schweiz in Wort und Bild. Mit 616 Pflanzentafeln in Farbendruck und ca. 100 Bogen Text. Beschrieben sind etwas über 5400 Arten, Abarten und Bastarde; abgebildet 769 Pflanzen auf 616 Tafeln mit 5050 Einzelbildern. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage gänzlich neu bearbeitet. Vollständig in 56 Lieferungen à 2 Bogen Text und 11 Tafeln à 1.25 M. oder nach Erscheinen in 4 Bänden. Gera, Friedrich von Zezschwitz, Botanischer Verlag „Flora von Deutschland". — Nunmehr liegt der 2. Band dieses schönen Werkes vor, das, wie schon S. 151 gesagt wurde, sich besonders für die Lehrerbibliotheken zur Anschaffung eignet. Da es gelegentlich des Ferienkurses auch alle Teilnehmer persönlich einsehen konnten, so dürfte eine weitere Schilderung überflüssig sein; erwähnt sei nur noch, dafs dieser zweite Band die Archichlamydeae von der Reihe der Salicales bis zur Reihe der Rosales (Familie der Platanaceae) enthält. Was die prächtigen 162 Tafeln anbelangt, so werden insbesondere die zahlreichen Pflanzenbilder aus den Familien der Chenopodiaceae, Caryophyllaceae, Ranunculaceae und Cruciferae dem angehenden Botaniker willkommen sein. H. St.

Künstler-Mappen herausgeg. vom Kunstwart. München, Georg D. W. Calwey, Kunstwart-Verlag. — Etwas spät wird hiermit in unseren Blättern auf ein Unternehmen hingewiesen, das wie kaum eines geeignet ist, die Aufmerksamkeit des Hauses wie der Schule in gleichem Grade zu erregen und das bis jetzt durchweg freudige Zustimmung und teilweise begeisterten Beifall gefunden hat. Gelegentlich des Erscheinens der Bilder zur Odyssee und Ilias von den älteren und jüngeren Preller, welche der Verlag uns zusandte, weil er diese Publikationen naturgemäfs in erster Linie den Gymnasien empfehlen wollte, erinnerten wir daran, dafs all diese Kunstmappen den Interessen der Schule, der Kunsterziehung im hohen Grade dienlich seien und daher an dieser Stelle besondere Empfehlung verdienten.

Schon die vom Kunstwart herausgegeb. Meisterbilder fürs deutsche Haus wurden als eine sozialpädagogische Tat ersten Ranges gepriesen. Ihnen folgten die Künstlermappen, deren Programm folgendes ist: „Das Bedeutendste derjenigen unserer grofsen Meister, die berufen sind mit uns und in uns wahrhaft zu leben, bemüht sich der Kunstwart zu sammeln und in guten grofsen Wiedergaben nach Art der Meisterbilder in wenige Mappen zu vereinigen, die gleichfalls unter der Bürgschaft der Kunstwartstiftung zu ganz billigen Preisen abgegeben werden. Alle Künstlermappen sind mit Texten versehen, die ihr Herausgeber, Ferdinand Avenarius selbst verfafst hat." Wie gesagt es ging

nicht an, auf die ersten dieser Mappen jetzt noch zurückzukommen, aber erwähnt sei doch, dafs der Kunstwart eine Böcklin-Mappe (6 Holzschnitt-Reproduktionen), eine Dürer-Mappe (die 15 bedeutsamsten Werke Dürers in verschiedenen Techniken), eine Holbein-Mappe (9 Blätter) und eine Rembrandt-Mappe (14 Reproduktionen in verschiedenen Techniken) unter dem gröfsten Beifall veröffentlicht hat.

Dagegen sei hier etwas näher eingegangen auf die Sammlungen von Meisterwerken jener Künstler, welche vor allem zum Volke und zur Jugend sprechen: Ludwig Richter und Moriz von Schwind. Der 100. Geburtstag beider war die Veranlassung zu diesen Veröffentlichungen. Zunächst erschien eine erste Richter-Mappe (geb. wurde Richter zu Dresden am 28. Sept. 1803), welche 6 Blätter von Richters schönsten Gemälden (Überfahrt am Schreckenstein, Aus dem Riesengebirg, der Brautzug) und Aquarellen (Rast am Brunnen, Kleinhandel, Ruhe auf der Flucht) enthält. Dem Texte ist eine kurze Biographie Richters vorausgeschickt. Die Feinsinnigkeit dieser zum Teil noch gar nicht vervielfältigten Bilder und die geschickte Auswahl hatte solchen Erfolg, dafs alsbald eine zweite Richtermappe mit 6 Blättern erschien (Die Christnacht, Die Furt, Anf dem Berge, wovon auch eine farbige Reproduktion ausgegeben wurde, Rübezahl, Genoveva und Ehre sei Gott in der Höhe!) Dabei ist nicht zu vergessen, welche Kunstwerke auf knappstem Raume die Bilderbeschreibungen von Avenarius sind. Nur wer so sich in die liebenswürdige Eigenart Richters und Schwinds hineingelebt hat, vermag ihre Werke in so poetischer und herzerfreuender Weise zu schildern. Beide Mappen stellen die köstlichsten Gaben für das deutsche Haus und die deutsche Jugend dar, deren jede um den billigen Preis von 1.50 M. zu haben sind.

Nun nahte Schwinds hundertster Geburtstag (geb. zu Wien am 21. Januar 1804); dies gab Veranlassung zur ersten Schwindmappe. „Wenn Ludwig Richter wie kein zweiter unser kleinbürgerliches Volksleben zu schildern verstand, war Moriz von Schwind vor allem der volkstümliche Schilderer unserer deutschen Märchenwelt. Er war es, weil er sie im innigen Zusammenhange mit dem Volksglauben und dem Naturgefühl des Volkes erfafste.“ Die erste Mappe bot 6 Blätter, alle nach den Originalen in der Schack-Galerie, der eigentlichen Schatzkammer Schwindscher Kunst (Naturgeister die den Mond anbeten, Die Hochzeitsreise, Morgensonne, Auf der Wanderung, Rosse tränkender Einsiedler, Rübezahl und Erwins Traum). Der aufserordentliche Erfolg dieser Schwindmappe ermutigte den Kunstwart, sieben weitere Werke zu einer zweiten zusammenzustellen. Nur ein besonders köstliches davon, die Rose, befindet sich in der Berliner Nationalgalerie, die übrigen sechs gehören wiederum der Schackgalerie an (Elfenreigen, Erlkönig, Übersetzender Ritter bei Mondnacht, Die Waldkapelle, Die Legende von St. Wolfgang, Die Jungfrau). Auch bei diesen beiden Mappen könnten die Bilderbeschreibungen bei aller Kürze gar nicht schöner und poetischer gedacht werden. Der Preis beträgt auch hier wieder 1.50 M. für die Mappe. Nun folgten die an verschiedenen Orten veranstalteten Schwindausstellungen die zeigten, wie sehr das deutsche Volk den Meister Schwind ins Herz geschlossen hat. Da wollte denn auch der Kunstwart nicht zurückbleiben und so fügte er denn seinen früheren Schwindmappen zwei neue hinzu und zwar die köstlichen Märchenzyklen „Das Märchen von den sieben Raben“ (Preis 1.50 M.) und „Die schöne Melusine“ (Preis 2 M.). Wohl waren vor Jahrzehnten bei Paul Neff in Stuttgart photographische Reproduktionen beider Zyklen erschienen, aber sie waren kostspielig nnd blieben die einzigen. Hier haben wir zum erstenmale eine billige Ausgabe von zweien der Märchenzyklen Schwinds und damit bietet der Kunstwart dem deutschen Volke und speziell der deutschen Jugend eine köstliche Gabe. Noch fehlte aber der dritte Märchenzyklus, der erste des Meisters (1855), das Hauptstück auf der rasch inszenierten Münchener Schwindausstellung, das „Aschenbrödel“ im Besitze des Frhrn. von Franckenstein auf Schlofs Ullstadt. Auch diesen Märchenzyklus, bisher nur in einer Kupferstichausgabe bei Piloty und Löhle in München veröffentlicht, hat der Kunstwart vor etlichen Monaten in billiger Reproduktion (Preis 2 M.) dem deutschen Volke geboten. Wer das Original bei der Schwindausstellung sah, wird sich überzeugt haben, dafs der Meister sowohl in der Gruppierung des Stoffes wie auch technisch, in bezug auf die

Farbengebung auf der Höhe seines Könnens steht. Wie dankbar darf man also dem Kunstwart für seine Gabe sein! So ist es jetzt auch möglich, Schwinds liebenswürdige Kunst im Hause zu genieſsen und auch dem Schüler eine Ahnung davon zu geben.

Direkt an die Mittelschule aber wendet sich der Kunstwart mit seinen letzten Mappen, die Werke der beiden Preller enthalten. Zunächst war der 100. Geburtstag Friedrich Prellers des Älteren (geb. 25. April 1804 zu Eisenach) Veranlassung für den Kunstwart, Prellers Bilder zur Odyssee in einer billigen Ausgabe zu vervielfältigen. Die 16 ersten angetuschten und weifsgehöhten Kohlenzeichnungen besitzt die Berliner Nationalgalerie; im Auftrage des Grofsherzogs Karl Alexander malte Preller nach 16 neuen grofsen Kartons (1861—63), die jetzt das Leipziger Museum besitzt, in Wachsfarben auf einer Zementkalkschicht für die Galerie im Grofsherzogl. Museum zu Weimar. Die Wiedergabe dieser Werke war mit besonderen Schwierigkeiten verbunden; da eine Reproduktion nach den Weimarer Originalen aus urheberrechtlichen Gründen nicht anging, so dienten als Vorlagen die farbigen Kopien des Sohnes, Friedrich Prellers des Jüngeren, welche farbig reproduziert bei Fr. Bruckmann in München zum Preise von 300 M. zu haben sind. Der Zyklus beginnt mit dem Wegzug des Odysseus von Troja, dann folgt 2. der Kampf mit den Kikonen, 3. Polyphem, 4. Abfahrt vom Lande der Kyklopen, 5. die Insel der Kirke, 6. der Zauber der Kirke, 7. Hermes bringt das Kraut Moly, 8. die Unterwelt, 9. die Sirenen, 10. die Rinder des Helios, 11. Kalypso, 12. Leukothea, 13. Nausikaa, 14. Heimkehr auf Ithaka, 15. Eumaios und Telemachos, 16. Odysseus bei Laertes. (Preis 3 M.) Die Odysseelandschaften, welche 1868 vollendet wurden, sind im eigentlichen Sinn des Wortes das Lebenswerk Prellers denn mit den Plänen und Entwürfen dazu, bzw. der Ausführung beschäftigte er sich vom Jünglingsalter bis ins Greisenalter. Eigens ging er ein zweites Mal nach Italien, um nochmals die Mittelmeerlandschaft des Südens auf sich wirken zu lassen, die auch Goethe zu seiner Nausikaa begeistert hatte.

Aber vorher schon hatte Preller seit 1840 das nordische Meer mit seinen Felsklippen und Stürmen auf mehreren Reisen kennen und lieben gelernt, das auf ihn noch gröfseren Eindruck machte als der Süden und das auch nicht ganz ohne Einflufs auf die Berliner Kartons zur Odyssee blieb. Von diesen Reisen rühren die Nordischen Landschaften Prellers her und davon hat der Kunstwart zur Erinnerung an ihn eine Mappe herausgegeben (Preis 3 M.), welche zwei Reproduktionen von Gemälden, im übrigen aber Nachbildungen von Tusch- oder Sepiazeichnungen enthält, deren Wiedergabe die Witwe des jüngeren Preller dem Kunstwart eigens gestattet hat. Im ganzen sind es 9 Blätter, die meisten erscheinen jetzt auch in der trefflichen Monographie von Walter Gensel (bei Velhagen und Klasing, 1904), aber natürlich in kleinerem Formate, so dafs dadurch das Verdienstvolle der Kunstwart-Mappe in keiner Weise geschmälert wird. Eine eigentliche Beschreibung fehlt, die Bilder sprechen für sich selbst.

Mit Recht wird bezüglich der Odysseebilder Prellers bemerkt: „Preller gab dem deutschen Jüngling, dem deutschen Mann, der, an humanistischer Bildung genährt, seinen Homer liebt, die Augenbilder zur Odyssee; er sieht den Gefahrengewohnten von Ithaka ganz unwillkürlich im Geiste so wie Preller ihn dargestellt hat.“ Nun hat aber Friedrich Preller der Jüngere (1838—1903) im Geiste seines Vaters einen Bilderzyklus zur Ilias geschaffen und der Kunstwart hat sich also den Dank aller Freunde der Prellerschen Odysseebilder dadurch verdient, dafs er gewissermafsen als Ergänzung zu jenen, genau in derselben Ausstattung, des Sohnes Bilderfolge zur Ilias in einer neuen Kunstmappe um den billigen Preis von 2.50 M. herausgegeben hat; es sind 12 Blätter: 1. Philoktet auf Lemnos, 2. Chryses am Meeresstrande, 3. Apollon und Aineias, 4. Hektors Abschied von Weib und Kind, 5. Iris, Pallas und Hera, 6. Dolon, 7. Poseidon auf Samothrake, 8. Sarpedon, 9. Achilleus und Thetis, 10. Achilleus im Skamander, 11. Achilleus schleift Hektor, 12. Priamos.

Fassen wir alles zusammen, so bedarf es wohl kaum eines Hinweises darauf, dafs nicht blofs die Prellerschen Bilder ein erwünschtes Mittel zur Förderung des Anschauungsunterrichtes am Gymnasium sind; alle die aufgezählten Kunstmappen sollten an jedem Gymnasium vorhanden sein und fleifsig benützt werden um die Jugend von früh an anzuleiten zum Genusse am Edlen und Schönen. J. M.

IV. Abteilung.

Miszellen.

Bericht über die 33. Jahresversammlung des Vereins pfälzischer Gymnasiallehrer

zu Neustadt a. H., Sonntag den 5. Juni 1904.

Auf Einladung des zur Zeit den Vorsitz führenden K. Gymnasiums Ludwigshafen a. Rh. fanden sich am Sonntag den 5. Juni 1904 gegen 80 Herren der humanistischen Unterrichtsanstalten der Pfalz im Gasthof Saalbau zu Neustadt a. H. zur herkömmlichen Jahresversammlung zusammen. Nach gegenseitiger Begrüfsung wurde die Versammlung um 11 Uhr durch den Vorsitzenden, Gymnasialrektor Dr. Stumpf-Ludwigshafen, eröffnet, der in dankenswerter Weise die Vorbereitungen zur Zusammenkunft getroffen hatte; wir erinnern nur an das von ihm hergestellte Mitgliederverzeichnis der bisher nur lose organisierten Vereinigung. Er begrüfste die Anwesenden und dankte für ihr zahlreiches Erscheinen, warf dann einen kurzen Rückblick auf die vier Jahrzehnte seit Bestehen des Verbandes und betonte nachdrücklich dessen nicht zu unterschätzende praktische und ideale Ziele. Schliefslich gedachte er der seit der letzten Zusammenkunft verstorbenen Mitglieder (Gymnasialrektor Hahn-Zweibrücken, Gymnasialprofessor Richter-Zweibrücken, Gymnasiallehrer Reggel-Neustadt, Gymnasiallehrer Distler und Chally-Dürkheim), zu deren ehrendem Andenken sich die Anwesenden von den Sitzen erhoben.

Als Mitglieder des nunmehr zu bildenden Bureaus schlug der Vorsitzende vor: Gymnasialprofessor Dr. Fronmüller und Gymnasialassistent Dr. Becker-Ludwigshafen (Schriftführer), Gymnasialprofessor Kemlein-Ludwigshafen und Gymnasiallehrer Held-Frankenthal (Beisitzer).

Dem Grundsatz des Vereins getreu, neben der Pflege freundschaftlicher Beziehungen auch wissenschaftliche Anregung zu geben, ersuchte der Vorsitzende sodann Gymnasiallehrer Dr. Henrich-Neustadt zu seinem angekündigten Vortrag über "Die Kunst als Ausdruck einer wesentlichen Kraft des menschlichen Geistes" das Wort zu ergreifen.

Der Redner gab zunächst im Sinne seines Themas eine Kritik der rein empirischen Richtung, wie sie sich in der neueren Philosophie namentlich seit Herbart geltend mache. In dem Experimente bediene sich diese Richtung eines Hilfsmittels, welches, an sich wissenschaftlich nicht einwandfrei, kaum zu bindenden Schlufssätzen gelangen könne. Es empfehle sich eine mafsvolle Spekulation, die allerdings auch von den Tatsachen ausgehen müsse, welche der Ästhetik zugrunde liegen: von der unmittelbar gewissen Wahrnehmung, vom Grunde der Empfindung, der objektiv gegebenen Kunst und dem schaffenden Künstler. Die neuere Philosophie seit Kant habe sich zwar für eine innerlich tiefere Auffassung der Kunst auf eine mehr spekulative Weise Verdienste erworben. Männer wie Hegel und Schelling seien geistreich genug gewesen, dafs sie auch auf die eigentümliche Welt der Kunsterscheinungen ihre Aufmerksamkeit richteten, um ihre Bedeutung für das menschliche Bewufstsein nicht unerklärt zu lassen. Aus ihrem Systeme indes, welches den reinen Begriff und den Gedanken kultiviere, seien ihre Aufstellungen nicht zu beweisen. Neue Anhaltspunkte gebe das Prinzip der Willensfreiheit, wie es sich immer klarer in der willensfreien Persönlichkeit darzustellen beginne. Äufsere sich die persönliche Selbstbestimmung zunächst im Denken als erster Potenz, so zeige sich in der Kunst und im Können eine parallele zweite Potenz der menschlichen Geisteskraft. Das bestätige am besten die geniale Kraft des Künstlers. Erst von

diesem Standpunkte aus könnten die grundlegenden Fragen nach dem Zwecke der Kunst, der Richtigkeit eines Kunsturteils u. a. beantwortet werden.

Auf diese beifällig aufgenommenen, wohldurchdachten Darlegungen, für die das Auditorium durch Erheben von den Sitzen dankte, hätte der Vortrag von Dr. Mehlis-Neustadt über „Die neuentdeckten neolithischen Ansiedelungen im Hafslocher Walde und im Ordenswalde“ (mit Demonstrationen) folgen sollen; infolge Erkrankung des Redners mufste er leider ausfallen.

So sprach denn gleich der als dritter Redner vorgemerkte Gymnasialprofessor Dr. Zimmerer-Ludwigshafen über „Friedrich List, ein Vorbild der Vaterlandsliebe für die deutsche Jugend“. Der um die Errichtung des nun bald zu Kufstein erstehenden Denkmals Friedrich Lists hochverdiente Kollege verstand es, in lebhaftem Vortrag seine Zuhörer für die nicht überall gebührend gewürdigte Persönlichkeit des grofsen Nationalökonomen und warmen Vaterlandsfreundes zu interessieren.

Er ging davon aus, dafs in unserem Geschichtsunterricht neben der politischen Geschichte seit geraumer Zeit auch die Kulturgeschichte gröfsere Berücksichtigung finde. Freilich dürfe neben wirtschaftlichen Gesichtspunkten das ethische Moment nie aufser acht gelassen werden. An keinem Beispiel lasse sich dies in der neueren Geschichte vielleicht deutlicher zeigen als an dem Lebensgang und geistigen Wirken Friedrich Lists, des Volkswirtes und Patrioten. Der Vortragende schilderte nun in markigen Zügen den Lebens- und Leidensgang des berühmten Bürgers von Reutlingen (geb. 1789) aus der Zeit der Postkutsche und des Segelschiffes, der in Kufstein ein so tragisches Ende fand (1846) Für uns Deutsche ist er der Mitbegründer des Zollvereins und des Eisenbahnnetzes, der Vater des Gedankens einer deutschen Flotte und Kolonialpolitik, der Märtyrer für die wirtschaftliche und nationale Einigung unseres Vaterlandes. Lebhaften Eindruck machte auf die Versammlung das Lob, welches List auf seiner Reise in die Verbannung nach Amerika der Rheinpfalz und deren „paradiesischen Gefilden“ spendet: „Es gibt keine Gegend in Deutschland,“ sagt er in seinen Reisebriefen, „wo man besser begriffen hätte, in welchem Geiste ich früher gewirkt habe.“ Eindringlich hob dann der Redner Deutschlands künftige Weltstellung hervor, die es sich nach List nur zur See erwerben könne; Lists gröfstes Verdienst aber bestehe wohl in dem echt deutschen, für unsere Jugend vorbildlichen Idealismus, der durch keine Verleumdung und Verkennung von seinem Grundsatze abgebracht werden konnte, den Lists grofser Landsmann Schiller in die Worte kleidet: „Aus Vaterland, ans teure, schliefs dich an!“

Unmittelbar nach seinem Vortrag machte Prof. Dr. Zimmerer Mitteilung von der erfreulichen Absicht des deutschen Flottenvereins, auch den Schülern pfälzischer Mittelschulen unter äufserst günstigen Bedingungen die Fahrt zur Wasserkante zu ermöglichen.

Nachdem auch diesem Vortrag der Dank der Anwesenden in der üblichen Weise gezollt war, schritt man zur Erledigung einiger geschäftlicher Fragen, vor allem der über Wahl des nächsten Vororts. Dem bestehenden Turnus gemäfs wird dies für die beiden folgenden Jahre das K. Gymnasium Speier sein. Da früherer Bestimmung gemäfs der Versammlungsort immer zwischen Neustadt und Kaiserslautern wechseln soll, so wird die nächste Tagung (1905) in Kaiserslautern stattfinden. An der kurzen Debatte über diese Fragen beteiligten sich Gymnasialrektor Müller-Neustadt, Gymnasialrektor Lösch-Kaiserslautern und Gymnasialprofessor Dr. Grünenwald-Speyer. — Der Kassenbestand wurde von den Herren Prof. Kemlein und Held geprüft und richtig befunden.

Der Vorsitzende teilte noch mit, dafs die Herren Oberstudienräte Dr. von Markhauser-München und Dr. Simon-Kaiserslautern, lange Jahre hindurch hochgeschätzte Mitglieder des Vereins, ihn beauftragt hätten, die versammelten Kollegen zu grüfsen.

Dann schlofs der K. Gymnasialrektor Dr. Stumpf die 33. Vereinsversammlung mit dem Wunsche eines frohen Wiedersehens im nächsten Jahre zu Kaiserslautern.

Nach Erledigung des wissenschaftlichen und geschäftlichen Teils der Verhandlungen vereinigte um 1½ Uhr ein festliches Mahl die Teilnehmer im Nebensaale. Dabei erfreute manch treffliches Wort ernsten und heiteren Inhalts aus dem Munde der Gymnasialrektoren Dr. Stumpf-Ludwigshafen, Müller-Neustadt, Lösch-Kaiserslautern, Dr. Degenhart-Speier, Dr. Reich-Landau und Meyer-Nürnberg (N. G.), der in alter Anhänglichkeit zur gröfsten Freude aller Anwesenden sich aus so weiter

Ferne zur Versammlung eingefunden hatte, die Gesellschaft. Herr Gymnasialrektor Dr. Ohlenschlager-München hatte ein sinniges Gedicht gesandt, worin er die Versammlung begrüfste und in zu Herzen sprechenden Worten der schönen Stunden gedachte, die er einst in diesem lieben Kreise verlebt habe.

Der Rest des Tages sah bis zum Abgang der Abendzüge die Teilnehmer in sichtlich befriedigter Stimmung vereinigt.

Zur Frage der Schülervereine.[1])

Auf der 21. Generalversammlung des Bayerischen Gymnasiallehrervereins zu Regensburg (1901) wurden die Zuhörer durch einen Vortrag des damaligen Vorstandes, Prof. Dr. Gebhard, gefesselt, welcher die Gestaltungen schilderte, die vielerorten aufserhalb Bayerns unter der Gymnasialjugend der höheren Klassen sich gebildet haben um deren Drang nach Vereinigung und Geselligkeit im Rahmen einer angemessenen Freiheit zu befriedigen. Schon damals wurde in der Debatte, die sich an den Vortrag knüpfte, von mehreren Seiten darauf hingewiesen, dafs ähnliche Schöpfungen in Bayern keineswegs unbekannt seien, dafs unter anderen in Nürnberg seit langer Zeit sog. literarische Kränzchen von Schülern der vier oberen Klassen unter Respizienz des Rektorates bestanden hätten.

Es mag unter diesen Umständen nicht ohne Wert und Interesse sein auch hier davon zu sprechen, dafs im abgelaufenen Schuljahre der aus Schülern des Alten Gymnasiums bestehende literarische Kranz „Kastalia“ die Feier seiner vor 50 Jahren erfolgten Gründung begehen konnte. Für deren wesentlichen Teil war die Form eines Familienabends genehmigt worden. Die Teilnahme der Familienangehörigen der „Kastalianer“ und zahlreicher einstiger Mitglieder des Kranzes zurück bis zu dessen Gründern, wie andrerseits des Rektors und mehrerer Vertreter des Lehrerkollegiums schuf diesem von vornherein eine würdige und sichere Basis. Mannigfaltige Darbietungen der gegenwärtigen Mitglieder des Kranzes: instrumentale Vorträge, Gesänge, Reden, dramatische Vorführungen gaben sodann einen erfreulichen Beweis von der Pflege der Rede, Literatur und Musik, welche einen der Zwecke der Vereinigung bildet. Die Darsteller hatten sich an Lessings Philotas gewagt und haben, namentlich der Vertreter des Philotas selbst, das eindrucksvolle Drama zu wirksamer Geltung gebracht; wenn auch nicht zu verkennen war, dafs die nach einer Pause folgende Aufführung von Körners „Vetter aus Bremen“, wie sie von dem bunten Kreis der Zuschauer und Hörer als Gegengewicht gegen die Tragik des Philotas empfunden wurde, so den jungen Leuten die homogenere und leichtere Aufgabe stellte.

Eine besondere Weihe empfing die ganze Veranstaltung durch die Ansprache eines der Gründer des Kranzes, des Herrn Justizrates Frhrn. von Kress, der auch von der höheren Warte des Alters und reifster Lebenserfahrung sich im eigenen wie der andern einstigen Mitglieder Namen zu den Bestrebungen der „Kastalia“ — der Pflege des Idealismus — bekannte, sowie durch eine Rede des Rektors Herrn Dr. Thielmann, der die Eigenart des Festabends in der schönen Vereinigung von Wirkenden und Strebenden fand, die Mittel, durch welche der Verein sein Ziel zu erreichen sucht, in zustimmendem Sinne einer Betrachtung unterzog, die Verpflichtung,

[1]) Wir benützen diesen Anlafs, um auf eine neue Publikation über diesen Gegenstand hinzuweisen: Schülervereine. Erfahrungen und Grundsätze. Unter Beifügung der gesetzlichen Bestimmungen und Verordnungen von Dr. Alfred Rausch, Rektor der Lateinischen Hauptschule und Kondirektor der Franckeschen Stiftungen zu Halle a. S. Halle a. S. 1904, Buchhandlung des Waisenhauses. 112 S. Preis 1.50 M. Die Broschüre behandelt in einem ersten Teil die Schülervereine nach der soziologischen, schulrechtlichen und pädagogischen Seite und teilt Erfahrungen in dieser Richtung mit, während der 2. Teil die Preufsischen Gesetze und Verordnungen über Schülervereine bietet. Sodann folgen noch einige Beigaben, darunter Bestimmungen für Schülervereine am Grofsherz. Gymnasium zu Jena, und Literaturangaben. Leider fehlt unter den letzteren der Hinweis auf den gehaltreichen Vortrag Gebhards, veröffentlicht Jahrg. 1901, Bd. 37 unserer Blätter, S. 382 ff. unter dem Titel „Über Primaner- und andere Schülervereine“, welcher bekanntlich ein sehr reiches, durch Umfragen von allen Seiten zusammengebrachtes Material enthält. (Die Red.)

die das Prinzip den Mitgliedern auferlege, wie ihre allgemeine Aufgabe, dermaleinst von der Wirkung und Frucht humanistischer Bildung in Gesinnung und Leben Zeugnis abzulegen, mahnend hervorhob.

Dafs sich der Kranz 50 Jahre lang unter allen Rektoraten (Heerwagen Autenrieth, Harster, Thielmann) der Billigung und Förderung erfreute, darf wohl als ein Beweis der tatsächlichen Tüchtigkeit seiner Bestrebungen, wie — im allgemeinen — auch seiner Teilnehmer gelten. Man wird nicht erwarten, dafs das Niveau des idealen Sinnes nach Zeiten und Personen stets das gleiche bleibe oder dafs er etwa ein unfehlbares Mittel gegen jugendliche Ausschreitungen sei — ein Schwesterverein der „Kastalia" ward 1894 wegen solcher aufgehoben —; aber angesichts der Versuchungen, welche an die Gymnasialjugend herantreten, mag man es doch immerhin als wertvoll betrachten, wenn die 1899 revidierten Satzungen des Kranzes die Freundschaft in die erste Linie stellen, wenn sie innerhalb gewisser Grenzen (denn die regelmäfsigen Zusammenkünfte finden in den Wohnungen der Mitglieder statt) jedem Gymnasiasten von gutem Ruf den Zutritt eröffnen, wenn sie endlich verlangen, dafs jeder Eintretende sich durch Handschlag verpflichte, solange er aktiv ist, nie an einer verbotenen Verbindung teilzunehmen. -«-

Programme

der Kgl. Bayer. humanistischen Gymnasien und Progymnasien 1903/1904.

(Format durchaus 8°; die Seitenzahl ist beigedruckt.)

Amberg: Dr. Julius Denk, K. Gymnasiall., Zwei ehemalige Lehr- und Erziehungsanstalten Ambergs, 55 S. — Ansbach: Dr. Adolf Ebert, K. Gymnprof., Beiträge zu den deutsch-lateinischen Wörterbüchern. Nach den Sammlungen von Gymnprof. Jakob Bauer bearbeitet, 44 S. — Aschaffenburg: Josef Jakob, K. Gymnasiall., Studien zu Platons Protagoras, 62 S. — Augsburg: a) Gymnasium St. Anna: Sigmund Fries, K. Gymnprof., Beitrag zur Geschichte der Verhandlungen des schwäbischen Kreises mit Frankreich im Jahre 1796, 68 S.; b) Gymnasium St. Stephan: Dr. P. Plazidus Glogger, O. S. B., Das Leidener Glossar Cod. Voss. lat. 4° 69. 2. Teil: Erklärungsversuche, 96 S.; [c) Realgymnasium: Friedr. Keppel, Gymnasialassistent, Patriotismus des Dichters Q. Horatius Flaccus, 40 S.] — Bamberg: a) Altes Gymnasium: Friedr. Wucherer, K. Gymnasiall., Mittelschulwesen im Hochstift Bamberg 1773—1802, 44 S.; b) Dr. Wilh. Schott, K. Gymnasiall., Studien zur Geschichte des Kaisers Tiberius, 48 S. — Bayreuth: Gust. Sattler, Gymnasialassistent, De Eudociae Homerocentonibus, 42 S. — Burghausen: Dr. Frz. Anton Winter, Gymnasialassistent, Über den Wert der direkten und indirekten Überlieferung von Origines Büchern ‚contra Celsum'. 2. Teil, 62 S. — Dillingen: Dr. Martin Glückel, K. Gymnprof., Beiträge zur Geschichte der Stadt Forchheim im 17. Jahrhundert (1618—1624), 60 S. — Eichstätt: Dr. Arnold Pischinger, K. Gymnprof., Der Vogelzug bei den griechischen Dichtern des klassischen Altertums. Ein zweiter Beitrag zur Würdigung des Naturgefühls in der antiken Poesie, 76 S. — Erlangen: Dr Heinr. Beckh, K. Gymnprof., Ein geschichtliches Kollegienheft aus dem 16. Jahrhundert, 34 S. — Freising: Meinrad Sirch, K. Gymnprof., Die Quellen des Palladius in seinem Werke über die Landwirtschaft, 55 S. — Fürth: Siegmund Preuß, K. Gymnasialrektor, Index Isocrateus, 96 S. (Programm für die Schuljahre 1903/1904 und 1904/1905!) — Günzburg: Dr. W. Heydenreich, Gymnasialassistent, Geschichte der dänischen Sprache von Dr. Verner Dahlerup, Dozenten an der Univ. Kopenhagen. Unter Mitwirkung des Verfassers übersetzt. 1. Teil, 45 S. — Hof: Frz. Adami, K. Gymnprof., Die Entstehung und der Verlauf des Gleichstroms, des Ein- und Zweiphasenstroms, sowie des Drehstroms, 22 S. mit 15 Tafeln. — Ingolstadt: Dr. Max Offner, K. Gymnprof., Zurechnung und Verantwortung, S. 49—103 (Fortsetzung zum vorj. Programm über die Willensfreiheit). — Kaiserslautern: Friedr. Kreppel, K. Gymnasiall., Der Zyklus der Horazischen Römeroden. 2. Teil (Die dritte Ode), 63 S. — Kempten: Julius Noder, K. Gymnprof., Über Versuche im Kartenzeichnen, 54 S. Mit einer Beilage von Zeichnungen, 16 Blätter enthaltend. — Landau: Eugen Schumacher, K. Gymnasiall., Beiträge zur Geschichte Grifos, des Sohnes Karl Martells, 38 S. —

Landshut: J. B. Hublocher, Gymnasialassistent, Enarravit Petrus Langen C. Valeri Flacci Argonauticon libros octo. Recensuit J. B. Hublocher, 35 S. — Lohr a. M.: Dr. Gg. Diem, K. Gymnasiall., Kongruente Flächen 2. Ordnung mit gemeinsamer Ellipse. Orte ihrer Mittelpunkte. Überführung einer von diesen Flächen in die unendlich benachbarte Lage durch Schraubung, 37 S. mit einer Figurentafel. — Ludwigshafen a. Rh.: Pseudo-Quintilianea. Symbolae ad Quintiliani quae feruntur declamationes XIX maiores scripsit Dr. Albertus Becker (Gymnasialassistent), 89 S. — Metten: P. Benno Linderbauer, O.S.B., Gymnprof., Studien zur lateinischen Synonymik, 64 S. — München: a) Ludwigsgymnasium: Dr. Ernst Appel, Gymnasialassistent, Beiträge zur Erklärung des Corippus mit besonderer Berücksichtigung des vulgären Elementes seiner Sprhche, 67 S.; b) Luitpoldgymnasium: Dr. Ferd. Gottanka, Gymnasialassistent, Suetons Verhältnis zu der Denkschrift des Augustus (Monumentum Ancyranum), 65 S. mit 2 Inschriftbeilagen; c) Maxgymnasium: Dr. Friedr. Weber, K. Gymnasiall., Platons Stellung zu den Barbaren, 55 S.; d) Theresiengymnasium: Dr. Aug. Wendler, K. Gymnasiall., Beiträge zur Theorie der Translationsflächen, 48 S.; e) Wilhelmsgymnasium: Solonis elocutio quatenus pendeat ab exemplo Homeri. Accedit index Soloneus. Scripsit Nicolaus Riedy (Gymnasialassistent). Pars posterior, 31 S. — Münnerstadt: J. Schnetz, K. Gymnasiall., Neue Untersuchungen zu Valerius Maximus, seinen Epitomatoren und zum Fragmentum de praenominibus, 46 S. — Neuburg a. D.: Joh. Seemüller, Gymnasialassistent, Die Doubletten in der ersten Dekade des Livius, 63 S. — Nürnberg: a) Altes Gymnasium: Dr. Wilh. Bachmann, Gymnasialassistent, Die ästhetischen Anschauungen Aristarchs in der Exegese und Kritik der homerischen Gedichte. 2. Teil, 40 S.; b) Neues Gymnasium: Eduard Grofs, K. Gymnprof., Studien zu Vergils Aeneis, zum Teil mit Hinweisen auf die deutsche Literatur, 34 S.; [c) Realgymnasium: Aug. Radina, Gymnasialassistent, Die Analogie auf dem Gebiete der Kasusrektion bei den vier grofsen griechischen Dramatikern, 66 S. und IV S. Stellenübersicht.] — Passau: Dr. Frz. Jos. Engel, K. Gymnasiall., Ethnographisches zum Homerischen Kriegs- und Schützlingsrecht. 1. Allgemeiner Teil, 42 S. — Regensburg: a) Altes Gymnasium: Dr. Karl Hoffmann, K. Gymnprof., Sagenvergleichung und ihre Verwertung im Gymnasialunterrichte, 34 S.; b) Neues Gymnasium: Heinr. Lamprecht, K. Gymnasiall., Aufdeckung eines römischen Friedhofes zu Regensburg in den Jahren 1872—1874. Nach den Aufzeichnungen Pfarrer Dahlems bearbeitet, 40 S. und 4 Tafeln. — Rosenheim: Dr. Arthur Raumair, K. Gymnprof., Methodische Ergänzungsübungen zu Dr. H. Breymanns Lehrgang der französischen Sprache für Gymnasien, 61 S. — Schweinfurt: Hans Fischl, K. Gymnasiall., Fernsprech- und Meldewesen im Altertum mit besonderer Berücksichtigung der Griechen und Römer, 40 S. — Speier: Friedr. Jos. Hildenbrand, K. Gymnprof., Das neue Gymnasialgebäude zu Speyer nebst einem Rückblick auf die Geschichte des Speyerer Gymnasiums. Format: Grofsoktav, 51 S. Mit 18 Abbild. im Text und einem Anhang mit 7 Planzeichnungen. — Straubing: Karl Welzhofer, K. Gymnasialrektor, Die Komposition der Staatsreden des Demosthenes. I. Die 3 olynthischen Reden, 56 S. — Würzburg: a) Altes Gymnasium: Dr. Nik. Spiegel, K. Gymnprof., Das fahrende Schülertum, ein Ergebnis der deutschen Schulverhältnisse während des 15./16. Jahrhunderts. Mit einer Beilage: Zeit und Örtlichkeit in den Wanderberichten von Zink, Butzbach und Platter, 70 S.; b) Neues Gymnasium: Dr. Joh. Nusser, K. Gymnprof., Sophokles' König Oedipus. Eine ästhetisch-kritische Betrachtung, 55 S. — Zweibrücken: Rudolf Buttmann, K. Gymnprof., Die Matrikel des Hornbacher Gymnasiums 1559—1630. 1. Teil: Verzeichnis der Professoren und Stipendiaten (Text), 57 S.

Progymnasium Forchheim: Dr. Anton Rüger, K. Rektor des Progymn., Geschichte der Forchheimer Mittelschule. 1. Teil: Von den ältesten Anfängen bis zur Säkularisation. Festgabe zur Einweihung des neuen Progymnasiums am 13. Juli 1904, 80 S. und XIII S. Anmerkungen. Mit 3 Bildertafeln. — Pirmasens: Ph. Kraus, K. Rektor des Progymn., Pirminius und Pirmasens. Eine geschichtlich-sprachliche Untersuchung, 19 S. — Schäftlarn: Dr. Frz. Höfler, Gymnasialassistent *Ἱππόλυτον εἰς τὰ ἅγια θεοφάνεια.* Untersuchung über die Echtheit, 61 S.

Lateinschule Scheyern: Seminar und Studienanstalt im Benediktinerstifte Scheyern. Geschichtlich und statistisch dargestellt von P. Anselm Neubauer O.S.B., z. Z. Direktor, 71 S. mit graphischer Frequenztabelle.

Prüfungskommissäre

wurden im verflossenen Schuljahre 1903/04 vom hohen K. Staatsministerium entsendet:
a) Zur Abhaltung der mündlichen Absolutorialprüfung an folgende 18 Gymnasien: 1. Ansbach: Dr. W. Ritter von Arnold, Oberstudienrat und Gymnasialrektor in München, Mitglied des Obersten Schulrates; 2. Augsburg St. Anna: Dr. Carl Weyman, K. ao. Universitätsprof. in München; 3. Bamberg, Altes Gymnasium und 4. Bamberg, Neues Gymnasium: Dr. Ang. Luchs, K. o. ö. Universitätsprof. in Erlangen; 5. Dillingen: Oberstudienrat Dr. W. Ritter von Markhauser, K. Gymnasialrektor a. D. und Mitglied des Obersten Schulrates; 6. Eichstätt: Oberstudienrat Dr. Gg. Ritter von Örterer, K. Gymnasialrektor in München und Mitglied des Obersten Schulrates; 7. Erlangen: Dr. Thomas Stangl, K. ao. Universitätsprof. in München; 8. Freising: Dr. Wilh. Hess, K. o. Lyzealprof. in Bamberg; 9. Kaiserslautern: Dr. Oskar Brenner, K. o. ö. Universitätsprof. in Würzburg; 10. München, Luitpoldgymnasium: Gr. Badischer Geheimer Hofrat Dr. Otto Crusius, K. o. ö. Universitätsprof. und Mitglied des Obersten Schulrates in München; 11. München, Maxgymnasium: wie bei Dillingen; 12. München, Theresiengymnasium: Joh. Gerstenecker, K. Gymnasialrektor und Mitglied des Obersten Schulrates in Regensburg; 13. München, Wilhelmsgymnasium: Se. Magnif. Dr. Walter von Dyck, K. Rektor der Technischen Hochschule und Mitglied des Obersten Schulrates in München; 14. Münnerstadt: Dr. Frz Boll, o. ö. Universitätsprof. in Würzburg; 15. Passau: Oberstudienrat Dr. N. Wecklein, K. Gymnasialrektor und Mitglied des Obersten Schulrates in München; 16. Speier: wie Dillingen und München, Maxgym.; 17. Straubing: Dr. H. Schneegans, K. o. ö. Universitätsprof. in Würzburg; 18. Würzburg, Neues Gymnasium: Dr. Eilhard Wiedemann, K. o. ö. Universitätsprof. in Erlangen.

b) Zur Abhaltung der mündlichen Abgangsprüfung an sämtliche Progymnasien und zwar: 1. Bergzabern: Dr. H. W. Reich, K. Gymnasialrektor in Landau; 2. Dinkelsbühl: Dr. Gg. Helmreich, K. Gymnasialrektor in Ansbach; 3. Donauwörth: Joh. Nep. Gröbl, K. Gymnasialprof. in Dillingen; 4. Dürkheim: Jak. Müller, K. Gymnasialrektor in Neustadt a. H.; 5. Edenkoben: Dr. H. W. Reich, K. Gymnasialrektor in Landau; 6. Forchheim: Oberstudienrat R. Klüber, K. Gymnasialrektor in Bamberg (A. Gymn.); 7. Frankenthal: Dr. Degenhart, K. Gymnasialrektor in Speier; 8. Germersheim: der nämliche; 9. Grünstadt, wie Dürkheim; 10. Hersbruck: Dr. Phil. Thielmann, Kgl. Gymnasialrektor in Nürnberg (A. Gymn.); 11. St. Ingbert: Dr. H. Stich, K. Gymnasialrektor in Zweibrücken; 12. Kirchheimbolanden: Karl Lösch, K. Gymnasialrektor in Kaiserslautern; 13. Kitzingen: G. Völcker, K. Gymnasialrektor in Schweinfurt; 14. Kusel, wie Kirchheimbolanden; 15. Memmingen: J. Pistner, K. Gymnasialrektor in Kempten; 16. Miltenberg: Dr. J. Straub, K. Gymnasialrektor in Aschaffenburg; 17. Neustadt a. Aisch: Friedr. Meyer, K. Gymnasialrektor in Nürnberg (N. Gymn.); 18. Nördlingen: Karl Hofmann, K. Gymnasialrektor in Augsburg (St. Anna); 19. Öttingen: der nämliche; 20. Pirmasens: wie St. Ingbert; 21. Rothenburg o. T.: Dr. S. Preuss, K. Gymnasialrektor in Fürth; 22. Schäftlarn: Aug. Brunner, K. Gymnasialprof. am Luitpoldgymn. in München; 23. Schwabach: Frz. Xav. Pflügl, K. Gymnasialrektor in Eichstätt; 24. Traunstein, Dr. Andr. Deuerling, K. Gymnasialrektor in Burghausen; 25. Uffenheim: Karl Dietsch, K. Gymnasialrektor in Erlangen; 26. Weiden: A. Obermaier, K. Gymnasialprof. in Regensburg (A. Gymn.); 27. Weissenburg a. S.: wie Schwabach; 28. Windsbach: wie Hersbruck; 29. Windsheim: wie Uffenheim; 30. Wunsiedel: Dr. Herm. Hellmuth, K. Gymnasialrektor in Hof.

Übersicht

über die von den Abiturienten der humanistischen Gymnasien Bayerns 1904 gewählten Berufsarten.

Gymnasium	Theologie	Jurisprudenz	Medizin	Klass. Philologie	Neuere Sprachen	Mathematik	Techn. Fächer	Militär (Marine)	Forstwesen	Bergwesen	Zollw. u. mittl. Finanzdienst	Baufach	Archivwesen u. Geschichte	Chemie u. Naturwissensch.	Geometerfach	Philosophie	Bildende Kunst	Musik	Bankfach u. Kaufmannsstand	Tierarzneikunde	Verschiedenes	Gesamtzahl
1. Amberg	2	7	1	1	—	—	—	4	—	—	3	1	—	—	—	—	—	—	—	1	—	20
2. Ansbach	6	5	5	1	—	—	1	3	2	—	1	2	—	—	—	—	—	—	—	—	1	27
3. Aschaffenburg	4	8	3	—	1	1	3	—	1	—	—	—	—	2	—	—	—	—	—	—	4	27
4. Augsburg (St. Anna)	8	6	2	1	1	1	—	1	1	—	—	—	—	3	—	—	—	—	1	—	1	26
5. Augsburg (St. Stephan)	4	6	1	2	1	5	1	3	1	—	—	1	—	—	—	—	—	1	—	—	—	26
6. Bamberg A.	3	3	—	3	—	1	2	—	1	—	2	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	15
7. Bamberg N.	9	7	1	1	3	3	1	1	—	1	—	—	—	1	—	—	—	—	—	—	1	29
8. Bayreuth	4	6	3	3	—	2	—	8	3	—	—	1	—	1	1	—	—	—	—	—	—	32
9. Burghausen	10	3	2	—	—	2	1	1	1	—	1	1	—	—	—	—	—	—	—	1	—	23
10. Dillingen	28	2	1	4	—	—	—	3	1	—	—	1	1	—	—	—	—	—	—	—	—	41
11. Eichstätt	12	2	1	1	1	—	2	1	2	—	—	—	—	—	1	—	—	—	—	—	—	23
12. Erlangen	5	16	8	2	2	—	—	1	—	—	—	—	—	2	—	—	—	—	—	—	—	36
13. Freising	43	6	2	1	1	1	2	2	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	1	—	—	59
14. Fürth	1	9	2	—	—	1	—	—	1	1	3	—	—	1	—	—	1	—	—	1	—	21
15. Günzburg	5	3	4	4	2	1	5	2	3	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	2	—	31
16. Hof	3	5	3	1	3	—	1	—	—	—	—	—	—	2	—	—	1	—	—	—	—	19
17. Ingolstadt	—	3	1	—	1	2	1	2	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	1	1	1	13
18. Kaiserslautern	1	6	2	1	1	1	1	1	—	1	2	1	1	1	—	1	1	—	—	1	1	23
19. Kempten	2	4	2	1	—	2	5	1	—	—	—	—	—	—	—	1	—	—	—	—	1	19
20. Landau	2	8	2	1	1	1	1	1	1	—	1	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	19
21. Landshut	4	5	1	6	—	—	2	3	—	—	—	1	—	—	—	—	—	—	—	—	1	23
22. Ludwigshafen a./Rh.	3	7	5	4	—	1	1	1	—	1	—	2	—	2	—	—	—	—	1	—	4	32
23. Metten	15	4	1	—	1	—	—	—	1	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	22
24. München, Ldw.	4	15	7	3	—	—	2	6	—	—	—	3	—	—	1	—	—	—	—	1	1	43
25. „ , Ltp.	4	15	5	7	1	1	4	5	—	—	1	—	—	1	1	2	—	—	1	1	—	49
26. „ , M.	2	11	5	1	1	3	9	5	—	—	—	1	—	7	—	2	1	—	2	—	3	53
27. „ , Th.	1	5	3	—	—	1	1	1	—	—	1	—	—	2	—	—	1	1	—	—	—	17
28. „ , W.	—	10	4	2	1	2	2	13	—	1	—	—	3	3	—	1	—	—	—	—	2	44
29. Münnerstadt	4	4	1	—	1	2	—	—	2	1	1	—	—	—	1	—	—	—	—	—	2	19
30. Neuburg	2	5	—	3	—	1	1	4	1	—	—	—	—	1	1	1	—	—	—	3	—	23
31. Neustadt a. H.	—	5	1	1	1	—	—	2	1	—	1	1	—	—	—	—	—	—	—	—	1	14
32. Nürnberg A.	2	7	3	6	—	1	—	2	—	—	—	1	—	1	—	—	—	—	1	—	2	26
33. Nürnberg N.	1	8	6	2	—	1	—	2	—	—	1	—	—	1	—	—	—	—	2	—	1	25
34. Passau	24	5	5	1	1	1	—	1	1	—	—	—	—	1	—	—	—	—	—	—	—	40
35. Regensburg A.	26	3	2	—	1	1	—	2	2	—	3	—	2	—	—	—	1	—	—	1	5	49
36. Regensburg N.	5	6	5	1	2	—	—	2	1	—	—	2	—	—	1	—	—	—	—	—	—	25
37. Rosenheim	4	4	3	2	—	—	2	—	1	—	—	—	—	1	—	—	—	—	—	—	1	18
38. Schweinfurt	3	6	1	—	—	—	1	—	1	—	—	—	—	1	—	—	—	—	1	—	—	14
39. Speier	11	10	2	1	1	2	2	2	—	—	2	—	—	1	—	—	—	—	3	—	1	38
40. Straubing	3	3	—	—	—	2	2	1	—	2	—	—	1	—	—	—	—	2	—	1	1	26
41. Würzburg A.	7	11	5	—	2	—	—	2	—	—	—	—	—	1	—	—	1	—	—	—	—	29
42. Würzburg N.	10	8	8	1	1	1	—	6	1	—	—	1	—	4	—	—	—	—	—	—	3	44
43. Zweibrücken	—	4	3	1	—	—	—	3	1	3	—	1	—	1	1	—	—	—	—	—	—	18
Summa	292	276	125	70	32	44	56	98	31	11	23	17	12	41	7	9	8	3	14	14	38	1220

Frequenz

der humanistischen Gymnasien, Progymnasien und isolierten Lateinschulen des Königreiches Bayern am Schlusse des Schuljahres 1903/1904.

I. Humanistische Gymnasien.

Gymnasium	Heurige Frequenz	Zu- oder Abnahme gegen das Vorjahr	Gymnasium	Heurige Frequenz	Zu- oder Abnahme gegen das Vorjahr
1. München, Luitpoldg.	749	—56	23. Bamberg, Altes G.	345	+ 4
2. München, Maxg.	739	+31	24. Straubing	340	—11
3. Würzburg, Neues G.	694	+25	25. Kaiserslautern	328	— 7
4. München, Ludwigsg.	675	+69	26. Landau	324	+ 3
5. München, Theresieng.	674	—12	27. Burghausen	320	+11
6. München, Wilhelmsg.	664	— 2	28. Eichstätt	307	— 1
7. Regensburg, Altes G.	616	+ 6	29. Augsburg, St. Anna	305	—41
8. Würzburg, Altes G.	580	+32	30. Kempten	296	+ 8
9. Regensburg, Neues G.	508	+19	31. Fürth	290	+ 6
10. Passau	507	—23	32. Rosenheim	285	— 3
11. Augsburg, St. Stephan	504	—10	33. Neuburg a. D.	269	— 1
12. Nürnberg, Altes G.	486	+39	34. Erlangen	268	+ 9
13. Bamberg, Neues G.	481	+21	35. Ludwigshafen	265	+19
14. Dillingen	468	— 3	36. Neustadt a. H.	263	+27
15. Nürnberg, Altes G.	436	—11	37. Ingolstadt	261	0
16. Aschaffenburg	427	+24	38. Ansbach	257	+16
17. Landshut	414	+19	39. Günzburg	253	+43
18. Freising	408	+ 8	40. Hof	242	+21
19. Speier	389	+ 1	41. Schweinfurt	227	+ 7
20. Bayreuth	380	+ 4	42. Münnerstadt	207	0
21. Amberg	378	+ 6	43. Zweibrücken	204	+13
22. Metten	347	—22	44. Lohr (8 Kl.)	165	+25

Gesamtfrequenz der 44 humanistischen Gymnasien am Schlusse des Schuljahres 1903/1904 17 545 Schüler gegen 17 265 Schüler am Schlusse des Vorjahres 1902/1903, mithin eine Zunahme der Frequenz um 280 Schüler.

2. Progymnasien.

Progymnasium	Heurige Frequenz	Zu- oder Abnahme gegen das Vorjahr	Progymnasium	Heurige Frequenz	Zu- oder Abnahme gegen das Vorjahr
1. Pirmasens	172	+29	16. Grünstadt	89	— 6
2. Donauwörth	169	+ 4	17. Memmingen	82	+ 6
3. Schäftlarn	163	+ 5	18. Kitzingen	81	+12
3. Weiden	163	+57	18. Miltenberg	81	+ 7
5. Dürkheim	136	— 5	20. Uffenheim	75	— 9
6. Forchheim	133	+12	21. Neustadt a. A.	74	— 9
6. Frankenthal	133	+ 8	22. Germersheim	72	+ 3
8. Traunstein	116	+10	22. Kusel	72	— 4
9. St. Ingbert	108	—15	24. Schwabach	68	— 8
10. Weissenburg a. S.	105	+ 2	25. Hersbruck	62	+23
11. Rothenburg o. T.	103	+17	26. Bergzabern	59	—23
12. Edenkoben	101	0	27. Windsheim	57	+ 4
13. Windsbach	98	— 2	28. Kirchheimbolanden	54	+ 6
14. Ottingen	97	+ 7	29. Nördlingen	51	+ 3
15. Wunsiedel	93	+ 2	30. Dinkelsbühl	49	— 3

Gesamtfrequenz der 30 Progymnasien am Schlusse des Schuljahres 1903/1904 2916 Schüler gegen 2518 Schüler des Vorjahres 1902/1903, wo Forchheim, Hersbruck und Weiden noch nicht Progymnasien waren, mithin eine Zunahme der Frequenz um 398 Schüler.

3. Lateinschulen.

Lateinschule	Heurige Frequenz	Zu- oder Abnahme gegen das Vorjahr	Lateinschule	Heurige Frequenz	Zu- oder Abnahme gegen das Vorjahr
1. Scheyern	178	+ 2	9. Winnweiler [1]) (mit 3 Realkl.)	29	+ 1
2. Landstuhl	65	+ 4	10. Annweiler (3 Kl.) [1]) (mit 3 Realkl.)	22	+ 2
3. Hammelburg	57	+ 4	11. Feuchtwangen (3 Kl.)	16	— 2
4. Blieskastel	50	— 5	12. Thurnau (2 Kl.) (Privatlateinschule)	8	0
5. Hafsfurt	48	— 6	13. Wallerstein (2 Kl.) (Privatlateinschule)	7	+ 1
6. Homburg [1]) (mit 3 Realkl.)	47	+ 3			
7. Lindau i. B.	33	— 1			
8. Amorbach (3 Kl.) (Städtische Lateinschule)	29	+ 5			

Hiezu Realschulen mit Lateinklassen:

1. Kissingen (3 Kl.) . . . 8
2. Kulmbach (3 Kl.) . . . 16

Gesamtfrequenz der 13 Lateinschulen und der 2 Realschulen mit Lateinklassen 613 Schüler gegen 871 Schüler des Vorjahres, wo Forchheim, Hersbruck und Weiden noch zu den Lateinschulen zählten, mithin eine Abnahme der Frequenz um 258 Schüler.

Gesamtfrequenz der humanistischen Anstalten des Königreiches am Schlusse des Schuljahres 1903/1904 21074 Schüler gegen 20654 Schüler am Schlusse des Vorjahres 1902/1903, mithin eine Zunahme der Frequenz um 420 Schüler (im Vorjahre betrug die Zunahme 529 Schüler, vor 2 Jahren 481 Schüler).

Frequenz der Realgymnasien.

1. Augsburg . . . . . 320 (im Vorjahre 220)
   (8 Klassen: I. u. II. und IV.—IX.)
2. München . . . . . 342 (im Vorjahre 309)
   (6 Klassen: IV.—IX.)
3. Nürnberg . . . . . 663 (im Vorjahre 640)
   (9 Klassen: I.—IX.)
4. Würzburg . . . . . 131 (im Vorjahre 126)
   (6 Klassen: IV.—IX.)

Summa 1456 (im Vorjahre 1295).

Zunahme der Frequenz um 161 Schüler.

Personalnachrichten.

Ernannt: Der Rektor am Progymnasium Weiden, Franz Ehrlich, wurde zum Gymnasialrektor am humanistischen Gymnasium Weiden und der Gymnasialprofessor Max Hoferer am Wilhelmsg. in München zum Gymnasialrektor in Kempten befördert; die nachbenannten Gymnasialprofessoren wurden zu Konrektoren an den angegebenen Anstalten befördert und zwar der Gymnasialprofessor am Ludwigsgymnasium in München Joseph Senger zum Konrektor an dieser Anstalt, der Gymnasialprofessor am Luitpoldgymnasium in München August Brunner zum Konrektor an dieser Anstalt, der Gymnasialprofessor für Mathematik und Physik am Maximiliansgymnasium in München Dr. Benedikt Rothlauf zum Konrektor an dieser Anstalt, der Gymnasialprofessor für Mathematik und Physik am Luitpoldgymnasium in München Joseph Ducrue zum Konrektor am Theresiengymnasium in München, der Gymnasialprofessor für Mathematik und Physik am Wilhelmsgymnasium in München Johann Waldvogel zum Konrektor an dieser Anstalt, der Gymnasialprofessor am Ludwigsgymnasium in München Otto Lang zum Konrektor am humanistischen Gymnasium Freising, der Gymnasialprofessor für Mathematik und Physik am humanistischen Gymnasium Landshut Priester Dr. Andreas Müller zum Konrektor an dieser Anstalt, der Gymnasialprofessor am Ludwigsgymnasium in

[1]) Gezählt sind nur die Lateinschüler.

München Joseph Fink zum Konrektor am humanistischen Gymnasium Passau, der Gymnasialprofessor für Mathematik und Physik am humanistischen Gymnasium Speier Karl Hoffmann zum Konrektor an dieser Anstalt, der Gymnasialprofessor am humanistischen Gymnasium in Freising Ferdinand Flessa zum Konrektor am humanistischen Gymnasium in Amberg, der Gymnasialprofessor am Alten Gymnasium in Regensburg Georg August Steinmetz zum Konrektor an dieser Anstalt, der Gymnasialprofessor am humanistischen Gymnasium Zweibrücken Dr. Philipp Keiper zum Konrektor am Neuen Gymnasium in Regensburg, der Gymnasialprofessor am Alten Gymnasium in Bamberg Dr. Franz Birklein zum Konrektor am Neuen Gymnasium in Bamberg, der Gymnasialprofessor am Alten Gymnasium in Nürnberg Georg Osberger zum Konrektor am humanistischen Gymnasium Bayreuth, der Gymnasialprofessor am Alten Gymnasium in Nürnberg Ludwig Krauſs zum Konrektor an dieser Anstalt, der Gymnasialprofessor am Neuen Gymnasium in Nürnberg Eduard Grofs zum Konrektor an dieser Anstalt, der Gymnasialprofessor für Mathematik und Physik am Neuen Gymnasium in Nürnberg Ludwig Keck zum Konrektor am humanistischen Gymnasium Aschaffenburg, der Gymnasialprofessor für Mathematik und Physik am Alten Gymnasium in Würzburg Joseph Lenganer zum Konrektor an dieser Anstalt, der Gymnasialprofessor am Neuen Gymnasium in Würzburg Michael Drechsler zum Konrektor an dieser Anstalt, der Gymnasialprofessor am humanistischen Gymnasium Dillingen Joh. Gröbl zum Konrektor an dieser Anstalt; der Gymnasialprofessor für Mathematik und Physik am Neuen Gymnasium in Nürnberg Ludwig Keck wurde seinem Ansuchen entsprechend von dem Antritte der ihm verliehenen Konrektorstelle am humanistischen Gymnasium Aschaffenburg enthoben und auf seiner bisherigen Dienstesstelle am Neuen Gymnasium in Nürnberg belassen und der Gymnasialprofessor am Luitpoldgymnasium in München Dr. Philipp Weber zum Konrektor am humanistischen Gymnasium Aschaffenburg befördert.

Die nachbenannten Gymnasiallehrer wurden zu Gymnasialprofessoren befördert und zwar: der Gymnasiallehrer am Progymnasium Weissenburg i. B. Wilhelm Bullemer zum Gymnasialprofessor am hum. Gymnasium Zweibrücken, der Gymnasiallehrer am Progymnasium Nördlingen Eugen Rech zum Gymnasialprofessor am hum. Gymnasium Ludwigshafen a. Rh., der Gymnasiallehrer für Arithmetik und Mathematik am hum. Gymnasium Lohr Dr. Georg Diem zum Gymnasialprofessor für Mathematik und Physik am hum. Gymnasium Weiden, der Gymnasiallehrer am hum. Gymnasium Ansbach Georg Friedrich Holler zum Gymnasialprofessor am Realgymnasium Nürnberg, der Gymnasiallehrer für Arithmetik und Mathematik am Progymnasium Rothenburg o. T. Karl Bassler zum Gymnasialprofessor für Mathematik und Physik am hum. Gymnasium Eichstätt, der Gymnasiallehrer am hum. Gymnasium Erlangen Wilhelm Summa zum Gymnasialprofessor am hum. Gymnasium Lohr, der Gymnasiallehrer am Progymnasium Frankenthal Dr. Hermann Roppenecker zum Gymnasialprofessor am hum. Gymnasium Münnerstadt und der Gymnasiallehrer am hum. Gymnasium bei St. Anna in Augsburg Emil Krell zum Gymnasialprofessor am hum. Gymnasium Neuburg a. D., der Gymnasiallehrer am Progymnasium Öttingen H. Sponsel zum Rektor des Progymnasiums Bergzabern, der Gymnasiallehrer am humanistischen Gymnasium Aschaffenburg Franz Joseph Wittig zum Rektor des Progymnasiums St. Ingbert und der Studienlehrer an der Lateinschule Lindau Friedrich Hacker zum Rektor des Progymnasiums Kusel mit dem Range und Gehalte eines Gymnasialprofessors befördert.

Der Regens im bischöfl. Knabenseminar zu Passau, Priester Dr. Otto Weiherer, wurde seinem Ansuchen entsprechend zum katholischen Religionslehrer und Offiziator am K. hum. Gymnasium Passau und der Religionslehrer Priester Eduard Müller in Lohr seinem Ansuchen entsprechend zum katholischen Religionslehrer und Offiziator am K. hum. Gymnasium Lohr, beide in widerruflicher Weise, ernannt und denselben für die Dauer ihrer Funktion der Titel und Rang eines K. Gymnasialprofessors verliehen.

Die nachbenannten geprüften Lehramtskandidaten und Assistenten wurden zu Gymnasiallehrern oder Studienlehrern ernannt und zwar: der Assistent des hum. Gymnasiums Speier Dr. Konrad Engelhardt zum Gymnasiallehrer am Progymnasium Frankenthal, der Assistent des hum. Gymnasiums Landshut Dr. Joh Lochmüller zum Gymnasiallehrer am Progymnasium Germersheim, der Assistent der Kreisrealschule Regensburg Max Günther zum Gymnasiallehrer für Arithmetik und Mathematik am Progym-

nasium Grünstadt, der Assistent des Progymnasiums Dinkelsbühl Johann Zinsmeister zum Gymnasiallehrer am Progymnasium Knsel, der Assistent der Realschule Landau Joseph Blaser zum Studienlehrer für neuere Sprachen an der Lateinschule Annweiler der Assistent des hum. Gymnasiums Metten Philipp Hartleib zum Studienlehrer an der Lateinschule Landstuhl, der Assistent der Realschule Ludwigshafen a. Rh. Philipp Schramm zum Stndienlehrer für neuere Sprachen an der Lateinschule Winnweiler, der Assistent des hum. Gymnasiums Kempten Dr. Joseph Kopp zum Gymnasiallehrer am hum. Gymnasium Ansbach, der Assistent des Realgymnasiums Augsburg Friedrich Keppel zum Gymnasiallehrer am Progymnasium Dinkelsbühl, der Assistent des hum. Gymnasiums Dillingen Franz Froer zum Gymnasiallehrer für Arithmetik und Mathematik am Progymnasium Rothenburg o. T., der Assistent der Realschule Weifsenburg in Bayern Dr. Jakob Haber zum Gymnasiallehrer für neuere Sprachen am Progymnasium Schwabach, der Assistent des Ludwigs-Gymnasiums in München Dr. Ernst Appel zum Gymnasiallehrer am Progymnasium Uffenheim, der Assistent des hum. Gymnasiums Dillingen Karl Ritter v. Lama zum Gymnasiallehrer am Progymnasium Weifsenburg in Bayern, der Assistent des Theresien-Gymnasiums in München Joseph Haug zum Gymnasiallehrer für Arithmetik und Mathematik am Progymnasium Kitzingen, der Assistent des humanistischen Gymnasiums Günzburg Dr. Wilhelm Heydenreich zum Gymnasiallehrer am Progymnasium in Nördlingen; der Assistent des Neuen Gymnasiums in Bamberg Johann Kornbacher zum Stndienlehrer an der Lateinschule Homburg, der Assistent des Theresiengymnasiums in München Joh. Brunner zum Gymnasiallehrer am humanistischen Gymnasium Neuburg a. D. und der Assistent des Wilhelmsgymnasiums in München Dr. Nikolaus Riedy zum Studienlehrer an der Lateinschule Lindau; der geprüfte Lehramtskandidat und dermalige Inspektor am Johannespensionat in Öttingen Dr. Karl Hubel wurde auf Präsentation des Fürsten zu Oettingen-Oettingen und Oettingen-Spielberg zum Gymnasiallehrer am Progymnasium in Öttingen ernannt.

b) an Realanstalten: Der Gymnasialprofessor für Mathematik und Physik am hum. Gymnasium Eichstätt August Regnault wurde zum Rektor und Lehrer der Mathematik und Physik an der Industrieschule Kaiserslautern befördert und ihm zugleich die Führung des Rektorates der Kreisrealschule Kaiserslautern in widerruflicher Weise übertragen. Der Professor für deutsche Sprache, Geschichte und Geographie an der Realschule Landau i. Pf. Joseph Zeitler, wurde seiner Bitte um Übertragung eines Rektorats entsprechend zum Rektor und Lehrer der deutschen Sprache, Geschichte und Geographie der Realschule Kronach, ferner der Reallehrer für neuere Sprachen an der Luitpold-Kreisrealschule in München Nikolaus Gerbes zum Rektor und Lehrer der neueren Sprachen der Realschule Eichstätt ernannt; sodann der Reallehrer für Realien an der Realschule Neustadt a. H. Dr. Eugen Eiber zum Rektor der Realschule Neuburg a. D. befördert.

Die nachbenannten Professoren wurden zu Konrektoren in ihren dermaligen Dienstesstellungen befördert: der Gymnasialprofessor für neuere Sprachen am Realgymnasium Nürnberg Leonhard Röder, der Professor für Realien und Vorstand der Handelsabteilung an der Industrieschule München Karl Auer und der Professor für Mathematik und Physik an der Industrieschule Nürnberg Kaspar Rudel; die nachbenannten Reallehrer und Lehrer zu Professoren befördert: der Reallehrer für neuere Sprachen der Realschule Zweibrücken Dr. Karl Wimmer an dieser Anstalt, der Reallehrer für neuere Sprachen der Luitpold-Kreisrealschule in München Dr. Hans Rautner an der Realschule Freising, der Reallehrer für neuere Sprachen der Luitpold-Kreisrealschule in München Dr. Gustav Herberich an der Realschule Neu-Ulm, der Reallehrer für neuere Sprachen an der Kreisrealschule Regensburg August Geisser an dieser Anstalt, der Reallehrer für Zeichnen und Modellieren der Realschule Schweinfurt Titularprofessor Franz Xaver Mack an dieser Anstalt, der Reallehrer für deutsche Sprache, Geschichte und Geographie der Realschule Pirmasens Titularprofessor Friedrich Jung an dieser Anstalt, der Reallehrer für deutsche Sprache, Geschichte und Geographie der Realschule Deggendorf Titularprofessor Georg Glück an dieser Anstalt, der Reallehrer für Zeichnen und Modellieren der Realschule Landsberg Titularprofessor Karl Fischer an dieser Anstalt, der Reallehrer für Zeichnen und Modellieren der Realschule Wasserburg Titularprofessor Gustav Eichhorn an dieser Anstalt, der Reallehrer für Maschinenkunde, Mathematik und Physik an der Industrieschule München Heinrich Wehrle an dieser Anstalt

und der Ingenieur und Lehrer für Tiefbau an der Industrieschule Nürnberg Karl Seidl an dieser Anstalt.

Die nachbenannten Assistenten bzw. Lehramtsverweser wurden zu Reallehrern ernannt: für das Lehramt der deutschen Sprache, Geschichte und Geographie: der Assistent der Realschule Neuburg a. D. August Kneussl an der Realschule Landau i. Pf., der Assistent der Realschule Landshut Johann Baptist Hohenester an der Realschule Neu-Ulm, der Assistent der Industrieschule Nürnberg Franz Fleischmann an der Realschule Aschaffenburg, der Assistent der Realschule Nördlingen Friedrich Schülen an dieser Anstalt und der Assistent der Kreisrealschule I in Nürnberg Joseph Dietl an der Realschule Dinkelsbühl; für das Lehramt der neueren Sprachen: der Assistent des Realgymnasiums Nürnberg Christoph Beck an der Realschule Deggendorf und der Assistent der Realschule Bad Kissingen Hans Wicht an dieser Anstalt; ferner der Assistent für Mathematik und Physik der K. Technischen Hochschule München Dr. Heinrich Alt an der Realschule Kronach, der Assistent für die philologisch-historischen Fächer des hum. Gymnasiums Amberg August Schroff zum Reallehrer für Latein an der Realschule Landsberg, der Lehramtsverweser für Handelswissenschaften der Realschule Kempten Andreas Blaha an dieser Anstalt, endlich der Diplomingenieur und Assistent für Maschinenkunde an der mit der Realschule Landshut verbundenen Fachschule für Maschinenbau und Elektrotechnik Hans Hummel an dieser Anstalt. Die etatsmäßige Lehrstelle für die Handelswissenschaften an der K. Kreisrealschule Bayreuth wurde dem geprüften Lehramtskandidaten der Handelswissenschaften Franz Winsauer und zwar zunächst in der Eigenschaft eines Lehramtsverwesers übertragen, endlich der geprüfte Lehramtskandidat der Mathematik und Physik und dermalige Assistent am Realgymnasium Nürnberg Georg Stadelmann zum Reallehrer für Mathematik und Physik der Realschule Lindau ernannt. Ihrem Ansuchen entsprechend wurden der Stadtkaplan bei St. Elisabeth in Nürnberg Priester Michael Karch von Schnaittach zum gemeinsamen katholischen Religionslehrer und Offiziator an den Kreisrealschulen I und II in Nürnberg und der Hilfsgeistliche in Nürnberg Dr. phil. Hans Pöhlmann von Goldkronach zum protestantischen Religionslehrer an der Kreisrealschule II in Nürnberg, beide in widerruflicher Weise, ernannt und denselben für die Dauer dieser Funktion der Titel und Rang eines K. Reallehrers verliehen.

Versetzt: a) an humanistischen Anstalten: 1. Die Nachbenannten wurden in gleicher Diensteseigenschaft und ohne Änderung ihrer bisherigen Gehaltsbezüge infolge organischer Einrichtungen gemäfs § 20 der IX. Verfassungsbeilage versetzt und zwar: Der Gymnasialprofessor für Mathematik und Physik Dr. J. Johannes vom Theresien-Gymnasium in München an das Luitpold-Gymnasium in München, der Gymnasialprofessor Dr. Friedrich Littig vom Theresien-Gymnasium in München an das Maximilians-Gymnasium in München, der Gymnasialprofessor Dr. Heinrich Ludwig Urlichs vom Theresien-Gymnasium in München an das Wilhelms-Gymnasium in München, der Gymnasialprofessor Dr. Karl Hamp vom Wilhelms-Gymnasium in München an das Theresien-Gymnasium in München, der Gymnasialprofessor Dr. Joseph Menrad vom Maximilians-Gymnasium in München an das Theresien-Gymnasium in München, der Gymnasialprofessor Dr. Franz Xaver Pongratz vom humanistischen Gymnasium Amberg an das humanistische Gymnasium Freising, der Gymnasialprofessor Dr. Wilhelm Guthmann vom humanistischen Gymnasium Bayreuth an das Alte Gymnasium in Nürnberg, der Gymnasialprofessor für Mathematik und Physik Dr. Emil Klein vom humanistischen Gymnasium Aschaffenburg an das Neue Gymnasium in Nürnberg, der Gymnasiallehrer Dr. Ludwig Bürchner vom Theresien-Gymnasium in München an das Luitpold-Gymnasium in München, der Gymnasiallehrer Dr. Karl Franz Joetze vom Theresien-Gymnasium in München an das Maximilians-Gymnasium in München, der Gymnasiallehrer Dr. Sebastian Schlittenbauer vom Theresien-Gymnasium in München an das Ludwigs-Gymnasium in München, der Gymnasiallehrer Andreas Wahler vom Theresien-Gymnasium in München an das Ludwigs-Gymnasium in München, der Gymnasiallehrer Gotthard Brunner vom Ludwigs-Gymnasium in München an das Theresien-Gymnasium in München, der Gymnasiallehrer Dr. Friedrich Fischer vom Luitpold-Gymnasium in München an das Theresien-Gymnasium in München, der Gymnasiallehrer Dr. Alfons Kalb vom Maximilians-Gymnasium in München an das Theresien-Gymnasium in München und der

Gymnasiallehrer Dr. Martin Vogt vom Ludwigs-Gymnasium in München an das Theresien-Gymnasium in München; der Gymnasialprofessor am humanistischen Gymnasium Aschaffenburg Jos. Brandl an das Luitpoldgymnasium in München versetzt; dagegen der auf Grund organischer Einrichtungen an das Neue Gymnasium in Nürnberg versetzte Gymnasialprofessor für Mathematik und Physik Dr. Emil Klein auf seiner bisherigen Dienststelle am humanistischen Gymnasium Aschaffenburg belassen. 2. Die Nachbenannten wurden auf Ansuchen in gleicher Dienstseigenschaft versetzt und zwar: Der Gymnasialprofessor Martin Heid vom Neuen Gymnasium in Bamberg an das Ludwigs-Gymnasium in München, der Gymnasialprofessor Gebhard Himmler vom humanistischen Gymnasium Passau an das Ludwigs-Gymnasium in München, der Gymnasialprofessor für neuere Sprachen Dr. Theodor Link vom Neuen Gymnasium in Regensburg an das Alte Gymnasium daselbst, der Gymnasialprofessor für neuere Sprachen Dr. Heinrich Ungemach vom humanistischen Gymnasium Schweinfurt an das Neue Gymnasium in Regensburg, der Gymnasialprofessor Dr. Wilhelm Fronmüller vom humanistischen Gymnasium Ludwigshafen am Rhein an das humanistische Gymnasium Weiden, der Gymnasialprofessor Dr. Martin Gückel vom humanistischen Gymnasium Dillingen an das Alte Gymnasium in Bamberg, der Gymnasialprofessor für neuere Sprachen Friedrich Beck vom Alten Gymnasium in Regensburg an das Neue Gymnasium in Bamberg, der Gymnasialprofessor Hermann Pfirsch vom humanistischen Gymnasium Neuburg an das Neue Gymnasium in Bamberg, der Gymnasialprofessor für neuere Sprachen Dr. Richard Ackermann vom Neuen Gymnasium in Bamberg an das Alte Gymnasium in Nürnberg, der Rektor der Realschule Neu-Ulm Dr. Georg Hermann Moeller als Gymnasialprofessor für neuere Sprachen an das humanistische Gymnasium Schweinfurt, der Rektor des Progymnasiums Schwabach Wilhelm Schmidt als Gymnasialprofessor an das humanistische Gymnasium bei St. Anna in Augsburg, der Gymnasialprofessor Joseph Harbauer vom humanistischen Gymnasium Münnerstadt an das humanistische Gymnasium Dillingen, der Gymnasiallehrer Joseph Weikl vom humanistischen Gymnasium Günzburg an das Neue Gymnasium in Bamberg, der Gymnasiallehrer Michael Kroher vom Progymnasium Dinkelsbühl an das humanistische Gymnasium Erlangen, der Gymnasiallehrer Gustav Scholl vom Progymnasium Schwabach an das Alte Gymnasium in Nürnberg, der Gymnasiallehrer Dr. Rudolf Rast vom Progymnasium Germersheim an das Realgymnasium Nürnberg, der Studienlehrer Johann Haran von der Lateinschule Landstuhl als Gymnasiallehrer an das Progymnasium Schwabach, der Gymnasiallehrer für Arithmetik und Mathematik Albert Neugschwender vom Progymnasium Kitzingen an das humanistische Gymnasium Lohr, der Gymnasiallehrer Karl Retzer vom Progymnasium Kusel an das humanistische Gymnasium Neuburg a. D., der Gymnasiallehrer Raimund Lembert vom Progymnasium Uffenheim an das Realgymnasium Angsburg, der Rektor des Progymnasiums Rothenburg o. T. Gottlieb Hatz als Gymnasialprofessor an das Wilhelmsgymnasium in München, der Rektor Adolf Georgii vom Progymnasium Kusel an das Progymnasium Rothenburg o. T., der Gymnasiallehrer Dr. Georg Losgar vom humanistischen Gymnasium Neuburg a. D. an das Luitpoldgymnasium in München, der Gymnasiallehrer Joseph Weifs vom humanistischen Gymnasium Passau an das humanistische Gymnasium Aschaffenburg, der Studienlehrer Hans Hillebrand von der Lateinschule Homburg als Gymnasiallehrer an das humanistische Gymnasium Passau und der auf Ansuchen aus dem Staatsdienste entlassene Gymnasiallehrer Dr. Eugen Heel, vormals am Neuen Gymnasium in Würzburg, seinem Gesuche um Wiederanstellung entsprechend zum Gymnasiallehrer am humanistischen Gymnasium Günzburg ernannt, der Gymnasialprofessor am Alten Gymnasium in Nürnberg Wilhelm Meyer wurde als Rektor an das Progymnasium Schwabach berufen.

b) an Realanstalten: auf Ansuchen: Peter Arnold, Rektor der Realschule Eichstätt, als Rektor und Lehrer der neueren Sprachen an die neuerrichtete IV. Kreisrealschule in München, der Rektor und Lehrer für Realien an der Realschule Kronach Dr. Ludwig Angerer an die Realschule Neu-Ulm, der Professor für neuere Sprachen der Realschule Freising Dr. Otto Fischer, der Professor für Zeichnen und Modellieren der Realschule Ingolstadt Wilhelm Orschiedt, der Reallehrer für deutsche Sprache, Geschichte und Geographie an der Realschule Neu-

Ulm Michael Brandl, der Lehrer für chemische Technologie an der Akademie für Landwirtschaft und Brauerei in Weihenstephan Dr. Gustav Luff unter Ernennung zum Reallehrer für Chemie und Naturbeschreibung, und der Reallehrer für Mathematik und Physik der Realschule Kronach Johann Schretzenmayr, sämtliche an die IV. Kreisrealschule in München, der Professor für deutsche Sprache, Geschichte und Geographie an der Kreisrealschule Augsburg Dr. Johannes Müller als Gymnasialprofessor an das Realgymnasium Nürnberg, der Professor für deutsche Sprache, Geschichte und Geographie der Realschule Aschaffenburg Franz Xaver Lindhuber an die Kreisrealschule Augsburg, der Studienlehrer für neuere Sprachen der Lateinschule Annweiler Joseph Maria Fauner als Reallehrer an die Luitpold-Kreisrealschule in München, der Reallehrer für neuere Sprachen an der Kreisrealschule Passau Joseph Kaiser an die Luitpold-Kreisrealschule in München, der Reallehrer für neuere Sprachen der Realschule Deggendorf Dr. Johann Schiessl an die Kreisrealschule Passau, der Gymnasiallehrer für deutsche Sprache, Geographie und Geschichte am Realgymnasium München Wilhelm Drechsel als Reallehrer an die Realschule Aschaffenburg, der Reallehrer für deutsche Sprache, Geographie und Geschichte der Realschule Freising Georg Wimmer als Gymnasiallehrer an das Realgymnasium München, der Reallehrer für deutsche Sprache, Geschichte und Geographie der Realschule Neu-Ulm Dr. Andreas Böck an die Realschule Freising, der Reallehrer für Zeichnen und Modellieren der Realschule Ansbach Albert Schwalber an die Realschule Lindau, der Reallehrer für Zeichnen und Modellieren der Realschule Lindau Karl Wolffhardt an die Realschule Ansbach, der Reallehrer für Realien der Kreisrealschule Kaiserslautern Eugen Hoffmann an die Realschule Neustadt a. H. und der Studienlehrer für neuere Sprachen der Lateinschule Winnweiler Franz Bichlmaier als Reallehrer an die Luitpold-Kreisrealschule in München; der im zeitlichen Ruhestand befindliche Reallehrer für Zeichnen und Modellieren Franz Schuhwerk, dermalen zur Unterrichtsaushilfe an der Realschule in Pirmasens in Verwendung, seiner Reaktivierungsbitte entsprechend, zum Reallehrer an der Realschule Ingolstadt ernannt.

Assistenten: a) an hum. Gymnasien: Dem Ansuchen entsprechend wurden der Assistent am hum. Gymnasium Bayreuth Hermann Wiehl an das Alte Gymnasium in Würzburg und der Assistent am Alten Gymnasium in Würzburg Heinrich Sell an das hum. Gymnasium Bayreuth in gleicher Diensteseigenschaft versetzt, ferner wurde dem Ludwigsgymnasium in München der geprüfte Lehramtskandidat Eduard Steinheimer aus Nürnberg, bisher Assistent am hum. Gymnasium in Aschaffenburg, seiner Versetzungsbitte entsprechend, dem Theresiengymnasium in München der geprüfte Lehramtskandidat (Math.) Karl Hirschmann aus Nürnberg, bisher Assistent an der Universität in Erlangen, dem hum. Gymnasium Landshut der geprüfte Lehramtskandidat Richard Willer aus Pöcking, B.-A. Starnberg, dem hum. Gymnasium Metten der geprüfte Lehramtskandidat Karl Steger aus Landshut, dem hum. Gymnasium Amberg der geprüfte Lehramtskandidat Rupert Schreiner aus Straubing, dem hum. Gymnasium Aschaffenburg der geprüfte Lehramtskandidat Dr. Ludwig Weigl aus München, bisher Assistent am hum. Gymnasium Münnerstadt, dem hum. Gymnasium Dillingen der geprüfte Lehramtskandidat Rudolf Frobenius aus Augsburg und der geprüfte Lehramtskandidat Karl Kiefer aus Speier, dem hum. Gymnasium Günzburg der geprüfte Lehramtskandidat Gustav Klör aus Windsheim, dermalen Vorstand der Privatlateinschule Thurnau, dem hum. Gymnasium Kempten der geprüfte Lehramtskandidat Dr. Gottfried Dostler aus Bergkirchen, B.-A. Dachau, dem Theresiengymnasium in München der geprüfte Lehramtskandidat Ludwig Thurmayr aus Essenbach, Bezirksamts Landshut; dem Wilhelmsgymnasium in München die geprüften Lehramtskandidaten Johann Futterknecht aus Augsburg, Joseph Loy aus Oder, B.-A. Burglengenfeld, und Ernst Enzensperger aus Sonthofen, dem humanistischen Gymnasium Kaiserslautern die geprüften Lehramtskandidaten Karl Salzgeber aus Zweibrücken und Theodor Nisl aus Freising, dem humanistischen Gymnasium Speyer die geprüften Lehramtskandidaten Eduard Köberle aus Leuterschach, B.-A. Oberdorf, und Georg Karg aus Landshut, dem Neuen Gymnasium in Regensburg der geprüfte Lehramtskandidat Johann Kitzmann aus Unternesselbach, dann dem Alten Gymnasium in Würzburg die geprüften Lehramtskandidaten Joseph Karch aus Grofsostheim und Johann Zwerenz aus Regensburg, dem Progymnasium Dinkelsbühl der geprüfte Lehramtskandidat Rudolf Bicherl aus Reinhausen bei Regensburg,

dem Progymnasium Hersbruck der geprüfte Lehramtskandidat Wilhelm Gänssler aus Dinkelsbühl und dem Progymnasium Schwabach der geprüfte Lehramtskandidat Georg Weiss aus Alteglofsheim, B.-A. Regensburg, sämtliche in widerruflicher Weise, als Assistenten beigegeben. Ferner wurde genehmigt, dafs der geprüfte Lehramtskandidat und Augustiner-Ordenspriester P. Godahard Brune in das Lehrpersonal des hum. Gymnasiums Münnerstadt und zwar zunächst in der Eigenschaft eines Assistenten eintrete. Ihrem Ansuchen entsprechend wurden in gleicher Dienstesteigenschaft versetzt: Der Gymnasialassistent Dr. Konrad Schodorf in Kaiserslautern an das Alte Gymnasium in Würzburg und der Assistent am Alten Gymnasium in Würzburg Friedrich Unkelbach an das hum. Gymnasium Kaiserslautern. Der Assistent des Neuen Gymnasiums in Nürnberg Franz Flasch wurde ohne Änderung seiner Dienstesstellung an das Alte Gymnasium in Nürnberg versetzt.

Der Gymnasialassistent Dr. Osk. Meiser am Maximiliansgymnasium in München wurde auf die Dauer eines Jahres beurlaubt (wegen des ihm verliehenen Reisestipendiums) und dem genannten Gymnasium der geprüfte Lehramtskandidat Curt Emminger aus Eichstätt als Assistent zur Unterrichtsaushilfe beigegeben; der Lateinschule Hammelburg wurde der geprüfte Lehramtskandidat Jakob Lauerer aus Kronwinkl, B.-A. Landshut, als Assistent beigegeben; dem Ludwigsgymnasium in München wurde der geprüfte Lehramtskandidat Priester Peter Niederbauer aus Mörmoosen, dem Maxgymnasium in München der geprüfte Lehramtskandidat für Mathematik und Physik Pius Prielmann aus Bidingen zur Unterrichtsaushilfe für den auf ½ Jahr beurlaubten Gymnasialprofessor Christoph Wolff, ferner der geprüfte Lehramtskandidat Hans Schuster, bisher Assistent am Wilhelmsgymnasium, beigegeben. Der geprüfte Lehramtskandidat Eduard Köberle wurde auf Ansuchen vom Antritte der ihm übertragenen Assistentenstelle am humanistischen Gymnasium Speyer enthoben und an dessen Stelle der genannten Anstalt der geprüfte Lehramtskandidat Karl Käb aus München in widerruflicher Weise als Assistent beigegeben.

b) an Realanstalten: Die an dem Realgymnasium Nürnberg sich erledigende Stelle eines Assistenten für die neueren Sprachen wurde dem dermaligen Assistenten an der Realschule Neustadt a. H. Dr. Hugo Zimmermann übertragen, die an der Industrieschule Nürnberg sich erledigende Stelle eines Assistenten für die Realien dem geprüften Lehramtskandidaten Dr. Rudolf Schrepfer von Hof übertragen, die am Realgymnasium Nürnberg sich erledigende Assistentenstelle für Mathematik und Physik dem geprüften Lehramtskandidaten Moritz Hirschmann aus Amberg in widerruflicher Weise übertragen; dem Realgymnasium München wurden die geprüften Lehramtskandidaten Wilhelm Scheufele aus Neuötting, dermalen Assistent (Math.) an der Technischen Hochschule in München und Dr. Karl Friedrich Schmid aus München (N. Spr.), beide in widerruflicher Weise als Assistenten beigegeben; der Assistent für Mathemtaik und Physik an der Kreisrealschule Bayreuth Otto Trammer an die vierte Kreisrealschule in München versetzt; der vierten Kreisrealschule in München der bisherige Lehrer an der Kaiser-Franz-Joseph-Höheren Handelsschule Brünn, geprüfter Lehramtskandidat der Realien Georg Fraunberger von Rotthalmünster; der Kreisrealschule Bayreuth der geprüfte Lehramtskandidat der Realien Karl Ehrensberger von Landau; der Realschule Fürth der geprüfte Lehramtskandidat für Mathematik und Physik Joseph Meyer von Aschbach und der Assistent für die neueren Sprachen an der Realschule Pirmasens Johann Zahner, sämtliche in widerruflicher Weise, als Assistenten beigegeben; die an der Kreisrealschule Landshut sich erledigende Stelle eines Assistenten für Realien dem geprüften Lehramtskandidaten Rudolf Ritter von Ichenhausen, B.-A. Günzburg; die an der Realschule Ludwigshafen sich erledigende Assistentenstelle für die neueren Sprachen dem geprüften Lehramtskandidaten Xaver Zinsmeier von Steinkirchen; die an der Realschule Neustadt a. H. sich erledigende Assistentenstelle für die neueren Sprachen dem geprüften Lehramtskandidaten Hans Höfler von Döringstadt; die an der Realschule Pirmasens sich erledigende Assistentenstelle für die neueren Sprachen dem geprüften Lehramtskandidaten Karl Stanglmaier aus Hartkirchen, B.-A. Landau a. I.; die an der Kreisrealschule Regensburg sich erledigende Assistentenstelle für Mathematik und Physik dem geprüften Lehramtskandidaten Karl v. Tettenborn von Würzburg; die an der Kreisrealschule I in Nürnberg sich erledigende Assistentenstelle für die Realien dem geprüften Lehramtskandidaten Wilh. Sturm

in Mindelstetten; die an der Realschule Weifsenburg i. B. sich erledigende Stelle eines Assistenten für die neueren Sprachen dem geprüften Lehramtskandidaten Dr. Hans Ley von Nürnberg; die an der Realschule Bad Kissingen sich erledigende Stelle eines Assistenten für die neueren Sprachen dem geprüften Lehramtskandidaten Ernst Leininger von Marktheidenfeld, sämtlichen in widerruflicher Weise, übertragen; der Realschule Neustadt a. H. wurde der geprüfte Lehramtskandidat für die Handelswissenschaften Gustav Schmidt aus Nürnberg in widerruflicher Weise als Assistent beigegeben; die neuerrichtete Assistentenstelle für Tiefbau an der Industrieschule München wurde dem Diplomingenieur Franz Schötz aus Amberg in widerruflicher Weise übertragen; die an der Realschule Neuburg a. D. erledigte Assistentenstelle für deutsche Sprache, Geschichte und Geographie wurde dem geprüften Lehramtskandidaten Hermann Memmel aus Rannungen und die erledigte Funktion eines dritten Assistenten an der Kreislandwirtschaftschule in Lichtenhof dem geprüften Lehramtskandidaten Wolfgang Blos in Erlangen, beiden in widerruflicher Weise, übertragen; die an der Realschule Landau (Pfalz) erledigte Assistentenstelle für die neueren Sprachen wurde dem geprüften Lehramtskandidaten Anton Lettinger aus Tölz in widerruflicher Weise übertragen; dem Realgymnasium Augsburg wurden die geprüften Lehramtskandidaten Alfred Lang aus Amberg und Dr. Emil Hilb aus Harburg als Assistenten beigegeben, ebenso dem K. Kadettenkorps der geprüfte Lehramtskandidat Karl Hudezeck, bisher Assistent am Maxgymnasium, für den auf ein Jahr beurlaubten Gymnasialprofessor Dr. Michael Döberl. Der Assistent an der Kreisrealschule Regensburg Kurt Speyerer wurde auf Ansuchen seiner Funktion enthoben; der Kreisrealschule in Regensburg der geprüfte Lehramtskandidat Otto Haberl aus Steinhöring, der Kreisrealschule II in Nürnberg die geprüften Lehramtskandidaten Leofried Neudecker aus Würzburg, dermalen Lehrer an der Privat-Real- und Handelschule in Marktbreit a. M., und Klemens Steindl aus Regensburg, sämtliche in widerruflicher Weise als Assistenten beigegeben. Die neuerrichtete Assistentenstelle für die neueren Sprachen an der K. Gisela-Kreisrealschule in München wurde dem dermaligen Assistenten des humanistischen Gymnasiums Freising Dr. Fritz Holl, seiner Versetzungsbitte entsprechend, die am K. humanistischen Gymnasium Freising sich erledigende Assistentenstelle dem geprüften Lehramtskandidaten Max Deisenrieder aus München übertragen. Der Realschule in Bamberg wurde der geprüfte Lehramtskandidat für Mathematik und Physik Alfred Hertel, z. Zt. Assistent an der Technischen Hochschule in München, in widerruflicher Weise als Assistent beigegeben.

Stipendien: Dem Assistenten am Maximiliansgymnasium in München Dr. Oskar Meiser wurde für das Jahr 1904 ein Reisestipendium von 2160 M. zum Besuche des Archäologischen Instituts in Rom und dessen Filiale in Athen verliehen.

Auszeichnungen: Dem Gymnasialprofessor für neuere Sprachen am Ludwigsgymnasium in München Alfons Mayer, dem Gymnasialprofessor am Theresiengymnasium in München Joseph Obermeier, dem Gymnasialprofessor am humanistischen Gymnasium Speier August Nusch, dem Gymnasialprofessor am Alten Gymnasium in Regensburg Anton Obermaier und dem Gymnasialprofessor am Neuen Gymnasium in Würzburg Dr. Nikolaus Feeser wurde der Titel und Rang eines K. Studienrates verliehen.

Entlassen: Dem Gymnasiallehrer am Luitpoldgymnasium in München Dr. Joseph Widemann wurde die erbetene Entlassung aus dem Staatsdienste unter Vorbehalt des Rücktrittes bewilligt; der Reallehrer für deutsche Sprache, Geschichte und Geographie an der Realschule Dinkelsbühl Wilhelm Gründl wurde auf Ansuchen aus dem Staatsdienste entlassen und demselben zugleich der Wiedereintritt in diesen Dienst auf die Dauer von drei Jahren vorbehalten.

In Ruhestand versetzt: a) an humanistischen Anstalten: Der kath. Religionslehrer am Gymnasium Passau, Gymnprof. und bischöfl. geistl. Rat Franz Xaver Knabenbauer wurde seinem Ansuchen entsprechend nach zurückgelegtem 70. Lebensjahre in den dauernden Ruhestand versetzt und demselben bei diesem Anlasse in wohlgefälliger Anerkennung seiner langjährigen mit Treue und Eifer geleisteten Dienste der Verdienstorden vom hl. Michael IV. Klasse verliehen; der Gymnasialprofessor am humanistischen Gymnasium in Freising, Luitpold Ritter v. Teng, der Gymnasialprofessor am Neuen Gymnasium in Bamberg Anton Jaecklein, der Gymnasialprofessor für neuere Sprachen am Alten Gymnasium in

Nürnberg Fidel. Nerz und der Rektor des Progymnasiums Bergzabern Magnus Endrass, sämtliche auf Ansuchen nach zurückgelegtem 70. Lebensjahre unter Anerkennung ihrer langjährigen und treuen Dienste in den dauernden Ruhestand versetzt; der Gymnasialprofessor am Neuen Gymnasium in Regensburg Heinrich Rubner auf Ansuchen nach zurückgelegtem 40. Dienstjahre unter Anerkennung seiner langjährigen und treuen Dienste in den dauernden Ruhestand versetzt; dem Gymnasiallehrer am Neuen Gymnasium in Bamberg Ferdinand Bayer wegen körperlichen Leidens und dadurch herbeigeführter Dienstunfähigkeit unter Anerkennung seiner langjährigen, pflichttreuen Dienstleistung die erbetene Versetzung in den dauernden Ruhestand bewilligt; der Gymnasiallehrer am humanistischen Gymnasium Neuburg a. D. Georg Froschmaier und der Gymnasiallehrer für Arithmetik und Mathematik am Progymnasium Grünstadt Karl Frölich wegen körperlichen Leidens und dadurch herbeigeführter Dienstunfähigkeit in den Ruhestand auf die Dauer eines Jahres versetzt; der zeitlich quieszierte Gymnasialrektor Friedrich Altinger, vormals am Gymnasium in Dillingen, wurde auf Ansuchen wegen Fortdauer seines Leidens und der dadurch herbeigeführten Dienstunfähigkeit unter Anerkennung seiner langjährigen mit Treue und Eifer geleisteten Dienste in den dauernden Ruhestand versetzt; die zeitlich quieszierten Gymnasialprofessoren für neuere Sprachen, Dr. Wilhelm Procop, vormals am Gymnasium in Rosenheim, und Gg. Wolpert, vormals am Maxgymnasium in München, wurden auf die Dauer eines weiteren Jahres im Ruhestand belassen; der Gymnasialrektor am humanistischen Gymnasium Kempten Joseph Pistner seinem Ansuchen entsprechend wegen körperlichen Leidens und hiedurch herbeigeführter Dienstesunfähigkeit unter Anerkennung seiner langjährigen, mit Treue und Eifer geleisteten ersprießlichen Dienste in den dauernden Ruhestand versetzt;

b) an Realanstalten: Der im zeitlichen Ruhestand befindliche Professor für Chemie an der Industrieschule München Dr. Edmund List und der im zeitlichen Ruhestande befindliche Lehrer für Fachzeichnen, Modellieren und Holzschnitzen an der Kreisbaugewerkschule Kaiserslautern Wilhelm Linder wurden auf Ansuchen wegen fortdauernden körperlichen Leidens und hiedurch herbeigeführter Dienstesunfähigkeit und der Werkmeister und Professor für praktische Mechanik und mechanische Technologie an der Industrieschule in München Karl Schlegel auf Ansuchen wegen zurückgelegten 70. Lebensjahres, sämtliche unter Anerkennung ihrer langjährigen, treuen Dienste, in den dauernden Ruhestand versetzt; ferner der im zeitlichen Ruhestand befindliche Rektor und Lehrer der Mathematik und Physik der Realschule Speyer Dr. Karl Bender auf die Dauer eines weiteren Jahres im Ruhestand belassen, dann der Rektor und Lehrer für Realien der Realschule Neuburg a. D. Dr. Alois Geistbeck und der Reallehrer für Mathematik und Physik der Realschule Lindau Wilhelm Ludwig, beide ihrem Ansuchen entsprechend wegen körperlichen Leidens und hiedurch herbeigeführter Dienstesunfähigkeit auf die Dauer eines Jahres in den Ruhestand versetzt.

Gestorben: a) an humanistischen Anstalten: Oberstudienrat Franz Xaver Steck, Gymnasialprofessor a. D. in München (zuletzt am Maxgymnasium); Johann Kranzfelder, Studienlehrer a. D. in München; P. Ottmar Foerst, O.S.B., Rektor des Gymnasiums St. Stephan in Augsburg; Joh. Ev. Fesenmair, Kgl. Hofrat und Gymnasialrektor a. D. in München (zuletzt am Ludwigsgymnasium); Karl Barnikel, Rektor des Progymnasiums St. Ingbert; Ferdinand Bayer, Gymnasiallehrer a. D., zuletzt am Neuen Gymnasium in Bamberg.

b) an Realanstalten: Dr. Anton Cornely, Rektor und Professor der Industrieschule und Kreisrealschule Kaiserslautern; Josef Wenzel, Reallehrer a. D. in München; Rudolf Thoma, Professor (mech.-techn. Fächer) an der Industrieschule Augsburg.

Seite
Literarische Notizen 653
Miszellen:
Bericht über die 33. Jahresversammlung des Vereins pfälzischer Gymnasiallehrer 672
Zur Frage der Schülervereine 674
Programme, bayerische von 1903/04 675
Prüfungskommissäre 1903/04 677
Übersicht über die von bayerischen Abiturienten 1904 gewählten Berufsarten 678
Frequenz der bayer. Gymnasien, Progymnasien und isolierten Lateinschulen Ende 1903/04 679
Frequenz der Realgymnasien 680
Personalnachrichten 680

In Angelegenheiten des Gymnasiallehrervereines wolle man sich an den ersten Vorstand, Gymnasialprofessor Eugen Brand in München (Steinsdorffstr. 3/III) oder an den Stellvertreter des Vorstandes, Gymnasialprofessor Dr. Aug. Stapfer in München (Preysingstr. 27/III) wenden; **alle die Redaktion dieser Blätter betreffenden Zuschriften sind an den Redakteur, Gymnasialprofessor Dr. Joh. Melber in München, Schellingstrasse 3, Gartengebäude II/r., zu richten,** jedoch mögen Artikel über Standesverhältnisse direkt an den 1. Vereinsvorstand gesandt werden.

Alle die Zusendung unserer Zeitschrift betreffenden Reklamationen oder Mitteilungen sind an den Vereinskassier, Gymnasialprofessor Dr. Friedrich Burger in München (Thierschstr. 21/III l.) zu richten.

Frühere Jahrgänge unserer Zeitschrift können, soweit der Vorrat reicht, von Vereinsmitgliedern zu ermäßigtem Preise durch das Ausschußmitglied Gymnasialprofessor Joseph Zametzer, München, Luitpoldgymnasium, bezogen werden.

Den sehr verehrlichen Mitarbeitern diene zur Kenntnis, daß fortan die Rezensionsexemplare und, wenn möglich, die Abzüge der Beiträge (Abhandlungen und Rezensionen) zugleich mit den jeweilig ausgegebenen Heften an die betr. Herren Obmänner versandt werden sollen. Letztere werden gebeten, diese Sendungen den Herren Adressaten zu übergeben. (Die Red.)

An die Herren Obmänner.

Der Einfachheit wegen wird die Einlage einer 10 Pfg.-Marke in die Postpakete bei Versendung der Hefte künftig unterlassen und gebeten, die Auslagen bei Einsendung der Vereinsbeiträge in Abrechnung zu bringen.

Diesem Hefte liegen folgende Beilagen bei:

1 G. Braunsche Verlagsbuchhandlung, Karlsruhe.
1 Breer & Thiemann, Hamm i. W.
1 Buchhandlung des Waisenhauses, Halle a. S.
1 Georg D. W. Callwey, München.
1 Fritz P. Hohmann, Hamburg.
1 Wilh. Rudolph, Giessen.
2 Velhagen & Klasing, Bielefeld.
1 R. Voigtländer Verlag, Leipzig.
1 Weidmannsche Buchhandlung, Berlin.
1 E. Wunderlich, Leipzig.

PIANOS von ℳ 350 an. HARMONIUMS von ℳ 30 an.
Höchster Rabatt. Kleinste Raten. 20jähr. Garantie. Pianos u. Harmoniums zu vermieten; bei Kauf Abzug der Miete. — Illustr. Kataloge gratis-frei.
Spec.: PIANINOS mit bis jetzt unerreicht guter Stimmhaltung! (Pat. Rud.)
Wilh. Rudolph, Giessen gegr. 1851.

Soennecken's
Schulfeder Nr 111
Gewölbt für feine Schrift

in acht großen Sammlungen
zur Einführung
à Dutzend M 1.—

Rundschrift

Vorlagenheft
unentgeltlich

Von F. Soennecken, mit Vorwort von Geh. Rat Prof. Reinhardt
Schulausgabe:
Heft 1 a Zweifel-Schrift in Partien M 1.20 | 1 Heft mit Schul-Schrift . . M 1.—
„ 1 „ ohne Titel „ „ „

BLÄTTER

FÜR DAS

GYMNASIAL-SCHULWESEN

HERAUSGEGEBEN VON

BAYER. GYMNASIALLEHRERVEREIN

REDIGIERT VON

Dr. JOHANN MELBER.

VIERZIGSTER BAND.

XI. & XII. HEFT.

NOVEMBER-DEZEMBER.

MÜNCHEN, 1904.
C. LINDAUER'SCHE BUCHHANDLUNG.
(SCHÖPPING.)

Die Blätter für das Gymnasialschulwesen, das Organ des Bayer. Gymnasiallehrervereines, erscheinen in 6 Doppelheften jährlich in Gesamtumfang von 45 Bogen und kosten für Nichtmitglieder 15 M.

Inhalt des XI. & XII. Heftes.

Abhandlungen.

Ostermeyer, Ernst: Horazisch
Zu Horaz. sat. II, 3, 39 769
Zu Horaz. sat. I, 3, 4 771
Zu Horaz. sat. I, 1, 70 772
Zu Horaz. sat. II, 3, 201—203 773
Meisel, Karl: Zu Horaz. sat. I, 4, 58 776

Miszellen.

Prüfungsaufgaben 1904 777
Verzeichnis der vom K. Staatsministerium für Kirch. genehmigten Turnlehrer und der Turnlehrerinnen 779
Personalnachrichten 782
Drei Gymnasialprogramme (Programmabhandlungen) zu Lobeck 784
Verzeichnis der Mitglieder über den Inhalt des ersten Heftes 791

In Angelegenheiten des Gymnasiallehrervereines wende man sich an den ersten Vorstand Gymnasialrektorat Eugen Geyer in München (Adresse: Hohe Warte 2/0) oder an den Stellvertreter des Vorstandes Gymnasialprofessor Dr. Aug. Scheiner in München (Progymnasium 27/0) werden. **Alle die Redaktion dieser Blätter betreffenden Zuschriften sind an den Redakteur, Gymnasialprofessor Dr. Joh. Walther in München, Schellingstrasse 3, Gartengebäude III/r., zu richten,** jedoch können Artikel über Standesverhältnisse direkte an den 1. Vorsitzenden gesandt werden.

Alle die Zusendung neuer Zeitschrift betreffende Mitteilungen oder Mitteilungen sind an den Verleger, Gymnasialprofessor Dr. Friedrich Berger in München (Progymnasium 40/III) zu richten.

Freien Tauschverkehr unserer Zeitschrift können wegen der Form unserer Vereinsmitteilungen nur wissenschaftliche Presse durch das Gymnasialprofessor Gymnasialprofessor Joseph Schmitz, München, Landwehrstrasse, eingehen werden.

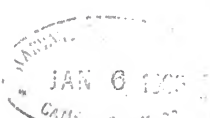
Über sonstige geschäftliche Mitteilungen, diese und Geheftet, das Heft der Rezensionsexemplare und sonstige geschäftliche Anzeige der Herausgeber (Anfragen und Besprechungen) möglichst mit den bereits ausgegebenen Heften an den Herrn Obmänner einsendet werden sollen. Letztere werden gebeten, diese Sendungen den Herren Adressaten zu übermitteln. (Die Red.)

An die Herren Obmänner.

Der Einfachheit wegen wird die Zahlung einer 10 Pfg. Marke in die Umschlagecke bei Versendung der Hefte künftig unterbleiben und gebeten die Abzüge bei Einsendung der Verlagsbeiträge in Abrechnung zu bringen.

Dieses Heft liegen folgende Beilagen bei:
J. C. F. Amelangs Verlag, Leipzig
J. Fr. Lehmanns Verlag, Karlsruhe
J. Ruthner & Beckhaus, Berlin
J. Soudek Verlagsanstalt, Hannover.

Soennecken's Schulfeder Nr 111
Ideal für jedes Stück
Ist auch stets vorrätig bei Gebrauch 2 Gross M 1.—



I. Abteilung.

Abhandlungen.

I.

Zu Horat. od. III. 5. 27.

25 Auro repensus scilicet acrior
Miles redibit? flagitio additis
Damnum: neque amissos colores
Lana refert medicata fuco
Nec vera virtus, cum semel excidit
Curat reponi deterioribus.

Porphyrion bemerkt zu dieser Stelle: ut lana medicata id est infecta nunquam ad pristinum redit colorem, ita miles imbutus vitio captivitatis non erit fortis, d. h.: Wie die mit Fukus (Purpur) behandelte gefärbte Wolle niemals zur früheren (ursprünglichen) Farbe zurückkehrt, so wird auch der Krieger mit dem Makel der Gefangenschaft behaftet nicht (mehr) tapfer sein.

Schon vor mehr als dreifsig Jahren habe ich mich in dieser Zeitschrift (Bd. 7, 1871, S. 133) gegen die Benützung des Scholiasten zur Erklärung dieser Stelle des Horaz ausgesprochen. Obwohl auch bei Quintilian I, 1, 5 sich die Worte finden: nec lanarum colores, quibus simplex ille candor mutatus est, elui possunt, so kann ich mich doch trotz der Entgegnung von Thenn, (bayer. Gymnbl. VII, S. 351—355) nicht dazu verstehen, unsere Stelle auf das Färben und Entfärben der Wolle zu beziehen. Ich hatte mich damals sehr kurz gefafst und auch gegen Thenns Ausstellungen keine Erwiderung geschrieben, in der Hoffnung, dafs die Erklärer des Horaz die Entscheidung zwischen meiner und seiner Erklärung wohl finden würden. Inzwischen ist meine damals gegebene Erklärung, soweit ich es beurteilen kann, völlig unbeachtet geblieben, weshalb es gestattet sein möge, dieselbe ausführlicher zu wiederholen.

Gegen die herkömmliche Erklärung spricht zunächst der Plural „amissos colores", während bei der gefärbten Wolle doch nur von einem verschwundenen color, der weifsen Farbe, die Rede sein könnte, ein pluralis maiestaticus hier schwerlich angebracht ist und auch der Versbau einen Pluralis nicht erfordert. Ferner spricht dagegen, dafs beim Zeitwort refert das Dativobjekt vermifst wird. Man hilft sich mit der Übersetzung „aufweist" (d. h. die Wolle weist nicht mehr die verlorene Farbe auf), während für diese Bedeutung kaum eine Parallelstelle zu finden sein dürfte.

Mein drittes Bedenken gegen die bisherige Erklärung habe ich schon damals geltend gemacht, dafs nämlich dem literarisch hochgebildeten Leserkreise des Horaz eine Kenntnis von der Kunst Wolle zu färben und zu entfärben wohl sehr ferne liegen mochte und dafs, wenn man diese Kenntnis zugeben wollte, dem Gleichnis doch technologische Bedenken entgegenstünden, da es alsdann auch den Lesern bekannt sein mufste, dafs man Wolle vollkommen wieder entfärben könne, dafs ferner, wenn man in fucus die Purpurfarbe selbst erblickt, das Gleichnis geradezu unpassend ist, da ja durch den Purpur keine Verschlechterung, sondern eine Verschönerung eingetreten war, die man gewifs durch Waschen nicht wieder wird entfernen wollen und schliefslich, dafs die durch das Färben mit Purpur beseitigte weifse Farbe kaum als amissus color bezeichnet werden dürfte.

Kiefsling hat ebenfalls wegen des Plurals colores die bisherige Erklärung der Stelle nicht für annehmbar gehalten und sucht durch folgende Deutung abzuhelfen: „lana, nicht die Naturwolle, sondern, wie der Plural colores zeigt, die gefärbte Purpurwolle, da die Alten die verarbeitete Wolle, wenn die Farbe verblichen war, nicht wieder aufzufrischen verstanden; medicata und fuco sind beides technische Ausdrücke der Färberei".

Man betrachte dagegen meinen Erklärungsversuch, so wird man finden, dafs den vorgenannten Schwierigkeiten zwanglos abgeholfen ist.

Den Plural colores möchte ich von den durch Krankheit oder sonstwie verlorenen gesunden Farben des Menschen verstehen, die durch Auftragen von Rot oder auch Rot und Weifs scheinbar, aber auch nur scheinbar, wiederhergestellt werden. Denn dafs fucus auch Schminke bedeutet, kann nicht geleugnet werden.

Horaz selbst hat das Wort an einer Stelle in dieser Bedeutung gebraucht: Sat. I. 2. 83. Adde huc, quod mercem sine fucis gestat aperte, quod venale habet ostendit und an einer andern Stelle: Epod. XII. 10. Jam manet humida creta colorque stercore fucatus crocodili das Wort fucatus in der Bedeutung ‚geschminkt' verwendet. Damit aber jeder Zweifel an dieser Bedeutung beseitigt wird, habe ich noch folgende Stellen zusammengetragen:

An, si caeruleo quaedam sua tempora fuco Tinxerit idcirco caerula forma bona est. Propert. 2. 14. 37. Mangones, qui colorem fuco mentiuntur. Quintit. 2. 15. 25. Vetulae edentulae, quae vitia corporis fuco occulunt. Plaut. Most. 1. 3. 118. Adulteratur, tingiturque rubrica aut plerumque testa trita: qui fucus aqua deprehenditur diluente facticium colorem. Plin. 31. 42. 2.

Ebenso liefsen sich manche Stellen beibringen, aus denen hervorgeht, dafs fucus häufig nicht blofs im Sinne von Schminken, d. i. Färben zur Herstellung einer künstlichen Gesichts- und Hautfarbe, sondern auch wie im Deutschen in übertragener Bedeutung: Täuschung, Trug, für alle künstlichen Mittel gebraucht wird, durch welche der Schein des Guten, Gesunden, Schönen hervorgerufen werden soll, während es in Wahrheit nicht vorhanden ist. Die folgenden Stellen werden zum Nachweis genügen:

His tribus figuris insidere quidam venustatis non fuco illitus. sed sanguine diffusus debet color. Cic. Orat 3. 52. Sed hic ornatus (orationis) non fuco eminentem colorem amet, sanguine et viribus niteat. Quintil 8. 3. 7.

Die Gegenüberstellung von fuco und sanguine zeigt unwidersprechlich, dafs in diesen Stellen das Schminken des Gesichtes und der Haut der gesunden unverfälschten Farbe gegenüber gestellt werden wollte und auch die Worte Ciceros ad Atticum IV. 16. 10: Amisimus non modo sucum ac sanguinem sed etiam colorem et speciem pristinam civitatis, zeigen wie gerne das gesunde blühende Aussehen des Menschen oder dessen Verlust zur Schilderung des guten oder schlimmen Zustandes anderer Verhältnisse benützt wurde.

Auch dafs diese Farbe mit einem Wollbäuschchen aufgetragen werden kann, ist trotz Thenns Einwand auf Seite 354 kaum zu bezweifeln. Der Pinsel diente mehr zum Malen einzelner Linien, der Augenbrauen, blauen Adern, während zum Färben der Flächen mit rot und weifs besser ein Läppchen oder ein Bausch verwendet wird.

Das Wort medicatus wird nicht blofs als technischer Ausdruck der Färberei verwendet (es sind zudem meist Stellen aus Dichtern, welche medicatus für das prosaische tinctus gebrauchen), sondern bedeutet ebenso oft medicamento illitus, mit einem Mittel versehen, befeuchtet, getränkt, eingetaucht z. B.: Melle saporatam et medicatis frugibus offam. Virg. Aen. 6, 420. Medicata veneno tela Sil. 7. 453. Medicatae cuspidis ictus Sil. 13. 197. Languida permulcens (Mercurius) medicata lumina virgo.

Weiter wurde seither übersehen, dafs Horaz das Dativobjekt zu refert durchaus nicht ausgelassen oder vergessen hat. Es ist dasselbe Objekt, welches auch zu reponi gehört, nämlich „deterioribus", dessen Stellung am Schlufs des ganzen Satzgefüges fast darauf hinweist, sicherlich aber erlaubt es auf die beiden vorher durch neque-neque zusammengefügten Satzglieder zu beziehen. Endlich ist der Vergleich von körperlicher Gesundheit auf geistiges Wohlsein auch den Alten geläufig, wie schon aus einigen unter fucus angeführten Beispielen sich zeigt, sicherlich geläufiger, als das Gleichnis zwischen Herstellung der ursprünglichen Farbe bei gefärbter Wolle und die Wiederherstellung der Mannhaftigkeit in einem entmutigten Kriegsmann.

Meine Übersetzung lautet demnach: So wenig die in Schminke getauchte Wolle die verlorenen (Gesichts-) Farben zurückbringt, ebensowenig läfst sich die Mannhaftigkeit wirklich (wahrhaft) wieder herstellen, wenn man sie einmal eingebüfst hat.

II.

Zu Horaz Sat. I. 1. 4.

In der ersten Satire des ersten Buchs wirft Horaz die Frage auf, woher es komme, dafs niemand mit seinem Berufe zufrieden sei, und sucht das Vorhandensein dieser Unzufriedenheit durch glaubwürdige Beispiele nachzuweisen mit den Worten:

O fortunati mercatores gravis annis (armis)
Miles ait multo jam fractus membra labore.
Contra mercator navem jactantibus austris,
Militia est potior. Quid enim; concurritur; horae
momenti cita mors venit aut victoria laeta.
Agricolam laudat juris legumque peritus
Sub galli cantum consultor ubi ostia pulsat.
Ille datis vadibus qui rure extractus in urbem est
Solos felices viventes clamat in urbe.

Obwohl alle Handschriften in v. 4 die Lesart annis bieten, möchte ich doch für endgültige Aufnahme der Verbesserung armis eintreten.

Diese Verbesserung stammt von einem französischen Gelehrten Jean Borchier, der sie zuerst namenlos im Jahrg. 1715 der Mémoires von Trévoux[1]) veröffentlichte, und seit jener Zeit schwanken die Texte unserer Satire beständig zwischen armis und annis.

Die Änderung Borchiers wurde 1813 von Friedr. Aug. Wolf[2]) mit guten Gründen verteidigt, die aber, wie es scheint den späteren Herausgebern nicht ausreichend erschienen, weshalb es mir erlaubt sein möge für die Lesart armis und gegen die Lesart annis noch einige seither nicht veröffentlichte Gründe beizubringen.

Schütz, Herm., Q. Horat. Flacci Satiren 1881, S. 2. nennt Wolfs Gründe siegreich, hat aber trotzdem annis beibehalten.

Betrachten wir zunächst jene Unzufriedenen, über deren Klage im Wortlaut bei Horaz kein Zweifel besteht: den Kaufmann, den Rechtsanwalt und den Landmann, so ergibt sich, dafs die Unzufriedenheit mit ihrem Stand nicht uneingeschränkt, nicht dauernd ist, sondern nur (oder vielleicht auch ganz besonders) unter ungünstigen Verhältnissen zu gewissen Zeiten, vorübergehend, sich äufsert.

Der Kaufmann lobt den Kriegerstand, wenn sein Schiff vom Sturm umhergeschleudert wird;

der Rechtsgelehrte lobt den Bauernstand, wenn schon beim ersten Tagesgrauen ein Ratsuchender an seine Türen hämmert;

der Landmann lobt das Leben in der Stadt, wenn er infolge gestellter Bürgschaft genötigt ist, in die Stadt zu gehen.

Vergleichen wir die Gründe ihrer Klagen, so ergibt sich, dafs die Leiden, über welche sie klagen

1. mit dem Beruf erfahrungsgemäfs, bekanntermafsen und fast untrennbar verbunden sind, der Klagende also schon bei der Berufswahl damit rechnen mufste,

2. dafs die beklagte Belästigung in andern Lebenswegen selten oder gar nicht vorkommt,

3. worauf schon Wolf aufmerksam machte, dafs sie vorübergehend ist und

4. dafs infolgedessen die Klagen darüber nicht berechtigt sind.

---

[1]) Nach Doering, F. W. Q. Horatii Flacci opera omnia. 1824: diarium Trevoltiense ann. 1715. mens. Jun.

[2]) Friedr. Aug. Wolf, Horatius erste Satire Berlin 1813. 4° wiederabgedruckt in Wolf, kleine Schriften in lateinischer und deutscher Sprache II S. 992—1016.

Keiner dieser vier Punkte trifft aber, wenn wir die Lesart gravis annis aufrecht halten, bei dem Kriegerstande zu, denn die Last der Jahre ist nicht untrennbar und wesentlich nur mit diesem Stande verbunden, sondern kommt bei allen Berufsarten vor, sie ist ferner nicht vorübergehend und endlich — und dies allein schon läfst die Lesart annis ungeeignet erscheinen, — ist es sicher nicht unberechtigt, wenn ein Mann sich beklagt, dafs er noch genötigt ist Kriegsdienste zu leisten, obwohl die Last der Jahre ihn bereits drückt, selbst wenn mit den Jahren nicht Lebens-, sondern Dienstjahre gemeint wären, für welche aber auch Horaz wahrscheinlich den stehenden und nicht mifsverständlichen Ausdruck stipendia gebraucht hätte. Auch lag bei flüchtigem Abschreiben die Versuchung nahe die geläufigere Verbindung gravis annis statt des selteneren gravis armis zu schreiben. Sehen wir uns nach diesen Erwägungen die Lesart miles gravis armis näher an, so wird sich zeigen, dafs sie weit besser in den Zusammenhang pafst als gravis annis.

Schon die von Horaz fast nie ohne besondere Absicht gewählte Voranstellung des Adjektivs (gravis armis) vor das Substantiv (miles) deutet an, dafs er nicht eine wesentliche, bekannte Eigenschaft des Soldaten, sondern etwas Ungewöhnliches uns mitteilen will, es ist der Soldat unter dem Druck der Waffen, wenn ihn gerade einmal die Waffen drücken und belästigen und die Glieder schier (gerade, eben s. Georges I. A. a) gebrochen sind von der Länge der Anstrengung; ich denke hier an lange, erschöpfende Märsche, aufreibende Schanzarbeiten und Ähnliches, nicht an Kampf und Schlacht, denn über diese beklagt sich ein Kriegsmann nur höchst selten.

Diese Auffassung entspricht in allen Punkten den andern drei Beispielen; denn das hier geschilderte Leiden ist mit dem Kriegerstand und mit keinem andern bekanntermafsen verbunden, es ist vorübergehend und daher sind die Klagen darüber nicht berechtigt.

III.

Zu Hor. Sat. I, 1. 70.

congestis undique saccis
Indormis inhians et tamquam parcere sacris
Cogeris aut pictis tamquam gaudere tabellis.

„Auf den allerwärts zusammengeschleppten Säcken schläfst du mit offenem Munde und mufst sie wie Heiligtümer schonen (unangetastet lassen) oder dich daran wie an einem Gemälde (als wäre das Geld oder die Geldsäcke nur gemalt) erfreuen."

Meist wird der Ausdruck inhiare im Anschlufs an das vorausgehende Gleichnis von Tantalus als Parallele von captat mit gierig (schnappend, cupide appetens, Orelli: nach neueren(?) Geldsäcken) übersetzt und dann die sacci als Objekt dazu gedacht. Nun erscheint es doch etwas gezwungen, dafs der Habsüchtige nach den Geldsäcken schnappen soll, auf denen er liegt, oder nach neuen Geldsäcken, die nicht genannt sind.

Der offene Mund ist aber nicht nur das Zeichen der Gier sondern auch der gespannten Aufmerksamkeit und wer nachts ein verdächtiges Geräusch hört und genauer hören will, macht unwillkürlich den Mund auf, wie die Schwerhörigen es auch sonst tun. Das Schlafen mit offenem Munde drückt dann die ängstliche Spannung und die Besorgnis aus, der Schlafende könne einen verdächtigen Laut, das Nahen eines Diebes überhören. Für diese Bedeutung des genannten Wortes inhiare lassen sich eine Anzahl Stellen anführen:

pecudum reclusis pectoribus inhians spirantia consulit exta. Vergil. Aeneis 4. 63 primis inhiantia dictis agmina Val. Fl. 5. 469.

Dum Africani divinam inhiat Vocem avidus auribus. Porcius Licinus poet. bei Sueton de poet 11 (= vit. Ter. 1) tenuit inhians tria Cerberus ora. Verg. Georg 4. 483 turba attonitis inhians animis. Verg. Aen 7. 814.

Überdies wird von Horaz in den folgenden Versen 76—78 derselbe Gedanke von anderem Gesichtspunkte aus wiederholt und die Worte: An vigilare metu exanimem bieten eine völlig einwandfreie Erklärung zu dem vorhergehenden indormis inhians.

IV.

Zu Hor. ep. II, 3. 291—294.

Vos, o
Pompilius sanguis, carmen reprendite, quod non
Multa dies et multa litura coercuit atque
294 Praesectum decies non castigavit ad unguem.

Der Vers 294 wurde seither meist (auf Grund der Angaben des Scholiasten Porphyrion zu Horaz. sat. I. 5. 32, mit dem Servius. ad. Vergil. Georg. II, 277 übereinstimmt), so erklärt, „dafs die Metapher von dem Bildhauer entlehnt sei, der nach Vollendung der Arbeit mit dem zu diesem Zweck geschnittenen Nagel (praesectum) über die Arbeit hinfahrend die Glätte aller Fugen untersucht."

Schon Fea hat mit Recht behauptet: „unguis praecisi in hac ultima politura nullus est usus." Noch nachdrücklicher äufsert sich v. d. Launitz in seiner „Untersuchung über Polyklets Ausspruch, wie er in zwei Stellen des Plutarch vorkommt: *Πολύκλειτος ὁ πλάστης εἶπε, χαλεπώτατον εἶναι τὸ ἔργον, ὅταν ἐν ὄνυχι ὁ πηλὸς γένηται*" Seite 24: „Es ist in der Tat unterhaltend anzusehen, welche Mühe sich die Gelehrten wie Bentley, Siebelis und andere gegeben, das einfache horazische perfectum decies non castigavit ad unguem, in praesectum zu verwandeln und durch technische Handgriffe der Lithurgen zu erklären, die gar nicht in Gebrauch sind, noch es jemals allgemein waren, oder gar sein konnten."

Nun ist aber „praesectum" die Lesart der besten Handschriften, und das leichter verständliche „perfectum" scheint in den Text eingedrungen zu sein, als man das schwerer verständliche „praesectum" nicht mehr zu erklären wufste. Die meist zur Unterstützung der seitherigen Erklärung beigezogene Stelle aus Horaz Sat. I, 5, 32:

„simul Fonteius ad unguem factus homo" läfst sich ebenfalls ohne die seither angenommene Nagelprobe erklären und kann, da sie selbst einer anderen Deutung fähig ist, nicht als bindender Beleg für unsere Stelle benutzt werden. Wer die ganze Stelle ohne die seitherigen Erklärungen zu kennen liest, mufs die Empfindung haben, dafs mit den Worten, mögen sie nun „perfectum unguem" oder „praesectum unguem" heifsen, eine besonders sorgfältige Behandlung des künstlerischen Stoffes bezeichnet werden soll. Und dies ist tatsächlich der Fall. Wenn ich mich gegen die Lesart „perfectum" erkläre, so geschieht es, weil sich bei sorgfältiger Lektüre des Horaz herausstellt, dafs er äufserst selten ein überflüssiges Wort in seinen Gedichten vorbringt. Das Wort „perfectum" wäre aber nahezu ein solches. Zu der Verbesserung bis zum Nagel würde das Attribut „perfectum" bis zur Vollendung des Nagels den von Horaz gewollten Begriff weder verstärken noch verdeutlichen, während das Attribut „praesectum" wesentlich zur Verstärkung beiträgt, wie ich nachher zeigen werde.

Bei der Erklärung der Stelle wurde nämlich seither nicht darauf geachtet, dafs das Attribut „praesectum" seinem Substantiv vorangestellt ist, dafs also, wie bei Horaz fast in allen Fällen, die Voranstellung dem Adjektiv, eine besondere Bedeutung verleiht. Wir finden nämlich das Adjektiv vorangestellt, wenn Horaz auf den adjektivischen Begriff die Aufmerksamkeit lenken will, und das Adjektiv nicht als eine bekannte, selbstverständliche Zutat zu dem Substantiv erscheinen soll. In vielen Fällen vertritt das vorangestellte Adjektiv den im Deutschen gebräuchlicheren attributiven Genitiv. So heifst z. B. sat. II, 5, 88 „divitibus mensis" nicht „die reichen Tische", sondern die „Tische der Reichen". Sat. I, 4, 87 „condita praecordia" „die Geheimnisse der Brust". Sat. II, 3, 71 „sceleratus Proteus" „Proteus des Betrugs" oder „Proteus im Betrug". Sat. II, 3, 68 „praesens Mercurius', „die Gunst des Merkur". Sat. I, 1, 36 „inversum annum" „die Wende des Jahres, Jahreswende". I, 1, 44 „constructus acervus" „die Herstellung des Haufens"; I, 1, 77 „malos fures" „die Bosheit der Diebe". I, 1, 118 „exacto tempore" „nach Ablauf der Zeit." I, 2, 31 „semesos pisces" „die Überbleibsel der Fische" usw. Und so bedeutet auch an dieser Stelle „praesectus unguis" nicht „der abgeschnittene Nagel", sondern „der Nagel, wo er abgeschnitten ist" oder „der Abschnitt (Rand) der Nagels". Schon v. d. Launitz hat in der erwähnten Schrift Seite 20 geäufsert: „diese (die Nägel) müssen zuletzt gemacht werden und führen dann in ihrem Gefolge die meisten Schwierigkeiten mit, gerade, wie Plutarch in seinem Vordersatze es von den Teilen fordert, die hernach, d. h. zuletzt gemacht werden." In Epist. II, 3, 32 schreibt Horaz:

„Aemilium circa ludum faber unus et ungues
Exprimet et molles imitabitur aere capillos,
Infelix operis summa, quia ponere totum."
Nesciet.

Auch in dieser Stelle soll die künstlerische Darstellung der Nägel und der Haare als eine besonders schwierige Arbeit bezeichnet

werden, deren Ausführung aber manchmal auch einem Arbeiter gelingt, der nicht imstande ist eine ganze, künstlerisch vollendete Statue zu schaffen. Wenn nun Horaz an unsrer Stelle eine Durchsicht und Verbesserung nicht blofs „ad unguem", d. h. nicht nur bis zu kleinen, aber schwierig herzustellenden Teilen, sondern, „praesectum ad unguem" d. h. „bis zum Rande des Nagels" verlangt, so wollte er offenbar damit andeuten, dafs der Künstler, wenn er ein vollendetes Werk herstellen will, auch der unbedeutendsten Kleinigkeit sein Augenmerk schenken müsse. Denn auch die Kleinigkeiten setzen grosse Sorgfalt und Fertigkeit voraus. Und so kann auch das „ad unguem factus homo" trotz der Erklärung des Scholiasten gedeutet werden als ein Mann, der bis auf die Nägel, d. h. bis auf die unbedeutendsten Teile seines Körpers vollendet erscheint.

In gleicher Weise läfst sich die bildliche Redensart ad unguem (Columella 11, 2. 13 ad unguem materiem dolare) od. in unguem, sowie das grichische *εἰς ὄνυχα* (*ἐκμέμακται εἰς ὄνυχα* Dion. Hal. 6 p. 994) *δι' ὄνυχος* u. *ἐπ' ὄνυχος*, bis aufs Kleinste, bis aufs Haar, in den meisten, wenn nicht allen Stellen erklären.

München. Dr. Fr. Ohlenschlager.

Zu Horatius Sat. I, 4, 35.

Horaz sagt: Der Satiriker ist bei den Leuten mifsliebig; die meisten fühlen sich schuldbewufst, weil sie irgend einer Leidenschaft frönen:

Omnes hi metuunt versus, odere poetas. (V. 33.)
Sie warnen daher vor dem Satiriker, wie vor einem stöfsigen Stiere:
Faenum habet in cornu, longe fuge: dummodo risum
Excutiat sibi, non hic cuiquam parcet amico.

Dafs der Text hier nicht in Ordnung ist, zeigt erstens der auffallende Dativ sibi bei excutiat, denn der Satiriker will nicht sich, sondern andere zum Lachen bringen, captat risus hominum, wie es Vers 83 heifst. Die Annahme, dafs sibi Dativus commodi sei, ist nur ein Notbehelf der Erklärung, der nicht befriedigen kann. Rutgers wollte tibi statt sibi schreiben. Zweitens deutet auf eine Textverderbnis der Umstand, dafs non in der besten Überlieferung doppelt gesetzt ist. Ob etwa auch hic fehlt, ist aus dem kritischen Apparate bei Keller-Holder in der editio minor 1878 nicht deutlich zu ersehen, da er angibt: non hic] non non R1 Fλ´z nō non hic g.

Horaz hatte offenbar die Aristotelische Charakteristik des *βωμολόχος* im Gedächtnisse, welche in der Nikomachischen Ethik 4, 14 (1128ª 34) lautet: *ὁ δὲ βωμολόχος ἥττων ἐστὶν τοῦ γελοίου καὶ οὔτε ἑαυτοῦ οὔτε τῶν ἄλλων ἀπεχόμενος, εἰ γέλωτα ποιήσει.* Darnach ist also bei Horaz zu lesen:

dummodo risum
Excutiat, sibi non, non cuiquam parcet amico.

Lafs dich warnen: er stöfst wie ein Stier; geh weit aus dem Wege! Wenn er nur Lachen erregt, so schont er nicht sich, nicht die Freunde.

Das Verderbnis erklärt sich auf einfache Weise:
Nachdem sibi fälschlich an excutiat sich angeschlossen hatte, wurde ein non gestrichen und zur Ergänzung des Verses hic eingesetzt.

München. Karl Meiser.

IV. Abteilung.

Miszellen.

Prüfungsaufgaben 1904.

I. Absolutorialaufgaben an den Progymnasien.

Übersetzung aus dem Deutschen in das Lateinische (3 Stunden).

Da man unzweifelhaft richtig den in Krieg und Frieden gleich hervorragenden Marc Aurel den besten römischen Kaisern beizählt, so dürfte es als keine müfsige Aufgabe (otiosus) erscheinen von seinem Leben einiges wenige zu berichten.

Der Genannte widmete sich schon als zwölfjähriger Knabe, so wird glaubwürdig erzählt, mit Eifer dem Studium der Philosophie. Von Antoninus Pius, seinem Vorgänger in der Herrschaft, dem er an Charakter — er war aufrichtig und bescheiden, ein Mann von Milde und Dankbarkeit wie nur irgend einer — sehr ähnelte, wurde er an Kindesstatt angenommen; später vermählte er sich mit dessen Tochter Faustina.

Nach seinem am 7. März 161 nach Christus erfolgten Regierungsantritte vergafs er seine ehemaligen Lehrer so wenig, dafs er vielmehr ihre Bildnisse in seine Gemächer stellen liefs und bei oftmaligen Besuchen ihrer Grabstätten diese in der Regel mit Kränzen und Blumen schmückte. Unter solchen Umständen wird es wohl (nescio an) keinem von euch befremdlich vorkommen, dafs er ihrer einen sogar der Auszeichnung würdigte nach ihm den zweiten Platz einzunehmen und dafs er stets Bedenken trug sich auf ein Unternehmen von Bedeutung einzulassen ohne dafs er vorher dessen Rat eingeholt hätte.

Von Jugend auf an Sparsamkeit gewöhnt war er, zum Throne gelangt, ebenso jeder Art von Luxus abhold; auch für die Ordnung der Staatsfinanzen (reditus publ.) gab er sich die denkbar gröfste Mühe; er wollte nicht blofs gut scheinen, sondern es auch wirklich sein. Darum war ihm alles daran gelegen durch treffliche Gesetze für das Wohl der Völker zu sorgen, wie er denn auch öfters in eigener Person an den Sitzungen des Senates teilnahm. Bekanntlich äufserte er einmal mit ausnehmender Bescheidenheit, es zieme ihm mehr die Ratschläge so vieler weiser Männer anzuhören als von ihnen unbedingten Gehorsam zu verlangen.

Auch war Marc Aurel der erste, der auf Veranlassung seines Schwiegervaters in der Person des Verus einen Mitregenten einsetzte. Obschon sich dieser in der Folge solcher Ehre unwürdig erwies, wufste es der kluge Aurel doch zu verhüten, dafs hieraus dem Gemeinwesen irgend welcher Schaden erwuchs.

Es erübrigte noch der Kriegstaten unsers Kaisers zu gedenken; allein ich müfste fürchten zu weitläufig zu werden. Nur das eine sei hier noch angefügt, dafs meines Erachtens Marc Aurel, hätte ihn nicht der Tod inmitten seiner Siege fern von der Heimat und früher, als sich erwarten liefs, aus dem Leben dahingerafft, vermöge seiner unvergleichlichen militärischen Tüchtigkeit eine Stelle unter den berühmtesten Feldherrn aller Zeiten errungen hätte.

Übersetzung aus dem Deutschen in das Französische (2 Stunden).

In der Nähe[1]) der Hauptstadt eines deutschen Landes lag ein Landhaus, das einer reichen Familie gehörte (appartenait). Es war von einem grofsen Garten umgeben, von welchem man die schönste Aussicht hatte auf die nahen[2]) Berge und

[1]) = bei. [2]) = benachbart.

einen Fluſs, der die Stadt durchströmte. Der Garten selbst war mit einer Menge hoher (grand) Obst[1])bäume und vielen sehr hübschen Blumen geschmückt. In der Mitte dieses Gartens befand sich auch eine starke Quelle, deren klares Wasser die Luft erfrischte.[2]) Alle Pflanzen wurden von fleiſsigen Arbeitern auf's Beste[3]) gepflegt:[4]) sie begossen sie, reinigten[5]) die Erde vom Unkraut,[6]) und machten[7]) sie also empfänglich für[8]) den Segen,[9]) den Regen und Sonnenschein[10]) spenden.

Eines Abends gingen die Eltern mit ihren Kindern in diesem Garten spazieren. Als sie an der Quelle angekommen waren, blieben sie stehen[11]) und betrachteten die Arbeit der Männer. Da wandte sich der Vater an seinen ältesten Sohn und fragte ihn: „Findest Du nicht, mein Kind, daſs das menschliche[12]) Leben einem Garten gleicht,[13]) in dem (= wo) die guten Taten liebliche[14]) Blumen und fruchttragende[15]) Bäume sind? Und wer wird der Gärtner[16]) darin sein, der sie pflanzt und sie pflegt?[17]) Was meinst Du? Das ist der gute Wille[18]) des Menschen: sei weise, mein Sohn!“ Der Sohn, der dem Vater aufmerksam zugehört und über seine Worte nachgedacht hatte, antwortete ihm hierauf: „Du hast recht, lieber Vater, ich werde Deine Worte stets beherzigen.“[19])

Deutsche Ausarbeitung (3 Stunden).

1. Das Wasser ein Freund und Feind des Menschen.
2. Mit welchem Rechte kann man die Zeit der Perserkriege das Heldenzeitalter der Griechen nennen?
3. Welche Empfindungen und Gefühle erregen im Menschenherzen die vier Jahreszeiten?

Übersetzung aus dem Deutschen in das Griechische (2 Stunden).

1. Unter dem Vorwande[20]), die Athener und Eretrier hätten hinterlistige Anschläge auf Sardes im Schilde geführt,[21]) schickte Darius 500000 Soldaten, 300 Schiffe und den Datis[22]) als Feldherrn mit dem Auftrag die Eretrier und Athener ihm zu bringen,[23]) wenn er seinen Kopf behalten[24]) wolle. Dieser fuhr nach Eretria gegen Männer, welche unter den damaligen Hellenen sich durch Tüchtigkeit auszeichneten, unterjochte sie in drei Tagen und durchsuchte,[25]) damit keiner entkomme, ihr Land auf folgende Weise. Seine Soldaten begaben sich an die Grenzen[26]) des Eretrischen Landes, bildeten eine Linie[27]) von einem Meere zum anderen und durchzogen sich bei den Händen fassend[28]) das ganze Land, damit sie dem König sagen könnten,[29]) daſs ihnen keiner entkommen sei. In der gleichen Absicht[30]) landeten[31]) sie in Marathon in der Meinung, daſs es ihnen ein leichtes sei auch die Athener in[32]) das gleiche Joch der Knechtschaft[33]) wie die Eretrier zu zwängen.[34]) Während dieses im Werke war,[35]) kam den Athenern niemand zu Hilfe aufser den Lakedämoniern. Diese aber kamen am Tage nach der Schlacht an.

2. Da du reich bist, so denke daran den Armen zu nützen. — Wenn du mit Schlechten umgehst, wirst du selbst schlecht werden. — Wir hoffen, daſs die Götter für uns sorgen. — Man muſs das Gesagte halten.[36]) — Derjenige, welcher andere um ihr Glück[37]) beneidet, empfindet Schmerz sowohl über sein eigenes Unglück[38]) wie über das Glück der Nächsten.[39]) — Geld kann man erwerben, Ruhm aber kann man nicht um Geld kaufen. — Es ist unrühmlich seine Ehre[40]) nicht sich selbst, sondern seinen Vorfahren zu verdanken.[41])

---

[1]) Obst = fruitier, adj. [2]) rafraîchir. [3]) adverbe. [4]) cultiver. [5]) débarrasser. [6]) plur. von „schlechtes Kraut“. [7]) rendre. [8]) susceptible de. [9]) fécondité f. [10]) = den der Regen und die Sonne. [11]) s'arrêter. [12]) humain. [13]) ressembler. [14]) = liebenswürdig. [15]) fertile. [16]) jardinier. [17]) prendre soin de qc. [18]) vouloir, m. [19]) prendre qc. à cœur.

[20]) προφασίζεσθαι [21]) ἐπιβουλεύειν [22]) Δᾶτις [23]) ἄγειν [24]) ἔχειν u. ἄγειν [25]) διερευνάομαι [26]) ὅρων [27]) διατείνω [28]) συνάπτω (verknüpfe) [29]) ἔχω [30]) διάνοια [31]) κατέρχεσθαι [32]) ἐν [33]) ἀνάγκη [34]) ζεύγνυμι [35]) ἐπιχειρέω [36]) ἐμμένειν [37]) ἀγαθά [38]) κακά [39]) πέλας [40]) τιμᾶν [41]) διά.

Aufgaben aus der Mathematik (3 Stunden).

1.

3 Ztr. einer ersten und 4 Ztr. einer zweiten Ware kosteten bisher zusammen 180 ℳ. Da aber der Preis der ersten Ware um 10%, der der zweiten Ware um 20% gestiegen ist, kosten nunmehr 4 Ztr. der ersten und 3 Ztr. der zweiten Ware zusammen 196 ℳ. Wie groſs war früher der Preis eines Zentners einer jeden Ware.

2.

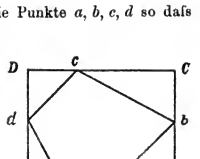
Man gebe den Wortlaut und den Beweis für die Umkehrung des pythagoräischen Lehrsatzes an!

3.

Auf den 4 Seiten des Quadrates $ABCD$ liegen die Punkte a, b, c, d so daſs

$$Aa = \frac{1}{3} AB;\ Bb = \frac{2}{3} BC;$$

$$Cc = \frac{2}{3} CD;\ Dd = \frac{1}{3} DA \text{ ist.}$$



1. Man beweise, daſs das Viereck $abcd$ ein Paralleltrapez ist!
2. Man berechne für $AB = 1$ m den Umfang des Vierecks $abcd$ und werte das Resultat in cm aus!
3. Man berechne den Flächeninhalt dieses Viereckes!

II. Absolutorialaufgaben an den humanistischen Gymnasien.

Aufgabe zum Übersetzen aus dem Deutschen in das Lateinische (4 Stunden).

Drei der berühmtesten Feldherren des Altertums, Philopömen, Hannibal und Scipio, fanden nach den Berichten einiger Geschichtschreiber in dem nämlichen Jahre den Tod. Mag nun dies Wahrheit oder Dichtung sein, die Art ihres Lebensausganges ist unzweifelhaft denkwürdig. Philopömen wurde, nachdem die Achäer unter seiner Führung mit den Messeniern siegreich gekämpft hatten, in Begleitung einiger weniger Reiter wider aller Vermuten von den Feinden in einem unwegsamen Tale überfallen. Während er ohne an die eigene Rettung zu denken schnell Truppen zusammenzog und dem feindlichen Andrang heldenmütig stand hielt um den Reitern das Entkommen zu ermöglichen, fiel sein Pferd und es hätte nicht viel gefehlt, so hätte der siebzigjährige Heerführer, dessen Kraft durch Krankheit geschwächt war, unter der Last des Pferdes seinen Geist ausgehaucht. Allein er geriet lebend in die Gefangenschaft der Feinde. Eine Zeitlang hatte es den Anschein gehabt, als ob das Mitgefühl mit dem allgemein hoch bewunderten Helden sie zu dessen Schonung bewege; doch die Anstifter des Krieges wufsten in der Besorgnis, die Sache möchte ihnen selbst Verderben bringen, es durchzusetzen, daſs er gefesselt ins Gefängnis gebracht wurde. Schon am nächsten Tage zwang man ihn dort Gift zu trinken und niemand schämte sich dieser Freveltat. Hannibal, wohl der gefürchtetste Gegner Roms, fand nach dem Zusammenbruch der Macht des Antiochus bei Prusias, dem König von Bithynien, gastfreundliche Aufnahme. Aber kaum war der römische Legat Flamininus bei diesem erschienen, als er sich in dem Bestreben den Römern, den Herren der Welt, einen möglichst groſsen Gefallen zu erweisen nicht scheute seinen Gastfreund, dessen Leben er höher hätte achten sollen als das eigene, treulos zu verraten. Hannibal war sich auf die Kunde von der Umzinglung seines Hauses über das Schicksal, das ihm bevorstand, sogleich klar und gab sich deshalb durch Gift selbst den Tod. Die Aufserungen, die er unmittelbar vor seinem Tode gemacht haben soll,

zeugen von bitterer Verachtung des römischen Charakters. „Befreien wir," sprach er, „die Römer von der langdauernden Sorge! Für sie liegt ja alles an der gewaltsamen Beseitigung eines alten Mannes, dessen Tod sie nicht erwarten können." Scipio, einst der hochgefeierte Bezwinger Hannibals, war über die Nachstellungen zahlreicher, nach seiner Ansicht gegen ihn neiderfüllter Feinde erbittert; daher kehrte er der Hauptstadt den Rücken und verbrachte die letzte Zeit seines Lebens zu Liternum. Auf dem Sterbebette befahl er sein Begräbnis dort vorzunehmen und verbot seinen Leichnam in die undankbare Vaterstadt zu bringen.

Aufgabe aus der katholischen Religionslehre (2 Stunden).

I. Aus dem Lehrstoffe der 9. Klasse.

Wozu ist der Sohn Gottes Mensch geworden? Worin bestand hauptsächlich sein Erlösungswerk; wie zeigte dieses den Charakter eines Opfers, wie war es ein vollgültiges, wie ein überreichliches? Unter welchen Bedingungen werden wir der Früchte desselben teilhaftig?

II. Aus dem Lehrstoffe der 8. Klasse.

Was ist das heilige Meßopfer? Wie wurde es im alten Bunde vorgebildet, wie ausdrücklich vorausgesagt? Wie ist es wesentlich das Kreuzesopfer des Heilandes; worin besteht der Unterschied in der Weise der Darbringung?

Aufgabe aus der protestantischen Religionslehre für die humanistischen Gymnasien im rechtsrheinischen Bayern (2 Stunden).

I. Aus dem Lehrstoffe der 9. Klasse.

Aus wessen Mund stammt der Ausspruch: „Gott ist Geist und die ihn anbeten, müssen ihn im Geist und in der Wahrheit anbeten"? In welchem Zusammenhang wurde dieser Ausspruch getan? Was ist mit ihm gemeint? Wie darf er nicht mißverstanden werden?

II. Aus dem Lehrstoffe der 8. Klasse.

Wie erklärt sich die innige Freundschaft Dr. Martin Luthers mit Philipp Melanchthon trotz der Verschiedenheit ihrer Charaktere? Worin bestand diese Verschiedenheit? Was verdankt die Kirche dem treuen Zusammenwirken beider Männer Gottes? Was ist bezüglich der Wirksamkeit Melanchthons nach Luthers Tod bemerkenswert?

Aufgabe aus der protestantischen Religionslehre für die humanistischen Gymnasien im Regierungsbezirke der Pfalz (2 Stunden).

Die Buße. Es ist mit biblischer Begründung darzulegen, was die Buße sei, welche Stücke zu ihr gehören, ob und warum sie zum Heile notwendig sei.

Deutsche Ausarbeitung (4 Stunden).

1. Und setzet ihr nicht das Leben ein, Nie wird euch das Leben gewonnen sein (Schiller, Wallenstein).
(Die Richtigkeit des Satzes soll aus dem Leben des einzeln und der Völker dargetan werden.)

2. Kann auch Homer wie der Dichter des Nibelungenliedes ein Sänger der Treue genannt werden?

3. Wie läßt sich der Satz, daß die Kunst vorzugsweise berufen sei die Geschichte aus dem Gedächtnis ins Herz zu verpflanzen, auf die durch König Ludwig I von Bayern hervorgerufenen Schöpfungen der bildenden Künste anwenden?

Aufgabe zum Übersetzen aus dem Griechischen in das Deutsche (3 Stunden.)

Aus Plato, Menexenos cap. XIX. Ὦ παῖδες[1]), ὅτι μέν ἐστε πατέρων ἀγαθῶν etc. — *ὑποδέξεται.*

[1]) In einer Rede auf die im Kriege Gefallenen wird diese Mahnung als Auftrag der Gefallenen deren Söhnen mitgeteilt.

Schriftliche Prüfung aus dem Französischen ($2^1/_2$ Stunden).

I.

Aufgabe zum Übersetzen aus dem Französischen in das Deutsche.

A la jeunesse.

Travaillez, jeunes gens. Je sais tout ce qu'un tel conseil semble avoir de banal; il n'est pas de distribution de prix où il ne tombe parmi l'indifférence des élèves. Mais je vous demande d'y réfléchir, et je me permets, moi qui n'ai été qu'un travailleur, de vous dire tout le bienfait que j'ai retiré de la longue besogne dont l'effort a empli ma vie entière. J'ai eu de rudes débuts, j'ai connu la misère et la désespérance.

Plus tard, j'ai vécu dans la lutte; j'y vis encore, discuté, nié, comblé d'outrages. Eh bien, je n'ai eu qu'une force: le travail. Ce qui m'a soutenu, c'est l'immense labeur que je m'etais imposé. En face de moi, j'avais toujours le but, là-bas, vers lequel je marchais, et cela suffisait à me remettre debout, à me donner le courage de marcher quand même, lorsque la vie mauvaise m'avait abattu. Le travail dont je vous parle, c'est le travail réglé, la tâche quotidienne, le devoir qu'on s'est fait d'avancer d'un pas chaque jour dans son œuvre.

C'est une douceur incomparable que celle du contentement, éprouvé, à la fin de la journée, une fois la tâche accomplie. Cette douceur, cette joie, reste à jamais fermée au paresseux.

Jeunesse, mettez-vous donc à la besogne! Que chacun de vous accepte sa tâche, une tâche qui doit emplir la vie. Elle peut être très humble, elle n'en sera pas moins utile. N'importe laquelle, pourvu qu'elle soit et qu'elle vous tienne debout. Quand vous l'aurez réglée, sans surmenage[1]), elle vous fera vivre en santé.

Quelle saine et grande société cela ferait, une société dont chaque membre apporterait sa part logique de travail!

[Extrait d'un discours prononcé par Émile Zola à l'Association générale des étudiants de Paris.]

II.

Aufgabe zum Übersetzen aus dem Deutschen in das Französische.

Vor hundert Jahren — am 2. Dezember 1804 — strömte die Pariser Bevölkerung herbei, um der Krönung Napoleons beizuwohnen. Nachdem Napoleon dieses Ziel seines Ehrgeizes erreicht hatte, kannte sein Stolz keine Grenzen mehr. Ganz Europa wollte er seinem allmächtigen Willen unterwerfen. Wie groſs auch seine Erfolge waren, obwohl ein ganz auſserordentliches Glück alle seine Pläne zu begünstigen schien, auf Sankt-Helena hat er einsehen müssen, daſs jener Philosoph des Altertums recht hatte, der sagte, niemand könne vor seinem Tode glücklich genannt werden. Während seiner Gefangenschaft und nach seinem Tode haben unter anderem die Gedichte von Béranger und Viktor Hugo am meisten dazu beigetragen seinen Namen volkstümlich zu machen. Besonders V. Hugo versteht es, das Mitleid zur Bewunderung für Napoleon zu fügen, indem er den groſsen Kaiser in den Tagen des Unglücks schildert und ihn so seinen Landsleuten (= den Augen seiner Landsleute) menschlich näher rückt (humaniser). Diese Volkstümlichkeit Napoleons hat sich am besten gezeigt, als etwa 40 Jahre nach der Krönung, die wir soeben erwähnt haben, ganz Frankreich sich beeilte die sterblichen Überreste des Kaisers zu begrüſsen, die man nach Paris überführt (transporter) hatte gemäſs seinem Testamente, in welchem er sagte, er wünsche, daſs seine Asche (les cendres) an den Ufern der Seine ruhe, inmitten des Volkes, das er so sehr geliebt habe.

Aufgaben aus der Mathematik und Physik 4 Stunden).

a) Aufgaben aus der Mathematik.

1.

Das Gleichungssystem

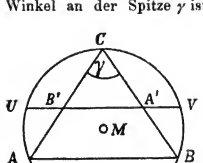
$$2x + \sqrt{xy} = 12a,$$
$$2y + \sqrt{xy} = 30a$$

ist nach x und y aufzulösen! Die Probe ist beizufügen!

[1]) Überanstrengung.

2.

Dem gleichschenkeligen Dreiecke ABC mit der Basis $AB = c$ und dem Winkel an der Spitze γ ist der Kreis umbeschrieben. In diesem Kreise ist die Sehne $UB'A'V$ gezogen, welche durch die Mitten B' und A' der Schenkel des Dreiecks geht.



1. Man berechne in allgemeinen Gröfsen
a) den Halbmesser des umbeschriebenen Kreises,
b) den zur Sehne UV gehörigen Zentriwinkel UMV.
2. Man berechne den Halbmesser und den Zentriwinkel für $c = 55\ m$, $\gamma = 66°$!

3.

Ein Rechteck mit Seiten $2\ m$ und $3\ m$ bildet die Grundfläche einer Pyramide; der Diagonalenschnittpunkt des Rechteckes ist der Fufspunkt der $7\ m$ langen Pyramidenhöhe. Diese Höhe ist in 3 gleiche Teile geteilt und durch die Teilpunkte sind Ebenen parallel zur Grundfläche gelegt, welche die Pyramide in 3 Teile zerlegen. Man berechne vom mittleren dieser 3 Teile die Gesamtoberfläche und das Volumen!

(Beizufügen ist eine sauber gezeichnete Figur und eine kurze, aber erschöpfende Erläuterung.)

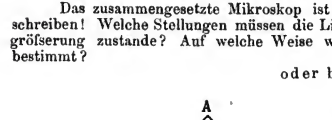
b) Aufgabe aus der Physik.

Zur Auswahl seitens des Lehrers:

entweder a)

Das zusammengesetzte Mikroskop ist an der Hand einer Zeichnung zu beschreiben! Welche Stellungen müssen die Linsen haben, und wie kommt die Vergröfserung zustande? Auf welche Weise wird die Vergröfserung experimentell bestimmt?

oder b)



Auf die eine Kathetenfläche eines Glasprismas, dessen Querschnitt ein gleichschenklig-rechtwinkliges $\triangle ABC$ von 6 cm Schenkellänge ist, trifft 1 cm von der Hypotenusenfläche entfernt und parallel zu dieser Fläche ein homogener Lichtstrahl $L_1\ L_2$ auf.

Es ist zu zeigen, wie dieser Lichtstrahl innerhalb des Prismas verläuft und wie er aus dem Prisma austritt. Die Zeichnung ist zu erläutern und zu begründen.

(Der Brechungsexponent beim Übergang des Lichtes aus Luft in Glas $= {}^{3}/_{2}$.)

oder c)

Das Volumen eines Eisstückes von der Temperatur $(-20°)$ C beträgt 0,5 cdm. Welche Wärmemenge ist nötig, um es in Wasserdampf von $100° C$ zu verwandeln?

Das spezifische Gewicht des Eises sei a;
die spezifische Wärme „ „ „ b;
die Schmelzwärme „ „ „ c;
die Verdampfungswärme des Wassers „ d.

Es wird ein kurzer, aber erschöpfender Text verlangt, der das Verständnis der einzelnen physikalischen Vorgänge erkennen läfst.

III. Absolutarialprüfung an den Realgymnasien.

Deutscher Aufsatz (4 Stunden).

1. Die Empfänglichkeit des deutschen Volkes für das Fremdländische nach ihren Licht- und Schattenseiten.

2. Die Donau in Natur und Geschichte.
3. nec temere nec timide.
(Das Thema kann auch in Form einer Abiturienten-Rede bearbeitet werden.)

Aufgabe aus der katholischen Religionslehre (2 Stunden).

I. Aus dem Lehrstoffe der 9. Klasse.

Es sollen die Beweise für die Gottheit Christi nach ihrem Hauptinhalte angegeben und die Beweiskraft des eigenen Zeugnisses Christi näher dargelegt werden.

II. Aus dem Lehrstoffe der 8. Klasse.

Welche dreifache Bedeutung hat in der Religion das Wort Buſse? Was ist das Buſssakrament, warum heiſst es auch Buſsgericht? Wie muſs zum würdigen Empfang dieses hl. Sakramentes Reue und Vorsatz des Sünders beschaffen sein?

Aufgabe aus der protestantischen Religionslehre (2 Stunden).

I. Aus dem Lehrstoffe der 9. Klasse.

In welchem Zusammenhang steht die Menschenliebe mit der Gottesliebe? Warum hat sich die christliche Bruderliebe zur allgemeinen Nächstenliebe zu erweitern? Was ist das Ziel der Nächstenliebe? Wer ihr Vorbild? Welches sind die Formen ihrer Erweisung und welches die ihrer Entartung?

II. Aus dem Lehrstoffe der 8. Klasse.

Was lehrt die Kirche über die Schöpfung der Welt? Welche Vorstellungen inbezug auf die Entstehung der Welt sind abzuweisen? Was ist das Ziel der Weltschöpfung? In welchem Verhältnis steht Gott zur geschaffenen Welt und wie darf man sich dies Verhältnis nicht denken?

Schriftliche Prüfung aus dem Französischen.

a) Französisches Diktat (½ Stunde).

C'était durant l'été de l'année 1793. Une nombreuse jeunesse se pressait à Châlons-sur-Marne dans une des salles de l'École d'artillerie, où le célèbre Laplace faisait, au nom du Gouvernement, l'examen de cent quatre-vingts candidats au grade d'élève sous-lieutenant. Tout à coup la porte s'ouvre et l'on voit entrer une sorte de paysan, petit de taille, de gros souliers aux pieds et un bâton à la main. Un rire universel accueille le nouveau-venu. L'examinateur lui fait remarquer sa méprise et, sur sa réponse qu'il vient subir l'examen, il lui permet de s'asseoir. On attendait avec impatience le tour du petit paysan. Il vient enfin. Dès les premières questions Laplace reconnaît une fermeté d'esprit qui le surprend. Il pousse l'examen au-delà de ses limites naturelles: les réponses sont toujours claires et précises. Laplace est touché; il embrasse le jeune homme et lui annonce qu'il sera le premier sur la liste de promotion. Alors l'École se lève tout entière et accompagne en triomphe dans la ville le fils d'un boulanger de Nancy, Drouot, plus tard général et aide-de-camp de Napoléon.

b) Übersetzuug aus dem Französischen in das Deutsche.

(Aufgabe b und c zusammen 3 Stunden.)

L'histoire, quand elle est bien enseignée, devient une école de morale pour tous les hommes. Elle stigmatise les vices, elle démasque les fausses vertus, elle détrompe des erreurs et des préjugés populaires, elle dissipe le prestige enchanteur des richesses et de tout ce vain éclat qui éblouit les hommes, et démontre par mille exemples plus persuasifs que tous les raisonnements qu'il n'y a de grand et de louable que l'honneur et la probité. De l'estime et de l'admiration que les plus corrompus ne peuvent refuser aux grandes et belles actions qu'elle leur présente, elle fait conclure que la vertu est le véritable bien de l'homme, et qu'elle seule le rend véritablement grand et estimable. Elle apprend à respecter

cette vertu, et à en démêler la beauté et l'éclat à travers les voiles de la pauvreté, de l'adversité, de l'obscurité, et même quelquefois de l'infamie: comme au contraire elle n'inspire que du mépris et de l'horreur pour le crime, fût-il revêtu de pourpre, tout brillant de lumière et placé sur le trône.

c) Übersetzung aus dem Deutschen in das Französische.

Noch stritten sich die Gesandten der europäischen Mächte in Wien über die neue Ordnung der Dinge, da erfuhren sie plötzlich, dafs Napoleon mit 900 Mann bei Cannes in Südfrankreich gelandet sei. Von der Insel Elba aus hatte dieser aufmerksam alles beobachtet, was auf dem Festlande vorging, und als er die Fehler bemerkte, welche die Bourbonen begingen, rief er verächtlich aus: „Sie haben nichts gelernt und nichts vergessen". Hauptsächlich waren es die mit der königlichen Familie zurückgekehrten vornehmen Emigranten, welche Ludwig XVIII. zu derartigen Mafsnahmen drängten, dafs im ganzen Lande bald Unzufriedenheit Platz griff. Allein wie grofs dieselbe auch sein mochte, so verliefs Napoleon sich doch vor allem auf die Anhänglichkeit seiner alten Waffengefährten, da er recht wohl wufste, dafs die Mehrzahl der Franzosen ihn mit offenen Armen empfangen würde, sobald das Heer sich für ihn erklärt hätte. Auch zweifelte er nicht, dafs die alten Soldaten dem Anblick der Trikolore nicht widerstehen könnten. Und er sah sich in seinen Erwartungen nicht getäuscht. Sein Zug nach Paris glich einem Triumphzuge (marche triomphale). Die kaiserlichen Adler flogen, wie er vorhergesagt hatte, von Kirchturm zu Kirchturm, und als er in die Tuilerien einzog, trugen ihn die Offiziere auf ihren Armen hinauf in die Gemächer des ersten Stockes.

Schriftliche Prüfung aus dem Englischen.

a) Übersetzung aus dem Englischen in das Deutsche.

(Aufgabe a und b zusammen 3 Stunden.)

When an intelligent foreigner commences the study of English, he finds every page sprinkled with words whose form unequivocally betrays a Greek or Latin origin, and he observes that these terms are words belonging to the dialect of the learned professions, of elegant art, of abstract science, and of the various branches of natural knowledge. Further study would teach him that the language of the purposes and the affections, of the will and of the heart is genuine English. The advocate who would convince the technical judge, or dazzle and confuse the jury, speaks Latin; while he who would touch the better sensibilities of his audience, or rouse the multitude to vigorous action, chooses his words from the native speech of our ancient fatherland. Indeed, this double form of the English language is a fact altogether unique in European philology. It is true that while we can readily frame a sentence wholly in Anglo-Saxon, we cannot easily do the same with words entirely Latin, because the determinative particles and auxiliaries must be Saxon. The English possess a garment which, remaining always the same in form, may yet be worn either side out, and presenting almost a complete diversity of colours as well as of tissue; they have the rare facility of so modifying their complexion as to be entitled to lay claim to exclusive cousinship with either the Gothic or the Romance families, yet sail the whole time under the Saxon flag.

b) Übersetzung aus dem Deutschen in das Englische.

Die Vorliebe für das Seewesen[1]) herrscht unter allen Klassen der Bevölkerung Englands. Zur See zu gehen, ist der Wunsch fast jedes englischen Jungen. Durch kluge Einrichtung zieht der Staat Vorteil aus dieser weit verbreiteten Neigung.[2]) Die Rekruten stellen sich in gröfseren Mengen als man sie braucht, die Schiffe können leicht bemannt werden; Gewöhnung an Disziplin und Kenntnis der Pflichten, die erfüllt werden müssen, wird dem Sinne des jungen Matrosen frühe eingeprägt;[2]) und Hunderte von Burschen werden mit den Mitteln versehen, auf ehrliche Weise ihren Lebensunterhalt zu verdienen. Die Vorteile, welche die seemännische Carriere[4]) einem Jungen bietet, sind grofs genug, um dem Dienste die Söhne vieler Eltern zuzuführen,[5]) die beträchtlich über den niedrigsten Klassen stehen.

---

[1]) Maritime tastes. [2]) feeling. [3]) to instill into. [4]) naval career. [5]) to attract.

Der erste Schritt in des Jungen Laufbahn ist die Einschiffung an Bord eines Schulschiffes[1]) in Portsmouth oder in irgend einem andern südlichen Hafen. Man läfst ihn seine Kleider selbst waschen und lehrt ihn, sich sauber zu halten in seiner äufseren Erscheinung. Seine Zeit ist halb der regelmäfsigen Schularbeit gewidmet[2]) und halb dem Unterricht in den Pflichten eines Matrosen. Der ganze Kurs dauert ein Jahr, nach dessen Ablauf er auf eine kurze Kreuzfahrt[3]) in den Kanal geschickt wird; und dort macht er seine erste Bekanntschaft mit dem blauen Wasser.

Aufgaben aus der Mathematik.

(3 Stunden.)

1. Stereometrie.

Ein rechtwinkeliges Dreieck, dessen Hypotenuse $= s$ *cm* ist, während sich seine Katheten wie $1:2$ verhalten, rotiert um die Hypotenuse. Berechne Inhalt und Oberfläche des hiebei entstehenden Körpers! Untersuche, ob sich in und um denselben eine Kugel beschreiben läfst!

2. Trigonometrie.

In einem Sehnenviereck $ABCD$ sind zwei Seiten $AB = a = 51$ *mm*, $BC = b = 30$ *mm*, die Diagonale $AC = d = 58$ *mm* und der Winkel $CBD = \varepsilon = 76° 56' 42''$ gegeben. Man berechne die Strecke MN sowie den Winkel der Diagonale AC und der Strecke MN (wenn M der Schnittpunkt von AB und CD, N der Schnittpunkt von AD und BC ist).

3. Analytische Geometrie.

Gegeben sind ein Kreis, dessen Zentrum der Koordinaten-Anfangspunkt und dessen Radius 1 ist, ferner zwei Gerade, welche im Punkte $(x' = 1,\ y' = 3)$ auf einander senkrecht stehen und von welchen die eine 45° Neigung gegen die X-Achse hat.

Man bestimme für den Punkt P, dessen Koordinaten x und y sind,

1. die Entfernung von der ersten Geraden,
2. die Entfernung von der zweiten Geraden;

man bestimme endlich

3. die Länge einer von P aus an den Kreis zu ziehenden Tangente (gemessen von P bis zum Berührungspunkte). Hierauf stelle man die Gleichung für die Bedingung auf, dafs das Quadrat dieser Tangentenstrecke gleich der Summe der Quadrate der Entfernungen von jenen zwei Geraden ist, und diskutiere den Ort aller Punkte, welche diese Eigenschaft haben.

Aufgaben aus der darstellenden Geometrie.

(2 Stunden.)

Gegeben ist eine Gerade G durch ihre Risse G_1 und G_2 und in derselben ein Punkt a (mit den Rissen a_1 und a_2).

Man konstruiere die Risse desjenigen Quadrats,

1. dessen Mittelpunkt der Punkt a ist,
2. dessen Ebene senkrecht auf der Geraden G steht und von welchem
3. ein Eckpunkt in der Kante des Tafelsystems liegt.

Übersetzung aus dem Lateinischen (3 Stunden).

Livius, IX, cap. I.

Aufgabe aus der Chemie und Mineralogie ($1^1/_2$ Stunden).

Zur Auswahl durch die Fachlehrer der Kommission im Benehmen mit dem Rektor.

---

[1]) training-ship. [2]) to devote. [3]) cruise.

Entweder 1)

Was geht vor sich, wenn Kohle an der Luft verbrennt?

Welche Verbindungen können dabei auftreten und unter welchen Bedingungen entstehen sie bei der Verbrennung?

Welche von diesen Verbindungen kommt in gröfserer Menge in der Natur vor? Bei welchen Vorgängen entsteht sie aufserdem; wie wird sie dargestellt; welche hervorragenden Eigenschaften besitzt sie und welche Bedeutung hat sie für die Lebewesen?

oder 2)

Vorkommen, Darstellung und Eigenschaften des Zinkes.

oder 3)

Die Karbonate der Erdalkalimetalle als Mineralien. Kurze Beschreibung derselben. Welches davon ist das wichtigste?

In welche wertvolle Verbindung kann letzteres übergeführt werden und wie wird diese gewonnen?

Wie wird der Chlorkalk hergestellt und wozu wird er benützt?

Die chemischen Vorgänge sind durch Formeln zu erläutern.

Aufgabe aus der Physik (1½ Stunden).

Zur Auswahl durch die Fachlehrer der Kommission im Benehmen mit dem Rektor.

Entweder 1)

a) Tangentenbussole: Beschreibung; physikalische Erläuterung; Zweck; einfachste Formel; physikalische Bedeutung des Apparates; wovon hängt seine Konstante ab?

b) Kurze Beschreibung eines technischen Amperemeters und Voltmeters; physikalische Erläuterung; Zweck der Instrumente; worin unterscheiden sie sich von einander? wie müssen sie in den Stromkreis eingeschaltet werden?

Einfache Zeichnungen mögen zum besseren Verständnis beigefügt werden!

oder 2)

Aus einem achromatischen Objektiv von 75 cm Brennweite, einer Bikonvexlinse von Flintglas mit dem Brechungsindex 1,6 und gleichen Krümmungsradien von je 6 cm, sowie aus einer passend gewählten Okularlinse ist ein terrestrisches Fernrohr von 20facher Vergrölserung zusammengestellt.

1. Es soll Form und Brennweite des Okulars angegeben werden.
2. Es sind die Abstände der einzelnen Linsen von einander und die Gesamtlänge des Fernrohres zu berechnen und zwar
   a) bei Betrachtung eines unendlich entfernten und
   b) bei Betrachtung eines 25 m entfernten Gegenstandes.
3. Es ist ein Achsenschnitt des Instrumentes im Mafsstab 1/5 samt Angabe des Strahlenganges zu zeichnen.

oder 3)

Es sollen die wesentlichen Teile eines Luftthermometers beschrieben, ferner soll angegeben werden, auf welche Weise und durch welche Rechnung man mittels desselben Temperaturbestimmungen vornehmen kann.

IV. Aufgaben beim I. Abschnitt der Prüfung für den Unterricht aus den philologisch-historischen Fächern.

(Prüfungsergebnis: Angemeldet 93 Kandidaten; zurückgetreten 7; von den übrigen 86 erhielten 4 die Note I, 38 die Note II, 30 die Note III; 14 haben nicht bestanden.)

Deutscher Aufsatz (5 Stunden).

Mit welchem Rechte können die Griechen in der dramatischen Kunst Vorbilder und Lehrmeister der übrigen Völker genannt werden?

Übersetzung in das Lateinische (4 Stunden).

Aristoteles und Demosthenes, die fast zu gleicher Zeit geboren und zu gleicher Zeit gestorben sind, lebten und wirkten zunächst 20 Jahre (367—347), sodann wieder 12 Jahre (335—323) neben einander in Athen — nach dem Tode Platos unstreitig die beiden gröfsten Heroen hellenischen Geistes. Unzweifelhaft kannten sie einander, aber ein Verkehr war zwischen ihnen wenigstens in der zweiten Periode ihres Zusammenseins in Athen nicht möglich. Denn wenn auch Aristoteles während der Hauptkämpfe des Demosthenes mit Philipp als von Athen abwesend nicht in die Intrigen der Partei des Eubulos und Aeschines verwickelt sein konnte, unmöglich konnte es Demosthenes gerne sehen, dafs im Jahre 335 der Freund Philipps und Erzieher Alexanders in Athen eine so einflufsreiche philosophische Schule gründete; und ebensowenig durfte sich Aristoteles mit dem erbittertsten und erklärten Feinde des befreundeten Königshauses in persönlichen Verkehr einlassen. Demosthenes erwähnt den Aristoteles nie, Aristoteles den Demosthenes in der Politik ebenfalls nirgends. nur dreimal in der unschuldigen Rhetorik. Aristoteles kannte die Rolle, die Demosthenes als Redner und Staatsmann gespielt hatte; wenn er ihn kaum nennt, so haben wir das wohl daraus zu erklären, dafs er sich aus einem gewissen Zartgefühl gegen das makedonische Königshaus scheute, seinen Namen über die Lippen zu bringen. Und doch besitzen wir glücklicherweise eine Äufserung des Aristoteles, welche zeigt, dafs er auch Demosthenes gegenüber die Objektivität seines wissenschaftlichen Urteils nicht verleugnete. An einer ganz unverfänglichen Stelle des dritten Buches der Rhetorik, in welchem nur vom Stil die Rede ist, erwähnt er, dafs die Scheinbeweise besonders in politischen Reden üblich seien. Demades (ein Haupt der makedonischen Partei) habe in einer Rede behauptet, die Politik des Demosthenes sei die Quelle alles Leidens der Athener: denn (so lautete der Beweis) auf die politische Laufbahn des Demosthenes folgte der Krieg. Aristoteles, der ‚Freund des Philippos', erklärt dies als einen Trugbeweis, als ein schnödes post hoc, ergo propter hoc und ist gröfsherzig genug, durch diese Opposition gegen Demades das Verdienst des Demosthenes emporzuhalten gegen die Verkleinerungen der makedonisch Gesinnten. Vielleicht aber läfst sich zeigen, dafs aufser diesem direkten in seiner Schlichtheit so bedeutungsvollen Zeugnis noch mehr Einigungspunkte in den Gedanken dieser beiden Männer sind, als man glauben sollte. Vieles von dem was damals neu war und heute trivial ist, ist in unser modernes Bewufstsein direkt oder indirekt, ohne dafs wir es wissen, aus der von allen politischen Denkern und Staatsrechtslehrern stark benutzten Politik des Aristoteles übergegangen; finden wir es nun schon in Demosthenes, so hat es Aristoteles, dessen Politik später geschrieben ist als die auf uns gekommenen Reden des Demosthenes, aus diesen oder aus der gleichen Quelle wie dieser, aus dem allgemein hellenischen oder speziell athenischen Bewufstsein geschöpft.

Übersetzung in das Griechische (4 Stunden).

Ein athenischer Redner stellt einmal Erwägungen an, von denen er selbst sagt, dafs sie vielleicht mancher ungerne anhöre, während ihre Erwähnung doch nicht unnütz sei: Die Behauptung dafs die Athener und die Lakedämonier nach dem Feldzuge des Xerxes den Hellenen nicht sowohl vieles Gute als vielmehr ungemein schwere Leiden verursacht haben, würde unbedingt jedem, der die Geschichte jener Zeit einigermafsen kennt, auf Wahrheit zu beruhen scheinen. Nachdem jene gegen die Babarenmacht so wacker als möglich gekämpft und die dem Hellenenlande zugefügten Unbilden geahndet hatten, gingen sie, während die Pflicht eine des Vollbrachten würdige Haltung auch in der Folge von ihnen erheischt hätte, wenige Jahre später in ihrer Verblendung, ich will nicht sagen Unverstand, soweit, dafs sie mit dem, der die gänzliche Vertilgung dieser beiden Staaten und die Knechtung der andern Hellenen beabsichtigt hatte, einen Frieden auf ewige Zeiten schlossen, wie wenn er ihr Wohltäter gewesen wäre. Und doch hätten sie ihn leicht zu Wasser und zu Lande überwältigt und sein Reich zertrümmert, wenn sie einmütig den Krieg mit ihm zu Ende geführt hätten. Aber der Neid um ihre beiderseitigen Vorzüge liefs sie in Hader und Krieg mit einander geraten und nicht eher hörten sie auf, sich selbst und die anderen Hellenen zugrunde zu richten.

als bis sie den Nationalfeind instand gesetzt hatten ganz Hellas in die gröfsten Gefahren zu stürzen. Und während sie an Einsicht so tief unter den Barbaren standen, empfanden sie keinen gerechten Schmerz über die Folgen ihrer Handlungen, wie es sich für sie geziemt hätte, vielmehr waren Athener und Spartaner trotz ihrer früheren Bundesgenossenschaft feindseliger gegen einander selbst gesinnt als gegen ihre beiderseitigen Feinde. Zuletzt aber entblödeten sich beide nicht, Gesandte an den Grofskönig zu schicken um ihm den Hof zu machen; hofften sie doch, dafs derjenige von beiden Teilen, auf dessen Seite sich jener neige, die Oberherrschaft über die Hellenen erlangen würde. Viel verständiger handelten die Vorfahren: Sie vergriffen sich nicht nur nicht an den hellenischen Städten, sondern weit entfernt von dem Abschlufs eines Bündnisses mit dem König hielten sie vielmehr für den notwendigsten und gerechtesten Krieg denjenigen, welchen sie im Bunde mit den Hellenen gegen die Barbaren führten, weil diese als ihre natürlichen Feinde ihnen jederzeit nachstellten. Darum heifst es nicht mit Unrecht, dafs die Gottheit, will sie jemand ins Unglück stürzen, ehe sie dieses selbst schickt, den Verstand des Menschen gemeiniglich verblendet, damit er sich ahnungslos in die gröfsten Gefahren begebe.

Übersetzung aus dem Lateinischen in das Deutsche (4 Stunden).

Lucrez, III, 866, 972—1035.

Übersetzung aus dem Griechischen in das Deutsche (4 Stunden).

Plutarch, Moralia

(*πῶς δεῖ τὸν νέον ποιημάτων ἀκούειν*: 15 C *τῇ ποιητικῇ πολὺ μὲν* etc. — 16 *καὶ τὰς τελευτὰς εἰκὸς ἐσθ'οὕτως ἔχειν*, Teubnerausgabe I, S. 34 unten bis S. 36 unten).

V. Themata aus dem II. Abschnitt der Prüfung für den Unterricht in den philologisch-historischen Fächern.

(Prüfungsergebnis: Angemeldet 80 Kandidaten; zurückgetreten: 7; mit der Abhandlung zurückgewiesen: 12; von den 61 mündlich Geprüften erhielten die Note I: 11; II: 28; III: 19; IV: 3, also nicht bestanden.)

1. Dialogus de oratoribus des Tacitus und Ciceros Schriften de oratore und orator.[1]) (Dieses Thema wurde viermal mit Erfolg bearbeitet.)
2. Seneca als Quelle für die Beurteilung der ersten römischen Kaiser.[1])
3. Seneca als Psychologe.[1]) (Dieses Thema wurde dreimal mit Erfolg bearbeitet.)
4. Erklärung der Neapeler Vase mit der auf das Satyrspiel bezüglichen Darstellung.[1])
5. Die Quellen des Palladius.[1])
6. Die Kontamination im römischen Drama, insbesondere bei Terenz.[1])
7. Die Sprichwörter bei Synesios, besonders in den Briefen, gesammelt, erläutert und auf ihre Herkunft untersucht.[1]) (Dieses Thema wurde dreimal mit Erfolg bearbeitet).
8. Der Traumglaube der Alten und sein Einfluls auf die antike Literatur.
9. Quibus ex fontibus S. Augustinus in libris de civitate dei XXII hauserit, quae tradidit de rebus Romanis.
10. Untersuchung über die Abweichung des Diodor XIV, 19—31 von der Erzählung des Xenophon in der Anabasis und die vermutliche Quelle der abweichenden Angaben des Diodor.
11. Hat Plutarch in seinen Parallelbiographien die erhaltene Archäologie des Dionysius von Halikarnafs als Quelle benützt?[1]) (Dieses Thema wurde dreimal mit Erfolg bearbeitet.)
12. De Constantini ad Sanctorum Coetum oratione.
13. Antiquitatis Romanae qualem notitiam habuerit Ambrosiaster qui dicitur.
14. Die poetische Topik im 11. Buch der Anthologia Palatina und in den skoptischen Epigrammen Martials.[1])
15. Quaestiones Silianae.
16. Das Archaische und Vulgäre in der Sprache des Horaz.

[1]) Aus der Zahl der vom Kgl. Staatsministerium für 1903 und 1904 festgesetzten Themata.

17. Die Historiai des Hellanikos von Lesbos.
18. De parentheseos et anacoluthiae usu in demegoriis Demosthenicis.
19. De Ciceronis in orationibus facetiis.
20. De tragicorum Graecorum in fabulis ambiguitate.
21. De receptione iuris Attici in Atheniensium sociorum civitatibus.
22. Recensio opinionum de ratione, qua Plato apologiam Socratis composuerit.[1])
23. Die griechischen Elemente in der Sprache des Boethius.
24. Reitertypen auf griechischen Vasen.
25. De Homeri apud Synesium usu.
26. De elocutione M. Fabi Quintiliani.
27 Verhältnis des Euripides zu den Worten in der Poetik des Aristoteles: *ἐν μὲν οὖν τοῖς θρήνοις τὰ ἐπεισόδια σύντομα.*
28. Der poetische Plural in der silbernen Latinität.[1]) (Dieses Thema wurde dreimal mit Erfolg bearbeitet.)
29. Die realistischen und idealistischen Elemente im Chor des Sophokles und Euripides.
30. Quaestiones Thucydidea et Pseudoxenophonteae.
31. Die substantivische Parataxe im Hexameter- und Pentameterschlufs. (Dieses Thema wurde zweimal mit Erfolg bearbeitet.)
32. Observationes Tibullianae.
33. Ammianus Marcellinus quibuse fontibus hauserit in rebus geographicis componendis.
34. Das *σχῆμα ἐκ παραλλήλου* in der klassischen griechchen Prosa.[1])
35. Über das Verhältnis des Celsus und Plinius zum 8. Buch der Enzyklopädie Varros.[1])
36. Chorlieder und Handlung in den Dramen des Sophokles und Euripides.
37. Quaestiones Manilianae.
38. De Tacito priscae latinitatis imitatore.
39. De contrario quod dicitur a poëtis Latinis in fine hexametri posito.
40. Das sentenziöse Element in den Dramen des Sophokles.
41. Die Geschichtsphilosophie des Aristoteles.
42. De eiusdem verbi mutatis temporibus iteratione rhetorica.
43. Die Herrschaft der Dreifsig in Athen 404/03 v. Chr.[1])
44. Ein ästhetischer zusammenhängender Kommentar der Alten zu den griechischen Tragikern.
45. Quaestiones Thucydideae.[1])

VI. Aufgaben beim I. Abschnitt der Prüfung für den Unterricht in den neueren Sprachen.

a) Romanische Philologie.

(Prüfungsergebnisse: Gemeldet 56, zurückgetreten 6; es erhielten Note I: 3; II: 19; III: 16; IV: 12, also nicht bestanden.)

Deutscher Aufsatz (5 Stunden).

Was verstehen wir unter wahrer Bildung?

Französischer Aufsatz (5 Stunden).

Quel idéal poursuivrai-je dans ma position future?

Übersetzung aus dem Deutschen in das Französische (4 Stunden).

Armee und Verwaltung unter Ludwig XIV.

Der Schwerpunkt der monarchischen Macht repräsentierte sich in der Armee und Verwaltung.

In seinen Kriegen bildete sich Ludwig XIV. eine Armee, deren gleichen die Welt noch nicht gesehen hatte. Wie weit war sie von dem freiwilligen und auf eine gemessene Zeit beschränkten Dienste des Adels, mit welchem Heinrich IV. seine Feldzüge hatte führen müssen, und von der zweifelhaften Ergebenheit ausländischer Söldner und ihrer Führer, auf welche Richelieu noch angewiesen war,

[1]) Aus der Zahl der vom Kgl. Staatsministerium für 1903 und 1904 festgesetzten Themata.

entfernt. Der sonst mit all seinem Tun und Denken im Unterschied der Geburt befangene, von lokalen Oberhäuptern abhängige Adel unterwarf sich der Rangordnung des Königlichen Dienstes. Die Regimenter hörten auf, die Farben ihrer Obersten zu tragen: die Abzeichen und die Tracht des Königs vereinigten die bewaffnete Macht zu einem gleichartigen Körper. Die Fahnenflucht ward als ein Kapitalverbrechen mit dem Tode bestraft; Tapferkeit und Treue zu belohnen, genügte ein Zeichen der Gnade des Fürsten, — hauptsächlich der militärische Orden, den Ludwig XIV. im Jahre 1693 eingerichtet hatte; er selbst war erstaunt über seine Wirkung und trug Sorge, sie zu stärken, — der König übernahm die dienstunfähig Gewordenen zu versorgen. Die Einheit der Armee machte es erst möglich, dem militärischen Prinzip nach seinen inneren Notwendigkeiten gerecht zu werden. Wie viele für die Gesamtheit der Waffenübung zuträgliche Verbesserungen, wie viele für Disziplin und Prüfung unentbehrliche Dienstleistungen, welche den heutigen Armeen ihr Gepräge geben, schreiben sich von Ludwig XIV. her!

Auch die Marine ist unter ihm gestaltet worden; nach kurzer Abweichung ist die spätere Zeit auf die Einrichtungen zurückgekommen, die er gegründet hat.

Die Verwaltung empfing dadurch einen eigentümlichen Charakter, dafs es für dieselbe eine Menge ererbter oder erkaufter oder durch einen glänzenden Titel ausgezeichneter Ämter gab; wie gern hätte man sie abgeschafft, zurückgekauft; da das nicht anging, so liefs man ihnen ihre Ehre, ihren Geldgewinn: von dem Anteil an der Macht aber waren sie ausgeschlossen. Die lokalen Autoritäten, Gouverneurs und Parlamentspräsidenten, Magistrate und Feudalherren bedeuteten nichts mehr neben den Vertretern dieser Verwaltung, den Intendanten, die fast wie Könige in den Provinzen erschienen, und ihren Unterbeamten, welche alles Wesentliche der Geschäfte besorgten. Der Unterschied der beiden Klassen ist, dafs die erste einen Rechtstitel hatte, der ihr eine gewisse Unabhängigkeit verlieh, die Beamten der zweiten jeden Augenblick abgesetzt werden konnten. Denn eine andere Rücksicht als Tauglichkeit zum Dienst und unbedingter Gehorsam sollte nicht mehr gelten. Es war das System Richelieus, gegen das man sich in der Fronde erhoben hatte, das aber siegreich geblieben und dann von Ludwig XIV. vollkommen durchgeführt war.

Aus Ranke, Französische Geschichte.

Diktat und Übersetzung aus dem Französischen ins Deutsche (4 Stunden).

Critique de l'itinéraire de Chateaubriand.

Il faut toujours se tenir à ce sage principe de méthode: «Ce doit être une règle de critique que, quand un récit est en lui-même invraisemblable, il a besoin de plus de garanties qu'un autre pour se faire accepter pour vrai. Il faut appliquer avec une rigueur complète les procédés de la critique historique, et n'accepter un récit que quand il se présente dans des conditions vraiment satisfaisantes de probabilité interne et externe.»

Ainsi s'exprime M. Gaston Paris, en son étude sur la légende du troubadour Jaufré Rudel. Comme la quête de la princesse lointaine par Jaufré Rudel, la double relation du voyage de Chateaubriand à la recherche d'Atala est une admirable légende. Il reste une objection: S'il suffit de jeter les yeux sur une carte pour soupçonner que l'itinéraire de Chateaubriand est trop long, pourquoi l'a-t-il dessiné si long? La réponse est simple. Il était lié par ses dires antérieurs. Vingt fois dans les ouvrages de sa jeunesse, dans l'Essai sur les révolutions, dans le Génie du Christianisme, dans les articles du Mercure, partout et à tout propos, il avait romancé ses souvenirs du Nouveau-Monde. Il ne prévoyait pas alors qu'il dût écrire les mémoires de sa vie, et qu'il pourrait se heurter à des difficultés chronologiques. Il s'était donc donné champ libre, il avait parcouru en rêve d'immenses régions Vint le jour où il fallut décrire ces courses, non plus en pages isolées et par épisodes dispersés, mais en une relation régulière. Il fallut les mettre bout à bout: il ne pouvait se rétracter.

La poétique légende du voyage en Amérique offre en effet un exemple achevé d'auto-suggestion. C'est un beau cas. Nous le soumettons aux biographes de Chateaubriand. Ils diront si les opérations intellectuelles par nous constatées concordent avec certains traits généraux du caractère de Chateaubriand, et si elles éclairent sa psychologie.

Pour nous, cette enquête nous a induit seulement à une recherche d'ordre littéraire. Chateaubriand n'a pas visité les régions où son imagination a si longtemps vécu. Ce sont des livres qui lui en ont donné la vision première. Sur quelle matière a-t-il exercé sa maîtrise, et par quels procédés? Il s'agit maintenant de capter ses sources.

L'Adolescent.

Jeunes contre la vie, amis, pourquoi s'aigrir?
N'écartons point la coupe où notre âge s'enivre.
C'est quand le cygne va mourir
Qu'il chante le bonheur de vivre.

La vie est un fardeau si doux!
Si du nom de fardeau l'homme souvent l'appelle;
Amis, les beaux jours sont pour nous,
Dans la saison du coeur la vie est toujours belle.

Age heureux ou fleurit un frais adolescent!
De chastes voluptés le sentiment l'inonde;
Comme un rayon du ciel l'amour vers lui descend,
Et remonte avec lui dans le céleste monde.

Mais son front inspiré salue un plus beau jour,
Un feu plus rayonnant jaillit de sa prunelle:
L'enthousiasme ardent l'emporte sur son aile,
La gloire vient brûler ce coeur brûlant d'amour.

Il veut sur l'horizon porter au loin sa tête
Ceinte de lauriers éclatants;
Il veut que l'avenir devienne sa conquête,
Que son nom voyageur passe au-delà des temps.

Il foule avec orgueil les grandeurs de la terre;
Les sceptres oubliés s'abaissent à sa voix.
Le sort jeta les rois au-dessus du vulgaire,
Le génie au-dessus des rois.

Age heureux! tout est beau, tout devient une fête:
Comme un parfum suave, il va s'évaporant.
Oh! qu'alors est à plaindre un précoce mourant,
Quand il laisse après lui sa moisson imparfaite!

S'il tombe, comme un lis avant l'heure fané,
Le soir, dans le silence, une vierge timide
Rêveuse, et vers le ciel levant un œil humide,
S'écrie en soupirant: «Oh jeune infortuné!»

---

b) Englische Philologie.

(Prüfungsresultat: Gemeldet 42, zurückgetreten 7; es erhielten Note I: 2, II: 12, III: 14, IV: 7, also nicht bestanden).

Deutscher Aufsatz (5 Stunden).

Die fördernden und schädlichen Wirkungen der Freiheit.

Englischer Aufsatz (4 Stunden).

The Value of the Example of Great Men.

Übersetzung aus dem Deutschen in das Englische (4 Stunden).

Herder hatte sich schon genugsam berühmt gemacht und durch seine „Fragmente", „die kritischen Wälder" und andere Werke sich an die Seite der

vorzüglichsten Männer gesetzt, welche die Augen Deutschlands auf sich gezogen hatten. Wir hatten nicht lange zusammengelebt, als er mir anvertraute, dafs er sich um den Preis zu bewerben (to be a competitor for) gedenke, welcher in Berlin für die beste Schrift über den Ursprung der Sprache ausgesetzt war. Seine Arbeit war schon nahezu vollendet, und da er eine sehr saubere Hand schrieb, so konnte er mir bald ein lesbares Manuskript mitteilen. Ich hatte über solche Dinge niemals nachgedacht. Auch schien mir die Frage einigermafsen müfsig; denn wenn Gott den Menschen als Menschen erschaffen hatte, so war ihm so gut die Sprache wie der aufrechte Gang anerschaffen (innate). War der Mensch göttlichen Ursprunges, so war es ja auch die Sprache selbst; und war der Mensch, in dem Kreise der Natur betrachtet, ein natürliches Wesen, so war die Sprache gleichfalls natürlich. Diese beiden Dinge konnte ich wie Seele und Leib niemals auseinanderbringen. Süfsmilch, bei einem cruden Realismus doch etwas phantastisch, hat sich für den göttlichen Ursprung erklärt, das heifst, dafs Gott den Schulmeister bei den ersten Menschen gespielt habe. Herders Abhandlung ging darauf hinaus, zu zeigen, dafs der Mensch als Mensch aus eigenen Kräften zu einer Sprache gelangt sein könne und müsse. Ich las die Abhandlung mit viel Vergnügen; allein ich stand nicht hoch genug, weder im Wissen noch im Denken, um ein Urteil darüber zu bilden. Ich bezeigte dem Verfasser daher meinen Beifall, indem ich nur wenige Bemerkungen hinzufügte, die aus meiner Art, den Gegenstand anzusehen, herflossen. Eins wurde wie das Andere aufgenommen; es wurde gescholten oder getadelt, ob man ihm bedingt oder unbedingt zustimmte. Der dicke Chirurgus (surgeon) hatte weniger Geduld als ich; er lehnte die Mitteilung dieser Preisschrift humoristisch ab und versicherte, dafs er gar nicht vorbereitet sei, über so abstrakte Dinge nachzudenken. Er drängte (to urge) uns vielmehr zu einem Kartenspiele, das wir gewöhnlich Abends zusammen spielten.

Diktat und englisch-deutsche Übersetzung (4 Stunden).

From Shelley's "Prometheus Unbound."

The Greek tragic writers, in selecting as their subject any portion of their national history or mythology, employed in their treatment of it a certain arbitrary discretion. They by no means conceived themselves bound to adhere to the common interpretation or to imitate in story as in title their rivals and predecessors. Such a system would have amounted to a resignation of those claims to preference over their competitors which incited the composition. The Agamemnonian story was exhibited on the Athenian theatre with as many variations as dramas.

I have presumed to employ a similar licence. The "Prometheus Unbound" of Aeschylus supposed the reconciliation of Jupiter with his victim as the price of the disclosure of the danger threatened to his empire by the consummation of his marriage with Thetis. Thetis, according to this view of the subject, was given in marriage to Peleus, and Prometheus, by the permission of Jupiter, delivered from his captivity by Hercules. Had I framed my story on this model, I should have done no more than have attempted to restore the lost drama of Aeschylus; an ambition, which, if my preference to this mode of treating the subject had incited me to cherish, the recollection of the high comparison such an attempt would challenge wight rell abate. But, in truth, I was averse from a catastrophe so feeble as that of reconciling the Champion with the Oppressor of mankind. The moral interest of the fable, which is so powerfully sustained by the sufferings and the endurance of Prometheus, would be anihilated if we could conceive of him as unsaying his high language and quailing before his perfidious and successful adversary.

Monarch of Gods and Dæmons, and all Spirits
But One, who throng those bright and rolling worlds
Which Thou and I alone of living things
Behold with sleepless eyes! regard this Earth
Made multitudinous with thy slaves, whom thou
Requitest for knee-worship, prayer, and praise,
And toil, and hecatombs of broken hearts,
With fear and self-contempt and barren hope;

Whilst me, who am thy foe, eyeless in hate,
Hast thou made reign and triumph, to thy scorn,
O'er mine own misery and thy vain revenge.
Three thousand years of sleep-unsheltered hours,
And moments aye divided by keen pangs
Till they seemed years, torture and solitude,
Scorn and despair, — these are mine empire:
More glorious far than that which thou surveyest
From thine unenvied throne, O Mighty God!
Almighty, had I deigned to share the shame
Of thine ill tyranny, and hung not here
Nailed to this wall of eagle-baffling mountain,
Black, wintry, dead, unmeasured; without herb,
Insect, or beast, or shape or sound of life.
Ah me! alas, pain, pain ever, for ever!

VII. Themata aus dem II. Abschnitt der Prüfung für den Unterricht in den neueren Sprachen.

(Prüfungsergebnis: Angemeldet 33; 2 hatten die Abhandlung nicht eingeliefert; 2 wurden damit zurückgewiesen; 1 war zur mündlichen Prüfung nicht erschienen; von den 28 mündlich Geprüften erhielten die Note I: 6; II: 7; III: 14; IV: 1, also nicht bestanden).

1. The Batayl of Agencourt.
2. Ist Lidgate der Verfasser der „Assembly of God's ?“ [1])
   (Dieses Thema wurde zweimal mit Erfolg bearbeitet.)
3. Quels sont les traits caracteristiques qui distinguent La Rochefoucauld, Pascal et La Bruyère?
4. Untersuchungen einiger altenglischer Krankheitsnamen.
5. The Source of Sir William Davenant's ‚Albovine'.
6. La préciosité dans les plus anciens drames de Pierre Corneille.
7. About the Literary Language in the English Works of Sir Thomas Moore.
8. Die altenglischen Pflanzennamen in ‚Peri Didaxeon' und ‚Herbarium Apulei.'
9. Le classicisme et Victor Hugo.
10. Laut- und Flexionsverhältnisse des ‚Peri Didaxeon'.
11. L'originalité de Molière dans Don Juan.
12. Französische Nachahmungen und Übersetzungen der Werke Cervantes'.[1])
13. Pope's literary relations with his contemporains.
14. L'animal dans les poésies de Marot.
15. Das Naturgefühl bei Lydgate.
16. Untersuchungen über Lord Byrons Verskunst.[1])
17. The Language of the Old English Version of the Gospel of Nicodemus.[1])
18. Rob. Browning's Verse-Forms.
19. Etudes sur la légende de Horn.
20. Die Tragödien des Alexandre Hardy.
21. Das Märchen von Amor und Psyche in den drei romanischen Hauptsprachen.[1])
22. The Alliteration of Lydgate.
23. La Syntaxe du Verbe dans „Le Pelerinage de l'âme.[1])
24. Wortbildungslehre des Sardischen.
25. Das Sprichwort bei Gower.[1])
26. Cinquième livre de Rabelais.

VIII. Aufgaben beim I. Abschnitt der Prüfung aus der Mathematik und Physik.

(Prüfungsergebnis: Angemeldet waren 88 Kandidaten; 20 sind zurückgetreten; von den 68 Geprüften erhielten die Note I: 1, II: 31, III: 27, IV: 9, haben also nicht bestanden.)

[1]) Aus der Zahl der vom K. Staatsministerium für 1904 festgesetzten Themata.

Algebraische Analysis (2 Stunden).

Man berechne den Ausdruck

$$arctang\ \sqrt{i} \qquad [i = \sqrt{-1}]$$

auf 2 Dezimalen genau.

(Benutzung der Logarithmentafel gestattet.)

Algebra (2 Stunden).

In der Gleichung vierten Grades

$$x^4 + a_1 x^3 + \frac{7}{4} x^2 - \frac{3}{4} x + a_4 = 0$$

(wo a_1 und a_4 noch unbekannte Zahlen sind) gelten die folgenden beiden Beziehungen zwischen den Wurzeln

$$x_1 + x_2 = x_3 + x_4$$

$$x_1 x_2 = 2 x_3 x_4.$$

Man berechne die Wurzeln der Gleichung und die Koeffizienten a_1 und a_4.

Deutscher Aufsatz (5 Stunden).

Was die Epoche besitzt, verkünden hundert Talente,
Aber der Genius bringt ahnend hervor, was ihr fehlt. Geibel.

Ebene Trigonometrie (2 Stunden).

Von einem Viereck sind gegeben: der Flächeninhalt F und zwei auf einander folgende Winkel α und β. Weiter soll das Viereck gleichzeitig ein Sehnenviereck und ein Tangentenviereck sein.

Man berechne eine Seite des Vierecks sowie die Radien der ihm eingeschriebenen und umschriebenen Kreise.

Sphärische Trigonometrie (2 Stunden).

Fällt man in einem rechtwinkligen sphärischen Dreieck vom Scheitel des rechten Winkels ein sphärisches Lot auf die Hypotenuse, so gelten die beiden Sätze:

a) Das Quadrat des Sinus dieses Lotes ist gleich dem Produkt aus den Tangenten der beiden Hypotenusenabschnitte.

b) Das Quadrat der Tangente jeder Kathete ist gleich dem Produkte aus den Tangenten der Hypotenuse und des anliegenden Abschnittes.

Beweis!

Darstellende Geometrie (4 Stunden).

Darstellung eines Rotationskegels mit einem auf ihm liegenden Kegelschnitt in senkrechter Projektion.

Von dem Rotationskegel sind gegeben: die Spitze $S\ (S_1, S_2)$, ein Punkt $A\ (A_1, A_2)$ des Basiskreises und zwei Punkte $B\ (B_1, B_2)$, $C\ (C_1, C_2)$ der Mantelfläche.

Der Kegelschnitt soll durch die drei Punkte A, B, C gehen.

Die Konstruktionen sind auf dem Beiblatt nach den gegebenen Lagenbeziehungen sorgfältig auszuführen. Das Hauptblatt soll eine kurze Beschreibung der Konstruktion enthalten.

Differential- und Integralrechnung.

1. Aufgabe (2 Stunden).

1. Es soll der Lauf der Kurve

$$y = \frac{log\ x}{x}$$

auf seine Gestalt hin (Asymptoten, Maximum oder Minimum, Wendepunkt) untersucht werden.

2. Daraus soll geschlossen werden, ob es untereinander verschiedene Werte x und x^1 gibt, für welche

$$x^{x^1} = x^{1^x}$$

ist.

3. Ferner soll der Flächeninhalt zwischen der Kurve, der Abscissenaxe und den Ordinaten vom Durchschnitt der Kurve mit der x-Achse bis zum Wendepunkt hin berechnet werden.

2. Aufgabe (2 Stunden)

Man rechne das unbestimmte Integral aus:

$$\int \frac{8x^3 - 27x^2 + 60x - 59}{x^4 - 4x^3 + 10x^2 - 12x + 5}\, dx.$$

Planimetrie (2 Stunden).

Von dem gegebenen Dreieck ABC soll $^2/_5$ der Fläche durch eine Gerade abgeschnitten werden, welche durch einen aufserhalb des Dreiecks ganz beliebig liegenden Punkt geht. Determination.

Stereometrie (2 Stunden).

Von vier gleichen Kugeln, deren Radius r ist, berührt jede die drei übrigen ausschliefsend. Ein gerader Kegel ist den Kugeln umschrieben, so dafs der Kegelmantel die vier Kugeln und die Kegelgrundfläche drei Kugeln berührt.

Wie grofs ist der Flächeninhalt des Kegelmantels und das Volumen des Kegels?

Analytische und synthetische Geometrie der Kegelschnitte.

1. Aufgabe (2 Stunden).

Es bedeute E eine Ellipse mit den Halbaxen a, b; ferner H die zu E confocale Hyperbel, welche durch die vier Ecken des von den Scheiteltangenten der Ellipse E gebildeten Rechtecks hindurchgeht. Man beweise analytisch, dafs die Tangenten der Ellipse E in den Punkten, wo sie von H geschnitten wird, zu den Asymptoten von H parallel sind. Ferner ermittle man, für welchen Wert des Verhältnisses $a:b$ die vier Punkte, in denen die Scheiteltangenten von H die Asymptoten dieser Hyperbel treffen, auf der Ellipse E liegen und erläutere diesen Fall durch eine Zeichnung.

2. Aufgabe (2 Stunden).

Sind zwei Gerade $S_1 s_1$, $S_2 s_2$ gegeben, die in den Punkten S_1 S_2 als zweiseitig spiegelnde betrachtet werden, dann entsprechen den beiden von einem Lichtpunkt L ausgehenden Lichtstrahlen LS_1 LS_2, die Reflexionsstrahlen $S_1 \Lambda$, $S_2 \Lambda$, welche sich in dem Reflexionspunkt Λ schneiden.

1. Es ist zu beweisen, dafs der Reflexionspunkt Λ einen Kegelschnitt λ beschreibt, wenn der Lichtpunkt L sich auf einer Geraden l bewegt, und dieser Kegelschnitt zu konstruieren.
2. Es sind die speziellen Fälle zu erörtern, wenn die Gerade l mit der Geraden $S_1 S_2$ zusammenfällt, wenn sie im Unendlichen liegt oder sich in anderen speziellen Lagen befindet.
3. Es sind die Beziehungen der Kegelschnitte λ anzugeben, welche allen durch einen Punkt P gehenden Geraden l entsprechen.

Die Zeichnung ist auf dem Beiblatt nach der gegebenen Lagenbeziehung, die zweckmäfsig gewählt ist, auszuführen. Das Hauptblatt soll die Beschreibung der Lösung enthalten.

IX. Themata der wissenschaftlichen Abhandlungen beim II. Abschnitt der Lehramtsprüfungen aus der Mathematik und Physik.

(Prüfungsergebnis: Angemeldet waren 41 Kandidaten, zurückgetreten sind 7; mit der Arbeit zurückgewiesen wurden 3; von den 31 Geprüften erhielten die Note I: 2, II: 21, III: 6, IV: 2, d. h. nicht bestanden.)

1. Bei gegebenen Gleichungen $x^3 + ax^2 + bx + c = etc.$ sollen die Resolventen aufgestellt werden, welche $\alpha^2\beta$ und $\alpha^3\beta^2\gamma$ zu Wurzeln haben. Ihre Koeffizienten sind als ganze Funktionen der a, b, c, resp. a, b, c, d auszudrücken. (Dieses Thema wurde viermal mit Erfolg bearbeitet.)
2. Es sind nach den Angaben bei Darboux Leçons sur la théorie générale, tome III p. 230 ff. die Gleichungen sämtlicher Regelflächen zu finden, welche in Rotationsflächen verbiegbar sind. (Dieses Thema wurde zweimal mit Erfolg bearbeitet.)
3. Die ganzen Funktionen von x, welche bei Abbrechen von Potenzreihen für $\frac{1}{1+x}$, $(1+x)^m$, e^x *etc.* nach dem n^{ten} Gliede entstehen, genügen linearen Differenzialgleichungen 1. und 2. Ordnung.
4. Über Elektrisierung durch ionisierte Gase.
5. Ionenbildung durch Bodenluftemanation.
6. Das Normalenproblem für die Paraboloide.
7. Gegeben eine Kurve 4. Ordnung mit 1, 2, 3 Doppelpunkten in den Endpunkten des Koordinatendreiecks. Es sollen die Gleichungen zur Bestimmung der Wendepunkte und Doppeltangenten aufgestellt werden. (Dieses Thema wurde zweimal mit Erfolg bearbeitet.)
8. Anknüpfend an eine Bemerkung von Darboux haben Fouché etc. Methoden angegeben um die algebraischen Raumkurven konstanter Torsion zu bestimmen. Man soll eine Darstellung dieser Methoden geben und mittels derselben spezielle Kurven der genannten Gattung aufstellen.
9. Über Radioaktivität von Niederschlägen, Quellen usw.
10. Zusammenfassende Darstellung der Hauptsätze aus der Theorie der divergenten Reihen.
11. Die Wandlungen des Indivisibilienbegriffes von Cavalieri bis Wallis und die Entstehung des Grenzbegriffes.
12. Ein symbolisches Produkt z. B. $(ab)^3\,(ac)^2\,(ad)\,(bc)$ etc. soll mittels Überschiebungen berechnet werden.
13. Grassmannsche Erzeugungsweise der Kurven dritter Ordnung in ihren Ausartungen.
14. Es soll die Theorie des Foucaultschen Pendels mit Hülfe der Hamiltonschen partiellen Differentialgleichung behandelt werden.
15. Bewegung eines materiellen schweren Punktes auf einer um eine feste Axe rotierenden Kugel.
16. Über die Energieverteilung in den Spektren des Bogenlichtes.
17. Die elastische Linie von Drehstrommaschinen mit grofsen Durchmessern.
18. Die am Ende von Kap. IV des Werkes von Goursat, Leçons sur l'intégration etc. zur Lösung vorgelegten Fragen sind im Anschlufs an die allgemeine Methode etc. vollständig durchzuführen.
19. Es sind die isogonalen Trajektorien eines Systems von Kreisen in der Ebene zu bestimmen und durch passende Beispiele zu veranschaulichen; insbesondere aber wird die Verallgemeinerung der von Darboux für orthogonale Trajektorien ausgesprochenen Sätze gewünscht. (Dieses Thema wurde zweimal mit Erfolg bearbeitet.)
20. Über die von den positiven Strahlen (Kanalstrahlen) hervorgerufenen Leuchterscheinungen.
21. Über das magnetische Verhalten von Eisenpulvern und Mischungen desselben mit unmagnetisierbaren Pulvern.
22. Es sollen mit Hilfe der Transformationsmethode alle möglichen Arten von Singularitäten aufgestellt werden, welche bei einem dreifachen und vierfachen Punkt einer Kurve 6. Ordnung vorkommen können.

23. Ein unter einer freien Wasseroberfläche befindlicher Körper, dessen Punkte durch Grund- und Aufriſs gegeben sind, soll für ein über der Wasseroberfläche befindliches Auge und eine vertikale Bildebene in Perspektive gesetzt werden
24. Eine Erzeugung der Raumkurven 4. Ordnung 1. Spezies und deren Verwendung.
25. Auflösung gewisser algebraischer Eliminationsaufgaben durch Benützung der Teilungsgleichungen der p-Funktion.
26. Die Endpunkte A, B einer starren Strecke auf einer Geraden g bewegen sich respektive auf den Kreisen α, β, die auf einer Kugelfläche liegen. Es soll die Bewegung der Geraden g und deren Punkte geometrisch untersucht werden im allgemeinen und für besondere Lagen der Kreise α, β auf der Kugelfläche.

Verzeichnis

der vom Kgl. Staatsministerium des Innern für Kirchen- und Schulangelegenheiten für den II. Abschnitt der Lehramtsprüfung aus den philologisch-historischen Fächern[1]) des Jahres 1905 festgesetzten Themata.

A. Klassische Philologie.

1. J. van Leeuwens Textrezension des aristophanischen Plutus (Leiden, Sijthoff) soll auf ihren wissenschaftlichen Wert geprüft werden. (Aristophanis Plutus. Cum prolegomenis et commentariis ed. J. van Leeuwen. Leiden, Sijthoff XXVI u. 182 pgg.)
2. Platon als Humorist.
3. Die ἀντιλαβαί in den Sprechpartien der griechischen Dramen. (Der Begriff ist in etwas weiterem Umfang zu fassen, so daſs Fälle wie Soph. Elektra 1322 ff. unter denselben fallen.)
   a) Ihr erstes Auftreten in Tragödie und Komödie. Grund derselben.
   b) Verschiedenheit der Anwendung und Wirkung in beiden Dichtungsarten.
4. In Plutarchs Moralia findet sich eine Reihe von höchst bemerkenswerten Urteilen über griechische Dichter z. B. über Sophokles I, 27F und besonders I, 79B (cfr. Nauck, Allgemeine Einleitung I. Bd. p. 27 ff.). Dieselben sind zunächst
   a) unter bestimmte Rubriken geordnet zusammenzustellen,
   b) nach der ästhetischen Seite zu würdigen,
   c) mit den sonstigen Urteilen und Charakteristiken aus dem Altertum zu vergleichen.

   Die Arbeit muſs nach anderen Gesichtspunkten angelegt und in weiterem Umfang gefaſst werden, als das geschehen ist von Albert Mühl in seinem Programm von Neuburg 1900 „Quomodo Plutarchus Chaeronensis de poetis scaenicis Graecorum iudicaverit?“
5. Nach einer Übersicht über den Stand des Tyrtaiosproblems (Schwartz, E. Meyer, Beloch) sollen die Fragmente des Tyrtaios inhaltlich und formell (sprachlich wie metrisch) analysiert und ihre Beziehungen zu den übrigen Elegikern dargelegt werden.
6. In die alphabetisch geordneten Handschriften der Paroemiographen sind Exzerpte aus einem alten Lexikon eingeschoben (Crusius, Analecta ad paroemiographos Graecos; Brachmann, Quaestiones Pseudo-Diogenianeae). Diese Exzerpte sind auszuscheiden, kritisch herzustellen und mit den verwandten Überlieferungen bei den antiken Lexikographen zu vergleichen.
7. In den Didaskalien und Argumenten der griechischen (Aristophanes, Kratin, Dionysalexandros in den Oxyrhynchospapyri IV) und römischen Dramen finden sich Zahlen, die auf eine bestimmte Anordnung der Stücke hinweisen. Auf Grund einer Sammlung der Beispiele soll der Versuch gemacht werden, festzustellen, welches Prinzip dieser Anordnung zu grunde liegt.
8. Beobachtungen über den Gebrauch einzelner Präpositionen (z. B. ἐν, ἀπό, ὑπέρ usw.) in den griechischen Papyri der Ptolemaeer- und Römerzeit (vgl. A. Deiſs-

[1]) Themata aus der deutschen Philologie und der Geschichte wurden für 1905 nicht gestellt, da die für 1904 gestellten nur vereinzelt Bearbeitung gefunden haben.

mann, Berl. Phil. Wochenschrift 1904 n. 7 in der Besprechung von Blass, Grammatik des Neutestamentlichen Griechisch).

9. Die Ansätze zu Charaktertypen in der attischen alten Komödie.
10. Die Frage des alexandrinischen Schriftstellerkanons soll nach der negativen Behandlung durch U. von Wilamowitz, Textgeschichte der griechischen Lyriker (Berlin 1900, aus den Abhandlungen der Göttinger Ges.-Ges.) S. 63 ff. noch einmal geprüft und zusammenhängend dargestellt werden.
11. Die Bedeutung der Termini *κοινῶς* und *Ἑλληνικῶς* im Lexikon des Attieisten Moiris.
12. Was lehrt Cicero in seinen rhetorischen Schriften (De or. II, 215—289 und Or. 87—90) über die rednerische Verwendung des Witzes, und wie stimmt der praktische Gebrauch, welchen er selbst in seinen Reden davon gemacht hat, mit jenen seinen theoretischen Anweisungen überein?
13. Die Reden in den Historien und Annalen des Tacitus sollen sachlich und sprachlich gewürdigt werden.
14. In den letzten Büchern der Historia naturalis des Plinius geht die handschriftliche Überlieferung auseinander. Auf der einen Seite steht der Bambergensis, auf der anderen Seite Vossianus und Riccardianus. Mit Zugrundelegung der neuesten Ausgabe von Mayhoff können aus den kunsthistorischen Abschnitten in Buch 34 und 35 die Lesearten der doppelten Tradition einander gegenübergestellt und mit ausführlicher Begründung abgewogen werden. Ein besonderes Augenmerk soll darauf gerichtet werden, ob aus den Lesungen des Bambergensis sich für den Text des Plinius noch Neues ergibt.
15. Auf Grund einer sorgfältigen Analyse des 1. Buches von Apuleius Schrift de Platone et eius dogmate soll festgestellt werden, inwieweit echte platonische Lehren mit fremdartigen Bestandteilen versetzt wurden.
16. Die Ergebnisse, die Mommsen durch seine Quellenanalyse im Solinus gewonnen, sollen, da diese in der neueren Zeit Angriffe erfahren haben, einer Neuprüfung unterstellt werden.
17. Der „Kimonische Frieden".
18. Das Verhältnis Xenophons zu der gerichtlichen Klage gegen Sokrates und zu der literarischen *κατηγορία*.
19. Appians Bericht (b. c. I. 7 ff.) über die Entwicklung der agrarischen Verhältnisse in Italien, dann über Beweggründe und Ziel der Gracchischen Reform ist auf seinen geschichtlichen Wert zu untersuchen.
20. Die geographisch-militärischen Verhältnisse Italiens in Prokops Gotenkrieg mit Berücksichtigung der früheren Kreise und Strafsen.
21. Silen, Satyr, Pan mit Beziehung auf die Theaterfragen.
22. Die Darstellungen von Bogen mit Bogenschützen auf griechischen Denkmälern und der Gebrauch des Bogens bei den Griechen.
23. Die auf Tragödien zurückgeführten Bildwerke (vgl. Huddilston, die griechische Tragödie im Lichte der Vasenmalerei. Engelmann, archäologische Studien zu den Tragikern) sind zu erläutern und die Berechtigung der Zurückführung kritisch zu prüfen.

(Es ist nicht notwendig, dafs alle Bildwerke behandelt werden; eine Beschränkung auf eine Gruppe von Bildwerken oder einen bestimmten Dichter würde sogar eventuell der Arbeit bei richtiger Vertiefung nützlich sein.)

Bemerkung.

Themata aus der byzantinischen und patristischen Literatur sind beim II. Abschnitte der philologischen Lehramtsprüfung zulässig, wenn sie mit dem klassischen Altertum in näherer Beziehung stehen; doch soll die blofse Gemeinsamkeit der Sprache als solche nähere Beziehung nicht gelten. Im Zweifelsfalle können die Prüfungskandidaten über die Zulässigkeit eines Themas eine bezügliche Anfrage an das Staatsministerium richten.

Personalnachrichten.

Ernannt: a) an humanistischen Anstalten: der Gymnl. am neuen Gymn. in Würzburg Dr. Karl Stöckl wurde zum außerordentlichen Prof. am Lyzeum Passau (Physik u. Math.) ernannt; der gepr. Lehramtskand. und Assistent des Progymn. Donauwörth Andreas Kürschner zum Gymnl. für Arithmetik u. Math. am Progymn. Traunstein; der Assistent (N. Spr.) an der Kreisrealschule Bayreuth, Wilhelm Pfündl, zum Gymnl. (N. Spr.) am Gymn. Zweibrücken.

b) an Realanstalten: der Gymnl. (N. Spr.) am Gymn. Zweibrücken Dr. Karl Manger wurde zum Prof. der neueren Sprachen an der Realschule Neuulm befördert.

Versetzt auf Ansuchen: a) an humanistischen Anstalten: der Gymnl. (Math.) am Progymn. Traunstein Dr. Gg. Faber an das neue Gymn. in Würzburg.

Entlassen: der Prof. (N. Spr.) an der Realschule Neuulm Dr. Gustav Herberich wurde auf Ansuchen aus dem Staatsdienste entlassen und demselben zugleich der Wiedereintritt in diesen Dienst auf die Dauer von drei Jahren vorbehalten.

Assistenten: a) an humanistischen Anstalten: als Assistenten wurden in widerruflicher Weise beigegeben: dem Gymn. bei St. Stephan in Augsburg der gepr. Lehramtskand. Joseph Bauernfeind aus Parkstein, B.A. Neustadt a. W.-N.; dem Gymn. Amberg der gepr. Lehramtskand. Ludwig Unterseher aus Schönbrunn, B.A. Beilngries; dem Theresiengymn. in München der gepr. Lehramtskand. Dr. Wilh. Schäfer aus Gerolzhofen; dem Progymn. Kusel der gepr. Lehramtskand. Cyriakus Grünewald aus Aidhausen, B.A. Hofheim; der gepr. Lehramtskand. Max Deisenrieder wurde auf Ansuchen vom Antritt der ihm übertragenen Assistentenstelle am Gymn. Freising enthoben und an dessen Stelle der genannten Anstalt der gepr. Lehramtskand. Dr. Andreas Bauer aus Schönbrunn, B.A. Bamberg II, in widerruflicher Weise als Assistent beigegeben; dem Progymn. Donauwörth wurde der gepr. Lehramtskand. Heinrich Ballmann aus Würzburg als Assistent beigegeben; der Assistent am Gymn. Dillingen, Karl Kiefer, wurde auf Ansuchen seiner Stelle enthoben und für denselben dem Gymn. Dillingen der geprüfte Lehramtskandidat Adolf Hornung aus Bamberg als Assistent beigegeben.

b) an Realanstalten: die Errichtung einer Handelsabteilung an der Realschule Aschaffenburg wurde genehmigt und die Lehrstelle für Handelswissenschaften dem gepr. Lehramtskand. Jos. Schätzl aus Raßberg zunächst in der Eigenschaft eines Lehramtsverwesers übertragen; die an der Kreisrealschule Bayreuth sich erledigende Assistentenstelle (N. Spr.) wurde dem gepr. Lehramtskandidaten Nikolaus Frey aus Reichau, z. Z. Lehrer an der höheren Handelsschule in Landau i. Pf. übertragen; der Assistent für Realien an der Kreisrealschule Kaiserslautern Dr. Joh. Riel wurde seiner Funktion enthoben und diese dem gepr. Lehramtskand. Michael Dellinger aus München übertragen.

In Ruhestand versetzt: a) an humanistischen Anstalten: die im zeitl. Ruhestand befindlichen Gymnprof. Jos. Fürtner (vormals am Maxg. in München), und Dr. Wilh. Hecht (vormals in Nürnberg, A. G.) wurden unter Anerkennung ihrer langjährigen mit Eifer und Treue geleisteten Dienste in den dauernden Ruhestand versetzt.

b) an Realanstalten: der im zeitlichen Ruhestand befindliche Prof. für Realien an der Kreisrealschule Augsburg, Dr. Friedrich Roth, wurde auf Ansuchen wegen fortdauernden körperlichen Leidens und dadurch herbeigeführter Dienstesunfähigkeit unter Anerkennung seiner langjährigen, mit Eifer und Treue geleisteten Dienste in den dauernden Ruhestand versetzt.

Gestorben: a) an humanistischen Anstalten: Eugen Waldschmitt, Gymnl. a. D. in Albersweiler; Dr. Nikolaus Riedy, Studienlehrer in Lindau; Dr. Matthäus Weishaupt, Gymnprof. a. D. in München, zuletzt in Kempten (im 98. Lebensjahre!).

b) an Realanstalten: Dr. Sebastian Ruchte, Realschulrektor a. D. in München.

Drei farbentragende Gymnasiasten-Verbindungen in Lübeck.

Auf S. 349 dieses Jahrganges wurde anläfslich des Erscheinens einer Broschüre von Joh. Biernatzki auf die schreienden Mifsstände in Lübeck hingewiesen. Was der Verfasser in seiner Schlufsfolgerung forderte, nämlich die sofortige Schliefsung dieser Verbindungen durch die Behörde, das ist unerwartet rasch in erfreulicher Weise erfolgt; denn an demselben Tage, an welchem das Heft 5/6 unserer Blätter zur Ausgabe gelangte, berichteten die Zeitungen: Lübeck 18. Mai. „Die hier noch bestehenden farbentragenden Schülerverbindungen am Katharineum sind durch Beschlufs der Oberschulbehörde aufgelöst worden." (Die Red.)

Vorläufige Mitteilung über den Inhalt des ersten Heftes 1905.

Der Vereinsausschufs hat in seiner letzten Sitzung auf den Antrag des Redakteurs beschlossen, den zu Beginn des Jahres 1905 (voraussichtlich Ende Januar) auszugebenden neuen Personalstatus diesmal im Rahmen der Vereinszeitschrift zu veröffentlichen, wodurch dem Verein die sonst sehr beträchtlichen Kosten für eine Sonderausgabe des Status erspart werden. Da nun das Heft 1/2 des neuen Jahrganges 1905 ausschliefslich für diese Veröffentlichung bestimmt ist, so kann weiteres Manuskript in demselben nicht zum Abdruck gelangen.

München, im Dezember 1904.

Dr. J. Melber, Redakteur.

Neue Klassiker-Bände mit Erläuterungen.

Lessings Abhandlungen über die Fabel nebst einem Anhang: Fabeln erläutert und **Briefe, die neueste Literatur betreffend.** Mit ausführlichen Erläuterungen für den Schulgebrauch und das Privatstudium von B. Lütticken, Seminarlehrer. Geb. Mk. 1,50.

Grillparzer, Das goldene Vließ. Zum Schulgebrauch hrsg. von Dr. H. Crecelius. Mit Porträt Grillparzers. Geb. Mk. 1,60.

Dichter des 19. Jahrhunderts. Lyrische und epische Gedichte aus der Zeit nach Goethes Tode. Für Schule und Haus hrsg. von F. Welcken, Sem.-Lehrer. Geb. Mk. 1,80.

Shakespeare, König Richard II. Nach der Schlegelschen Übersetzung hrsg. und mit Einleitung u. Erläuterungen versehen von Dr. Karl Warnke, Gymn.-Oberlehrer. Geb. Mk. 1,20.

Verlag von Ferdinand Schöningh in Paderborn.

Verlag von GUSTAV FISCHER in JENA.

Soeben erschien:

Beiträge zur Frage des naturwissenschaftlichen Unterrichts an den höheren Schulen

von

W. Detmer (Jena), R. Hertwig (München), M. Verworn (Göttingen), H. Wagner (Göttingen), J. Wagner (Göttingen), J. Walther (Jena)

gesammelt und herausgegeben von **Max Verworn.**

Preis: 1 Mark 50 Pfg.

SEYDLITZ Schulgeographie

In 5 Ausgaben. * Gesamt-Verbreitung 2 Millionen Bände u. Hefte.

Ausgabe A: Grundzüge der Geographie.

Mit 66 Karten und Holzschnitten im Text, einer Farbentafel, sowie einem Anhange von 22 Bildern. 24. Bearbeitung besorgt von Professor Dr. E. Oehlmann. Geb. 1 Mk.

Ausgabe B: Kleines Lehrbuch der Geographie.

Mit 112 Karten u. Abbildungen im Text, 5 farbigen Tafeln u. 46 typischen Darstellungen. 22. Bearbeitung besorgt von Professor Dr. E. Oehlmann. In Leinwandband 3 Mk.

Auf Verlangen sendet = Prüfungsexemplare = die Verlagsbuchhandlung von

Ferdinand Hirt in Breslau VI, Königsplatz 1.

In der **Herderschen Verlagshandlung** zu **Freiburg im Breisgau** (für den Buchhandel durch jede Buchhandlung zu beziehen) ist soeben erschienen und kann durch alle Buchhandlungen bezogen werden:

Baumhauer, Dr. Heinrich, Leitfaden der Chemie insbesondere zum Gebrauche an landwirtschaftlichen Lehranstalten. Neue Ausg. gr. 8°

I. **Anorganische Chemie.** Siebente Auflage. Mit 41 in den Text gedruckten Abbildungen. (VIII u. 104 S.) M —.— geb. in Halbleder M —.—

II. **Organische Chemie.** Mit Rücksicht auf die Bedürfnisse der Landwirtschaft. Fünfte Auflage. Mit 18 in den Text gedruckten Abbildungen. (VIII u. 104 S.) M —.— geb. in Halbleder M —.—

Lorscheid, Dr. J., Lehrbuch der anorganischen Chemie. Mit 154 in den Text gedruckten Abbildungen und einer Spektraltafel in Farbendruck. Zweite verbesserte Auflage von Dr. Arnold von Oefele. gr. 8° (VIII u. 480 S.) M 7.20; geb. in Halbleder M 8.20

Pfaff, Dr. L., Leitfaden der Naturgeschichte. Zoologie — Botanik — Mineralogie. Siebente verbesserte Auflage. Mit 374 Bildern gr. 8° (VIII u. 372 S.) M 2.80; geb. in Halbleinenband M 3.60

Schlapp, Wilhelm, Geometrische Aufgaben über das Dreieck. Für Schüler höherer Lehranstalten in Unterrichtskursen bearbeitet, gesammelt und herausgegeben. Mit 60 Abbildungen. (VIII u. 70 S.) Kartoniert M 1.—

Der Inhalt der Aufgaben ist der Lehrstoffverteilung dieser Klassen entsprechend geordnet und systematisch fortschreitend. Jede Aufgabe ist vollständig gelöst. Es ist nur die Kenntnis der Sätze vorausgesetzt, die gewöhnlich in jedem Lehrbuche der Geometrie enthalten sind. Die Figuren sind sorgfältig gezeichnet und deutlich.

Schwering, Karl, Analytische Geometrie für höhere Lehranstalten. Zweite verbesserte Auflage. Mit 7 Figuren. gr. 8° (VIII u. 204 S.) M 3.—

— Sammlung von Aufgaben aus der Arithmetik für höhere Lehranstalten. Zweite, verbesserte Auflage. gr. 8°

Erster Lehrgang. (VIII u. 144—216) M 1.80; geb. in Halbleinenband M 2.20. — Schlüssel hierzu:

Erster Lehrgang. (VIII u. 96 S.) M 1.20; geb. M 1.60

Zweiter Lehrgang. (VIII u. 82—160) M 1.20; geb. M 1.60

Der dritte Lehrgang ist unter Presse. (XXIV u. 367) M 3.60; geb. in Halbleder M 4.80

Zur Bedeutung der Namen und Zeichen siehe Anzeiger Nr. 1 (1911) S. 20.

PIANOS von M 500 an **HARMONIUMS** von M 80 an

Moderne Modelle. Kleinste Raten. Illustr. Gratisliste. Pianos u. Harmoniums zu verleihen bei freier Abfuhr der Miete. — Illustr. Katalog gratis. Frei. PIANOS sind das beste preiswerte guter Hausschmuck! Man lese!

Spez.: **Wilh. Rudolph, Giessen** gegr. 1851.

Größtes Fachblatt.

Zuletzt 1870 gedruckt.
Der Jahrgang 50 Jahre alt geworden.
Mit Abbildung illustriert.

Verbreitet, Einflußreich, verbreitet.

Emmer-Pianinos Flügel — Harmoniums.

Fabrik: **Wilhelm Emmer**
Berlin C. 170, Seydelstr. 20.

Garantie Garantie

Ehrenvolle Auszeichnungen

Widener Library
3 2044 098 633 423